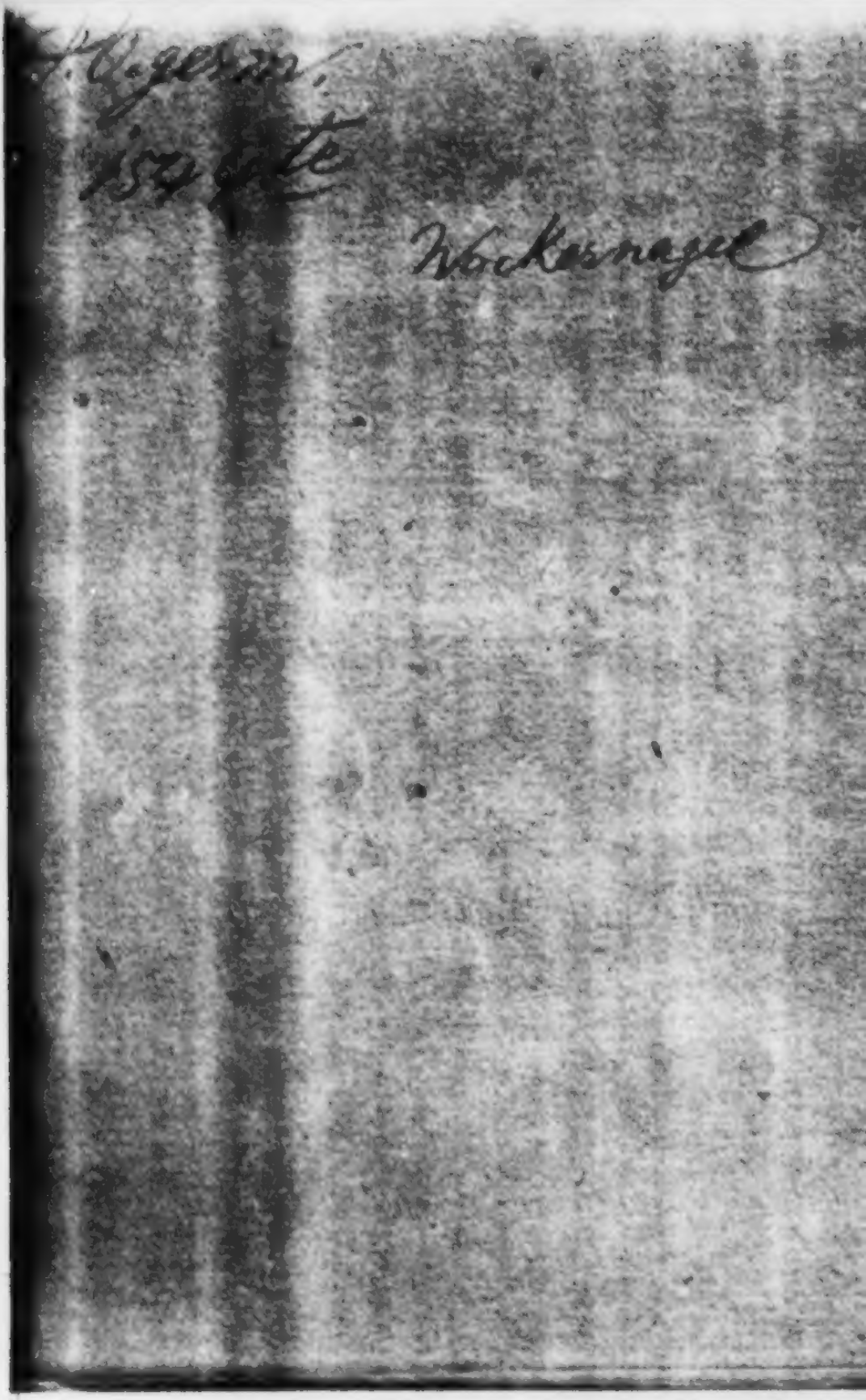


Zwölf mittelhochdeütsche

lyrische Gedichte.

Seinem

Wilh. Buchholz

Wilh. Wakkernagel.

Berlin.
MDCCCXXVII.

Zwölf mittelhochdeütsche lyrische Gedichte.

I. *Spervogel.*

Waz vromt dem rosse, daz ez bî dem vuoter stât,
und einem wolve, daz er bî den schâfen gât,
der in diu beide tiure tuot?
sô ist ez jenem alsô guot,
der veile vindet, swaz er wil, und des niht mak vergelten.
ein licht in vremdes mannes hant, daz vröüt den blinden selten.

(Cod. palat. CCCLVII. fol. 27, a. Bodm. Samml. II, 227, a.)

II. *Spervogel.*

Swer einen vriunt wil suochen, dâ er sîn niht hât,
und vert ze walde spürn, sô der snê zergât,
und koufet ungeschouwet vil
und haltet gerne verlornu spil

und dienet einem bœsen man, dâ ez âne lôn belîbet,
dem wirt wol afterriuwe kunt, oberz die lenge trîbet.

(Cod. pal. 27, a. b. Bodm. ebda.)

III. *Sperwogel.*

Swer lange dienet, dâ man dienstes niht verstât,
und einen ungetriuwen miteslüzzel hât
und einen valschen nâchgebûr,
dem wirt sîn spîse harte sûr;
obe er sich wil alsô betragen, daz er arman niht verdirbet,
daz muoz von gotes helfe komen, wan er mit triuwen wirbet.

(Pal. 27, b. Bodm. ebda.)

IV. *Sperwogel.*

Ein wolf und ein wizzic man
sazten schachzâbel an.
Sî wurden spilnde umbe guot.
der wolf begonde sînen muot
Nâch sînem vater wenden:
dô kom ein wider dar gegân: dô gap er beidiu roch umbe einen venden.

(Pal. 28, a. Bodm. 228, a. Eine Überarbeitung mit wörtlichen Beibehaltungen Liedera. II. no. CLXI.)

V. *Spervogel.*

Ez mak der man sô vil vertragen —
hôrt' ich Kerlingen sagen —,
Daz man in deste wirs hât;
sô wirt sîn sus vil guot rât,
Ist er widersæze.
Zwêne hunde striten umbe ein bein; dô truog ez hin ze jungest der ræze.

Zwêne hunde striten umbe ein bein.
dô stuont der bœser unde grein;
Waz half ime al sîn grînèn?
er muostez bein vermîdèn.
Der ander truogez
von dem tische hin ze der tür; er stuont ze sîner angesiht und gnuogez.

(Pal. chda. Bodm. 228, a. b. Überarbeitung Lieders. II. no. CLXII.)

VI. *Her Walther.*

Jâ waz wirt der kleinen vogelîne?
der kalte snê,
der tuot in wê.
Daz sint nû die meiste swære mîne,

mir enfüege got
sulchen spot,
Daz diu schœne gnâde an mir tæte,
diu mir næhest minen arn vernæte.

† Owê daz ich alsô verre
von ir hin
gevarn bin!
Jô fürhte ich sêre, daz ez mir gewerre,
daz sie ein ander siht
und ich niht.
Wolte got, und wærens' alle tôren,
die ir sô vil gerûnen zuo den ôren.

Wil sie wider sie als lange striten,
als wider mich,
daz lob' ich:
Sô getuot siez noch in langen zîten.
ê, denne ez ergê,
ich kume ê.
Wan des einen forht' ich harte sêre:
kan ich vil, sie kan vil lihte mêre.

Tumbe liute nement mich besunder
und frâgent mich dâ bî,
wer sie sî.
Rieten siez, daz wære ein michel wunder:

wenne daz nie geschach,
des ich dâ jach.
Muget ir hœren gemeliche mære:
gerne weste ich wer sie selbe wære!

(Würzburg. Pergamenthsch. fol. 169, B, a. b. unter Walthers von der Vogelweide Gedichten.)

VII. *Her Gotevrit von Nifen.*

Sol ich disen sumer lank
bekümbert sîn mit kinden,
sô wær' ich lieber tôt!
Des ist mir mîn fröide krank.
sol ich niht ze den linden
reigen, owê dirre nôt!
Wigen wagen, gugen gagen! — wenne wil ez tagen? —
minne, minne, trûte minne, swig: ich wil dich wagen.

Amme nim daz kindelîn,
daz ez niht en weine,
als lieb, als ich dir sî!
Ringe mir die swære mîn:
dâ maht mich alleine
mîner sorgen machen frî.

Wigen wagen, gugen gagen! — wenne wil ez tagen? —
minne, minne, trûte minne, swîg: ich wil dich wagen.

(Ahd. Mus. I, 386.)

VIII. *Her Uolrich von Liehtensteine.*

Ein tanzwîse.

Wol mich der sinne,
die mir ie gerieten die lêre,
Daz ich sie minne
von herzen ie langer, ie mêre, —
Daz ich ir êre
rehte, als ein wunder, sô sunder, sô sêre
minne unde meine, sie reine, sie sælik, sie hêre!

Sælden ich wære
vil rîch und an fröüden der vruote,
Wolde min swære
bedenken diu vil hôch gemuote,
Diu wol behuote
vor valschen dingen. Mit singen ich muote,
dâz sie min hüete mit güete, sie liebe, sie guote!

Mîn hende ich valde
mit triuwen algernde âf ir vlîeze,
Daz sie, als Isalde
Tristanden, mich træsten müeze
Und alsô grüeze,
daz ir gebære mîn swære mir büeze, —
daz sie mich scheide von leide, sie liebe, sie süeze!

Mîn sendez denken,
dâ bî mîne sinne algemeine
Gar âne wenken
besorgen besunder daz eine,
Wie ich ir bescheine,
daz ich nu lange mit sange sie meine
in stætem muote, sie guote, sie liebe, sie reine!

Ich wünsche, ich dinge
des einen, daz vor grâwem hâre
Mir dâ noch gelinge
baz, danne ir genâde gebâre.
Trôst mîner jâre,
daz ist ir schouwe, sie vrouwe, ze wâre!
mich sol ir lachen vrô machen, sie süeze, sie clâre!

(Frauend. Tieck S. 183 f. Bodm. II, 28, a. I, 22, a. Cod. palat. CCCLVII. fol. 23, a.)

IX. *Her Nithart.*

Ein reige.

Ein altiu vor den reigen trat,
diu mêr danne tûsent runzen hât.
„Tohter hüete dâ heime wol!
ich bin worden vröüden vol.“

„„Muoter, wie ist iu geschehen?
waz habt ir hiure hie gesehen?
nû ist sîn mêr danne drîzek jâr,
daz ir truoget grâwez hâr!““

Si swank sich ûf rehte, als ein vogel.
„Jâ wil ich hiure sîn vil gogel!
seht an mîne sîten junk:
diu tuot noch manegen geilen sprunk!

Tohter nu hüete mir der tür
und lâ mich springen wider und vür
unde nim des knappen tougen war,
der dâ treit daz valwe hâr!“

„„Muoter, ich wil iuch vertreten:
ein hübescher man hât mich gebeten;
der kürzet uns die wile lank.““ —
Her Nithart disen reigen sank.

(Bodm. II, 83, a. Hs v. d. Hagens Papierhoch. fol. 56, a. no. LVI.)

X. *Her Nithart.*

Zuoloufennes gesungen

Uf dem berge und in dem tal
hebt sich aber vogelîn schal;
hiure, als ê,
grüener klê!
rûme ez winter! dû tuost wê.

Die boume, die da stuonden grîs,
die habent alle ir niuwez rîs
vogelîn vol:
daz tuot wol.
dâ von nimt der meige den zol.

Ein altiu mit dem tôde vaht,
beide, tak und ouch die naht;
diu sprank sider,
als ein wider,
und stiez die jungen alle nider.

(Bodm. II, 82, b. v. d. Hag. Hsch. fol. 58, a. b, no. LX.)

XI. *Her Reimâr.*

Wol mich lieber mære,
daz ich hân vernumen,
Daz der winter swære
wölle ze ende kumen.

Vil kûm' ich des erbeiten mac,
sît ich frôüde niht enpflac,
sît der kalte rîfe lac.

Mich'n hazzet nieman,
ob ich bin gemeit.
Weiz got, tuot ez ieman,
daz ist unsælikeit;
Wenne ich schaden niht enkan:
swes ot sie mir wol gan,
waz wil des ein ander man?

Solte ich mîne liebe
bergen unde heln,
Sô müeste ich ze diebe
werden unde steln:
Sinneclich' ich daz bewar.
mîn gewerbe ist anders war,
ich gê dannan oder dar.

Sô sie mit dem balle
trîbet kindes spot,
Daz sie iht sêre valle,
daz verbiete got!
Megde lât iuwer dringen sîn!
stôzet ir mîn frouwelîn,
sô ist der schade halber mîn.

(Würzb. Hdsh. fol. 191, A, a. b. unter Reymars des alten Gedichten.)

XII. *Her Geltar.*

Von Küenzingen her Wahsmuot,
der minnet sîne frouwen
über tûsent mîle. Dannoch was si ime gar ze nâhen:
Wand' ez ime sô sanfte tuot,
obe er sî solde schouwen
ûf eime hôhen turne, und daz er danne solde enpfâhen
Von ir hant ein vingerlîn, daz kust' er tûsent stunde.
læge er bî der wolgetânen mit ir rôten munde,
er geruorte niemer sî: wand' er vor liebe erwunde.

Wær' aber ich sô sælic, daz
ich die vil liebe hæte
alterseine an einer stat, daz uns dâ nieman schiede,
† Wir schieden âne haz.
wer weiz, waz ich ir tæte?
obe ich ir gewaltic wære, — ich sag' iu inme liede —
Ja enkust' ich niht daz vingerlîn, daz si an ir hende trüege:
ich kustes' an ir rôten munt; ich wære als ungevüege, —
mich dunket, sold' ich es iemer pflegen, ich enmohtes mich niht genüegen.

(Cod. pal. CCCLVII. fol. 24, b. 25, a. sehr entstellt und unter dem Namen GEDRVT.)

Varianten.

[un]æsthetische nämlich, zu jenen Tanzliedern findest du unter den Gedichten des seligen Joh. Heinr. Voss.

Owê hovelîchez singen!
daz dich ungefüeze dœne
Solten ie ze hove verdringen!
daz die schiere got gehœne!
Owê! daz din wirde alsô geliget,
des sint alle dîne friunde unfrô.
daz muoz eht alsô sîn — nû sî alsô!
fro Unfuoge, ir habt gesiget.

Die sô frevenlîchen schallent,
der muoz ich vor zorne lachen,
Daz sî in selben wol gevallent
mit alsô ungefüegen sachen,
Die tuont, sam die frösche in eime sê,
den ir schrîen alsô wol behaget,
daz din nahtegal dâvon verzaget,
sô sî gerne sunge mê.

Walther v. d. Vw. I, 112, a. b.

Geschichte
des
deutschen Hexameters
und
Pentameters
bis auf Klopstock.

Von
Wilhelm Wackernagel.

Berlin.
In der Finckeschen Buchhandlung
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Karl Witte,

Professor der Rechte zu Breslau.

Ob ich damit, theurer Freund, einer besondern Liebhaberey von Dir entgegenkomme, wenn ich Dir grade dieses Büchlein widme, weifs ich nicht. Vielleicht hätte ich lieber warten sollen, bis ich Dir eine vollständige Schrift über die leoninischen Verse (wovon doch zuletzt diese Blätter nur einen Abschnitt bilden werden) zueignen konnte. Aber es ist ein Bedürfnifs meines Herzens, und ich nehme die Gelegenheit wahr, Dir vor Vielen zu sagen, wie lieb und werth Du mir bist, wie ich mit Freude und Schmerz zugleich an die Zeit zurückdenke, die

ich mit Dir verlebt habe, an die Abende wo wir zu gemeinschaftlicher Betrachtung von Kunstwerken, zu gegenseitiger Mittheilung unserer Poesien zusammenkamen, wo ich mich von Dir über die altitaliänische Litteratur belehren liefs. Glaube mir, ich vergesse das nie, und davon will ich Dir hiemit ein Merkmal und Pfand geben. Ich bitte Gott, dafs er es Dir wohl gehn lasse; mir wünsche ich, dafs ich Dich bald wiedersehen möge.

Berlin, im December 1830.

W. W.

Vorrede.

Mein Bemühen bei Abfassung dieses Büchleins ist darauf gerichtet gewesen, als einen Beitrag zur Geschichte unserer Poesie eine möglichst vollständige Uebersicht aller Versuche zu liefern, die man vor *Klopstock* angestellt hat, auch in deutscher Sprache Hexameter und Pentameter zu verfertigen. Welche Versuche in drey Perioden zerfallen: in der ersten sucht man die Regeln der antiken Prosodie zu befolgen, und thut damit der deutschen Sprache eben keine Gewalt an; in der zweyten hat man noch dieselbe Absicht, aber handelt damit dem Geiste der Sprache zuwider; in der dritten endlich wird der Hexameter emancipiert, man ist weniger antik um deutscher seyn zu können, und setzt an die Stelle der Quantität den Accent. Diese Periode dauert noch. Die Metriker übersehen es, dafs der grofse Unterschied zwischen antiker und moderner Verskunst nunmehr auch

für die nachgeahmten antiken Maafse gilt, und bleiben in einem fortwährenden unbehutsamen Verwechseln ganz verschiedener Begriffe; sie sollten von Hexametern und Pentametern wie von andern deutschen dactylischen Versen sprechen, vom Dactylus aber als von einem Fufse, der aus einer accentuierten und zwey unaccentuierten Sylben bestehe. Einzelne Dichter nehmen die mühselige Arbeit *Konrad Gesner*'s wiederum auf, und machen Verse in denen sie die Position beachten, ohne zu bedenken dafs ihnen der nothwendige Gegensatz corripierter Wurzelsylben abgeht, und dafs sie bei dem gänzlichen Mangel an accentuierten Kürzen und unaccentuierten Längen doch immer wieder auf die gewöhnliche Verskunst zurückkommen, der Accent und Länge einerley ist. Zuweilen, wo Noth am Mann ist, helfen sie sich und machen kurz, was alle Welt lang spricht. Die Verse *Friedr. Heinr. Bothe*'s habe ich S. 18. Anm. 32. erwähnt; ähnliche Probestücke von *Leop. Schefer* sind mir erst jetzo aus seinen kleinen lyrischen Werken (zweyte Aufl. Frankf. a. M. 1828.) bekannt geworden. Welche Formen, welche Sätze, ja selbst welcher Versbau! es fehlen Cäsuren, es fehlt aller Wohlklang, nur damit es lauter untadelhafte Kürzen seyen. Aber das hat zuletzt der Dichter verschuldet, und wir wollen es nicht dem Metriker zur Last legen. Jedoch neben den willkürlichen Regeln wie viele noch

willkürlichere Ausnahmen! Wie viele Worte nach Laune und Gelegenheit bald lang, bald kurz gebraucht! — Wir wollen uns Raum für bessere Beispiele sparen.

Es geht einmal nicht; so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht: geben wir's auf! Nicht blofs die verschiedene Art zu messen ist es, was uns in den Weg tritt, wenn wir es den Alten gleich thun wollen: wir müssen auch ihre freye, unsre gebundene Wortfügung in Anschlag bringen. Ihre Hexameter und Pentameter, minder die der Griechen als die der Römer, charakterisiert eine eigenthümliche Anordnung der Worte, die zwar auch sonst ihrer Sprache angemessen und in ihr begründet ist, jedoch diesen Versen besonders nothwendig zugehört; unserer Sprache ist sie in demselben Grade fremd. Ich meine den **syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter theilt.**

Nicht von dem Parallelismus zweyer durch die Cäsur getrennter Sätze, wie er im Pentameter beliebt ist, z. B.

Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit: Prop. I, 12, 20.
Maxima praeda tibi, maxima cura mihi: ib. III, 16, 2.
Nec cito desisto, nec temere incipio: ib. 20, 36.
Despiciam dites, despiciamque famem: Tib. I. 1, 78.
Macerat haec genero, macerat illa viro: ib. III, 2, 14.
Turpe senex miles, turpe senilis amor: Ovid. am. I, 9, 4.
Longa decensque fuit, longa decensque manet: ib. III, 3, 8.

oder mit abweichender Stellung der Worte:

Hujus ero vivus, mortuus hujus ero: Prop. III, 15, 36.
Di quoque habent oculos, di quoque pectus habent: Ov. am. III, 3, 42. a)

rede ich; denn dergleichen vermögen deutsche Dichter auch; sondern von dem Parallelismus in der Stellung der Worte eines und desselben durch die Cäsur getheilten Satzes.

In seinem Commentar zum *Tibull* bemerkt *Broukhuysen* bei Gelegenheit des Pentameters „Bellica cum dubiis rostra dedit ratibus (II, 6, 22.) Folgendes: Animadvertendum est singulare quoddam Tibulli artificium, quod apud alium poetam reperies neminem. In priore hemistichio collocat bina epitheta, quae epitheta dispescuntur una vocula media; in posteriore sunt bina subjecta cum uno verbo regente, itidem medio. Ut I. I. eleg. 10. v. 4:

Sera tamen tacitis poena venit pedibus.

---

a) Hiemit lassen sich solche Pentameter zusammenstellen, in denen zwey zu Einem Zeitworte gehörige, durch *et, atque, nec, at* verbundene oder asyndetischer Weise unverbunden gebliebene Substantiva so vertheilt werden, dafs das Verbum die zweyte Hälfte des Verses beginnt, die Substantiva beide Hälften beschliefsen: eine Structur die *Catull* besonders liebt.

Sed pater ut gnatos diligit et generos: Cat. LXXII, 4
Qui stellarum ortus comperit atque obitus: ib. LXVI, 2
Et non pistrino traditur atque asino: ib. XLVII, 10.
Speret nec linguam esse nec auriculam: ib. LXVII, 11
Ille fores dominae servat, at iste duris: Ov. am. I, 9, 8
Ambos una fides auferet, una dies: Prop. III, 20, 18

Ibid. eleg. 11. v. 11:

Haesura in nostro tela gerit latere.

L. II. eleg. 7. v. 16:

Et mea cum muto fata querar cinere.

Elegia proximo superiore v. 16:

Abdita quae senis fata canit pedibus.

Et v. 40:

Troia qui profugis sacra vehis ratibus —

Non admodum dispar ratio est, cum in priore tmesi epitheta continuantur, nulla voce media. Ut I. I. eleg. 8. v. 16:

Frigidus intonsos Taurus arat Cilicas.

Atque ibidem v. 36:

Expressa incultis uva dedit pedibus.

L. II. eleg. 4. v. 48:

Annua constructo serta dabit tumulo.

L. II. eleg. 7. v. 14:

Et madefacta meis serta feram lacrimis.

Es ist eine irrige Behauptung, dafs dies artificium ein ausschliefsliches Eigenthum *Tibull's* sey: man kann es ihm kaum vorzugsweise zugestehn; denn auch die Andern haben genug der Art, z. B.

Grandia te medii tenta vorare viri: Cat. LXXX, 6.
Nulla mihi tristi praemia sint Venere: Prop. I. 14, 16.
Ausaque in accensos Iphias ire rogos: Ov. tr. V. 14, 38.

Häufiger ohne Einschaltung eines Wortes in der ersten Hälfte:

Cum gravis exustos aestus hiulcat agros: Cat. LXVIII. 62.
Rara verecundae furta feremus herae: ib. 136.

Et nullo vacuus tempore defit amor: Prop. I, 1, 34.
Et vetera oblitis jura refer sociis: ib. 6, 20.
Saucia maerenti corpora vectet aqua: ib. IV, 3, 46.
Ut pendens liquida ripa subitur aqua: Ov. A. A. I. 620.
Aptaque verrendis sidera quaeret aquis: Ov. am. I, 9, 14.
Cumque sua teneram conjuge pressit humum: ib. III, 5, 16. b).

Die Absicht dieser Wortstellung leuchtet ein. Es soll in der ersten Vershälfte noch nichts für die Vollendung des Sinnes geschehn: darum werden Substantiva und Verbum für die zweyte behalten, und die an sich nichts aussagenden Adjectiva vorangeschoben; die erste Hälfte beginnt, die zweyte vollendet; die erste schürzt, die zweyte löst. Deswegen sind Beispiele seltener, wo schon in der ersten ein Substantivum gegeben ist, wie folgende:

Carmina mansuetus lenia quaerit amor: Prop. I, 9, 12.
Lumina dejectis turpia sint lacrinis: ib. 18, 16.
Ora philetaea nostra rigavit aqua: ib. IV, 3, 52.
Brachia derepta saucia fecit acu: Ov. am. I, 14, 18.
Heu! mala vexatae quanta tulere comae: ib. 24.
Non anus haemonia perfida lavit aqua: ib. 40.

Obwohl es seinen guten Grund hat und stärkeren Nachdruck bezweckt, wenn z. B. in dem ersten der properzischen und dem zweyten der ovidischen Verse die Worte *lenia* und *quanta*

---

b) Daran schliefsen sich Beispiele, wo statt des Verbi finiti ein Participium steht, wie:

Candida dividua colla tegente coma: Ov. am. I, 5, 10.

und aufserdem statt des einen Adjectivi ein Genit. subst.:

Divum ad fallendos numine abusum homines: Cat LXXVI, 4

nicht gleich vorangestellt werden. Hier würde strenge Anordnung mehr gegen den Character des Pentameters verstofsen als diese abweichende.

Aber wie es auch mit den Nominibus gehalten werde, die Symmetrie wird in der Regel behauptet, und wie in der Substruction die Adjectiva (oder das Substantivum und Adjectivum) angeordnet sind, dieselbe Stellung nehmen in der darüber erbauten zweyten Hälfte auch die Substantiva (oder das Adjectivum und Substantivum) ein. Welcher Platz daneben dem Zeitworte angewiesen werde, ist für die Absicht dieser Wortfügung gleichgültiger: es kann die zweyte Hälfte auch beschliefsen, es kann sie beginnen, es kann sogar (obwohl das jener Absicht schon mehr widerstrebt) mitten in die erste eingeschaltet werden, wenn nur die Congruenz der Nomina beobachtet wird. Ich will von jeder Art einige Beispiele geben.

Das Zeitwort am Ende des Verses:

Tristia cum multo pocula felle bibat: Tib. I, 5, 50.
Clausa tuo majus janua fulmen erat: Ov. am. II, 1, 20.
Quaeque prometheo saxa cruore rubent: ib. 16, 40.
Ut meus oblito pulvis amore vacet: Prop. I, 19, 6.
Mollia composita litora fronde tegit: ib. 20, 22.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Vela colorati qualia Seres habent: Ov. am. I, 14, 6.
Ad sua natalis tempora noster adest: Ov. tr. III, 13, 2. c).

c) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:
Et pharetra ex humero gnosia utroque jacet: Prop III, 12, 10.

Oefter beginnt das Verbum die zweyte Hälfte: Verse der Art liebt *Properz* vorzugsweise; auch *Ovid* hat sie häufig genug.

Arida nec pluvio supplicat herba Jovi: Tib. I, 7, 26.
Impia in adversos solvimus ora deos: ib. III, 5, 14.
Fortia nam posita sumpserat arma colo: Ov. A. A. I, 702.
Turbida perversas induit illa comas: ib. III, 246.
Exstinctum longis occidit omne malis: Ov. tr. I, 6, 32.
Et denso mistas perferet imbre nives: Ov. am. I, 9, 16.
Lecta prometheis dividit herba jugis: Prop. I, 12, 10.
Candida felici solvite vela choro: ib. 17, 26.
Nostraque non ullis permanet aura locis: ib. III, 12, 8.
Et solitum armigeri ducite munus equi: ib. IV, 4, 8.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Moenia felici condidit alta manu: Ov. am. III, 13, 34.
Aurea de campo vellite signa meo: ib. 15, 16.
Cumque nova mores sunt tibi luce dati: Ov. tr. I, 6, 24.
Nec levis in verbis est medicina meis: Prop. I, 10, 18. d).

Von der Einschaltung des Zeitwortes zwischen die vorangehenden Adjectiva sind die Beispiele sehr selten:

Pollicita est magico saga ministerio: Tib. I, 2, 42.
Tradita sunt tristis munera ad inferias: Cat. CI, 8. e)

---

d) Eine neue Variation ist:

Lassa foret crines solvere Roma suos: Prop. III, 15, 16

Statt des einen Adj. ein Genit. subst.:

Solis et stratis luserit orbis equis: Prop. IV, 3, 34

Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:

Pignora nec juveni credite vestra novo: Ov. A. A. III, 486

e) Eine merkenswerthe Abart gibt ein Vers Tibull's, wo dem Verbum in der ersten sein Object in der zweyten Hälfte gegenübersteht:

Fortis arat valido rastrum arva bove: II, 3, 14

Gleiche Anordnung der Nomina gilt auch in dem Falle, wo gar kein Verbum innerhalb des Verses vorhanden ist; nur dafs hier öfter statt eines Adject. auch ein Subst. vorangestellt wird.

Plebei parvae funeris exsequiae: Prop. III, 13, 24.
Gallicus iliacis miles in aggeribus: ib. 18.
Stamina non ulli dissoluenda deo: Tib. I, 7, 2.
Unda sub aestivum non adeunda canem: ib. III, 5, 2.
Ara per antiquas facta sine arte manus: Ov. am. III, 13, 10.
Luna moraturis sedula luminibus: Prop. I, 3, 32.
Saviolum dulci dulcius ambrosia: Cat. XCIX, 2.
Saviolum tristi tristius helleboro: ib. 11.
Proxima Misenis aequora nobilibus: Prop. I, 11, 4. 6).

Es werden also, wenn in einem Pentameter zwey Substantiva, jedes mit einem Adjectivum, vorhanden sind, diese Worte am liebsten so vertheilt, dafs den beiden Adjectiven die Substantiva in entsprechender Stellung nachfolgen, oder auch so dafs ein Substantivum und ein Adjectivum vorangehn, und das Adjectivum des Subst. und das Substantivum des Adj. in die zweyte Hälfte des Verses zu stehen kommen; die Adjectiva und Substantiva mögen nun auf jene Weise gepaart oder auf diese in einander ver-

---

Ziemlich einzeln steht Properzens Vers mit voraufgehendem Verbo:

Sint modo fata tuis mollia carminibus: I, 7, 4

6) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:

Para deiderii maxima paene mei: Ov. tr. III, 6, 20

schränkt seyn, die correspondierende Wortstellung wird in beiden Fällen beobachtet. Ausnahmen wie folgende:

Innocuum rigido perforat ense latus: Ov. tr. III, 9, 26.
Saevit et injusta lege relicta Venus: Tib. I, 5, 58.
Accendit geminas lampadas acer Amor: ib. IV, 2, 6.
Melle sub infami corsica misit apis: Ov. am. I, 12, 10.
Et levibus curis magna perire bona: Prop. III, 12, 4.
Auribus et puris scripta probasse mea: ib. 13, 12.
Candidaque ossa super nigra favilla teget: Tib. III, 2, 10.
Et magnas messes terra benigna daret: ib. 3, 6.

sind so vereinzelt und selten, dafs sie nicht können in Anschlag kommen; aber zwey von den bisher besprochenen abweichende Methoden, deren eine den Parallelismus gänzlich aufgibt (obwohl noch immer ein Schein davon bleibt), die andere ihn nur zur Hälfte bewahrt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Nach der einen gehn die Adjectiva voran, und die Substantiva folgen in der Stellung, dafs sich an das zweyte Adjectivum gleich sein Subst. anschliefst, z. B.

Exiguam viridi fronde operire domum: Tib. II, 1, 40.
Et tenuis coa veste movere sinus: Prop. I, 2, 2.
Et stolidum pleno vellere carpe pecus: ib. III, 16, 8.
Aequoreasque suo sidere turbat aquas: Ov. tr. I, 4, 2.
Cum leve deserta sub trabe nectit opus: Ov. am. I, 14, 8.
Et sua sopitis hostibus arma movent: ib. 9, 26.
Casurum nullo tempore nomen habent: ib. 15, 20.
Ustus ab assiduo frigore Pontus habet: Ov. tr. III, 2, 8.

Die andere Methode ist zweyen Dichtern besonders geläufig, *Tibull* und *Ovid*. Das Verbum be-

beginnt den Vers, ein Adjectivum oder Substantivum beschliefst die erste, das entsprechende Substantivum oder Adjectivum die zweyte Hälfte, und zwischen beide wird das andere Substantivum mit seinem Adjectivum eingeschoben.

Destitit ire novas Cynthia nostra vias: Prop. I, 8, 30.
Adsuescent latio partha tropaea Jovi: ib. IV, 4, 6.
Portabat niveis curnus eburnus equis: Tib. I, 7, 8.
Sternat et adversos Marte favente duces: ib. 10, 30.
Neu timeat celeres tardior agna lupos: ib. II, 1, 20.
Excutiunt clausae fortia verba fores: ib. 6, 12.
Narrant in multas compita secta vias: Ov. am. III, 1, 18.
Implebit leges spiritus iste meas: ib. 30.
Obruit infelix nulla procella caput: Ov. tr. III, 2, 26.
Deponat lacrimis pocula mista suis: ib. V, 3, 50. s).

Wie hier der Parallelismus nur auf den beiden Worten beruht, welche die erste und die zweyte Hälfte des Verses beschliefsen, so auch in den natürlich noch weit häufigeren Fällen, wo kein so reiches Material von Substantiven und Adjectiven, wo nur ein Substantivum und ein Adjectivum vorhanden sind: auch diese werden in der Regel so weit von einander getrennt, dafs sie an jene beiden ausgezeichneten Stellen des Pentameters zu stehen kommen.

Contigerant imum, qua patet usque, latus: Ov. am. I, 14, 4.
Quas vellet capiti Bacchus inesse suo: ib. 32.

---

s) Dieselbe Stellung der Nomina auch bei fehlendem Verbum:

Hei mihi! non illo munera digna loco: Ov. am. I, 14, 34.
Saepe laboranti fida reperta mihi: ib. II, 6.

Pingitur humenti sustinuisse manu: ib. 31.
Quid speculum maesta ponis, inepta, manu: ib. 36.
Protegit ingenuas picta rubore genas: ib. 52.
Postmodo nativa conspiciere coma: ib. 56.

Und unzählige andere Beispiele. —

Dieselben Erscheinungen, die wir hier am Pentameter wahrgenommen haben, zeigen sich im Ganzen auch beim Hexameter. Doch hat in diesem Verse, der statt Einer festen Cäsur mannigfache mehrere zuläfst und den keine Cäsur in zwey gleiche Hälften zerlegt, die symmetrische Vertheilung der Worte nicht zu jenem stereotypen Character, zu jener fast gesetzmäfsigen Durchgängigkeit gelangen können. Zudem bietet der Hexameter seinem ganzen Wesen nach seltener die Gelegenheit und das Material zu solchem Parallelismus dar: er ist entweder, wo andere Hexameter folgen, ein in sich selbst nicht organisiertes Stück eines gröfseren fortlaufenden Satzes, oder wo sich ihm ein Pentameter anschliefst, ist dies der Ort, an dem der Sinn des Distichons erst eigentlich zur Vollendung gelangt und sich der Hexameter so zu sagen sammelt und besinnt: erst hier ist für jene genauen Verkettungen, jene scharfen Entgegensetzungen die rechte Stelle. Nichts desto weniger müssen wir die Parallelisierung der Worte vor und nach der Cäsur auch im Hexameter als das vorherschende Princip anerkennen.

Wir reden zuerst von Versen mit der ge-

wöhnlicheren τομὴ πενθημιμερής. Wo zwey Paare von Substantiven und Adjectiven vorhanden sind, werden sie in der Regel auf eine Weise gesondert und verschränkt, welche der oben behandelten Structur des Pentameters entspricht, so dafs Adjectivum und Adjectivum vor, Substantivum, Verbum, und Substantivum hinter die Cäsur zu stehen kommen, z. B.

Saetosam laevi frontem turpaverat oris: Hor. sat. I, 5, 61.
Et miserum toto juvenem versare cubili: Prop. I, 14, 21.
Hunc tua per fortes virtus submovit amicos: Ov. tr. I, 6, 15.
Ille gravem duro terram qui vertit aratro: Hor. sat. I, 1, 28.
Illa verecundis lux est praebenda puellis: Ov. am. I, 5, 7. [h]

Oder das Verbum geht den Substantiven voran:

Gnosia cecropiae tetigissent litora puppes: Cat. LXIV, 172.
Lutea sed niveum involvat membrana libellum: Tib. III, 1, 9.
Aut ut multa mei renovarent jugera tauri: ib. 3, 5.
Quanta ego praeterita conlegi gaudia nocte: Prop. III, 14, 9.
Quam multa adposita narramus verba lucerna: ib. 15, 3.
Humidaque impressa siccabat lumina lana: ib. IV, 6, 17.
Nec tua nocturna frangetur janua rixa: Ov. A. A. III, 71.
Ut sua per nostram redimat perjuria poenam: Ov. am. III, 3, 21.
Nostra per immensas ibunt praeconia gentes: Ov. tr. IV, 9, 19.
Festaque odoratis innectunt tempora sertis: ib. V, 3, 3. [i]

---

h) Ganz reine Beispiele von obiger Stellung des Zeitwortes sind selten.

i) Statt des einen Adj. ein Genit. pron.:

Cujus inaurati celebrarunt limina currus: Prop. I, 16, 3.
Illius puro destillent tempora nardo: Tib. II, 2, 7.

Statt des Verbi finiti ein Partic.:

Omnia conductis coemens obsonia nummis: Hor. sat. I, 2, 9.

Oder es tritt, neben beiderley Stellung des Zeitwortes, ein Subst. in die vordere Hälfte:

Vos animam saevae fessam subducite morti: Ov. tr. I, 4, 27.
Moenia cum grajo neptunia pressit aratro: Prop. IV, 9, 41.
Phidiacus signo se Juppiter ornat eburno: ib. 15.

und:

Sic tua processus habeat fortuna perennes: Ov. tr. IV, 5, 25.
Area gramineo suberat viridissima prato: Ov. am. III, 5, 5.
Carmina sublimis tunc sunt peritura Lucreti: ib. I, 15, 23.
Litora nativis collucent picta lapillis: Prop I, 2, 13.
Osculaque in gelidis pones suprema labellis: ib. III, 13, 29. [b]).

So auch, wenn innerhalb des Verses gar kein Verbum vorkommt:

Agricola assiduo primum satiatus aratro: Tib. II, 1, 51.
Agricola et minio suffusus, Bacche, rubenti: ib. 55.
At facie tenerae laudata saepe puellae: Ov. am. II, 1, 33.

Wenn nicht so viele Nomina vorhanden sind, sondern nur ein Substantivum mit einem Adjectivum, so nehmen wenigstens diese beiden Worte, eben wie im Pentameter, eine parallele Stellung ein: das eine bekommt vor der Cäsur, das andere am Schlufs des Verses seinen Platz, und zwischen ihnen das Verbum.

---

b) Vereinzelte Beispiele von anderer Stellung des Zeitwortes:

Huic furtiva tuo libertas munere detur: Ov. am. II, 2, 15.
Sed gerat ille suo morem furiosus amori: ib. 13.

wo, wie in dem oben Anm. c. angeführten Pentameter, dem Verbum sein Object gegenübersteht.

Sic tibi, cum fluctus subterlabere sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam! l)
Incipe, sollicitos Galli dicamus amores: Virg. ecl. X, 4—6.
Quae te, nostrorum cum sis in parte malorum: Ov. tr. V, 14, 9.
Quid male dispositos quereris periisse capillos: Ov. am. I, 14, 35.
Non bene consuetis a te spectaris ocellis: ib. 37.
Non te cantatae laeserunt pellicis herbae: ib. 39.
Nunc tibi captivos mittet Germania crines: ib. 45.
Sustinet antiquos gremio spectare capillos: ib. 53. m)

Wer möchte die Beispiele zählen! n)

---

l) Wenigstens zwey der vier Nomina dieses Verses sind parallelisiert; wir haben vorher eine ähnliche Structur des Pentameters gesehn. Eben solche Verse sind noch:

Non ego velifera humidum mare findo carina: Prop. IV, 9, 35.
Qualem clivosae madidis in vallibus Idae: Ov. am. I, 14, 11.
Cernite, fulgentes ut eat sacer agnus ad aras: Tib. II, 1, 15.

Oder ohne Verbum:

Non quo fraudatis immundus Natta lucernis: Hor. sat. I, 6, 124.
Hinc prius angustis ejecta cadavera cellis: ib. 8, 8.

m) Statt des Adj. ein Genit. subst.:

Quid mihi desidiae non cessas fingere crimen: Prop. I, 12, 1.
Inter Callimachi sat erit placuisse libellos: ib. IV, 9, 43.
Factus homo, Antoni, non ut magis alter, amicus: Hor. sat. I, 5, 33.

n) Wie hier Substantivum und Adjectivum oder Substantivum und abhängiger Genitivus, eben so werden auch zwey zusammengehörige oder einander entgegengesetzte Substantiva oder Pronomina in parallele Stellung gebracht:

Nos alio mentes, alio divisimus aures: Cat. LXII, 15.
Carmine formosae, pretio capiuntur avarae: Tib. III, 4, 7.
Non tibi jam somnos, non illa relinquet ocellos: Prop. I, 3, 11.
Alter remus aquas, alter tibi radat arenas: ib. IV, 3, 23.
Tu mihi sola domus, tu, Cynthia, sola parentes: ib. I, 11, 27.
Haec urant pueros, haec urant scripta puellas: ib. IV, 9, 45.
Gallus et hesperiis et Gallus notus eois: Ov. am. I, 15, 29.
Haec tibi sint mecum, mihi sint communia tecum: ib. II, 5, 31.

Ziemlich eben so häufig gehören das nächste Wort nach der Hauptcäsur und das letzte des Verses zusammen; mitten inne steht ihr Verbum. Ob man in solchen Versen nach Analogie der zuletzt erwähnten Hexameter hinter dem ersten der beiden Worte noch eine Nebencäsur annehmen darf? Wo die letzte Sylbe jenes Wortes in die Arsis fällt, gewifs. So z. B. in folgenden:

Dicebas quondam, solum te nosse Catullum: Cat. LXXII, 1.
Auguror, uxoris fidos optabis amicos: Tib. II, 2, 11.
Martis romani festae venere kalendae: ib. III, 1, 1.
Nec freta pressurus tumidos caussabitur Euros: Ov. am. I, 9, 13.
Flete meos casus: tristes rediere tabellae: ib. 12, 1.
Id quoque si scisses, salvo fruerere sodali: Ov. tr. III, 6, 13.
Haec res et jungit, junctos et servat amicos: Hor. sat. I, 3, 54. o)

Diese hexametrischen Antithesen unterscheiden sich von den oben besprochenen pentametrischen wesentlich dadurch, dafs der Begriff, dessen zwiefache Beziehung ausgesprochen wird, immer erst im zweyten Satze, in der zweiten Vershälfte sein Wort findet, ein Verbum, ein Substantivum, ein Adjectivum, und die erste für sich noch nichts bedeutet.

Hexameter wie:

Totus et argento contextus, totus et auro: Tib. I, 2, 69.

stimmen zu jener Art Pentameter, deren Anm. a. erwähnt; minder folgender catullischer:

Tertia pars patri data, pars data tertia matri: LXII, 63.

o) Beide Cäsuren in Uebereinstimmung mit dem Versschlufs:

Quid inter
Est in matrona, ancilla peccesve togata: Hor. sat. I, 2, 63.

Andere Stellung des Zeitwortes:

Adspicis indicibus nexas per colla catenas: Ov. am. II, 2, 41.
Cum tua praevideas oculis mala lippus inunctis: Hor. sat. I, 3, 25.

Aber wie, wenn jene Sylbe in die Thesis zu stehen kommt?

Idem non frustra ventosas addidit alas: Prop. III, 12, 5.
Errat qui finem vesani quaerit amoris: ib. 15, 29.
Qui teneros caules alieni fregerit horti: Hor. sat. I, 3, 116.
Avertunt somnos. Absentem cantat amicam: ib. 5, 15.
Quid mihi, livor edax, ignavos objicis annos: Ov. am. I, 15, 1.
Seu tepet, indicium securas perdis ad aures: ib. II, 2, 53.
Dum jacet et lente revocatas ruminat herbas: ib. III, 5, 17. p)

Diese Anordnung trifft also auch Doppelpaare von Substantiven und Adjectiven, so dafs wenigstens ein Paar symmetrisch vertheilt wird.

Variationen vielfacher Art führt die τομὴ ἑφθημιμερὴς mit sich. Natürlich. Da ihr zumeist noch eine starke Cäsur im zweyten Fufse zur Seite steht, so zerfällt nun der Hexameter in drey Theile. Dies läfst eine vierfache Vertheilung der Wortpaare zu, entweder an alle drey Hauptstellen des Verses, oder an die beiden Cäsuren, oder an die zweyte und den Schlufs des Verses, oder endlich an die erste und den Schlufs. Wo zwey Wortpaare vorhanden sind, wird öfter auch das zweyte noch in die Symmetrie hineingezogen, wie gleich einige Beispiele lehren werden.

Der erste Fall, Parallelismus dreyer Worte, ereignet sich nur selten. Beispiele sind:

---

p) Andere Stellung des Zeitwortes:

Sustineamque coma metuentem frigora myrtum: Ov. am. I, 15, 37.
Unica nec desit jucundis gratia verbis: Prop. I, 2, 29.
Atque ibi rara feres inculto tura sacello: ib. III, 19, 13.

Nec quod avus tibi maternus fuit atque paternus: Hor. sat I, 6, 3.

Dives agris, dives positis in fenore nummis: ib. 2, 13.
Texturas rerum tenueis tenuesque figuras: Lucr. IV, 139.
Ipse suas sectatur oves, at filius agnos: Tib. I, 10, 41.

Bei weitem häufiger sind die andern. Congruenz der beiden Cäsuren:

Haud ullas portabis opes Acherontis ad undas: Prop. IV, 5, 13.
Sanguineas edat ille dapes atque ore cruento: Tib. I, 5, 49.
Aut acres venabor apros; non me ulla vetabunt: Virg. ecl. X, 55.

Ante meos saepe est oculos ornata, nec unquam: Ov. am. I, 14, 17.

Non oculi tacuere tui conscriptaque vino: ib. II, 5, 17.
Nequitiam vinosa tuam convivia narrant: ib III, 1, 17.
Saetosi caput hoc apri tibi, Delia, parvus: Virg. ecl. VII, 28.
Namque opibus congesta tuis hic glarea dura: Tib. I, 7, 59.

Zweyte Cäsur und Versschluſs gehören zusammen:

Conveniunt tenues scapulis analectrides altis: Ov. A. A. III, 273.
Di faciant, ut saepe tua sit epistola dextra
Scripta. Ov. tr. IV, 7, 9.
Quid digitos opus est graphio lassare tenendo: Ov. am. I, 11, 23.

Quid geminas, Erycina, meos sine fine dolores: ib. II, 10, 11.
Malle pati tenerisque meos incidere amores: Virg ecl. X, 52.
Adde merum vinoque novos compesce dolores: Tib. I, 2, 1.
Sulpicia est tibi culta tuis, Mars magne, kalendis: ib. IV, 2, 1.
Cerne ducem, modo qui fremitu complevit inani: Prop. III, 16, 37.

Eumenides, quibus anguino redimita capillo: Cat. LXIV, 193.
Dividit ut bona diversis, fugienda petendis: Hor. sat. I, 3, 115.

Murena praebente domum, Capitone culinam: ib. 5, 38.

Erste Cäsur endlich und Versschlufs:

Adspice quos summittit humus formosa colores: Prop. I, 2, 9.
Perjuras tunc illic solet punire puellas: ib. III, 16, 53.
Quam longos habuit nondum perjura capillos: Ov. am. III, 3, 3.
Si veterum digne veneror cum scripta virorum: Ov. tr. V, 3, 55.
Depulsos a lacte domi quae clauderet agnos: Virg. ecl. VII, 15.
O niveam, quae te poterit mihi reddere, lucem: Tib. III, 3, 25.
Ponendis in mille modos perfecta capillis: Ov. am. II, 8, 1.
Indomito nec dira ferens stipendia tauro: Cat. LXIV, 173.
Nec pueris jucunda manet nec cara puellis: ib. LXII, 47.
Nec faciem nec te pigeat laudare capillos: Ov. A. A. I, 621.
Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos: Ov. am. I, 5, 19.

Man sieht, wie dieser Parallelismus Reim auf Reim in die Hexameter und Pentameter flicht; dafs die Freude an diesem zur Verbindung wie zum Gegensatz gleich geschickten Widerklang gewifs die fleifsige Uebung jenes Parallelismus befördert hat, ist nicht in Abrede zu stellen; darum haben ihn die griechischen Dichter, deren Sprache durch die gröfsere Mannigfaltigkeit der Endungen minder reich an Reimen ist, nicht mit so entschiedener Vorliebe angewendet als die römischen. Die Regeln, welche *Lachmann* (ad Prop. I, 5, 20. ed. 1816. pg. 22—25.) für den Reim im Pentameter aufgestellt hat, und die ihnen genau entsprechenden, denen der Reim im Hexameter unterliegt, finden in jenem Parallelismus ihren Grund und ihre Bestätigung; zugleich beruht darauf der Unterschied zwischen

diesen antiken Reimen und den daraus hervorgegangenen leoninischen des Mittelalters: wenn dort die Reimwörter auf irgend eine Weise zusammengehören müssen, so geschieht das hier blofs zufällig. 9) —

Es ist nicht zu verkennen, wie innig und fest verbunden Metrik und Syntax sich in diesem Parallelismus zeigen, wie durch diese Wort-

---

9) Eine von *Lachmann* (ad Propert. I, 18, 5. pg. 72. 73.) gegebene Regel gilt für den Reim beider, der antiken wie der leoninischen Hexameter: dafs nämlich von den beiden reimenden Sylben die erste im vorderen Worte die Thesis, im hinteren die Arsis, die zweyte im vorderen die Arsis, im hinteren die Thesis haben mufs, z. B.

Quae te, nóstrorum cum sis in parte malórum: Ov. tr. V, 14, 9.

Natürlich, da das vordere Wort immer dicht vor der Cäsur steht und die Cäsur hier immer eine männliche ist, indem zwischen einer τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον und dem Versschlusse niemals Verbindung durch Parallelismus und zwischen jener Cäsur nach dem vierten Spondeus, die wir oben als fraglich aufgestellt haben, und dem Versschlusse niemals Verbindung durch den Reim stattfindet. Der Ausnahmen sind höchst wenige und bedenkliche; in *Virgil*'s Verse:

Limus ut hic durescit, et haec ut cera liquescit: ecl. VIII, 80.

glaube ich Benutzung eines volksmäfsigen Reimspruches zu erkennen. — Sonst erinnert jenes Gesetz noch daran, wie die alten Dichter auch bei Wiederholung eines und desselben Wortes gern und in der Regel den Versaccent wechseln lassen, z. B.

Cónsuescét numerare pecus, consuéscet amantis: Tib. I, 8, 23.

Vgl. *Lachmann* ad Propert. II, 3, 43. pg. 111 — 114.

stellungen der Vers eigentlich erst Körper und Form gewinnt, wie durch diese glückliche Anwendung im Verse die freyere Syntax synthetischer Sprachen erst recht als ein beneidenswerther Vorzug documentiert wird. Unsere Sprache, die von Jahrhundert zu Jahrhundert analytischer geworden ist, war selbst in den ältesten Zeiten, selbst damals, als ihre Prosodie der antiken noch in allen Stücken glich, nicht synthetisch genug, um auch diesen Reiz der antiken Verskunst nur mit einigem Gelingen nachahmen zu können. Wie viel weniger vermögen wir es. Und so kommen wir denn auch in dieser Beziehung wiederum auf den Vorwurf zurück, dafs wir bei unsern Nachahmungen antiker Maafse mehr nachzuahmen glauben, als wir wirklich thun, auf den Wunsch, dafs man diese Nachahmungen mehr aus dem Gesichtspuncte der deutschen Metrik betrachten möchte. Man beachte, dafs noch kein anderes Metrum mit Glück nachgebildet worden ist, als wozu die deutsche Sprache in ihrer Art schon selbst die Anlage hatte. Welches deutsche Ohr versteht in einer Uebersetzung die schwierigen Versgebäude tragischer und komischer Chöre zu geniefsen? Sie sind ihm und bleiben ihm fremd. Aber hätten wir der antiken Muster nothwendig bedurft, um iambische und trochäische, anapästische und dactylische Verse, um Trimeter und Tetrameter und

Hexameter u. s. w. schreiben zu lernen? [1]). Ich läugne nicht, dafs uns ohne jene Originale gewifs manche verskünstlerische Schönheit und Feinheit entgangen wäre, die uns mit ihnen zu eigen geworden ist. Seite 3 habe ich, nicht als der erste, auf die dactylischen Verse *Ulrichs von Liechtenstein* aufmerksam gemacht; hier will ich zum Schlufs der Vorrede eines seiner Lieder mittheilen [2]), dessen Zeilen sich auch in der Zahl der Füfse dem Hexameter nähern: dürfte man die dritte mit der vierten Zeile verbinden, so gäbe es einen vollständigen Sechsfüfsler. Das Lied klingt durchweg so sehr an die leoninischen Verse jener Zeit an, dafs man sich erinnern mufs, welch ein ungelehrter Laye *Ulrich* war, um nicht zu glauben, er habe nachahmen wollen.

---

[1]) Wie sehr wir unsere Hexameter und Pentameter als deutsche dactylische Verse verstehn, zeigt der eine Umstand, dafs uns eingemischte Trochäen wenig Anstofs erregen, und Spondeen anstatt der Dactylen uns nur dann gemäfs klingen, wenn ihr Accent dem trochäischen ähnelt, so dafs wir sie hier wie sonst für Trochäen nehmen können. Dagegen finden solche Spondeen Widerspruch und Widerstand, die in der Arsis einen Tiefton, in der Thesis einen Hochton haben. Man hört lieber:

Zeigt kein Wirthshaus mir irgend ein grünender Kranz?

als:

Zeigt mir kein Wirthshaus irgend ein grünender Kranz?

[2]) Frauendienst v. Tieck S. 183. 184., Bodmerische Sammlung I. 22 a. b. und II. 28 a., verglichen mit der Heidelberger Pg. HS. CCCLVII fol 23. r.

Ein tanzwise.

Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre,
Daz ich si minne von herzen ie langer ie mêre,
Daz ich ir êre
Rehte als ein wunder sô sunder. sô sêre
Minne unde meine, si reine. si sælic, si hêre.

Sælden ich wære vil rîch und an vröuden der vruote,
Wolde mîn swære bedenken diu vil hôchgemuote,
Diu wol behuote
Vor valschen dingen. Mit singen ich muote,
Daz si mîn hüete mit güete, si liebe, si guote.

Mîn hende ich valde mit triuwen algernde ûf ir vüeze,
Daz si als Isalde Tristranden mich noch trœsten müeze
Und alsô grüeze,
Daz ir gebære mîn swære mir büeze,
Daz si mich scheide von leide, si liebe, si süeze.

Mîn sendez denken, dâ bî mîne sinne algemeine
Gar âne wenken besorgen besunder daz eine,
Wie ich ir bescheine,
Daz ich nu lange mit sange si meine
In stætem muote, si guote, si liebe, si reine.

Ich wünsche, ich dinge des einen, daz vor grâwem hâre
Mir dâ noch gelinge baz danne ir genâde gebâre.
Trost miner jâre,
Daz ist ir schouwe, si vrouwe ze wâre:
Mich sol ir lachen vrô machen. si süeze, si clâre.

Wilh. Wackernagel.

Geschichte
des
deutschen Hexameters und Pentameters
bis auf *Klopstock*.

Ehe *Konrad Gesner* im J. 1555 die ersten deutschen Hendecasyllaben verfertigte, waren sämmtliche Versuche, antike Versmaafse in deutscher Sprache nachzuahmen, auf Hexameter und Pentameter beschränkt: natürlich, da sich auch die lateinische Poesie in früheren Zeiten zumeist dieser Formen bediente, und der beliebte leoninische Reim derselben gerade ihre Uebertragung in's Deutsche nahe legte. Zwar hat man auch den Rhythmus adonischer Verse des *Boethius* (de consolatione philosophiae) in einer schon um das J. 1000 verfafsten deutschen Uebersetzung nachgeahmt finden wollen [1]); indessen ist dies auf keine Weise glaublich zu machen: es ist Prosa,

[1]) Zuerst *Füglistaller* in Idunna u. Hermode 1816. S. 10. 11, nach ihm *Jac. Grimm* Gramm. I, 16. Anm., *von der Hagen* anecdd. med. aevi II, 7. und *Koberstein* in seinem Grundrifs z. Gesch. d. deutsch. Nat. Litteratur S. 23. Anm. 1

wohlklingende Prosa. Eben so wenig ist auf das *metrum sapphicum* zu geben, welches *Denis* in einer dem funfzehnten Jahrhundert angehörigen Uebersetzung eines lateinischen Hymnus entdeckt hat[2]), schon deswegen, weil diese Uebersetzung nicht viel mehr als eine Ieterlinearversion ist, und bei einer solchen keine verskünstlerische Absicht vorausgesetzt werden kann; klingt es ungefähr so wie eine sapphische Strophe, so ist das bloſser Zufall. Es sind immer nur jene handlicheren Maafse, an die man sich damals gewagt hat, und auch hiervon reichen die Beispiele nicht über das vierzehnte Jahrhundert zurück, beginnen also mit einer Zeit, wo das Bemühen der deutschen Poeten, durch Künsteley in der Form zu ersetzen, was an dichterischem Geiste gebrach, im besten Schwunge war, wo *Heinrich Frauenlob* sein langes Gedicht von der heiligen Jungfrau schon in gleichen verzwickten Maafsen deutsch und lateinisch gereimt hatte[3]). Die Reihe

---

[2]) Codd. theologg. bibl. vindob. vol. I. p. III. col. 3097. 3098. wo er von einer Psalme und Hymnen in deutscher Uebersetzung enthaltenden Wiener Pg. HS. des XV. Jahrh. handelt: „Initium hymni de sancto Michahele „Christe sanctorum decus angelorum" paene metrum sapphicum adsecutum est:

Christe der heilgen und auch zier der engeln,
Weiser menschleiches geschlachtes und merer,
Gib uns, güetiger, daz wir in das ewig
Himmelreich steigen etc."

[3]) Beide Texte sammt den Musiknoten dazu in der Wiener HS.; die übrigen enthalten bloſs den deutschen.

der Beispiele in noch ältere Zeiten, noch in's dreizehnte Jahrhundert fortführen zu können, müssen wir bei dem damaligen Stande der deutschen Litteratur aufgeben. Eigen, dafs nicht einmal unbewufst, ohne gelehrte Absicht der Nachahmung ein deutscher Dichter jener Periode auf Hexameter gerathen ist (wir meinen nach Accenten, nicht nach Quantitäten gemessene), da sich doch mehr als ein Lyriker nicht ohne Geschick und Glück in dactylischen Versen versucht hat (von *Ulrich von Liechtenstein* erzählen es seit *Buchner* fast alle unsere Litteraturgeschichten): derselbe Zufall, der viele dem Sonett ähnliche Strophenformen, aber nie ein eigentliches Sonett erfinden liefs. Zwar wollten *Docen* und *A. W. v. Schlegel* in den Fragmenten des alten, eschenbachischen Titurel's „einige vollständige Hexameter" vorhanden wissen [4]); uns ist darin nur Eine Zeile aufgestofsen, die sich so betrachten liefse, Str. 97:

---

[4]) ***Docen,*** Einleitung zu den Fragmenten des Titurel's S. 12: „Ein eigenthümliches Interesse gewinnen aufserdem diese Fragmente dadurch, dafs das Versmaafs neben einem nicht zu überhörenden Wohlklang den ältesten Beweis darbietet, dafs unserer Sprache eine ursprüngliche Anlage zur Nachbildung der Metra des Alterthums inwohne, deren Bedingung in dem Bau des Hexameters zu liegen scheint; man wird in dem Bruchstück einige vollständige Hexameter beobachten." Was ***Schlegel*** in den Heidelberg. Jahrbb. d. Litt. 1811. S. 1081. kürzer wiederholt. — Die ebenfalls von ***Docen*** in einem Prosadenkmale des XIII. Jahrh., einem ethischen Tractat vielleicht von Bruder ***Berthold von Regensburg,*** aufgefundenen und in v. ***Hormayr's*** Archiv 1822.

hât dich min müemel betwungen, owol dich der lieplichen
melde;

aber dem Bau der Titurelstrophe gemäfs will sie mit folgenden Hebungen gelesen seyn:

hât dich min müemel betwungen, owol dich der lieplichen
mélde.

Es sind demnach die ältesten deutschen Hexameter fast ein Jahrhundert jünger als die ältesten böhmischen [5]) und wiederum fast ein Jahrhundert älter

---

S. 200. mitgetheilten Hexameter können, da sie blofs auf einer zufälligen Stellung der Worte in ungebundener Rede beruhen, hier eben so wenig in Anschlag kommen als jene in *Luther's* Bibelübersetzung, deren man zuletzt volle achtundzwanzig zusammengebracht hat (*Menzel* im Neuen Bresl. Erzähler 1812. S. 140. 141.). Man hat längst eingesehen, wie unnütz die Mühe einiger älteren Philologen gewesen ist, aus griechischer und lateinischer Prosa allerhand Verse, Hexameter und Senare und Choliamben und Hendecasyllaben u. s. w. heraus zu lesen (die gröfste hat sich *Casp. Barth* gegeben: s. seiner commentar. adversarior. lib. IV. cap. 13. VIII, 21. XI, 16. XVI, 14. XXXII, 4. 17. LII, 9.).

[5]) Bohemarius, ein lateinisch-böhmisches Vocabularium in 886 Hexametern, wahrscheinlich vom J. 1259; eine HS. v. J. 1309 in der Bibliothek der Prager Domkirche: s. *Schaffarik* Gesch. d. slaw. Spr. u. Litt. S. 314. Den Anfang desselben theilt *Jungmann* mit, historie literatury České S. 30:

Est ortus wychod, sed occasum fore zapad,
Aurora zorze, tibi sit impressio zarzye.

als die ältesten italiänischen [6]); die böhmischen aber sind überhaupt die ältesten in einer neueren Sprache, und erst zunächst ihnen die deutschen.

Gehen wir jetzt die sämmtlichen Versuche durch, vom frühesten an bis auf *Klopstock*'s Messias: mit ihm, der eigentlich erst der fremden Form das deutsche Bürgerrecht erwarb, machen wir billig den Schlufs.

Die ältesten deutschen Hexameter, leoninische, Uebersetzung leoninischer lateinischer, finden wir in

---

Aufserdem gibt es noch in reinböhmischen, mit Latein unvermischten Hexametern einen Cisiojanus v. J. 1376, und einen böhmischen Pentameter v. J. 1396: s. *Jungmann* a. a. O. S. 40. Sonst gilt (und so gibt auch *Schaffarik* a. a. O. S. 385. an) *Laurentius Benedicti* (*Nudožerju*) geb. 1555, gest. 1615, Professor an der Prager Universität, ein gründlicher Kenner der böhmischen Sprache und grammatischer Schriftsteller über dieselbe, für den Ersten welcher griechische und lateinische metra nach den Regeln der quantitierenden Prosodie in seiner Muttersprache gebraucht habe: er schrieb in antiken Formen Kirchenlieder.

[6]) Es ist der als Schriftsteller über die Baukunst und die Mahlerey bekannte Florentiner *Leo Baptista Alberti* (geb. 1398, gest. 1472) zugleich der Erste, welcher italiänische Hexameter und Pentameter versucht hat: eine Ehre, die man sonst auch dem *Claudio Tolomei* zuschreibt, der erst im folgenden Jahrhundert lebte. *Vasari* hat als Probe den Anfang einer Epistel *Alberti*'s aufbewahrt:

Questa per estrema miserabil epistola mando
A te, che sprezzi rusticamente noi.

s. *Eschenburg* in *Lessing*'s Collectaneen Bd. I. (sämmtliche Schriften Th. XV. 1793.) S. 61. 62.

einer um 1340 zu Würzburg geschriebenen, jetzt in der Münchner Central-Bibliothek befindlichen Pg. HS. Der Versuch ist aber so wenig gelungen, dafs man überhaupt gar nicht an eine solche Absicht glauben möchte, wenn nicht die Vergleichung der späteren Beispiele darauf hinleitete; auch wären die Verse für gewöhnliche deutsche Reimzeilen zu formlos. Das Original lautet:

Ablit honor trinus: langwentis fellio, primus
Actus (l. Jactus) luforum, et precellus feniorum.

Die deutsche Uebersetzung:

Ea fin dri ere, der ein ieglich man wol empere:
Alt (l. Alter) man ge für; fitze liech; heb an, du verlür.

Schon besser klingt folgender von *Docen* [7]) zuerst bekannt gemachter Vers, ebenfalls aus einer Münchner HS.:

Unchrautleichen gefanch.pan. prueder. predig und antlas.

Aus seiner Unverständlichkeit kann man schliefsen, dafs auch er aus dem Lateinischen übersetzt sey. Die Zeit seiner Abfassung fällt mindestens in das Jahr 1358. *Docen* bemerkt: „Die Handschrift, worin jene Zeile sich erhalten hat, stammt glaublich aus dem Kloster Emmeram in Regensburg; sie nennt in der Reihe der Aebte *Albert von Schneidmülen* (1324 — 1358) als lebend, und gehört zu den ältesten in Deutschland auf Papier geschriebenen Büchern von gröfserem Umfange."

[7]) Morgenblatt 1818. S. 536.

Was nun folgt, ist gar unverständlich: vier Verse in der von den Magdeburger Schöffen verfafsten und an die Stadt Görlitz übersandten Glosse zum Sachsenspiegel, drey Hexameter und ein beschliefsender Pentameter, wiederum leoninisch. Sie stehen in der berühmten Görlitzer Pg: HS. vom J. 1387 am Ende der Glosse zu B. III. Art. XXVII. §§ 87. (nach der alten eigenthümlichen Bezifferung): dorum fo habit dife uerfus czueime urkunde.

Merkit nu rechte welche fachin fchelin an dem echte.
Uor wef. kor. nicht frey lop magefchaft fchande nuz abfin.
Czwey loube not orde natterfchaft fuche mit kor wort.
Wer fwoger ift odir kalt dy fint non echte gelpalt.

Die Enträthselung der zweyten und dritten Zeile stellen wir einem Scharfsinnigeren anheim. Ein lateinisches Original mufs zum Grunde liegen; nur zum Theil übereinstimmend sind die versus memoriales, welche die gedruckte Glosse zu B. I. Art. III. des Sachsenspiegels anführt:

Error, conditio votum, cognatio, crimen.
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
Si sis affinis, si forte coire nequivis:
Haec sociando vetant connubia, juncta retractant.

Eine im Mittelalter oft geübte Spielerey war es, lateinische Verse mit Versen in einer andern Sprache abwechseln zu lassen. So finden wir bei *Muratori* [8])

---

[8]) Antiquitat. italic. t. III. diss. XL.

ein lateinisch-griechisches Gedicht in gereimten iambischen Dimetern, und unter *Dante*'s Canzonen eine, in der Lateinisch, Italiänisch und Provenzalisch abwechseln [9]). Auch in der deutschen Litteratur ist dergleichen nicht selten: wir erinnern nur an das dem zehnten Jahrh. angehörige Lied von den beiden Heinrichen [10]), an das im J. 1259 verfafste satirische Gedicht: „Gens sine capite mac keinen rât geschaffen" [11]), an die von *Docen* aus einer Müncher Pg. HS. des XIII. Jahrh. bekannt gemachten Lieder und Liederfragmente meist unzüchtigen Inhalts [12]). Ueberall sind hier die lateinischen Verse nach Art der deutschen behandelt; es lag nahe, das Spiel einmal umzukehren und die deutschen unter das lateinische Gesetz zu bringen. Es geschieht in einer zu Doberan befindlichen Grabschrift vom J. 1388, die aus acht halb deutschen, halb lateinischen Hexa-

---

[9]) ***Dante Alighieri***'s lyrische Gedichte v. *K. L. Kannegiefser* S. 220 — 223.

[10]) Nach meiner Wiederherstellung gedruckt in *Hoffmann*'s Fundgruben f. Gesch. deutscher Spr. u. Litt. I, 340. 341.

[11]) Nach einer Pg. HS. die ***Casp. Barth*** in der Carthause oder einem andern Kloster bei Strafsburg fand („in Carthusia sive alio coenobio prope Argentinam") gedruckt in dessen adversar. lib. XXXIV. cap. XVII. Es wird dieselbe HS. seyn, die *Graff* auf der Centralbibl. zu Strafsburg angetroffen hat: s. Diutisca I, 324.

[12]) Zwey vollständige Lieder Miscell. Th. II. S. 205. 206. und S. 207. 208.. Fragmente S. 200. 203. 205.

metern besteht, deren Reim nach einer seltneren leoninischen Form die deutschen Hälften mit den deutschen, die lateinischen mit den lateinischen bindet.

Hier Peter Wiese tumba requiescit in ista.
God geve öm spiese caelestem, quique legis, sta,
Bid vor sien seele precibus brevibus genitorem.
Hier doget vele (?) sibi perpetuum det honorem.
He helft getüget alias tres (l. res) perpetuales,
Daran uns gnüget, res atque dedit speciales.
Drum schal he bliven hic nostra sub prece vere,
Und wilt ön skriven David in solio residere [13]).

Wir lassen auf diese Grabschrift gleich eine zweyte folgen, auch in niederdeutscher Mundart, weder mit Lateinischem vermischt, noch möglicher Weise daraus übersetzt. Es ist die in der St. Silvester- und Georgenkirche zu Wernigerode befindliche des Grafen *Heinrich* vom J. 1429.

Na bort M. schreven, veer C., twe X., daby negen,
Starff Henrich greve, der van Stalberch leve neve.
Van Wernirode starff Henrich leste erve dode.
Do was de hire sünte Erasm i vire.
Up fridach wende na vesper was ydt sin ende.
Der selen sine si got gnadig ane pine [14]).

„M. vèr C. twê X. dà bi nègen" d. h. MCCCCXXIX: so spielen die Versmacher jener Zeit öfter mit den Zahlzeichen und Abbreviaturen. Man vergleiche die

---

[13]) Gedruckt in *Kinderling*'s Gesch. der niedersächs. Spr. S. 156. 157.

[14]) Gedruckt bei *Meibom.* rerum germanic. t. III. p. 30.

Grabschrift Herzog *Heinrich*'s IV. in der Kreuzkirche zu Breslau:

Hen. quartus. Mille. tria. C. minus. X. obit ille
Egregijs annis. Ile. Cra. San. dux. nocte johannis.

d. i. Henricus quartus, MCCXC. obit ille egregiis annis Slesiae, Cracoviae, Sandomiriae dux nocte Johannis. Der Fürstabt *Martin Gerbert* theilt aus einem alten missale folgende Verse mit:

M. C. ter ducto, simul I. sextoque reducto
Anno incarnati Christi, mundo quoque nati,
October diras domini monstraverat iras u. s. w. [15]).

Besonders gern werden *versus memoriales* aus Abbreviaturen zusammengesetzt. So jene über die sieben freyen Künste:

Trivium.

Gramm. (atica) loquitur. Dia. (lectica) verba docet. Rhet. (orica) verba colorat.

Quadrivium.

Mus. (ica) canit. Ar. (ithmetica) numerat. Geo. (metria) ponderat. Ast. (ronomia) colit astra [16]);

jener über die vier Elemente und Temperamente:

Terra melanch. (olia), aqua phleg. (ma), aer sanguis, cholera ignis [17]);

folgende über die Monate, wo gut Ader lassen und Wein trinken:

---

15) Iter alemann. pg. 288.

16) *Hd. v. Arx* Gesch. d. Cant. St. Gallen I, 200.

17) Schola salernitana v. 2(0. ed. *Ackermann.*

Jan. fe. ap. maji. fep. oc. no. atque december:
His minue venam, lunam dum videris aptam [18])

und:

Ar. (ies) li. (bra) de vena. bene fundunt vina fagitta. (rius)
Can. (cer) ca. (pricornus). pif. (ces) vir. (go) media
cetera dico mala [19]).

Ganz und gar aber aus Hexametern der Art bestehn die alten unter dem Namen *Cisio-Janus* bekannten Festcalender; so beginnt einer aus dem XIV. Jahrhundert [20]):

Cisio Janus Epi sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincen Pau Pol Car nobile lumen

d. i. Circumcisio, Januarius, Epiphania — Octava (Epiphaniae), Felicis, Marcelli, Antonii — Fabiani, Agnetis, Vincentii, (Conversio) Pauli, Polycarpi, Caroli —.

Wir kehren von dieser Abschweifung, die uns zur bessern Verständnifs der Wernigeroder Grabschrift nöthig schien, zum deutschen Hexameter zurück. Das nächste Beispiel, auf welches wir treffen, geht seinem ursprünglichen Alter nach über jene Grabschrift noch hinaus, ja möchte vielleicht noch an's Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen

---

18) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. Q. 37. (Auf. XV. Jahrh.) fol. 130. v. wo der erste Vers fehlerhaft so lautet: Jun. fe. ap. may. no. fep. atque december.

19) In der eben angeführten HS. fol. 131. v.

20) Abgedruckt mit guten Erläuterungen von *J. W. F.* (*Jac. Wilh. Feuerlein*) im 19ten Stück d. Hannov. Gelehrten Anzeigen v. 1751.

seyn. Es sind Haushaltungsregeln, die vom Anfange des funfzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein sich bald hier, bald da zeigen, in immer veränderter Gestalt, in bald kleinerer, bald gröfserer Anzahl der Verse. Aus dem Lateinischen sind sie gewifs nicht übersetzt: die lateinischen Wörter sind zuweilen zu arg behandelt. Wir sind genöthigt die verschiedenen Recensionen in chronologischer Folge hinter einander aufzuführen.

Niederrheinisch in einer HS. der Stadt-Bibliothek zu Maestricht aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts [21]).

Sege korn Aegidii, haveren, gersten Benedicti,
Plante kol Urbani, werp weet, rovesaet Kiliani,
Erwite Georgy, lyn sege Jacobique minoris,
Drech sperwer Sixti, vank vinken Bartholomaei,
Dryuk wyn Martini, loep schoduuel nativitatis.

Schlesisch in einer Breslauer Pp. HS. aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [22]).

Zehe korn Egidij, habir, gerste Benedicti,
Zehe hanf Urbani, leyn viti, ruchen Kyliani,
Drag sperber Sixti, fach wachtel Bartholomei,
Grab ruben Adipe, zeüt craut Vidi domo sedentem.

Hochdeutsch in einer Stuttgarter Pp. HS. vom Jahre 1520 [23]); jedoch sollen sich dieselben

---

21) Gedruckt in *Mone*'s Quellen u. Forschungen I, 120.

22) HS. der K. u. U. Bibl. I. Q. 466. fol. 40. r.

23) Gedruckt in *Ferd. Weckherlin*'s Beiträgen z. Gesch. altt. Spr. und Dichtk. S. 66.

Verse bereits eben so in einer HS. vom Jahre 1440 vorfinden [24]).

Sew korn Egidij, habern (, gersten) Benedicti,
Und flächs Urbáni, ruben, wicken Kiliani,
Erwis Gregórij, linsen Jacobi minoris,
Sew zwybeln Ambrosij, all felt grunen Tiburtij,
Sayw kraút Urbani, und grab ruben Sancti Galli,
Mach wurst Martini, kauf kefs Vincula Petri,
Drag Sperwer Sixti, vach wachtel Bartholomei,
Kauff holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
Klaib stúben Sixti, wiltu warm han Natalis Christi,
Ifs gens Martini, drinck wein per circulum anni.

Noch einmal hochdeutsch bei *Joh. Agricola* in der hochdeutschen Erklärung der Sprichwörter [25]). Er sagt zum DCLIV. Sprichwort (Ein ieglich Ding will sein Zeit haben) [26]): Es ist ein alter Reim, der bestättiget difs Wort, der heifset also:

Sä Korn Aegidii, Habern, Gersten Benedicti,
Sä Flachs Urbani, Wicken, Ruben Kiliani,
Sä Hanf Urbani, Viti Kraut, Erbes Gregori,
Linsen Jacobique Philippi (so), grab Ruben Vincula Petri,
Schneide Kraut Simonis et Judae, (su)
Trag Sperber Sixti, fahe Wachteln Bartholomaei,

---

[24]) Nach einer Recension des eben angeführten Buches in der Leipz. Litt. Zeit. 1812. Sp. 1635.

[25]) Die erste Ausg. dieses Buches, die in niederd. Spr. 1528 zu Magdeburg erschien (Drehundert Gemener Sprickwörde — dorch *D. Johannem Agricolam van Isleue.* S.), enthält das bezügliche Sprichwort noch gar nicht.

[26]) Nach der Ausg. Hagenaw 15¼. 8. Die Verse sind da zum Theil gar nicht, zum Theil falsch abgesetzt.

Kleib Stuben Caliti, heifs warm Natalis Christi,
Iſs Lammsbraten Blasii, gut Häring Oculi mei,
Heb an Martini, trink Wein per circulum anni.

Aus diesen Hexametern nun stammen des Abenteuerlichen Simplicissimi alte Sprüche vom Feldbau [27]), so wie die vor einiger Zeit in den schlesischen Provinzialblättern [28]) abgedruckte „altschlesische Haushaltungsregel, aus einem 300jährigen Buche ausgeschrieben 1786" (jene wie diese in kurzen Reimzeilen) dem gröfsten Theile nach her. Eben so ist auch die alte Regul der Bauren-Practica, „wie das Säen und anders zu unterschiedener Zeit vorzunehmen [29])," weiter nichts als eine prosaische Auflösung alter Hexameter; Einiges ist noch ganz deutlich Vers geblieben.

Vielleicht in dieselbe Zeit mit diesen Haushaltungsregeln, auf jeden Fall aber noch in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrh. gehört ein in gleicher Art mit dem oben (Anm. 5.) erwähnten Bohemarius abgefafstes lateinisch-deutsches Vocabular. Wegen der deutschen Wörter, die es enthält, mufs es hier aufgeführt werden. Abscheuliche Verse, welche die einzige uns davon bekannte HS. [30]) in noch ab-

---

[27]) Des Abenteuerl. Simpl. Ewig-währender Calender, Nürnb. s. a. (1670.) 4. S. 4.

[28]) Schl. Prov. Bl. 1829. Ergänzungs-Bogen S. 129. 130.

[29]) S. 126 der Bauren-Practica od. Wetter-Büchlein, St. Annaberg 1698. 8.

[30]) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 86. Mitte des XV. Jahrh. fol. 11 d. bis 13 a. Die Verse sind nicht

scheulicherer Schreibung wiedergibt. Wir ändern, indem wir Anfang und Schluſs mittheilen, darin nichts, um weder zu viel noch zu wenig zu thun. Es beginnt mit Wörtern der Rechtssprache:

Multi feriptores in hoc errare folebant:
Eſt feudus lengut. eſt depactacio gedinge,
Ungelt angaria, poit hec precacio bete,
Inlegir obſtagium, cenlus czins, redditus ingelt,
Almaſium seu mercipotus lynkowff tibi ſignat,
Area ſit molſchacz, exaccio gelchos, theolonium czol,
In ſolidum mit gefampter hant, urphara orphende,
Redagium vuzczol, ſit redagium waynczol,
Oſedens ſunt geyſel, diffidare wedirſagin.

Und schliefst mit den Namen der Vögel und Ausdrücken der Jägerey:

Pawus vel pabo phaw, cignus tibi ſwan eſt,
Niſus eyn Sperber, accipiter habicht tibi ſignat,
Nocticoras nachtrabe, bubo huwe, miluus weye,
Corvus rabe, cornix crow, monedula tole,
Merula ſit droſel, nachtegal ſignat phylomena,
Sparulus ſit hazilhun, Alauda lirche, ſpicus ſpecht,
Quiſcula wachtil, Turkiltawbe ſit turtur,
Capphan sit capo, aſilus weſpen tibi ſignat,
Alviare benſtogk, examen Swarm tibi ſignat,

---

abgesetzt. — *Goldast* citiert in den rer. alamann. script., er sagt nicht und wir wissen nicht aus welcher Quelle, vier Verse dieses Vocabulars unter dem Namen *Venceslaus Brack in Terminis Juristarum:* Arrestare frenen (l. frönen), die impheodare belehnen I, 138. ed. Senckenberg. Est Phoedus Lehengut, est depactio dingiess ibid. Jus feodi Lehnrecht, Burgschaft civilitas exstat ibid. Gleitet conducit, ducatus sitque geleite pg. 139.

Venator yeger, zagena wate tibi ſignat.
Diſciplina druche, sed mulcipula mawſvalle.
Et ſic eſt finis horum metrorum ſive verſiculorum.

Zwischen diesen und den nächsten deutschen Hexametern ist ein volles Jahrhundert Zwischenraum; Sprache und Litteratur hatten sich unterdessen neu gestaltet; das Studium der griechischen und römischen Autoren war allgemein verbreitet, war ein gründlicheres, tiefer eindringendes, die deutsche Poesie meist eine dürftige handwerksmäfsige Verrichtung geworden, nichts innerlich, nichts äufserlich: frisch drauf und dran, die Summe der Sylben an den Fingern abgezählt, hinten ein Reimlein, gut oder übel, und der Vers war fertig [31]). Als hätte unsere Dichtkunst nie ein dreizehntes Jahrhundert erlebt, so geringe Acht hatte man auf die Grundgesetze der deutschen Metrik, bis endlich *Opitz* erschien, um die alte Ordnung angemessen verändert wieder her-

---

31) Man darf die damalige deutsche Verskunst nicht damit rechtfertigen wollen, dafs die romanischen Volker es heute noch nicht anders machen. Sie mögen es thun, ihren Sprachen ist es angemessen: man erwäge nur den Mangel an stummen Sylben in der spanischen und italiänischen, und wie gleichmäfsig die Franzosen auch in der Prosa alle Sylben eines Wortes accentuieren. Und andrerseits, gibt es nicht selbst in diesen Alexandrinern, diesen Endecasillabi bestimmte Stellen, an denen trotz der sonstigen Gleichgültigkeit der eigentliche Accent der Worte beachtet wird?

herzustellen, indem er die neue Art Sylben zu zählen mit der früheren Geltung der etymologischen Hebungen geschickt verband. Wir haben in allen bisherigen Versuchen deutscher Hexameter und Pentameter ein Streben gesehn, sie nach den Regeln der antiken Prosodie zu bilden; nirgend ist es ganz gelungen, aber es wäre möglich gewesen, da unsere Sprache in jener Zeit noch kurze Vocale in den Stammsylben kannte, wenn gleich die langvocaligen und mehrsylbigen Flexionsendungen bereits ausgegangen waren, welche die althochdeutsche Mundart in noch weit höherem Grade fähig gemacht hätten, sich die alterthümliche Verskunst vollständig anzueignen. Dem sechzehnten Jahrh. war Correption jener Art fremd geworden, jede Stammsylbe war nunmehr lang, mithin hatte auch die Production durch Position ihre Bedeutung verloren: wer jetzt, wo Accent und Länge zusammenfielen, Hexameter machen wollte, durfte die Füfse nur nach accentuierten und nicht accentuierten Sylben zählen. Aber bei dem Zustande, in welchem sich die poetische Technik befand, mochte der Willkühr Alles erlaubt scheinen, und so können wir es dem weltgelehrten *Konrad Gesner* nicht verargen, dafs er (im J. 1555) darauf verfiel, deutsche Hexameter und Hendecasyllaben nicht, im Sinne einer Verskunst, die er nicht kannte, nach Hebungen und Senkungen, sondern wie die antiken Muster quantitativ, selbst mit Geltung conso-

nantischer Position zu bauen [32]). Er hält sich für den Erfinder dieser Kunst; mit welchem Rechte, wissen wir. Selbst dafs seinen Versen der Reim fehlt, ist nichts neues; denn auch das letzt angeführte Vocabular und jener einzelne gegen 1259 geschriebene Hexameter sind ohne Reim. Wir wollen hier nicht nur die Probestücke selbst, sondern auch die wenigen Worte, welche er über seine Bemühung sagt, mittheilen [33]): Metra et homoeoteleuta multi scribunt ut plerique omnes puto populi, Latinis, Graecis et Hebraeis exceptis: carmina, in quibus syllabarum quantitas observetur, nemo. Nos aliquando conati sumus, sed parum feliciter [34]), hisce versibus hexametris:

Es macht alleinig der glaub die gleubige sälig
Und darzu fruchtbar zur lieb' [35]), und gütige herzen
Allwäg inn menschen schafft er. kein mufse by imm ist
Und kein nachlassen nienen. er würket in allen
Rechtgeschaffnen gmüten alls guts und übige früntschaft.

---

[32]) *Friedr. Heinr. Bothe* hat noch in diesem Jahrhundert Gedichte, einen ganzen Band voll, so gemessen (Antik gemessene Gedichte, eine echt deutsche Erfindung, 1812). Nun, man wälzt öfter leere Fässer.

[33]) Mithridates, de differentiis linguarum etc. Zürich 1555. 8. Bl. 36. v. 37. r.

[34]) Allerdings sind auch z. B. in nienēn er, gmütēn alls, Vatter unser, bösēn erlōs die Längen der tonlosen Sylben durch nichts motiviert; der vierte Vers des hexametrischen Vaterunser hat keine Cäsur u. s. f.

[35]) Nachher in den Hendecasyllaben unser': die ältesten Beispiele für den Gebrauch des Apostrophs im Deutschen.

Doch schrybt er nüt sinem selber zu, sunder er eignet
Dem Herren Gott und siner gnad alle die ere,
Durch Jesum Christum, Gott und mensch, unseren Herren.

In omnibus hisce versibus pedes omnes spondaei sunt, quinto excepto dactylo.[36]) neque fieri facile aut commode posse opinor, ut alibi etiam nisi forte primo loco dactylus collocetur. Admittenda et licentia quaedam foret praeter vulgarem loquendi usum, non minus sed amplius forte quam Graecis et Latinis. Nostrae quidem linguae asperitatem consonantium etiam in eadem dictione multitudo auget, quae nullo saepe vocalium interventu emollitur.

Oratio Domini versibus Hexametris a nobis expressa.

O Vatter unser, der du dyn ewige wonung
Erhöchst inn Himmlen, dyn namen werde geheilget.
Zu kumm uns dyn rych. Dyn will der thue beschähen

---

[36]) ***Lessing***, aufmerksam gemacht, dafs schon vor ***Fischart***, den er für den Erfinder des deutschen Hexameters ausgegeben, ***Konr. Gesner*** solche verfertigt habe, schreibt in den Litteraturbriefen (sämmtl. Schr. Th. XXVI. 1794. S. 79.): „Hierauf antworte ich, dafs ich mich nicht überwinden kann, sechsfüfsige Verse, die aufser dem einzigen fünften Fufse aus lauter Spondäen bestehn, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine." Ob gut oder schlecht, darauf kann's hier doch wahrlich nicht ankommen. Dies Uebermaafs von Spondeen ist die nothwendige Folge des nicht zu vermeidenden Uebermaafses von Positionslängen.

Uff erd als in himmelen. Unsere tägliche narung
Heer gibe uns hüt. Und verzych uns unsere schulde,
Wie wir verzychend iedem der bleidigen uns thut.
Für uns in kein versuchnuss yn hilff one dynen:
Sunder vomm Lösen erlöfs uns, gnädiger Heer Gott.

Eadem hendecasyllabis reddita, qui versus linguae Germanicae aptiores videntur.

Heer Gott Vatter in himmlen eewig einig,
Dyn nam werde geheiliget, geêret.
Dyn rych komme genädiklich, begär ich.
Dyn will thue beschähen uff der erden,
Wie inn himmelen undren heilgen englen.
Unser' tägliche narig † uns gib hütte.
Verzych unsere schulden uns, wie auch wir
Verzyhnd schuldneren unseren by uns hie.
Versuchnuss sye wyt von uns, o Heere.
Löfs uns gnädiger Heer von allem übel.

† Pro narung propter carmen

1561 wiederholt *Gesner* an einem andern Orte [37]) jene Aeufserungen über die Neuheit seiner Erfindung und über ihre Schwierigkeit und fügt, indem er sich auf die Beispiele im Mithridates bezieht, zur Probe noch folgende Hendecasyllaben hinzu:

O Gott, himmlischer herre, vatter aller
Creaturen in himmlen und der erden,
Dein barmhertzige gnade unde güte
Deinen dieneren und geschöpfften öffne

---

[37]) Vorrede zu *Maaler's* (*Pictorii*) dictionarium germanicolatinum novum (Zürich 1561. 8.), in einem Anhange „De carminibus et syllabarum quantitate in lingua germanica."

und diese iambischen Dimeter:

O Vatter und genädiger
Herr Gott in himmlen höhe,
Erbarm dich über menschliche
Uns angeborne blöde
Durch deinen einen ewigen
Sun, unsern herren Jesum,
Und schaff in uns ein neüw gemüt
In krafft dels heilgen geistes.

Es ist gut dafs wir uns von *Gesner's* mit trockner Mühseligkeit erarbeiteten versibus hexametris und hendecasyllabis zu *Johann Fischart*[38]) und seinen fröhlicheren sechstrabenden und fünfzelterigen Reimen wenden können. Sie stehen in seiner Geschichtklitterung (Geschichtschrift), wovon 1575 die erste Ausgabe erschien[39]), im an-

---

[38]) In „eine Wildnifs, einen Hauptheil des Gartens, wo sich ein Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück aussahe, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenn's in die Schule ginge und lernen wollte auch so grofs zu werden. Es war Alles wie Wiese und Wald, was man sehen konnte, und doch war's nicht Wiese und Wald. Die Blumen anders, und wenn sie gleich nicht in Reih und Gliedern standen, waren sie doch in einer entzückenden unordentlichen Ordnung. Bäume hinderten das Auge nicht den Wald zu sehen, und es fiel von oben ein reines Wasser wie ein starker Regen und schlenkerte durch's Blumenstück und aus ihm heraus wie ein Betrunkener." v. *Hippel's* Lebensläufe nach aufsteig. Linie Th. I. 1828. S. 215.

[39]) 1575: s. *Flögel*, Gesch. d. kom. Litt. III, 336. Recension d. deutsch. Gramm. v. *J. Grimm* S. 34. Zwar be-

deren Capitel „Von eyner Alten Mistwälcken Pantagruelischen Vorsagung, inn eyner denckbegräbnuss oder Grabverzeichnuss erspehet, daraufs jr die Oraculisch Tripodisch Poetisch ergeysterung ersehet." Man hat sie, seitdem *Lessing* 1759 in den Litteraturbriefen [40]) zuerst darauf hingewiesen, lange Zeit für die ältesten deutschen Verse in heroischem und elegischem Maafse gehalten. Gut sind sie gerade auch nicht, im Gegentheil sehr schlecht: lange Sylben müssen kurz, kurze lang werden, damit nur Alles recht hupfweis in Dactylen tänzele. In der Elegie sind die leoninischen Reime nach einer ganz besondern neuen Manier gestellt. Wir lassen den wunderlichen Heiligen am besten selbst sagen, was er bei seinem Versuche sich gedacht habe [41]):

---

richten *Koch* (Compend. I, 161.), *Koberstein* (Grundrifs S. 123. Anm. 9.), *Halling* (*Fischart*'s glückhaftes Schiff S. 46.) u. A. von einer weit älteren Ausgabe vom J. 1552 (die nicht einmal die älteste seyn könnte wegen der Worte des Titels: „Auch zu disem Truck wider auff den Ampofs gebracht"), ja *K. G. Anton* versicherte sie selbst zu besitzen (deutsch. Museum 1778. S. 534.) und beschrieb sein Exemplar aufs ausführlichste im Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1141 — 1143; aber die Unmöglichkeit einer so frühen Ausgabe lehrt schon ein flüchtiger Ueberblick der Litterärgeschichte *Fischart*'s: der ganze Irrthum beruht lediglich darauf, dafs man eine 8 in Gestalt eines 5 für eine 5, 1582 für 1552 angesehen, wie *Jac. Grimm* bereits 1812 in der Leipz. Litt. Zeit. Sp. 1290 bemerkt hat.

[40]) Sämmtliche Schriften Th. XXVI. 1794. S. 73 fgg.

[41]) Aug. 1682. C 7. r. bis D 1. r.

Aber innsonderheyt sind zu ehren der Uralten, für sich selbs bestendigen Teutschen sprach die nachgesetzte sechssprüngige Verkers oder (wie es unser offtberürte Scarteck, daraufs difs kürtzlich gezogen, nennet) Wisartische, Manschrische und Herhohe Reimen und Silbenpostirliche Wörterläuff und Wörterleufige Silbenpostirung wol für eyn Venedischen Schatz auffzuheben, dieweil daraufs die Künstlichkeyt der Teutschen sprach in allerhand Kermina bescheinet, und wie sie nun nach anstellung des Hexametri oder Sechsmesiger Silbenstimmung und Silbenmesigem Sechsschlag weder den Griechen noch Latinen (die dafs Mufs alleyn essen wolten) forthin weichen. Wann sie schon nicht die Apostitzlerisch zustimmung, Prosodi oder Stimmmefsigung also Aberglaubig wie bei jhnen halten, so ist es erst billich; dan wie sie jr sprach nit von andern haben, also wollen sie auch nicht nach andern traben: eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung und soll auch pleiben bei derselben angewöhnung.

Kan mich derhalben aufs Poetischem Wetterauischem Taubenflug, weil sie mir steigen und mich on das Apollo inn der lincken seit kützelt und das recht or vellicirt, jetz nit enthalten, dafs ich nit auch also par mit Sechstrabenden und Fünfftzelterigen Reimen heraufsfahr, und grüfs euch also hoppenhupffenbar. Aber bei leib dafs mirs keiner lefs, der nicht auff Cisiojanisch an fingern klettern, scammiren und scandiren kan: dann Ascendens scandit, distinguens

carmina scandit; jedoch tröst ich mich M. *Ortwini* der spricht von der Altiqua Poetria und Metrischer Compilation: Si non bene sonant, attamen curriliter tonant. Ita Herr Domine, ist es nicht war, so ist es doch lieblich zu hören. Ergo auff und darvon, lafst den Zelter gohn!

Nun tapffere Teutschen, Adelich von gmüt und geplüte,
Nur Euerer herrlichkeit ist dises hie zubereyt.
Mein auversicht jderzeit ist, hilfft mir Götliche güte,
Zu preisen in ewigkeit Euere Grosmütigkeyt.
Ir seit von Redlichkeyt, von grofser streitwarer hande
Berümt durch alle Lant Immerdar on widerstand:
So wer es Euch allesamt fürwar ain mechtige schande,
Würt nicht das Vaterlant In künstlichkeit auch bekant.
Darumb dieselbige sonderlich zu förderen eben,
So hab ich mich unverzagt Auff jetziges gern gewagt,
Und hoff, solch Reimesart werd euch ergetzlichkeit geben,
Sintemal eyn jeder fragt Nach Neuerung die er sagt.
O Harffeweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reimeweifs Zu jrigem ersten preifs:
Dan du eyn Tracier von geburt und Teutischer sprache
Der erst solch unterweist Frembt Völkeren allermeyst.
Diselbige lange zeit haben mit unserer kunste
Alleyn sehr stoltziglich Gepranget unpilliglich:
Jetzumal nun hafs bericht, wollen wir den fälschlichen dunste
In nemmen fom angesicht, Uns nemen zum Erbgedicht.

Darauff folgen nun die Manserische oder Wisartische Sechshupfige Reimen-Wörterdäntzelung und Silbensteltzung; aber es ist nur der anfang darvon, das ander ist verzuckt worden; da denckt je jm nach, wie es zugangen sei.

A. w. ch. k. t. ä. e. ö. f. g. h. i. l. m n. o. p. pf. r. s. sch. st. u. z. ai. ei. eu. au.

Far sitiglich, sitiglich, halt eyn mein wütiges gmüte,
Las dich vor sicheren di kluge himlische güte,
Das du nit frefelich ongefär fürst auff hohe sande
Und schaffest onbedacht dem Wisart ewige schande;
Dan stellen zu hitziglich nach Ehr und Ewigem Preise,
Die stellet eyn offtermal zu sehr inn spötliche weise.
Sintemal wir Reimenweis unterstan eyn ungepflegts dinge,
Das auch die Teutsche sprach süsiglich wie Griechische springe,
Darumb weil ich befind ungemäfs die sach meinen sinnen,
Werd ich benötiget höhere hilff mir zu gewinnen;
Dann drumb sind sonderlich auffgebaut die Himlische feste,
Das allda jederzeit hilff suchen Irdische Gäste.
O Mösame Muse, Tugetsam und Mutsame Frauen,
Di täglich schauen, dafs si di künstlichait bauen,
Die kein Möh nimmerme scheuen zu förderen dise,
Sonderen die Mülichait rechenen für Müsiggang süse,
Wann jr diselwige nach wunsch nur fruchtwarlich endet:
Drumb bitt ich jniglich, dafs jr mir förderuss sendet
Durch euere mächtigkait, damit jr gmüter erregen,
Dafs sie ergaisteret nutzliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen forhabenden wercke,
Fon manlicher Tugent und noch dann Menschlicher stärcke
Des Streitwaren Hackenback etc.
DESVNT Di nicht da sind.

Aber diese Hexameter und Pentameter sind nicht die einzigen, die *Fischart* gedichtet hat, wiewohl bis jetzt noch keine mehr bei ihm nachgewiesen sind. Wir finden deren noch an anderen Stellen derselben Geschichtklitterung, unter die Prosa gemischt und wie Prosa gedruckt, im VIII. Capitel „Das Truncken Gespräch" und im XXIV. „Von des Gargantua studieren." So in jenem (L. 7. r.) das Distichon:

Ewiger Keller, behüt unser Kel vor ewiger kälte
Und unser augen vor übernächtlichem schlaff.

Aufserdem eine Menge theilweise übersetzter und durch lustige Barbarismen entstellter Verse aus lateinischen Dichtern, z. B. ille ego qui quondam Kannen vinumque cano (Virgil: ille ego qui quondam — — arma virumque cano); wie er aus Horazens „nunc est bibendum" u. s. w. (odd. I, 37.) dies macht: nun ist bibendum, nun pede libero zu träppelen tellus und zu läppelen häl us[42]). Aber es ist meist zu derb, als dafs wir Alles vollständig hersetzen dürften. In eben derselben Manier finden wir Cap. XXIV. (T 4. r.) eine Reihe medicinischer Denksprüche aus der *schola salernitana* verarbeitet: z. B.

Vier ding aufs winden veniunt, so ventre verschwinden;

im regimen sanitatis v. 18:

Quatuor ex vento veniunt in ventre retento.

Ferner:

Pringet humores Bacherach vinum meliores;

---

[42]) Ist auch hier aufzuführen der eben da vorkommende Vers „en jacet in treckis qui modo palger erat"? im Original etwa „hic jacet in terra qui modo pulcher erat"? Wir finden auch bei *Hans Christoph Fuchs* in der Vorrede zu seinem Ameisen- und Muckenkrieg, einer Uebersetzung der Moschea des Folengo (Ausg. Stralsb. 1612. 8.) „Hic jacet in Dreckis, qui modo Reutter erat."

reg. sanit. v. 47:

Gignit et humores melius vinum meliores.
Nach Fischen nuts eis, nach Fleysch die stinckende Kels fresz;

v. 115:

Post pisces nux sit, post carnes caseus adsit.
Ruben helffen stomagum, wissen zu förderen Wintum,
Förderen urinam, schedigen auch zano ruinam;

v. 142:

Rapa juvat stomachum, novit producere ventum,
Provocat urinam, facit quoque dente ruinam.
Dan vinum saure klinglitum machet in aure;

v. 234:

Ebrietas, frigus tinnitum causat in aure.

Und so fort. — Wir sehen, es zeigt sich bei *Fischart* überall ein Bestreben, durch erzwungene Betonung tonloser Sylben dem Verse einen antiken Klang zu verschaffen; deshalb ist denn auch die Position nicht unbenutzt geblieben; aber so wenig diese stets beachtet ist, lassen sich überhaupt Regeln finden, welche *Fischart* mit Consequenz durchgeführt habe. So viel ist klar, dafs er sich *Gesner*'s Verse nicht zum Muster genommen hat, wenn sie ihm auch bekannt waren: denn fast in demselben Grade, als *Gesner*'n die Dactylen mangeln, geht *Fischart* den Spondeen aus dem Wege.

Vielleicht älter als *Fischart*'s Hexameter und Pentameter sind die des M. *Joh. Clajus* [43]). Zwar

---

[43]) Geb. zu Herzberg; wann? ist eben so unbekannt als sein Todesjahr. Er war, wie er in der Vorrede zu

ist das Buch, worin sie enthalten, *Claji grammatica germanicae linguae*, drey Jahre später erschienen als die erste Ausgabe der Geschichtschrift, nämlich im J. 1578 [44]); aber da hatte der Verfasser schon über zwey Jahrzehende dazu und daran gearbeitet, wie er selbst in der Widmungsvorrede erzählt [45]). Wie

---

seiner Grammatik angibt, auf der Schule zu Grimma, auf der Universität zu *Leipzig*, dann Schulmeister in seiner Vaterstadt, neun Jahre Lehrer der Musik, Poesie und griech. Sprache zu Goldberg, später Rector der Schule zu Nordhausen und endlich Pastor zu Rendeleben (bei Erfurt), als welcher er seine Grammatik herausgab. Nicht zu verwechseln mit dem besonders an dramatischen Gedichten fruchtbaren ***Johann Klaj***, der im folgenden Jahrhundert zu Nürnberg lebte.

[44]) Grammatica germanicae linguae M. *Johannis Claij* Hirtzbergensis ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta, Lips. Joh. Rhamba 1578. 8. 8 Bl. Vorst. 279. gez. SS. Dies ist die älteste einer zahlreichen Reihe von Ausgaben, welche sich bis in's XVIII. Jahrh. erstreckt: zu dem Verzeichnisse derselben in *Elias Casp. Reichard*'s Versuch einer Historie d. deutschen Sprachkunst (1747.) S. 49 fg. bemerken wir, dafs die Eislebische von 1601. die vierte Ausgabe und in 12., die Jenische von 1651. 12. die achte, dafs die zehnte Ausg. von 1698. 12. zu Frankfurt a. M. und im J. 1720. zu Nürnberg und Prag eine eilfte Ausgabe in 12. erschienen ist.

[45]) Quas quidem (praeceptiuncula) ab annis viginti et amplius cogitatione complexi et diu multumque praemeditati nunc primum in lucem edimus juxta illud τὸ σπουδαῖον „sat cito, si sat bene," nihil curantes vel quid alii ante nos scripserint, vel quid plerique de nostro labore aiut judicaturi: αὐτὸ γὰρ δείξει τὸ ἔργον.

seine ganze grammatische Methode weiter nichts ist als eine übertragene lateinische, so verfolgt er auch in der Nachahmung antiker Versmaafse getreulich den von *Gesner* eröffneten Weg [46]) und schlägt deutsche Verse über den Leisten einer undeutschen Metrik. Nur hat er vor seinem Vorgänger eine geschicktere Behandlung, eine gewisse Zierlichkeit voraus und weicht auch darin von ihm ab, dafs er es nicht verschmäht, den Reim anzuwenden. Aufser zweyen *exemplis carminis heroici* und zweyen *carminis elegiaci* hat er noch Probestücke *carminis iambici dimetri, hendecasyllabi, sapphici;* vorausgeschickt ist eine kleine Reihe prosodischer Regeln, die theils von den Griechen und Römern, theils aus der Natur der deutschen Sprache entnommen seyen [47]). Hier sind die Hexameter und Pentameter (pg. 277 — 279):

---

[46]) Er sagt eben so wenig, dafs er seine Kunst von *Gesner* gelernt habe, als er behauptet erster Erfinder zu seyn; er spricht nur ganz unbestimmt (pg. 272. ed. 1) „de ratione carminum nova;" *Gesner*'s Ruhm läfst uns das Erstere annehmen.

[47]) Alle Position mache lang, bei muta cum liquida jedoch werde ein vorhergehender kurzer Vocal nur anceps; Vocal vor Vocal sey kurz mit Ausnahme weniger circumflectierter; H dürfe nicht als Consonant, sondern nur als Aspiration betrachtet werden; M erleide keine Elision; auch bei Schlufsvocalen finde nicht Elision, sondern Apocope statt u. s. f.

Exemplum carminis Heroici.

Aenigma.

Ein Vogel hoch schwebet, der nicht als andere lebet,
Nach keim Thier strebet, sich in allen Winden erhebet,
Und wenn die wüten, mufs er denn fleifsiger hüten,
Wächst in Feurs Glüten, darf nicht als andere brüten.
Er zeugt nicht Jungen, der nie sein Tage gesungen,
Wird doch gedrungen, dafs oft mit Schalle geklungen.
Er braucht kein Essen, wird von keim Thiere gefressen,
Kannst ihn nicht messen, weil er dir ferne gesessen.

Aliud.

Bitte den Herrn Herren, der wird dich gnädig erhören
Und wird dir geben nach dem das [48]) ewige Leben.

Exemplum carminis Elegiaci.

Gott sey mein Beistand, barmherziger ewiger Heiland,
Denn ich bin dein Knecht, mache mich Herre gerecht.

Aliud.

Wer Gott vertrauet, fein hat derselbe gebauet.
Sein Haus nicht vergeht, Dach Fach on Ende besteht.

Namentlich dem Einfluſs der weit und breit und lange Jahre hindurch viel geltenden Clajischen Grammatik werden wir es zuschreiben müssen, dafs fast in sämmtlichen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts verfertigten Hexametern und Pentametern das Recht der Position grillenhaft behauptet wird:

---

[48]) Hier fehlt *Clajus* selbst gegen seine zehnte Regel pg. 275: Pronomina et articuli discernuntur accentibus: in quibus enim est circumflexus producuntur, in quibus vero acutus corripiuntur, ut der demonstrativum circumflectitur et producitur, der articulus acuitur et corripitur.

freylich das beste Mittel, zahlreiche Nachfolge und allgemeine Anerkennung zu verhindern.

Auch der fröhliche *Taubmann* (geb. 1565, gest. 1613) hat einmal einen Hexameter gemacht, in dem nur anderthalb Füfse lateinisch, die übrigen aber deutsch sind. Bei welcher Gelegenheit, erzählen die Taubmanniana folgender Maafsen: Den Herrn *Taubmann* redete ein Schüler auf seinem Namenstag carminice also an:

Omnipotens Taubmann, raucum tibi dedico carmen.

Und meinete ihm noch so einen grofsen Gefallen dadurch zu erzeigen; aber *Taubmann* ärgerte sich dergestalt über die Anrede, dafs er dem neuen lateinischen Pritschmeister mit nachfolgenden Worten die Thüre wies:

Omnipotens Hundsfott, was machst du mir da für Larmen?[49])

Den Beschlufs der Beispiele des sechzehnten Jahrhunderts macht ein von einem Schlesier verfafstes Distichon. Es steht von gleichzeitiger Hand auf dem Titel einer kleinen Druckschrift vom J. 1597[50]), deren Mittheilung ich dem Hrn. Professor *Hoffmann* zu Breslau verdanke, und heifst so:

---

[49]) Taubmanniana oder des sinnreichen Poetens *Friederich Taubmann*'s nachdenkliches Leben etc. Frankfurt u. Leipz. 1703. 12. S. 206.

[50]) Ad virum clarissimum *Joh. Funccium* genialis diei festa feliciter celebrantem gratulatio, Lynicii 1597. 2 Bl. in 4to.

Dise hat der Weidner dem Sebisch carmina schencket,
    Das er perpetuo corde gedincke syner.
Sunt hi germanici numeri: superaddo latinos
    Biliserus; habe sic tibi *μνημόσυνον*.

Wir sehen hier und sahen in mehreren der oben angeführten Fischartischen Hexameter die Vermengung der lateinischen und der Muttersprache in etwas anderer Weise und noch auf einen höheren Grad der Verwirrung getrieben als in jenen früherhin besprochenen Gedichten, wo lateinische und nichtlateinische Verse abwechseln: hier wird in einem und demselben Verse Fremd und Einheimisch durch einander geworfen. Auch von dieser Spaſsmacherey gibt es noch manches Beispiel, und sie verdienen der deutschen Worte wegen bei unserer Betrachtung nicht unberücksichtigt zu bleiben. Hier eines aus dem funfzehnten Jahrhundert:

Eſt pretium mihi krang, cum nihil dabitur niſi habedang [61]).

Bekannt und schon oft gedruckt und von ziemlichem Alter sind die ebenfalls leoninischen Spottverse auf Westfalen und die Mark Brandenburg:

Hospitium vile, grof Brod, dünn Beir, lange Mile
Sunt in Westphalia: si non vis credere, loop da;

und:

---

[61]) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 80. fol. 54. v. am Ende einer Reihe lateinischer Predigten, überschrieben „Sermones breves de tempore."

und:

Pisces, languores, Schorf, febres atque dolores,
Strohdach, Knapp- casei sunt hic in Marchia multi.
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Pathmos.
Et caveas tibi, quia Grützwurst est etiam ibi [52]).

Auf wenige Worte, auf Interjectionen beschränkt sich die Einmischung in den Hexametern, welche *Philander von Sittewald* (*Joh. Mich. Moscherosch*) in seinen Gesichten [53]) anführt:

Nocte studens graditur ludens testudine bom bom,
Personat huic alter cithara seretrum teretrum trum,
Tunc reliqui clamant tollentes brachia juch juch,
Pellio tunc grunnit, mox huic submurmurat huy katz,
Post sequitur miseros ictis vulneribus: o weh!

Es ist bekannt, dafs solche Sprachmengerey die Veranlassung und Grundlage zur macaronischen Poesie gegeben hat: es ist eben nur ein Schritt weiter gethan in der muthwilligen Barbarey. Das Wesen derselben besteht darin, dafs Wörter der Nationalsprache durch angehängte lateinische Endungen so umgewandelt werden, dafs sie lateinischer Declination und Conjugation fähig sind. Auf die Erfindung der macaronischen Poesie kann Deutschland keinen Anspruch machen: sie ist ihm von Ita-

---

[52]) *Joh. Friedrich Rottmann's* Lustiger Poete 1718. 8. 168. 173. u. a.

[53]) Bd. I. S. 427. der Ausg. Strafsb. 1650 8.

lien aus zugeführt worden, wo sie namentlich *Don Teofilo de' Folenghi*, auch *Folengo*, ein Benedictinermönch, gest. 1544 (er pflegt sich *Merlinus Coccajus* zu nennen) und *Caesar Ursinus* (im Anfang des XVII. Jahrh.) in Aufnahme gebracht hatten; auch aus Frankreich her wurden die Deutschen mit ihr bekannt durch *Antonius de Arena*, einen Zeitgenossen *Folengo*'s. Eines der gröfseren in Deutschland verfafsten macaronischen Gedichte, *Fuchs*'ens Ameisen- und Muckenkrieg, ist denn auch Bearbeitung eines Folenghischen Originals (s. Anm. 42.), wogegen die berühmte *Floia*[54]):

Angla floosque canam[55]) qui wassunt pulvere swarto u. s. w.

dem niedern Deutschland eigenthümlich zugehört. Besonders thätig in dieser Art zu dichten erwies sich das siebzehnte Jahrhundert. Als besonders gelungen können wir einige vor uns liegende Hochzeitscarmina rühmen, deren erstes[56]) so beginnt:

Lobibus Ehstandum quis non erheberet höchis
Himmlorum sternis gläntzentium ad usque Gewölbos?

---

[54]) Die erste Ausgabe der Floia, die *Lessing* kannte (Collect. II, 102.) ist von 1593 in 4to und betitelt: Floia, carmen versicale, de floia schwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent; autore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia.

[55]) „Arma virumque cano" Virg. Aen.

[56]) Rhapsodia Versu Heroico-Macaronio ad Braut-Suppam in Nuptiis Butschkio-Denickianis praesentata a Scholae Dresdensis Petri Alumno. s. l. et a. 4. 6. Bl.

und schliefst:

De tischo surgite pfeiffri,
Blasite trompetas et kelsli schlagite pauckas.

Anfang des zweiten [57]):

Hactenus Ehstandi maneant quae fata verächtros,
Beispielo docui vetlae unkeuschique Geselli.

Schlufs:

Et sie beispielo könnatis erhärtere vestro
Vos ipsi, quod in Ehstando non sint nisi freudae,
Idque Scholae wünschit Petri Dresdensis Alumnus.

Anfang des dritten [58]):

Quid Welhamerum Leuti te nomine dicunt?
Quod Brautwehlerus deberes heifsere.

Schlufs:

O utinam hunc Tagum videam, quo glaubo futurum,
Ut post Fürhangum lateat foecunda marita
Sex gantzis Wochis et juxta schlaffiat infans
In kleinis Wiegis, Vatris Muttrisque voluptas!

Zuweilen wird das deutsche Element der macaronischen Poesie dadurch noch potenziert, dafs neben den lateinisch gemachten Worten ganz unverändert gebliebene deutsche eingeschaltet werden. Auch davon haben wir oben Fischartische Beispiele gelesen; in folgenden aus der *Delineatio summorum*

---

[57]) Rhapsodia andra Versu Heroico-Macar. ad Braut-Suppam in Hochzeita Stollio-Jungiana praesentata a Scholae Petri Dresdensis Alumno, s. l. et a. 4. 14. Bl.

[58]) *Rottmann*'s Lustiger Poete S. 169 — 174.

capitum lustitudinis studenticae [59]) ausgehobenen Versen ist des eigentlich macaronischen so wenig, dafs fast nur von Mischung rein lateinischer und rein deutscher Worte die Rede seyn kann, wie denn überhaupt dieses Gedicht kein rechtes Document der macaronischen Poesie abgibt.

Ista propinari Munser tibi proxime du must
Atque bescheiden thun. Run dari da dari da!

und:

Primus ego voces irritamenta vagantum
Edam: vos reliqui state, silete. Bru heis.
Fallor, et est forsan qui contra clamitat ullus.
St! Sa bru heis. „Sa bru heis." Ha falala. „Ha falala."
Est bene. praecurram, vos post carecta latete.
Hic lepus e dumis exagitandus erit.
Hey bru heis. „Bru heis." Skelm. „Skelm." Dieb. „Dieb."
Perenheuter,
Hey Perenheuter hi hey. „Hey Perenheuter hi hey."
Quid bone sis? sum Skelm? „Sis Skelm." Sum Dieb?
„Et sis Dieb."
Quid, Perenheuter ero? „Ja, Perenheuter eris."
Si fure es melior, si Skelmo sique pirorum
Servatore, gradum siste pedemque refer,
Staque fugax, sta, sta! Dafs dich der Henckeren hole!
Fort herfür Schelm, Dieb! fort Perenheuter heran!

Ja an einer andern Stelle sind dieser Elegie ein Paar, wenn man will, vollkommen deutsche Verse eingefügt:

---

[59]) Nach einem Drucke o. O. von 1627. 4., nicht dem ältesten. Sie steht auch in *Genthe*'s Geschichte d. macaron. Poesie (1829.) S. 323 — 332., einem Buche, das besser ungedruckt geblieben wäre.

Er setzt das Gläslein an sein Mund, run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!
Sein Sachen all hat er auch recht aus, dari run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!

So viel schien uns nöthig von der macaronischen Poesie zu bemerken. Wir wenden uns wieder zum rein deutschen Hexameter.

Das vierte Jahrhundert desselben beginnt mit einem Versuche von weit gröfserem Umfange als alle vorhergegangenen (das lateinisch-deutsche Vocabularium ausgenommen) und von gröfserem als alle die ihm nachgefolgt sind bis in die vierziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts. Es ist dies eine reimlose Bearbeitung des CIV. Psalms, das Werk eines sonst in der Litteraturgeschichte nicht wieder vorkommenden Mannes, *Emmeram Eisenbeck* (zu Regensburg geb. 1572, gest. 9. April 1618), gedruckt im J. 1617 [60]). Wie es *Gesner*'n ergangen, durch Beachtung der Position gelangt auch dieser Gelehrte dahin, dafs, mit Ausnahme einiger weniger, alle seine heroischen Verse aus nichts als Spondeen bestehn bis auf den Dactylus in der vorletzten Stelle,

---

[60]) Der Hundert und vierdte Psalm Davidis inn Teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt — durch *Emeran Eisenbeck*, beeder Rechten Doctor etc. Regensburg 1617. 4. (das carmen füllt acht Seiten). Nachricht von diesem seltenen Büchlein und Auszüge daraus gab die Bibl. d. schön. Wissensch. u. fr. Künste Bd. VI, St. I. (1760.) S. 186 — 192.

und er, um die Füfse zu Stande zu bringen, oft genöthigt ist, durch Syncopen und Apocopen der Sprache die gröfste Gewalt anzuthun. Sonst hat er sich dem Eindruck seines Originals genugsam hingegeben, um nicht unpoetisch zu seyn. Er hebt so an:

Ich will lobsingen Gott, meinem gütigen Herren
Und meinem Schöpfer; mein' Seel' soll herrliche Thaten
Von Gott erzählen, der die ganz' Erdg gegründet
Und sie ganz krättig thut nähr'n und mächtig erhalten.

Weiterhin heifst es:

Umb dich sind Watserbogen wie schöne Gewölber
Der grofsen Tempeln und wie ganz köstliche Palläst';
Du sitzt in Wolken (weil du der gröfste Triumph-Herr)
Als im Siegwagen, drinn du ganz zierlich hereinfährst;
All' Wind' dich tragen, die sind dein' g'wärtige Diener;
Und noch viel schneller laufen die lieblichen Engel
In Windesgestalt, alsbald sie klare Befelch hab'n:
Auch sind dein' Botten Blitz, Donner, feurige Flammen:
Dein' G'schäft' ausz'richten sind sie ganz eifrig all'sampt.

Schlufs:

Auf! mein' Seel', sey frisch, dein'm Gott dicht' schöne Gesänger,
Der längst g'west, jetzt ist, und seyn wird, Alles im Allen!
Alleluja!

Es wäre wunderlich, wenn *Eisenbeck* weder von *Gesner*'s, noch von *Fischart*'s, noch von *Clajus* Bemühungen etwas gewufst hätte, und doch ist er in der Vorrede der Meinung, dafs er quasi Columbus ille novae terrae als dieser neuen Weis primus inventor anzusehen sey. *Gesner* Erfinder, *Fischart* Erfinder, *Eisenbeck* Erfinder: nun wohl, er ist noch

nicht der letzte, der sich eingebildet hat der erste zu seyn.

Ungefähr zehn Jahre nach ihm verfafste *Andreas Bachmann* zwey gereimte Distichen[61]); auch ihm macht, wie man sieht, die überkommene Pedanterey viel Noth.

Rhythmica disticha germanica ad latinam scansionem accommodata.

Itzt kömpt geschlichen die Wärm', weil kälte gewichen,
Der Sommer das Feld fröhlich anitzo bestellt,
Phoebus hat itzt zu Ehren dir woll'n die Freude gewähren,
Weil dich mit der Kron' heute Minerva belohn'.

Ueber einen andern gleichzeitigen Versuch wollen wir mit den Worten *Morhof's*[62]) berichten: *Burchardus Berlichius*, der ein Buch de jure novercarum geschrieben Anno 1628, hat die versus leoninos im Teutschen nachahmen wollen, indem er die Pflicht der Stiefmütter in solchen Versen begriffen, welche aus dessen Buche part. I. art. 5. sect. 8. der Kurzweile halben ich hieher setzen will:

Ein fromm Stiefmutter thut die verstorbene Mutter
Fast wieder erwecken; sie thut gleichförmige Werke,

---

[61]) *Andr. Rivii* al. *Bachmann's* carminum tumultuario, quia in turbis Lipsiensium militaribus, conscriptorum et plerumque antea sparsim editorum specimen, Lips. s. a. quer 8. (einige Stücke sind von 1625 und 1627.) pg. 264. Zuerst nachgewiesen von *Docen* in seinen Miscell. I, 85.

[62]) *Dan. George Morhofens* Unterricht v. d. Teutschen Spr. u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. 8. S. 484. 485.

Licht ihren Ehgatten, dem sie nach Wunsche gerathen,
Macht ihm viel Freuden, die macht sie lang ohne Leiden,
n Zorn desgleichen sie thut ihm mit Gnade weichen,
Hilft ihr'n Stiefkindern, und mag sie nichts daran hindern,
Dieselb' sie liebet, sie nie kein Schande verübet u. s. f. —
Die Töchter imgleichen sie zieht, als wären ihr eigen,
In Zucht und Tugend. So gibt's daher artige Jugend.
In Summ was billig, das thut dieselbige willig
Und trifft das Mittel.

Wiederum ein Jahrzehend darauf, im Jahre 1639 — *Ernst Schwabe von der Heide* hatte schon 1616 den formellen Theil der Poesie in das rechte Gleis zurückzuführen begonnen [63]), *Opitz* hatte die Umwälzung triumphierend durchgesetzt und war in aller Leute Munde — im J. 1639 konnte M. *Adamus Bythnerus*, poeta laureatus, Pfarrer zu Weichselmünde, noch auf eine verskünstlerische Narrheit verfallen, die nicht klein war. Dem General-Feldzeugmeister *Ernst Georg von Sparr* war 1638 zu Breslau seine Tochter Gottlieb gestorben und daselbst in der St. Elisabeth-Kirche beigesetzt worden. Den Angehörigen „zu Sonderbahrem Hertzens-trost" liefs im folgenden Jahr *Georg Daniel Coschwitz*, ein Liegnitzer, Sparrischer Hofprediger, seinen Leichensermon mit einigen Zugaben drucken [64]), und unter diesen nun befindet

[63]) Vgl. *Hoffmann's* Monatschr. von u. für Schlesien 1829. S. 4.

[64]) Gloriosa Justorum requies d. i. Die Herrl. u. Selige Kinderruhe der Gerechten Gottes — Danzig 1639. 4. unpag. 10½ Bog. Von Herrn Prof. *Hoffmann* gütigst aus seiner Bibliothek mitgetheilt.

sich von *Ad. Bythner* eine rhythmometrica ad latinorum poetarum imitationem elegia: Verse von einer so absonderlichen und unerhörten Künstlichkeit, dafs der Verfasser sehr nöthig hatte, denselben eigene Erörterungen der darin beobachteten metrischen Grundsätze vorauszuschicken. Mirum posset, te judice, videri — schreibt er an *Coschwitz* — tam sero in nostra nobilissima lingua hoc ποιήσεως jucundissimum artificium esse deprehensum. Ut tamen, rev. et amicissime Dn. FR. Coschvizi, contra sciolorum morsum meam quoque famam et periculum defensare (omnibus ad palatum et salivam scribere, scribendo universis placere est impossibile), molossos ut pepulisti, vespas et cimices expulsare et pellere acriter et alacriter valeres, hisce me legibus et certis regulis fuisse astrictum experieris et memineris, salvo tamen aliorum judicio.

1. In disyllabicis omnis consonans inter duas vocales posita fit anceps. e. g. Leben, wagen, reden, tragen.

2. Trisyllabica ex accentu facile observantur: berathen, bracherin, erjagen.

NB. 3. Quae dependentiam a latinis aut graecis habere videntur, eorum naturam sequuntur. e. g. Samen q. semen, Vater pater, Mutter mater, haben habeo, ewig aevum: ävig, Jugend juventus, Lilien, Nebel nebula, Schule σχολή.

4. ä, ö, ü perpetuo producantur, etiamsi vo-

calis aut diphthongus sequatur: beſügern, Thränen, Höle, Höe.

Sich billich darumb Freunde bemühet haben.

Interdum tamen etiam ad imitationem corripiantur.

Ver praeit aestatem etc.

5. ie, ee producta: sie, die, See, seelig, lieben. Si priorem abjeceris, correpta sunto: liben, selig.

Ach selig und seelig welcher wie Lazarus entschläft.

6. be, ge, re brevia perpetuo. e. g. besonnen, beladen, Geleite, gegeben, Register, Rebecca.

Gott ist barmhertzig, von grofser Gütte, geduldig.

Dala Isaac schertzet mit seinem Weibe Rebecca [65]).

Quod si positio sequetur aut una aut duplex, communia fiunt. e. g. gespeiset, getränckt, bestritten, geschrieben; quamvis be, ge, re correpta malim; sed quisque bonorum suo abundet ingenio et genio.

Im, contractio pro in dem, more Graecorum perpetuo longum, nec eliditur.

Sed manum de tabula. Plura non addam. Hic me Plato quiescere jubet, ne prosodiam finxisse videar [66]).

---

[65]) Ist einer von den in der Lutherischen Bibel aufgefundenen Hexametern: s. Anm. 4.

[66]) Unter den Druckfehlern wird jedoch noch folgendes bemerkt:

Hos canones reliquis, te quaeso, prioribus adde:

1. Littera e corripitur, littera s vel es producitur. Defs armen wird nicht vergessen werden in höchsten Nöthen. Ps. 9. 19.

2. Item: am, im, zum producantur, neque eliduntur, quia videntur esse contracta. Am pro an dem:

Am ersten Sontage nach Ostern.

Er hält sich also für den Erfinder; solche Regeln, wie z. B. die erste, hat freylich keiner vor ihm (und keiner nach ihm) sich aus den Fingern gesogen. Aber nun die Elegie selbst! „Ergo auff und darvon, lafst den Zelter gohn!"

In diser Höle ruhett und ist Gottliebe geleget,
Drumb VATER UND MUTTER schmertzliche Seufftzer beget.
Bitter, sehr bitter! wann es am Hertze gebrechen
Thutt Eltern, wann sie klägliche Worte sprechen.
Es war zu spüren zeitlich dein' adliche Tugendt,
Dier fein zum Spiegel, muttige wilde Jugendt.
Nun bistu uns durch den bleichen Todt plötzlichen entzückt,
Lebloſs in's Himmels blaue Gestirne gerückt.
Dein Valet und Hintritt bringet schmertz-hertzliche Trähnen,
Nach dier sich, Gottlieb, fromme Gefreundte sehnen.
Ach! vorgeblich aber. Der Todt u. s. f.

Weiterhin:

Gottlieb war Gott lieb; ihr Freunde, das übrige beatelt;
HERR SPARR, spart Seufftzer: Gottlibe Gotte gelelt.

Solcher Distichen sind im Ganzen 34. Die letzten lauten:

Soll ich, ô Herr, frewdig sterben, so behütte mich eben,
Dafs ich dir kan Sinn, Hertze, Gemütte geben,
Schawen in Ewigkeit dein Antlitz: stündlichen alzeit
Zu sterben täglich mich mache, CHRISTE, bereit
Im Glauben sterben zu dem Himmelreiche befodert,
Ob schon desſs Cörpers Staublin in Asche modert.

Zum q. zu dem, e. g.
Zum höchsten Helffer soltu dich wenden in Unglück.
Im q. in dem, e. g.
Im Anfang schuff Gott dals schöne gestirnete Rundeld

Dort werden wier mit dem rechten Nectare gespeist;
Gott dar in Himmelsburg Freude, Genade beweist.
Mein Leben ist JESUS, JESUS das blutige Vordienst,
JESUS mein Trost und im Tode beste Gewienst.

Nach denselben Regeln als *Bythner* seine Elegie machte ein Verwandter, vielleicht der Sohn des Herausgebers dieser Sammlung, *Jonas Daniel Coschwitz*, noch eine gereimte Trauerode im sapphischen Maafs, „Sappho der edlen Poeterin ihr Leyergedichte, im Hochdeutsch gesungen nach der Griechen Art und Lateiner Ordnung in genawer Abmessung der Zahlen." So weit als sein Muster konnte er die Queerköpfigkeit nicht treiben: er fand keine Gelegenheit, durch einen eigenen Kniff klingende und stumpfe Reime mit einander zu binden, geleget mit hĕget, Tränen mit sĕhnen, befodert mit mŏdert. Die erste und letzte der eilf Strophen dieses Leyergedichtes mögen hier stehn.

Musen, ihr Musen, stehet und erachtet,
Jupiters Töchter, klaget und betrachtet,
Alle neun Schwestern, machet ohne Länge
Grabe-gesänge. —

Seelig o den Gott libet und von hinnen
Zeucht! diser wird nicht sehen also können
Immer auf Erden rauhe Kriegs-gewitter
Und rauhe Splitter.

Die fleifsige Uebung der sapphischen Ode ist einer von den kennzeichnenden Zügen des Dichtergeschlechts jener Zeit; nur hatte man sonst nicht die Bythnerische, sondern die deutsche Vers-

kunst dabei im Auge [67]). Diese nach mehr als hundert Jahren der Irrung zuerst auch auf den Hexameter und Pentameter übertragen zu haben, ist das Verdienst *Sigism. v. Birken's* (geb. 1626, gest. 1681): ein so grofses Verdienst, dafs man darüber die Unvollkommenheiten seines Versuches gern vergifst. Wir haben es bereits oben ausgesprochen, dafs uns die einzig mögliche Art, antike Versmaafse in neuhochdeutscher Sprache nachzubilden, diejenige zu seyn scheint, wo an die Stelle der antiken Längen accentuierte Sylben, an die Stelle der kurzen unaccentuierte treten, da die buchstäbliche Anwendung der antiken Gesetze wegen unsers Mangels an kurzvocaligen Stammsylben und langvocaligen Flexionssylben schwierig, und wegen unsers Ueberflusses an Positionen und stummen Endungen unnatürlich ist. Freylich geht bei jener Uebertragung aus der Quantität in den Accent dasjenige verloren, was die antiken Verse hauptsächlich charakterisiert und das bedeutendste Motiv ihres Wohl-

---

[67]) In *Justi Georgii Schottelii* Teutscher Vers- oder ReimKunst, Frankf. 1656. 8. (die erste Ausgabe erschien 1644.) werden S. 169 — 181. unter der Rubrik: „Von anderen ganz neuen in teutscher Sprache aufgebrachten und noch ferner aufzubringenden Reimarten" zwar Proben vom genus phaleuc. und sapphicum gegeben, aber keine vom Hexameter. Woraus man, glaube ich, eher auf einen gescheiten Widerwillen *Schottel's* gegen die bisherigen Versuche in letzterer Versart als auf Unkenntnifs derselben schliefsen darf.

klanges ist, der Streit zwischen Accent und Quantität, zwischen dem Accente kurzer und der Länge unaccentuierter Sylben. Nur das Widerspiel des Accentes in der Thesis und der Accentlosigkeit in der Arsis sind wir einigermafsen fähig nachzubilden, indem wir den Hochton in die Thesis, den Tiefton in die Arsis bringen. So verhält sich die deutsche Copie zum antiken Original; so mufs sie sich verhalten, wenn sie deutsch seyn soll. Wir dürfen, um den Schaden zu verschmerzen, nur nicht vergessen, dafs wir auch ohne griechische und lateinische Muster dactylische und anapästische und andere Verse der Art haben würden. — *Birken* also übersetzt in seiner Rede-, Bind- und Dichtkunst [68]) ein Gedicht des *Festus Avienus:*

Nec Veneris nec tu vini capiaris amore:
Uno namque modo vina Venusque nocent etc.

in deutsche Distichen; dieses kann, sagt er, mit sechstrittigen Mängtrittzeilen also geteutschet und auf solche Weise mit andern dergleichen lateinischen Carminibus verfahren werden.

Wein und Weiber.

Lafse, ja lafs dich nicht dep Wein und die Weiber bethören:
Denn die Weiber und Wein schaden auf einerley Weis.
Weiber und Wein die können Leib und Kräfte verzehren,
Weiber und der Wein stellen die Füfse auf Eis.

---

[68]) Teutsche Rede-, Bind- u. DichtKunst durch ein Mitglied der höchstlöbl. Fruchtbringenden Gesellsch., den Erwachsenen. Nürnberg 1679. 12. 8. 30 — 32.

Blinde Liebe die macht geheime Sachen entdecken,
Trunkbethörter Mund Herzensgrund öfter verräth.
Kann Cupido bluttriefend- und wüthendes Kriegen erwecken,
Bacchus unruhige Pursch rauft sich und sauft in die Wett.

So noch vier Disticha.

Aber für's erste fand des Erwachsenen Versuch noch keine Nachfolge und blieb unbeachtet. Wenigstens kennt ihn sogar *Daniel George Morhof* nicht oder nimmt doch keine Rücksicht auf ihn, wenn er die neuaufgekommenen latinisierenden Carmina, deren Kunst dem Genius der deutschen Sprache zuwiderlaufe und ihm Gewalt anthue, verwerflich findet: so konnte er nur auf die übrigen Poeten vor und neben *Birken* schelten [69]). „Es haben sich zwar," sagt *Morhof* [70]), „Einige bemühet, dergleichen metrum in dem Teutschen aufzubringen; aber es will sich durchaus bei unsern Ohren nicht schicken." Nachdem er noch bemerkt, wie *Plempius* in seiner Orthographia Belgica eine solche Art zu poetisieren auch in der niederländischen Sprache gesuchet habe [71]),

[69]) Daſs *Morhof* an solche eigentlich verdeutschte Hexameter und Pentameter, wie die von *Birken* sind, nicht gedacht habe, sondern nur an jene die deutsche Sprache latinisierenden, zeigen seine Beispiele, die alle der letzteren Art angehören.

[70]) Unterricht von der Teutschen Sprache u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. S. S. 481. Die erste Ausg. erschien zu Kiel 1682.

[71]) S. 482. Er gibt Beispiele daraus, auch das Vaterunser in niederländischen Hexametern und eben solche aus *Const. Huygens* Gedichten, Alles sehr fehlerhaft gedruckt.

führt er ein'ge Beispiele in deutscher an, den bereits oben berührten in der Bibel ohngefähr vorfallenden Hexameter „und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca" (s. Anm. 65.), die auch schon mitgetheilten leoninischen des *Burchardus Berlichius* aus seinem Buche de jure novercarum, und endlich (S. 483.) folgendes seiner Reimlosigkeit wegen zu beachtendes Epigramm eines den er nicht nennt auf *Opitz:*

Unser Opitz, Teutschland, dir jüngst die Sprache verehret,
Welche mit höchstem Fleifs suchte der edle Poet.
Ei, so dank demselben für die treffliche Mühe,
Dafs auch den Teutschen sind die Getichte bekannt.

Und beschliefst seine Betrachtung mit den Worten: „Wir lassen zwar einem Jeden diesfalls seine überflüssigen Gedanken; ich halte aber, dafs es eine vergebliche Arbeit sey, eine Sprache wider ihre Eigenschaft in solches Gebäude zu zwingen" (S. 486.) — „ist also das beste, dafs man bei der üblichen Poesie im Teutschen bleibe und diese Kunst so viel als immer möglich ist ausübe" (S. 487.).

Morhof spricht als fürchte er, man werde noch die übliche deutsche Form gegen die jetzt minder übliche undeutsche hingeben: unnöthige Furcht: letztere machte den Poeten zu grofse Noth, diese deutschen Verse liefen nicht so von selbst in's Garn wie wohl die lateinischen, mit jeder Sylbe wuchsen die Schwierigkeiten und dieselben Gefahren wiederholten sich bei jeder Zeile; so lange man von

den

den eingewohnten antikischen Irrthümern nicht abgieng, blieb ein Hexameter immer eine Curiosität, und sein Verfertiger ein seltener Mann.

Von den Gleichzeitigen, die *Morhof* zunächst im Auge hat, wissen wir nur noch den Mag. *Isaac Pölmann* zu nennen, einen Vogtländer, den Verfasser des 1671 zu Berlin erschienenen Neuen hochdeutschen Donats; er war 1652 Subrector am Berlinischen Gymnasium, 1689 Prediger zu Schöneberg bei Berlin, wonach er sich gern *P. de pulchro monte* nannte. Seine Zeit erwies sich meisterlich in verrückten Etymologien; aber Wenige waren darin so stark als er. Wie *Reichard* sagt, in seinem Kopfe mufs es zuweilen gespükt haben. Dasjenige Werk, woran er mit der meisten Liebe und der gröfsten Verdrehtheit gearbeitet hat (es kam darauf an zu beweisen, dafs die Aegypter auch Vogtländer gewesen seyen), ist seine *Dissertatiuncula de vocabulo Aegyptus* [72]). Wie sie bunt gemischt ist aus Latein und Deutsch, Prosa und Versen, so ist es ihm denn auch einigemal beigekommen, sie mit deutschen Hexametern und Distichen zu verzieren. Aegyptus, behauptet er, habe ursprünglich Aegypus geheifsen, und dieses sey s. v. a. äigen Hupe i. e. cohors peculiaris; hierauf jauchzt er:

---

[72]) Cöln (a. d. Spree) s. a. 4. Einen Auszug daraus gibt *El. Casp. Reichard* in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst S. 249 fgg., auf welchem Auszug unsere Mittheilungen beruhen.

Hem vox composita est manifeste oculisque patenter:
Faſst's ihr Händ' und schaut, offene Augen, hieher!
Hier ist ein alter Sperling ohne Mühe gefangen!
Linguae hodie spretae gloria saxonicae est.

Manasse sey s. v. a. Männchen oder Söhnchen der Asse oder Asnath, puer Ascanius:

Nempe mihi videor blandissima verbula patris,
Matris avique, aviae quoque coram audire, videre:
Unser schönst Söniken, dat leevest Männiken Assen!
Mön leevest Püpken mön Schätzken, Herte-Man-Assen!

Die alte ägyptische oder askische Sprache sey die vogtländische gewesen:

Werth wär's zu lachen, wenn Pölmann könnte beweisen,
Dafs auch Voigtländer Könige wären gewest,
Nämlich in Egypten. Petrum hat die Sprache verrathen:
Egypten verräth die grobe Sprache genug.
Sie redten vormals Plattdeutsch; itzt Worte gefallen
Voigtländisch: Hochdeutsch, evohe, bleibe zu Haus!

Auffallend ist es, wie funfzehn Jahre nach *Sigism. v. Birken* und zehne nach *Morhof* einer der besseren Männer seiner Zeit, *Christian Weise* (geb. 1642, gest. 1708), ein Gedicht im elegischen Maafse ganz so macht, wie Jener es zuerst vorgebildet, ohne dafs er dabei von dem Urtheil des Einen und dem Beispiel des Andern ein Wort fallen liefse, und bemerkenswerth, welche Meinung er selbst über die Bestrebungen dieser Art abgibt [73]). Er wirft die Frage auf: „ob man auch die bekannten genera,

[73]) *Christian Weisens* Curiöse Gedanken v. deutschen Versen, Leipz. 1693. 8. S. 436 — 438.

welche man bei den lateinischen Poeten anzutreffen pfleget, im Deutschen imitiren könnte?" und antwortet sich: „es wäre zu wünschen, die guten Leute, welche sich damit bemühet haben, hätten sich um was anders bekümmert. Denn die Sprache, welche sich mit einer einzigen Zeile behelfen kann, darf mit einer andern nicht verglichen werden, welche sich allezeit des Reimes wegen mit der andern Zeile vergleichen soll.

Doch wenn jemand der Sprache zu Ehren was versuchen wollte, so scheinet mir alles über die Maßen leichte, daß ich mich oftmals wundere, warum ein Mensch davon als von einer schweren Sache hat reden können. Wo ich hinsehe, da wird der Isaac mit seinem Weibe Rebecca allegirt, da ich doch in der Bibel wol bessere Zeilen antreffen wollte, welche den Hexameter präsentirten. Wie dem allen, ich hoffe, die Scansion dieser Elegie wird nach den lateinischen pedibus nicht alleine recht, sondern auch lieblich und imitabel herauskommen.

Lebet in lieblicher Ruh als liebende Kinder beisammen,
Lasset der Eltern Wunsch unter den Küssen bestehn.
Kraft und Fruchtbarkeit vermehre die lustigen Flammen,
Daß wir lange Zeit gleichsam die Hochzeit begehn.
Was ein menschlich Herz von innen und außen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt künftig und jetzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beiden beliebet,
Bis der Tod zugleich beiden das Leben versagt [74]). —

[74]) Folgen noch in gleicher Weise gefertigte Proben vom genus sapphicum, choriambicum und alcaicum.

Ich habe nur gespielet, damit die unzeitigen Liebhaber der lateinischen Pedanterey sehen mögen, wie solche Mirakel gar leicht gethan würden, wenn man sich mehr einer fremden Sclaverey als einer anständigen Freyheit bedienen wollte. Ich kann wol sagen, indem ich dieses schreibe, sind dies die ersten Verse von der Gattung, und ob sie mir wol so unglückselig nicht gerathen sind, werden sie vielleicht auch die letzten seyn."

Dagegen liefs sich vielerley einwenden. Die Bemerkung über den durch den Reim bedingten Gegensatz der antiken und der modernen Poesie ist fein und wahr; aber sollte sie hier Anwendung finden, so mufsten nicht fast alle früheren Versuche und mufste auch *Weisens* eigene Probe nicht gereimt seyn. Und sprachen die Leute von der Schwierigkeit ihrer Verskunststücke, so hatten sie Recht, denn sie befolgten die Regeln der Quantität, und nur weil sie dieses thaten, durfte man sie Pedanten schelten: wie konnte ihnen *Weise* mit einer nach Accenten gemessenen Elegie darthun wollen, dafs sie leichte Arbeit hätten, und wie bei Gelegenheit so wenig lateinischer Verse von lateinischer Pedanterey sprechen? Waren diese aber so leicht (und gewifs, sie sind es), so war es auch bedenklich, viel von fremder Sclaverey zu reden. Auf keinen Fall ist es *Weisen* klar geworden, ein wie wesentlicher Unterschied der befolgten metrischen Grund-

sätze zwischen den früheren Versuchen und dem seinigen bestehe, der nur ein erneuerter Birkenscher ist.

Beides neben einander gieng in das neue Jahrhundert über, die Ausübung richtigerer, mehr mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache übereinstimmender Grundsätze (der Gesnerische Schaden ist nunmehr verwunden), und die auf Mifsverstand beruhende Opposition dagegen. Gleich 1704 hören wir den Professor *Magnus Daniel Omeis*[75]) dasselbe sagen, was *Weise* gesagt hatte, nur nicht mit derselben Laune. „Die lateinische Hexametros stellen folgende Zeilen für:

Und Isaac scheret mit seinem Weibe Rebecca.
Unsere Soldaten sind meistens lose Gesellen.

Das lateinische Elegiacum Genus hat Herr *von Birken* nachgemacht in seiner Prosodie p. 31. 32; aber gar gezwungen. Diese laufen etwas besser, aus einem Wunsch an zwey Neuverlobte:

Was ein menschlich Herz u. s. f.[76]).

Und diese latinisirende Vers-Sucht ist so neue nicht. Es schrieb schon etwa vor anderthalbhundert Jahren

---

[75]) Gründliche Anweisung z. Teutschen accuraten Reim und Dicht-Kunst, 2. Ausg. Nürnberg 1712. 8. S. 83—85. Die erste Ausg. erschien Altorf 1704.

[76]) Die beiden letzten Distichen der oben mitgetheilten Elegie von *Christian Weise*. Aus *Omeis* führt sie so wie den biblischen Hexameter von Isaac und Rebecca wieder an *Gottsched* in der critischen Dichtkunst 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 394. 395. und in der deutschen Sprachkunst 3. Ausg. 1752. S. 631.

Conradus Gesnerus in Praefat. ad *Josuae Maalers* Dictionarium u. s. f. Nun frägt sichs aber, was von diesen Lateiner-Arten zu halten? Antwort: Die Sapphische und Phaläcische Art (zumalen wann der letzte Tritt wegkommet) etwan ausgenommen, so achte ich die übrige vor unnöthige Schul-Grillen. Und lauten die Teutsche Hexametri und Pentametri an sich selbst nicht wol, weil die Verse allzulang sind, und die Pedes zu oft abwechseln. Vielmehr kann man sich im Teutschen, anstatt des Generis Heroici, der Helden-Art [d. i. des Alexandriners], und anstatt des Elegiaci, der Wechsel-Art von männlich- und weiblichen bedienen, dergleichen Herr *Hoffmann* hat in seinen Helden-Briefen." Da haben wir's!

Ein Paar Distichen vom J. 1708 hat *Docen*[77]) nachgewiesen.

Lachet, ihr Liebchen fein lustig, und schlafet fein lange beisammen,
Küsset und labet euch wohl, denket an keine Gefahr,
Streitet im Lieben, und mehret durch Herzen die lieblichen Flammen,
Bringet was junges hervor, bleibet ein fröhliches Paar.

Im J. 1713 verfertigte *Karl Gustav Heraeus*, ein geborener Schwede[78]), eine gereimte Elegie zur

---

[77]) Miscell. II, 301. aus dem Wohl-informirten Poeten, Leipz. 1708. 8. 103.

[78]) Geb. zu Stockholm 1671, ward Katholik und starb 1730 zu Wien als kaiserl. Rath und Antiquitäten-Inspector: s. Allgem. litterar. Anzeiger 1800. Sp. 1695. 1801. Sp. 1382. 1383.

Geburtstagsfeyer Kaiser Karls VI. [79]). Sie ist in Strophen von je zwey Distichen abgetheilt, und betitelt: „Versuch einer neuen teutschen Reimart bey Seiner Röm. Kayserl. u. Cathol. Majestät Caroli des VIten etc. etc. welt-erfreulichem Geburtstag Anno MDCCXIII." Also auch er gibt sich, und noch jetzt, für den Erfinder aus; in der That ist er auch lange genug dafür gehalten worden [80]). Wir geben die erste und letzte Strophe seines Gedichtes.

Mächtigstes Haupt der Welt, von Gott die Völker zu richten
Ausersehener Fürst, unüberwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dieses ungewohnete Dichten
Bei nicht gewohnetem Stand streitender Adler im Feld. —

Lebe beglückt, o grofser Carl, von Helden entsprossen,
An dem wir sehen dafs Glück, Freyheit und Friede nun lieg'!
Dir versprechen, wo Gott nicht die Welt zu strafen beschlossen,
Recht der Waffen, Gebet, Himmel und Menschen den Sieg.

Christian Friedrich Hunold, genannt *Menantes* [81]),

---

[79]) Zuerst einzeln gedruckt: s. *Koch*'s Compendium d. deutschen Litt. Gesch. II, 197. 198; sodann wiederholt in der ersten Ausg. seiner Gedichte: Vermischte Nebenarbeiten Herrn *C. G. Heraei*, Wien 1715. 4.: s. Allg. litt. Anz. 1800. Sp. 1693. 1694. Eine zweyte Ausg. erschien zu Nürnb. 1721. 8.: ibid. 1801. Sp. 1380; eine dritte ebenda 1728. 8.: ibid. 1800. Sp. 372.

[80]) S. *Koch*'s Compend. II, 198.

[81]) Dr. juris, geb. zu Wanderslehen bei Arnstadt 1680, gest. zu Halle 1720. Sein abenteuerliches Leben schildern die Geheimen Nachrichten und Briefe v. Herrn **Menantes**

wiederholte in einer Schrift, die erst nach seinem Tode erschien [82]), derber und ungeschickter den von *Weise* angestimmten Spott und gab vom Seinigen zwey Distichen zur Probe. Hier sind seine Worte: „Nun ist zu den Versen schwerlich etwas mehr übrig, als dafs man sich informiren lasse, ob man auch deutsche Verse nach lateinischen Leisten oder Generibus machen könne?

Denn es haben sich etliche hoch- und tiefsinnige Tichter darinnen geübet, und sich mehr darauf eingebildet als Peter Squentz mit seiner Invention von Pyramus und Thisbe.

Doch wie dieses eine Bagatelle und an sich selber spottleichte ist, so würde unsere Frau Mutter-Sprache versichert schrecklich höhnisch aussehen, wenn wir sie mit dergleichen Bärenhäutereyen nothzüchtigen wollten: z. E.

Glücke verschwindt und giebt uns ein verächtlich Gesichte:
Wundert euch zwar nicht drumb: Unbestand bleibet sein Spiel.

Das war ein Haupt-Distichon. Denn was fehlet dem Hexametro? Und was hat der Pentameter vor Mangel? Die Pedes sind richtig. Und so wird's erst passen, wenn das Nachfolgende darauf gereimet wird:

Leben und Schriften, Cöln 1731. 8. Ein Auszug daraus in den Leipziger Beiträgen z. crit. Hist. d. deutschen Spr. I, 539 — 544.

[82]) Die Allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie, Hamburg 1722. 8. 68. 69.

Doch man strebe nur stets nach einem guten Gerüchte:
Ehren- und Tugend-Gewinnst achtet das Glücke nicht viel.

Dergleichen kann man ganze Mistwagen voll machen."

Ehe wir uns zu dem letzten bedeutenden Namen unter den Vorgängern *Klopstock's* wenden, müssen wir noch eines hexametrischen Scherzes von *George Christian Gebauer* Erwähnung thun. *Isaac Vossius* hatte nämlich [83]), um die Weitläuftigkeit der neueren Sprachen zu charakterisieren, unter anderm auch gesagt: Quod si quis vernacula reddere velit „vidimus lucum terrarum pulcherrimum ingressique consedimus," vide quantis opus sit ambagibus: „nos habemus visum unum lucum illum plus bellum de tota illa terra; ubi essentes intrati nos nos sumus assisi." Obgleich es *Vossius* augenscheinlich nur auf das Französische gemünzt hatte, so glaubte *Gebauer* dennoch auch die deutsche Sprache dagegen vertheidigen zu müssen, und übersetzte nun, um zu zeigen dafs man in ihr, wenn man wollte, auch kurz seyn könnte, spottweise einen ähnlichen lateinischen Satz, videbant lucum terrarum pulcherrimum ingressique considebant, in einen deutschen Hexameter von nicht mehr Worten:

Wald sahen Erdes annehmlichsten und eingangene sasen [84]).

---

[83]) In seiner anonymen Schrift de poematum cantu et viribus rhythmi, Oxonii 1673. 8. pg. 49.

[84]) Anthologicar. dissertatt. liber, Lips. 1733. 8. pg. 276. in der dissert. pro rhythmis.

Jener letzte bedeutende Name ist *Johann Christoph Gottsched*, ein Mann von grofsem wissenschaftlichem Ernst, durch Fleifs und Gründlichkeit glücklich in seinen Forschungen, voll redlichen Eifers für die Ehre der deutschen Nationallitteratur: Tugenden, deren zu achten zwey litterarische Generationen gern vergessen haben, um desto bequemer seiner Fehler spotten zu können [85].

Gottsched's Verdienst um den deutschen Hexameter ist grofs. Man betrachte die aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus dem Anfange des achtzehnten auf ihn gekommenen Vorbilder: nicht Einen Hexameter bieten sie dar, den man fehlerfrey, geschweige denn einen, den man musterhaft nennen könnte; ihre Verfertiger giengen nur auf Dactylen aus, eines wohlangelegten Wechsels von Dactylen und Spondeen waren sie nicht Meister, und wo ihnen einmal Spondeen (oder an ihrer Stelle Trochäen) unter die Dactylen geriethen, war es minder Absicht als Unbeholfenheit. Es mangelte ihnen durchaus an theoretischer Einsicht. Nicht so *Gottscheden*. Mit seinen Hexametern übertrifft er

---

85) Und doch möchten sich auch diese Fehler meist noch als Richtigkeiten erweisen: denn worin anders fand man sie als namentlich in seiner Opposition gegen *Klopstock*? Jetzt aber hat die Kritik allen von *Gottsched* gegen *Klopstock* ausgesprochenen Tadel wiederum aufgenommen, nur in der Sprache unserer Zeit und so leidenschaftlos, wie es den Nachkommen geziemt.

bei weitem nicht nur seine Vorgänger, sondern auch seine nächsten Nachfolger; unter *Klopstock* sieht er nur in der Anzahl seiner Verse, und wir zweifeln, dafs Letzterer in einer gleich kleinen Reihe so viel gute aufweisen könne. Wenn Einer verdient, der Vater des deutschen Hexameters genannt zu werden, so ist es *Gottsched* [86]).

Seine heroischen und elegischen Verse mögen unser Urtheil bewähren.

Die Reime — heifst es in seiner Dichtkunst [87]) — haben uns in den andern Arten genug zu schaffen gemacht: in dieser neuen müfsten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. Wir wollen eine Probe sehen.

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten;
Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Die man bei ihnen gesehn? O was vor ein thörichtes Wesen,
Was vor ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben!
Pallas erschrak, und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!

---

[86]) Wir wenden auf ihn an, was *C. F. Cramer* (Klopstock, er u. über ihn IV, 11.) von *Klopstock* gesagt hat: „Er war der Vater des Hexameters unter uns, der dazumal noch viel Widerspruch fand; er war der Erste von den Neuern, welcher nicht blofs in der Ausübung, sondern mit theoretischem Nachdenken auch tiefer in die Geheimnisse der Verskunst untergetaucht."

[87]) Versuch einer crit. Dichtk. 1. Ausg. 1730. S. 311. 312. 2. Ausg. 1737. S. 355. 356. 3. Ausg. 1742. S. 396. 4. Ausg. 1751. S. 397. 398.

Opfer und Muchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet.
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehrt sie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, grofsmüthig und milde sein Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Dafs ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Weiterhin bringt er den Anfang der Iliade in folgende deutsche Hexameter [85]):

Singe mir, Göttin, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechischen Heere verderblich und schädlich geworden
Und so viel Geister der Helden in's Reich des Pluto gestürzet,
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zu Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath, seitdem Agamemnon der König
Sich mit Achillen entzweyt. Ach was für erzürnete Götter
Haben dies Paar zum Zwiespalt gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiter und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt und hatte die Pest im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf.

Diese Proben wurden im J. 1742 noch um zwey vermehrt, eine Bearbeitung des Vaterunser

---

[85]) Dichtk. 2 Aufg. 1737. S. 359. 360. 3. Aufg. 1742. S. 403. In der 1. Aufg. steht diese Probe noch nicht, und in der 4. nicht mehr: mit Recht, sie ist mifsrathen gegen die übrigen.

und eine des sechsten Psalms in elegischen Versen.

Hör' uns, Vater und Herr, der du den Himmel bewohnest,
Dafs dein Name bei uns über alles geheiliget werde;
Dafs dein herrliches Reich bei uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns eben so als im Himmel geschehe.
Gib auch das tägliche Brot und vergib uns die sündlichen Schulden,
Wende Versuchungen ab, und rett' uns aus Gnaden vom Uebel:
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit. Amen [89]).

Es ist eigen, er hatte schon bessere Verse gemacht; auch der Psalm ist besser.

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem erschrecklichen Zorne!
Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sey mir gnädig, o Herr, denn ich bin schwach und erschrocken;
Heile mich, himmlischer Arzt, meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele:
Ach wie so lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
O so erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde von Gram, und schwemme mein Bette bei Nachte,
Wenn mein thränender Fufs Lager und Decke benetzt.
Meine Gestalt verfällt vor Trauren und Kummer und Zagen,
Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.

---

[89]) Dichtk. 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 395.

Weichet von hier, ihr Frevler, entweicht! Gott höret mein Weinen,
Ja der Herr höret mein Flehn, höret mein ängstlich Gebet.
Schämt euch ihr Feinde dabei, erschrecket und kehrt euch zurücke!
Werdet zu Schanden und flieht, weichet nur plötzlich von mir [90])!

Das Beispiel des angesehenen Mannes erwarb der Versart Freunde; wir erblicken in ihnen die besten Dichter jener Zeit; dennoch blieben sie an Kunst hinter *Gottscheden* zurück.

Gleich 1742 verfaßte *Joh. Pet. Uz* eine Ode auf den Frühling in Strophen von vier Zeilen, die abwechselnd Hexameter und kürzere halbanapästische Verse sind; aber die Hexameter haben, wie der letzte in *Gottsched*'s Vaterunser, durchgängig vor dem ersten Fuße noch eine Vorschlagsylbe. Hier ist noch einmal die Position beachtet, jedoch nur in beschränkter Beziehung, nur auf negative Weise: der Dichter hütet sich vor solchen Dactylen, wie z. B. das Wort silbernem einer seyn würde; aber noch weniger macht er Spondeen wie etwa diese: mit silbernem Schmuck; denn er wagt es nur dann stumme Sylben durch Position zu verlängern, wenn sie in die Thesis fallen. Zur Probe die erste der funfzehn Strophen:

---

[90]) Dichtk. 3. Aufg. 1742. S. 395. 4. Ausgabe 1751. S. 396.

Ich will vom Weine berauscht die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend eure Gefilde beherrscht.

Es liegt in der Natur der Sache, dafs *Uz* durch die Beispiele in *Gottsched's* Dichtkunst auf diese Form war geleitet worden; anders gebärdete sich der, welcher im J. 1749 die erste Ausgabe seiner lyrischen Gedichte besorgte. Er beschliefst die Vorrede mit folgenden Worten: „Die zweyte Ode, der Frühling, welche nach den eigenen Regeln der lateinischen Poesie abgefafst ist, hat sich, seitdem sie anderwärts bekannt gemacht worden, durch ihren Wohlklang dergestalt empfohlen, dafs es Verschiedenen gefallen hat, sich desselben Sylbenmaafses zu bedienen; nur ist es nicht wie hier mit genauer Beobachtung der reinen Dactylen geschehen, als woran die deutsche Sprache wegen der häufigen Mitlauter vielleicht einen allzugrofsen Mangel hat. Indessen kann, so viel man weifs, der Verfasser in Absicht auf diesen Versuch mit dem Horaz sagen:

ego non alio dictum prius ore
Vulgavi fidicen."

Dies „so viel man weifs" sieht etwas verdächtig aus. *Uz* hat es späterhin, in der Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke von 1767, bei dieser Erklärung getrost bewenden lassen.

Sie bezieht sich zunächst auf *Nic. Dietr. Giseke*, der 1745 und 1746 im Metrum des Uzischen Gedichtes mch-

rere Oden des Horatius und einen Psalm bearbeitete [91]).

In demselben Jahre, wo *Uzens* lyrische Gedichte gesammelt wurden, erschien der Frühling von *Ewald Christian von Kleist*; er war aber schon 1747 ausgearbeitet. Ebenfalls Hexameter mit einer Vorschlagsylbe.

Uz war der erste gewesen, welcher den Hexameter in der lyrischen Poesie versuchte; *Friedrich Gottlieb Klopstock* faſste den groſsen herrlich belohnten Gedanken, ihn zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückzuführen, indem er ihn zum Träger

des

[91]) Gedruckt in derselben Zeitschrift, in welcher *Uz* 1742 zuerst seinen Frühling bekannt gemacht hatte, den Bremischen Neuen Beiträgen z. Vergnügen d. Verstandes u. Witzes Bd. II. 1745. St. IV:

Des Weines taumelnden Gott, o Nachwelt, glaube dem Dichter,
Hab' ich auf horchenden Felsen gesehn u. s. w. (Hor. odd. II, 19.)

und Bd. III. 1746. St. I:

Geschöpfe, was freuet ihr euch? was jauchzt ihr, fröhliche Himmel?
Ihr jauchzt? Besingt ihr den Vater der Welt? (Ps. 148.)

ebenda St. II:

Was fliehst du, Chloe, vor mir gleich einem flüchtigen Rehe,
Das unwegsame Gebirge durchstreift? (Hor. odd. I, 23.)

und St. III:

Freund, Freund, die Jahre fliehn hin vom strengen Schicksal beflügelt,
Und keine Tugend verzögert die Flucht. (Hor. odd. II, 14.)
O du krystallener Quell, der über glänzende Kiesel
Sich in Blandusiens Auen ergiefst. (Hor. odd. III, 13.)

des Epos machte. Früher hatte er schon einen Theil des Messias in Prosa entworfen; 1746 begann er, angeregt durch *Gottsched*'s Versuche, die metrische Ausarbeitung; 1748 wurden die drey ersten Gesänge gedruckt [92]). Wir sagen: angeregt durch *Gottsched*'s Versuche, obgleich *Cramer* [93]) nur berichtet, dafs *Klopstock* die älteren von *Gesner* und *Heraeus* gekannt habe. War denn *Gottsched* nicht einmal werth und fähig, zum ersten wahren Gebrauch des von ihm nur probierten Maafses aufzufordern? Wer, wie *Klopstock*, die deutsche Sprache und Metrik zu seinem Studium gemacht hatte, mufste *Gottsched*'s Dichtkunst, aber die Verse von *Gesner* und *Heraeus* brauchte er nicht zu kennen. *Klopstock* selbst nennt in dem Aufsatze über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaafses im Deutschen [94]), ohne der früheren Versuche nur auf's entfernteste, leiseste zu gedenken, seine Hexameter immer das neue Sylbenmaafs. Ist es denn nicht Ruhms genug, der Erste gewesen zu seyn, der den Hexameter in der That anwendete? und der erste Dichter der anwendete gewesen zu seyn [95])?

---

[92]) In den bremischen Beiträgen Bd. IV. St. IV. u. V.

[93]) Klopstock, er u. über ihn I, 138.

[94]) Sie begleitete die im J. 1755. erschienene Ausgabe des Messias.

[95]) Nicht dafs *Uz* und *Kleist* keine Dichter wären; aber wir mögen ihre Verse ungern zu den eigentlichen Hexametern rechnen.

Aber vollendet schienen *Klopstock*'s Hexameter *Gottscheden* so wenig als uns; das verdiente Lob, alle jene Versuche veranlafst zu haben, liefs er sich nicht nehmen. „Meinen Aufmunterungen zu Folge" schrieb er[96]) „habe ich es zwar erlebt, dafs man uns im Deutschen verschiedene gröfsere Gedichte unter dem Namen epischer in solchen Hexametern an's Licht gestellt, ja auch kleinere Versuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den diese Proben uns von deutschen Hexametern hören lassen, sollte ich es beinahe bereuen, dafs ich diese Art von Versen unsern Landsleuten von neuem angepriesen habe. Dieselben klingen so gar hart und rauh, als vielleicht vor Homers Zeiten die griechischen oder vor Ennius die lateinischen Hexameter geklungen haben mögen. Da also die deutschen Hexameter invitis Musis verfertigt worden, und weder guter Prosa noch einer gebundenen Rede ähnlich sehen, so fragt es sich, woran es liege, dafs sie nicht angenehmer klingen? Ich antworte: dafs in den meisten Schulen junge Leute nicht angeführt werden, die lateinischen Verse recht nach der Scansion zu lesen und das reizende Sylbenmaafs recht zu empfinden, welches die Alten so entzückt hat." Anderswo[97])

---

[96]) Dichtkunst 4. Aufg. 1751. s. 398.

[97]) Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 3. Aufg. 1752. S. 632. 633.

mit gröfserer Erbitterung: „Es wäre nur zu wünschen, dafs einige neuere Versuche dieser Art nicht noch durch einen gar zu schwülstigen Inhalt und entsetzliche undeutsche Ausdrückungen dieser Versart grofsen Abbruch gethan hätten. Ein Jeder wird mich verstehen, dafs ich von den neuen biblischen Epopeen rede, die durch ihre Verwegenheit in Erdichtungen sowohl als durch Freiheit wider alle Regeln der Sprache zu sündigen, als endlich durch die Unwissenheit in den Regeln der Hexameter und grofse Vernachlässigung des gehörigen Tonmaafses der Sylben und alles Wohlklanges überhaupt, den Namen der wurmsamischen Verse bekommen haben."

Gottsched gieng in seiner eigensinnigen Widersetzlichkeit zuletzt noch so weit, dafs er sich wieder zu **gereimten Hexametern** bekehrte, die er (wir haben es oben gelesen) Anfangs ausdrücklich verworfen hatte. Er lehrte im J. 1756 [98]): „Wer noch deutsche Hexameter machen will, der bemühe sich entweder sie so schön und wohlklingend zu machen als die lateinischen, bei denen man den Reim nicht vermisset, oder man gebe ihnen wenigstens Reime, dafs sie doch auf eine Art in's Ohr fallen. Wenn also Jemand die *Aeneis* in Hexametern verdeutschen wollte und so anhübe:

---

[98]) Vorübungen d. latein. u. deutschen Dichtkunst S. 127. 128.

'Waffenerbeing' ich und den, der von trojanischen Küsten
Wälschlands Gränzen bezog, wo Latiens Ufer sich brüsten,
Welcher viel Unfall erfuhr, als nebst der Götter Verhängniss
Junons wüthender Groll den Helden in manchem Bedrängniss
Theils auf der See, theils wieder zu Lande gezwungen zu
schweben,
Eh sie noch Alba gebaut und Wälschland Götter gegeben,
Bis das Latinergeschlecht, der Rath der Albaner entsprungen,
Ja dir auch selber, o Rom, die erhabenen Zinnen gelungen —

so würde es eben so unrecht nicht klingen, obgleich ein Jeder, der es versuchen will, finden wird, dafs es kein Kinderspiel sey, und sich nicht so aus dem Aermel schütteln lasse wie die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man halb schlafend ganze Bände vollschmieren kann."

Wir haben die Gränze unserer historischen Darstellung erreicht. Es fällt einer kritischen Metrik anheim, *Klopstock*'s Verdienst um die Nachahmung der antiken Versmaafse, sowohl der lyrischen als des Hexameters, genügend zu würdigen; *Joh. Heinr. Voss*'ens, *Aug. Wilh. v. Schlegel*'s, *Friedr. Aug. Wolf*'s und des Grafen *Aug. v. Platen* Leistungen müfsten zur Vergleichung gezogen werden.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

4° Beleg. Jr. 73

Wackernagel

Ueber die dramatische Poesie.

Academische Gelegenheitsschrift

von

Prof. Dr. Wilh. Wackernagel.

Basel,
in der Schweighauserischen Buchhandlung.

1838.

Ueber die dramatiſche Poeſie.

Nach einem Geſetze organiſcher Entwicklung, das ſich häufig in geiſtigen Dingen wie in Dingen der Natur wirkſam zeigt, kehrte die Lyrik, als ſie bis zur höchſten Ausbildung, d. h. bis zum höchſten Grade ihrer Verſchiedenheit von der Epik gediehen war, in dieſen ihren Gegenſatz, dem ſie aber zugleich auch ihren Urſprung verdankte, zurück, und es entſtand aus der Verſchmelzung des Weſens beider das Drama: damit war denn auch der Kreis der möglichen Dichtungsarten geſchloſſen.

Der gleiche Gang läßt ſich innerhalb der bildenden Kunſt wahrnehmen. Aus der Architectur, die ebenſo der Urſprung und in ſo fern auch der Inbegriff aller bildenden Kunſt iſt, wie die Epik Urſprung und Inbegriff aller Dichtkunſt, entwickelte ſich durch Entzweyung ihr Gegenſatz, die Sculptur; auf die Entzweyung folgte aber auch hier die Aufhebung des Gegenſatzes, die neue Vereinigung der getrennten in der Malerey, welche von der Architectur die geiſtige idealiſche, von der Sculptur die körperliche ſinnliche Schönheit hat, welche die Figuren der Sculptur nach der Symmetrie und der Perſpective der Architectur geordnet vorführt.

Der Parallelismus aber zwiſchen der dichtenden und der bildenden Kunſt iſt erſt auf dieſer letzten Stufe ein Parallelismus der Uebereinſtimmung. Denn vorher hatten dieſe beiderley Aeußerungen des menſchlichen Schöpfungstriebes einander immer das entſchiedenſte polariſche Widerſpiel gehalten. Neben der Epik als der älteſten dichtenden Kunſt ſtand als älteſte bildende die Architectur, d. h. neben einer ſinnlichen eine rein geiſtige. Denn die Epik holt ihre Anſchauungen aus der geſchichtlichen Wirklichkeit: die Architectur verdankt der Wirklichkeit nichts, ſie trägt ihre Muſter und Maße in ſich ſelbſt; es giebt (um es ſo auszudrücken) keine ſo abſtracte Schönheit als die architectoniſche iſt. Auch bei dem erſten Fortſchritt ihrer Weiterbildung verharren Poeſie und bildende Kunſt immer noch in einem ſolchen Gegenſatze. Von der idealiſchen Architectur löſt ſich die Bildhauerey ab: eine rein ſinnliche Kunſt, da ſie ihre Formen recht aus der handgreiflichen Wirklichkeit entnimmt. Aus der Epik aber geht die Lyrik hervor, die ſich ihrerſeits dem Epos

und somit auch der Sculptur in der schärfsten Entgegensetzung gegenüberstellt. Die Lyrik zieht sich von der äußern Wirklichkeit gänzlich in das Geistige zurück, von den Begebenheiten der Geschichte in die Zustände des Gemüths. Wie also früherhin die Poesie in ihren Anschauungen sinnlich gewesen war, die bildende Kunst dagegen geistig, so ist jetzt die Poesie wieder geistig, die bildende Kunst sinnlich. Der menschliche Geist will eben immer in beiden Richtungen zugleich thätig seyn.

Indem nun aber endlich die Lyrik in die Epik, die Sculptur in die Baukunst zurückwandelt, und hier die Malerey, dort das Drama entsteht, werden nicht bloß die Gegensätze versöhnt die innerhalb der Poesie und innerhalb der bildenden Kunst bestanden, sondern auch der Gegensatz der zwischen der Poesie auf der einen und der bildenden Kunst auf der andern Seite stattgefunden hatte. Beide werden nun sinnlich und geistig zugleich. Die Malerey zeigt Körper gleich der Sculptur, aber schon in so fern geistiger, als die Körperlichkeit nur Schein und Täuschung ist; und noch um vieles geistiger dadurch, daß die Farbe dem Körper auch den Ausdruck der Seele verleihen kann. Das Drama führt wie das Epos eine Reihe von Begebenheiten vor, aber nicht bloß diese, sondern auch und ganz vorzüglich die inneren Zustände welche Motiv und Folge jener Begebenheiten sind: es zeigt die Begebenheiten in den innern Zuständen und durch dieselben. Es ist in so fern episch, als nicht bloß die Begebenheiten, sondern auch die inneren Zustände außerhalb des Dichters liegen, und es nicht seine individuellen Empfindungen sind die er darstellt; aber in so fern doch lyrisch, als er eben innere Zustände entwickelt, zwar einer fremden Individualität, in die er sich jedoch durch seine Einbildung versetzt. Es ist episch, in so fern jene Begebenheiten entweder wirklich früher geschehene sind, oder doch als früher geschehen betrachtet werden: es ist aber lyrisch, in so fern eben jene Begebenheiten in den innern Zuständen die sie enthalten Moment für Moment vergegenwärtigt, Moment für Moment vor Auge und Ohr des Hörers und Zuschauers entwickelt werden: denn die Lyrik ist die Kunst der Gegenwart und des Momentes, wie das Epos die Kunst der Vergangenheit und des Verlaufes ist. Auch hier tritt uns wieder eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit zwischen Drama und Malerey entgegen. Die Sculptur ist gleich der Lyrik auf Einen Moment angewiesen; die Malerey freylich auch, aber doch nicht in solchem Grade, in derselben Beschränkung wie die Sculptur. Denn durch die Perspective, durch die Breite der Ausdehnung und die Weite des Hintergrundes die sie ihren Bildern geben kann, ist ihr die Möglichkeit eröffnet einen historischen Verlauf anzudeuten, und wenigstens errathen zu lassen welchen Begebenheiten dieser momentan fixierten vorangegangen seyen und welche ihr nachfolgen werden.

Durch diese Verschmelzung des Lyrischen mit dem Epischen, der innern Zustände mit der äußeren Wirklichkeit, der Empfindung mit den Begebenheiten werden diese letzteren erst zu dem, was man eine Handlung nennt: denn nun erst, wo sich die inneren Motive in ihrer vollen Geltung und Einwirkung zeigen, erscheint das was geschieht auch als ein wirklich gethanes: es begiebt sich nicht blos wie im Epos dieß und jenes mit und an den Personen

welche auftreten, sondern sie sind selber thätig, sie handeln. Daher auch die griechische Benennung δράματα. *)

Daraus nun, daß es im Drama nicht auf Begebenheiten, sondern auf Handlung abgesehen ist, folgt zugleich daß es eben Personen sind, mehr als Eine, die in ihm auftreten: bei einer Begebenheit kann sehr wohl nur eine einzige Person betheiligt seyn; zu einer Handlung gehören zum mindesten zwey, grade wie zu einem transitiven Zeitwort wenigstens zwey Substantiva gehören, ein Subject und ein Object. Auf die Zweyzahl beschränkt sich jedoch die dramatische Kunst nur in den Zeiten ihres Beginns und etwa auch in denen der Ausartung: sonst aber pflegt sie den Kreis der Handlung über eine größere Menge von Personen auszudehnen, und ungefähr wie die Sprache neben dem Nominativ und dem Accusativ noch einen Genitiv, einen Dativ u. s. f. besitzt, so auch außer dem Handelnden und dem Leidenden, damit die Begebenheiten immer mehr zu wahrer Handlung belebt werden, noch ursächlich wirkende und bloß betheiligte Personen u. s. f. auftreten zu lassen. Die Uebereinstimmung zwischen der Malerey und dem Drama bewährt sich auch auf diesem Puncte. Die Sculptur kann, da sie immer nur einen einzelnen Moment fixiert, auch immer nur Begebenheiten und nie eine rechte Handlung darstellen; zudem ist sie schon durch die Beschaffenheit ihres Materials auf wenige oder gar Eine Gestalt eingeschränkt. Anders die Malerey. Sie kann, wie vorher bemerkt worden, die Vergangenheit und die Zukunft, die vor und hinter der augenblicklichen Gegenwart liegen, wenigstens andeuten: schon das hilft ihr die Begebenheit zur Handlung steigern; sie wird aber darin noch unterstützt durch die Möglichkeit eine größere Anzahl von Gestalten auf der Fläche zu versammeln, und sowohl durch die Gebärden als durch die perspectivische Anordnung die causalen Beziehungen errathen zu lassen die unter denselben stattfinden.

Wie bringt nun das Drama diese seine Handlung zur Anschauung? Es ist eine dichtende Kunst, eine Kunst der Rede: es muß sich also zur Darstellung des Wortes bedienen. Da es aber eben eine Handlung ist, an der als solcher Mehrere Antheil haben, und da diese Handlung soll vergegenwärtigt werden, so kann die Darstellung durch das Wort in keiner andern Form erscheinen als in dialogischer, in der Form des Gespräches. In Gesprächsform also drücken die handelnden Personen die innern Zustände aus durch welche sie zu einander in causaler Beziehung stehn; im Fortschritte des Gesprächs, der wechselnden Rede und Gegenrede entwickelt sich auch der fortschreitende Verlauf der Handlung.

Aber mit dem Dialog allein wären doch nur die innern Zustände dargestellt, das wodurch die Begebenheiten zur Handlung erhoben werden: nicht die Begebenheiten selbst, der epische Grundtext jener lyrischen Variation. Erzählt werden dürfen sie nicht: denn damit

*) Die lateinische, fabula, ist minder passlich: sie bezeichnet, da sie eigentlich so viel als Erzählung heißt, nur das epische Element.

wurde ein Theil der Dichtung rein epiſch werden. Da muß denn die dichtende Kunſt Hilfe ſuchen bei der bildenden: durch dieſe muß ſie ſinnlich vergegenwärtigen laſſen was in ihr der grobe materielle Kern der äußern Wirklichkeit, der epiſchen Begebenheiten iſt. Sie fügt zu dem geiſtig anſchaulichen das ſinnlich wahrnehmbare: ſie verbindet mit dem Worte die Gebärde, mit der Poeſie die Mimik. Was man im Drama hört iſt nur die Entwicklung der innern Zuſtände, freilich eine epiſch fortſchreitende: denn es ſind Zuſtände von Handelnden; die eigentlichen Begebenheiten aber, auf denen als den einzelnen Motiven und Erfolgen jener Verlauf der innern Zuſtände beruht, das epiſche Gerüſt und Gebälk des dramatiſchen Gebäudes, werden mit dem Auge wahrgenommen, werden geſehn.

Dieſe aus Poeſie und Mimik gemiſchte Darſtellung, die Aufführung *), gehört überall weſentlich zu einem dramatiſchen Gedichte, und es iſt die Sache eines Jeden der ein Drama bloß lieſt oder leſen hört, in ſeiner Einbildung die Gebärden die er auch noch ſehen ſollte, beizufügen. Denn wie an dem, welcher nur die Gebärden ſähe, nur einzelne Begebenheiten vorübergehn würden, aber keine zuſammenhangende Handlung: ſo würde auch der, welcher ſeine geiſtige Kraft nur auf den Dialog richtete, wohl eine Reihe von innern Zuſtänden vernehmen, aber wiederum keine Handlung; für Jenen würde nur das epiſche Element in der größten Handgreiflichkeit, für dieſen nur das lyriſche in unſicherer Anhaltloſigkeit vorhanden ſeyn. Erſt aus der Durchdringung beider ergiebt ſich die eigentliche dramatiſche Handlung.

Drama iſt mithin ein Verlauf von epiſchen Begebenheiten, angeſchaut in einem Verlaufe von lyriſchen Zuſtänden, und dargeſtellt in Form des Geſpräches mit Begleitung des Gebärdenſpiels; oder um die Definition kürzer zu faſſen, eine dialogiſch und mimiſch dargeſtellte Handlung.

Ehe wir uns zur nähern Erörterung der Geſetze wenden denen das Drama im Allgemeinen folgt, wird es zweckdienlich ſeyn der Geſchichte deſſelben in etwas nachzufragen.

Schon wenn man lediglich das innere Verhältniß ins Auge faßte, das zwiſchen den Productionen der dramatiſchen Kunſt und denen der Epik und der Lyrik ſtattfindet, dürfte man getroſt behaupten, das Drama müße jünger ſeyn als Epos und Lyrik: dieſe vollendete Subjectivierung des Objectes, dieſe organiſch untrennbare Verſchmelzung von Begebenheit und Empfindung ſey erſt da möglich geweſen, als man in der Epik die Kunſt der Erzählung bereits zur Meiſterſchaft ausgebildet hatte, und in der Lyrik die Kunſt innere Zuſtände zu entwickeln, als man es auf beiden Gebieten zu nichts weiterem mehr bringen konnte. Aber man braucht das nicht bloß zu vermuthen und es als höchſt wahrſcheinlich zu behaupten: man kann es auch mit hiſtoriſcher Gewißheit nachweiſen.

In Deutſchland war das Drama von den älteſten Zeiten her mannigfach angebahnt. An muſiſchen Künſten hat unſer Volk immer Freude gehabt: ſchon Tacitus erzählt von

*) Auf ſie gehn die mannigfachen mit Spiel gebildeten deutſchen Benennungen, Schauſpiel, Trauerſpiel, Luſtſpiel, Schimpfſpiel u. ſ. f.

Waffentänzen als einer Art theatralischer Belustigung. Die dramatische Gestaltung der Rede war auch schon vorbereitet und gleichsam vorgeahnt in der alten echtdeutschen Weise die epische Erzählung mit Dialog zu begleiten. Dichtungen jedoch die mit einigem Recht den Namen von dramatischen ansprechen dürften, zeigen sich in Deutschland erst während des zwölften Jahrhunderts, wo das Volksepos schon anfieng in die Kunstepopöie überzugehn, und wo die erste Entwicklung der lyrischen Poesie sich in zwiespältigen bald epischen, bald lyrischen Liedern zeigte. Indessen war, da es eben noch keine rechte Lyrik gab, auch die Zeit des Dramas noch nicht recht gekommen. Jene dramatischen Dichtungen hatten ihren Ursprung auch nicht auf deutschem Boden und in der deutschen Nation: sie kamen vom Westen her; sie standen, da sie nur die Feyerlichkeiten der Kirche noch herrlicher machen sollten, im Dienste der Geistlichkeit, und waren deshalb, freylich nach ganz mittelalterlicher Weise, in lateinischer Sprache abgefaßt. Dergleichen Mysterien (so benannt weil sie die geheimnisvollen Wunder des christlichen Glaubens darstellten) beruhten unzweifelhaft auf alten Ueberlieferungen aus den Zeiten der römischen Litteratur: aber sie bequemten sich dem Zustande der Nationallitteratur des Mittelalters, und so sind auch die im zwölften Jahrhundert in Deutschland verfaßten noch so roh und ungeschickt dramatisiert, in einem so unverschmolzenen bloß mechanischen Gemische von Epos und Lyrik, wie es damals allein noch möglich war, wo die deutsche Lyrik selber erst ihren Anfang nahm. Das nationale, eigentlich deutsche Drama beginnt erst um 1300., also, und darauf kommt hier viel an, zu einer Zeit wo die Epik sowohl als die Lyrik sich schon überblüht hatten: die Poesie, die dort nicht mehr heimisch war, flüchtete sich nun in ein neues Gebiet, wo sie die dort erworbenen Güter zusammenwerfen und eins in und mit dem andern nützen konnte. Der älteste Versuch eines Dramas in der Nationalsprache ist der Krieg auf Wartburg, ein epischer Stoff lyrisch in Form eines Dialogs behandelt. Auch in einigen Aeußerlichkeiten weist diese dramatische Dichtung deutlich genug auf beides, das Epos und die Lyrik zurück; es sieht in seinen Gesichtszügen zugleich dem Vater und der Mutter ähnlich. Von der Lyrik hat es die strophische Form, vom Epos die Einmischung einzelner erzählender Stellen. In den beiden nächsten Jahrhunderten, dem XIV. und XV., kehrt es sich, was solche unverschmolzene Einmischungen betrifft, gewissermaßen um. Während nämlich in den Dramen dieser Zeit die Versform in der Regel die epische ist, treten dazwischen häufig lyrische Stellen, lyrisch der Sache und der Form nach, eigentliche Lieder. Von da an machte aber die dramatische Kunst immer schnellere Fortschritte zur letzten Ausbildung, und wir könnten uns, wäre nicht das XVI. und das XVII. Jahrhundert mit all seiner Unruhe und seinem Elend dazwischen gekommen, jetzt wahrscheinlich eines selbständigen nationalen Dramas freuen und rühmen. So aber ist unser jetziges Drama mehr gemacht als geworden, mehr fremd als deutsch.

Das griechische Drama hat eben so wie das deutsche seinen Ursprung aus der religiosen Gelegenheitspoesie genommen, und zwar die ganze dramatische Kunst in ihren ver-

ſchiedenen Arten aus einer und derſelben Art ſolcher Gelegenheitspoeſie, nämlich aus dem Dithyrambus. Der Dithyrambus gehörte, wie das von den Alten ſelbſt mehrfach bezeugt wird, urſprünglich zur Lyrik, als ein dionyſiſcher Feſtgeſang der von den Werken und Wundern des Bacchus erzählte; nur in ſo fern trug er von jeher auch einen Keim der Lyrik in ſich, der dann ſpäterhin auch aufgehn muſte, als es darauf ankam den Gott außerdem noch zu preiſen. Sein Character war ein rauſchender Enthuſiasmus, und zwar je nachdem man den Gott auffaßte, bald der Enthuſiasmus der ausgelaßenen Fröhlichkeit, bald der der ſchmerzvollen Klage. Vorgetragen wurde er, wie alle ſolche religiöſen Feſtgeſänge, von dem repräſentierenden Ausſchuße des ganzen feyernden Volkes, von dem Chor, der ſingend und tanzend den Altar des Dionyſos umkreißte. Dabei galt im allgemeinen die Sitte der Verkleidung: die Sänger des Chores ſuchten, indem ſie ſich in Bocksfelle hüllten, die Geſtalt der Satyrn, der Gefährten des Bacchus, nachzuahmen. Nur in den doriſchen Städten fiel, wie denn überhaupt die Dorier ſich vor allen griechiſchen Stämmen durch geiſtigen Adel und ſo auch durch Läuterung der Religioſität auszeichneten, die Satyrmaske ſchon frühzeitig fort, und auch ſonſt erhielt der dithyrambiſche Chor dort eine mehr ernſte würdige Geſtalt: den Landbewohnern indeſſen verblieb die bäuriſche Mummerey. An der Spitze des Chors ſtand nach gewohnter Sitte aller choriſchen Action ein Vorſänger (ἐξάρχων), urſprünglich nur als primus inter pares; gewöhnlich der Dichter ſelbſt. Je mehr jedoch die Kunſtbildung überhaupt fortſchritt, und verſchiedene Dichtungsarten ſich entwickelten und feſtſetzten, deſto mehr ſonderte ſich auch dieſer Chorführer von dem übrigen Chore ab: er trat ihm entgegen wie das Epos der Lyrik, indem abwechſelnd er, begleitet vom Tanz und von den mimiſchen Gebärden der Uebrigen, Thaten und Leiden des Gottes erzählte, und dieſe dann wieder mit Preisgeſange einfielen. Bald gewann auf dieſer Stufe der epiſche oder „diegematiſche" Theil des Dithyrambus eine weitere Ausdehnung: die Erzählung blieb nicht beim Dionyſos ſtehn; ſie wandte ſich auch nach andern Puncten des großen Gebietes der Mythen und Sagen; auch die alten Landesheroen wurden gefeyert. Wie ſich alſo innerhalb der einen dithyrambiſchen Poeſie die allgemeine Sonderung von Epik und Lyrik abſpiegelnd widerholt hatte, ſo ſollte ſie nun auch den Punct hergeben an welchem ſich beide auf neue Weiſe wieder vereinigten: ſie ſollte den Ausgangspunct bilden für die dramatiſche Kunſt. Es ward dieß durch eine leichte Wendung und Veränderung herbeigeführt die der Attiker Theſpis in den Dithyrambus brachte. Er geſtaltete ihn dialogiſch, und machte den Vorſänger zu einem eigentlichen Schauſpieler: er ließ dieſen ſelbſt dasjenige, was er diegematiſch vortrug, was er erzählte, auch mit den dazu gehörigen Gebärden und Bewegungen begleiten, und ließ es ihn vortragen in Form einer eigentlichen Wechſelunterhaltung mit dem Geſange des Chors. Nun bedurfte es nur noch der neuen Aenderung und Hinzufügung die man dem Aeſchylus beizulegen pflegt, derjenigen nämlich, daß dem Erzähler ſtatt des gegenſingenden Chores ein andrer vereinzelter Zwiſchenredner gegeben, daß außer und neben dem Chor zwey ſich unterredende und die

Rede mit Gebärdenſpiel begleitende Perſonen hingeſtellt wurden: nur dieſer Aenderung bedurfte es noch, und das eigentliche Drama, die im Dialog mimiſch dargeſtellte Handlung war fertig. Und wohl zu merken, dieſe letzte entſcheidende Aenderung fällt in die Zeit wo das Epos bereits in die proſaiſche Geſchichtſchreibung umſchlug, wo auch die reine Lyrik der Aeolier ſchon längſt in Alcäus, Sappho und Andern ihre höchſte Blüte erreicht hatte, wo alſo der ſchöpferiſche Geiſt der Hellenen einer neuen dritten Kunſtform bedurfte, wenn er nicht müßig ſeyn und in Müßigkeit abſterben ſollte.

So ſtand nun das Drama vollendet da: aber grade wie der Dithyrambus darum nicht minder fortbeſtand, nur von jetzt an als rein lyriſcher Ausdruck der bacchiſchen Begeiſterung, ſo trug auch das Drama fort und fort immer noch mancherley nachgebliebene Spuren an ſich von ſeinem Urſprunge aus der Epik und der Lyrik jener dionyſiſchen Chorgeſänge. Namentlich ſind es die Ueberreſte der Lyrik die beſonders augenfällig hervortreten: natürlich, da ja das Weſen der neuen Kunſt in einer Entwicklung innerer Zuſtände beruhte, die über den erzählbaren Begebenheiten lagen. Etwa nur von Aeſchylus kann man behaupten daß ſich bei ihm öfter noch das epiſche Element unverſchmolzen mit dem lyriſchen hervordränge; z. B. in den Perſern und in den Sieben gegen Theben. Wichtiger aber iſt die in mehreren weſentlichen Puncten bewahrte Selbſtändigkeit der Lyrik. Dieſe zeigt ſich, wenn wir von den gern gebrauchten und wie das nothwendig war, immer ziemlich lyriſch gehaltenen Monologen abſehen, hauptſächlich und namentlich in der Beibehaltung des vom Dithyrambus her überlieferten Chors.

Die lyriſche Bedeutung des Chores beruht nicht bloß in den lyriſchen Strophenformen deren er ſich bedient: denn ohne Geſang von Strophe und Antiſtrophe konnte er eben nicht wohl ein Chor ſeyn; auch nicht bloß darin, daß ſelbſt das attiſche Drama, während der Dialog im attiſchen Dialecte geführt wurde, dem Chor immer noch ſeine dortſche Mundart ließ, weil man es einmal gewohnt war, auf ſolche Weiſe den Doriern ihr altes Eigenthumsrecht auf die choriſche Poeſie zu bewahren: ſie beruht noch viel mehr und viel beſtimmter in der ganzen Stellung welche der Chor gegenüber dem dialogiſchen, dem aus Epik und Lyrik zuſammengeſchmolzenen übrigen Theile des Dramas einnahm.

Der Chor ſtand, wenn ſchon immer mit den handelnden Perſonen irgend wie zuſammenhangend, ſey es daß er eine derſelben als Gefolge begleitete, ſey es daß ihn Einwohner des Ortes bildeten an welchem die dargeſtellten Begebenheiten vor ſich giengen, der Chor ſtand der Regel nach ganz außerhalb der Handlung. Wir finden freylich bei Aeſchylus, wir finden auch bei Ariſtophanes den Verſuch gemacht ihn thätig in dieſelbe eingreifen zu laſſen; in Aeſchylus Hikeriden ſind die Töchter des Danaus, auf denen die ganze Handlung dieſes Dramas beruht, zugleich der Chor deſſelben. Aber es blieb bei den bloßen Verſuchen: ſie ſcheiterten an der Unmöglichkeit dieſer großen Menge von Perſonen eine rechte dramatiſche Thätigkeit zu geben: denn das hätte doch nur geſchehen können, indem jede auch einzeln und individuell thätig geweſen wäre: ſo

ſcheiterten an der immer mehr anreifenden und ſchon bei Aeſchylus ſelbſt bereits ziemlich angereiften Idee von der höheren Bedeutung die man dem Chore verleihen konnte. Er ſtand alſo zwar außerhalb der Handlung, aber nicht ohne Beziehung auf ſie, und dieſe Beziehung war eben eine lyriſche oder didactiſch lyriſche. In ſeinen Geſang legte der Dichter all die ſittlichen und religiöſen Empfindungen nieder welche die vorübergehende Handlung in einem reinen und edeln Gemüthe erregen konnte. In den Worten des Chors, wie ſie von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrachen, begleitete der Dichter den Verlauf der Begebenheiten in ähnlicher Weiſe mit lyriſchen Betrachtungen, wie auch der Elegiker ſeine inneren Zuſtände an äußern Motiven entwickelt. Aber grade wie in der erſten Periode der Elegie es zwar ein einzelnes Subject war das die Wirklichkeit ſeiner Betrachtung unterwarf, wie es dieß aber nicht in der Weiſe eines einzelnen Subjectes that, ſondern das was der Elegiker ausſprach entweder wirklich Volksſtimme war, oder doch Volksſtimme hätte ſeyn können und ſeyn ſollen: grade ſo waren es auch nicht die Empfindungen und Meinungen ſeiner beſchränkten Individualität die der Dramatiker dem Chore anvertraute, ſondern Worte von allgemeinerer Weihe und Gültigkeit; und oft ſchwebt der Chor in ähnlicher Art hoch über der Handlung, wie ſich Pindar, der auch nur für den Chor, für das repräſentierte Volk dichtete, hoch über das alltägliche Wiſſen des Volkes bis zu leuchtenden Ahnungen der göttlichen Weisheit zu erheben pflegt. Schon Aeſchylus erſcheint in ſeinen Chören nicht ſelten als ein ſolches Organ der gottbegeiſterten Volksſtimme; noch mehr Sophocles, den bei der weiſen Mäßigung die ihm überhaupt eigen iſt, ſelbſt der höchſte Schwung niemals in jener Ueberſchwänglichkeit der Anſchauung und der Darſtellung dahinreißt, die den Aeſchylus characteriſiert.

Das bisher über den Chor bemerkte gilt jedoch in ſeinem vollen Maße nur von dem Chor der Tragödie. In der Komödie ſtellt ſich die Sache allerdings etwas anders. Der Chor der Komödie erſcheint um vieles weniger als Repräſentant des Volkes: er muß vielmehr oft den allerperſönlichſten Intereſſen des Dichters das Wort führen, ſeinem Haß und ſeiner Liebe in Dingen der Politik und der Litteratur. Da ſteht denn der Chor nicht bloß in der Weiſe außerhalb der Handlung, wie das auch beim tragiſchen Chore der Fall iſt: er ſteht nicht betrachtend neben und über ihr, ſondern er wendet ſich gradezu von ihr ab; er befindet ſich nicht aus innerer organiſcher Nothwendigkeit, ſondern nur aus altem dithyrambiſchem Herkommen auf der Bühne, und dieſe geheiligte Stätte benützt er dann um von ihr herab oft in der maßloſeſten Freyheit zu dem verſammelten Volke zu ſprechen, und das Volk ſelbſt und die Mächtigen und Angeſehenen im Volke mit einer wahren Begeiſterung der Satire zu züchtigen. Dieß zügelloſe Heraustreten des komiſchen Chors hat ihm auch ſchon frühzeitig den Untergang gebracht, und während der Staat den Tragödien, ſo lange es noch Tragödien gab, gerne den Chor vergönnte, mußte er ihn in der Komödie beſeitigen. Darin beruht der hauptſächlichſte Unterſchied der ſogenannten neuern Komödie der Athener

von der älteren: alle übrigen Unterſchiede, ſo bedeutend und weſentlich ſie auch ſeyn mögen, ſind von dieſem nur die nothwendigen weiteren Conſequenzen.

Indeſſen grade auch in dieſer Abſonderung des komiſchen Chors von der Handlung der Komödie zeigt ſich wieder recht deutlich der Urſprung des Dramas aus dem Dithyrambus. Im Dithyrambus war einſt der Chor das Einzige geweſen, und es gab außer ihm nichts: erſt nach und nach hatte ſich der Vorſänger von ihm getrennt; erſt ſpäter hatte dieſe Trennung des Vorſängers den dramatiſchen Dialog herbeigeführt. In der Tragödie unterwarf ſich der Chor dieſem Dialoge, und ward zur bloß begleitenden lyriſchen Betrachtung: in der Komödie zog er ſich wie eiferſüchtig von ihm zurück, und wollte hartnäckig immer noch ſein altes Recht auf Selbſtändigkeit behaupten. Und noch in andern Beziehungen lag der Chor der Komödie dem alten Chor des Dithyrambus näher. Der dithyrambiſche Chor pflegte, wie vorher erwähnt worden, in Vermummungen zu erſcheinen die ebenſowohl Grauſen als Luſt erregen konnten: auch die Komödie gefällt ſich fort und fort in den abenteuerlichſten Masken. In der Tragödie kommt dergleichen nur noch zuweilen bei Aeſchylus vor, ihrem eigentlichen erſten Urheber.

Endlich weiſt noch ein Umſtand und ein noch mehr äußerlicher auf die bevorzugte Selbſtändigkeit hin, die der Chor der Komödie und auch noch der der äſchyleiſchen Tragödie in Anſpruch nahm: die bei Ariſtophanes herſchende und bei Aeſchylus wenigſtens noch waltende Sitte das Drama nach dem Chor zu benennen. Sophocles entnimmt die Benennung ſchon beinahe durchweg von der Hauptperſon des dialogiſchen Theiles. In der Uebung des Volkes aber ſtand bis in ſpätere Zeiten der Chor allem andern voran, der Chor der aus ſeinen alten dithyrambiſchen Luſtbarkeiten hervorgegangen war: ob er gefiel oder nicht, das entſchied das Urtheil der Menge über Werth oder Unwerth des ganzen Dramas.

Der Chor iſt Erbe und Eigenthum der griechiſchen Bühne: er iſt auch nur auf ihr die organiſche Folge hiſtoriſcher Prämiſſen. Bei uns war nirgend ein Anlaß auf den ſich ein ſolcher hätte bilden können, und ſo haben denn auch die Verſuche die von den deutſchen Dramatikern des XVI. und XVII. Jahrhunderts und ſeitdem wieder von einigen der letzten Periode ſind gemacht worden ihn auch auf die deutſche Bühne überzuleiten, nur verunglücken können. Wir wollen nur auf zwey beſonders namhafte Beiſpiele Rückſicht nehmen, auf Schiller und Platen.

Von Schiller haben wir in der Braut von Meſſina eine ſolche Tragödie mit Chören. Was einmal zu der Eigenthümlichkeit dieſes Dichters gehört, eine mehr reflectierende als empfindende, mehr didactiſche als reine Lyrik, kehrt natürlich auch in den choriſchen Zwiſchengeſängen dieſer Tragödie wieder: das darf alſo weiter nicht auffallen. Hier kommt es nur darauf an, zu bemerken wie Schiller ſich in unaufhörlicher Verlegenheit befindet den Chor in Rede und Handlung recht zu verwenden. Er läßt ihn mehr und öfter ſprechen als das die Alten jemals gethan: da kann es denn nicht immer das grade geſchehende ſeyn worauf ſich ſeine Betrachtungen hinlenken; der Chor, den die Alten nur in der Komödie jeglicher Beziehung zur Handlung überheben, löst ſich auch in dieſer

Tragödie häufig genug aus allem dramatischen Gange und Zusammenhange heraus, und ſtellt Reflexionen an die ganz vereinzelt bleiben, die auf das was daneben geſchieht keinerley Beziehung haben. So an einer Stelle die Schilderung und vergleichende Erwägung des friedlichen und des kriegeriſchen Lebens, der Liebe, der Jagd, der Schiffahrt: alles das an ſich ſchön und mit Recht bewundert, aber, und das iſt hier ein Fehler, undramatiſch. Auf der andern Seite läßt dann Schiller den Chor wieder thätiger eingreifen, als das irgend bei den Alten vorkommt, und in einer Weiſe von der ſie ebenſo wenig etwas wiſſen. Aber es bedarf ſolcher Vergleichungen mit den Muſtern der Antike nicht um einzuſehen worin hier der ſchillerſche Chor fehlt. Es iſt eben zuvörderſt kein Chor, ſondern es ſind Chöre; es theilt ſich nicht Ein Chor bloß durch Geſang und Tanz ſtrophiſch und antiſtrophiſch in zwey Hälften, welche dann die Epode wieder vereinigt, ſondern es ſtehn zwey Chöre einander gegenüber, deren jeder für einen der beiden feindlichen Brüder entſchieden und thätig Parten nimmt, zwey Chöre die gleich den Herren deren Gefolge ſie bilden einander bis zum Handgemenge feindlich ſind. Das aber erregt doch wohl das gerechteſte Bedenken, daß dieſelben Chöre, die in ſo blinder Parteynung den Leidenſchaften ihrer Herren dienen, dennoch wieder das Recht anſprechen alle Augenblicke mit ſittlicher Betrachtung, mit Urtheil und Rath aus der Handlung hinauszutreten; und es iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, wenn dieſelben Chöre, die ſich eben noch mit gezückten Schwertern gegenübergeſtanden, ſich mit einem Male wieder vereinigen um ſich einmüthig und einträchtig über denſelben Zwieſpalt reflectierend zu erheben, den ſie ſo eben noch haben ausfechten wollen. Schiller hat dieſen Wechſel von Zwieſpältigkeit und von Einigung der Chöre in ſeinem Vorwort zur Braut von Meſſina folgender Maßen geſucht kurz zu rechtfertigen: „Ich habe den Chor zwar in zwey Theile getrennt und im Streit mit ſich dargeſtellt: aber dieß iſt nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Perſon iſt er immer eins mit ſich ſelbſt.“ Indeſſen der Fehler und die künſtleriſche Unmöglichkeit iſt eben, daß die gleichen Perſönlichkeiten jetzt eine bloße blinde Menge ausmachen und dann wieder mit gottererleuchtetem Auge auf die Handlung hinabſchauen ſollen.

Sodann Platen. Der Graf Platen hat ſeinen beiden antik gemeßnen Komödien, der Verhängnißvollen Gabel und dem Romantiſchen Oedipus, auch nach Weiſe der antiken Komödie einen Chor geben wollen. Indeſſen nur in der minder gelungenen von beiden, in derjenigen welche ſonſt eigentlich mißrathen iſt, im Oedipus, hat der Chor ungefähr die gleiche Stellung gegenüber der Handlung auf der Bühne und dem Volke vor derſelben. Es iſt ein Chor von Haidſchnucken, von wilden Schafen, die zuweilen in die Handlung drein reden ohne jedoch ſonſt Antheil an ihr zu haben, außerdem aber noch in Parabaſen aus der Handlung hinaus reden zum Publicum; es iſt alſo bloß die Führerinn dieſes Haidſchnuckenchores, das gröſte und wildeſte Schaf von allen, das jene großen Worte über die Poeſie und den Grafen von Platen, über den Grafen von Platen und die Poeſie in das Weltall hinausſchleudert. Aber wie geſagt, dieß ganze Drama iſt von Anfang bis zu Ende eine ſo verfehlte Arbeit, daß man aus ihm nichts abnehmen

kann über die Bedeutung welche etwa noch jetzt und auch für uns der Chor besitzen könne. Mit Recht stellt man die andre Komödie höher, die Verhängnißvolle Gabel: aus dieser wird man also eher in Bezug auf den Chor ein entscheidendes Urtheil entnehmen können. Wie ist derselbe nun hier beschaffen? Etwas genauer betrachtet, ist beinahe nur der Name vorhanden, nicht aber die Sache. Eine Person nämlich die aufs wesentlichste mit zur Handlung gehört, ja die man als die Hauptperson des ganzen Dramas betrachten kann, eine einzelne Person, der Jude Schmuhl wirft zuweilen (ich gebrauche Worte des Dichters) „wirft Mantel und Bart weg und erscheint als Chorus, indem er bis an den Rand des Theaters vortritt." Also nur Eine Person, und zwar eine dramatische Hauptperson, die sich auch nicht masiert um Chorus zu seyn, sondern sich um es seyn zu können demasiert; sie thut das ferner nur fünfmal je am Schluße der Acte um diesen Schluß nach antiker Weise durch eine Parabase zu bezeichnen, d. h. durch eine längre im Interesse des Dichters an das Publicum gerichtete Rede. Das ist denn alles was dieser sogenannte Chorus mit dem des aristophanischen Lustspieles gemein hat. Und auch an diesen fünf Stellen wäre der ausdrückliche Name des Chors wohl zu entbehren gewesen, da bei der ziemlich selbstsüchtigen Polemik aus welcher das ganze Stück hervorgegangen ist, auch alle übrigen Personen genug Dinge reden die nicht eigentlich zur Sache gehören, die nichts für den dramatischen Dialog bedeuten, sondern lediglich dem Verhältniß des Dichters zu seinem Publicum dienen.

In solchen Ungehörigkeiten werden aber unsre Dichter immer gezwungen seyn, sobald sie den griechischen Chor in das deutsche Drama einzuflechten suchen: sie werden entweder wie Platen nur den Namen festhalten können, oder wie Schiller die Sache in so schwankender Weise erneuern müßen, daß es für uns immer noch eine fremdartige Antike bleibt ohne daß doch ein Grieche den Chor seiner Bühne darin wieder erkennen würde. Alle Willkür die des historisch gegebenen nicht achtet straft sich selbst und vernichtet ihr eigenes Werk. Das griechische Drama mußte vermöge seiner Entstehung aus dem Dithyrambus einen Chorus haben, und konnte ihm, wenn er anders nicht bedeutungslos seyn sollte, nur jene früher erörterte Bedeutung geben: hinter unserm Drama, mögen wir nun das nationale des XV. und XVI. Jahrhunderts ins Auge faßen, oder das halb fremde des XVIII., liegen keine solche Erinnerungen: denn auch das Drama des XVIII. Jahrhunderts ist nicht aus Griechenland, sondern aus Frankreich und England zu uns gekommen. Uns kann und darf ein Chor der außer der Handlung steht nur ungehörig und störend vorkommen; einer aber der in die Handlung eingreift ist auch kein Chorus mehr. Wer uns den Chor wiedergeben will baut ein Haus ohne Fundamente, das einstürzen muß, so kunstreich es sonst gebaut seyn mag.

Es sind nunmehr die allgemeinen Gesetze der dramatischen Kunst abzuhandeln, die Anforderungen die nach Recht und Uebung an jedes dramatische Gedicht gestellt werden.

Die erste und hauptsächlichste Anforderung, die der Einheit, theilt das Drama mit jedweder andern Dichtung: jede Dichtung muß um schön heißen zu können ein organisches Ganze von mannigfachen Theilen seyn, welche für sich unselbständig, aber einer dem

andern unentbehrlich, ſich gegenſeitig auf das innigſte durchwachſen: ein geiſtiger Organismus dem nichts mangelt, an dem nichts zu viel iſt. Die Sache des Dramas aber insbeſondre iſt eben δρᾶμα, iſt Handlung, d. h. es muß eine durch die beſtimmteſte Cauſalität zuſammengehaltne und verſchlungene Kette von Begebenheiten bilden. Mithin iſt hier vorzüglich und vor allen Dingen Einheit der Handlung zu fordern: ſie muß abgeſchloſſen und vollſtändig ſeyn; es darf in der Kette der Begebenheiten kein Glied fehlen, aber auch keines mehr ſeyn als nöthig iſt: ſonſt würden uns Wirkungen vor Augen treten deren Urſachen uns fremd ſind, und Urſachen denen eine Wirkung gebricht. Vielmehr muß von Anfang an alles in ſtätigem Verlauf auf das Ende hin arbeiten, und das Ende muß ſchon im Anfange begründet ſeyn. Kurz, ein Drama darf nicht einer ausgeführten Epopöe gleichen, die einen ganzen Sagenkreis in all ſeinen einzelnen Gruppen theils durch fortſchreitende Erzählung, theils mit Einſchaltung von Epiſoden erſchöpft, ſondern einem epiſchen Liede nach der alterthümlichſten Weiſe, das nur Eine Sage behandelt, Eine Hauptbegebenheit Einer Hauptperſon mit ihren Motiven und den ſie zunächſt begleitenden Umſtänden. So beſteht auch die Einheit der dramatiſchen Handlung darin, daß Eine Hauptperſon es ſey welche die Handlung trage und weiter führe, in welcher Thun und Leiden die Idee des Ganzen ſich vollende; daß Eine Hauptbegebenheit ſey, auf welche Alles abzwecke und hinziele: und daß die Handlung in einem ununterbrochenen Verlaufe von cauſaler Entwicklung dieſem Zweck und Ziel entgegen gehe.

Bis ſo weit gelten die gleichen Anforderungen an das Drama wie an das altepiſche Lied: dann aber ſondern ſie ſich auf demſelben Puncte, auf dem überhaupt der Unterſchied zwiſchen Epos und Drama liegt. Das Epos erzählt eben, d. h. es zählt in cauſaler Entwicklung her was an und mit ſeiner Hauptperſon und den übrigen ſich begiebt; das Drama giebt ſtatt der Erzählung der Begebenheiten die Begebenheiten ſelbſt, und macht ſie mittelſt der dialogiſchen Form ſo gänzlich zum Werk und zur That der auftretenden Perſonen, daß aus ihrer verbundenen Kette eben eine Handlung hervorgeht. Daraus ergiebt ſich daß wohl mit der Einheit eines epiſchen Liedes zugleich immer die Einfachheit verbunden ſeyn müſſe, nicht aber mit der Einheit der dramatiſchen Handlung. Es iſt ein andres wenn ungegenwärtige und vergangne Einzelheiten uns erzählt werden, ein andres wenn in gegenwärtiger Anſchaulichkeit eine Handlung ſich vor uns entwickelt. Im epiſchen Liede iſt die große Simplicität nöthig, im Drama nicht; dort, je mehr Einzelheiten da aufgezählt werden, deſto mehr verwirrt es die Production und erſchwert es die Reproduction, deſto eher ermüdet es den Hörer: hier wo die Reproduction ſo leicht gemacht iſt, würde grade eine zu große Einfachheit der Handlung den Dichter wie den Zuſchauer ermüden und langweilen; ja es würde unmöglich ſeyn, den Verlauf der Begebenheiten zur Handlung zu erheben, wenn man bei der epiſchen Einfachheit ſtehn bliebe.

Somit ſtellt ſich der Einfachheit des epiſchen Liedes im Drama die Verwickelung gegenüber: Motive die das epiſche Lied als minder weſentlich müſſe fallen laſſen, werden

vom Drama mit in den Verlauf der Begebenheiten gezogen, damit daraus eine Handlung hervorgehe; es motiviert reichlicher und umständlicher; das epische Lied bringt seine Begebenheiten in eine einzige grad aus auf das Ziel zulaufende Linie: das Drama wandelt zwar auch einem einzigen Endpuncte entgegen, aber von mehr als einem Ausgangspuncte; die Handlung verbreitet sich unter mehrere Radien, wenn schon einer der Hauptradius seyn mag. Die Erzählung eines epischen Liedes verlangt also Einheit und Einfachheit, die Handlung eines Dramas Einheit und Verwickelung.

Diese Einheit der verwickelten Handlung zeigt sich nun, wie bereits ist angedeutet worden, in drey Stücken: daß Eine Hauptperson sey, Eine Hauptbegebenheit, ein stätiger und ununterbrochener Verlauf der Handlung. Anforderungen die sich eigentlich ganz von selbst verstehn, und über die es deshalb unnöthig wäre noch weiter zu sprechen, wenn sie nicht dennoch so häufig verletzt würden.

Was zuerst die Einzahl der Hauptperson betrifft, so ist sie für eine rechte Einheit der Handlung ebenso erforderlich, als es in der Grammatik für einen einzigen Satz erforderlich ist, daß er nur ein Subject habe; und grade wie ein Satz zusammengesetzt wird sobald er zwey Subjecte hat, so verliert auch die Handlung ihre Einheit, und es tritt eine Zweyheit derselben ein, so wie in ihr zwey Hauptpersonen agieren. Die Schöpferkraft des Dichters und mit ihr das reproducierende Interesse des Zuschauers spalten sich alsdann nach zwey gesonderten Richtungen, und bleiben in dieser Spaltung auch wenn eine der Hauptpersonen die Bühne früher verlassen sollte als die andre. Auch dieß ist es worin eine schon vorher besprochene Tragödie Schillers fehlt, die Braut von Messina. Don Cesar und Don Manuel bringen auch in die Handlung einen feindlichen Zwiespalt, da jeder es ansprechen darf Träger und Vollender derselben zu seyn. Die feindselige Trennung des Chors in zwey Hälften trägt nur dazu bei, diese Kluft innerhalb der Handlung noch mehr aus einander zu ziehen; und selbst die gemeinsame Geliebte sondert mehr als sie vereinigt, da sie nur dem einen Bruder gehört, von dem andern nur begehrt wird. Andre Dichter haben an ähnlichen Stoffen ein größeres Geschick bewiesen: so z. B. Schillers nächste Vorgänger und Vorbilder, Leisewitz im Julius von Tarent, Klinger in den Zwillingen: hier ist der eine der feindlichen Brüder von Anfang bis zu Ende so sehr zu der einzigen Hauptperson gestempelt, daß die Einheit der Handlung keinen Schaden leidet; es liegt auf dem einen gleichsam der Hochton, auf dem andern nur der Tiefton. Noch behutsamer ist Aeschylus in den Sieben gegen Theben verfahren: hier kommt von den beiden Brüdern nur der eine, nur Eteokles auf die Bühne; Polyneikes aber tritt gar nicht auf: von ihm wird nur erzählt; er greift abwesend in die Handlung ein: anwesend würde er vielleicht eine Hälfte derselben an sich gerissen und somit ihre Einheit zerstört haben, wie das auch wirklich der Fall ist in mehrfachen modernen Bearbeitungen derselben griechischen Sage. Uebrigens trifft eben dieser Tadel auch schon mehrere Dramen der antiken Litteratur; in Bezug auf die Brüder des Terenz hat ihn Diderot (de la Poésie dramatique) unwiderleglich ausgesprochen.

Dieſer Principat der Einen Perſon wird ſich nun vorzüglich in dem Verhältniß erweiſen und bewähren, in welchem ſie zu der Einen Hauptbegebenheit ſteht; darin daß ſie es iſt welche dieſe Hauptbegebenheit vollbringt oder erleidet, und damit in activer oder paſſiver Thätigkeit die ganze Handlung zum letzten Abſchluß bringt. Zum letzten Abſchluß: denn die Hauptbegebenheit liegt immer am Ende des Dramas: dieß iſt der Punct auf welchen das ganze Stück hindurch von allen Seiten hingearbeitet wird, in welchem alle vorher getrennten Fäden ihre Vereinigung, alle vorher geſchürzten Knoten ihre Löſung finden. Sie iſt alſo der Prüfſtein nicht bloß für die Einheit der Hauptperſon, ſondern für die Einheit der geſammten Handlung überhaupt. Entweder liegt was hier nicht ſeine Erledigung findet, was nicht als nähere oder entferntere Urſache dieſer letzten Wirkung erſcheint, als fremdes Glied außerhalb des dramatiſchen Organismus: oder aber die Hauptbegebenheit iſt nicht die rechte, iſt nicht der eigentliche Abſchluß, iſt nicht die volle Conſequenz aller vorangegangenen Motive.

Vielleicht der größte Meiſter im Dichten recht eigentlich concentrierender Hauptbegebenheiten iſt Shakeſpear. Er liebt es wie Wenige ein Drama ſo zu bauen, daß es ſcheinbar aus mehreren Handlungen zuſammengeſetzt iſt, bis ſich die verſchiedenen Wege auf denen der dramatiſche Verlauf vorwärts wandelt, immer näher und näher rücken, und ſich immer mehr und mehr zeigt welcher der Hauptweg, welches die Hauptperſon ſey; endlich aber vereinigen ſie ſich gänzlich, die abſchließende Hauptbegebenheit tritt ein, und die Einheit der Hauptperſon, die Einheit der Handlung ſteht triumphierend da. So im Kaufmann von Venedig, wo anfangs nur leiſe ſich berührend, ſpäter immer mehr und mehr in einander geſchlagen zwey Fäden zu einem gemeinſamen Ziele hinlaufen, ein Rechtshandel und ein Liebesabenteuer; ſo in Heinrich IV., den man ſehr äußerlich betrachten muß, wenn man den engen Zuſammenhang und die abſchließende Vereinigung verkennen will, die zwiſchen den beiden ſcheinbaren Hälften der Handlung beſtehn, zwiſchen der ernſthaften deren Träger Heinrich V. und der komiſchen deren Träger Falſtaff iſt. Je mehr auf der komiſchen Seite Falſtaff ſich einbildet den jungen Königsſohn in ſein Lotterleben verwickelt zu haben, deſto höher erhebt ſich dieſer darüber auf der ernſthaften, bis zuletzt die Handlung umſchlägt und ſich entſcheidet, Heinrich in königlicher Würde daſteht, und Falſtaff ſich tief unter ihm in Staub und Schmutz verliert. Das Schönſte und Größte aber in dieſer Art iſt König Lear. Hier findet der äußere Zwieſpalt der Handlung nicht nur ſeine Aufhebung in der letzten Hauptbegebenheit, ſondern er iſt ſchon von Anfang an in der Idee dieſer gewaltigen Tragödie auf das vollkommenſte gelöſt und ausgeſöhnt geweſen, indem ſich dieſelbe zugleich nach zwei Seiten hin factiſch geſtaltet, und der eine Theil der Handlung ſich nur in dem andern als der Typus im Antitypus wiederſpiegelt. Auf der einen Seite ſteht ein Vater, ein König, der von den vorgezogenen Töchtern verſtoßen und zum Wahnſinn gebracht, von der verſtoßnen aber gehegt und gepflegt und gerächt wird; auf der andern Seite wiederum ein Vater, den der vorgezogene Sohn blendet und ins

Elend ſtößt, der verſöhnte Sohn unerkannt in der Blindheit leitet, bis dieſer endlich indem er den König rächen hilft zugleich ſeinen Vater rächt. Auch in Schillers letztem Drama, im Wilhelm Tell, ſind zwey ſolche neben einander herlaufende Handlungen, das politiſche Treiben der Verſchwornen des Rütli auf der einen, Tells Privathandel mit Geßler auf der andern Seite; und auch dieſe treffen in der letzten Scene zuſammen. Jedoch dieſes Zuſammentreffen iſt lediglich theatraliſch, nicht aber eigentlich dramatiſch, iſt keine rechte wahre Einigung zweyer bis dahin nur äußerlich getrennter Richtungen. Tells Privathandel iſt eben nur ein Privathandel: er zieht ſich mit allem was er ſinnt und thut geſtißentlich von dem Sinnen und Thun ſeiner Landsleute zurück: er will nirgend aus der Sache ſeyn. Sie haben mit ihm, er hat mit ihnen nichts zu ſchaffen; und es iſt alſo eine bloße Gewaltſamkeit, wenn er in jener Schlußſcene dennoch als die Hauptperſon und ſeine That als die Hauptbegebenheit des Dramas hingeſtellt wird.

Noch iſt von dem Verfahren zu reden das der dramatiſche Dichter beobachtet um die Handlung auf dieſe Hauptbegebenheit und damit zu ihrem vollſtändigen Abſchluß, ihrem Ziel und Zwecke hinzuführen. Einmal muß ſie in einem ſtätigen ununterbrochnen Verlauf vorwärts ſchreiten: ſie darf nicht ſtocken: denn ſie könnte es nur indem man Dinge hineinbrächte die nicht in den caufalen Zuſammenhang gehörten, die alſo die Einheit verletzten; ſie darf aber auch nicht ſpringen; es dürfen keine weſentlichen und nothwendig geforderten Motive übergangen werden: denn auch damit wäre die Einheit aufgehoben, da Einheit nur bei Vollſtändigkeit beſtehn kann. In jener Weiſe fehlt Euripides gern, in dieſer Aeſchylus.

Sodann aber zerfällt die Handlung überall wo ſich ihr Verlauf recht organiſch geſtaltet in drey Hauptglieder, in die Expoſition, die Verwickelung und die Auflöſung. Die Expoſition giebt gleichſam den Einſchlag des Gewebes: hier lernt man zuerſt die Perſonen kennen die handeln ſollen, namentlich die Hauptperſon; man erfährt die obwaltenden Umſtände, die Pläne und Wünſche und Beſorgniſſe der Handelnden: kurz, das Terrain der Dichtung wird einem gezeigt. Dann folgt die Verwicklung: die Querfäden fahren durch den Einſchlag; die Pläne der Handelnden arbeiten einander entgegen; ihre Beſorgniſſe wachſen, ihre Wünſche durchkreuzen ſich: kurz, Intereſſe kämpft gegen Intereſſe; und hier iſt das eigentliche Gebiet der wahren Handlung. Im dritten Theil, in der Auflöſung, entſcheidet ſich der Kampf: das Gewebe iſt fertig, oder es wird auch alles auf einmal zerriſſen; die Hauptperſon hat mit der Hauptbegebenheit alle Hinderniſſe überwunden, und ihr bleibt nun nichts mehr zu thun übrig; oder ſie unterliegt mit dem letzten entſcheidenden Schlage der Uebermacht, gegen die ſie vorher angekämpft hat.

Das ſchwierigſte von dieſen drey Gliedern iſt überall die Expoſition. Hier iſt es die Sache des Dichters ſich gleichermaßen vor dem Zuviel und vor dem Zuwenig zu hüten. Iſt die Expoſition zu weitläuftig und zu mannigfaltig, ſo verwirrt ſie den Zuhörer, oder läßt ihn mehr erfahren, als daß er dem weitern Verlaufe noch mit dem rechten Intereſſe folgen ſollte. Iſt ſie kurz, einſeitig, dürftig, ſo kann der Zuſchauer wieder nicht rechten Fuß faſſen;

er wird alles folgende nicht wohl begreifen. Die Expoſition muß überall das Gegenbild der Auflöſung ſeyn: ſie muß ahnen laſſen, aber nicht ſagen, was dieſe beſtätigt; ſie muß die Frage ſeyn, und dieſe die Antwort darauf.

Die Verwicklung ſodann kann mannigfacher Art ſeyn: ob ſie eine mehr oder minder verſchlungene iſt, hängt natürlich von dem Gehalte des hiſtoriſchen Stoffes ab den der Dichter zur Anſchauung bringen will, von der Zahl der Perſonen welche er in die Handlung verflicht, von der Mannigfaltigkeit der Intereſſen die er kämpfen läßt, von der Beſchaffenheit der Auflöſung welcher er entgegen arbeitet; namentlich aber davon, ob es eine Tragödie iſt die er dichtet, oder eine Komödie. Dem ganzen Weſen dieſer beiden Gattungen nach hat an der Komödie der Verſtand weit mehr einen poſitiven Antheil als an der Tragödie. Gehäufte Verwicklungen ſind aber für den producierenden Dichter wie für den reproducierenden Zuſchauer mehr von Seiten des Verſtandes durchzuführen und aufzufaſſen als von Seiten der Einbildung oder gar des Gefühls. Somit iſt auch die größere Verwicklung wohl in der Komödie an der Stelle, nicht aber in der Tragödie: dieſer konnte dergleichen nur ſchaden. Sie iſt in der Komödie alſo an der Stelle, iſt zuläſſig, wird aber nicht gerade gefordert; die ſpaniſchen Dichter lieben ſie. Die künſtlichſte Verwicklung aber und die wirkſamſte iſt die, welche nur für die handelnden Perſonen, nicht für den Zuſchauer eine ſolche iſt. Meiſter darin iſt Sophocles: in ſeinem Oedipus Tyrannus zum Beiſpiel wandelt die Hauptperſon immer noch in einer verwirrenden und betäubenden Nacht des Geheimniſſes, während der Zuſchauer das Licht ſchon hell und immer heller blinken ſieht und mit ahnendem Grauen dem vollen Hereinbrechen desſelben entgegen wartet: da iſt wahrlich mehr und reineres Intereſſe an Handlung und Handelnden, als wo der Zuſchauer mit verwickelt iſt, und der Dichter mehr ſeine Neugierde als ſein Mitgefühl in Anſpruch nimmt.

Endlich alſo kommt dann die Auflöſung: ſie entknüpft oder zerhaut all die Verwickelung, und läßt in das Dunkel ihren vollen Tag hineinleuchten. Der Punct wo die Auflöſung anhebt, und die Verwicklung ſich zu entwickeln beginnt, dieſer Wendepunct der Handlung heißt mit einem treffenden griechiſchen Namen die Kataſtrophe. Man pflegt denſelben wohl auf die Tragödie einzuſchränken: eine Einſchränkung die weder begründet iſt im griechiſchen Sprachgebrauch, noch bequem und angemeſſen, da ja die Komödie auch ihre Kataſtrophe hat. Ebenſo iſt es mit einem andern Kunſtausdrucke der Griechen, der den letzten entſcheidenden Schlag, den eigentlichen Kern der Auflöſung bezeichnet, mit dem Ausdruck Peripetie. Ariſtoteles, von dem wir auch dieſen erlernt haben, beſchränkt ihn durchaus nicht auf die Tragödie, wenn ſchon die Beiſpiele die er anführt, zufällig nur aus Tragödien entlehnt ſind: er erklärt ihn ganz allgemein als den Umſchlag in das Gegentheil: er verſteht alſo darunter den plötzlichen Uebergang ſowohl aus glücklichen Lagen in unglückliche als umgekehrt. Mithin giebt es eine Peripetie nicht minder in der Komödie als in der Tragödie. Als eigne Art und beſondres Mittel der Auflöſung nennt Ariſtoteles noch die Erkennung. Dieſe Erkennung kann mit der Kataſtrophe eins ſeyn; ſie kann auch mit

der Peripetie zusammenfallen. In letzterer Weise findet es Aristoteles am schönsten, und das mit Recht: beide, die Erkennung wie der Umschlag sind dann von größerem Gewicht; eins hebt und stärkt das andre. Als Beispiel nennt er den Oedipus: er meint Sophocles Oedipus Tyrannus, unter dem die ganze königliche Herrlichkeit in demselben Augenblicke zusammenbricht, wo er erkennt daß Laius den er erschlagen sein Vater, und daß sein Weib zugleich seine Mutter sey.

Besonders in der Auflösung wird das Drama seinen Unterschied vom Epos bewähren müßen. Das Epos, das eben nur eine Reihe äußerer Begebenheiten vorführt, kann sie auch eher mehr äußerlich abschließen, z. B. durch ein Wunder, durch ein Ereigniß das außerhalb alles natürlichen Zusammenhanges mit den vorangegangenen liegt, und das dennoch die Reihe derselben beendigt. Das Drama zeigt dagegen Handlung: in ihm sind alle einzelnen Begebenheiten innerlich auf das engste verbunden; eine nach der andern ist nur Ausfluß und Ergebniß der agierenden Charactere: alles ist Motiv und motiviert: so darf denn auch das Ende nur die letzte volle und vollendende Wirkung all der Ursächlichkeiten seyn die in der Exposition dargelegt und in der Verwicklung sind durch einander gewoben worden. Die Peripetie, sey sie nun glücklich oder unglücklich, muß als die reife Frucht erscheinen, die aus der ganzen Handlung, aus der activen oder passiven Thätigkeit der Charactere hervortreibt; sie muß vollkommen in ihnen begründet, muß ihr eignes Werk, wenn auch vielleicht ein unbewußt geschaffenes seyn. Dagegen wird jedoch nicht selten gefehlt. Nicht selten ist die Exposition so ungeschickt, die Verwicklung so verworren, daß zuletzt der Dichter den Knoten nur noch durch die Gewaltsamkeit einer rein äußerlichen Entscheidung durchzuhauen vermag, etwa durch einen deus ex machina, der plötzlich hereinsliegt um die handelnden Personen aus ihrer großen Verlegenheit zu erlösen und den Dichter aus seiner noch größeren. Den Unterschied zwischen der innerlichen und der äußerlichen Auflösung, und wie sehr die wahre dichterische Kunst auf Seite der erstren sey, erkennt man am besten wenn man z. B. die beiden tauriſchen Iphigenien von Euripides und von Göthe vergleicht. Euripides kann sich nur helfen indem er zuletzt noch die Athene Hand anlegen läßt: bei Göthen ist die ganze Handlung so fest und sicher in sich selbst begründet: die Begebenheiten und die innern Zustände haben, gehalten durch die Charactere, eine so innige Wechselbeziehung und Wechselwirkung, daß zuletzt kein anderer Ausgang möglich ist als grade dieser; es macht sich alles wie von selbst, und der Dichter braucht nicht noch zu guter Letzt über die Handlung hinaus nach einer neuen Person zu greifen, damit er endlich fertig werde.

Mit dieser Dreygliedrigkeit der Handlung, mit diesem Zerfallen derselben in Exposition, Verwicklung und Auflösung steht in genauer und wesentlicher Verbindung die Zahl der Acte in welche man das Drama einzutheilen pflegt.

Acte in unserm Sinn, d. h. Abtheilungen des Dramas die bezeichnet werden durch einen Stillstand der Handlung und durch Verhüllung der Bühne, Acte in diesem Sinne

des Wortes kannte die ältere griechische Bühne, kannte die Tragödie und die alte Komödie natürlich noch nicht, da der Chor immer auf der Bühne blieb und die jeweiligen Unterbrechungen der eigentlichen Handlung durch seinen Gesang ausfüllte, welcher Gesang aber immer noch seine Beziehung zu der Handlung hatte. Erst mit der jüngern Komödie, die sich des Chors nicht mehr bediente, beginnt die Eintheilung in Acte ganz nach unserer Weise.

Die Zahl derselben stehe also in Verbindung mit jener Dreygliedrigkeit des dramatischen Organismus. Da nämlich die Exposition in That und Rede sich nicht weit ausdehnen darf; da die Auflösung als Gegenstück der Exposition ihr ungefähr gleiches Maß halten muß, und an sich selbst als die abschließende Concentration des ganzen Verlaufes sich nicht sehr breit entfalten kann; da endlich die mitten inne liegende Verwickelung das weiteste Feld anspricht, und hier an die Exposition als Weiterführung, dort an die Auflösung als Vorbereitung derselben sich anlehnend, selbst wieder einen dreyfach abgestuften Gang gewinnt: so erscheint mit all dem der alte, von Jahrtausenden her überlieferte Gebrauch wohl begründet, nach welchem ein Drama in der Regel fünf Acte verlangt: ein Gebrauch den schon Horaz zur technischen Vorschrift erhoben hat.

Neve minor neu sit quinto productior actu
Fabula quæ posci vult et spectata reponi.

In der Regel fünf: denn es giebt allerdings Abweichungen, es kommen auch andre Zahlen vor, aber auch diese meistens immer noch verträglich mit jener Dreygliedrigkeit, insofern es meistens ungerade Zahlen sind: so bei den Spaniern sieben, wo dann bei der verwickelten Verwicklung ganz häufig fünf auf eben diese verwendet werden. Näher jener Dreygliedrigkeit liegt die Dreyzahl der Acte, die man in der ernsten Oper zu beobachten pflegt, und die auch neben der Fünfzahl schon bei den Römern scheint gegolten zu haben. Cic. ad Quint. fratr. „Hortor ut tanquam poetæ boni et actores industrii solent, sic tu in extrema parte et conclusione muneris ac negotii tui diligentissimus sis, ut hic tertius annus imperii tui tanquam tertius actus perfectissimus atque ornatissimus fuisse videatur.“ Verwerflich scheinen grade Zahlen, wie das moderne Lustspiel und Schauspiel und die komische Oper sich vier oder gar zwey gestatten: es ist nicht wohl abzusehn wie da jedem der drey organischen Glieder sein Recht geschehen könne. In den Dramen der Sanskritlitteratur steigt die Zahl der Acte nicht selten gar bis auf zehn; und in der entgegengesetzten Maßlosigkeit ist es dem modernen Drama häufig schon an Einem Acte genug.

Actus, so nannten die Römer diese einzelnen Abschnitte der Fabula, weil in jedem eine Begebenheit enthalten ist die den Verlauf der ganzen Handlung wesentlich fördert. Eine alte Verdeutschung davon ist Handlung: man hätte lieber sagen sollen Begebenheit, da Handlung vielmehr das ganze δρᾶμα begreift. Jezt heißt es Act, oder mit derselben sinnlichen Aeußerlichkeit, mit der wir von Trauerspielen und Lustspielen sprechen, Aufzug. Der spanische Name *jornada* (Tag) schreibt sich von den Mysterien des Mittelalters her: diese dauerten oft mehrere Tage hindurch, und bei der Weitläuftigkeit

der mimiſchen Action geſchah da allerdings in einem Tage nicht viel mehr als jezt in einem Acte geſchieht.

Die Acte zerfallen dann wieder in Scenen und in Auftritte. Man vermengt wohl beides, und nennt beides Scene: ſtrengerer Sprachgebrauch unterſcheidet. Es iſt eine neue Scene wo ein Decorationswechſel eintritt, wo die ἀναχώρησις, die Bühne gleichſam erneuert wird; nothwendiger Weiſe wird dabei die Bühne verlaßen, und dann von neuem betreten. Ein Auftritt aber bringt nur neue Perſonen auf die unveränderte Bühne. Ueber Zahl und Maß der Scenen und der Auftritte läßt ſich nichts vorſchreiben: die Redenden kommen und gehen, die Geſtalt der Bühne bleibt oder wechſelt, je nachdem es im Bedürfniß der Handlung liegt, je nachdem das momentane Intereſſe dieſe Perſon verlangt oder jene.

Und hier kommen wir übergehn zur Betrachtung zweyer anderer Einheiten, welche die Theorie und die Praxis einer noch nicht ganz vergangenen Zeit hinzu erfunden hat zu jener Einheit der Handlung, nämlich der Einheit der Zeit und der des Ortes. Es ſind die Franzoſen geweſen die mit dieſen beiden Einheiten zuerſt ſich das Leben ſchwer gemacht haben, dann auch uns, und welche Völker ſonſt noch ihren Theoretikern nachbeten und ihren Dramatikern nachahmen mochten. Man berief ſich aber dabei auf das Beiſpiel der Griechen und auf die Lehren des Ariſtoteles. Damit nun verhält es ſich folgendermaßen.

Die Griechen hatten wie geſagt urſprünglich und in der eigentlichen Blütezeit ihres Theaters keine Acte in unſerm Sinne des Wortes: die Handlung ward durch keinen mehrmaligen Stillſtand unterbrochen; die Bühne ward nicht viermal den Augen der Zuſchauer durch Verhüllung entzogen, ſondern ſie ſtand die ganze Zeit des Dramas hindurch offen vor ihnen da; ſie ward auch niemals gänzlich verlaßen, ſondern wenn auch je zuweilen die eigentlichen Actoren abtraten, und der Dialog ausgieng, ſo blieb doch der Chor zurück und füllte dieſe Pauſe mit Geſang und Tanz. Daraus ergab ſich dann als nothwendige Folg: einmal eine unveränderliche Einheit des Ortes: denn man konnte doch nicht, während der Chor auf der Bühne verblieb, die Geſtalt derſelben abändern, ſo daß er ohne fortzugehn dennoch an einen andern Ort gekommen wäre; zweytens eine gewiſſe Einheit der Zeit, darin beſtehend daß die Handlung unausgeſezt vorwärts ſchritt, und daß einige Wahrſcheinlichkeit blieb, damals als die Begebenheiten wirklich vor ſich giengen, habe ihr Verlauf ohngefähr eben ſo viel Zeit gekoſtet als jezt die künſtleriſche Darſtellung. Aber dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen der hiſtoriſchen Wirklichkeit und dem künſtleriſchen Scheine traf doch immer nur ohngefähr. Man kann annehmen daß die Aufführung eines ganz vollendeten griechiſchen Dramas allerhöchſtens drey Stunden lang gedauert habe: aber es möchte ſchwer ſeyn ein Drama zu finden deſſen Begebenheiten nicht einen viel längeren, einen wenigſtens viermal ſo langen Zeitverlauf vorausſezten. Das einzige Opfer das in Betreff der Einheit der Zeit die griechiſchen Dramatiker den äußern Umſtänden brachten, war demnach daß ſie den dramatiſchen Stoff ſo ſehr auf die allerweſentlichſten Momente

concentrierten, daß die Begebenheiten um in der Wirklichkeit zu geſchehen etwa einen Tag gebraucht hätten, d. h. einen Sonnenlauf; manche aber haben in jene zwey, drey Stunden einen noch viel längeren Zeitraum eingeſchloſſen, z. B. Aeſchylus im Agamemnon. Es erweiſt ſich mithin dieſe ſogenannte Einheit der Zeit als eine ſehr ideale; die Einheit des Ortes aber war ſo durch die ganze Einrichtung der Bühne bedingt, daß man ſich ihr ohne weiteres ergeben muße, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie auf die ganze Art und Weiſe der dramatiſchen Production den wichtigſten Einfluß ausübte, und auch zu einem räumlichen Simpliſicieren und Concentricren drängte. Man gewöhnte ſich ſo ſehr daran, daß auch die jüngere Komödie, die doch keinen Chor mehr beſaß, die ſchon Acte abtheilte, dennoch dabei verharrte: und daß Ariſtoteles von der Einheit des Ortes gar nichts lehrte, weil er nicht daran dachte, daß es anders ſeyn konnte. Was aber die Einheit der Zeit betrift, ſo beſtimmt er als äußerſtes Maß der Handlung die Länge des Sonnenlaufes: das läßt vorausſetzen daß dieſes Maß mehr als einmal ſey überſchritten worden, wie denn auch Aeſchylus es wirklich überſchritten hat.

Jetzt fragt ſichs ob und inwiefern auch wir an dieſe Einheiten gebunden ſeyen. Wir brauchen bloß die äußern Umſtände zu erwägen. Einmal die hiſtoriſchen Präcedentien des Mittelalters und des ſechzehnten Jahrhunderts wißen davon nichts. Sodann: wir haben keinen Chor der die Handlung nothwendig zwiſchen eine und dieſelbe Scenerie feſtbannte: ſondern wir haben Zwiſchenacte, die wir uns, wenn wir nur irgend wollen, tagelang denken können, wenn ſie auch wirklich nur minutenlang dauern ſollten. Mithin gelten Einheit der Zeit und Einheit des Ortes bei uns nur in ſo weit, als ſie geboten ſind durch die Einheit der Handlung und durch die Stätigkeit ihres Verlaufes. Wir dürfen z. B. nicht in der zweyten Scene eine Begebenheit darſtellen wollen die denen der erſten Scene gleichzeitig wäre oder gar früher geſchehen als dieſe: denn damit wäre nicht bloß gegen die Einheit der Zeit, ſondern vielmehr gegen die Einheit der Handlung gefehlt; wir dürfen auch nicht zwiſchen zwey Auftritten in Gedanken mehr Zeit verfließen laßen, als in der Wirklichkeit verfließt: denn damit wäre der Verlauf unterbrochen, und es fehlte ein Glied in der Kette der Einheit; wie lang wir uns aber einen Zwiſchenact denken wollen iſt gleichgültig, wenn nur die beiden Acte die er trennt, innerlich eng und weſentlich zuſammenhangen, wenn er nur nicht auch die Einheit der Handlung unterbricht. Das alles haben jedoch die franzöſiſchen Theoretiker und Dramatiker nicht beherzigt. Ohne die concentrierende Kunſt der Alten zu beſitzen, ſuchen ſie dennoch ihren Stoff in den allerengſten Zeitraum zuſammenzupreſſen, und ihre Einheit der Zeit iſt in den meiſten Fällen eben nur eine Einheit der Zeit, während ſie bei den Alten zugleich und zuerſt eine Einheit der Handlung iſt. Die Einheit des Ortes aber erzwingen ſie oft auf die lächerlichſte Weiſe. Wenn in einem griechiſchen Drama die ganze Handlung etwa auf einem öffentlichen Platze vor ſich geht, ſo ſtimmt das wohl zu dem ganzen Leben der Alten, das vom Könige bis zum gemeinen Manne herab mehr ein öffentliches als ein häusliches war: wenn aber ein

franzöſiſcher Dichter in einer und derſelben Antichambre den Herrn des Hauſes und ſeinen Kammerdiener ihre Liebeserklärungen machen, ihre Liebesintriguen anzetteln und ausführen läßt, ſo iſt das doch ziemlich verkehrt.

Die ſo eben beſprochenen und bekämpften Anſichten über die beiden Einheiten der Zeit und des Ortes haben, obgleich ſie ihren Urſprung herleiten wollen aus dem Beiſpiel der Griechen und aus den Lehren des Ariſtoteles, dieſe verkehrten Anſichten haben ihren wahren Grund und Anlaß dennoch ganz anderswo, in einer andern Verkehrtheit, die überhaupt den Kunſtbeſtrebungen der neueren Zeit vielfach geſchadet hat, in dem Wahne nämlich, überall in der Kunſt, alſo auch im Drama komme es vor allen Dingen auf ſinnliche Täuſchung, auf Illuſion an. Freylich iſt es die Aufgabe jedes Künſtlers, das Schöne unter den Formen der Wirklichkeit anzuſchauen und darzuſtellen, und inſofern wird es von ihm in demſelben Maße gefordert werden als es ihm dienlich iſt, daß er die Formen der Wirklichkeit mit möglich größter Treue beobachte und wiedergebe. Aber auch nur mit möglich größter. Die täuſchende Nachahmung der Wirklichkeit, das Streben nach äußerlicher Illuſion darf immer nur ſo weit gehn, als die Idee des Kunſtwerkes und die Schönheit es geſtatten und fordern: ſo wie jedoch die Illuſion anfängt die Idee zu beeinträchtigen, ſo wie ſie dem Principe des Schönen, der Einheit widerſtrebt, ſo bald muß auch der Dichter von ihren Aeußerlichkeiten etwas zum Opfer bringen, damit die belebende Seele ſeiner Schöpfung nicht unter der Körperlichkeit der Form erliege und erſtrebe. Er wird es der Einbildungskraft des Reproducierenden getroſt anheimgeben, daß ſie ergänze was noch zu der vollen Wahrheit der gemeinen Wirklichkeit gebricht; er wird der Kraft des Schönen ſo viel vertrauen, daß von ihr gefangen der Reproducierende die Maße und die Bedingungen der gewohnten Alltäglichkeit für einige Zeit vergeßen müße; er wird es auch auf Illuſion abſehen: aber es wird eine Illuſion von höherer und edlerer, von geiſtiger Art ſeyn, darin beſtehend, daß auf dem Standpuncte der Kunſt als Wirklichkeit erſcheint was unterhalb desſelben eine Unwirklichkeit iſt.

Der Dramatiker wird alſo, wenn der einheitliche Verlauf der Handlung es fordert, plötzlich die Scene ändern; er wird den fünf Minuten, die zwiſchen zwey Acten verfließen, etwa den Werth und die Geltung von fünf Tagen geben: denn er zählt darauf, daß aus der organiſchen Nothwendigkeit ſeiner Production heraus betrachtet, dieſe Unnatürlichkeit ganz natürlich erſcheinen, und daß die Einbildung ſeiner Zuſchauer Schnellkraft genug beſitzen werde um mit einer Secunde ſich in ganz andre räumliche Verhältniſſe zu verſetzen, und über fünf Tage in denen für die Handlung nichts geſchieht, auch hinweg zu ſpringen als wären ſie gar nicht vorhanden. Dieſen achtungsvollen Glauben an die Gewalt der Poeſie, dieß Zutrauen zu den geiſtigen Fähigkeiten der Zuſchauer hatten aber jene franzöſiſchen und nachfranzöſiſchen Theoretiker und Practiker nicht; konnten ſie auch in den wenigſten Fällen haben, da den wenigſten Dichtern unter ihnen eine ſo bewältigende Kunſt eigen war, und das Publicum ſich auch bewußt und unbewußt der Bequemlichkeit und der Be-

dantereyen hingegeben hatte. So giengen ſie denn auf eine ganz gemeine Illuſion aus: die Vorſtellung auf der Bühne ſollte den Zuſchauer darum und dadurch täuſchen, daß ſie mit der Wirklichkeit außerhalb der Bühne Stück für Stück übereinſtimmte, daß die Zeit dort nicht ſchneller verflieng, daß die Scene nicht verändert ward weil es ja im gewöhnlichen Leben gar nicht möglich iſt ſo plötzlich einen Ort gegen den andern zu vertauſchen; von reproducierender Mitthätigkeit der Zuſchauer, von Anſprüchen des Dichters auf ihre Einbildungskraft konnte da gar nicht die Rede ſeyn: ſie brauchten ſich nur hinzuſetzen und alles in behaglicher Muße an ſich vorübergehn zu laſſen.

Nächſt den beiden Einheiten der Zeit und des Ortes giebt es noch ein andres Mittel zur Erreichung der Illuſion, das ſich auch wie jene ganz verſchieden geſtaltet, je nachdem es der Dichter auf die höhere künſtleriſche oder nur auf die niedre bequeme und pedantiſche Illuſion abgeſehen hat: das iſt die Beobachtung des Coſtüms, dieſen Ausdruck im weiteſten Sinne genommen, wo er, ſeinem Grundworte dem lateiniſchen consuetudo entſprechend, alles bezeichnet was gebräuchlich und üblich, was Sitte im Denken Handeln und Reden iſt. Das Coſtüm macht ſich allerdings entſchieden genug geltend bei dramatiſcher Behandlung hiſtoriſcher Stoffe: wählt alſo z. B. ein Dichter zum Inhalt einer Tragödie den Tod Julius Cäſars, ſo ſollen die Schauſpieler nicht bloß gekleidet ſeyn wie Römer: auch in den Geſinnungen welche ſie darlegen, auch in Wort und That ſollen ſie Römer und zwar Römer grade jener Zeit ſeyn. Das iſt eine billige Anforderung.

Aber auch hier giebt es Maß und Grenze. In Einer Beziehung bindet ſich kein Dichter an das Coſtüm, und dieſe eine ungetreue Abweichung zieht nothwendiger Weiſe eine Menge anderer nach ſich. Es iſt die, daß der Dramatiker ſeine Perſonen, mögen ſie auch einer längſt vergangenen Zeit, einem andern Volke, ja mehreren verſchiednen Völkern angehören, dennoch eine und dieſelbe Sprache, und die Sprache ſeines Volkes und ſeiner Zeit reden läßt. Hätte Göthe im Egmont das Coſtüm in der vollen und täuſchenden Wirklichkeit und Wahrſcheinlichkeit beobachten wollen, ſo durfte natürlich kein Wort Deutſch darin vorkommen, und die einen mußten niederländiſch, die andern ſpaniſch ſprechen. Hier wird alſo dem Zuſchauer doch eine ergänzende und nachhelfende Einbildung zugetraut, und die Poeſie ſucht ihre Wahrheit in einer andern Sphäre als in der gewöhnlichen. So wie aber einmal der Dichter den Perſonen ſeines Dramas die Sprache ſeiner Zeit und ſeines Volkes in den Mund legen muß, ſo iſt es nicht zu vermeiden daß er ihnen auch mehr oder weniger von den Gedanken und Empfindungen derſelben in Kopf und Herz lege, und daß ſie auch ſonſt mannigfach mit ihren Sitten in das Drama hineinſpielen. Das mehr oder weniger hängt lediglich von dem jedesmaligen Stande der Bildung ab, von dem Maße hiſtoriſcher Kenntniß das Dichter und Volk beſitzen und das der Dichter bei ſeinem Volke vorausſetzen darf. Je gebildeter das Volk iſt, deſto hiſtoriſch treuer darf der Dichter ſeyn; zur Treue bis ins Jota hinein wird man es aber ſchwerlich jemals bringen. Wenn jetzo jemand in einem Julius Cäſar die Glocke ſchlagen und die Trommel rühren ließe, ſo

dürfte man das billig tadeln: denn er ſollte wiſſen, wie es das Publicum im Allgemeinen weiß, daß die alten Römer noch keine Glocken und keine Trommeln hatten. Wenn Shakeſpear es that, ſo war dieſer Anachronismus für ihn noch kein Fehler. Wenn jetzt jemand einen Moment aus den Kriegen der Perſer und der Griechen dramatiſierte, ſo würde er die perſiſche Nationalität der griechiſchen contraſtierend entgegenzuſetzen haben: daß Aeſchylus in ſeinen Perſern es nur ſchwach gethan, iſt für ihn kein Vorwurf, da eine ſolche objective unterſcheidende Betrachtungsweiſe überhaupt nicht und am allerwenigſten damals ſchon Sache des Griechen war. Dieſen Maßſtab darf man bei der Beurtheilung, darf man auch beim Abfaſſen dramatiſcher Dichtungen niemals aus der Hand verlieren, damit weder die Kritik noch die Poeſie von der alklugen Gelehrthuerei Schaden leide. Gelehrſamkeit und Bildung ſind wahrlich nicht einerley; der Dramatiker aber wie überhaupt jeder Dichter darf es nur auf ein gebildetes Publicum abſehn: er würde alſo die Illuſion grade verfehlen, wenn er ſie durch einen Wuſt von hiſtoriſcher und antiquariſcher Gelehrſamkeit erzwingen wollte.

Noch ein recht äußerliches und das allerſinnlichſte Mittel zu dem großen Zwecke der Illuſion beſitzt das neuere Theater in der Scenerie, in den Decorationen. Damit ſich der Zuſchauer nur gar nichts einzubilden brauche, wird ihm die ganze Räumlichkeit auf die es ankommt in ſo genauer und ſo täuſchender Malerey als möglich vor Augen geſtellt: da darf der Wilhelm Tell nicht mehr aufgeführt werden ohne daß der Vierwaldſtätter See und alle Berge im Hintergrunde Stück für Stück vorkommen wie auf einem Kelleriſchen Panorama; und man ſchickt von Berlin aus Maler nach Rheims um das dortige Münſter zum Behuf der Jungfrau von Orleans abzuconterfeyen. Und wehe der Theaterdirection die dergleichen nicht thäte: denn es giebt Kritiker die über eine falſche Couliſſe halbe Zeitungen voll ſchreiben. Ob aber der wahren Kunſt, ob der Poeſie mit ſolchen Kleinlichkeiten gedient ſey? und ob man das Publicum zum wahren künſtleriſchen Intereſſe erziehe, wenn man ſo ſeine Theilnahme auf Nebendinge ablenkt, und ihm auch alles alles in die Hände giebt was es eigentlich ſchon mitbringen ſollte? das iſt eine Frage die ſich von ſelbſt beantwortet. Das neuere deutſche Theater geht von Jahr zu Jahr mehr darüber zu Grunde: das engliſche, das griechiſche haben zwiſchen einer dürftigen Scenerie eine lang anhaltende Kunſtblüte gefeyert. Die Scenerie des griechiſchen Theaters war von einer ſo ſymboliſchen Allgemeinheit, daß eine und dieſelbe Decoration gar wohl für die verſchiedenartigſten Dramen paßte; Shakeſpear hatte nicht viel mehr als eine graue und eine grüne Decke, eine graue damit ſich der Zuſchauer Gebäulichkeiten, eine grüne damit er ſich Wald und freye Natur vorſtelle. Wahrſcheinlich ſind aber die größten Dramen die mir bis jetzt beſitzen vor dieſen grauen und grünen Decken des engliſchen und vor der dreythürigen Hinterwand des griechiſchen Theaters aufgeführt worden.

Die verkehrten Anſichten von der Illuſion, von der Nothwendigkeit einer Täuſchung durch die volle natürliche Wirklichkeit haben ihren Einfluß aber noch weiter ausgedehnt: es iſt an den bisher beſprochenen übeln und verderblichen Wirkungen noch nicht genug ge-

weisen: auch das äußre Merkmal aller poetischen Productionen, die metrische Form der Rede, hat vor ihnen weichen müssen. Es sind zwar nicht die Verkündiger jener zwey unnützen Einheiten der Zeit und des Ortes gewesen, sondern gerade deren Gegner, welche zumeist durch Lehre und Beispiel die prosaische Form empfahlen: unter den Deutschen namentlich Lessing. Gleichwohl ist diese Ansicht im Grunde nur ein Nachlaß der Theorien die sie selber bekämpften. Daß die französischen Tragiker auf der Einheit der Zeit und des Ortes bestanden, damit huldigten sie nur der sogenannten Natürlichkeit: daß sie ihre Tragödien dennoch in Versen abfaßten, damit meinten sie daneben auch der Kunst ihre Genüge zu thun. Indem nun Lessing und Andre jene Einheiten bekämpften, bekämpften sie nicht sowohl das Unkünstlerische derselben als vielmehr nur die Unnatürlichkeiten zu denen die beabsichtigte Natürlichkeit beständig führen muße; und derselbe Standpunct war es denn auch von welchem aus sie die metrische Form des Dramas angriffen: sie fanden es eben unnatürlich, daß man auf der Bühne, weil sie ein Paar Ellen höher ist als das Publicum, eine andere Sprache reden sollte als um einige Ellen tiefer; sie fanden es dem Zweck der Illusion nicht dienlich, wenn die ganze natürliche Wahrscheinlichkeit der Handlung wieder scheitre und zu Grunde gehe an der großen Unwahrscheinlichkeit eines rhythmisch gegliederten Dialogs. Und so hat denn Lessing erst sein spätestes Drama, den Nathan, in Versen abgefaßt, und auch dieses nur mit Widerstreben, nur überwältigt von dem neuen Geiste der Poesie, den er selbst hatte heraufbeschwören helfen; alles frühere dagegen in Prosa; und diesem Beispiel ist eine Unzahl von Dichtern gefolgt, theils verleitet von dem gleichen Principe der Natürlichkeit, theils und das noch öfter aus künstlerischem Unvermögen, oder wie Kotzebue aus Liebedienerey gegen ein entartetes Publicum.

Es scheint unnöthig die Schiefheit dieser Ansicht zu beleuchten, da die Nothwendigkeit der metrischen Form aus dem Wesen und den Zwecken der Poesie zur Genüge erhellt: nur das sey bemerkt, daß die prosaische Form noch nicht viel zur täuschenden Natürlichkeit hilft, wenn sie nicht mit den Einheiten der Zeit und des Ortes verbunden ist, und daß auch dann immer noch die größte Unnatürlichkeit bleibt, nämlich die Sprache unserer Zeit im Munde längst verstorbener Personen, im Munde von Personen die niemals deutsch gesprochen haben, wie z. B. die Engländer und Italiäner in Lessings Trauerspielen. Lessing und seine Nachfolger sind also der Scylla nur entflohen um der Charybdis in den Rachen zu fahren. Wo das Drama frey aus dem Kunsttriebe des Volkes hervorgewachsen ist, und so lange es von demselben allein ist getragen worden ohne Zuthun grübelnder Theoretiker, da hat es auch niemals eine andre Form seiner Rede gekannt als die metrische. So bei den Griechen, so bei den Deutschen.

Und dabei ist eins wohl zu beachten, was den Verfechtern der Prosa hätte ein warnender und abwehrender Fingerzeig seyn können: daß nämlich das Drama für den Dialog immer eine Versform erwählt die nicht zu weit abliegt von der unrhythmischen, von der

proſaiſchen Form. Das griechiſche Drama, das vom Dithyrambus her den Chor mit auf die Bühne brachte, konnte freylich neben deſſen kühn und kunſtreich gebauten lyriſchen Strophen den Zwiſchenrednern keine Proſa in den Mund legen; es konnte nicht, während es die große Unnatürlichkeit die überhaupt ein Chor hat duldete, ihm gegenüber im Dialog auf die gemeinſte Natürlichkeit ausgehn: gleichwohl durfte es ſich hier der Natürlichkeit ſo viel annähern, als die waltenden Principien der Poeſie nur zuließen; es mußte die hiſtoriſche Wirklichkeit, auf welcher der dialogiſche Theil vorzüglich beruht, auch auf deſſen metriſche Form einfließen laſſen, damit er ſich auch darin ſcharf von dem rein lyriſchen Element, den Chorgeſängen, unterſchiede; man brachte alſo den Dialog wohl in Verſe, weil man eben dichtete: aber dieſe Verſe laufen hart an der Grenze der unkünſtleriſchen natürlichen Wirklichkeit. Das Hauptmetrum des dramatiſchen Dialogs bei den Griechen iſt bekanntlich der jambiſche Trimeter: denn er nähert ſich am allermeiſten der gemeinen Sprechart (μάλιστα γὰρ λεκτικὸν τῶν μέτρων τὸ ἰαμβεῖόν ἐστιν. Arist.). Daneben galten noch andre, namentlich der trochäiſche Tetrameter, der bei Ariſtoteles und ſonſt als ein dithyrambiſcher, mehr für den begleitenden Tanz geeigneter Vers bezeichnet wird: daß er allerdings vom Dithyrambus ererbt, und erſt nach und nach von den mehr dialogiſchen Jamben in den Hintergrund ſey geſchoben worden, ſieht man deutlich daran, wie er bei Aeſchylus wo die Tragödie ihrem dithyrambiſchen Urſprunge noch näher liegt, auch noch eine viel weiter ausgedehnte Anwendung findet als bei Sophocles und Euripides. Eine dritte Versart iſt der Komödie um vieles geläufiger als der Tragödie, wie ſie denn auch zu der beweglichen Natur der erſtern, zu dem Muthwillen ihrer Laune und ihres Spottes beſſer paßt als zu dem gemeſſenen Ernſte der Tragödie: der anapäſtiſche Vers.

Das deutſche Drama, ich meine das auf deutſchem Grund und Boden in ſelbſtändiger Nationalität erwachſene, ſchloß ſich, da es zuerſt entſtand, in ſeiner metriſchen Form eng an die Lyrik an; weiterhin aber griff auch dieß, in ähnlicher Weiſe wie das griechiſche den anſpruchsloſeren jambiſchen Trimeter dem trochäiſchen Tetrameter vorzog, zu einer einfachern Form des Dialogs, der vom Epos her gewohnten Form der kurzen Reimpaare. Davon iſt ſchon vorher die Rede geweſen.

Gleichzeitig wählte das Drama andrer Länder andere Formen: zu erwähnen ſind der Alexandriner der Franzoſen, auch er eigentlich ein epiſcher Vers, und der eilfſylbige reimloſe Jambus der Italiäner und der Engländer. Letztere Form iſt nun auch bei uns die gebräuchliche; und es kann denen, die ſich vor gar zu großem poetiſchen Schmuck in der Rede des Dramas fürchten, ein Troſt ſeyn, daß dieſer Hendecaſyllabus der baaren Proſa noch um vieles näher liegt als der griechiſche Trimeter.

Indem nun überall die gleiche Versart ſich in langen Reihen immer wiederholt, indem ganze große Theile eines griechiſchen Dramas in Trimetern abgefaßt ſind, und ein modernes Drama, wenn es mit dem Alexandriner beginnt, auch mit dem Alexandriner ſchließt: ſo wird durch dieſe Einförmigkeit die metriſche Rede ſowohl der proſaiſchen noch ähnlicher gemacht.

als ſich damit das Drama zugleich enge an das Epos anſchließt, das zu die gleiche Einfachheit der Widerholung liebt. Wie aber im Epos jeder Hexameter wieder ſeine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit aufweiſen kann, ſo iſt auch dem Dramatiker überall Raum genug gelaßen die Einförmigkeit der Widerholung durch Mannigfaltigkeit in untergeordneten Einzelheiten zu beleben.

Nachdem wir nun auf dieſe Art die Geſetze mit einander beſprochen haben, welche in Anſchauung und Darſtellung bei jeder dramatiſchen Production leitend ſind, könnten wir unſre Betrachtung ſchließen, wenn nicht manche Erſcheinungen der litterariſchen Periode in welcher wir jezt ſtehn uns nöthigten jenen Geſetzen noch ausdrücklich eine Vorſchrift beizufügen, die man früherhin wurde bis zur Lächerlichkeit überflüßig gefunden haben, die Vorſchrift nämlich daß ein dramatiſches Gedicht auch aufführbar ſeyn ſolle, daß es wirklich ſo wie es geſchrieben iſt auf der Bühne müſe können dargeſtellt werden.

Wie geſagt, in andern Zeiten als den unſrigen würde dieſe Regel bloß lächerlich geklungen haben. Ein Grieche hätte gefragt: Wozu denn, wenn man nicht die Aufführung bezweckt und Schritt für Schritt im Auge hat, die dramatiſche Auffaßung, die dialogiſche Geſtaltung des Stoffes? wozu, wenn man nicht an die Scenerie der Bühne denkt, die Eintheilung in Akte, in Scenen, in Auftritte? u. ſ. f. Aber unſre Litteratur ſteht einmal nicht mehr ſo zum Leben und zum Volke, wie die griechiſche und wie lange genug auch die deutſche ſelbſt geſtanden hat; ſie ruht bei all ihrem Reichthum doch nicht auf der treibenden und nährenden Grundlage der Volksbildung: ſie ſteht vielmehr dieſer in vielen Stücken fremd und abgewendet gegenüber. Unſre Dichter ſind gewohnt Epopöen zu verfaßen aus Sagen heraus von denen das Volk nichts weiß; ſie ſind gewohnt Lieder zu dichten in den ſangbarſten Formen, die aber doch niemand ſingt: da iſt es denn nur ein Schritt weiter in dieſer verkehrten und unlebendigen Richtung, auch Dramen zu ſchreiben die ſelbſt bei dem beſten Willen niemand aufführen konnte, nicht bloß weil ſie für das Publicum zu lang ſind, das nicht gern über neun Uhr hinaus im Theater bleiben mag, ſondern weil auch ſonſt allerlei darin vorkommt was ſich zwar ſchreiben und drucken läßt, was aber für die wirkliche Bühne zu den Unmöglichkeiten gehört.

Mancher Dichter wird in dieſer Abtrennung des Dramas vom Theater noch beſtärkt durch den Unfug der auf dieſem Felde getrieben zu werden, durch die allgemeine Entartung des Publicums das vor demſelben ſitzt; er darf nicht erwarten daß ſeine Producte jemals über die Bretter gehn werden: denn ſie werden immer zu gut dafür ſeyn; da faßt er ſie lieber gleich von vorn herein ſo ab, daß ſie niemals über dieſelben gehn können. Die Reihe ſolcher Dramen beginnt mit Göthens Fauſt; die meiſten hat weiterhin Tieck geſchrieben. Man darf ſich durch die Namen der Verfaßer nicht abſchrecken laßen all dergleichen Dichtungen von der Seite her durchaus zu verwerfen, daß ſie den Schein des Dramas annehmen ohne doch in der That Dramen zu ſeyn, da ſie den Hauptzweck der dramatiſchen Geſtaltung, die Repräſentation durch den Zuſchauer, von vorn herein ſelbſt unerreichbar

machen: daß ſie zuletzt weiter nichts ſind als Epopoien oder Romane oder Satiren, aber in ſolchen Formen der Anſchauung und der Darſtellung, die nicht die Formen der Epopöie, des Romans und der Satire ſind: daß alſo hier bis auf den erſten Grund der Production hinunter ein Mißverhältniß ſtatt findet zwiſchen Inhalt und Form wie es dem Weſen aller Kunſt widerſpricht. Und wenn dergleichen Dichtungen hervorgegangen ſind aus der Unnationalität unſrer Litteratur, und veranlaßt ſind durch den abſcheulichen Verfall des Theaters, ſo tragen ſie ihrerſeits nur dazu bei dieſe beiden Uebel noch zu verſchlimmern: denn wenn ſelbſt das Drama ſich von der lebendigen Mittheilung zurückzieht, ſo hört zuletzt alle Beziehung auf zwiſchen dem Volke und den Schöpfungen ſeiner Dichter: und wenn die begabteren Geiſter ſich vom Theater fern halten, ſo heißt das nur den Schwachen und den Schlechten noch vor dem Kampfe die Wahlſtatt überlaßen. Wenn die Litteratur noch je in das Volk wahrhaft eindringen kann, ſo geht ihr Hauptweg nothwendig über die Bühne: darum darf an dieſer nicht verzweifeln wer nicht überhaupt an der Litteratur verzweifeln will.

Wir gelangen nunmehr zur Betrachtung der verſchiedenen Arten dramatiſcher Poeſie.

Hier ſind nur zwey hauptſächliche Richtungen zu unterſcheiden: alle weiteren ſind bloß abgezweigte Nebenwege der einen oder der andern, oder vermittelnde Zwiſchenwege. Dieſe zwey Hauptarten ſind die Tragödie und die Komödie, oder zu deutſch Trauerſpiel und Luſtſpiel.

Die deutſchen Namen gehn, da ſie die Wirkung auf den Zuſchauer bezeichnen, mehr auf das innere Weſen beider Dichtarten; ebenſo Scherzſpiel und Schimpfſpiel (Schimpf ſ. v. a. Spott), die ältern Benennungen der Komödie, da ſie außerdem noch die Art und Weiſe der Anſchauung des Dichters ſelbſt ausdrücken. Tragödie und Komödie treffen mehr nur Aeußerlichkeiten, und die Unterſcheidung beider Namen iſt mehr zufällig und willkürlich: beide aber weiſen zurück auf den Urſprung des Dramas aus dem mimetiſchen Ebergeſange des Dithyrambus.

Der weite Umfang nämlich und die Mannigfaltigkeit der dionyſiſchen Mythen gaben eine verſchiedenartige Auffaßung dieſer Gottheit an die Hand, verliehen dem Cultus derſelben bei verſchiedenen Völkerſchaften und in verſchiedenen Zeiten auch einen verſchiednen Character: man konnte den Dionyſos feyern als den fröhlichen und erfreuenden Gott der Herden und Weinbauer; aber auch als einen ernſten, leidenden, dem Reiche des Todes ſelbſt verfallenen Gott, als das von den Titanen zerfleiſchte Kind der Perſephone: es konnte alſo der Dithyrambus ſowohl von ſeinen heiteren Thaten ſingen als von ſeinen Leiden. In dieſer zwiefachen Richtung des Dithyrambus liegt der Zwieſpalt von Tragödie und Komödie ſchon deutlich genug vorgebildet und vorbereitet. Daß man ſie aber grade ſo benannte und unterſchied, iſt namentlich für die Tragödie kaum mehr als eine bloße Zufälligkeit. *Τραγῳδία*, Bocksgeſang, ſo konnte man ehe es ein eigentliches Drama gab, jedweden Dithyrambus nennen, und nannte auch wirklich jedweden ſo: denn überall war mit dem feyerlichen Dionyſosdienſte ein Bocksopfer verbunden; und noch eine andre Sitte,

der dem zweiten Grund dieſes Namens bezieht, war urſprünglich allgemein verbreitet, wiewohl ſie in den dorischen Städten ſchon frühzeitig mag abgekommen ſeyn, die Sitte nämlich daß der Chor um die Satyrgeſtalt nachzuahmen ſich in Bocksfelle hüllte. Wenn man nun dieſen ganz allgemeinen Ausdruck dennoch auf die eine Art des Dramas einſchränkte, ſo geſchah das nur auf Anlaß des Namens der andern ihr entgegengeſetzten Art, der Komödie. Auch *κωμῳδία* hat wohl wie *τραγῳδία* einen doppelten Urſprung und Sinn. Von der fröhlicheren Seite aufgefaßt, war Dionyſos vorzüglich eine ländliche Gottheit, und mit ſeinem Cultus waren Umzüge verbunden, während die ernſtere Feyer eher an Tempel und Altar gebannt blieb. Daher kann der erſte Beſtandtheil dieſes Wortes ſowohl *κῶμος* ſeyn, der dorische Ausdruck für den Begriff des attiſchen *δῆμος*, für Dorf, offenen Ort, im Gegenſatze zur Stadt, ſo daß man beſonders an die Chorgeſänge der Perioken dorischer Städte zu denken hätte; als auch *κῶμος* d. h. ein mit Geſang und Schwärmereyen verbundener fröhlicher Feſtzug. Beide Worte, *κῶμος* und *κῶμος*, nehmen in der Zuſammenſetzung die gleiche Geſtalt an, und es iſt ein unfruchtbarer Streit der Etymologen ob man in *κωμῳδία* jenes oder dieſes zu verſtehn habe: man thut beſſer an beide zu denken, da man an beide denken darf.

Es beruht aber der innere und weſentliche Unterſchied der tragiſchen und der komiſchen Poeſie auf dem verſchiedenen Verhältniß in welchem bei der Production und der Reproduction die dichtenden Kräfte zu einander ſtehn; darauf ob es dieſe oder jene ſind die in Conflict mit einander gerathen. Denn ein Conflict der einen oder der andern Art findet immer Statt. Und das iſt auch ganz natürlich. Denn das Drama hat ſich ja erſt gebildet durch eine Vermiſchung und Verſchmelzung der Epik mit der Lyrik, d. h. einer Dichtart bei deren Conceptionen die Einbildung die Hauptſache iſt, mit einer andern in der das Gefühl die Oberhand hat. Da kann denn eine Zwieſpältigkeit beider Seelenkräfte nicht ausbleiben: bald wird ſich das Gefühl in ſeinen lyriſchen Empfindungen verletzt fühlen von den epiſchen Anſchauungen der Einbildung; bald wird wieder die Einbildung dem Gefühle weichen müſſen. Zu dem Gefühle kommt dann noch der Verſtand, und theilt mit ihm den Zwiſt und die Niederlage. Je nachdem ſich nun dieſe Conflicte geſtalten und entſcheiden, je nachdem iſt das Drama entweder eine Tragödie oder eine Komödie.

Reſultate und Formen des unentſchiedenen Zwieſpaltes zwiſchen Einbildung und Gefühl ſind die Laune, die Wehmuth und der Humor. Bei der Laune wie bei der Wehmuth, beidemahl läßt die von der Einbildung angeſchaute Wirklichkeit einen Stachel im Gefühle zurück, der daſſelbe entweder ſchmerzt oder kitzelt, der es zu nachſinnender Trauer oder zu fröhlichem Scherze reizt: jenes bei der Wehmuth, dieſes bei der Laune. Und jener Conflict gehört nun der Tragödie an, dieſer der Komödie; in jener weint, in dieſer lacht das Gefühl über die angeſchaute Wirklichkeit. Der Humor dagegen, wie er nicht auf dem momentan gereizten Gefühle, auf der vorübergehend erregten Sentimentalität beruht, ſondern auf der conſtant gewordenen, auf dem Gemüthe: der Humor iſt auch über

diese bloß einseitigen Reizungen, über die bloße Wehmuth und die bloße Laune erhaben: er schwebt über beiden Empfindungen als eine höhere Vereinigung beider; und insofern findet er seine Stelle ebensowohl in der Tragödie als in der Komödie, obschon es natürlich ist daß er in der Tragödie mehr die wehmuthige, die tragische, in der Komödie mehr die launige, die komische Seite herauskehren wird.

Laune Wehmuth Humor, diese Gestalten und Erzeugnisse des unentschiedenen Conflictes zwischen Anschauung und Empfindung, haben das dramatische Gedicht von Anfang bis zu Ende zu begleiten; müssen als belebende Seele in allen Gliedern desselben wohnen. Anders ist es wo sich der Conflict zur vollständigen Regierung der einen oder der andern Kraft entscheidet; wo das Gefühl von der Einbildung, oder die Einbildung von dem Gefühle gänzlich überwältigt, und aller Einspruch zum Schweigen gebracht wird: wo also die Einbildung das Grauenhafte anschaut, oder das Gefühl die Wirklichkeit als lächerlich verwirft. Das ganze Drama hindurch kann sich ein solches Verhältniß nicht ziehen: denn es giebt keine poetische Conception mehr wo eine von den concipirenden Kräften beseitigt ist. Deshalb sind Göthens Mitschuldige zu verwerfen, wie er selbst sich auch in reiferen Jahren an dieser Jugendarbeit gerächen hat: hier ist es die gesammte Handlung von der sich als einer lächerlichen das sittliche Gefühl beleidigt abwendet. So jedoch, daß der Schade bald wieder vernarbt wird, und daß die unterliegene Kraft zuletzt sogar siegreich triumphiert: stellenweise und bloß vorübergehend sind das Grauen und das Lächerliche allerdings von jeher zulässig gewesen: Shakespear, Aeschylus, Aristophanes sind oft genug der reproducierenden Thätigkeit ihrer Zuschauer mit grauenhaften Anschauungen und mit Anschauungen des Lasters zu nah getreten. Und zwar ist die Einmischung des Grauens nur die Sache der Tragödie, während das Lächerliche ebensowohl in der Komödie vorkommen kann als in der Tragödie: es zeigt sich uns hier in tragischen Dichtungen Shakespears, dort in komischen des Aristophanes.

Mit den Widersprüchen des Gefühles sieht auch der Verstand die seinigen zu verbinden. Erzeugnisse des ungelösten Conflictes zwischen Einbildung und Verstand sind aber der Spott, der Ausdruck für die Anschauung des Lächerlichen, und nächst dem Spotte die Steigerung desselben zur schneidendsten Schärfe, die Ironie. Der Spott, als das bloße Lachen des Verstands, kann sich bloß dem Lachen des Gefühles, der Laune, beigesellen: sein Ort ist neben dieser lediglich in der Komödie. Die Ironie dagegen, in welcher der Spott auf die höchste Spitze getrieben und mit der Verachtung verbunden ist, welche sich deshalb zum Spotte ebenso verhält wie der Humor zur Laune, ist auch zu beiden Gebieten zu Hause, in dem der Tragödie wie in dem der Komödie; und wir finden namentlich in Shakespears Tragödien, z. B. im König Lear, im Hamlet, Ironie und Humor so eng und dicht eins mit dem andern verschmolzen, daß kaum mehr zu sagen ist wo das verachtungsvoll spottende Lachen der Ironie aufhöre und das wehmüthige Lächeln des Humors beginne.

Der Verſtand kann aber auch grade wie das Gefühl in ſeinem Conflict mit der Einbildung vorübergehend unterliegen; Phantaſie und Erinnerung können ihm Anſchauungen vorhalten vor denen er verſtummen, denen er ſich unterwerfen und gefangen geben muß; dergleichen den Verſtand beſiegende Anſchauungen heißen erhaben. Und grade wie die Regierung des Gefühls durch das Grauſendafte nur in der Tragödie daheim iſt, nicht in der Komödie, ſo auch die Regierung des Verſtandes durch das Erhabene: auch das Erhabne iſt ausſchließlich tragiſcher Natur. Es pflegt aber das Erhabne mit dem Grauſendaften verbunden zu ſeyn; die Einbildung pflegt zu gleicher Zeit dem Gefühle und dem Verſtande den Mund zu ſchließen. Auch davon Beiſpiele bei Aeſchylus wie bei Shakeſpear.

Blicken wir auf das bisher bemerkte zurück, ſo ergiebt ſich daraus eine gewichtvolle Wahrnehmung über das verſchiedne Verhältniß in welchem die Tragödie und die Komödie das epiſche und das lyriſche Element mit einander miſchen. Das Grauſendafte und das Erhabene, alſo die Stillſtellung des Gefühls und des Verſtandes durch die Einbildung, ſind nur in der Tragödie zuläßig: das heißt doch wohl, da die Einbildung weſentlich epiſcher Art iſt, daß in den tragiſchen Productionen das epiſche Element eine größere Gewalt und Bedeutung beſitze als in den komiſchen, daß die Tragödie dem Epos näher liege als die Komödie. Das wird ſich auch gleich weiter beſtätigen, indem wir nun nach der allgemeinen Entgegenſetzung dieſer beiden Hauptarten des Dramas jede für ſich noch etwas genauer betrachten.

Die gemeinſame Idee auf der alle tragiſchen Dichtungen beruhn, der große tragiſche Grundgedanke iſt die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit alles menſchlichen Tichtens und Trachtens gegenüber der göttlichen Weltordnung; iſt die Erfahrung daß der Wurm der Gebrechlichkeit welcher der Menſchheit inne wohnt ſie immer und immer hinaustreibe über die Schranke des Rechten; daß aber eben dieſelbe Gebrechlichkeit ſie alsbald auch wieder zu Falle bringe vor dem ewig unverrückbaren Maße das in der Allmacht Gottes liegt. Wenn nun dieſe weltbrüderiſche Idee von der Einbildungskraft unter abgeſchloßenen Formen der geſchichtlichen Wirklichkeit angeſchaut, und ihr die lebendigſte aller dichteriſchen Geſtaltungen, die dramatiſche, gegeben wird: ſo erwacht in dem Gefühle nur um ſo ſchmerzlicher die Empfindung von eben jener Unzulänglichkeit; die Einbildung hat alte Wunden von neuem aufgeriſſen, und es erwächst jener Conflict zwiſchen beiden Seelenkräften, als deſſen Reſultat vorher die Wehmuth iſt bezeichnet worden.

Die wahre Wehmuth aber trägt neben ihrem Schmerze in ſich ſelber ſchon den Troſt; die tragiſche Anſchauung gleicht der Lanze des Peleus, die verwundet, aber auch die Wunden ſelbſt wieder heilt. Denn die Ueberzeugung von der Gebrechlichkeit alles menſchlichen Thuns und Treibens gewahrt ja zugleich dieſer gegenüber und hoch über ihr die unwandelbare Weltordnung: deren Geſetze ſind es vor denen das Gefühl die geſetzloſen Bedrängungen des einzelnen Menſchen erliegen ſieht; und mag nun das Herz nach heidniſcher Weiſe in jener lenkenden Allmacht ein unerbittliches Schickſal erblicken, das auch den

Schuldloſen endlich in das Verderben der Schuld und der Strafe hinein reißt; oder mag es vom höheren Standpuncte des Chriſtenthums in der Allmacht auch die Allgüte und die Allweisheit erkennen: immer wird es ſich in Gehorſam beugen, und mit dieſem Gehorſam hat der Schmerz alsbald auch die Versöhnung, und der Streit des Gefühles gegen die angeſchaute Wirklichkeit ſeine Ausſöhnung gefunden.

Noch leichter als die Wehmuth, als die bloße ſchmerzlich gereizte Sentimentalität, gelangt der Humor zu dieſer verſöhnenden Befriedigung: die Wehmuth bleibt immer noch ſelbſt am Staube der Erde haften, wenn ſchon ſie Troſt ſuchend und findend nach oben blickt: der Humor dagegen hat ſich aus dem Staube empor bis zu jener Höhe erſchwungen, wo Laune und Wehmuth in eins zuſammenfließen, wo zwar das Treiben der Menſchheit noch um vieles gebrechlicher, die waltende Gottheit aber in deſto glanzvollerer Majeſtät erſcheint. In ſo fern wird man mit dem vollſten Recht ſolche Tragödien oben an ſtellen, in denen wie in den meiſten ſhakeſpeariſchen der Conflict zwiſchen Gemüth und Wirklichkeit und die Ausſöhnung beider ſo in den höchſten Regionen vor ſich geht; dann aber iſt das Maß künſtleriſcher Energie voll, wenn das Gemüth auch den Verſtand mit ſich hinauf nimmt, wenn ſich wie die Wehmuth zum Humor, ſo der Spott zur Ironie ſteigert. Denn der Spott, der mit ſeinem Gelächter neben der Wirklichkeit ſtehen bleibt, darf zwar in die Tragödie keinen Eingang finden: wohl aber die Ironie, die im bitterſten Zorne lachend, gleichſam als der Humor des Verſtandes ſich hoch über die verächtliche Wirklichkeit erhebt. Und auch hier iſt es wiederum Shakeſpear welcher zu nennen iſt als der erſte unter allen, ja beinahe als der einzige der mit einer ſolchen Vereinigung von Humor und Ironie der dramatiſchen Kunſt das Schlußſiegel der Vollendung aufgedrückt hat.

Nach all dieſem iſt es Weſen und Zweck der Tragödie, daß ſie Gemüth und Wirklichkeit in Widerſpruch verſetze, zugleich aber ſelbſt dieſen Widerſpruch tröſtend aufhebe. Und damit vertragen ſich ſehr wohl einige vielbeſprochene Worte in der ariſtoteliſchen Definition der Tragödie, welche vollſtändig folgender Maßen lautet: „Es iſt Tragödie die Nachahmung einer bedeutenden und in ſich abgeſchloſſenen Handlung von einem gewiſſen Umfange, in angenehmer Sprache, aufgeführt von Handelnden, und nicht durch Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht die Reinigung ſolcher Leidenſchaften vollbringend.“ Uns berührt hier nur der letzte Satz „durch Mitleid und Furcht“ u. ſ. w. *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.* Bekanntlich hat man bis auf Leſſing dieſe Worte mannigfaltig mißverſtanden, indem man *φόβος* nicht im Sinne von Furcht, ſondern im Sinne von Schrecken auffaßte, und dann die *τοιαῦτα παθήματα* auf die im Drama dargeſtellten Leidenſchaften bezog: alſo die Tragödie ſolle durch Mitleid und Schrecken in dem Zuſchauer jedesmal diejenigen Leidenſchaften reinigen, die er grade vor ſich dargeſtellt erblicke. Es iſt Leſſing geweſen der in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie den einzig möglichen Sinn dieſer Worte zuerſt überzeugend dargethan hat, daß nämlich *φόβος* Furcht bedeute, und die *τοιαῦτα παθήματα* Leidenſchaften, Gemüthsaffectionen von

der Art wie Mitleid und Furcht: die Tragödie ſolle durch Mitleid und Furcht eben dieſe und dergleichen Gemüthsaffectionen, ſolle wieder das Mitleid und die Furcht ſelbſt und welche Gemüthsaffectionen noch mit ihnen zuſammenhangen, läutern und reinigen. Und dieß laße ſich, iſt vorher geſagt worden, ſehr wohl mit dem vereinen, was wir als das Weſen der Tragödie erkannt haben. Allerdings ſind auch ernſtlich Mitleid und Furcht und alle dergleichen Affecte in dem Kreiſe der wehmüthigen Empfindung enthalten die den Character der Tragödie abgiebt. Denn ſowohl das Mitleid das wir mit einer dramatiſchen Perſon fühlen die ſich in verderblichem Irrthum von der Bahn des Rechten entfernt, oder die mehr leidet als ſie ſcheint verſchuldet zu haben, als auch die Furcht daß wir ſelber uns ſo verirren, daß wir ſelber eben ſolche Leiden über uns herabziehen könnten: beide Affecte beruhen ja in jener wehmüthigen Ueberzeugung von unſrer und aller Menſchen Gebrechlichkeit; nur daß im Mitleiden die Wehmuth eine objective, in der Furcht eine reflexiv ſubjective Richtung annimmt; daß wir im Mitleiden die Gebrechlichkeit und Unzulänglichkeit bloß an andern wahrnehmen, in der Furcht dagegen in Bezug auf uns ſelbſt, in uns und für uns. Sodann, ſagt Ariſtoteles, ſollen durch Furcht und Mitleid eben dieſe und dergleichen Affecte „gereinigt werden.“ Und auch wir haben eine ſolche Reinigung als Zweck und Weſen der tragiſchen Production kennen gelernt, indem wir ſahen daß mit der Wehmuth immer eine tröſtliche Empfindung verbunden; daß es nicht bloß darauf abgeſehen ſey, einen Widerſpruch zwiſchen Gemüth und Wirklichkeit aufzudecken, ſondern auch eben dieſen Widerſpruch befriedigend zu verſöhnen; daß alſo die Tragödie, indem ſie im Zuſchauer die Empfindung der Wehmuth über die irdiſche Unzulänglichkeit erweckt, dieſelbe zugleich dadurch läutert, daß ſie über der vereinzelten Erſcheinung die allgemeine höhere Weltordnung zeigt in der alles aufgeht; daß ſie dem Widerſpruche, der vielleicht ſonſt den Menſchen ungelöſt von Tage zu Tage durch das ganze Leben begleiten würde, durch die künſtleriſche Auffaßung der hiſtoriſchen Wirklichkeit den Frieden und die Beruhigung giebt. Mithin iſt es das gleiche, ob man ſagt, durch Mitleid und Furcht läutre die Tragödie dergleichen Gemüthsaffectionen, oder ob man es ſo ausdrückt, daß ſie den Widerſpruch der Wehmuth anrege um ihn zu verſöhnen. Nur hat die ariſtoteliſche Definition zugleich etwas zu beſchränkendes und etwas ſchrankenloſes, indem ſie auf der einen Seite zwey vereinzelte Affecte hervorhebt, und auf der andern noch alle übrigen dergleichen dazu rechnet.

Aus dem bisher abgehandelten ergiebt ſich von ſelbſt ein allgemein gültiges Geſetz über die Beſchaffenheit der tragiſchen Charactere. Die Tragödie darf niemals einen vollkommen guten, niemals einen vollkommen ſchlechten Character aufſtellen, inſofern nämlich an der hiſtoriſchen Wirklichkeit in welcher ſich dieſelben zeigen der Widerſpruch des Gefühles ſoll entwickelt werden: ſie darf weder die vollendete Tugend noch das vollendete Laſter leidend und der göttlichen Lenkung unterliegend zeigen. Denn was das erſtere betrifft, das Untragiſche leidender Tugend, ſo ſoll ja die Tragödie nicht bloß bewähren daß dem Göttlichen gegenüber alles Menſchliche unhaltbar ſey.

ſondern auch daß es ſo ſeyn müſe: ſie darf alſo die Gebrechen nicht verſchweigen die der nothwendige Grund des Unterganges ſind. Führte ſie eine Strafe vor ohne Schuld, ſo würde ſie einmal der Geſchichte widerſprechen, die dergleichen nicht kennt, und aus der doch die Tragödie die Offenbarungen jener tragiſchen Grundidee zu entnehmen hat; ſodann würden ihre Anſchauungen auch mit einer andern Empfindung verbunden ſeyn als mit der der Wehmuth, und an eine Läuterung, eine Verſöhnung derſelben wäre gar nicht zu denken: das Gefühl gewahrte dann nicht jene Unzulänglichkeit in ihrem wahren Grund und in ihren nothwendigen Folgen, und ſtatt ſich verſöhnt unter die höhere Weltordnung zu beugen, könnte es nur mit derſelben hadern. Aber eben ſo wenig darf der Character der leidenden Perſon ein vollkommen böſer ſeyn. Denn das Leiden des Böſen erregt keine Wehmuth; ſein Untergang vor der Gerechtigkeit Gottes findet im Gefühl auch nicht den leiſeſten Widerſpruch; und wo kein Widerſpruch iſt, bedarf es auch keiner Ausgleichung und Verſöhnung. Es fordert mithin die Tragödie einen Mittelſchlag von Characteren, Charactere die weder vollkommen rein noch vollkommen befleckt ſind, die weder zu ſchuldlos ſind für die Wehmuth noch zu ſchuldig für dieſelbe: ſie behält für ſich das ganze große Gebiet mit all ſeinen Abſtufungen das mitten inne liegt zwiſchen jenen beiden äußerſten Grenzen; all die mannigfaltigen Miſchungen des Guten und des Böſen in denen des einen wie des andern genug iſt, daß ſowohl ein Widerſpruch als eine Aufhebung deſſelben möglich bleibt. Kurz, die Tragödie verlangt im Allgemeinen nur eine ſittliche Unvollkommenheit der Charactere.

Dieß gleiche Geſetz ergiebt ſich auch wenn man das Weſen der Tragödie nach ariſtoteliſcher Weiſe beſtimmt, und Ariſtoteles ſelbſt faßt es in folgende Worte: „Zuerſt iſt es klar, daß weder gute Männer aus Glück in Unglück gerathend erſcheinen dürfen: denn das erweckt weder Furcht noch Mitleiden, ſondern iſt nur grauenhaft; noch Böſe aus Unglück in Glück: denn das iſt vor allem am wenigſten tragiſch: denn es hat nichts von dem was gefordert wird: denn das erregt weder das Menſchlichkeitsgefühl, noch Mitleid noch Furcht: noch endlich der ganz Böſe aus Glück in Unglück ſtürzend: denn eine ſolche Darſtellung möchte wohl zum Menſchlichkeitsgefühle ſprechen, nicht aber zum Mitleiden noch zur Furcht. Denn das Mitleid richtet ſich auf den, der unwürdig leidet; die Furcht auf den, der dem Zuſchauer gleich iſt. Daher wird was ſolchen geſchieht weder Mitleiden erwecken noch Furcht. So bleibt nur der zwiſchen dieſen in der Mitte iſt. Das iſt aber ein ſolcher, der weder durch Tugend ſich erhebt und Gerechtigkeit, noch durch Laſter und Verderbtheit ins Unglück geräth, ſondern durch irgendwelche Verirrung, und zwar ein Hochangeſehener und Beglückter, wie Oedipus und Thyeſtes, und ſonſt aus dergleichen Geſchlechtern die berühmten Männer."

Wenn alſo die Tragödie weder ganz gute noch ganz böſe Charactere duldet, ſo iſt ſchon damit ein ziemlich ausreichender Grund gegeben, weshalb das Grauſen und das Laſterhafte wohl vorübergehend Zutritt in ihre Anſchauungen finden, niemals aber die ganze

Handlung von Anfang bis zu Ende begleiten dürfen. Vom Lasterhaften verſteht ſich das nun von ſelbſt; und die Empfindung des Grauſens würde ja in den meiſten Fällen nur daher rühren, daß man den Guten ins Verderben ſtürzen ſähe, was ſchon Ariſtoteles als μιαρόν bezeichnet. Aber wir haben bereits früherhin bemerkt, daß bei dergleichen Anſchauungen ein Verhältniß der dichtenden Kräfte ſtattfinde das überhaupt alle poetiſche Production aufhebe, alle, auch die dramatiſche und die tragiſche, und daß ſie demnach immer nur ſtellenweiſe zuläßig ſeyen.

Wir haben nun noch zu ſprechen von der Wirklichkeit aus welcher die Tragödie die Formen ihrer Anſchauungen entnehme, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſe, und wie ſich der producierende Dichter zu ihr verhalte. Ehemals war der ausſchließliche und auch jetzt noch iſt der allgemein vorherſchende Gebrauch der, daß die Tragödie ſich anlehne an den Mythus, an die Sage, und an die Geſchichte: daß der Tragiker ſeine Wirklichkeit nicht frey aus der Phantaſie heraus erfinde und erſinne, ſondern ſich an das halte, was als wirklich einmal geſchehen entweder hiſtoriſche Zeugniſſe verbürgen, oder der Mund des Volkes in Götter- und Heldenſage überliefert. So ſind beinahe ohne Ausnahme die griechiſchen Tragiker alle verfahren: vornehmlich Homer war ihre Fundgrube und nächſt ihm die ſ. g. cycliſchen Epiker; ſo auch, um von der modernen Litteratur nur ein Gebiet ins Auge zu faſſen, unſre älteren deutſchen Dramatiker, z. B. Hans Sachs, der zu der einen Tragödie den Stoff aus der Bibel entlehnte, zu einer andern aus Boccaccio, zu einer dritten aus dem deutſchen Heldenbuche u. ſ. f. In der That iſt auch der tragiſchen Kunſt nichts angemeſſener und zugleich nichts für den Tragiker vortheilhafter als ein ſolches Anlehnen an das Hiſtoriſchgegebene. Denn einmal haben ja alle Tragödien zum erſten und letzten Zwecke die concrete Veranſchaulichung jener ſchon früher bezeichneten weltgeſchichtlichen Idee: natürlich wird aber dieſer Zweck am beſten erreicht, die Ueberzeugung von der Gebrechlichkeit alles Menſchlichen wird dann am unfehlbarſten und eindringlichſten hervorgerufen, wenn man ſie darthut an dem, was entweder wirklich geſchehen iſt, oder was wie eine Sage als wirklich geſchehen geglaubt wird. Sodann hat der Dichter auch für ſich ſelber ſchon viel gewonnen, und ſich der reproducierenden Theilnahme ſeiner Zuſchauer verſichert, ſo wie es hiſtoriſch oder ſagenhaft berühmte Namen ſind die er zu Trägern ſeiner Handlung erwählt. Mit Recht bemerkt Jean Paul: „Ein bekannter hiſtoriſcher Character, z. B. Socrates, Cäſar, tritt wenn ihn der Dichter ruft wie ein Fürſt ein, und ſetzt ſein Cognito voraus: ein Name iſt hier eine Menge Situationen. Hier erſchafft ſchon ein Menſch Begeiſterung oder Erwartung.“

Man werfe dagegen nicht ein daß das Intereſſe des Reproducierenden viel größer ſeyn müſſe wo ihm die Wirklichkeit der dramatiſchen Handlung noch ganz unbekannt ſey, wo er alſo erſt recht mit geſpannter Erwartung dem weiteren Verlauf und dem letzten Ausgange der Handlung nachfolge und entgegenſchaue; viel größer ſey das Intereſſe unter ſolchen Umſtänden als wenn der Zuſchauer ſchon durch Leſen oder Hörenſagen alles

zum Voraus wiße. Dieſer Einwurf hat allerdings viel Schein für ſich; mehr aber nicht. Der Kunſt iſt nichts verderblicher als eine ſolche geſpannte Erwartung, die der gemeinen Neugierde wahrlich um vieles näher liegt als dem eigentlichen künſtleriſchen Intereſſe. Das wahre Intereſſe wird weniger nach einzelnen Begebenheiten fragen: denn es ſoll hier ja keine Geſchichte erzählt, ſondern eine dramatiſche Handlung vorgeführt werden; es wird viel mehr achten auf die Art und Weiſe wie der Tragiker den aus der Geſchichte oder dem Epos wohlbekannten Stoff nun nach den Anforderungen ſeiner Kunſt geſtaltet habe. Ein für geſunden Kunſtgenuß eingerichtetes Volk empfindet keine Langeweile dabei, denſelben epiſchen Stoff, ja dasſelbe epiſche Lied immer von neuem zu vernehmen: da iſt dieſe noch weniger zu befürchten wenn nun der Dichter den epiſchen Stoff in ſo idealiſcher Weiſe und ſo in Beziehung auf die heiligſten Regungen des menſchlichen Gemüthes auffaßt, wie das in der Tragödie der Fall iſt. Die Athener waren ſonſt in vielen Stücken novarum rerum studiosi: aber auf ihrer tragiſchen Bühne verlangten ſie keine Neuigkeiten: es ermüdete ſie nicht, einen alten hiſtoriſchen Stoff den ſie ſchon aus der Volksſage und aus der epiſchen Poeſie her kannten, nun auch von Aeſchylus im Gewande der Tragödie dargeſtellt zu ſehen, und dann wieder von Sophocles, und dann noch einmal von Euripides. Ja es ermüdete ſie nicht, und benahm ihnen nichts von ihrem lebendigen künſtleriſchen Intereſſe, wenn Euripides ſeinen Tragedien Prologe vorausſchickte in welchen alles ſchon zum Voraus durch eine kurze Erzählung berichtet ward, was nachher in ausgeführter dramatiſcher Handlung nach und nach ſollte entwickelt werden. Hätte dergleichen das Intereſſe der Athener nicht vielmehr noch erhöht, ſo verſtand Euripides ſeinen Vortheil zu gut, als daß er ſichs würde zum Gebrauch gemacht haben. Solche hiſtoriſche Thatſachen könnten hinreichen um darzuthun wie ſehr jene Einwendungen bloß aus der Luft gegriffen ſind. Aber es kommt noch etwas dazu das ſie nicht minder genügend widerlegt. Dieß nämlich, daß ſich ja die Tragödie keineswegs in ſtrengſtem Gehorſam an das hiſtoriſch gegebene bindet: keineswegs dem Zuſchauer lauter längſt bekanntes nur von neuem darbietet: daß vielmehr der tragiſche Dichter in den meiſten Fällen mit dem, was Geſchichte und Sage ihm an die Hand geben, noch um vieles freyer verfährt und verfahren muß, als die Sage mit der Geſchichte und das Epos mit der Sage verfährt. Es geſchieht das aber aus einem doppelten Grunde.

Erſtlich aus demſelben, aus welchem auch die Sage an der Geſchichte ändert: nicht alle Züge einer Begebenheit, nicht alle Begebenheiten die eine Handlung bilden, ſind der Idee angemeſſen; hier iſt dafür zu viel, dort mangelt es wieder: da muß denn auch der Tragiker, wie das ſagenerzählende Volk und wie der Epiker es thut, die Geſchichte vom Standpuncte der Idee aus berichtigen. Den zweyten Grund und Zweck des freyeren Umbildens theilt die tragiſche Poeſie nicht ſo mit der epiſchen: den hat ſie mehr für ſich. Das Epos nämlich zeigt ſeine Geſtalten mehr von außen als von innen, inſofern es eben nur erzählt was ſich an ihnen und mit ihnen begeben habe: die Tragödie dagegen, welche

die äußern Begebenheiten in den inneren Zuſtänden zu entwickeln, welche nicht Begebenheiten zu erzählen, ſondern eine Handlung darzuſtellen hat, muß um vieles mehr auf den Character der einzelnen Perſonen achten, dieſe Grundlage eben der dramatiſchen Handlung. Wie oft aber verdeckt die Geſchichte einen Character; wie oft wird er ſich ſelber ungetreu, oder zeigt ſich wenigſtens nicht in der beſtändigen Durchſichtigkeit die für die tragiſche Production und Reproduction unentbehrlich iſt. Da bleibt denn dem Dichter auch auf dieſer Seite wiederum nichts andres übrig als nur getroſt zu ändern, fortzulaßen einzuſchieben umzugeſtalten, bis zuletzt die Begebenheiten die geforderte characteriſtiſche Phyſiognomie, und damit in ihrem zuſammenhangenden Verlaufe die eigentliche Bedeutung einer Handlung gewinnen.

Es ändert alſo der Tragiker an dem geſchichtlich überlieferten theils der Idee, theils den Characteren und der Handlung ſelbſt zur Liebe. Beiſpiele giebt die Poeſie der alten und der modernen Welt zur Genüge. Bei mehr als einer griechiſchen Tragödie laßen ſich die ſelbſtändigen Abweichungen des Dichters von Mythus und Sage nachweiſen; ohne daß ein ſolches Verfahren frey ſtand, hätten auch ſchwerlich Mehrere nach einander einen und denſelben Stoff behandeln können, wie das doch genugſam vorkommt. Aus unſrer Litteratur wollen wir nur Göthe und Schiller hervorheben. Von Göthe den Egmont. Dieſe Tragödie widerſpricht allerdings der wahrhaften Geſchichte mannigfach; ſie miſcht Begebenheiten in die Handlung von welchen dort auch nicht die leiſeſte Spur vorhanden iſt, und Begebenheiten ſolcher Art, daß damit Egmonts Character ſelbſt, wie ihn die Geſchichte zeigt, könnte angetaſtet erſcheinen. So pflegt man das Stück auch wirklich zu beurtheilen; und Schiller iſt in einer bekannten Recenſion der erſte geweſen der hier das Maß der dem Tragiker geſtatteten Freyheit hat überſchritten gefunden. Dem iſt aber doch nicht ſo. Egmont beſitzt in der Geſchichte keinen andern Character als hier in der Tragödie: er zeigt auch dort ein allem Edeln geöffnetes Gemüth, dem aber keine Kraft des Entſchließens und Handelns zur Seite ſteht; auch dort ein in rath- und thatloſe Träumerey verſunkenes Heldenherz: er zeigt es jedoch nicht in der Art und Weiſe, daß damit ein Tragiker hätte etwas beginnen können, und Göthe war in ſeinem vollen Recht, wie er in ſeiner Pflicht war, als er die Begebenheiten welche die Geſchichte erzählt, immerhin mit einer gewiſſen Kühnheit ſo umgeſtaltete, daß ſich jener Character nun auch in der dramatiſchen Handlung ausprägte. Schiller ſelbſt, der am Egmont ſo großen Anſtoß genommen, Schiller ſelbſt dagegen hat ſich in einer ſeiner Tragödien recht eigentlich an der hiſtoriſchen Treue verfehlt. Ich meine nicht den Wallenſtein, wo er nur von ſeinem Rechte Gebrauch gemacht hat das Ueberlieferte der tragiſchen Idee und dem gegebenen Character gemäß umzubilden; auch nicht die Jungfrau, wo man jedoch ſchon eher zweifeln könnte ob hier nicht die Willkür bereits etwas an den Character gegriffen habe: ich meine den Don Carlos. Hier hat er denn freylich nicht, wie er und mit ihm andre das dem göthiſchen Egmont ohne Grund vorwerfen, einen hohen Character in den Staub gezogen: aber er hat ſich das Gegentheil erlaubt; er hat eine hiſtoriſche Perſon von der die Geſchichte wahrlich nicht

mit ſonderlicher Ehre zu ſprechen weiß, eben den Don Carlos, auf eine ſolche Höhe edler Geſinnung verſetzt, daß in der That dieſer tragiſche Carlos mit dem hiſtoriſchen nichts mehr gemein hat als den Namen und einige an ihm hangende Begebenheiten: den Character aber, für ein Drama die Hauptſache, ganz und gar nicht. Durch eine der Wahrheit grade zuwider laufende Apotheoſe wird aber die Tragödie ebenſo wohl von der Stelle gerückt die ſie neben der Geſchichte anſpricht, als durch Erniedrigung und Entwürdigung.

Bei der großen Freyheit die alſo dem Tragiker gegenüber dem Hiſtoriſchgegebnen vergönnt iſt, braucht man nun wahrlich nicht zu fürchten daß er dem Zuſchauer nur lauter längſt bekanntes wieder aufwärmen, und dieſer darüber die Luſt und Geduld verlieren werde. Es haben alſo aus vielfältigen Gründen diejenigen Unrecht, die ſich in der Tragödie vom Hiſtoriſchen abwenden, die für ihre Anſchauungen die Formen der Wirklichkeit ſelber erſt ganz und gar erfinden und erſinnen. Solche Tragiker genügen niemals in rechter und voller Weiſe dem, was eigentlich Zweck und Weſen ihrer Kunſt iſt: denn mit erfundnen Geſchichten können ſie nie in dem gleichen Grade wie mit wahrhaften jene Unzulänglichkeit alles Menſchlichen zum Bewußtſeyn bringen; ſie erſchweren ſich auch ſelbſt von vorn herein das Gelingen ihrer Arbeit, indem ihnen nicht ſo wie dem hiſtoriſchen Tragiker die Reproduction auf halbem Wege entgegenkommt; und in den meiſten Fällen wird das Intereſſe das ſie erwecken eher nur eine neugierige Spannung ſeyn als wahrhafte künſtleriſche Theilnahme. Dergleichen Tragödien ſind auch überall erſt in ſolchen Zeiten auf die Bahn gekommen, wo die Poeſie bereits überreif war und ſich dem Verfalle entgegen neigte, oder wo ſie vielleicht blühte, aber nicht auf dem Boden einer allgemeinen nationalen Kunſtbildung. Bei den Griechen iſt das erſte und vielleicht auch das einzige Beiſpiel der Art die Blume des Agathon, eines Zeitgenoſſen des Euripides; uns übrigens nur dem Namen nach bekannt. Die Engländer haben dergleichen erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert: Shakeſpear benützte für ſeine Schöpfungen noch keine andre Quelle als Geſchichte und Sage. Wir ſeit Leſſing. Gewöhnlich ſind es ſogenannte bürgerliche Trauerſpiele: d. h. es treten darin Perſonen auf aus den niedern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft: Namen von Königen und Helden würden zu ſehr die Geltung geſchichtlicher Wahrheit anſprechen, und dadurch den Dichter von vorn herein gar in eine ſchiefe Stellung verſetzen. Das hiſtoriſche oder heroiſche Trauerſpiel dagegen iſt natürlich auf Perſonen der Art angewieſen als diejenigen Puncte, an welche die Geſchichte der Menſchheit ihre Fäden anzuknüpfen pflegt.

Während der Grundton der tragiſchen Stimmung die Wehmuth iſt, iſt der Grundton der komiſchen die Laune: d. h. während bei der Tragödie das Gefühl von ſeinem Zwieſpalt mit der Wirklichkeit ſchmerzlich berührt wird, ſetzt es ſich in der Komödie leichtſinnig, ja leichtfertig ſcherzend über den empfundenen Widerſpruch hinweg; es läßt hier den Stachel nur in ſo weit an ſich kommen, als er kitzelt und zum Lachen reizt. Und in dieſer Stellung gegenüber der Wirklichkeit wird das Gefühl gewöhnlich noch

unterſtützt von dem Verſtande, indem auch dieſer ſein Maß an dieſelbe legt, und ſich auch weiter nicht betrübt wenn beide nicht recht zu einander ſtimmen wollen, ſondern nur lacht über das Lächerliche und ſeinen Spott treibt mit der Thorheit. Erſt wenn die Laune ſich zum Humor, der Spott ſich zur Ironie erhebt, erſt dann erſcheint jener Widerſpruch in größerer Tiefe und Ernſtlichkeit: denn nun geſellt ſich zu der Laune auch die Wehmuth, und der Spott veredelt ſich zu bitterm Zorn und ſtolzer Verachtung. Aber die Ironie beruht doch immer auf dem Spotte, und der Humor läßt, wie bereits früherhin iſt bemerkt worden, in der Komödie die Laune vorwalten: die Wehmuth wird von ihr übertönt: ſo daß die weſentliche Grundſtimmung dennoch die Laune bleibt, und mit ihr verſchwiſtert der Spott.

Damit iſt nun der Komödie in Bezug auf die Idee eine ganz andre Richtung angewieſen als die wir bei der Tragödie haben kennen lernen; und die Wirklichkeit unter deren Formen ſie die Idee zur Anſchauung bringt, kann demgemäß auch nicht die gleiche ſeyn als die Wirklichkeit der Tragödie.

Als die gemeinſame Grundidee aller tragiſchen Productionen erkannten wir die Ueberzeugung von der **Unzulänglichkeit** alles menſchlichen Treibens gegenüber der göttlichen **Weltordnung, und erkannten daß daher die tragiſche Empfindung** der Wehmuth rühre. Die Komödie nun geht freilich auch von einer Unzulänglichkeit aus: Gefühl und Verſtand widerſprechen auch hier der Wirklichkeit, weil ſie in ihr etwas unzulängliches vorfinden: aber ſie können den Zwieſpalt nur darum ſo leicht verſchmerzen und verſcherzen, weil ſie der Menſchenwelt nicht die göttliche Allmacht mit ihren Geſetzen und Fügungen gegenüberſtellen, ſondern nur was die Menſchen ſelbſt unter ſich aus ihrer Sittlichkeit und Verſtändigkeit heraus als gut und recht auffaßen: weil ſie alſo das menſchliche Treiben nicht contraſtieren mit der göttlichen Weltordnung, ſondern mit der menſchlichen, mit einer von den Menſchen ſelbſt geſetzten. Die Tragödie mißt den Menſchen mit der Göttlichkeit, die Komödie mit der Menſchlichkeit. Jene verweilt mithin auf einer höheren, dieſe auf einer niedrigern Stufe der Weltanſchauung.

Das Gebiet der Komödie iſt aber nicht bloß tiefer gelegen: es iſt eben deshalb auch beſchränkter, hat eine geringere Ausdehnung. Tragiſch betrachtet kann die ganze Weltgeſchichte werden, weil die ganze geſammte Weltgeſchichte immer nur von neuem darthut daß der Menſch nichts ſey vor Gott, daß keiner etwas vermöge gegen die göttliche Weltordnung: vor der menſchlichen Weltordnung beſtehn aber viele; nicht an jedem finden Gefühl und Verſtand über Verkehrtheiten zu ſcherzen und über Lächerlichkeiten zu ſpotten. Gebrechlich iſt alle Welt: aber nicht alle Welt iſt thöricht. Mithin iſt, verglichen mit der Tragödie, die Komödie ſehr bedingt und beſchränkt. Der Tragödie iſt die Wirklichkeit tragiſch, weil ſie in ihr überall jene Grundidee wieder findet: der Komödie iſt die Wirklichkeit nur komiſch, wenn ſich in derſelben Verkehrtheit und Unverſtand zeigen. Sie will alſo immer nur die Idee ausdrücken, daß das Dichten und Trachten der Menſchen ſogar

vor der menſchlichen Weltordnung gern und oft nichtig ſey und nicht beſtehe, ſogar bloß mit menſchlichem Maße gemeſſen ſich oft als unzulänglich erweiſe. Deshalb iſt auch das Lauterhafte in der Komödie höchſtens vorübergehend zuläßig: denn da iſt mehr als bloße Verkehrtheit, mehr als bloße Unzulänglichkeit vor den menſchlichen Sittengeſetzen, mehr als ein ſpöttiſcher Conflict des Verſtandes und ein bloß launiger des Gefühls.

Laune und Spott, dieſe komiſchen Widerſprüche, tragen aber ihre Aufhebung und Verſöhnung eben ſowohl in ſich ſelbſt als die tragiſche Wehmuth. Die Wehmuth findet ihren Troſt in reſignierter und gehorſamer Ergebung: Laune und Spott darin, daß ſolche Verſtöße gegen Gefühl und Verſtand zwar allenfalls häufig vorkommen, aber nicht immer und überall: daß daneben das menſchlich gute und rechte immer noch beſtehn bleibe: wie man ja auch vom Standpuncte eben des Guten und Rechten aus jene Verſtöße als ſolche erkannt hat. Freylich ſchmeckt dieſe Auflöſung des Conflictes ſtark nach Selbſtgenugſamkeit: der producierende Dichter wie der reproducierende Zuſchauer können nur dann recht ſcherzen und ſpotten, wenn ſie ſich ſelber unantaſtbar auf dem rechten Standpuncte fühlen oder glauben, wenn ſie der angenehmen Ueberzeugung leben daß wenigſtens ſie nicht zu der lächerlichen Hälfte der Menſchheit gehören.

Dieß menſchliche Maß das an der Wirklichkeit bloß den Widerſpruch der Laune entdeckt, verliert jedoch das Drama alſobald aus der Hand wie es ſich an die Vergangenheit wendet. Denn die Geſchichte erzählt wahrlich von mehr als bloß von menſchlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten: die Poeſie will und darf jene weltdiſtoriſche Idee die ſich in der Geſchichte überall offenbart nicht überſehen: ein diſtoriſches Drama kann, wenn es wirklich ein diſtoriſches iſt, immer nur eine Tragödie ſeyn, grade wie auch das wahre Epos immer einen ernſten Sinn beſitzt. Der Komödie dagegen verbleibt die Gegenwart, verbleibt eine Wirklichkeit die dem menſchlichen Geiſte noch nicht zur Geſchichte geworden, in der er ſelber noch befangen iſt, und die ſich ihm deshalb noch nicht ſo objectiviert hat, daß er in all ihren Begebenheiten fähig wäre jene tragiſche Idee zu erkennen: die er alſo, wenn er ſie dennoch in ideale Beziehung bringen will, nur noch in Beziehung bringen kann zu der bedingteren und eingeſchränktern Idee der komiſchen Poeſie.

Demnach nimmt die Komödie im Bereiche des Dramas ohngefähr denſelben Platz ein wie im Bereiche des Epos die Satire: denn die Satire iſt ja eine auf die Gegenwart gerichtete didactiſche Critik. In der That beſteht auch zwiſchen beiden Dichtarten ein diſtoriſcher Zuſammenhang: bekanntlich hat ſowohl das Nationalluſtſpiel der Römer ſeinen erſten Urſprung genommen aus ihrer Satire, als auch ſpäterhin wieder die Satire ſich unter bedeutendem Einfluß der alten attiſchen Komödie weiter ausgebildet hat: Horaz nennt als des Lucilius Muſter Eupolis, Cratinus, Ariſtophanes u. a. Grade wie nun die Satire an der Wirklichkeit lehrt welche den Dichter gegenwärtig umgiebt; wie es die moraliſchen Gebrechen ſeiner Zeit ſind auf welche der Satiriker ſeine ſtrafende Rede richtet: grade ſo faßt auch der Komiker zunächſt nur ſeine Zeit ins Auge mit ihren Verkehrtheiten

und Lächerlichkeiten, und pflegt demgemäß auch aus ihr seine Formen zu entnehmen, Charactere wie sie in ihr zu Hause sind, Begebenheiten wie sie in ihr sich ereignen. Und wo er, was jedoch immer selten geschieht, sich an eine vergangene Wirklichkeit anschließt, wo er die Handlung aus Begebenheiten bildet die der Geschichte oder der Sage zugehören: auch da ist diese historische Form doch nur ein bloßer Schein und Vorwand; im Grunde meint er auch da immer nur seine Zeit, und wenn schon er ihr die Maske einer längst vergangenen vors Antlitz gesetzt hat, so schaut sie doch mit ihren eigenen Augen heraus. So z. B. in den sagenhaften und märchenhaften Lustspielen von Tieck, im gestiefelten Kater, im Däumchen. Da thut freilich der Dichter als wolle er nur alte Geschichten dramatisieren: eigentlich aber sieht er als Satiriker recht mitten drin in den Albernheiten der Gegenwart.

Schon aus dem bisher besprochenen ergiebt es sich überzeugend genug, mit welchem Rechte früherhin ist behauptet worden, die Tragödie sey um vieles epischer als die Komödie. Denn da das eigentliche Gebiet des Epos die Vergangenheit, und sein Sinn immer ein ernster ist, so wird auch ein Drama welches vergangne Wirklichkeit mit den Augen der Wehmuth betrachtet, die Tragedie wird näher an das Epos gränzen als die Komedie, die mit Laune und Spott neben der Wirklichkeit der Gegenwart stehn bleibt, aus der Gegenwart ihre Anschauungen und die Formen der Anschauung entlehnt und entlehnen muß.

Das Unepische der Komödie erweist sich aber auch noch anderweitig. Die Tragödie macht, wie sie überhaupt historischer Natur ist, auch zu Trägern ihrer Handlung historische Personen; wenigstens die hauptsächlichen müssen solche seyn; und diese werden dem Character gemäß gestaltet, den sie in der Geschichte aufweisen. Die Personen der Tragödie sind Individuen. Anders in der Komedie. Sie steht in der Gegenwart, und schaut in die Gegenwart hinein, in eine noch unhistorische Wirklichkeit, aus der sie deshalb auch keine historischen Individualitäten holen kann von der Beschaffenheit wie die Individuen der Tragedie. Sondern wie Diderot den Gegensatz ganz richtig auffaßt, die Komödie zeigt immer ganze Arten. Sie bringt also z. B. kein historisch bestimmtes geiziges oder zorniges oder prahlerisches Individuum auf die Bühne, sondern überhaupt nur einen Geizhals oder Prahler oder Zornigen, dem sie aber nach Maßgabe der Bedingungen der Gegenwart eine Persönlichkeit giebt. Die Tragödie gestaltet ein historisch gegebenes Individuum seinem historisch gegebenen Character gemäß: die Komödie individualisiert einen gewählten Character in den Formen der gegenwärtigen Wirklichkeit.

Dem könnte nun zu widersprechen scheinen daß die Komödie oft genug historische, zwar der Gegenwart angehörige, aber doch historische, nämlich wirkliche Personen, eigentliche Individuen in ihre Handlung verflochten habe: wie z. B. Socrates auftrete in den Wolken des Aristophanes. Aber der Widerspruch erledigt sich hier wie überall in dergleichen Fällen auf die leichteste Weise. Aristophanes hatte es da eigentlich gar nicht auf Socrates als historisches Individuum abgesehen, sondern nur auf die sophistisch: Tendenz seiner Zeit, auf die Art, auf den Stand und Character der Sophisten: da nun aber So-

crates nicht ohne allen Grund auch als ein ſolcher verrufen war, ſo individualiſierte er jene ganze Art in der Figur des Socrates und unter deſſen Namen: das Einzelweſen ſollte ihm nur als Umkleidung, als concretere Geſtaltung eines allgemeinen Spottes dienen, eben wie auch die vergangnen Begebenheiten in hiſtoriſchen Luſtſpielen nur Umkleidung der gegenwärtigen Wirklichkeit ſind. Daher hatte denn auch der ariſtophaniſche Socrates ſo wenig gemein mit dem wirklichen; daher konnte der Dichter den Socrates der Bühne ſo viel Dinge thun und ſagen laſſen von denen er ſehr wohl wußte daß der Socrates der Wirklichkeit ſie nie geſagt hätte und nie ſagen würde. Uebrigens begegnen uns ſolche ſcheinbare Individuen eigentlich auch nur in der ältern attiſchen Komödie: in der jüngeren kommen ſie kaum mehr vor, theils weil die ältere es in dieſer poetiſchen Licenz mitunter zu weit mochte getrieben haben, theils auch weil dergleichen gar nicht nothwendig zum Weſen der Komödie gehört, weil ja auch auf andern Wegen die Art immer noch genügend kann beſondert werden.

Wie wenig es der Komödie auf beſtimmte Individuen, wie es ihr dagegen nur auf ganze Arten ankomme, das zeigen recht deutlich die ſatiriſchen Luſtſpiele von Tieck, z. B. der Prinz Zerbino. Hier iſt die Satire allerdings gegen mehrere beſtimmte Perſonen gerichtet, gegen Nicolai u. a.: aber Tieck fühlte ſehr wohl daß es dem Weſen des Luſtſpieles nicht angemeßen wäre, dieſe Perſonen in den Schranken der gegebenen Individualität aufzufaßen: er verallgemeinte ſie demnach ſo, daß ſie als Repräſentanten ganzer Arten gelten konnten; und um ſie ſo verallgemeinen zu dürfen, vertauſchte er auch die gegebenen Namen gegen fingierte, Nicolai gegen Nestor u. ſ. f. Ein Verfahren das jenem ariſtophaniſchen grade entgegengeſetzt iſt: aber doch führen beide Wege zu dem gleichen Ziele. Ariſtophanes gebrauchte den Namen des Socrates und auch dieß und jenes von des Socrates Weſen um darin die ganze Art der Sophiſten zu individualiſieren; Tieck warf den Namen Nicolais fort, und erweiterte das Weſen deſſelben ſo, daß er tauglich wurde zur ſtellvertretenden Individualiſation aller litterariſchen Philiſter.

Jezt ein neuer Unterſchied zwiſchen Tragödie und Komödie, der mit dem ſo eben erörterten auf das engſte zuſammenhängt, und gleich dieſem zeigt um wie vieles näher die Tragödie dem Epos liege als die Komödie.

Von der Tragödie iſt früherhin dargethan worden daß für ſie der Dichter die Formen der Anſchauung zwar gänzlich erfinden könne, daß er aber aus mehr als einem Grunde beſſer thue wenn er ſich an das von Sage und Geſchichte ihm gebotene anſchließe: daß auch in den Blüteperioden der Kunſt die Tragiker nie anders verfahren ſeyen. Nicht ſo iſt es noch kann es ſo ſeyn bei der Komödie. Ihre Wirklichkeit liegt in der Gegenwart, nicht in der Vergangenheit; ihre Individuen ſind auch da, wo ſie einen hiſtoriſchen Anſchein tragen, in der That immer nur Individualiſationen. Man kann aber die Perſonen, kann die Charactere nicht von der Handlung trennen, die ja immer erſt aus dem Wechſelſtreite des Thuns und des Leidens derſelben erwächst. Mithin iſt der

Luſtſpieldichter auf eben das angewieſen, was dem vollendeten Tragiker verwehrt iſt, auf freyes Erfinden der Handlung. Seine Kunſt beſteht alſo nicht wie die des Tragikers darin, eine hiſtoriſch überlieferte Wirklichkeit von Begebenheiten der Idee und den Charakteren gemäß zur Handlung zu geſtalten, ſondern darin, daß er zu der Idee erſt die paßlichen Charaktere, dann zu beiden eine Wirklichkeit von dramatiſchen Begebenheiten, eine Handlung erfinde. Dem Tragiker iſt beides gegeben, die allgemeine tragiſche Idee ſammt dem beſondern hiſtoriſchen Material; dem Komiker nur die allgemeine Idee der Komödie: alles übrige iſt ſeinen Kräften anheimgeſtellt: und damit iſt ihm die Arbeit, je nachdem man es anſieht, leichter und ſchwerer gemacht. Er wird aber bei der dramatiſchen Geſtaltung jener Idee jedesmal die um ihn lebende Gegenwart im Auge haben, ſey es daß er bloß die Charaktere in Beziehung auf ſie bringe, ſey es daß er überhaupt die geſammte Form ſeiner Anſchauung aus ihrer Wirklichkeit entnehme. Während mithin die Tragödie gleich dem Epos vorzugsweiſe die Erinnerung in Anſpruch nimmt, und die Phantaſie nur in ſo weit einwirkt, als es darauf ankommt umzugeſtalten: iſt dem Epos grade entgegengeſetzt, die Komödie lediglich auf die Phantaſie angewieſen, die freylich nach Analogie deſſen, *was ihr die Erinnerung verhält produciren muß*, ſonſt aber in ſich frey und ungebunden ſchaltet und waltet.

Dieſe Freyheit der Phantaſie kommt auf der einen Seite den Zwecken der Komödie ſehr zu Statten: denn erſt bei ihr können Laune und Spott ſich in all ihrem Muthwillen gehn laſſen; wie denn auch z. B. Ariſtophanes ſich dieſes Verhältniſs wohl zu Nutze gemacht hat, und ebenſo Hans Sachs in ſeinen Faſtnachtsſpielen, die zwar gleich den ſogenannten Poſſen oder Farcen der neueren Zeit im Ganzen höchſt einfach und ohne ſonderliche Verwickelung ſind, aber reich an einzelnen von der keckſten Phantaſie und mit der übermüthigſten Laune hingeworfenen Situationen. Auf der andern Seite jedoch muß ſich der Luſtſpieldichter wohl vorſehen, daß die Freyheit der Phantaſie nicht ausarte in Zügelloſigkeit; daß ſie den Verſtand nicht des Antheils beraube der ihm einmal an jeder poetiſchen Conception gebühret; daß ſie keine Planloſigkeit und Verwirrung mit ſich führe, wie das in den meiſten Luſtſpielen von Tieck entweder durchweg oder wenigſtens ſtellenweiſe der Fall iſt. Wo aber Phantaſie und Verſtand ſich wohl zu vertragen wiſſen, da machen ſie für die Komödie möglich was ſich für die Tragödie nicht recht ſchicken will, nämlich eine fein und reich verſchlungene Verwickelung: denn dieſe iſt ja nur zu produciren und zu reproduciren wo Phantaſie und Verſtand ein Uebergewicht bei der poetiſchen Conception anſprechen dürfen. Man nennt ſolche fein verwickelte Komödien Intriguenſtücke; Meiſter darin ſind die Spanier und Shakeſpear. Hier wird eine beſonders ſcharfe und aufmerkſame Durchführung der Charaktere verlangt: ohne ſie würde man ſich unmöglich hindurchfinden durch das in einander gewobene Gewirr von Begebenheiten und ſtreitenden Intereſſen. Das wenniger verwickelte Luſtſpiel, die Poſſe, das Faſtnachtsſpiel u. ſ. f. will zwar die Charaktere auch feſtgehalten haben: das verſteht ſich von ſelbſt; aber ſie brauchen hier nicht ſo fein

und scharf ausgeprägt zu seyn, und Phantaſie und Laune und Spott können ſich hier mehr verlegen auf das Komiſche der äußern Begebenheiten, der Situationen. Man pflegt beide Arten auch noch zu unterſcheiden als die höhere oder feinere und die niedere Komik: eine Unterſcheidung die falſch iſt wenn ſie eine Art unter die andere ſetzen ſoll, da doch jede für ſich ſo viel werth iſt als die andre, und die auch in die Beurtheilung des Ariſtophanes unnütze Streitigkeiten gebracht hat. Die ariſtophaniſche Komik iſt eine niedrige, wenn die Niedrigkeit erkannt wird an der Einfachheit der Compoſition und an dem phantaſtiſchen Uebermuth in den einzelnen Situationen: zugleich aber auch eine ſehr hohe, wenn man den hohen Schwung des Geiſtes und des Gemüthes mit in Anſchlag bringt.

Wir kommen nunmehr zur letzten unter den characteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Komödie. Es iſt hier alſo der **Phantaſie des Dichters** volle Freyheit gegeben: es umſchließen ihn keine Schranken der hiſtoriſchen Ueberlieferung: er iſt nirgend von bereits feſtgeſetzten Individualitäten beengt: da kann es denn nicht ausbleiben, daß ſeine Subjectivität mehr in den Vordergrund trete, als das in der Tragödie möglich iſt. Den Tragiker nöthigt, und das theilt er wiederum mit dem Epiker, das ganze Weſen ſeiner Dichtungsart zur größten Objectivität; je mehr er wie z. B. Schiller von ſeinen ſubjectiven Empfindungen und Urtheilen einmiſcht, deſto mehr wird er auch die reine volle Wirkung ſeines Gedichtes beeinträchtigen. Der Komiker dagegen, der auch auf der Bühne mitten in der Gegenwart und unter Zeitgenoſſen ſteht, der mit ſeinem Gefühl und ſeinem Verſtande dem Unverſtande und dem Ungefühl Andrer lachend entgegentritt: **der Komiker wird gegen Zweck und Bedeutung ſeines Gedichtes nicht ſo ſehr fehlen, wenn er gradezu ſein Ich geltend macht: es wird ihm das kein Vorwurf ſeyn, obſchon man es auch nicht fordern kann als zur Komödie nothwendiger Weiſe gehörig.**

Erlaubt hat ſich aber dergleichen, und in reichlichem Maße, die ältere attiſche Komödie, wie wir ſie aus Ariſtophanes kennen. Und zwar wirft ſich da die Subjectivität in denjenigen Theil des Dramas, der allerdings auch am meiſten geeignet iſt ſie in ſich aufzunehmen, in den ſtrophiſchen Geſang und die Parabaſen des Chores. Der Chor der Tragödie ſteht zwar in der Regel ganz außerhalb der eigentlichen Handlung: gleichwohl dient er niemals dem Ich des Dichters: was er ſagt, er ſagt es nicht in deſſen Namen und als deſſen Meinung: er iſt nur die begleitende vox populi vox dei. **Anders der komiſche Chor.** Obſchon dieſer gewöhnlich auf das thätigſte in die Handlung eingreift, ſo ſteht er doch namentlich in den Parabaſen wieder ganz abgeſondert von derſelben da: was er hier vorträgt, geht die Handlung ganz und gar nicht, ſondern nur den Dichter an; und auch wo ſein Geſang ſich mit Laune und Spott zu dem hinwendet, was auf der Bühne geſchieht, iſt es häufig nur der Dichter der in der ſubjectivſten Weiſe durch ihn ſich äußert.

Das ältere Luſtſpiel der modernen Völker hat etwas aufzuweiſen das ſich dem Chor der attiſchen Komödie wohl vergleichen läßt. Es iſt dieß die luſtige Perſon, der

Pickelhering, der Hanswurſt, und wie ſie ſonſt noch heißt. Zur eigentlichen Handlung trägt auch ſie in der Regel nichts bei: aber es iſt ihr Geſchäft, wie das des attiſchen Chores, den Verlauf der Begebenheiten zwar nicht in Geſange, doch ſonſt mit Spöttereyen zu begleiten, mag ſie dieſelben nun in unumwundener Schalkheit ausſprechen, oder mögen ſie ironiſcher Weiſe eingekleidet ſeyn in Plumpheiten und Dummheiten: welches letztere die Rolle des engliſchen Clown iſt. Wie geſagt, in der Handlung hat der Pickelhering der Regel nach wenig zu thun: aber oft wendet er ſich ganz aus ihr hinaus und redet friſchweg die Zuſchauer an um ihnen im Intereſſe des Dichters Fingerzeige zu geben: er iſt die Mittelsperſon zwiſchen dem producierenden Dichter und dem reproducierenden Publicum, und führt mitten in der Handlung für beide das Wort. Ein Deutſcher, der ſich dieſer luſtigen Perſon mit beſonderm Geſchick bedient hat, Chriſtian Weiſe, ſagt über deren Bedeutung „Die Sache beruhet auf einer alſo genannten Prosopopoeia. Denn ein iedweder Menſch iſt ſo geſinnet, daß er über anderer Leute Verrichtungen ſich verwundert, und wo nicht öffentlich, dennoch im Hertzen eine kleine Satyram darüber machet. Abſonderlich wenn etliche Perſonen auf dem Theatro vorgeſtellet werden, ſo geſchiehet es darum, daß die Zuſchauer ſich dabei verwundern und von der Sache ſelbſt ernſthaft oder höhniſch raiſonnieren ſollen. Damit nun den Leuten in ſolcher Verwunderung gleichſam eine Secunde gegeben werde, ſo wird eine Perſon darzu genommen, welche gleichſam die Stelle der allgemeinen Satyriſchen Inclination vertreten muß. Alſo trifft es ſich unterweilen, daß eine ſolche Perſon mitten in der Kurzweil die klügſten Sachen vorbringt.“

So viel von der Komödie. Jezt zum Schluß noch Einiges über einzelne Abarten und Ausartungen der dramatiſchen Poeſie welche nicht mit in den Gegenſatz von Tragödie und Komödie zu bringen waren, und über die antiken und modernen Verſchmelzungen und Vermiſchungen dieſer beider.

Schauſpiel: mit dieſer eigentlich ganz allgemeinen Benennung, zuweilen auch mit einer andern ebenſo allgemeinen, Drama, bezeichnet man in neuerer Zeit all ſolche dramatiſche Dichtungen, die in der Expoſition und in der Verwickelung zu ernſt ausſehen, als daß man ſich getrauen möchte ſie Komödien, und in der Auflöſung wieder zu heiter, als daß man es erlaubt hielte ſie Tragödien zu nennen. Betrachten wir jedoch all die zahlreichen Stücke näher welche man mit dieſem Namen belegt, ſo werden wir alsbald innerhalb des weiten Raumes den ſie einnehmen zwey ſcharf genug begrenzte Abtheilungen gewahren.

Ein Theil der ſogenannten Schauſpiele ſind gradezu Trauerſpiele, ſind Tragödien, nur mit der characteriſtiſchen Eigenthümlichkeit daß die Löſung des tragiſchen Widerſpruchs innerhalb der Handlung ſelbſt erfolgt; daß die Reinigung unſrer Furcht und unſers Mitleidens nicht bloß ein in uns liegendes Reſultat der Production und Reproduction iſt, ſondern daß ſich ſchon in der Tragödie ſelbſt und zwar mit der abſchließenden Hauptbegebenheit der Gegenſatz ausgleicht zwiſchen den unzulänglichen Beſtrebungen der Menſchen und der

unwankbaren höheren Weltordnung: daß also die Empfindung der Wehmuth mit welcher wir bis gegen das Ende hin die Handlung begleitet haben, noch an diesem Ende selbst befriedet und getröstet wird, weil wir da in einer concreten Bühnenbegebenheit und nicht bloß in unserm Gemüthe den menschlichen Irrthum in das göttliche Recht aufgegangen und den Zwiespalt beider versöhnt und aufgehoben erblicken. Die Alten machten zwischen solchen Tragödien und andern, welche mit der herbsten Dissonanz abschließen, deren Ausgleichung dann dem Zuschauer überlaßen bleibt, billigerweise keinen Unterschied in der Benennung, hießen beides Tragödien. Aeschylus nannte die Eumeniden sowohl eine Tragedie als den Agamemnon: wir würden jene nur ein Schauspiel zu nennen wagen; und ebenso würden wir den Philoctet des Sophocles, die taurische Iphigenia des Euripides nicht Tragödie sondern wiederum nur Schauspiel betiteln; wie denn auch Göthe seine Iphigenie in der That so betitelt hat. Und die Alten thaten daran ganz recht: denn es ist in der Sache ganz das gleiche, ob die erregte Wehmuth schon innerhalb des Dramas selbst oder erst nach seiner Vollendung versöhnt wird. Wir Neueren aber haben uns nach und nach in dem Wahne befestigt, wenn eine Tragödie nicht auf eine gewaltsame Art schließe, wenn am Ende derselben nicht zum mindesten Eine Leiche auf der Bühne liege, so sey sie auch keine Tragödie: und so haben denn die Deutschen für dergleichen Stücke den indifferenten Namen Schauspiel erwählt, während die abendländischen Völker wenigstens in frühern Jahrhunderten nach einem noch unpassticheren, dem Namen Tragikomödie*), gegriffen haben, wie z. B. Corneille für seinen Cid: als finde hier irgendwie eine Vermischung tragischer und komischer Elemente statt. Solchem Misverstande haben sich sogar Dichter gefügt die es nicht hätten zu thun brauchen, wie eben Göthe in der Iphigenia und im Torquato Tasso. Er hätte wohl den Namen Tragödie wagen können, so gut wie Corneille nicht angestanden hat seinen Cid späterhin Tragödie zu überschreiben.

Schauspiele dieser Art gehören ganz in die Kategorie des heroischen Trauerspiels. Andre, und deren ist weitaus die größere Zahl, sind dagegen mit dem bürgerlichen zusammenzustellen. So namentlich die von Iffland und Kotzebue. Und hier wäre in den meisten Fällen der Name der Tragikomödie schon weit eher an seinem Platze. Denn wenn es schon in einem bürgerlichen Trauerspiel mit unglücklicher Katastrophe schwierig ist den wahren Zwecken der Tragödie vollkommen zu genügen, so wird ein bürgerliches Stück das nach einer sogenannten tragischen Verwickelung glücklich endigt, nun gar untragisch ausfallen müssen. Von einem Widerstreben gegen das Schicksal und von einer Versöhnung mit demselben kann da nicht wohl die Rede seyn: es wird alles hinauskommen auf die Erbärmlichkeiten womit die Menschen sich das Leben unter einander schwer machen, auf

*) Noch dazu falsch gebildet: es sollte Tragikokomödie heißen: ebenso falsch als wenn man Idolatrie sagt für Idololatrie.

einen Kampf mit Neid und Bosheit u. dgl., und die Versöhnung wird zuletzt darin bestehn, daß der Held alle Kabalen glücklich überwindet. Das ist dann aber offenbar eine Wirklichkeit die sich weit besser für die Komödie schicken würde, für ihre Auffassung in Spott und Laune. Der Misgriff hat sich auch dadurch gerächt, daß all solche Schauspiele mehr oder weniger, stärker oder schwächer komisch gefärbt sind: Iffland z. B. hat es nicht unterlassen können, es hat ihm so zu sagen das künstlerische Gewissen dazu getrieben, in seine Jäger einige Scenen und Situationen einzuschieben die durchaus komischer Natur sind: und der Held von Kotzebues Menschenhaß und Reue brauchte in Wort und That nur wenig verändert zu werden um der Held eines eigentlichen Lustspieles zu seyn.

Und damit können wir zu einigen Bemerkungen über die Verschmelzung des Komischen und des Tragischen übergehn.

Bei den modernen Völkern begegnet uns dergleichen zuerst schon im Mittelalter, als es wohl bereits Tragödien, aber noch keine selbständigen Komödien gab. Den heiligen Ernst der Passionsdramen mit komischen Situationen und Reden ganz äußerlich und mechanisch zu durchflechten, dieser Gebrauch mußte sich erst nach und nach entwickeln, dann übergebührlich um sich greifen, ehe daraus mit dem Beginn der neuen Zeit auch eine neue Form der Kunst, die Komödie, hervorgehn konnte. In Griechenland aber ist eine dem ähnliche Mischung beider Arten, wo nicht älter, doch gewiss ebenso alt als die Trennung derselben. Ich meine das Satyrspiel. In ihm ward ein Versuch gemacht den Zwiespalt des ernsten Dithyrambus und des scherzhaften einigend zu vermitteln; vielleicht noch ehe der andre besser belohnte und nachhaltiger wirkende Versuch gemacht wurde jenen Zwiespalt durch noch schärfere Abgrenzung zu befestigen, und an die Stelle des bald tragischen bald komischen Dithyrambus hier die wirkliche Tragödie, dort die wirkliche Komödie zu setzen. Bekanntlich galt die Blütezeit der griechischen Tragödie hindurch die Uebung einer tragischen Trilogie noch als viertes ein Satyrspiel beizugeben: das heißt doch wohl, grade wie man innerhalb der Tragödie dem Volke zu Liebe noch den alten dithyrambischen Chor beibehielt, so ließ man auch neben derselben, wenn schon untergeordnet, das alterthümliche Satyrspiel bergehn; das Alte ward aus Pietät bewahrt, aber in den Hintergrund geschoben. Es ist zu bedauern daß von den Satyrspielen des Aeschylus keines mehr vollständig auf uns gelangt ist: bei ihm, der noch am Anfang der ausgebildeten Tragödie steht, und der zugleich als Meister im Satyrspiele gerühmt wird, würde sich gewiss am deutlichsten zeigen wie beide Dichtungsarten sich unter einander und rückwärts zum Dithyrambus verhalten. So aber besitzen wir überhaupt nur noch ein einziges, und dies grade von der dritten schon abwärts leitenden Stufe des griechischen Dramas: den Cyclops des Euripides. Indessen so viel sieht man auch aus diesem noch, wie das τοῦ σατυρικοῦ τρόπου eine beinah unvermittelte Mischung von Tragik und Komik war, und zwar in der Weise, daß sich die Tragik auf der mehr epischen, die Komik auf der lyrischen Seite hielt: es wird im Cyclops, und es ward, so weit unsere Nachrichten gehn, überall im Satyrspiel

eine ernſte aus der Götter- oder Heldenſage entlehnte Handlung begleitet von den muthwilligen Scherzen eines Satyrchors: eben wie beim Dithyrambus der epiſch erzählende Vorſänger in der Mitte gestanden hatte eines ihn umtanzenden Chores von Sängern in Bocksfellen.

Sodann die neuere Zeit, das letzte Jahrhundert. Man fühlte ſich getrieben doch auch etwas für die Weiterforderung der Kunſt zu thun. Eine neue Dichtungsart über das Drama hinaus war aber nicht mehr zu erfinden: mit ihm war einmal der Kreis der Entwickelung für immer abgeſchloſſen. Es blieb alſo nur übrig, dasjenige was fertig und vorhanden da lag, hier zu ſpalten, dort zu verbinden. Und ſo ward denn auf der einen Seite, freilich mehr dem Namen als eigentlich der Sache nach, von der Tragödie das Schauſpiel abgeſondert; auf der andern aber mußten Tragik und Komik von neuem in einander fließen. Solche Verſchmelzung nun haben wir vorher ſchon als beinahe unvermeidbar wahrgenommen an der zweyten Art der ſogenannten Schauſpiele. Da jedoch dieſe nur eine Abart des bürgerlichen Trauerſpieles ſind, ſo überwiegt natürlich in ihnen das tragiſche Element, und das Komiſche zeigt ſich nur mit einer gewiſſen Schüchternheit, oft ſogar wider eigenes Wiſſen und Wollen des Dichters. Dem gegenüber nun bildete ſich eine andere Miſchung, in der das Komiſche die Oberhand behauptet: bildete ſich eine Art von Luſtſpiel bei der es im Ganzen auf Zweck und Weſen der Komödie abgeſehen iſt, in die aber dennoch vorübergehend auch das Tragiſche Eingang gewinnt durch Situationen die eine Rührung erwecken nach Art der tragiſchen Wehmuth. Es iſt dieß das rührende Luſtſpiel, das wir Deutſchen Leſſingen verdanken: er den Engländern und namentlich Diderot. Natürlich iſt es in vielen Fällen ſchwer die tragiſch gefärbte Komödie, das rührende Luſtſpiel ſtreng zu ſondern von der komiſch gefärbten Tragödie, dem bürgerlichen Schauſpiel; wie denn auch Leſſings Minna von Barnhelm zuletzt ebenſowohl zu den Schauſpielen konnte gerechnet werden. Sie müßen aber leicht in einander laufen und ſich vermiſchen, da ſie ſelber nur Miſchungen ſind. Aus der Litteratur ſtreichen kann man ſolche Dramen nicht: ſie ſind einmal vorhanden; ſind eine Thatſache, die man als ſolche anerkennen muß. Aber es iſt vieles in der Geſchichte das man nicht ableugnen kann, ohne daß man doch ſich daran freuen möchte. So iſts auch mit dieſen Schauſpielen und Luſtſpielen: für den, der ſich nicht bloß durch Rührung will amüſieren laſſen, ſind ſie neben ſo vielem andern nur ein trauriges Merkmal von dem unnatürlichen und krankhaften Leben unſrer neueren Litteratur. Allerdings kommt dergleichen ſcheinbar bereits viel früher und in ganz anderer Zeit vor: man kann ſich auf die Engländer des ſechzehnten Jahrhunderts, kann ſich auf die Blütezeit der indiſchen Bühne berufen. Indeſſen die ſcheinbare Komik welche Shakeſpear und Kalidaſa in ihre Tragödien verflechten, iſt wahrlich klein bloßer Ausdruck des Spottes und der Laune, iſt in der That keine Komik: dem aufmerkſamen Betrachter zeigt ſich vielmehr in all dem der Humor und die Ironie, die in der reinen Tragödie nicht bloß zuläſſig, ſondern ſogar zu ihrer höchſten Vollendung dienlich ſind. Ein andres war es freylich

wenn deutſche Dramatiker um das Jahr 1700, in die großen hiſtoriſchen Trauerſpiele, die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, den ſpaßhaften Knecht der Komödie hinübernahmen, und den Pickelhering mitten in alle Tragik oft die ungeſalzenſten Scherze eintreuen ließen. Man mochte dabei die engliſche Tragödie vor Augen haben: aber man verfehlte es in der Nachbildung, und kam zu den geſchmackloſeſten Ungehörigkeiten.

Nächſt dem bürgerlichen Schauſpiel und dem rührenden Luſtſpiel hat endlich noch eine reiche und weitausgedehnte Abart der dramatiſchen Poeſie ihren Urſprung erſt in der modernen Welt gefunden: das Singſpiel in all ſeinen mannigfaltigen Formen. Griechenland wußte von keinem eigenen Singſpiele, weil es auch von keiner geſangloſen Tragödie oder Komödie etwas wußte: wie die epiſchen Aoeden eben Aoeden waren d. h. Sänger; wie auch noch die homeriſchen Rhapſodien immerfort mehr geſungen wurden als geſprochen; wie es da keine Lyrik gab außer im Geſange zur Lyra: ſo gehörte auch zum Drama, das ja aus dem lyriſch-epiſchen Geſange des Dithyrambus ſeinen Urſprung genommen hatte, weſentlich und untrennbar der muſicaliſche Vortrag, und was wieder mit dieſem durch das gemeinſame Geſetz des Rhythmus verbunden war, der Tanz; ſelbſt der Dialog iſt wohl nicht in der gewöhnlichen Haltung der Stimme geſprochen worden, ſondern wie eben die homeriſchen Rhapſodien mehr recitativartig geweſen. Auch die deutſchen Myſterien des Mittelalters waren reich an Geſang ſowohl einzelner Perſonen als ganzer Chöre; erſt mit dem ſechzehnten Jahrhundert, wo überhaupt die Poeſie ſich von der Muſik trennte, verſchwand der Geſang auch von der Bühne; obſchon nicht plötzlich, nur nach und nach: von Ayrer giebt es noch ganze Dramen die durch und durch ſind geſungen worden; zwar in ziemlich roher und kunſtloſer Weiſe: ſie ſind nämlich ſtrophiſch abgefaßt nach Maßgabe bekannter Volkslieder, deren Melodie dann ſich von Anfang bis zu Ende immer und immer wiederholt. Wie in Deutſchland ſo gieng es zur ſelben Zeit auch in anderen Ländern: überall hat ſich die neuere Tragödie und Komödie gleich von vorn herein geſangloſ ausgebildet. Nur in Italien blieb noch eine Erinnerung an den alten Zuſammenhang der Kunſt des Wortes und der Kunſt des Tones, und ein Bedürfniß dieſen Zuſammenhang nicht gänzlich fallen zu laſſen. Zwar gab es auch da Tragödien und Komödien ohne Muſik, ohne Geſang und Tanz: aber daneben verlegte man ſich mit allem Fleiß und Eifer auch noch auf Dramen mit Muſik und Tanz, auf Tragödien die gänzlich, auf Komödien die zum größeren Theil für den muſicaliſchen Vortrag beſtimmt waren: kurz auf Singſpiele, auf Opern und Operetten (opera ſ. v. a. δρᾶμα). Von Italien aus hat ſich dann das Singſpiel nach und nach auch in das übrige Europa verbreitet.

Weil nun aber dieſe muſicaliſchen Dramen einmal in einer Art von Gegenſatz ſtehn zu den unmuſicaliſchen, ſo iſt es in ihnen auch zu einer ganz andern Behandlung des dramatiſchen Stoffes gekommen. Im antiken Drama war die Muſik der Poeſie höchſtens nebengeordnet, wo nicht untergeordnet: in der Oper macht ſich jene zur Hauptſache, zur Herrin: die Poeſie dient ihr nur noch: bei der ganzen Dispoſition des Stoffes werden vor

allen Dingen die Bedürfniſſe und der Vortheil der Muſik ins Auge gefaßt, und auch bei der weiteren Ausführung ſollen die Worte eben nur eine nothdürftige Grundlage ſeyn für die Pracht und Zierlichkeit des muſicaliſchen Gebäudes. Eine nothwendige Folge dieſes Verhältniſſes iſt daß die Oper überall einen viel lyriſcheren Character hat; daß ſich hier das Drama beinahe gar zu deutlich zergliedert in eine epiſch geordnete Reihe von lyriſchen Zuſtänden; in eine Reihe von ſolchen Situationen, die zwar den Agierenden jedesmal zu dem vollſten Ausdruck ihrer Empfindung Gelegenheit geben, deren Zuſammenhang aber ein höchſt lockerer, deren epiſcher Verlauf nur leicht und obenhin ſkizziert iſt: es bewährt ſich darin das natürliche Verhältnis das zwiſchen der lyriſchen Poeſie und einer kunſtmäßigeren Muſik beſteht.

Eine andre Folge, die zwar nicht grade ſo nothwendig iſt, aber doch als ſchwer vermeidbar gewöhnlich eintritt, iſt die Kunſtloſigkeit der Operntexte, das Unpoetiſche des poetiſchen Theiles. Dichter und Muſiker werden, wenn jeder etwas rechtes leiſten will, einander meiſt unbequem: den Dichter beengt die Suprematie die der Componiſt anſpricht: der Componiſt will nichts wiſſen von der Nebenbuhlerſchaft des Dichters. Und ſo mögen ſich nur ſolche zu Operndichtern hergeben, und die Componiſten wollen auch nur ſolche, die eben nicht viel von Poeſie in ſich tragen. Grade bei den vorzüglichſten Opern darf man auf den Text nur ja nicht achten: er wird immer der leerſte und albernſte ſeyn: ich erinnre des Beiſpiels wegen nur an die Zauberflöte; während Göthens Singſpiele zwar componiert worden ſind, aber die Muſik dazu längſt hat in Vergeßenheit gerathen können. Was ſomit der Oper an Poeſie gebricht, ſucht ſie nun auf einer andern Seite zu erſetzen: die Mahlerey, die Mechanik mit all ihren Künſten werden zu Hilfe gerufen um die Sinne zu reizen, um durch allerley Ueberraſchungen den Geiſt gefangen zu nehmen und von höheren Anforderungen abzuziehn. Wie A. W. von Schlegel treffend ſagt, „die Anarchie der Künſte, da Muſik, Tanz und Decoration ſich gegenſeitig zu überbieten ſuchen, iſt das eigentliche Weſen der Oper.“ Auf ſie haben deshalb ſelbſt die ſtrengſten Theoretiker die beliebte Lehre von den drey Einheiten nicht anwenden mögen, wenigſtens ſie bei ihr niemals durchgeſetzt, wenn ſchon namentlich ernſthafte Opern dieſelben gern beobachten.

Zuſatz zu S. 21. 22. Aenderungen des Ortes wie in Aeſchylus Eumeniden (ein Freund erinnert mich daran) ſind archaiſtiſche Kühnheiten, und können nur als Ausnahmen in Betracht kommen.

Biogr. 1275 (10.

Karl Friedrich Drollinger.

Academiſche Feſtrede

von

Wilhelm Wackernagel,

Dr. Prof. d. Z. Rector der Univerſität Baſel.

Baſel.

Druck und Verlag von Felix Schneider.

1841.

Es war am vierten des Brachmonats 1743, als mein erster Vorgänger in der deutschen Professur, Joh. Jac. Spreng, das neugeschaffene Lehramt mit einer Trauerrede und Trauerode zum Gedächtniß des ein Jahr zuvor in Basel verstorbenen Dichters Karl Friedrich Drollinger feyerlich eröffnete. Seitdem ist über die Welt, ist über Basel ein Jahrhundert dahin gegangen, und hat Grosses wie Kleines verwischt und ausgelöscht und umgestaltet. Die schöne den Baslern eigenthümliche Schrift, eine Erfindung von Joh. Jac. Spreng dem Vater, Schreibmeister am Gymnasium, wird eben jetzt von den Behörden wieder aberkannt; der Markgräfische Hof, der unter Drollingers Augen erbaut und Jahre lang von ihm als Badischem Archivar ist bewohnt worden, findet durch uns eine Bestimmung die mit der früheren wenig mehr gemein hat; die sechzig Gedichte Drollingers, die sechs Hunderte Sprengs sind von der höher gestiegenen Flut der jüngeren Litteratur an die Seite geschwemmt worden, und liegen

verſandet und vergeſſen da; beide Namen gehören ſchon ſeit langem nicht mehr dem lebendig vertrauten Umgang an, ſondern ſind, der eine für Deutſchland, der andre für Baſel, beinahe nur noch Eigenthum der litterarhiſtoriſchen Ueberlieferung.

Es hat ſich aber, und wer möchte das tadeln? für die academiſche Feyerlichkeit, die alljährlich an dieſer Stätte ſich wiederholt, faſt zur Uebung erhoben, daß aus der Geſchichte der Vaterſtadt, des Vaterlandes bedeutende Perſönlichkeiten oder Zuſtände dem Enkel vor Augen geführt werden, ihm zum Vorbild und zur Ermuthigung, den Vätern zum Ruhm, der waltenden Vorſehung zum Danke. So möge denn auch mir, dem für dieſes Jahr mit dem Rectorsamte die ehrende Aufgabe geworden iſt die höchſten Behörden des Staates und ſeiner Schulen und alle die Bürger, welche durch Pflicht und Recht oder aus freyer Liebe den Schulen befreundet ſind, im Namen der Univerſität dankend zu begrüßen: es möge mir heut eben ein ſolcher Blick in Baſels Vergangenheit geſtattet ſeyn, ein Blick auf das Leben und die dichteriſche Bedeutung jenes Karl Friedrich Drollinger.

Zwar entgeht mir nicht, und ich geſtehe es gerne zu, daß dieſe Schilderung für mich um vieles ſchwieriger wird, als ſie für meinen Vorgänger geweſen. Spreng hatte bei ſeiner Gedächtnißrede den großen Vortheil perſönlicher Bekanntſchaft, ja der vertrauteſten Befreundung mit dem Verſtorbenen; er hatte den großen Vortheil, daß auch in

dem weiten Kreise seiner Zuhörer wohl Niemand saß, der Drollinger nicht gekannt, nicht geachtet hatte, und mehr als Einer der den Verlust des geliebten Freundes gleich dem Redner mit erneutem Schmerz betrauerte. Solcher gemüthlich fruchtbaren Bezüge muß ich entbehren: mir verbleibt nur die rein objective Betrachtung. Aber ich weiß nicht ob damit der 4. November 1841 wirklich im Nachtheil stehe gegen den 4. Juny 1743. Denn offenbar können wir heute gerechter, wir können unbefangener und wahrhafter seyn: heute braucht kein Tadel aus Schonung verschwiegen zu werden; heute wird keine Freundesgunst das Lob übertreiben; heut ist der Eitelkeit des Redners kein Anlaß gegeben den Freund und Meister nur deshalb so maßlos zu rühmen, damit ein Theil des Ruhmes zurückfalle auf den Freund und Schüler; und was endlich das wichtigste ist, dem Urtheil des heutigen Tages kommt das ganze seit Drollinger verflossene Jahrhundert zu Gute: wir vermögen mit größerer Sicherheit zu erkennen, welche historische Bedeutung dieser Dichter gehabt, welchen Platz in dem Stufengange der deutschen Litteratur er eingenommen, welche Vorfahren, welche Nachfolger er in demselben besessen habe; wir können auf Grund der Ereignisse und der Erfahrungen eines Jahrhunders den Werth der hier in Rede stehenden Rechnungssätze genauer bestimmen, und so in dem Hausbuche der Baslerischen Culturgeschichte das Blatt, welches Drollinger betrifft, einer nochmaligen Ueberrechnung unterwerfen. Das Resultat aber einer sol-

chen wird um vieles günstiger, dem heimathlichen Stolze noch um vieles erfreulicher seyn als alle lobpreisenden Ausrufungen Sprengs: denn so erst kann und wird sich ergeben, daß zu den Schriftstellern, welchen die deutsche Litteratur ihre letzte und höchste Erhebung verdankt, auch unser Drollinger, zu den Städten, welche in der litterarischen Geographie als Ausgangspuncte neuer Bewegungen und Umwälzungen zu nennen sind, auch unser Basel mit gehöre. So glaube ich für den heutigen Vortrag die Theilnahme Ihrer Vaterlandsliebe ansprechen zu dürfen, und hoffe und erbitte mir von dieser diejenige Nachsicht, deren ich, nicht gewohnt als öffentlicher Redner aufzutreten, im vollsten Maße bedarf.

Karl Friedrich Drollinger war geboren zu Durlach am 26. Christmonats 1688, Sohn eines strengen, liebevollen, zärtlich geliebten Vaters, welcher damals das Amt eines Badischen Rechnungsrathes bekleidete. Bald nachher jedoch ward derselbe zum Burgvogte in der Herrschaft Badenweiler ernannt, und so geschah es, daß unser Drollinger, nachdem Erziehung und Unterricht im elterlichen Hause vollendet waren, im Jahre 1703 nach dem freundlich benachbarten Basel herüberzog um sich an hiesiger Universität nächst weiterer Betreibung derjenigen Wissenschaften, welche der philosophischen Facultät zugewiesen sind, namentlich dem Studium der Rechte zu widmen, letzterem unter väterlicher Leitung des Professors Joh. Jac. Battier. Die bescheidene Bedächtlichkeit, welche Drollin-

ger durch ſein ganzes Leben begleitete (ſein Wahlſpruch ſey geweſen „Eile mit Bedacht!") ließ ihn die Bewerbung um den Grad eines Licentiaten beider Rechte bis zum Jahre 1710, freylich erſt ſeinem 22. Lebensjahre, hinausſchieben; er erlangte denſelben mit rühmlicher Vertheidigung einer ſtaatsrechtlichen Diſſertation de Praescriptionibus inter gentes. Mit dieſem Beſchluß ſeiner academiſchen Studien war jedoch ſein Aufenthalt in Baſel nicht beſchloſſen: er ſollte unſrer Stadt für immer erhalten werden: darin trafen die Wünſche ſeiner treu anhänglichen Liebe mit dem Willen ſeines Landesherrn zuſammen, der ihm, zuerſt als bloßem Regiſtrator, worauf aber bald die Namen höherer Rangſtufen folgten, endlich der eines Hofrathes und geheimen Archivars, die Ueberwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachiſchen Hauſes anvertraute, welche ſeit der Einäſcherung Durlachs durch die Franzoſen (1689) in dem Markgräflichen Hof zu Baſel verwahrt wurden. Er pflegte dieſes Amtes mit treueſtem Dienſteifer; getrieben und unterſtützt von perſönlicher Neigung für die Alterthümer der Sprache und der Kunſt, insbeſondre für die Numismatik, brachte er nach und nach das Archiv, die Bibliothek, die Münzſammlung, die Kunſtkammer aus dem Zuſtande wüſter Verwirrung, in welchem ſie ihm übergeben worden, zur ſauberſten wohlthuendſten Ordnung und Ueberſichtlichkeit, und veranlaßte zuletzt noch den feſten und prächtigen Neubau des Palaſtes, den wir noch heut als eine der ſchön-

ſten Zierden unſrer Stadt und als nicht den unſchönſten Theil unſers neuen Spitales betrachten. Und ſonſt auch fand er mehrfache Gelegenheit die Liebe zum Fürſten und zum Heimathlande zu bethätigen. So bei den Anſprüchen die Baden-Durlach auf einige Aemter in Würtembergiſchem Beſitze machte; der Streit hatte ſchon lange Zeit unentſchieden geſchwebt: Drollingers ſtaatsrechtliche und archivariſche Gelehrſamkeit wendete ihn endlich zu Gunſten Badens.

Recht von Herzensgrunde aber war er doch der Stadt zugethan, hieng an der Stadt mit den tiefſten und zarteſten Wurzeln ſeines Lebens feſt, die ſeine Jugend gebildet hatte, und nun ſeine Mannesthätigkeit umſchloß. Hier hatte er ſeine liebſten, zum Theil ſchon im Knaben- und Jünglingsalter gewonnenen Freunde, hier einen Auguſt Johann Burkorf, Pfarrer zu St. Eliſabethen, mit welchem ſeine poetiſchen Uebungen, einen Benedict Stähelin, Profeſſor der Phyſik, mit welchem ſeine Liebhaberey für die Botanik, einen Joh. Rud. Huber, mit welchem als einem geſchickten Mahler ſeine kenntnißvolle Neigung zu den ſchönen Künſten ihn noch inniger verband; und auch außerhalb dieſes engeren Kreiſes trat dem frommen, gelehrten, emſig thätigen, überall mit Rath und That behilflichen Manne eine Liebe und Verehrung entgegen, welche ihn vergeſſen ließ, daß er von Geburt hier nicht zu Hauſe ſey, welche ihm Zeugniß gab, daß er, der Fremde, dennoch in den Herzen Aller das Bürgerrecht genieße. Die Gerichtshöfe trugen

kein Bedenken ihn gelegentlich um Rathschläge und Gutachten anzugehn, und die Regierung freute sich bei etwanigen Mißhelligkeiten mit dem Badischen Hofe jedesmal in Drollinger einen eben so wohlmeinenden als geschickten Vermittler zu finden. „Mehrenteils", sagt Spreng, „mehrenteils pflegt man in den freyen Städten, und also auch hier, die Fremden mit stolzen oder scheelen Augen anzusehen. Ganz anderst ergieng es unserm Wolseligen. Kinder und Greisen, Reiche und Arme stunden vor Ihm auf. Jedermann wollte Ihn kennen, lesen und hören; Jedermann konnte auch zu diesem Glücke gelangen, und seiner Zuneigung versichert seyn, der nur Künste, Tugend und unser Vaterland liebte. Kaum hatte ein solcher Dessen edles Herz geprüfet, so fand er Ihn, aus helvetischer Eigenliebe, auch würdig, ein Miteidsgenoß und ein nicht geringer Teil Basels zu seyn. Dessen Ehre war also unsere eigene und unsers Vaterlandes Ehre." „Schwärlich geht die Afterrede und Tadelsucht irgendwo mehr im Schwange, als allhier; und schwärlich wird sich auch der Unschuldigste unter uns berühmen können, daß er von selbiger immerfort verschohnet geblieben. Gleichwol hat unser Drollinger, und vielleicht der einige Drollinger, diesen Ruhm mit Sich in das Grab genommen, daß Ihm nicht nur von seinen hiesigen Nebenbürgeren die Acht- und Dreyßig Jahre hindurch, die Er unter ihnen zugebracht, nichts Ungleiches nachgeredt worden, sondern auch, daß Keiner

derſelben jemals Deſſen Namen anderſt, als mit ſonderbarer Achtung und Verehrung, angezogen."

Deshalb mag man auch gerne glauben, was eben derſelbe Redner von dem trauervollen Schrecken erzählt, der ganz Baſel ergriffen habe, da am erſten Brachmonats 1742 ein plötzliches Dahinſcheiden dem Leben Drollingers und ſeinen langjährigen Leiden am Halbkopfwehe, der ſchmerzlichen Frucht ſeines archivariſchen Fleißes, ein Ende ſetzte. „So bald erfuhr kein Bürger dieſe betrübte Zeitung, daß er ſolche nicht in der Beſtürzung Allen, die ihm vorkamen, und dieſe ſie hinwiederum ihren Nachbarſchaften kund machten. Alſo flog das eilige Gerüchte von Hauſe zu Hauſe, von Straſſe zu Straſſe, daß von ſelbigem, und zugleich von Leide und von Klagen, inner wenigen Stunden die ganze Stadt erfüllet war. Dergleichen Exempel, wenn wir ſolche Fürſten und gekrönte Häubter nur ausnemen, deren Stand und Fall uns ſehr nahe gehen muß, verſichert in Baſel noch von keinem Fremden jemals erhöret worden."

So ward ihm ſein längſt gehegter, oft geäußerter Wunſch erfüllt: er fand die letzte Ruheſtätte in ſeinem theuren Baſel; „ein ganzes Volk," heißt es bei Sprenz, begleitete die Leiche, die Leiche ſeines „getreuen Rahtes und Bürgers"; Brüder und Bruderſöhne (Weib und Kind hinterließ er nicht) ſetzten ihm einen Denkſtein; und ein Jahr nach dem Begräbnißtage erneuerte die Antrittsrede des erſten öffentlichen Profeſſors der deutſchen Bered-

ſamkeit und Poeſie das trauernde Gedächtniß des Freundes und Lehrers, des Begründers der deutſchen Geſellſchaft in Baſel, „des helvetiſchen Opitz.“

Dieſe Seite Drollingers, ſein litterariſches Leben und Streben, iſt uns jezo noch übrig insbeſondre zu ſchildern. Um ihn jedoch von dieſer Seite, ihn inmitten ſeiner Zeitgenoſſen, recht ins Auge faſſen und beurtheilen zu können, müſſen wir uns fürs erſte auf einen weiter zurückgelegenen Standpunct begeben, und von da aus nach und nach wieder heranzutreten ſuchen.

Bekanntlich iſt der ſogenannte Vater der deutſchen, d. h. der neueren deutſchen Poeſie Martin Opitz, ein Schleſier. In der That bezeichnet auch ſein Name und bildet ſeine Zeit, das zweite Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts, eine Hauptepoche der deutſchen Litteraturgeſchichte: denn in ihr ward zu dem ſtolzen Gebäude, deſſen Aufführung unſre Väter mit angeſchaut haben, der erſte Grund gelegt. Das ſechzehnte Jahrhundert hatte wohl die Sprache feſtgeſtellt, aber nicht die Litteratur: dazu war dieſe Sprache noch zu jung, die barbariſche Verwirrung des abtretenden Mittelalters noch zu nah, der Einfluß der neugewonnenen Lateingelehrſamkeit noch zu wenig in die gebührenden Schranken zurückgewieſen, noch zu ſchroff der Zwieſpalt zwiſchen der Poeſie der Gelehrten und der Poeſie des Volkes. Opitz war es, der in Gemeinſchaft theilweis noch begabterer Freunde zuerſt in dieſes Chaos Maß und Ordnung brachte, und die gährenden

Elemente hier sonderte, dort verknüpfte. Maß und Ordnung, das war sein großes, aber auch sein einziges Verdienst: er wußte der Aufgabe, die der neuen Litteratur gestellt war, nur noch von Seiten der Form beizukommen; wie denn auch das hervortretendste Ergebniß seiner Thätigkeit eine Umwälzung der Metrik war, diejenige Art der Verskunst, welche noch heute gilt. In die Tiefen aber des Inhaltes, des Stoffes, der Gesinnung griff er nicht. Arm an eigener Kraft und Fülle, wie er war, bedurfte er einer Anlehnung für die neugeschaffene Kunst; er suchte sie nicht in dem Volke der Heimath: denn diesem war er als Gelehrter entfremdet; er suchte sie im Auslande, in der antiken Litteratur, in der französischen, in der niederländischen. Daher die Pedanterey welche auch an den empfundensten Liedern der besten Dichter jener Zeit wie ein böser Mehlthau hängt, und selbst ihrem religiös-sittlichen Ernste gewöhnlich etwas Schiefes giebt; daher die Nüchternheit, welche die Empfindung überhaupt selten aufkommen läßt, und sich lieber begnügt mit kühlen Reflexionen. Und dennoch konnte diese Poesie die des Volkes erdrücken; dennoch ward der Gegensatz, der zwischen Gelehrsamkeit und Volksmäßigkeit bis dahin bestanden hatte, nunmehr so gelöst, daß der lebendige Gesang des Volkes, der alles besaß was zum Dichten erforderlich ist, nur seine Form, bis nah ans Verschwinden zurückgedrängt wurde, und an seine Stelle als einzig anerkannte Herrinn die Poesie der Schreibenden und Lesenden trat. Aber diese

hatte das Uebergewicht formeller Ausbildung. Ein hiſtoriſcher Wink, für jeden welcher meint, die Form ſey Nebenſache und wolle eben nicht viel bedeuten.

So beſaß nun Deutſchland eine Poeſie worin der religiöſe Sittenernſt der Reformationszeit, die Eleganz der Franzoſen, die Sauberkeit der Niederländer und die rhetoriſche Kunſt des griechiſch-römiſchen Alterthums eine ſeltne Verbindung feyerten. Indeſſen waren all dieſe Eigenſchaften doch mehr nur Aeußerlichkeiten oder Negativitäten, und bald mußte ſich ein Verlangen regen nach Ausfüllung derſelben, nach ſinnlicher Belebung, nach poſitiver Anſchaulichkeit. Ein richtiges, natürliches, nothwendiges Verlangen: aber auch dabei wiederum griff man fehl, und verlor ſich, indem man die künſtleriſchen Mängel der Opitziſchen Dichterſchule beſeitigen wollte, auf die bejammernswertheſte Art gleich weit von Kunſt und Sitte. Das Schellengeklingel abenteuerlicher Worte und Reime, womit die ſogenannten Pegnitzſchäfer den Glanz und Klang der Natur in die Poeſie übertragen ſuchten, war noch die geringſte Verirrung: Andre, an ihrer Spitze Hofmann von Hofmannswaldau, wälzten ſich ohne Ekel zu empfinden und ohne Ekel zu erregen in allem Wuſte der Fleiſchlichkeit, weil ſie in ihr die vermißte Sinnlichkeit zu finden glaubten; Wolluſt und Grauſamkeit, die gern mit einander gehn, herrſchten im Roman und auf der Schaubühne: Neroniſche Charactere wurden da mit Vorliebe behandelt, in einem Stile der ſeinen Urſprung theils aus den Tra-

gödien Senecas, theils aus den üppigen Liedern und Schäferspielen der Italiäner genommen hatte. Der Ernst, die sprachliche und sittliche Reinheit Opitzens und seiner Genossen waren dahin; nur die Pedanterie, der alte Erbfehler der gelehrten Deutschen, blieb bestehn, so unvereinbar auch grade sie mit allem Uebrigen scheinen möchte.

Dieser schmähliche Umsturz erklärt sich, sobald man beachtet, zu welcher Zeit er sich ereignete. Er begann mit Beendigung des dreißigjährigen Krieges. So lange der Krieg noch währte, blieben die üblen Wirkungen mehr auf der Oberfläche: den inneren Lebenskern des Volkes erreichten sie kaum: den hatten jetzt noch edlere Leidenschaften inne, religiöse Begeisterung, Vaterlandsliebe, Fremdenhaß, männliche Kriegslust. Deshalb war die Zeit des Krieges zugleich auch die Blütezeit der Opitzischen Schule, und deren Hauptstätten lagen grade in denjenigen Ländern, die von Mord und Brand am schwersten heimgesucht wurden, in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands. Als aber der Friede kam und mit dem Frieden die Demüthigung und Zersplitterung des Reiches, da erst kam auch die moralische Entnervung, und die fremden Heere aller Himmelsgegenden ließen auf dem verödeten Schauplatze ihrer Beutelust die Seuche jeglicher Verworfenheit zurück.

Indessen jeder Rausch nimmt zuletzt ein Ende, und auf den Taumel folgt die Ernüchterung, anfänglich zwar kein Gefühl der angenehmsten Art. So stellte sich mit

Ablauf des Jahrhunderts auch in der deutschen Litteratur die ekle Abspannung ein, bei aller Vielschreiberey eine matte gemüthlose gesinnungslose Verdrossenheit, und es gab, wie unter ähnlichen Umständen heut zu Tage, auch damals schon eine blasierte Salonslitteratur und der deutschlandsmüden und europamüden Schriftsteller genug. Es konnte nicht fehlen, die deutsche Litteratur hätte an und in sich selbst ersterben, das unterwühlte Fundament des Opitzischen Zeitalters wiederum brechen und sinken müssen, wenn nicht Gott, sichtlich einschreitend, sich erbarmt und mitten in dem wüstesten Elende Quellen der Rettung geöffnet hätte. Aber Er erweckte, nachdem die Theologie des siebenzehnten Jahrhunders zu dogmatisch und polemisch, eben auch zu formell gewesen war um lebendig ins Leben einzugreifen, in Spener und dem Pietismus die practischere Glaubensinnigkeit; er stellte ihr, als Ferment neuer Läuterung und Belebung auch des wissenschaftlichen Geistes, in Leibnitz und Wolff die Philosophie zur Seite. Der Philosophie und dem Pietismus, dem Trieb und Anstoß ihres langsamen, mannigfach erschwerten, aber um so tieferen Wirkens, schuldet unsre Litteratur die Wiederherstellung dessen, was schon Opitz inne gehabt, und die Hinzuerwerbung derjenigen Güter, die ihm noch gefehlt hatten: ihnen den erneuerten Ernst in Sitte und Religion, und nun endlich zu der Form auch den Inhalt und das Wesen.

Die ersten entscheidenden Merkmale des neuen Um- und Aufschwunges zeigten sich, während noch Günther,

der verlorene Sohn eines harten Vaters, wie ein schöner Morgenstern vom Himmel herabsinken mußte um seine und seines Zeitalters Sünden zu büßen: die ersten Merkmale des Aufschwunges zeigten sich unmittelbar nach einander an zwey Puncten, die, gleich Polen entgegengesetzt, der eine nördlich, der andere südlich, am äußersten Rande des deutschen Sprachgebietes liegen, zuerst in Hamburg, dann in der Schweiz; in Hamburg, wo die übeln Angewöhnungen einer schon länger dauernden litterarischen Thätigkeit hemmend in den Weg traten, mit geringerm Gewicht: mit stärkerem, nachdrücklicherem in der Schweiz, die seit der Reformationszeit beinahe gänzlich gefeyert hatte, und deshalb nun mit gleichsam ausgeruhten Kräften ans Werk gieng. An beiden Orten war die Bewegung, so erheischten es die Umstände, zugleich practisch und theoretisch: an beiden Orten Poesie in neuem Sinne, neuem Geiste, und neben den Schöpfungen der Kunst zugleich auch die Kritik: aber der südliche Dichter überflügelte den nördlichen, und während die Kritik des Nordens sich noch begnügte mit Epigrammenpolemik, machte die des Südens zu ihrem Zwecke schon die Herstellung einer positiven Kunstlehre. Die Hamburgischen Namen sind Brockes und Wernike: Wernike, der zuerst entschieden, scharf, ohne Scheu dem Unwesen der Poesie mit Epigrammen verneinend entgegentrat; Brockes ein beschreibender Dichter von maßloser Fruchtbarkeit, mit seiner teleologischen Auffassung der Natur, seiner pedantischen Pünctlichkeit in der Registrierung aller

Einzelheiten zwar für uns bald langweilig, bald lächerlich, den Zeitgenossen aber und ihrer Förderung durch die sinnliche und doch ehrbare Gegenständlichkeit deren er sich befliß von großem Werth und Nutzen. Das Schweizerische Gegenbild zu Brockes ist Albrecht von Haller, aber ein eben so viel größeres Gegenbild, als ein Landschaftsgemälde den Vorzug verdient vor einem Küchenstück, und metaphysische Betrachtungen über die Ewigkeit den Vorzug vor einer weitläuftig gereimten Auseinandersetzung des Nutzens, welchen die Gewächse eines Mistbeetes für unsre fünf Sinne haben. Wie neben Brockes Wernike, stunden in der Schweiz neben Haller als Vertreter und Träger der Kritik die beiden Zürcher Joh. Jac. Bodmer und Joh. Jac. Breitinger. Wenn schon diese auch bei ihnen sich gern in polemischer Form geltend machte, wie denn ihr Streit mit Gottsched, dem anmaßlichen Wortführer der principlosen Poesie und Poetik, zu den besprochensten Begebenheiten unsrer Litteraturgeschichte gehört: so hatte sie doch hier dem Wesentlichen nach eine entschiedene Richtung in das Positiv-theoretische. Frey von ausländischen Einflüssen waren allerdings auch sie noch nicht, und auch sie nicht frey von mancherley Fehlern und Mißgriffen. Aber während die norddeutschen Dichter dieser Uebergangsepoche es noch vorzogen, ihren Geschmack an der französischen Litteratur zu berichtigen, und Canitz z. B. ziemlich abhängig erscheint von Boileau, Hagedorn von La Fontaine, suchten die Kritiker von Zürich, mit dem Dichter von

Bern darin übereinstimmend, ihre Muster und Beweisstellen lieber bei den tief-ernsten Engländern, bei Milton und Pope, und die Lehren des Aristoteles galten ihnen bereits mehr, als wie Boileau die Poetik des Horaz in sein Französisch umgegossen hatte. Von Aristoteles hatten sie namentlich den Grundsatz, das Wesen der Kunst, auch das der Dichtkunst beruhe in Nachahmung der Natur: das Ungenügende dieses Satzes, das Bedenkliche seiner Consequenzen leuchtete ihnen nicht ein', obschon eine zweyte, ihnen eben so wichtige, an sich noch um vieles schiefere Lehre durch die Schwierigkeit ihrer Vereinbarung sie hätte stutzig machen sollen, die Lehre nämlich, daß der Zweck der Dichtkunst Erleuchtung des Verstandes und Besserung des Willens sey. Der nachahmenden Natürlichkeit wegen und wegen der darauf beruhenden Forderung der Einfachheit sagten sie sich allmählig vom Gebrauche des Reimes los, dieses altgewohnten characteristischen Schmuckes der modernen Poesie, und empfahlen durch Lehre und Beispiel die reimlosen Formen Englands und des griechisch-römischen Alterthums; und wiederum ihretwegen stellten sie unter allen Gattungen der Poesie das Epos obenan, als die einfachste schmuckloseste Nachahmung der Wirklichkeit; von besonderem Werth aber war ihnen die Fabel, weil ja hier neben dem epischen Elemente noch ganz unzweifelhaft die moralische und verständige Belehrung vorkommt. Hierin war ihnen Aristoteles keine Autorität mehr, der wie billig die krönende Vollendung der Kunst des Wortes im Drama erblickt; hierin

galt ihnen auch die historische Erfahrung nichts, und eben so wenig die auf der Erfahrung beruhende Divination: sonst hätte ihnen auffallen müssen, daß weder Opitz, ihr wegen seiner Reinheit und Lehrhaftigkeit so hoch empfohlener Opitz, weder er noch einer der Seinigen sich auf das Epos eingelassen, daß sie dagegen mit Vorliebe sich dem Drama zugewendet hatten; sonst hätte ihnen vielleicht auch vorgeahnt, was die Folgezeit bethätigen sollte, daß vor der neueren Litteratur als ihr Ziel, als ihre characteristische Aufgabe nächst der Prosa das Drama liege, nachdem das Epos mit der Poesie des Volkes längst schon dahingeschwunden ist.

Also die Kunsttheorie der Zürcher auch nicht frey von Fehlern und Mißgriffen: indeß schon ihr bloßes Vorhandenseyn war der gröste, der fruchtbarste Gewinn. Bis dahin hatte Deutschland nichts der Art besessen: denn so reich auch das siebzehnte Jahrhundert, Martin Opitz voran, und ebenso der Beginn des achtzehnten an Lehrbüchern der Poesie gewesen, von Kritik, von wahrer Theorie zeigte sich in all diesen keine Spur: sie giengen nur auf Aeußerlichkeiten der Form, waren die Wirkung und zugleich die immer wieder erneute Ursache des oberflächlichen, bloß formellen Treibens jener Dichterschulen. Jetzt dagegen ward, und jetzt zuerst mit wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung solcher Gegenstände, auf Inhalt gedrungen, auf eine Fülle des Stoffes, entnommen aus geistiger oder sinnlicher Wirklichkeit, auf eine Darstellung die einfach,

natürlich, dem Stoffe angemeſſen wäre. Auch das Moralprincip der neuen Kritiker war in ſeinen Wirkungen nur ein Segen für die Litteratur: unter anderen Umſtänden, als damals walteten, hätten ſie es vielleicht ſelbſt nie aufgeſtellt: damals aber galt es die ſtrengſte Reaction gegen die Sittenloſigkeit, und man konnte ſich des Erfolges dann nur ſicher glauben, wenn man einſtweilen nicht A B C ſagte, ſondern B C A, nicht das Schöne zuerſt und dann als nothwendig mit darein begriffen das Gute und das Wahre forderte, ſondern zuerſt das Gute, dann das Wahre, dann auch das Schöne.

Was aber ganz beſonders das Auftreten dieſer Männer zu einem hiſtoriſchen Wendepuncte macht, iſt das enge genealogiſche Verhältniß ihres Strebens und Treibens zu den nächſtfolgenden Haupterſcheinungen und Hauptperſönlichkeiten der deutſchen Litteratur. Denn wenn der Glaube an einen Gott im Himmel und eine Tugend auf Erden nun in Klopſtocks Munde die Worte rauſchender Begeiſterung fand; wenn Wieland ſeine jungen Flügel an ehrwürdigen Geſchichten des bibliſchen Alterthumes übte; wenn Leſſing kam um das Schwert der Kritik neu geglättet und geſchärft zu erheben, um den Deutſchen endlich eine Proſa zu ſchenken, endlich eine Schaubühne zu erbauen; wenn dieſe drey, jeder in eigenthümlicher Richtung, Klopſtock als lyriſches Gemüth, Wieland als epiſche Phantaſie, Leſſing als didactiſcher Verſtand, den Kreis der deutſchen Litteratur ſiegreich in alle Fernen dehnten: ſo hatte jeder von

ihnen mehr oder minder unmittelbar, zum Theil sogar durch persönliche Einwirkung, die erste Lehre, die erste Erweckung von den schweizerischen Kritikern empfangen; so hatten diese zuerst die Bahn gebrochen, diese in der Poesie Glauben und Sitte wiederum zu Ehren gebracht, diese den Epiker Englands als höchstes Muster hingestellt, diese zuerst für Dinge der Litteratur die Waffe wissenschaftlicher Erörterung geschmiedet. Das sollte die Schweiz, das sollte Deutschland nicht vergessen. Mit gerechter Freude blicken wir darauf hin, wie unsre Litteratur, die älteste der ganzen nachrömischen Welt, zugleich auch die jüngste derselben ist; wie ihre Anfänge um Jahrhunderte, um ein Jahrtausend weiter zurückreichen als die Anfänge der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur; wie sie noch einmal ein goldenes Zeitalter hat feyern dürfen, nachdem das goldene Zeitalter der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur längst schon verrauscht gewesen; wie also wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens das germanische Volk diejenige Stellung einnimmt, die ihm inmitten der germanisierten Welt gebührt. Mit Stolz und Freude blicken wir darauf hin: gedenken wir aber auch derer, welche mit wehrhafter Hand die Pforten dieser letzten Herrlichkeit geöffnet haben. Das Jahr 1840 ist durch mehr als ein Jubelfest bezeichnet worden: die ganze Nation hat ein neues Jahrhundert der Buchdruckerkunst, das preußische Volk die gleichmäßig durch Jahrhunderte getrennten

Regierungsanfänge dreyer Fürsten gefeyert: daß aber im Jahre 1740 die schweizerischen Kritiker ihre entscheidendsten Schritte vorwärts thaten, daß in jenem Jahre das goldene Alter unsrer Litteratur mit kühner Plötzlichkeit hervorsprang in die Weltgeschichte, diese säculare Erinnerung ist uns, sogar uns hier in der Schweiz, sogar den Zürchern entgangen. Noch aber darf es auch heute nicht zu spät seyn sie aufzufrischen: nennen wir heute denn mit Dank und Ehren die Namen jener Ahnen; und auch Drollinger sey mit genannt: denn er stand mit in der Reihe der Vorkämpfer, und es soll sein Schade nicht seyn, daß er beim Sturme der Königsburg in der Bresche schon gesunken ist.

Jetzt lassen Sie uns das Streben und die Leistungen dieses einen, uns zunächst angehörigen Mannes zum Gegenstande besondrer Betrachtung machen: jetzt, da wir den Boden kennen gelernt haben in welchem er wurzelte, die Luft in welche er hineinwuchs, vermögen wir es mit größerer Sicherheit.

Was sich schon vermuthen ließe, wird von Spreng ausdrücklich berichtet: in den Anfängen seiner Poesie hatte sich Drollinger auch noch an die Dichter der bösen Zeit gehalten, an Hofmannswaldau und an Lohenstein, den neronischen Tragiker des siebenzehnten Jahrhunderts; erst da er durch seinen Freund, den Professor der Rechte Nic. Bernoulli, mit Besters Schriften bekannt geworden, wandte er sich grundsätzlich von Jenen ab, und suchte von Besser und Conitz zu lernen was von ihnen zu lernen war. Er

wandte sich grundsätzlich ab: er vernichtete all seine Jugendversuche, er eiferte nun selbst gegen die sittenlosen und, wie auch er sie nennt, die verstiegenen Poeten: gleichwohl sind die Nachwirkungen der ersten Schule wenigstens im Stil auch der späteren Gedichte noch immer wohl bemerkbar: dieser ist keineswegs gänzlich frey von einer gesuchten Ungewöhnlichkeit, von einer zu hoch angeschwellten Anschauungs- und Ausdrucksweise: Fehlern die Lohensteins Namen sprichwörtlich gemacht haben. Viel weniger merklich ist Bessers Einfluß, wenn gleich Spreng einen solchen namentlich behauptet; jedesfalls war er bloß negativer Art: was hätte sich auch ein Drollinger Positives von diesem Dichter aneignen können, der doch nur ein andrer Hofmannswaldau war, freylich abgemattet und aus der schwülen Studierstube versetzt in die kühle Zuglust des Hofes; dem sein Herausgeber alles Ernstes und ganz der Wahrheit gemäß nachrühmen durfte, er habe „in seinen Versen so gewöhnliche und natürliche Redens-Arten gebrauchet, daß sie in ungebundener Rede weder natürlicher noch eigentlicher seyn können, ja der Poesie sich zu keinem andern Zwecke beflissen, denn nur dadurch zu einer desto geschickteren Schreibens-Art in ungebundener Rede zu gelangen." Etwas andres vielmehr ist es, was noch vom frühern Geschlecht und von der älteren Mitwelt her an Drollinger hängt, während er auch darüber selbst schon spottet: ich meine die Gelegenheitspoesie, die dienstwillige Verherrlichung von Alltagsereignissen in leeren oder gar unwahrhaften Phrasen.

„Iſts möglich, daß ihr eure Leyer
Bey einer jeden Kirchweih trillt?
Iſts möglich, daß von ſolchem Feüer
Euch nur die kleinſte Ader ſchwillt?
Criſpinus freiht: Glück zu dem Orden!
Suſanna ſtarb: Genad ihr Gott!
Johannes iſt Magiſter worden:
Ich wünſch ihm bald Verdienſt und Brot.
Da habt ihrs. Bey ſo ſchlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts beſſers ein.
Soll etwas meinen Geiſt ermuntern,
So muß es etwas gröſſers ſeyn.“

So Drollinger ſelbſt: und von ihm ſelbſt giebt es mehr als ein Leichen- und Gratulationsgedicht von viel weiter ausgedehntem Inhalte als bloß ſo einfachen Glücks- und Abſchiedswünſchen.

Erörtern wir jedoch ſtatt ſolcher Rückſtände des Alten lieber was unverkümmert neu an ihm iſt, worin er ſich entſchieden als Mitbegründer eines neuen Lebens zeigt, ſeinen Antheil an der vorher geſchilderten Umwälzung und hebung der Litteratur.

Seine Stellung in dieſer wird am richtigſten bezeichnet ſeyn, und es ergiebt ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe und ſeines litterariſchen Wirkens, wenn man ihn, der von Geburt kein Schweizer, und doch in der Schweiz, in einer Grenzſtadt derſelben eingewohnt war, als ein Mittelglied auffaſſt zwiſchen Deutſchland und der Schweiz, zwiſchen den brandenburgiſchen Pole-

mik und der Zürcherischen Kritik, als ein Mittelglied zwischen Brockes und Haller, jedoch so, daß er letzterem um ein gutes Theil näher zu stehn kommt. Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen ein Haller vor Haller.

Mit dem Hamburger Dichter gemein hat der Basleri-sche, ein eifriger und gelehrter Blumenliebhaber, die Freude an detaillierter Naturschilderung zum Lobe Gottes, der auch für die irdische Glückseligkeit seiner Menschen so mild und weise gesorgt habe: aber er wagt sich, wie bei sonst verschiedner Tendenz nach und mit ihm Haller, schon an die größeren Anschauungen mehr umfassender Landschaftsgemälde; und wie er den Bedürfnissen und der Lust der niederen Sinne keinen so freyen Spielraum vergönnt als Brockes, und der Natur lieber bloß das Gesicht und das Gehör entgegenträgt als auch den Geruch und den Geschmack: so sucht und findet er auch in den Bildern der Natur häufig schon erhabnere Bezüge als bloß die der gemeinen Nützlichkeit. Von der Spielerey mit mahlerisch klingenden Worten, die bei Brockes gar nicht selten ist, und diesen Dichter rückwärts an die Pegnitzschäfer anknüpft, von der Beleidigung der Kunst durch solche Nachahmung der Natur ist Drollinger gänzlich frey.

Aber nicht bloß in seinem Anschlusse an Brockes zeigt sich Drollinger mit dem älteren, norddeutschen Theile der litterarischen Bewegung verbunden. Schon vorher ist be-

merkt worden daß da zu Lande das einmal rege gewordene Bedürfniß nach Läuterung des Kunstgeschmackes vorzüglich bei den Franzosen Trost gesucht habe, bei deren Dichtern, deren Theoretikern, namentlich bei Boileau: das Beispiel der Höfe und zahlreiche Colonien französischer Flüchtlinge wiesen von dort aus nach Frankreich hin als dem Mutterlande aller feineren Bildung in Kunst und Sitte. Der gleiche Zug tritt uns, jedoch schon in gebührend untergeordnetem Maße, auch bei Drollinger entgegen, insofern auch dieser einige Stücke von Boileau und La Motte ins Deutsche übertragen hat: aber nur einige wenige, und dem Lobe das er der correcten Eleganz Boileaus und den Verdiensten zollt welche sich derselbe als Nachfolger Horazens um die Poetik erworben habe, ist bereits ein schalkhafter Spott beigemischt. „Wie oft" schließt eine größere dem Lobe Boileaus gewidmete Stelle in dem poetischen Sendschreiben an Sprenz,

„Wie oft nicht hat er uns beschämt,
Nur, weil er jenes Kunstgewebe
Mit Frankreichs Spitzen neu verbrämt!"

Bedeutender, selbstkräftiger, mehr mit ganzem Herzen bei der Sache ist Drollinger da, wo er die Schweizerische Seite der neuen Bewegung vertritt, wo er ein Verläufer Hallers ist und ein Verbündeter der Kritiker von Zürich. Auf dieser Seite liegen vor allem seine drey Oden Lob der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele und über die göttliche Fürsehung: Stoffe zugleich religiöser und metaphy-

sischer Natur, wie sie durch Leibnitz und Wolff, besonders durch des ersteren Theodicee, Lieblingsgegenstände des damaligen Denkens geworden waren, dergleichen auch Haller, der fromme philosophische Naturforscher und Dichter, mit characteristischer Vorliebe wählte. Aber Drollinger war darin selbständig, von Haller unabhängig; so mannigfach auch die Wärme dieser Dichtungen, die sich oft bis zu lodernndem Feuer erhebt, und die von aller Begeisterung nirgend gestörte Folgerichtigkeit des logischen Zusammenhanges an Hallers lehrhafte Poesie erinnern mögen: so hat doch beide nur der gleiche Strom getränkt, die gleiche himmelher brausende Lebensluft berührt, und der Zeit nach Drollingern früher als Haller; wie Spreng bezeugt, „selbiger sang später, obschon Er der Welt durch frühern Druck bekannt worden."

Auf demselben Gebiete, innerhalb derselben Art von Lyrik bewegte sich Drollinger auch mit seinen Verdeutschungen einiger Psalmen, obwohl ihm nicht entgieng daß er damit noch der Ungewohnheit und dem Widerwillen mancher Zeitgenossen verletzend entgegentrat; wie es denn in dem schon erwähnten Sendschreiben heißt:

„Noch Eines muß ich Dir gestehn;
Ich weiß nicht, darf ichs wol entdecken;
(Die kluge Welt wird sehr erschrecken:)
Ich finde Davids Psalmen schön. —
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache.
Da fuhr ich aus: Du arme Rott,
Du rühmst dich doch der Göttersprache,

So singe, kannst das, auch von GOtt.
Umsonst! du kreuchst in deiner Pfütze.
Wer zu dem nidern Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze,
Wo David seinen Donner fand."

Bestrebungen britischer Philosophen, welche neben der neuen Metaphysik Deutschlands, nicht gerade in freundlicher Verschwisterung einhergiengen, hatten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jenes Volk hingewendet, und so eine vertrautere Bekanntschaft auch mit dessen anderweitigem Leben und Treiben in Wissenschaft und Kunst eingeleitet: diese aber einmal eingeleitet, muste sich bei dem Sinne der jezt in Deutschland erweckt war, und bei dem tief gehenden Einklange deutscher und englischer Volksthümlichkeit alsbald die innigste Zuneigung begründen. Daher die entschieden englischen Sympathien der neuen Kritik und Poesie im Gegensatze zu den bereits veraltenden französischen; daher auch bei Drollinger neben den Resten französischen Einflusses überwiegender Einfluß Englands, Vorliebe besonders zu Pope und mehrfache Uebersetzungen aus demselben, unter denen die bedeutendste und umfangreichste der Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters ist, in ungebundener Rede, nicht wie das Original in Versen.

Es ist jedoch nicht bloß diese gemeinschaftliche Sympathie, welche Drollingers engen Zusammenhang mit der Schweizerischen Kritik beurkundet: er theilte als die nothwendig mit dazu gehörige Kehrseite auch die Antipathien

derſelben, und griff, in ihrem Sinne verwerfend, anſtreitend, Neuerungen vertheidigend, nach dem Maß ſeiner Kräfte mit in den Schwung der Ideen und der Thatſachen. Seiner ſpottenden Polemik gegen die verſtiegenen Poeten und die Gelegenheitsdichterey iſt vorher bereits gedacht worden; und wenn er eben dieſelbe nicht auch gegen Gottſched wendet, wenn dieſer ihm noch ein Mann iſt „den Phöbus kennt und liebet", ſo wollen wir darin nur eine ſchonende Berückſichtigung der Zuvorkommenheiten finden die Gottſched ihm erwieſen: die Deutſche Geſellſchaft zu Leipzig, deren Vorſteher der letztere war, hatte ihn im Jahre 1733 ſeiner Ode auf die Gottheit wegen zu ihrem Mitgliede ernannt. Zudem bezeichnet er Gottſcheden in Einem Athemzuge mit jenem Lobe doch ſchon als einen Mann der Vergangenheit, und verwundert ſich in verbindlicher Weiſe über einen Fortſchritt den derſelbe gemacht habe. Er ſpricht da (es iſt wiederum in dem Sendſchreiben an Spreng) vom Reime:

„O möchte doch ein deutſches Ohr
Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
Und wagen ſich mit freyen Tönen
Vor unſrer Muſen eckeln Chor.
Selbſt Gottſched hat es jüngſt gewagt,
Ein Mann den Phöbus kennt und liebet.
Doch, was mich inniglich betrübet:
Der Beyfall bleibt ihm noch verſagt."

Sonſt hatte Drollinger ſehr wohl den Muth ſich der Dictatur des Profeſſors von Leipzig zu entziehen, und trug kein Bedenken deſſen grammatiſcher Geſetzgebung zum Trotze gelegentlich Worte zu gebrauchen, die ein Preuße oder Meißner ſchwerlich für gut preußiſch und meißneriſch würde erkannt haben, z. B. von ſerbenden Blumen zu ſprechen und von gehöhlten Teichen; ſo daß wir einige Stellen ſeiner Briefe an Gottſched, wie z. B. „Ein gebohrener Schwabe zu ſeyn, und ſeine meiſte Lebenszeit in der Schweiz zugebracht zu haben, ſind wol nicht die Umſtände, welche zu einer reinen deütſchen Poeſie vieles beytragen können" oder „Es gehet aber bey einem betagten Schwaben ſchwär her, den alten Sauerteig völlig auszufegen, und hat er Zeit und Mühe dazu vonnöhten": daß wir alſo dieſe und dergleichen Phraſen wohl eben auch nur als Phraſen ſchuldiger Briefhöflichkeit anſehen dürfen.

Wahrhaft ergötzlich aber und ſo ſchlagend, als das bei einſeitiger Polemik möglich iſt, ſind Drollingers Ausfälle gegen den Reim und den ſeit Opitz oder vielmehr ſeit Weckherlin ſo allbeliebten franzöſiſch-deutſchen Alexandriner. Er hat dieſer „Tyranney der deütſchen Dichtkunſt" ein eigenes ſatiriſch-klagendes Gedicht gewidmet; das ich nicht umhin kann Ihnen vollſtändig mitzutheilen.

„Ihr Muſen helft! Der Verſe Tyranney
Iſt allzu ſchwär. O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja ſchon mit ſeinem Schellenklang
Der Feind von Geiſt und Witz, der Reim, zu lang.

Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die ſtrenge Herrſchaft bis auf uns erſtreckt.
Was ſchreibt doch noch der deutſche Dichter-Chor
Für eine Versart ſich zur Strafe vor;
Ein Teufelswerk, erdacht zu unſrer Pein!
Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat, je mehr ihm ſtets gebricht.
Zwölf Füße helfen ihm zum Laufen nicht.
Ihn macht dem Ohr kein Wechſel angenehm,
Und kein geſchicktes Maß dem Sinn bequem.
Er trabt betrübt daher mit ſchwerem Schritt.
Ein gleicher Tact beſtimmt ihm jeden Tritt.
Beym Sechsten ſtellt auch, wenn er laufen will,
Das ſtrenge Reimgeſetz ihn immer ſtill.
Vernunft und Witz entweicht vor ſeinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und, wenn ſein Tic und Tac beſtändig ſchallt,
Gleich einer Glocke, ſo entſchläft man bald.
Schau, wie ſo oft ein Dichter ängſtlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert ſich, verdreht, verſetzt, verſchränkt;
Der Sinn wird ſchwach; die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall fließt. Doch kan er nicht beſtehn.
Warum? Zween Füße fehlen noch zu Zehn.
Was iſt zu thun? Ein Flickwort kömmt herbey,
Daß die geſchworne Zahl nur richtig ſey.
Die Zahl iſt ganz. Das Werk will doch nicht fort.
Der Abſchnitt fällt nicht recht auf ſeinen Ort.
Nach langer Müh gebiert man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geiſt und Blut.
Und iſt ſie nicht an Kraft und Geiſte leer,

So zeigt ihr Leib den Zwang nur deste mehr.
Was Wunder! daß der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebände sich verlängst erkehr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnidt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so läuft, als hält."

Der behaglich-scherzende Ton dieses Spottgedichtes, die Mäßigung in welcher Witz und Laune sich hier geltend machen, müssen jeden überraschen der die sonstige Unbeholfenheit jener Zeit grade in Witz und Spott und Laune kennt. Die gleichen Vorzüge sind Drollinger aber sonst auch eigen, und seine wenigen Fabeln und Epigramme stellen sich dadurch in ihrer Art den Oden würdig zur Seite. Wie übrigens das eben verlesene Gedicht selbst schon die Form der in ihm empfohlenen italiänisch-englischen Versart hat, so ist auch eins der zierlichsten unter den beschreibenden, die Unschuldige Frühlingslust, des Versuches wegen wirklich in reimlosen Versen abgefaßt.

Bei der geringen Anzahl der Gedichte Drollingers, bei der großen Verschiedenartigkeit in Stoff und Darstellung die innerhalb dieser geringen Anzahl besteht, ist es schwer für uns, von seinem Wirken ein ganzes, vollkommenes, durch organischen Zusammenhang anschauliches Bild zu gewinnen, und ich fühle sehr wohl wie es auch mir nur gelungen ist verstreute Stücke zu geben. Gleichwohl ist ihm eine so bedeutende Stelle in der Geschichte

unſrer Litteratur zugewieſen worden; gleichwohl hat er in Baſel, in der Schweiz, in Deutſchland thatſächlich eine tief eingreifende, lang andauernde Wirkung geübt, und nah und fern nicht bloß bei Zeitgenoſſen die vollſte Anerkennung gefunden. Brockes, der Dichter Hamburgs, begrüßte den lebenden, beklagte den verſtorbenen; Bodmer in ſeinem Trauergedichte rechnete ihn zu den Wenigen, die Deutſchlands Stolz und Rettung ſeyen. Man erwäge jedoch daß in Zeitaltern wie damals eines über Deutſchland gieng, ſchon ein einziges Gedicht für ein Ereigniß gelten kann, wie ja auch die Leipziger bloß um des Lobes der Gottheit willen Drollinger zu ihrem Mitgliede ernannten; und daß für die Schweiz, namentlich aber für Baſel, die lückenhafte Vereinzelung ſeiner dichteriſchen Productionen ergänzt wurde durch den perſönlichen Verkehr, durch die ſtille Eindringlichkeit täglichen Redens und Handelns, durch die Fülle und das Gewicht eines ganzen wohlgeführten Menſchenlebens. Baſel aber hat damals, in jenen über Wohl und Wehe der Litteratur entſcheidenden Tagen durch Drollingers Verdienſt eine ehrenvoll einflußreiche Stelle behauptet: es ſtärkte die Zuverſicht der Zürcher, und gab ihrem Schaffen einen gewichtigen Nachdruck, daß ſie in Baſel, der altberühmten Univerſitätsſtadt, ſich von zahlreichen Bekennern gleicher Grundſätze unterſtützt wußten; daß ſich hier, zwar erſt nach Drollingers Tode, aber aus deſſen Freunden, und dem Weſen nach ſchon von ihm begründet, eine Deutſche Geſellſchaft bil-

dete, die im Sinne der neuen Zeit und für deren Zwecke thätig war. Und nicht bloß einzelne Männer hatte er gewonnen, nicht bloß einen gelehrten Clubb bilden helfen: ganz Basel lernte, wenn Spreng zu glauben ist (und warum nicht?) Interesse für die wiedererstehende Litteratur empfinden. „So gar auch bey unserm Frauenzimmer begonnte man seit den Drollingerischen Zeiten eine neüe Lehrbegihrde, einen neüen und bessern Geschmack wahrzunemen. Vorhin mußte sich dasselbige bald scheüen, belesen zu seyn, und eine Erkänntniß von bündigen Schriften zu haben. So bald aber einige Gedichte von unserm Poeten zum Vorscheine kamen, machte sich ein Geschlechte, wie das Andere, ein auserordentliches Vergnügen, und gleichsam ein Verdienst, daraus, selbige mit eigener Hand abzuschreiben, dem Gedächtniß und Gemühte einzuprägen, und bey Gelegenheit schickliche Stellen daraus anzubringen."

Ein Basler jedoch vorzüglich hat die ganze Richtung seines Lebens durch Drollinger empfangen, und eine Wirksamkeit nach dessen Sinne bis auf ein zweytes Geschlecht, bis in die Jünglingsjahre Isaac Iselins fortgepflanzt: es ist dieses der eben wieder genannte Johann Jacob Spreng, der ein Jahr nach Drollingers Tode die nahrhaftesten Früchte von dessen Leben erndtete, Früchte welche in erneuter Aussaat auch mir noch zu Gute kommen sollten, die Berufung an die neu gestiftete Professur der deutschen Beredsamkeit und Poesie. Freylich ist nicht zu läugnen, daß Spreng als Dichter trotz all seiner Fruchtbarkeit weit zurück

ſtehe hinter ſeinem Lehrer und Vorbilde, daß er auch als berathender Freund nicht zum beſten auf dieſen möge zurückgewirkt haben: die Spuren ſeiner eiteln Zudringlichkeit liegen jedem vor Augen in der Ausgabe von Drollingers Gedichten, die er und der Pfarrer Burtorf im J. 1743 beſorgt haben: indeſſen wir verdanken ihm eben dieſe Ausgabe; wir verdanken ſeiner Gedächtnißrede die Nachrichten über Drollingers Leben; wir verdanken ſeinem jugendfriſchen Muthe den kecken Ausſpruch manches Urtheiles über litterariſche Zuſtände und Perſönlichkeiten, welches Drollinger, obſchon eigentlich der erſte Urheber ſolcher Anſichten, doch bei ſeiner bedächtlich ſchonenden Weiſe nicht gewagt hätte in alle Welt hinauszuwerfen. So in der Zuſchrift die rückhaltloſe Auflehnung gegen Gottſched; ſo in einer Anmerkung zu Popens Kunſtrichter das nachdrücklich characteriſtiſche Wort „Der Anlaß kan ſich geben, da man keinen Vorgänger hat, und ſelbſten muß Vorgänger ſeyn.“

Woher nun — dieſe Fragen drängen ſich uns bei der jetzt erreichten Beendigung unſres Weges auf — woher die Errettung der deutſchen Litteratur, die Begründung eines neuen goldenen Zeitalters gerade durch ſchweizeriſche Kräfte? Woher nach Jahrhunderte langem Stillſchweigen dieſes laute Auftreten der Schweiz grade damals? Fragen, ſo unabweisbar ſie ſind, ſo ſchwer dennoch zu beantworten. Es liegt auch hier einer von jenen zahlreichen Fällen vor uns, wo die gewöhnliche Pragmatik ſich als ungenü-

gend, wo sich für ganze Völker und deren Geschichte als gültig erweist was Göthe schön von einzelnen Menschen sagt, daß immer noch etwas Anonymes dabei sey. So weit die benennbaren Größen ausreichen, wird die Erklärung folgende seyn; sie ergiebt sich ziemlich von selbst, sobald man den Character jener Umwälzung, ihre Vorgänge und Umstände zusammenhält mit der Volks- und Landesart der Schweiz und deren damaligen Geschichtsverhältnissen.

Die deutsche Litteratur war bis an den Rand des Unterganges zurückgesunken durch Sittenverderbniß, den unkriegerischen Nachlaß des dreißigjährigen Krieges; die Schweiz hatte letzterer wenig berührt, sie empfand auch in sittlicher Beziehung weniger von dessen Folgen: so konnte diesem Stamme vor allen übrigen des deutschen Volkes die Wiederherstellung der Litteratur am sichersten anvertraut werden: er brachte zu dem reinen Werke noch die unentweihtesten Hände. Den treibenden tragenden nährenden Grund der neuen Frühlingswelt gewährte die Erfrischung und Vertiefung des geistigen Lebens durch den Pietismus und die Philosophie: sie bereiteten den Weg der allein aus all dem Jammer führen konnte, den Weg neuer Religiosität und neuer Wissenschaftlichkeit. Den Schweizern aber war durch die Gunst ihres einfacheren Cultus, ihres von äußerem Formenwesen nicht so behelligten Bekenntnisses neben der Glaubensstrenge auch die Innigkeit des Glaubens unverloren geblieben, oder doch nicht in solchem

Grade wieder entfremdet worden als den übrigen Deutschen; und die wissenschaftliche Richtung fand namentlich in Zürich, dem alten Sitze eines gediegenen Humanismus, einen Anknüpfungspunct, wie kein andrer Ort ihn besser darbot. Insofern war, da doch die Litteratur zum Behufe neuer besserer Erziehung noch einmal in den Religionsunterricht und die Gelehrtenschule sollte und muste geschickt werden, dafür die Schweiz, wo nicht das fähigste, doch ein wohlbefähigtes Land: hatte der Boden auch eine Reihe von Menschenaltern hindurch brach gelegen, so war das für die neue Ansaat wahrlich kein Schade; konnte dieser Theil Deutschlands von Opitz an bis über ein Jahrhundert nach ihm sich auch nur dreyer des Nennens werthen Dichter rühmen, Simlers, Grobs und Reinholds von Freientahl, so brauchte er sich dafür auch keines Klai, keines Hofmannswaldau, keines Lohenstein zu schämen, und hatte nicht die Mühe diese erst wieder zu verwinden; ja der älteste jener drey Schweizer, Johann Wilhelm Simler, dessen Werke 1653 in Zürich bei einem früheren Joh. Jac. Bodmer erschienen sind, kann vielleicht auf das heilsame Moralprincip der Zürcherischen Kritiker als erster Ahnherr nicht unbegründete Ansprüche machen: denn er schon hatte in ausgesprochenem Gegensatze zu den deutschen Dichtern seiner Zeit die Lehre hingestellt: „Das abschen eines rechtschaffnen Christenlichen Poeten sol fürnemlich gerichtet seyn auf den nutzen; und die belustigung. Auf den nutzen dergestalt, daß des Allerhöchsten Ehre durch seine

Gedichte befördert; der nächst und er selbs erbauet: auf die belustigung; daß seine Verse nicht allein lieblich klingen, sonder auch von solchen erfindungen und worten seyen, daß dardurch auch der kluogen verstand belustiget und geschärffet werde."

Endlich ist noch ein Moment zu beachten. Gleich bei der ersten Regung neuen Lebens, in Hamburg, hatte die Poesie aus dem richtigen Bedürfnisse sinnlicher Anschaulichkeit nach landschaftlichen Stoffen gegriffen: auch deshalb traten alsbald die Schweizer hinzu, und lösten Hamburg ab, und nahmen das Werk in ihre Hände. Denn Landschaftlichkeit jeglicher Art ist zu allen Zeiten eines der Hauptmerkmale unsrer Provincialpoesie gewesen: wie bei den Minnesingern des Mittelalters, wie im siebenzehnten Jahrhundert bei Simler, so auf Anregung des Hamburgischen Dichters nun bei Haller und Drollinger, so in allen folgenden Jahrzehenden bis auf unsre Tage bei Geßner, Salis, Usteri, Hebel, Fröhlich. In welchem Lande sonst hat auch diese Richtung der Poesie so viel natürlich nothwendiges? in welchem sonst gewährt eine grose und anmuthige Natur so den verschönernden Hintergrund alles Lebens?

Ich kann nach diesem Versuche pragmatischer Begründung die Rednerstätte nicht verlassen, ohne von der ruhmreichen Vergangenheit den Blick noch auf Gegenwart und Zukunft zu wenden, mit Empfindungen, ich weiß selber nicht ob des Hoffens, ob der Furcht und des Zweifels, sicherlich aber der reinsten treuesten Liebe.

Wohl ist die Poesie, die vor sechs Jahrhunderten schon mit segentriefendem Fittich über diesen Gauen geschwebt hat, wohl ist sie ihnen auch heute noch nicht entflohen, und die Schweiz ist wie in der Wissenschaft so auch in der Dichtkunst mit Namen geschmückt, deren Glanz vor keinem des nachbarlich verwandten Nordens erbleicht. Denn es fließen hier der Kunst noch unerschöpfte, stäts unerschöpfliche Quellen in einer großen Vorzeit, in einer reichen Natur, in einem durch freyere Verfassung entfesselten Geistesleben. Aber verhehlen wir es uns nicht: jene Namen stehn verlassen, vereinsamt da; dem Rufe des Dichters antwortet nur spärlich jenes Verständniß, jene Anerkennung, jene Begeisterung, die allein seine Brust zu unermüdetem Sange stärken und lüften mögen, wie das Echo des Waldes die Nachtigall zu immer neuen, immer schöneren Liedern reizt. Die Poesie ist hier nur wenigen noch ein Schmuck des Lebens, noch wenigern ein Lebensbedürfniß. Was aber ist es, das diesem schönen Lande den alten Gast zu entfremden droht? Drey tief einfressende Uebel: die Schweiz theilt sie mit der gesammten jetzigen Welt: aber auf keinem Lande lastet ihr Druck so schwer als auf der Schweiz: dieser eng begrenzte Bund, so viele noch enger begrenzte Freystaaten er in sich schließt, eben so viele Heerde bietet er auch jenen Uebeln dar um ihr verzehrendes Feuer zu entzünden. Unglaube, Radicalismus, und ein im irdischen Stoff gefangener Gewerbsfleiß: wo diese drey, wo auch nur eins von diesen zu unbestrittener Herrschaft gelangt ist, da muß es der Poesie

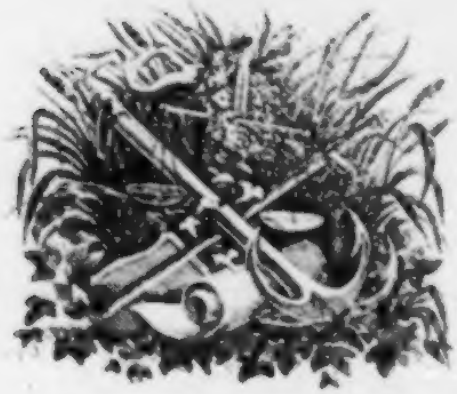
unheimlich werden; da graut ihr; da verſtummt, da entflieht jede Liederkehle wie aus verpeſteter Luft. Oder ſollte die Kunſt ſich noch einmal herabwürdigen zur Hochzeitsgratulantinn und zur Klageſrau der Leichenbegängniſſe? ſollte ſie, die freye, von der Unfreyheit ſich dingen laſſen um mit täglich neuen Variationen die Marſeillaiſe aufzuſpielen? Denn ſolche Dienſte möchte man ihr da vielleicht noch abfordern, und höchſtens ſolche. Da ſey aber Gott vor! Nein, wünſchen wir, die mit noch undurchbrochenem Damme ein ruhiger Hafen birgt, wünſchen wir nicht bloß, hoffen wir auch das Beſte! Noch hat vor der Zeit, die Gottes iſt, kein Werk der Lüge, der Lüge weder des Unrechtes noch der Glaubensloſigkeit, Stand gehalten; allgemach wird auch der Gewerbsmaterialismus der beſſeren Einſicht weichen müſſen daß der Stoff dem Geiſt diene, nicht der Geiſt dem Stoffe, und es wird jener Wiſſenſchaft, mit der allein die Poeſie ſich verbündet, an deren Hand ſie vor einem Jahrhundert die Laufbahn ewigen Ruhmes betreten hat, zu freyer Entwickelung der Raum fürder nicht verkürzt, nicht verkümmert werden.

Zeitgedichte

von

Wilhelm Wackernagel.

Mit Beiträgen von Balthasar Reber.



Basel,
Druck und Verlag der Schweighauserischen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute,
Wann sie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten?

Logau.

Alles was Federn hat fliegt hoch.

ll gutes Land,
Kaum will das Band
Sich lockern nur ein wenig,
Drin du manch Jahrhundert lagst,
Schweigend unterthänig:

Und gleich im Trab
Gehn auf und ab
Wer weiß wie viel der Zungen,
Ach! und machen nun an uns
Ihre Redübungen;

Und emsiglich
Bewegen sich
Und schreiben tausend Hände,
Ach! und täppisch bringen sie
Nichts zu rechtem Ende.

In Land und Stadt,
Was Federn hat,
Fliegt doch unaufgehalten:
Sonst war das ein Kinderspiel,
Jetzt ein Spiel der Alten.

Und leider geht's
Den Alten stets
Wie dort im Spiel den Jungen:
Manches Thier mit Füßen vier
Hat sich mit erschwungen.

Das schreit nun auch,
So wills der Brauch,
Darein aus voller Kehle:
„Platz, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!“

Nun denn, ihr Herrn!
Da nah und fern
Von Süden bis gen Norden
Federspiel und Federkiel
Flügge sind geworden:

Und bald erschallt
Der Dichterwald
Mit rauschendem Geschmetter,
Wie wenn all sein Laub und Blust
Wären Zeitungsblätter:

So gönnet Platz
Bei Fink und Spatz
Auch einer alten Ammer,
Die zwar nie bezwitschert hat
Badens zweite Kammer:

Die frisch und frei
In all den Schrei
Aus all den tausend Neuern
Schlägt ein Freiheitslied, das nicht
Ist von heut und gestern.

Erstes Buch.

1830—1833.

Frankreich, Deutschland, Polen,
Schweiz.

An die deutschen Dichter.

Seht vom Munde nun die Floten,
Legt die Lauten aus der Hand!
Seht ihr nicht den Himmel rothen
Wechselstreitend Blut und Brand?

Fort mit euren Rosenkränzen:
Andre Zierden thun euch Noth:
Denn es streicht zu andern Tänzen
Nun der alte Meister Tod.

Heuer ziemt der Dichtergilde
Schwert zur Hand und Harnisch an,
Daß der Flammenschein vom Schilde
Funkelnd wiederleuchten kann.

Worte ziemen euch, die wettern
Wie ein Schwert im Schlachtengang:
Tone ziemen euch, die schmettern
Wie der Kriegsdrommeten Klang.

Zierlich lispelnd, zärtlich raunend
Gienget ihr ſo manches Jahr:
Jetzt mit lautem Ruf poſaunend
Schreit' einher die Prieſterſchaar!

Laßt es tonen, laßt es drohnen!
Blaſet, blaſet, daß es gellt,
Daß in Schutt ob ihren Söhnen
Jericho zuſammenfällt!

Allzufrüher Frühling.

Offenbare Verſchwörung und Empörung
Iſt, ſo weit ich nur ſchaue, rings im Werke,
Hochgefährliche. Wem nur mag es gelten?
Nun, dem Winter, dem kürzlich reſtaurierten,
Mit der weißen Kokard' und weißen Fahne.
Und wer hat ſich verſchworen? wer empört ſich?
Ach, ich nenne ſie dir nur mit Entſetzen.
Räthſt du, wer an der Spitze ſteht? Der Himmel!
Mit dreifarbiger Fahne kam er Morgens,
Roth am Saum und darüber blau, dazwiſchen
Weiße Streifen. Sogleich hat auch die Erde
Aufgeſteckt die Kokarde, die veroont war,
Ein dreifarbiges Veilchen. Und ein neuer
König iſt proclamiert: man nennt ihn Frühling.
Weh, es fliehen die Garden ſchon des alten.
Scheidend ſagt er „Ach geh ja gerne, gerne:
Nehmt zum Könige nur da meinen Enkel,
Dieß unſchuldige Kind, das kleine Merzchen!"
Nichts da! Alle begehren nur den Frühling:
„Fort den Winter! und fort den Merz! wir wollen
Den vollſtändigen, unverkurzten Frühling."
Meinethalben! es kommt euch nach: es läßt ſich
So leichtfüßig der Merz nicht überſpringen.
Hütet eueres allzufrühen, hütet
Des vollſtändigen, unverkurzten Frühlings!

Feſtſpruch auf Friedrich Wilhelm.

Nach lauter Luſt und frohen Scherzen
Vergonne nun ein Wort dem Ernſt,
Da du von dieſer Zeit der Schmerzen
Vergeblich deinen Blick entfernſt:
Auch durch geſchloßne Augenlieder
Brennt ſtechend dir der rothe Schein:
Verſuche freudenvolle Lieder:
Es ſchreit die Welt ein Weh darein.

Gewaltig ſelbſt ſich überſtürzend
Geht der Geſchichte Wellenſchlag:
Heut Knoten löſend, morgen ſchürzend,
So drängt ſich haſtig Tag auf Tag:
Man ſcheut zu hoffen, daß der Morgen
Die letzte frohe Loſung bringt:
Man betet nur mit tauſend Sorgen,
Daß unſer Kiel die Flut bezwingt.

Wer hilft dem ſchwer bedrängten Schiffe
Durch dieſen ängſtlich wilden Sturm?
Hier lauern Wirbel, dorten Riffe,
Und keine Leuchte ſtrahlt vom Thurm.
Wer iſt der Mann, ders ſicher wendet,
Und herrlich weiter führen kann?
Wer iſt, wer iſt, von Gott geſendet,
Der hochbegabte Steuermann?

So nenn' ihn, dem kein Herz verloren
In dieser großen Trübsal bebt,
Dem treu zu sein die Pflicht geschworen,
Den Liebe doppelt treu umwebt;
So nenn' ihn, daß wir Heil ihm singen,
Der Becher ihm zu Ehren klingt,
Für den wir gern die Schwerter schwingen,
Wenn er voran die Fahne schwingt.

Götterdämmerung.

Der Wolf ward euch beſchwerlich:
Da fienget ihr ihn ein:
„Er iſt uns zu gefährlich:
Er muß gebunden ſein.“
Daß er ſich ließe zwingen,
Und wurde fromm und brav,
Gabt ihr ihm noch zu ſchlingen
Der Heerde beſtes Schaf.

So lag er nun gebunden,
Und knurrte nur für ſich.
Wie ward zu dieſen Stunden
Den Schafen wonniglich!
Sie giengen an der Weide,
Und graſten ruhig fort,
Befreit von allem Leide,
Geſichert vor dem Mord.

Nun hütet euch, ihr Schaflein!
Das Band hat ſich gelupft:
Ihr Fürſtlein und ihr Gräflein!
Der Wolf iſt losgeknupft.
Bald kommt er angeſprungen,
Und ſchonet euer keins:
Da wird von ihm verſchlungen
Noch eins und aber eins.

Es iſt mit ſolchen Wolfen
Nun einmal ſo bewandt:
Mit Schafen dreimal zwölfen,
Da ſind ſie bald zu Rand,
Wenn nicht ein Hirt den Schafen
Zur Seite geht und wacht:
O weh! wer nimmt die Grafen
Und Fürſten nun in Acht?

Iſt euch nie kund geworden,
Ihr Herren, jener Sang?
Es droht' ein Wolf im Norden
Den Göttern Untergang.
Den Göttern wars beſchwerlich:
Da fiengen ſie ihn ein;
Der Wolf war zu gefährlich:
Gebunden ſollt' er ſein.

Daß er ſich ließe zwingen
An Kett' und Eiſenband,
Gab ihm getreu zu ſchlingen
Ein Gott die rechte Hand.
Was halfen alle Bande,
Seit er einmal verſchlang
Des Einen Hand zum Pfande
Für Aller Untergang?

So ließet ihr auch ſtecken
Die Hand, und habt den Stumpf:
Bald kommt der Wolf mit Schrecken

Und holt zur Hand den Rumpf.
Ihr Lämmer, ihr verirrten,
Habt Acht, o habet Acht!
Sucht einen starken Hirten,
Der über Alle wacht!

Frau Freiheit.

Einſtmals legt' an ſich ein Ritter
Einer Königinn Gewand:
Als Frau Venus hoch ſtolzierend,
Ritt er wohlgemuth turnierend
Von Friaul zum Böhmerland.

Zoge Freiheit jetzt die Straße,
Käm ſie wahrlich nicht ſo weit:
Eh ſie einen Schritt gegangen,
Wäre die ſchon eingefangen:
O der ſchlimm verkehrten Zeit!

Ueberm Rheine ruft nun Etwas,
Das ſich für die Freiheit giebt.
Kennt ihr nicht den Hahn erkennen,
Der, zu geil für ſeine Hennen,
Fremde noch zu treten liebt?

Laßt ihr euch nicht willig treten,
Legt er ſelber wohl ein Ei:
Iſt die Schale dann zerbrochen,
Kommt ein Baſilisk gekrochen,
Und zerſticht euch krank und frei.

Wenn ſie nicht von Süden kommen,
Kommen darf von Weſten nicht,

Ach von wannen? Denn es lechzet
Nur nach Freiheit, Freiheit ächzet
Was mit deutscher Zunge spricht.

Dort von Osten, mit der Sonne,
Geht der neuen Freiheit Bahn:
Nicht aus den Gefilden Neußens:
Mit der Mauerkrone Preußens
Ist sie festlich angethan.

Als der Sieg die jungen Flügel
Ueber Deutschlands Bannern schlug,
Flog er auch desselben Weges:
Darum wandelt dieses Steges
Nun die Freiheit auch mit Fug.

Eine nur muß ihr als Schwester
Gehn zur Seite treu gepaart:
Einheit, die mit festem Bande
Oestlich, westlich alle Lande
Wie ein Bündel Pfeile wahrt.

Wen ihr gern zum Schirm und Hüter
Dieser Frauen ausersieht?
Den die Krone schmückt am Riemen,
Dem mag auch der Stuhl geziemen,
Der im Dom zu Aachen steht.

An Friedrich Wilhelm.

Haben denn vergeblich Jene,
Deren Ruhm auf uns noch erbt,
Von der Memel bis zur Seine
Jeden Schritt mit Blut gefärbt?
Trugen über Deutschlands Gränzen
Sie die Waffen blank und scharf
Darum, daß nach ihren Kränzen
Nun der Franke greifen darf?

Haß du darum deutsche Erde,
Edler König, nur befreit,
Darum die entweihten Heerde
Deutscher Sitte neu geweiht,
Daß die Schaar verzagter Täuber
Wieder aus einander stiebt,
Wenn es wieder einem Räuber
Deutschlands Herr zu sein beliebt?

Nach dem Schild der Hohenzollern,
Sieh, wie Aller Augen schaun!
Nirgend einen ehrenvollern
Giebts in allen deutschen Gaun.
König Friedrich Wilhelm, wag' es,
Setze Deutschlands Kron' aufs Haupt,
Das so manches großen Tages
Ew'ger Blätterschmuck umlaubt!

Rheinweinlied.

Die ihr euch bemüht und fleißet,
Daß ihr deutsches Land zerrücket,
Wie ihr zupft und zerrt und reißet,
Nimmer ists euch voll gegluckt:
Habt ihr auch das Reich gebrochen,
Stehn die Berge fest im Grund,
Und die deutschen Reben kochen
Rache noch und Schwur und Bund.

Reben von des Rheines Borden
Bis zur fernen Ungermark:
Alle sind von Einem Orden,
Alle deutsch und alle stark:
Deutsche Rebe hier in Sachsen,
Deutsche Rebe dort am Main:
An der Alpe selbst erwachsen
Ist ein guter deutscher Wein

Die ihr trauet, euer Glaube
Wird zu Schanden bald gemacht,
Wenn ihr schleunigst nicht die Traube
Auszurotten seid bedacht:
Denn es schwebt ob ihrem Schaumen
Immerdar ein guter Geist,
Der Erfüllung unsern Träumen,
Unserm Kummer Trost verheißt.

Denn des Oeſterreichers Klage
Klingt uns fort und fort ins Ohr:
„Denkt ihr wohl noch jener Tage,
Da ein Kaiſer Treue ſchwor?“
Aber Moſel, Rhein und Eifel
Sind mit gutem Troſt bereit:
„Laſſet Bangigkeit und Zweifel!
Eure Zukunft iſt nicht weit.“

An der Moſel, an dem Rheine,
An der Ahre grünem Thal,
Wo die Fürſten aller Weine
Reift ein gnäd'ger Sonnenſtral:
Dort, ja dort ſoll dir entbrennen,
Deutſches Reich, ein neuer Stern,
Und aufs neue wirſt du nennen
Einen Kaiſer, Einen Herrn.

Die beiden Schwerter.

Zwei Schwerter pflagen manches Jahr
Die ganze Welt zu richten,
Und was zu krumm dem einen war,
Das half das andre ſchlichten:
Des Kaiſers Schwert, des Pabſtes Schwert:
Vom Himmel fielen beide:
Kein Schmied auf Erden iſt gelehrt
Zu ſchaffen ſolch Geſchmeide.

Wo ſind ſie nun zu dieſer Frſt
Die hochgepreiſten Wehren?
Verroſtet und zerbrochen iſt
Das ein' und arm an Ehren:
Verloren und vergraben liegt
Das andre tief im Sande,
Seit ſich ein Kaiſerhaupt geſchmiegt
Ins harte Joch der Schande.

Doch hoffet, hofft! der Himmel fügt
Noch ihren Lohn der Treue,
Und aus der Erde wird gepflugt
Das alte Schwert aufs neue.
Schon Einer kam und fand den Ort,
Schon ſprühten helle Funken:
Er ſah ſich um: da war der Hort
Nur tiefer noch verſunken.

Königinn Sonne.

Es ward der Sonne zu einſamlich
Da oben im Blauen:
„Ihr Sternlein alle, und wer will mich
Flugs haben zur Frauen?“

Vor Schrecken fiel auf die Erd' ein Stern,
Und begann zu erzählen:
„O denke, die Sonne will einem Herrn
Und Gemahl ſich vermählen.“

Die Erde erhub ein Zetergeſchrei
Um dieſe Geſchichte:
„O weh! nun iſts mit mir armen vorbei,
Nun geh ich zu nichte.

Eine Sonne, die hilft und frommt,
Und muß mich beglücken:
Doch wenn ſie nun Kind auf Kind bekommt,
So brenn' ich zu Stücken.

Kommt nun Frau Sonne, und hintendrein
Noch ein Dutzend von Sonnen,
So bin ich von all dem gnädigen Schein
Zu Aſche verbrunnen.

Großmächtigſte Sonne, ich flehe dich
Demüthig getreulich:
Und wird dirs auch etwas einſamlich,
Ach, bleib jungfräulich!

Was ware denn auch für Freude dabei,
Auf Aſche zu ſcheinen?
Ach, Sonne, höre mein Wehegeſchrei,
Mein Klagen und Weinen!"

Die Sonne hatte ein Einſehn gleich,
Und ſprach gar gnädig:
„Liebes getreues Erdenreich,
Wir bleiben ledig."

Spielmannslohn.

Großes Feſt begieng der Kaiſer
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiſer,
Schilde wurden nicht geſpart:
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.

Wer die Geige ſtreichen lernte,
Oder Gauklerkünſte pflag,
Wohl ein Tag der vollſten Erndte
Ward ihm dieſer Freudentag:
Heut im Schloſſe
Gab man Kleider ihm und Roſſe.

Zwiſchen zwei gar weiſen Leuten
Saß zu Tiſch der Kaiſer werth,
Die Geſetz und Recht zu deuten
Meiſter waren wohlgelehrt.
Zu den beiden
Sprach er „Wollet mich beſcheiden!

Alles neiget meinem Schwerte,
Alles beugt ſich meiner Hand:
Was ich wolle, niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land:
Meine Rede
Schaffet Frieden, ſchaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gottes wegen
Angethan mit ſolcher Macht?
Hat der Herr ſo reichen Segen
Kaiſerkronen zugedacht?
Sagt, ob ihnen
Alſo muß die Erde dienen?"

„Gottes Will' iſt, was ihr wollet"
Sprach der Meiſter linker Hand.
„Gotte zollet, wer euch zollet:
Euer iſt von Gott das Land.
Der euch fronte,
Wollte, daß euch Alles frohnte."

„Wehe, wehe dieſem Worte!"
Sprach der Meiſter rechter Hand.
„Wehe, wenn dieß Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
Herr, o leihet
Mir die Ohren, und verzeihet!

Euer Recht iſt nur das Rechte,
Euer Unrecht iſt kein Recht:
Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geſchlecht.
Die Gewichte
Prüft er, daß er beiden richte.

Wenn ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,

Weh, ſo ſchadet's eurem Heile,
Daß ihr ie zur Krone kamt:
Auch des Zornes
Denket einſt der Herr voll Zornes."

Sinnend ſprach der gute Kaiſer
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hier ein Weiſer, dort ein Weiſer,
Beide treu und wohlgelahrt;
Einem Reden
Will ich lohnen ſeine Reden.

Der du ſagſt, mein Wille gelte,
Wenn er Gottes Wille ſei,
Daß ich dankend dir vergelte,
Gieb du der Geſetze drei,
Du ſtatt meiner:
Und ich weiß, die ſchilt mir keiner.

Doch der ſagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürſtenhand die gnadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
Roß und Kleider
Geh und nimm und freu dich beider!"

Penelope.

Ach ihr armen, armen Freier,
Die ihr freit, um frei zu ſein!
Ei wie hübſch Penelopeia
Doch verſteht das Weben, eia,
Und das Trennen hintendrein!

„Sachte, ſachte, liebe Knaben!
Morgen iſt auch noch ein Tag.
Nicht das haſtig abgekürzte,
Nur das ſorgſamlich geſchürzte
Giebt ein Band, das halten mag."

„Guten Morgen! Seht, noch immer
Rückt die Arbeit nicht furbaß —
Gelt, ihr ſeid darum nicht böſe?
Weil ich dieß und jenes löſe
Um zu weben dieß und das."

Webe, webe, liebe Spinne!
Spinne, liebes Käpelein!
Bis ſie alten und erkalten:
Und du weiß, die kalten Alten
Denken ſchwerlich mehr ans Freun

Der begrabene Hund.

„Die Propagande! da haben wirs!
Da liegt der Hund begraben!
Es nistet hier, es quillt von hier:
Nun werden wir
Doch endlich Ruhe haben, ja haben.

Denn fängt man nur und hängt man nur
Die saubre Propagande,
So schlägt man auch für alle Zeit
Und Ewigkeit
Den Freiheitsschwindel in Bande, ja Bande."

So denkt und sprecht und macht ihrs recht:
Wollt ihr Exempel haben?
Ein Oesterreicher (ihr kennt die Herrn)
That einst gar fern
Verreisen bis nach Schwaben, ja Schwaben.

Und als er an die Donau kam,
Wohl an die Donauquelle,
Da schob er just wie eine Thür
Seinen Fuß dafür:
Ei was ein kluger Geselle, ja Gselle!

Nun werden bald die Wiener bald
Kein Tropflein Donau haben:
Und keiner weiß den rechten Grund!
Hier liegt der Hund
Unter meinem Fuße begraben, ja begraben."

Eine Klosterbibliothek.

„Ceciderunt in profundum“ —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
„Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Ceciderunt in profundum.“

Für die Libri die Liebhaberei,
Woher ſie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber libri, die ſind ja nicht hie:
Hier iſt ja nur Liber Liberi.

Unſre Folianten und
Unſre Quartanten und
Unſere Taſchen-
Ausgaben ſind rund:
Tonnen und Fäſſer und Flaſchen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und ſind doch fleißige Leſer:
Sie ſtudieren gar zu gern:
Drum tragen ſie allzeit Gläſer.

Das Eine ruhm ich ganz beſonders:
Ich habs erprobt, und denke deß:
Es ſind die Bücher ſammt und ſonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die von ſich ſelber trunken wiegt,
Drin eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas.
Die iſt vor allem reichlich:
Hier ein kraftiges herbes Naß,
Dort eines ſuß und weichlich.

Lesarten wirſt du auch, Gott helf!
Die beſten nur entdecken:
Von der Leſe des Jahres elf
Stehn Bücher in allen Ecken.

Der Styl iſt klar und flußig,
Und ſchon und deutlich die Lettern:
Man wirds nie uberdrußig,
Zu ſolchen Büchern zu blattern.

Und leſ ich den, meine Seele hupft,
Weil der den blubenden Styl verſteht:
So wie man nur den Zapfen lupft,
So ſpringt hervor ein ganz Bouquet.

Hier mocht' ich ein Professor sein,
So würd' ich profitieren,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos studieren.

Gebet eines Katholiken.

Fällt denn nun der arme Pabſt
In die Hand der Diebe,
Der du ihm die Schlüſſel gabſt,
Thu nur eins zu Liebe!

Daß man die, in mein Gebet,
Ihm nicht ehr entführe,
Als wenn eben offen ſteht
Deines Himmels Thüre.

Sonſt gelangt auf ewig kein
Ehriſt zu jenem Orte,
Und nur Reyer ſchleichen ein
Durch die Hinterpforte.

Der Papagoy.

Die neue Zeit will neuen Ton:
Sie hört nicht länger auf dein Pochen.
Was ſoll dein Schild? ſeit Jahren ſchon
Iſt dir im Heft das Schwert zerbrochen.

Der du ein Greis am Stabe weinſt,
Und eine Sprache ſprichſt von weiland,
Vernimm! Seefahrer trafen einſt
Weit, weit im Meer ein wüſtes Eiland.

Todt war das ganze Volk: jedoch
Es lebt' in einem Papagoye
Die ausgeſtorbne Sprache noch,
In ihm nur auf der ganzen Oye.

Das war recht hübſch, und was er ſprach,
Man hat es ſorglich aufgeſchrieben;
Doch iſt der bunte Schwätzer nach
Wie vor ein Papagoy geblieben.

Der Nagel.

Das Eisen wollte fallen
Vom Huf dem flücht'gen Pferd:
Da hat ein guter Nagel
Das Fallen ihm gewehrt.

Beinahe, daß den Reiter
Der Feind gefangen nahm:
Des Pferdes Sprünge machten,
Daß er von dannen kam.

So kam er hin gelaufen
Zum hohlen Berg des Graus:
Da saß er ab, und baute
Sich Wall und Thurm und Haus.

Das Haus war so gewaltig,
Darein er sich gesetzt:
Der ganze Gau gehorchte
Dem Reitersmann zuletzt.

So kams von einem Nagel,
Daß unser Reitersmann
Sich Haus und Land und Leute,
Den Adel auch gewann

Du hoher Herr von Adel,
Wenn du's bedenken willt,
Muß du die Nägel ehren
Zu meinem Wappenschild.

Du darfst mir nicht verachten
Dieß Zeichen, das dich mahnt
Von wessen Kraft du wurdest
Vielschuldig, hochgeahnt.

Die drei Stände.

Kommt das Reich der tauſend Jahre?
Will die goldne Zeit uns nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einſt die erſten Menſchen ſahen?

Soll ein König wieder Vater
Gleicher freier Kinder werden?
Sollen länger keine Knechte,
Keine Edlern ſein auf Erden?

Wißt ihr, wie die Stände wurden?
Hört, ein altes Lied verkündigt,
Daß einmal ein mächt'ger Aſe
Mit drei Weibern hat geſündigt.

Knechte zeugt' er mit der erſten,
Von der zweiten kamen Freie,
Aus der dritten ſproß der Adel:
Dieſes ſind die Stände dreie.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Alle drei von gleichem Saamen,
Gleich vor dem, aus deſſen Hüfte
Alle drei den Urſprung nahmen.

Knechte, Freie mit den Edeln,
Streng gesondert alle dreie:
Denn es war ein Gott, deß Willen
Schied den Adel, Knechte, Freie.

Daß ich euch der alten Sage
Rechte Deutung weiter kunde:
Von der Gottheit kam die Gleichheit,
Doch die Scheidung von der Sunde.

Knechte, Freie mit den Edeln:
Sagt, wo blieb ein Glied der Dreiheit?
Auf der halben Erde seh' ich
Jetzt nur Adel noch und Freiheit.

Denn die Knechte sind getreten
Aufwärts in der Freien Verbündung:
Und so hat das Volk zur Hälfte
Schon gewonnen die Entsündung.

Einen Schritt noch, und gefunden
Ist der Weg zum vollen Glücke:
Ach, wann kehrt zur alten Einheit
Auch der dritte Theil zurücke?

Ach, wann wollen auch die Edeln
Frei nur sein, und wann verwinden
Daß die Menschen bis aufs letzte
Ihres Ahnherrn Sunde tilgen?

Wohl, man kundets ſchon im Lande,
Daß uns bald die Zeiten nahen,
Wie in ungetrübter Einfalt
Einſt die erſten Menſchen ſahen.

Der von Stretlingen.

Es war ein edler Ritter
Vom guten Schweizerland,
Er dient' in Englands Heere,
Stretlinger zubenannt.

Gegen den von Frankreich
Lag Engelland im Feld:
Da war von guten Rittern
Schier eine ganze Welt.

Da meinten weiſe Leute,
Es wäre Schade drum,
Wenn ſo viel gute Ritter
Hier ſollten kommen um.

Zwiſchen beiden Fürſten
Sie ſchufen den Vertrag,
Sie ſollten Friede halten
Bis auf den andern Tag.

Da ſollt' ein Ritter kommen
Aus jedwedem Heer:
Die ſollten beide kämpfen
Im ritterlicher Wehr.

Und welcher da gewonne,
Des König hätt' den Sieg:
So war' auf Eine Stunde
Zu End der ganze Krieg.

Dem König der Franzosen
Stellt sich ein Mann geschwind:
Der war so stark alleine,
Wie sonst zween Männer sind.

Da war bei dem von Engelland
Zu Kampfen jeder Held:
Keiner mochte treten
Gegen Den ins Feld.

Da bat den Streitinger
Der König also sehr,
Bis er endlich legte
An sich die Ritterwehr.

Er ging und suchte im Felde
Den Widersacher sein:
Der war noch nicht gekommen:
Im Warten schlief er ein.

Zuletzt kam der Franzose,
Und sah ihn, wie er lag:
Da war der starke Ritter
Mit einem Male tod.

Er dachte: „Kann der ſchlafen,
Eh nur der Kampf beginnt,
So iſt er auch ſo tapfer,
Daß er den Sieg gewinnt.“

Da ritt er flugs zurücke:
„England hat den Sieg!“
Als Stretlinger erwachte,
Da war zu End der Krieg.

Man mochte wohl noch heute,
Daß du der Sitte pflägſt,
Und wenn der Feind dir nahet,
Schweiz, im Schlafe lägſt.

Daß du dein Schwertlein weheſt,
Deß ſind die Herrn nicht froh;
Gleich fraget der von Oeſterreich:
„Was wappneſt du dich ſo?“

Da fragt auch der von Neußen:
„Was ſtehſt du ſo bewehrt?“
Da fragt auch der von Preußen:
„Was willſt du mit dem Schwert?“

„Du ſtehſt in unſerm Schutze,
Du ſtehſt in unſrer Hut:
Drum kannſt du ruhig ſchlafen,
Du gutes Schweizerblut.

Stretlinger hats gewonnen,
Derweil er ſchlafend lag:
Drum kannſt du ruhig ſchlafen
Bis an den jüngſten Tag."

Der Storch.

Ich ſah von meines Daches Giebel
Nur Aergerniſſe fort und fort:
Schon ſprachen Kinder bei der Fibel
Von Rebellion ein irrend Wort:
Am Munde ſtarb der Kuß den Bräuten,
Weil ihren Schatz die Trommel rief:
O wie nun gar den alten Leuten
Das Herz von Hader überlief!

Ich ſah hinab von meinem Neſte,
Und ſahe nur mein Ungemach.
Die Menſchen halten nicht mehr feſte:
Wie ſoll nun halten gar mein Dach?
Sonſt jagte man auf Wolf' und Füchſe:
Jetzt ſchießt der Baur den Bürger todt:
Wer ſichert mich, daß ſeine Büchſe
Nicht auch den treuen Storch bedroht?

Auch du, mein Schwälblein an der Mauer,
Nun rechne länger nicht auf Treu!
Du übeſt auch in ſtiller Trauer,
Des Wirthes Fluchen macht dich ſcheu,
Und fürchteſt auch, daß ſeine Buben
Die Leiter ſetzen an das Haus:
Wo ſie die Frommigkeit begruben,
Da treibt man wohl auch Schwalben aus.

Noch iſt der Sommer nicht verfloſſen,
Noch blickt die Sonne mild und warm:
Sie ſchwebt empor und ſcheint verdroſſen
Auf all den Harm, daß Gott erbarm!
Sie weilte gern dort hinterm Hügel:
Sie flohe, wenn ſie konnte fliehn:
Geſellinn, ſpreite deine Flügel,
Und laß uns ſtill von dannen ziehn!

Der gefangene Hase.

Im Walde war es sauer schon,
Nun wirds im Felde bitter:
Den Jägern bist du kaum entflohn,
So fangen dich die Schnitter.

Ein Bauerninnge sperrt dich ein:
O armer, armer Hase!
Wo bleiben nun im Sonnenschein
Die Sprüng' im grünen Grase?

Es geht nicht eben an die Haut,
Doch darf es dich verdrießen:
Nun muß du um ein Stielchen Kraut
Zehn Burzelbäume schießen.

Ob dich ein Thier, das beißt und bellt,
Ob nur ein Mensch dich quäle,
's ist überall gleich schlimm bestellt
Um eine Hasenseele.

Die drei Tauben.

(Aus der griechischen Anthologie.)

Zween Brüder kamen vor Gericht
Zu klagen und zu ſchworen;
Der eine war taub, der andre war taub,
Der Richter konnte nicht hören.

Der eine ſprach: „Er will mir nicht
Für das Haus die Miethe bezahlen.“
Da ſprach der andre: „Herr Richter, wißt,
Ich hab' es bei Nacht gemahlen.“

Der Richter entſchied: „Was ſoll der Streit
Unnütz noch länger währen?
Da ſie euer beider Mutter iſt,
Müßt ihr ſie auch beide ernähren.“

Die Bäume.

Ob in des ganzen Landes Raum
Dir Freiheitsbaum' ein andrer gleiche:
So wollen fragen wir die Eiche
Und fragen dort den Apfelbaum.

Obs fester sich im leichten Staub,
Ob tief im Grunde fester fusse,
Und ob der frischen Luft zum Gruße
Nicht besser taug' ein frisches Laub.

Und fragen dort, die ungehärmt,
Die Kinder, feiern ihre Feste:
Den Vogel auch, der hoch im Neste
Die Schaar der Jungen singend wärmt.

So wollen fragen wir im Augst
Den Ackersmann, den muden Wandrer,
Ob besser du als je ein andrer
Zum Schatten und zur Labe taugst.

So wollen fragen wir im Herbst
Die Bauern, ob du etwa reicher
Für ihre Keller, ihre Speicher
Mit Früchten deinen Wipfel färbst.

So wollen fragen wir den Wind:
Der wird es doch zuletzt entscheiden,
Ob beßer von den Bäumen beiden
Die kahlen oder grünen sind.

Weiß und Roth.

Weiß und Roth, den beiden Farben
Müssen all die andern weichen:
Unter welchem andern Zeichen
Sah man schneiden solche Garben?

Unterm lauten Ruf der Horner
Gehn die Schnitter hier und schneiden,
Und sie thun zugleich die beiden,
Mähn die Halme, sän die Korner.

Freiheit soll die Wurzel schlagen
Aus den Kornern, die sie säten:
Statt der Halme, die sie mähten,
Soll der Acker Freiheit tragen.

Sagt, wer sind die wackern Schnitter?
Bürger aus der Städte Mauern,
Und aus Wald und Feld die Bauern,
Und die Schaar der edlen Ritter.

Wer der Arbeit nicht gewohnte,
Gieng nur frisch dahin und lernte,
Bis er in der großen Erndte
Auch des Halmchens nicht verschonte.

Und die Sensen fahren sausend,
Und die Sicheln schneiden bitter,
Gleich als gienaen statt der Schnitter
Hier der Tode hunderttausend.

Denn es gilt, daß aus der Erde
Man das Unkraut alles rode,
Oder selber bis zum Tode
Von ihm überwuchert werde.

Saat, wo sahet ihr solch Schneiden?
Sahet so die Garben fallen?
Herrlich vor den Farben allen
Stehen Weiß und Roth, die beiden.

Weiß und Roth, die beiden Farben,
Führ, o Herr, zu gutem Ende!
Nimm, o Herr, in deine Hände,
Die im blut'gen Schneiden starben!

An die Unbefriedigten.

Hörst du nicht ſchrein, o Mutter,
Dein Kind in Hungersnoth?
Schaff deinem Küchlein Futter,
Schaff deinem Kinde Brot!

Die Mutter hat den Acker
Zu aller Saat beſät,
Und emſiglich und wacker
Nach Monden fünf gemäht.

Sie wollte nimmer ſtocken,
Sie wollte nimmer ruhn:
Gedroſchen war der Rocken:
Zur Mühle gieng ſie nun.

Sie trug in ihrem Sacke
Ein feines Mehl nach Haus:
Nun iſt es Zeit, ich backe
Und mache Brot daraus.

Sie knetets gar geſchwinde,
Sie buk ein ſchönes Brot,
Und brachts' es flugs dem Kinde:
Das war ſchon lange todt.

Genugs eueres Beliebens,
Und genugs nach eurem Rath,
Die edlen Polen trieben's,
Wie jene Mutter that.

Euch wär' es recht, nun ſetzten
Die Herrn ſich an den Tiſch,
Und hätt des Schwertes wetzten
Sie einen Federwiſch.

Und theilten ihre Felder
Den Bauern aus in Ruh,
Und gäben auch der Wälder
Ein Stücklein noch dazu.

Und gäben dann auch Wieſen
Dem frei gewordnen Knecht,
Und Heerden noch auf dieſen
Nach Billigkeit und Recht.

Unterdeſſen rückte
Der Feind nur immer her,
Und was der Herr zerſtückte,
Das hätt' er ſchon nicht mehr.

Wo ſind der Bauern Felder?
Wo iſt ihr freies Land?
Die Felder und die Gelder
Sind längſt in Feindes Hand.

Welch Glück, daß Polens Edeln
Auf Andres sind bedacht,
Als was in müß'gen Schädeln
Ihr träumtet über Nacht!

Jetzt gilt es nur zu schwingen
Das Schwert in Todesluſt,
In Feindesreihn zu springen
Mit fromm geweihter Bruſt.

Es gilt ein Lanzenwerfen,
Das siegesmuthig sauſt;
Die Sense gilts zu schärfen
In ungewohnter Fauſt.

Vergessen iſt des Standes:
Nicht Knechte giebts noch Herrn;
Das Heil des Vaterlandes,
Das iſt ihr aller Stern.

Hoch über allen Rechten
Geht dieses Sternes Schein:
Den Herren wie den Knechten
Iſt dieses Gut gemein.

Iſt Polen erſt gerettet,
Dann iſt die rechte Zeit,
Daß man den selbſt entketten
Der Alle hat befreit.

Kein Edler wird verneinen
Sein Recht dem Bauernſtand:
Dieſelben Sterne ſcheinen
Auf deutſch und polniſch Land.

Was wars denn, das den Segen
Zu dieſem Kampfe ſprach?
Die Zeit, die allerwegen
Des Bauers Feſſeln brach.

Herbſtklage.

Klaget nicht, daß auf den Feldern
Stirbt der Blumen muntrer Schein,
Daß verſtummt ſind in den Wäldern
Nachtigallenmelodein;
Singet buntgeſprengten Nelken
Nicht ein ſeufzend Scheidelied:
Laßt die Blumen immer welken:
Solcher Dinge viel geſchieht.

Klaget lieber, daß den Auen
Heuer je ein Frühling kam,
Daß die Erde ſonder Grauen
Frühlingskleider an ſich nahm,
Daß mit buhleriſchen Blicken
Sie den Himmel angelacht,
Daß man ſah die Blumen nicken
Und den Wald in grüner Pracht.

Wahrlich, beſſer ihm geſtanden
Hätt' ein ſchwarzes Trauerkleid:
Denn es iſt in allen Landen
Trauer, Trauer weit und breit:
Mit des Zornes voller Schale
Flog ein Engel durch die Welt:
Wehe! klingts durch alle Thale,
Wehe, weh! in Wald und Feld.

Um ein Volk, das frei der Scheide
Hat sein Schwert und ungeschreckt
Hat zu einem großen Eide
Haupt und Hand emporgereckt,
So die Burger, wie der Adel,
Und der Bauern treues Blut,
Zu bewahren ohne Tadel
Ihrer Herzen höchstes Gut.

Nicht mehr gilt es frei zu leben:
Nur um einen freien Tod
Hat dieß Volk sich hingegeben
Seiner tausendfachen Noth;
Nicht, daß an der alten Gränze
Sich aufs neu sein Adler spreizt:
Makellose Todtenkränze
Sind es nur, wonach es geizt.

Löwenherzen! vor den Fahnen
Liegt noch manches grüne Reis:
Nennet froh die blut'gen Bahnen
Nach der Ehren letztem Preis!
Wandle, heil'ge Lämmerheerde,
Bis ihr eure Nacken beugt,
Vor den Völkern aller Erde
Blutend für die Freiheit zeugt!

Diese Helden zu betrauern
Oeffne weit das Thor, o Herz!
Sage nicht vor Leid zu schauern,

Nimm den ganzen vollen Schmerz!
Wenn die Auen neu ſich färben,
Klag' um dieſes Volkes Noth!
Wenn die Blumen wieder ſterben,
Klag' um dieſer Helden Tod!

Flaggenwechsel.

Woher, wohin, du schnelles Schiff?
– Ich komme mit vom Zeitungsstrande.
Der Teufel ist in Warschau los,
In Warschau, nicht im Polenlande.

Da hat der Pöbel rebelliert,
Wahnsinn'ge Knaben an der Spitze.
Warum? wozu? das weiß ich nicht.
Je nun, sie büßen noch die Hitze.

Woran gebrachs den Polen denn?
Sie hatten alles, was sie brauchten.
Nun leidet noch das ganze Volk,
Weil Zwanzigen die Köpfe rauchten.

Und auch gesiegt, sie hatten Recht,
Wenn sie's nur recht zu machen wußten!
Ade, ade! nun laß mich ziehn
Und Botschaft sagen an den Russen.

—

Woher, wohin, du schnelles Schiff?
– Ich komme mit vom Zeitungsstrande.
Welch tapfres Volk die Polen sind,
Und wie getreu dem Vaterlande!

Wie alle für die Freiheit ſtehn!
Man ſagt es noch in ſpäten Tagen:
Hier haben ſie 10,000 Mann
Und 30,000 dort geſchlagen.

Ja, Heil dir, tapfre Ritterſchaft!
Und Heil dir, wackrer Bauern Treue!
Der weiße Adler lag im Staub:
In Blut verjüngt er ſich aufs neue.

Zweikopfig Unthier, fleuch zurück!
Du darfſt dich hier nicht länger bruken!
Ade, ade! nun laß mich ziehn
Und Botſchaft ſagen an den Russen."

—

Woher, wohin, du ſchnelles Schiff?
„Ich komme auf vom Zeitungsſtrande.
Man hörts von Tag zu Tage mehr,
Wie ſchlimm es ſteht im Polenlande.

Umſchloſſen iſt die Hauptſtadt rings:
Sie unterliegt in kurzer Stunde:
Die neue Freiheit taugte nichts,
Sie ſtand auf einem ſchlechten Grunde.

Wenn nicht der Adel ſeine nur,
Nein, auch der Andern Freiheit wollte,
Da mocht ich ſehn, wer dieſem Volk
Nur irgend widerſtehen ſollte!

Nun wird am ganzen Volk gestraft
  Des einen Standes frech Gelüsten
Ade, ade! nun laß mich ziehn
  Und Botschaft sagen an den Russen."

So nehmt denn das, wie's grade geht,
  Zu eurer Meinung Norm und Regel,
Und wendet, wie er eben bläst,
  Nach jedem Winde flugs die Segel!

Und habet jederzeit zur Hand
  Die eine Flagge wie die andre,
Daß an den Mast die eine geht
  Und gleich darauf die zweite wandre!

Ihr seid des Zornes drum nicht werth:
  Ihr lebt von Tage nur zu Tage;
Ihr seid nur da, daß euch ein Hauch
  Von einem Theil zum andern trage.

Doch Jene haßt mein ganzes Herz,
  Die frech es stempeln zum Systeme,
Daß man den jedesmal'gen Stand
  Der Dinge für den rechten nehme:

Die, wenn die Knechtschaft wirklich ist,
  Sie klüglich nennen das Vernünft'ge:
Das Recht sei wahr, das Recht sei recht,
  Und Trug ein jeder Blick ins Künft'ge.

Schlägt Knechtſchaft dann zur Freiheit um,
So meint ihr, daß es wohl genuge,
Wenn ihr erklärt: Nun zeigt es ſich,
Die Knechtſchaft war nur eine Lüge?

Ihr ſteht noch auf der Hälfte Wegs,
Könnt ihr zur Stunde nicht erklären,
Ob ſchon geboren hat die Zeit,
Ob nur begonnen zu gebären.

Ja, ſind die Dinge längſt geſchehn,
Und längſt gedruckt in tauſend Bänden,
Da wißt ihr ſtäts: So wars nicht recht,
So mußt' es ſich vernünftig wenden.

In dieſer Zeit, wo jeder Tag
Den Blick euch ändert und erweitert,
O daß ihr nicht mit eurem Schiff
Nach langem Schwanken endlich ſcheitert!

Wiegenlied.

Noch iſt Polen nicht verloren,
Wenn auch jetzt ſein Banner ſinkt:
Hör' es, Kind, das ich geboren,
Kind, das meinen Buſen trinkt!

Hör' es, Fleiſch von meinem Fleiſche,
Blut von meines Herzens Blut!
Weiß du, welchen Lohn ich heiſche
Für die treue Mutterhut?

Als dein Vater ließ das Leben,
Fiel das Schwert ihm aus der Hand.
Kind, du ſollſt es neu erheben
Für das arme Vaterland.

Kind, nach deines Vaters Bilde
Iſt dein Antlitz ausgeprägt:
Ja du biſts, der im Gefilde
Wieder hoch die Fahne trägt

Unter lautem Waffenklange
Hat dein Vater dich gezeugt:
Unter kriegeriſchem Sange
Hab' ich dich zuerſt geſäugt

Ewig ſoll in deine Ohren
Schrein und mahnen jener Ton:
Was dein Vater hat geſchworen,
Mach' es wahr, getreuer Sohn!

Hor' es, Kind, das unterm Herzen
Schon verwaiſt die Mutter trug!
Hor' es, hor' es, Sohn der Schmerzen,
Deſſen Vater man erſchlug!

Fragſt du, Knabe, nach dem Grabe,
Wo man ihn begraben hat?
Werde ſtark und fromm, mein Knabe!
Ueber Leichen geht der Pfad.

Niobe.

Wie unter ſeinem Flügel
Ein Huhn die Küchlein wärmt,
Saß auf der Kinder Hügel
Die Mutter abgehärmt.

Nicht klagte mehr, noch weinte
Ihr unnennbares Weh,
Vor Herzeleid verſteinte
Die ſtolze Niobe.

Die ſicher thronend lachten,
Die Zeit kam allgemach,
Da ihre Stühle krachten
Und ihre Krone brach.

Sie ſanken: das alleine
Verſtand und lebte fort:
Verzaubert tief im Steine
Der Mutter Klagewort.

Das ewige Wort.

Bin ich nur ein wahres Wort,
Werd' ich nie zu Schanden:
Alle Zeiten daur' ich fort
Und in allen Landen.

Reiß du mir die Blätter ab:
Das iſt nicht mein Ende:
Unverhofft der dürre Stab
Fällt dir in die Hände.

Wirf du in die Flamme mich,
Brenne mich zur Aſchen:
Glaube mir, ich werde dich
Doch noch überraſchen.

Geh nur hin! ich fliege doch
Dir als Staub ins Auge,
Werde dir als Stäubchen noch
Drin zur ſcharfen Lauge.

Der Eichbaum.

Pflanzt einen Eichbaum über das Grab mir hin,
Der fröhlich rauſchend mir in der Ruh der Nacht
Erzähle, wie von Wald zu Walde
Männlicher Muth und die Freiheit wohne.

Dann duld' ich gerne, daß mir ein Ackersmann
Den Sand der Gruft mit klingendem Pfluge bricht,
Und gern, daß eines Hirten Lämmer
Weiden die Gräſer an meinem Grabe.

Doch wehe, weh euch, wenn mir das dunkle Blatt
Mit leiſem Seufzen böſere Kunde bringt:
„Noch immer ſind wir Eichen feſter,
Treuer als jene, die wir beſchatten.

Die Berge ſtehn noch: aber die Menſchen ſind
Schon langſt gekrauchelt über den eignen Fuß;
Und Freiheit iſt nur bei den Vögeln,
Welche geboren im Laub mir niſten."

Schwert und Feder.

Tenzone.

Streitende: Wilhelm Wackernagel,
Karl Joseph Simrock;
Richter: Adelbert von Chamisso.

Wilhelm.

Joseph, nun zieh' ich vor dein Haus,
Und schlag' ans Thor, und rufe dich zum Streit heraus:
Freund Joseph, komm und sei zum Kampfe wacker!
An meiner Hüfte klirrt das Schwert,
Und munter weht die Fahn' am Schaft; es schnaubt das Pferd
Und drückt den Huf unruhig in den Acker.
Wer unterliegt, der zürnet nicht: leicht tröstet sich jedweder,
Warf Freundes Arm ihn auf den Sand.
Ich frage dich, antworte du und sprich zur Hand:
Ist mehr das Schwert zu ehren? mehr die Feder?

Joseph.

Ich öffne, Wilhelm, dir das Thor:
Da stehst du unberitten, stehst zu Fuß davor:
Es schnaubt kein Roß, es klirren keine Sporen;
Nicht Schwert noch Lanze giebts zu sehn:
Nur eine Fahn' am Schaft der Feder seh' ich wehn;
Sie reitet auf dem Sattel deiner Ohren.
So hast du, seh' ich sonnenklar, der Feder dich ergeben,
Und sprichst dem Dienst des Schwertes Hohn.
Das Gastrecht schützet dich: sonst lehrt' ich dich zum Lohn
Das Schwert verehren, dem die Reiche beben.

Wilhelm.

So lobe du den grimmen Sturm,
Wo auf den Menschen Feuer speit der gift'ge Wurm,
Und manchen Frühling vor der Frucht beendigt:
Wo dornisch sich das Eisen rächt,
Das ihm der Mensch geboten hat „Nun sei mein Knecht"
Und seinen Trotz mit Feuersglut gebändigt.
Ich lobe mir die goldne Zeit, wenn aus des Krieges Brünsten
Verschonert Stadt um Stadt erblüht,
Harmlos das Schwert als Sens' und Pflug zu Felde geht:
Dem Frieden Lob, und Lob des Friedens Künsten!

Joseph.

Den Frieden dankst du nur dem Schwert,
Das dort den Feind des Staates Grenzen achten lehrt,
Hier niederzwingt der Meutrer freche Rotte,
Und wenn Gewalt das Haupt erhebt,
Die Tyrannei im selbstgeschurften Grab begräbt:
Sonst wurden Freiheit und Gesetz zum Spotte.
Als gegen Volkes Recht und Heil Verräther sich verschworen
Und ihre Feder Unheil schrieb,
Wars nicht das Schwert, das sich erhob und sie vertrieb?
Drum hab' ich mir das Schwert zur Braut erkoren.

Wilhelm.

Wohl wars das Schwert, das Wunden schlug,
Das weit durchs Land der Freiheit frischen Odem trug
Und neue Flammen weckt' aus morschem Zunder:
Doch, die es muthig ausgetheilt,
Hat sie das Schwert die Wunden wieder zugeheilt?
Nur Pelens Speer vollbrachte solche Wunder.
Wer pflanzet auf das heil'ge Grab gefallner Kriegerschaaren

Des Oelbaums friedliches Geſchlecht?
Die Feder iſts. Die Feder giebt der That das Recht,
Und das Geſchehne macht erſt ſie zum Wahren.

Joſeph.

Wenn dich das Schwert im Kampf berührt,
So ehrt es dich ſo hoch als jenen, der es führt,
Und Ehre wird der Balſam deiner Wunden.
Doch wem die Feder Wunden ſchlug,
Wem tückiſch Ehr' und Ruf beſchmitzt' ein Federzug,
Wär nicht das Schwert, ſo konnt' er nie geſunden.
An Schande kann die Feder nur des Schwertes Großthat wandeln,
Wenn ihre Galle ſie befleckt.
Wo bleibt die Mannheit? Weh! das Heer der Schreiber wächſt,
Und ſeit man ſchrieb, verlernte man zu handeln.

Wilhelm.

Siehſt du, wie ſtark die Feder iſt?
Wie ſiegsgewiß ſie mit dem Prahlhans Schwert ſich miſt,
Gewandte Klugheit mit der plumpen Stärke?
Zehn Jahre fraß nie ſatt das Schwert,
Und Troia ſtand. Da kam die Liſt und ſchuf das Pferd,
Und Troia fiel unkriegeriſchem Werke.
Was Ajax nicht, Achilles nicht mit aller Kraft vollbrachten,
Ulyſſes thats, die Schlauheit thats:
Ein ewig Lied gedenket ewig ſeines Raths:
Und an dem Ziel willſt Schlauheit du verachten?

Joſeph.

Schmückt ſich die Feder mit Verrath,
So rühme ſich das Schwert der echten Heldenthat:
Oft hat die Kraft der Argliſt Trotz geboten.
Als Philipps Sohn die Perſer ſchlug,

Wohl hatte gern die Liſt gehemmt des Siegers Zug:
Doch Alexanders Schwert zerhieb den Knoten.
Sie fechtschten um die Freiheit Roms: doch als nun Schwert und Scheide
Der Gallier in die Schale warf,
Das mahnte ſie, wie viel ein Römer dulden darf:
Da galt das Eiſen mehr als Goldgeſchmeide.

Wilhelm.

Sind Wageſchalen dein Gewähr?
Nun wohl, ſo weiß ich noch ein hübſch Geſchichtchen mehr,
Von einem Stein, den Alexander wägte.
Es war ein Steinchen klein und fein:
Jedoch wie viel man Gold auf Gold und Stein auf Stein
Und Eiſen in die andre Schale legte,
Doch wog das kleine Steinchen mehr, und hob ſich nicht ein Härchen.
Nun legte man dagegen nur
Ein Körnchen Erd', ein Federlein: o weh! da fuhr
Der Stein empor. Das iſt ein deutlich Märchen.

Joſeph.

Das Märchen iſt nicht allzuklar:
Doch daß die Feder allzuleicht, iſt offenbar:
Denn mit ihr ſpielen alle Himmelswinde.
Wie ſie ein Hauch von dannen trägt,
So iſt ſie auch zu Lieb' und Haß gar leicht bewegt,
Und mit den Farben wechſelt ſie geſchwinde.
Vertrauend auf den alten Spruch, daß Lettern nicht errothen,
Hielt manche ſchon das Gold ſo lieb,
Daß ſie in einem Athem für und wider ſchrieb.
Das thut kein Schwert, wie viel ſie Schätze boten.

Wilhelm.

Wie glücklich unſre Zeit doch iſt,
Daß man in ihr der ſchlimmen Schäden ganz vergißt,
Woran die Zeit der Väter ſchmerzlich krankte,
Wo ſich für Gold das Schwert verdang,
Wo golderkaufte Treue gieng den Todesgang,
Wo golderkaufte Treue zaghaft wankte;
Wo man das Blut, das Gott gehört und das dem Vaterlande,
Auf fremdem Feld zu Markte trug;
Wo, je nachdem die vollre Schale niederſchlug,
Zu Schanden ward die Treu, zur Treu die Schande.

Joſeph.

Das iſt vergeſſen und geſühnt.
Seit nur zum Kampf der Ehre ſich das Schwert erkühnt
Und theurem Recht die ſcharfe Klinge weihet,
Seit jeder Bürger zieht ins Feld,
Für eignen Heerd und Weib und Kind dem Feind ſich ſtellt,
Soldatenſtand, biſt du gebenedeiet.
Ja, dir gebührt der Ehrenpreis vor allen andern Ständen;
Du kämpfeſt nicht um ſchnöden Sold:
Die Saat der Felder, die du ſchirmſt, das iſt dein Gold,
Und heilig iſt das Schwert in deinen Händen.

Wilhelm.

Schwertgeklirr und Pulverdampf,
Die beide kämpfen nicht allein den heil'gen Kampf:
Die Thräne kämpft auch in der Wittwen Augen;
Mit kämpft der Kinder fromm Gebet;
Zur Fahne wird, die freudig auch im Felde weht,
Zu Wehr und Waffen, die im Streite taugen,
Geſang, der für den Schlachtenreihn den ehrnen Fuß beflügelt,

Aus Priesters Mund' ein Segenswort,
Das Gott dem Herrn zum Opfer weiht den blut'gen Mord,
Gesetz, das siegreich auch den Sieger zügelt.

Joseph.

Und das Gesetz, was giebt ihm Kraft?
Was schirmt das Recht und heitre Kunst und Wissenschaft,
Die arme Wittw' und den unmund'gen Knaben?
Wo fand der Held den Zauberstab,
Der Staaten schuf und blödem Volk Gesetze gab,
Lag noch das Schwert im Erdenschoß vergraben?
O wunderthätig Schwert, du bist die echte Wunschelruthe,
Die über Welten Macht verleiht:
Die Krone ziert den König minder, als im Streit
Das Schwert ihn schmückt, gefärbt im Feindesblute.

Wilhelm.

Also, weil man klettern muß
Am Felsen, eh man kommt ins Thal, so ists Genuß
Und ist es besser, daß man immer klettert?
Weil man Steine braucht zum Haus,
So ist der Meister nicht der Meister seines Baus,
Wenn er nicht selbst den Fels in Quadern schmettert?
Ein wackrer Diener ist das Schwert, die Fürstinn ist die Feder;
Sie spricht zu ihm: „Mein lieber Knecht,
Sieh, hier und dort und dorten wird gekränkt das Recht:
Geh, schaffe Rath! Schwert, ziehe dich von Leder!"

Joseph.

Hast du vergessen, was ich sprach?
Das Schwert zerhieb des alten Soldnerioches Schmach:
Kein Machtspruch darf mit unserm Herzblut schalten.
Ein freies Geschlecht umkränzt den Thron:

Weihn wir dem König Gut und Blut, das iſt kein Frohn:
Wir dienen keinem feindlichen Gewalten.
Wer uns gebeut, den fragen wir nach ſeinem Herrſcherrechte:
So fragt dich Kiel das Schwert nun auch:
Wer hat zum Fürſten dich geſetzt, du dummer Gauch?
Geh, ſieh dich um nach einem andern Knechte:

Wilhelm.

Freund, geht der Kater auf den Fang,
So fängt er zwar die Mäuſe ganz nach freiem Hang,
Und dennoch ſteht er nur in Brot und Lohne.
Das Schwert iſt nur der ſtarke Held,
Der ſorglich treu am Thore draußen Wache hält,
Und drinnen ſitzt der Frieden auf dem Throne.
Doch ſage! wär die Feder nicht, die Fürſtinn hochgeboren,
Wo bliebe deines Schwertes Ruhm?
Zweimal erlegen wäre Siegfrieds Heldenthum,
Zweimal der Nibelungenhort verloren.

Joſeph.

Viel Wunder wirkte Siegfrieds Hand:
Mit ſeinem Schwerte wirkt' er ſie, Balmung genannt:
Nicht mit der Feder zwang er Federhelden.
Doch hält der Gänſekiel ſich brav,
So wird er noch am Hof des Schwerts Hiſtoriograph,
Und darf der Nachwelt ſeine Thaten melden.
Will er ein König ſein, wohlan, ſo nenn' er ſeine Ahnen:
Von wannen ſchreibt ſein Adel ſich?
Er leitet ſein Geſchlecht wohl gar von Genſerich,
Der einſt gebot Vandalen und Alanen?

Wilhelm.

Nun wohl, ſo ſag ich's, weſſen Macht

Die Feder adelt und zum Herrn des Schwertes macht:
Es iſt der Geiſt, der unbezwingbar ſtarke,
Vor dem in Staub die Lüge ſtürzt,
Der Demantketten um des Reiches Grenzen ſchürzt,
Der junge Völker nährt mit Löwenmarke;
Der Geiſt, den keine Feſſel zwingt, der keinem Blitz erzittert;
Der Geiſt, der ungebrochen bleibt,
Wenn auch im Sturm das ganze Meer voll Trümmer treibt:
Es iſt der Geiſt, an dem das Schwert zerſplittert.

Joſeph.

Der Geiſt der Feder? Freund, du weiſt,
Wenn deine Feder taugen ſoll, ſo wird der Geiſt,
Die Seele wird mit Meſſern ihr benommen:
Drum ſchreibt ſie Wahn und Afterwitz;
Durch Menſchenſatzung reizt ſie Gottes Nachedlitz,
Heißt Finſterniß und Sclaventhum willkommen.
Zuletzt ergrimmt des Volkes Geiſt, ſtreng geht er zu Gerichte,
Die Geſetze ſtößt er vor die Thür,
Mit Schwert und Flammen tilgt er aus die Ungebühr.
So wird der feilen Feder Werk zunichte.

Wilhelm.

Rein war die Erd' und jungfräulich,
Eh Kain ſeinen Bruder ſchlug. Da warf ſie dich,
Dich, Schwert, ans Licht, daß du ihr Magdthum rächteſt;
Du Kind der Schuld, des Bruderneids,
Daß endlos du zum Sühnungsopfer ihres Leids
Blut ihr und Blut und wieder Blut nur brächteſt.
O weh, wie konnte Joſeph dich zu ſolchem Preiß' erkiesen!
Zur dich erheben ſolchen Streit!

Und wußt' ich einen, der zu richten wär bereit,
So ließ' ich gerne Streit und Recht an diesen.

Roseph.

Verläumderische Feder du!
Doch soll es zur Entscheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unserm Streite Meister.
Das Schwert einst führt' er als ein Held:
Jetzt mit der Feder schreibt er, was uns wohlgefällt:
Herr Adelbert der Weltumsegler heißt er.

Wilhelm.

Es steht ihm wohl das Saitenspiel, dem einstmals, frisch ge
schwungen,
So wohl die blanke Klinge stand:
Drum seh' ich gern das Richterschwert in dieser Hand.
Gelingt mir hier, so ist mir wohl gelungen.

Adelbert.

Das Geld ist Macht und Herrlichkeit.
Ein Freiherr Rothschild ist der Heros unsrer Zeit.
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden.
Das Geld schafft Frieden nur und Krieg.
Das Geld, das liebe Geld bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich gedulden.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsspruch gelegen;
Wer mich am besten honoriert,
Das meiste Geld mir zieht, behält, wie sichs gebührt,
Der mir auch Recht, und das von Rechtes wegen.

Vor Sonnenaufgang.

Ihr geht und frostelt, steht und zittert,
Und keiner ist, dems recht behagt:
Doch wer die Zeichen kennt, der wittert,
Daß eben nun es tagt, es tagt:
Erst muß ein scharfer Morgenwind
Hinfahren durch die Dämmerungen,
Bevor am Himmel kühn erschwungen
Die Sonne selber Platz gewinnt.

Der Lerche dort im Felde schaudert
Das frische Wehen durch die Brust:
Sie schüttelt sich; dann ungezaudert
Steigt sie vom Bett empor mit Lust,
Und jubelt dem in Osten fern
Schon aufgeschlagnen Aug' entgegen,
Und schwebt, mit stolzen Flügelschlägen,
Mit Sang und Klang ein Morgenstern.

Zweites Buch.

1840—1843.

Hamburg, Deutschland, Schweiz.

Noch immer jung!

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Blut mir rollt in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward zu Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon wölbt höher die Stirne sich:
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo Dunkel des Unverstands
Pocht, ihm selber genugsam,
Bin noch heut ich ein Jungling ganz,
Unschmiegsam und unfügsam.

Doch wo liebend es mich berührt,
Da auch ſchlagen zuſammen
Da im Augenblick angeſchürt,
Der Begeiſterung Flammen.

Still beſeligt und hoch entbrannt
Kann noch immer ich ſchwärmen
Freiheitfroh für das Vaterland,
Noch mich ſehnen und härmen.

Noch aufjauchzend und mit entrückt
Schwillt mein Herz, wenn die Tugend
Himmelher wie ein Blitz durchzückt
Glaub' an Gott und die Tugend.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Dir auf klingendem Pſalter,
Weil noch Bein und Geäder mir
Nicht durchfroſtelt das Alter:

Das, wo muthiger Lebenswind
Sauſt und brauſt und begeiſtert,
Gleich aufs Hemmen und Dämmen ſinnt,
Zagt und zweifelt und meiſtert:

Dem zum Hoffen das Herz zu eng,
Und zu weit um zu lieben:
Das gleichgültig vom Weltgedräng
Sich läßt tragen und ſchieben:

Das des Albernen auf der Welt
Längſt gewohnt und des Schlimmen
Nicht mehr werth es der Mühe hält,
Sich darob zu ergrimmen.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß ich glaubend erfaßen,
Daß ich ſtoßen noch kann von mir
Noch kann lieben und haßen.

Auf den Trümmern von Augusta Rauracorum.

So ehrt der Mensch die Werke der Natur,
Und aber die Natur das Werk des Menschen.
Einst dehnte Wald und oedes Heideland,
Einfarbig, stumm, sich über diese Hügel;
Der Rhein nur rauschte, doch nur aus den Wolken
Schrien wilde Vogel ihrer Beute nach.
Da schritt der Romer siegend durch die Berge,
Und schaut' umher, und griff den schweren Stein,
Und warf ihn hin zur Erden und gebot
Mit Thurm und Mauer eine Romerstadt.
Nun schien der Tag in dieser Berg' und Thaler
Uralte Nacht: er schien auf Gassen, Märkte,
Gewässer, weit in Rinnen hergeleitet,
Zum Schauspiel flutend grosses Volksgedrang.
Verstummt, verschwunden jetzt! hingewischt
Ein Traum der Nacht beim Ruf der Morgenwache.
Denn Meisterinn ist wiederum Natur,
Und hegt in neuem Walde neu Gefluegel,
Und pflegt des Weinstocks auf besonntem Hügel,
Des Grases dort auf stiller Wiesenflur.

Beim Ruf der Morgenwache weggewischt
Ein Traum der Nacht; nur einzle Bilder schweben
Noch über Tag dem Tagesauge vor.
Brosamen nur sind aber noch geblieben
Vom reichen Gastmahl, das in Schreckenszeile

Hier aus einander fuhr. Etwann ein Schwert:
Einſt in der Hand erklangs dem Herrn der Welt.
Von Blute roth, jetzt aber roth von Roſte.
Dort aufgefügt ein Häuflein Ziegelſteine:
Dazwiſchen floß ein Bächlein einſt hinab,
Den Bädern zu: hin rauſcht' es durch die Gaſſen:
Nun hat es ſich gemach ringsum vertheilt,
Und trieft unhörbar durch den Grund der Matte.
Von all dem Lärm, dem Reichthum all des Marktes
Nur etwann ein verſchliffen Stücklein Erz
Mit Bild und Umſchrift eines Römerkaiſers:
Sein war der Zins: doch Gottes iſt die Welt.
Dort das Theater! Sieh, es weidet jetzt,
Wo Löw' und Bär, wo Menſchen einſt gekämpft,
Furchtlos das Lamm, und ruhig blökend wandelt
Ein junges Rind und rupft das feuchte Gras.
Und Stuf' an Stufe jetzt herniederquellend
Nicht Menſchen mehr, den Sterbeſchrei der Fechter
Zurückejauchzend, während obenhin
Ein leinen Dach ſich ſpreitet: Buchen weben
Den Rain entlang ein ſchattengrün Gewölbe,
Und ſchirmen ſanft und ſtill das ſanfte Lamm.
Wo aber ſind der Menſchen, all der tauſend,
Wohnſtätten nun? Geh hin zu jenen Hügeln,
Zu jenem tiefgefurchten Ackerfeld:
Da wohnen ſie; klopf' an, und rieſeln hörſt du
Den Kies am Sarg, vom Todtenbein den Staub.
Geh zu der Mauer dort und ruf: Auguſta!
Auguſta! ruft die Mauer dir zurück:
Sonſt alles ſtumm, nur noch die Steine ſchreien.

Was in der Erde Kern verwurzelt dunkte,
Dahin, verflogen, noch im Wind verstiebend!
Und nur der Rhein fließt immer noch vorbei,
Und nebst derselbe, der das Fundament
Der Römerwarten rauschend einst bespült,
Des Apfelbaumes fruchtbeladnen Ast.
Dahin, verflogen, noch im Wind verstiebend!
So hängt zuletzt, wenn Nacht und Schlaf und Tod
Den Tag beschleichen und der Sonne Glanz,
Am Bergeshaupt ein welker Rosenkranz,
Ein zuckend, still verzuckend Abendroth.

Und wie ich so, am Moos und Stein gelehnt,
Mit meinem Stab nachsinnend schürf' im Staube,
Da dämmerts vor des Geistes Augen mir
Am Horizonte rings wie Feuer auf:
Altären gleich steht Feuersäul' an Säule
Bis weit hinab ins ferne Morgenland
Auf Aschenhaufen eingesunkner Städte.
Und Eine Glut, sie wächst, sie will nicht weichen,
Sie schießt empor, ein Nordlicht grausenvoll,
Darein verworren alle Schreckensbilder.
Vom Feuer hier, dort von der Menschenhand,
Die liebend mühevoll sie aufgebaut,
Von Menschenhand nun wiederum zerstört,
Bricht Haus an Haus und Markt an Markt zusammen:
Auf Grab und Kreuz hernieder kracht der Thurm:
Die Brunst erlischt: her braust ein neuer Sturm,
Und Hamburg liegt und zuckt und steht in Flammen.

Getrost, mein deutsch Venedig! schau hieher!
Hieher, wo sieben Hügel siebenthorig
Die stolze Basilea überlagert,
Und auf den Marken dreier Heldenländer,
Schwer goldner Frucht, reich ewig grünen Laubes,
Mit rings verzweigten Wurzeln festlich prangt.
Zu Füßen ihr jauchzt hell der Rhein vorüber,
Gewundnen Gangs: denn ungern scheidet er:
Zum Reif gebogen: sie mit blüh'nden Gärten,
Die munter aufwärts am Gestade klimmen,
Mit Kirch' und Pallast sie der Edelstein
An diesem Reif, weit stralend in die Lande.
Die Brücke, die gewaltig übergreift
Von dem zu jenem Ufer, stäts erdröhnt sie
Von dreier Völker Schritt, vom Huf der Rosse,
Von breiter Wägen schwer gerollter Last.
Und sieh! die Stadt, so reich, so groß, so schön,
Wo ihrer Häuser, ihrer Straßen Grund
Zu Tage kommt, da sind die Fundamente
Bruchstücke von Augustas Herrlichkeit:
Altäre treten da ans Licht empor,
Grabsteine, Säulenknäufe, wie die Bauherrn
Der alten Basel sie Rhein-ab geführt.
So hat das Alte brechen, sterben müssen,
Damit aus seinem Staub' erwüchs' ein Neues,
Und Alamannen haben deine Thore,
Augusta, Thürm' und Mauern dir zersprengt,
Gelegt in Asche dein Theaterrund,
Vom Heerd vertrieben deine tausend Bürger,
Daß am versunknen Markstein deines Weichbilds

Sich königlicher Baſilea zieren
Und feſter mochte gründen ihren Stuhl.
So hat ein Gott die Deutſchen all' im Schwalle
Einſt fluten laſſen über Rom hinweg,
Daß über Trümmern hoch auf neuem Steg
Der Welt voran ein neues Banner walle.

Und aber ſieh! die Stadt, ſo reich, ſo groß,
Auch ſie hat jähes Unheil einſt gefällt:
Der Erde Schooß hat tief empor gezittert,
Einmal gebebt, und Baſel war nicht mehr;
In Staube Wall und Thurm, in Rheines Fluten
Des hohen Domes ſtolze Zier begraben.
Zum Siegeseinzug allen Feinden rufend,
Gebrochnen Riegels offen ſtund das Thor.
Doch ſelbſt des Feindes Herz bewegte ſich:
„Wie ſollt' ich ſchlagen, die Gott ſelber ſchlug?"
Und ſelbſt der Feind bot nachbarlich die Hand,
Und half die Thürme wieder richten, wieder,
In weiterm Kreis, die Mauerkrone ſchürzen,
Einhangen wieder das zerſpaltne Thor.
Und ſchöner ward und ſtärker, ſtolzer, reicher
Denn je die Stadt; nun erſt mit rechten Wonnen
Mocht' ihren Schein der Strom zurückeſpiegeln.
In friſcher Jugend ſtund die Goldgekrönte
Und ſchritt und herrſcht', und ſchaute freud'gen Muthes,
Wie ſchwer und voll des wohlerworbnen Gutes
Hinglitt das Schiff, langſam der Waagen drohnte.

Getroſt, mein deutſch Venedig! ſchau hieher!

So ſiehſt du Leben aus dem Tode ſproſſen,
Aus Altem Neues, Glück aus herbem Unglück,
Und hoch ob Allem Gottes Wunderhand:
Die Gotteshand, die weit durch alle Gaue
Germanias die Herzen hat berührt,
Daß wie im Frühling Blüten niederſchnein,
Dir aufs gebeugte Haupt nur Liebe trieft,
Die Liebe dir der Brüder, nicht der Feinde;
Daß wie im Frühling alle Knoſpen ſchwellen
Von Sehnſuchtdrange nach dem neuen Licht,
Sehnſüchtig ſo und frühlingsfreudig gährt
Jegliches Herz, das noch die Liebe kennt,
Dem neuen großen Jahr des Volks entgegen.
Und du, der Hanſe Haupt, du, deren Glocken
Ein Feſtgeläut am Grab des Alten ſchlugen,
Daß jeder Schlag ein Tropfe war, der fiel:
Hamburg, an dir, an dir vor allen iſts,
Mit Mannesmuth und Gottvertrauens voll,
Und liebevoll der Brüder auch gedenkend,
Vorwärts den erſten, feſten Schritt zu thun;
Hamburg, an dir, nicht fahren mehr zu laſſen
Die Hand, die Deutſchland dir entgegenſtreckt,
Nein, du voran, dir Deutſchland nachzuziehn,
Es hinzuführen, wo vom hohen Walle
Der Blick die Elbe meergleich fluten ſieht
(Die Flut iſt Deutſchland, wenn du eins mit ihm,
Die Ebbe du und deutſches Land getrennt),
Es hinzuführen und umhalſend ihm
Zu ſagen, ihm zu deuten: „Sieh! der Port,
Der aller Völker Boten mir beherbergt,

Dies Thor zu allen Völkern, aller Welt,
Deutschland, mein Vaterland, iſt deutsch, iſt dein,
Und dein die Flagge weht mit dreien Thürmen."
Mein Hamburg, deutsche Stadt! so iſts an dir,
An dir nur jetzt, aus deiner Trümmer Rauche
Und ach! des deutschen Reiches morschen Trümmern
Dich selber neu und neu das Reich zu baun;
Hoch überm Abgrund, der auch dich verschlang,
Zu Lieb' und Treu gesellt mit deinen Brüdern,
Des deutschen Reiches goldnen Ehrenstuhl
Aufrecht zu stellen in der Völker Mitte.
Noch mangelt deutsches Volk der Herrlichkeit,
Noch küßt es alt mit halbem, falbem Scheine:
Verstreut im Feld noch schlummern die Gebeine,
Der Auferstehung harrend und bereit:
Weckt auf den Tag, da festlich im Vereine
Der Trümmer all das Haus sei eingeweiht!
Denn Steine zu zerstreun hat seine Zeit,
Und seine Zeit zu sammeln neu die Steine.

Sonette.

Hamburg, Deutſchland, Schweiz.

I.

Hoſea 6.

Auf, daß wir uns zu Gotte wieder wenden!
Denn er hat unſre Herrlichkeit zerriſſen.
Auf! daß nach all den heißen Kümmerniſſen
Er Heil und Labe bring' in milden Händen.

Nach zweien Tagen wird er Leben ſpenden,
Und wird am dritten aus des Grabes Riſſen
Aufrecht uns ſtellen, daß die Völker wiſſen:
Gott iſt der Herr, und ſein iſt das Vollenden.

Die Gnadenzeichen ſeht, die ſchon er ſandte!
Nichts mehr vermochten wir von Schreck gelähmte:
Kein Damm, kein Ende mehr den glüh'nden Wogen:

Da kam der Wind, der ihre Pfade wandte;
Der Regen kam, der ſegreich ſie bezähmte,
Und hochgeſchwungen Gottes Regenbogen.

11

„Saat von Gott geſät am Tage der Garben zu reifen.“

Was unter Linden dort auf Klopſtocks Grabe
Der Wandrer lieſt, mit feuerrothen Farben
Stehts auch auf derer, die errettend ſtarben,
Stehts auf der Gruft all deiner reichen Habe.

Die bittre Noth, auch ſie iſt Gottes Gabe,
Iſt Saat von Gott geſät, am Tag der Garben
Zu reifen allen, die getreulich warben,
Ein Erndteſegen dann von ſüßer Labe.

Gluckſelig, wenn der Herr der großen Erndte
Am Sabbatabend uberall zuſammen
Die Schnitter läßt aus ſeinen Feldern rufen:

Gluckſelig dann, wer alſo ſchaffen lernte,
Daß er die heiße Thränenſaat der Flammen
Als Garbe bringt und legt vor Gottes Stufen!

III

2 Mos 35.

Als Moſes wollte Gottes Hütte bauen,
Heiſcht' er ein Opfer von den Seinen allen:
Und all die Seinen ſah man freudig wallen,
Und reichlich opfernd ließ ſich jeder ſchauen.

Vom Arm die Spange loſten ab die Frauen,
Es brach der Mann des Gürtels goldne Schnallen:
Wie eifrig jeder, Gott ein Wohlgefallen,
Gewand und Holz zu ſchneiden und zu bauen!

So eilen mit den Kindern jetzt die Greiſen,
Und Mann und Weib, der Reiche mit dem Armen,
Hebopfer tragend zu der Feuerwolke.

Und ſieh! es wölbet ſchon in weiten Kreiſen
Des deutſchen Volkes liebevoll Erbarmen
Als Tempel ſich ob allem deutſchen Volke.

11.

Gebrochen iſt das Reich: der Stuhl zu Aachen,
Von muſ'ger Neugier wird er angetaſtet;
Mit fahlem Prunke ſteht das Haus belaſtet,
Wo Kaiſer einſt ein gnädig Reich verſprachen.

Gebrochen nun auch du! Die Thürme brachen,
Die Kirchen, wo die Väter einſt geraſtet
Still im Gebet, eh hoffnungskühn bemaſtet
Ins Meer der Welt hinaus die Kiele ſtachen.

Noch aber ſtehn am Hauſe deiner Räthe
Die Kaiſerſäulen all, und mitten inne
Dein graues Wappen noch mit dreien Thürmen.

Wohlan, vom Feuer du in Staub gewebte!
Nun wolle dich, daß neu das Reich beginne,
Als deutſche Stadt, als Stadt des Reiches thürmen!

V

Und als die Brunst, die tagelang gefressen,
Und gierig Haus um Haus hinabgeschlungen,
Nun weiter sprang, um neue Wanderungen
Auf trunknem Pfade taumelnd zu durchmessen:

Da plötzlich stund, als wäre sie indessen
Frisch aus dem Boden erst hervorgesprungen,
Von eingesunknem Schutte weit umrungen,
Stund noch die Börse da, verschont, vergessen.

Geboren du zum Handel aller Meere,
Nie aus den Händen sollst du ihn verlieren,
Nie stocken soll das Schlagen dieser Ader.

Willst aber du im Kranz erhobter Ehre,
Willst du mit reicheren Schätzen noch spolzieren,
So ruf herbei ein deutsches Schiffgeschwader!

VI

Geſchmeidig Eiſen wächſt in Bergesgruften,
Und auf den Bergen dir wie ſchlanke Tannen:
All überall im Land' o welche Mannen
Von ſtarker Faust und breit an Bruſt und Hüften!

Und dort im Thal, an ſonnenhellen Luften,
Seh' ich die Weiber breite Linnen ſpannen,
Derweil am Rain daneben her und dannen
Der zähe Hanf ſich ſtreckt mit ſcharfen Duften.

Mein Vaterland! ſo wächſt dir in die Hände,
Was tüchtig wäre Flotten auszurüſten
Vom Mund der Schelde bis zur Kur'ſchen Nehrung.

Du aber zäumſt das Pferd am falſchen Ende:
Du giebſt das alles weg an fremde Rüſten,
Und kaufeſt an den deinen Butt und Hering.

VII

Es giebt ſo Freund' und Vettern, die man gerne,
Gar gerne hat, nur dreißig Schritt vom Leibe:
Mit denen man wohl auch zum Zeitvertreibe
Briefwechſeln mag: da ſind ſie eben ferne.

Solch guter Freund iſt auch, aus Einem Kerne
Mit uns gewachſen, dort am Rand der Scheibe
Der Engliſchmann; nur daß er ferne bleibe,
Sonſt wohl ein Volk, von dem das deutſche lerne.

Von dem es lerne dieß auch unter andern,
Wozu man Holz und Hanf und Eiſen brauche,
Zum Beiſpiel auch zu einem ſchmucken Schiffe:

Wie weit man konn' auf ſolchem Dinge wandern;
Und o wie ſchön ſichs auf- und niedertauche
Dem goldnen Vlies entgegen durch die Riffe!

VIII

Vagina gentium

Germania, du große Völkerſcheide,
Daraus ein Schwert durch alle Welt gefahren:
Du Felſenhorſt, aus dem ein Heer von Aaren
Gen Süden flog auf neue Wonn' und Weide:

Germania, wohnt dir im Eingeweide
Kein Saame mehr blondhaariger Barbaren?
Du ſitzeſt da, ein Weib mit greiſen Haaren,
Und falteſt in den Schooß die Hände beide.

Haſt gänzlich du, Germania, vergeſſen,
Daß deines Blutes iſt der kühne Ferge,
Normannenvolk und Volk der Angelſachſen?

Es macht ſich auf, die Meere zu durchmeſſen,
Dein Enkelſohn, auf Baumen deiner Berge:
Du bleibſt und ſorgſt, wie neue Bäume wachſen.

18.

Gewahr' ich, Deutſchland, wie an deinen Küſten
Sich Englands ſtolze Segel blähn und bauſchen,
Damit du mögeſt Spinngeweb' ertauſchen
Und Holz dafür zu neuen Kielen rüſten;

Gewahr' ich dich, an deren Mutterbrüſten
Dieß Volk zuerſt vernahm des Meeres Rauſchen,
Wie du den Wellen magſt gerührig lauſchen,
Und dich ergreift kein Sehnen, kein Gelüſten:

So mahnſt du mich der guten treuen Henne,
Die ſorglich ausgebrütet Enteneier,
Und nun die Jungen plätſchern ſieht im Bade.

Was hilft ihr, daß ſie auf und nieder renne?
Die Küchlein ſchwimmen frei und immer freier,
Und ſpotten noch der Mutter am Geſtade.

X.

Ein goldner Regen kam herab zur Erde
In einer Königstochter Schoß geflossen:
Da iſt dem Schoß ein holder Knab' entsprossen
Von ſtarkem Wuchs, von herrlicher Gebärde.

Der mit dem Zauberſchwert, dem Zauberpferde
Hat all die Welt durchflogen unverdrossen,
Hat einer Jungfrau Bande kühn erſchlossen,
Hat ſich ein Reich erkämpft an fremdem Herde.

Jetzt aber trieft und tropft ein goldner Regen,
Hamburg, in deine oden Niederungen,
Und aller Deutſchen Braut biſt du geworden.

Zurückerſehn ſoll uns der Himmelsſegen,
Wenn Deutſchlands Flotte jauchzend ſich erſchwungen
Aus deinem Schoß gen Süden und gen Norden.

XI.

Im Neſte ruhteſt du, von edlen Würzen
Um einer Ceder ſtolzes Haupt gewoben,
Und dachteſt kaum der Hände, welche droben
Auch deines Schickſals ehrne Knoten ſchürzen.

Da in des Augenblickes gähen Kürzen,
Da kam der Blitz, der Sturm herabgeſchnoben:
Und ſieh! du ſelber biſt in Nichts verſtoben,
Und deines Thrones Fundamente ſtürzen.

Du aber biſt ein Phönix: lebend wieder,
Verſchönt, beginneſt du ein neu Jahrtauſend,
Und wiegſt dich höher nur auf ſtolzrem Aſte:

Von Golde ſtralt, von Freuden dein Gefieder;
Es ſtralt, es klingt im friſchen Winde ſauſend
Hoch auf der deutſchen Flotte höchſtem Maſte.

XII

Drei Thürme ſonſt inmitten deiner Mauern,
Drei Thürm' in deinem alten Wappenſchilde:
Verſchwunden iene! nimmer durchs Gefilde
Gebieten ſie den fernen Ackerbauern.

Heimkehrt der Schiffer: ach! er ſieht mit Trauern
Nicht wachſen mehr die rieſigen Gebilde
Am Himmelsſaum empor: nicht rührt das milde
Geläute mehr ſein Ohr mit frommen Schauern.

So laß denn auch aus deines Wappens Runde
Die Mauer mit den Thürmen nun verſchwinden!
Ein neues Zeichen muſt du führen lernen:

Ein Zeichen, das in alle Welt die Kunde
Von Deutſchland trage: hoch in allen Winden
Ein Segel nun mit achtunddreißig Sternen.

XIII

Und wieder ſag' ichs: dann erſt kann ichs glauben,
Dann wird es freudig erſt mein Herz bejaben,
Daß all die Leiden nur zum Heil geſchahen,
Und Gott zum Segen nur den Sturm ließ ſchnauben:

Den Glauben wird mir dann erſt niemand rauben,
Wenn freudetränend meine Augen ſahen
Am Ufer dort der deutſchen Flotte Raben
Und deutſcher Segel Flug wie Flug der Tauben:

Wenn jetzt die Hand, die giebt, und die empfänget,
Sich treu vereinen, und vereint ergreifen
Das Steuerruder nun der deutſchen Flotte:

Das neue Thor, wenns fürder unverenget
Läßt ein und aus zur Rhede fröhlich ſchweifen
Die deutſche Flotte, deutſche, deutſche Flotte.

XIV

Für's Vaterland, o welch ein Maß des Bittern
Habt ihr ſchon müſſen bis zur Hefe ſchlurfen!
Daß eure Nacken ihm ſich unterwürfen,
Wie fuhr der Franke her in Ungewittern!

Am Staube tief, doch lerntet ihr nicht zittern,
Nein, tief im Staube noch nach Schwertern ſchürfen:
Hinmorden wohl, nicht überwinden dürfen
Hat aller Feindeszorn dieß Volk von Rittern.

Und nun! und nun! Daß feſter ſei gelothet
Der Bund des einen großen deutſchen Landes,
Den deutſchen Kiel der Ocean befeuchte:

Nun ſteht in Flammen all die Stadt gerothet,
Ein Hochaltar des heil'gen Liebebrandes,
Ins Meer hinein dem Schiffer eine Leuchte.

XV.

„Allein Gott in der Hoh ſei Ehr!“ ſo tonte
Das Glockenſpiel ſich ſelbſt ein Grabgeläute,
Da rings umheult, umſprungen von der Meute
Der Flammen, ſchon das Thurmgebälke ſtöhnte.

„Allein Gott in der Hoh ſei Ehr!“ es krönte
Mit flammenlautrem Gold', o Zier der Bräute,
Gott ſelber dich, den ſeines Zorns gereute,
Der wieder ſeinem Volke ſich verſöhnte.

„Allein Gott in der Hoh ſei Ehr!“ denn wieder
Zu allem Volk durch Liebe die Belebung,
Als deine Mitgift ihm das Meer errungen.

Als dort in Aſche Moskau lag darnieder,
Hat auch die Welt zur heil'gen Schilderhebung
„Allein Gott in der Hoh ſei Ehr!“ geſungen.

XVI

Derweil noch ungelöscht die Tiefen brennen,
Daß mir aus all dem Elend schon ein Segen
Für Deutschland blickt, ihr mögt es meinetwegen
Herzlos und lieblos, kalt und grausam nennen;

Und mögt es für Zudringlichkeit erkennen,
Daß ich die Stadt, noch eh sich Hände regen
Den ersten Grund des neuen Thors zu legen,
Schon mahne nicht von Deutschland sich zu trennen.

Mir aber will es herzlos nicht erscheinen,
Wenn ich das Herz, das wahrlich mir auch blutet,
Mit deutschem Trotze kreck' emporzuhalten.

Zudringlichkeit? Die muß ich auch verneinen:
Ich habe Deutschen einzig zugemutet
Forthin ein deutsches Banner zu entfalten

XVII

Kein Freund von wurzelloſen Freiheitsbäumen
Bin ich, und werde nie um einen tanzen:
Doch lieb' ichs auch, inmitten junger Pflanzen
Nicht all zu viel vom alten Wuſt zu träumen,

Und nicht mit faul geſchloßner Hand zu ſäumen,
Als fänden wir am Ende ſchon des Ganzen:
Ich hoffe, wenn ich räumen muß die Schanzen,
Sie einem friſchen Nachmann einzuräumen.

Ihr aber ſuchet nur im Abgeſtorbnen
Den Lebensgrund, nur hinten die Geſchichte,
Und ſchraubt das Werk zurück, mühſelig jammernd.

Euch ſelbſt enterbend all des Neuerwornen,
Schwingt ihr die Axt, damit der Wald ſich lichte,
Und übet dann, den kahlen Stumpf umklammernd.

XVIII.

Ein Tropfe holt den Stein durch vieles Tropfen;
Man giebt den Bettlern, nur damit ſie ſchweigen:
So muß auch ich, um euern Sinn zu neigen,
Nur immer auf dem gleichen Flecke klopfen.

Auch pflegt ihr nicht die Ohren zu verſtopfen,
Wenn euch ein Dichter ſeine Kunſt will zeigen,
Reim, kann er irgend nur paſſabel geigen,
Euch ſeine Schnurren willig einzupfropfen.

So hat euch einer da ein Stück gelehret,
Und tauſendſtimmig habt ihrs nachgeſungen,
Vom freien deutſchen Rhein und von den Raben.

Ihr ängſts und glaubts; derweil ganz unbeſchweret
Holland ſein Theilchen hat, und längſt verſchlungen
Ihr Theilchen Rheines auch die Raben haben.

XIX

Sie haben viel vom freien deutſchen Rheine
Geſungen in Theatern, Gaſſen, Schenken:
Da konnte keiner ſich und Pferde tränken,
Er ſang das Lied bei Waſſer, Thee und Weine.

Die guten Steine ſchwiegen noch alleine:
Sie mögen gern ſich auf ein ſtilles Denken,
So lang die Menſchheit alſo lebt, beſchränken;
Doch endlich ſchrieen auch darein die Steine.

Sie ſtießen ab von Mainz auf hundert Kähnen,
Und ſprangen druben, daß der Rhein ſich baue,
Hinab, hinein, und übten gar ein Lärmen.

Da blieb am Land kein Waſſer mehr als Thränen:
Denn Naſſau war nun eine Trockenaue —
Auf, laſſet uns vom freien Rheine ſchwärmen!

XX

Ich will euch mit dem Schwane nicht vergleichen.
Der muſiciert, ſobald ihm ſchwant, er ſterbe:
Denn manch Jahrhundert ſchon zum Zeitverderbe
Treibt ihr das Singen, Floten, Geigenſtreichen.

Trappiſten ſind ein beſſer Bild und Zeichen:
Die ſchweigen, bis ihr Leben ſich entfärbe;
Dann öffnen ſie des Munds verſchloſſne Kerbe
Und reden im Verſtummen und Verbleichen.

Geſchwiegen habt auch ihr ſo manch Jahrhundert,
Und ſchweigend euch für ſo geſcheidt gehalten,
Weil ja ein Weiſer höre, ſeh' und ſchweige:

Daß billig uns der Redefluß verwundert,
Zu dem ſich eure Lippen jetzt entfalten,
Als gieng' es auch mit euch zur letzten Neige.

XXI

Ein Flintenlauf, verbraucht als Brunnenrohre!
Sinnbildniß jener goldnen Friedenszeiten,
Da ungewohnt einander zu bekriegen
Beisammen grasten Thier- und Menschenchöre!

Rings um den Brunnen nichts, das sich empöre,
Nur Blumenkelche, die empor sich breiten:
Von Zwiespalt nichts: kaum daß ich hier zur Seiten
Ein zweigespalten Gräschen flüstern höre.

Als Brunnenrohr verbraucht, o Lauf der Flinte,
Du artig Bild, wie haben wir und drüben
Nun auch vergessen all der heißen Fehden!

Wir sprudeln lustig Wasser oder Tinte,
Und um uns recht im Redekrieg zu üben,
Läßt männiglich die andern eben reden.

XXXII.

1. Sam. 24.

O konnt ich tauſendzungig, tauſendfachig
Dir in die Ohren, dirs zu Herzen klingen:
Du ſollſt empor, empor vom Schlummer ſpringen,
Dem du in Armen ruhſt ſo ſanft und ſelig!

Rings um dich ſteht der Feinde Schaar unzählig,
Der Angeln, Franken, Reußen, Transalbingen,
Die manchen Theil ſchon deines Lands empfingen,
Und gerne hielten manchen noch allmählig.

O konnt ich tauſendſtimmig, tauſendtonig
Durchſchreien dich vom Fuß bis auf zum Gipfel,
Damit der Schlaf dir floh vom Augenliede:

Damit du ſähſt die Laurer ſtehn, mein König,
Und dir geſchnitten rings vom Rock die Zipfel:
O du ein Saul, ihr aber nicht Davide!

XXXII

Fünfzehn Jahrhunderte sind jetzt verronnen,
Seit jenes Hunnen Pflugschaar aus dem Grunde
Des Ackers hat zu wunderbarem Funde
Das Schwert des Mars, welch Schwert! ans Licht gewonnen

Da ist ein Feur in alle Welt entbronnen:
In deutscher Völker siegerzwungenem Bunde
Fuhr Gottes Geißel ob dem Erdenrunde
Vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonnen.

Hab' Acht, Germania! dir kommt von Norden
Ein zweiter Etzel, unter dessen Schwerte
Schon bor' ich wie der Enkelsängling wimmert.

Und wehe dir! du hast den Hunnenorden,
Damit sie ackern auf der rechten Fährte,
Du selbst den Pflug geschmiedet und gezimmert.

XXIV

Ein Heer von Gothen kam im Skythenlande
Germanſchen Muthes froh dahergezogen.
Sieh da! ein Fluß mit ſumpfig trägen Wogen:
Gleich drucken ſie von dem zu jenem Rande.

Und ſchon hinüber iſt, auf jenem Lande
Ein Tauſend Männer; da verſinkt der Bogen
Des Stegs in Schlamm, und drüben ſind betrogen
Die Tauſend da, getrennt vom Stammverbande.

Und weiter ziehn und trauern ſich die andern,
Bis endlich ſie das Weltmeer ſinken ſehen
Und dort Italias Land und Frucht und Blüten.

Noch aber dorten, die am Ufer wandern,
Den Sumpf herüber deutſche Laute wehen,
Verlorner Gothen Ruf im Land der Skythen.

XXX

Warum die Britten jeglicher Beſchwerde
Des Sachſenreiches ſo geruhig litten?
Die Thorenhoffnung war's der guten Britten,
Daß noch ihr Artus wiederkommen werde.

So lieg' auch irgendwo in Schweizererde
Der Tell und leb' und werde noch inmitten
Der höchſten Noth erſtehn, mit Tellenſitten
Errettend, ſammelnd die zerſtreute Heerde.

Nun wohl! wir brauchen Rettung, wir Befreiung:
Die Zeit, die Noth iſt da; auf irren Gleiſen
Gehn hie und da und dort verſprengt die Schafe.

Doch will von unſrer Brittenprophezeiung
Sich auch dieß Eine nur als wahr erweiſen,
Daß Wilhelm Tell noch immer lieg' und ſchlafe.

XXVI

Wohl wars ein Tag, der hoch die Herzen hüpfte,
An dem vor Freuden blieb kein Auge trocken,
Deß auch die Enkel billig noch frohlocken,
Der Tag, da Baſel ſich der Schweiz vertnüpfte.

Nun galt es gleich, wer ein zum Thore ſchlüpfte:
Des Friedens ſicher, ließ man unerſchrocken
Nicht Soldner mehr, man ließ am Thore hocken
Ein altes Weib, vor dem die Spindel hüpfte.

Dieß alte Weib nun iſt noch lange, lange,
Bis heute noch am Thore ſitzen blieben,
Und giebt Willkomm und Abſcheid hier in Baſel;

Und eben jetzo geht im beſten Schwange,
Von Buben recht nach Bettelart betrieben,
Ein zänkiſch zahnlos biſſiges Gefaſel.

XXVII

Die Freiheit ſteh' in ſolchen Hauptgefährden:
Wer zeugen könne, müſſe Zeugniß geben.
Wohlan, mein Freund! ich will die Stimm' erheben,
Und ſollts auch wider dich ein Zeugniß werden.

Die Freiheit iſt ein großes Gut auf Erden,
Ein hohes Ziel, darnach mit Kraft zu ſtreben,
Daran zu ſetzen auch ein Menſchenleben,
Dafür zu tragen auch des Tods Beſchwerden.

Und nicht zum beſten iſts um die beſchaffen:
Ihr ſorgt mit Recht, ſie gehe noch verloren,
Und meint, ihr könntet ſein um vieles freier.

So mein' auch ich: denn eure beſten Waffen
Sind Lug und Trug, mordbrennerisch Rumoren,
Windmühlenkampf und Kneipentiſchgeleier.

XXVIII.

Ritter Georg, dich ſelber mocht' ich fragen:
Mir bleibt es unklar: bitte, ſag' es klärlich,
Wonach dein Herz begehrt ſo höchſt begehrlich,
Und was denn kommen ſoll nach dieſen Tagen.

„Ein Kaiſer, hoch auf deutſchem Schild getragen."
Da paßt dein Vive la République! ſchwerlich.
„Verbrüderung mit Frankreich, treu und ehrlich."
Wie? Schrieſt du nicht: Auf Frankreich losgeſchlagen!?

Dir ſelbſt aufs Maul geſchlagen haſt du, Lieber:
Und rechn' ich ab, ſo bleibt am letzten Rande
Kein groß und ſchmeichelhaft Summa Summarum:

Am beſten Fall ein bitzig Nervenfieber,
Darin du phantaſierſt von Mord und Brande
In ſchoner Verſ' und Phraſen Lirum Larum.

XXIX.

So gar und gänzlich habet ihr verloren
Den Punct der Schwere, der sonst Allem eigen:
Ihr wisset nicht, wohin die Seele neigen,
Und wo euch sei die Ruhestatt erkoren.

Nicht klopfen dürft ihr an der Heimat Thoren:
Wer wollte selbst sich den Profosen zeigen?
Und hier — es thut der rauhe Schweizerreigen
Euch Junkern weh in Herzen, Augen, Ohren.

Wie in der Kaaba dort des Lugpropheten,
Der Sarg Mohammeds schwebt in freier Mitte,
Weil auf und ab ihn zwei Magnete ziehen:

So schwebt auch ihr, zugleich von zwei Magneten
Zurückgestoßen, vor Gesetz und Sitte
Der Fremde wie des Vaterlands im Fliehen.

XXX

„Nimm mit dir, Wandrer“ ſpricht ein Arzt der Aerzte,
„Nur wen'ge Körnlein heimatlichen Sandes:
So wird zur ſüßen Labe dir des Brandes
Der fremde Wein, wie bitter ſonſt er ſchmerzte.

Und wenn auch Gift den fremden Becher ſchwärzte,
Wirf nur hinein vom Staub des Vaterlandes,
So freuſt du dich der Süßen ſeines Randes,
Und Gift ſogar trinkt ſicher der Beherzte.“

Ihr aber habt, da ihr von Hauſ' entronnen,
Den Staub des Vaterlands vom flücht'gen Beine
(So lieft und zurntet ihr) rein abgeſchüttelt:

Drum kocht für euch am Stral der fremden Sonnen
Nur Bitterkeit, und iſt von gift'gem Weine
Voll euer Maß, geſchüttelt und gerüttelt.

XXXI

Ihr kamt gerannt, weil jede Furcht euch hetzte,
Mit bleicher Stirn, mit angſtbeſchwingtem Fuße:
Wer war es, der mit frommem Wirthesgruße
Euch da empfieng, euch da zum Herde ſetzte?

Wer wars, der euch mit Trank und Speiſe letzte?
Und da euch mitten aus der ſichern Muße
Zurück die Häſcher forderten zur Buße,
Wer wars, der ſchirmend ſeine Klinge wetzte?

Wer wars? gedenkt ihr noch? Ihr habts vergeſſen:
Vergeſſen längſt, welch Ungemach euch härmte,
Zuſammt dem Tröſter eures Ungemaches.

Noch ſatt des Brotes, das ihr durftet eſſen,
Ergreifet ihr, der euch vom Herde wärmte,
Den Brand und ſchleudert ihn ins Stroh des Daches.

XXXII.

Und bis du erſt gezimmert, deutſche Flotte,
So muß du nach den Chatbaminſeln ſteuern,
Den wüſten, wilden, eben nicht geheuern,
Dran wir uns ſelbſt geworden ſind zum Spotte.

Machts wieder gut, ihr Schiffe! Führt die Rotte
Der Uebel all, was irgend Platz in euern
Gewölbten Bäuchen hat von Abenteuern
Und Abenteurern, führt dahin mit Gotte!

Das liebe Lehnrecht ohne rechte Lehen,
Den Schmuggelhandel der Epiſcopalen,
Des Druckes Druck und Schreyn und giftig Winſeln,

Den großen Ebbruch der gemiſchten Ehen:
Kurzum, die Junker, Pfaffen, Radicalen,
Schafft fort die alle nach den Chatbaminſeln!

XXXIII.

Mir ſchwillt das Herz von Trauer und von Zorne,
Gewahr' ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelteiches gierig ſich erlaben,
Den Frevler ſchonen aus der Frevel Borne:

Wahnſinn'ge, die mit frech erhobtem Horne
„Werft um das Kreuz! werft um!" gepredigt haben,
Und aber nun ein giftig Korn vergraben,
Und Freiheit proobezein aus ſolchem Korne.

Ihr Thun iſt Sünde, Sünd' iſt ihre Rede,
Sünd' auf dem Blatte, das ſie umgeſchlagen,
Und auf dem Blatt von heute Sünde, Sünde!

Mit Liebesworten, und bewehrt zur Fehde,
Wohl thät' ein Eckard Noth in dieſen Tagen,
Der warnend vor dem Venusberge ſtünde.

„Die Freiheit und das Himmelreich.“

Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben,
Die was nur halb iſt alſogleich
Zum Königthume falben.

Die wiſſentlich und frevelhaft
Halbwachſnen Geiſte bleiben,
Und Werke ganzer Manneskraft
Doch unterſtehn zu treiben.

Die keinen Himmel über ſich,
Den Gott in ſich nur kennen,
Und ſo in Halbheit ewiglich
Vom Himmelreich ſich trennen.

Die Freiheit wollen ohne Recht,
Recht wollen ohne Sitte,
Und ſo ein ewig halb Geſchlecht
Stehn bleiben in der Mitte.

Die halben Augs Maulwurfen gleich
Nur täts im Zwielicht graben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Buben.

Das kalte Friesenblut.

Weit über den und diesen
Und ihren Federkiel
Lob' ich die alten Friesen:
Die schwätzten nicht so viel.

Es war durch fremde Satzung
Dem Volk ein Herr gesetzt;
Der hat mit frevler Schatzung
Sie bis aufs Blut gehetzt.

Sie mußten Rinderhäute,
Sie mußten selbst das Rind,
Sie mußten ihm zur Beute
Noch geben Weib und Kind.

Sie gaben, litten, schwiegen
Doch als erfüllt die Zeit,
Da war nach kurzem Kriegen
Das Friesenland befreit.

Und Gott sei Dank! mein Leser,
Noch lebt der zähe Muth,
Noch wohnt an Ems und Weser
Das kalte Friesenblut.

Und harrt und ſchweigt und duldet:
Bis endlich überhäuft,
Vom Dulder unverſchuldet,
Der Becher überläuft.

Das ſind die rechten Freien,
Mein Kammerſänger Bruß!
Mehr hilft denn alles Schreien
Solch ſtummer Männertruß.

Verzeiht!

Verzeihet meiner Thorenblindheit,
Ihr mit prophetiſchem Geſicht!
Ich trage noch aus früher Kindheit
Den Glauben alt und ſchlecht und ſchlicht,
Ans Vaterland den Aberglauben;
Und was ihr ſingt, und was ihr ſagt,
Den ſoll mir keiner rauben.

Verzeiht! Mein allererſt Gedenken
Iſt jener Franken grauſend Bild,
Die flüchtig heimwärts mußten lenken
Von Moskaus weitem Grabgefild:
Wohl, eurer Freiheit Opferthiere!
Vom ganzen zehnten Regiment,
Seht her, die letzten viere!

Verzeiht! Und mit dem Schnee verſchmolzen
Sind kaum die Stapfen ihrer Flucht,
So heben ringsum ſich die ſtolzen,
Die Männer deutſcher Art und Zucht:
Welch ein Geſchlecht! wie kühn vermeſſen
Mit Gott fürs Vaterland! Verzeiht!
Ich kann das nicht vergeſſen.

Verzeiht! ſie rangen nicht um eure
Traumhafte Freiheit hirnverbrannt:

Sie lebten, litten für das theure,
Ein freies deutsches Vaterland:
Geflorben sind, die euch geboren —
Verzeihts, ihr Herrn! — für euch, für euch:
Ihr aber nennt sie Thoren.

Verzeiht! ich hätte nie die Stirne,
Auf ihr geheiligtes Gebein
Zu wälzen nun der nackten Dirne,
Gottinn Vernunft, den Opferstein,
Und wo die Hügel sich bemoosen
Von frommem Blut, zu pflanzen da
Des Wahnsinns wilde Rosen.

Verzeiht! erlahmen und verdorren
Hätt' eher diese Hand gemußt,
Eh sie des Freiheitsbaumes Knorren
Vergrub' in eine Vaterbrust:
Nein, besser steht, vor dem euch grauet,
Ein Kreuz, darauf der Himmel selbst
Die ew'gen Thränen thauet.

Verzeiht, die ihr allein lebendig
Jetzt führt der Zunge Flammenschwert,
Daß noch so kindisch unverständig
Mein Herz die längst verstorbnen ehrt,
So abergläubig ist, zu wähnen,
Gott lohne noch dem deutschen Volk
Sein Blut und seine Thränen.

Verzeiht! Sie leben, die da ſtarben,
Und auferſtehn wird ihre That:
Noch kommt ein froher Tag der Garben,
Noch erndten wir der Freiheit Saat:
Noch iſt ein Gott: getroſt! er weihet
Den Tempel neu, den ihr entehrt
Mit Gauteikram. Verzeihet!

Einwendungen.

Pred. Sal. IX. 4. Richter XIV. 14.

„Was da lebt, hat auch sein Recht,
Und sein Recht das Neue:
Besser doch ein Hund, der lebt,
Als ein todter Leue."

Nicht so ganz! ich weiß den Fall,
Wo in schönster Weise
Sußigkeit vom Starken gieng,
Von dem Fresser Speise.

Doch von Hunden duftets nie
Honigsuß zur Höhe;
Da vernimmst und spürst du nur
Stank, Gebell und Flohe.

Der deutsche Michel.

Das Volk, das euch geboren,
Das Volk, das ihr verhöhnt,
Es nimmt euch bei den Ohren,
Daß euch der Schädel dröhnt:
Der Engel Herzog Michael
Mit seinem Waffen scharf und hell,
Habt Acht! der deutsche Michel
Kommt euch noch übers Fell.

Noch sitzt er in Gedulden
Und denkt dem Dinge nach,
Und trägt als sein Verschulden
Gerubig all die Schmach:
Doch weh euch, wenn der Faden reißt!
Weh euch, wenn ihm entbrennt der Geist,
Und plötzlich er im Zorne
Den faulen Topf zerschmeißt!

Er hat um Kopf und Kragen
Ganz andre schon verkürzt,
Hat doch vom Siegeswagen
Den Lucifer gestürzt,
Hat tausend Teufel hinterdrein
Geschleudert tief in ew'ge Pein:
So wehe nun euch armen,
Euch Lumpenteufelein!

O weh, ihr armen Teufelein,
Wie werdet ihr zerschellt!
Wie haudt das ganze Häuflein
In Spreuern über Feld!
O weh! und dann zur letzten Frist,
Zur letzten Rub ein Grab von Mist,
Wie das der Landsverräthern
Von jeher Rechtens ist.

Und je und je vom Grabe
Wächst euch empor die Hand,
Die Hand, damit der Knabe
Schlug nach dem Vaterland,
Die Hand, damit ein ärgrer Ham
Ließ unbedeckt des Vaters Scham
Und von der Mutter Blößen
Noch selbst den Mantel nahm.

So habet Acht, ihr Thoren,
Bevor euch, gäh ergrimmt,
Noch bei den Schelmenohren
Der deutsche Michel nimmt:
Bevor euch noch der Michael
Mit einem Schusse scharf und schnell
Durchbohrt das gleißend bunte,
Das kalte Schlangenfell!

Nec propter vitam vivendi perdere caussas.

Wir wollen um das Leben nicht
Des Lebens Grund verlieren.
Erſt grundet uns, erſt baut ein Haus,
Und macht es feſt! dann ein und aus
Mogt ihrs mit Freiheit zieren.

Erſt ſchaffet, daß ſie wohnen mag,
Der Freiheit Dach und Schwelle,
Und Luft und Licht ihr in die Wand!
Sprengt erſt von unſerm Helgoland
Den Feind in ſeine Welle!

Schickt erſt die Zottelbären heim,
Und heim die welſchen Hahnen!
Dann unterm Siegesbogen hin,
Dann mögt ihr auch der Königinn,
Der Freiheit Straße bahnen.

Dann mag die Freiheit wurzeln erſt,
Ein Baum mit ſtarken Aeſten:
Noch aber fehlts zu dieſer Stund
An deutſchem Land, am rechten Grund;
Noch aber fehlts am Beſten.

Am Beſten noch, am Waſſer fehlts,
An friſchem Meeresboden.

Schafft Häfen! und der erſte Kiel
Führt jauchzend durch der Wellen Spiel
Freiheit auf deutſchen Boden.

Der Adler im Käfig.

Germania, zu keckem Hadern
Ermanne dich, o Weib!
Noch unterbunden ſind die Adern
An deinem Rieſenleib;
Noch an der Strome Munde
Stehn Fremdling' in die Runde:
Erhebe dich! vertreib, vertreib!

Schau, wie mit goldgemengtem Sande,
Mit flüß'gem Rebengold
Der Saum an deinem Prachtgewande,
Der Rhein zu Thale rollt;
Bis ihm die Düne bettet:
Da liegt er ſchnöd' umkettet,
Und jeder Tropfe wird verzollt.

Die Elbe dort mit blondem Haare,
Wohl reckt ſie frei die Hand,
Und Segel nahn ihr unzählbare,
Von Oſt und Weſt geſandt:
Doch muß ſie mit Ergrimmen
Ihr ſehn vor Augen ſchwimmen
Des Angeln Wachtſchiff Helgoland.

Und dort umſtellt von Neußenhorden
Das ſchone Wälder-Kind,

Die Donau, die in breiten Borden
Fernab zu Sclaven rinnt:
Schau hin, und ſchau's mit Zorne:
Schon iſt an Einem Horne
Beſtrickt Europens blodes Rind.

Wohlauf, wenn noch ein keckes Hadern
Dich freudiger durchblitzt,
Wohlauf mit brauſenden Geſchwadern,
Mit Zung' und Schwerten itzt!
Nie kannſt du freier werden,
Derweil mit Knechtsgebärden
Dein Adler ſo im Käfig ſitzt.

An die Redſeligen.

Zur Feier des Vertrags von Verdun.

Singen, Klingen, Schwätzen,
Monumente ſetzen,
Das in deutſchen Landen
Geht euch flink von Handen:
Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,
Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu ſchaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron' und ohne,
Konnt ihrs denn nicht laſſen,
Reden abzufaſſen,
Nun, ſo bleibt doch bei der alten
Deutſchen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten!

Sollts euch wohl gerathen,
Auf, verſuchts mit Thaten!
Laßt einmal in Handeln
Sich das Wort verwandeln!
Denkt des Vaters und der Väter,
Macht wie der und die:

Schlechte Redner waren ſie,
Aber gute Thäter.

Drum, mein lieber treuer
Deutſcher, wenn du heuer
Gehſt am grünen Rheine
Hin zur Volksgemeine,
Die von Liedern überbrauſend,
Redensarten voll,
Feierlich begraben ſoll
Deutſchlands erſt Jahrtauſend:

Dich und all' und jeden
Bitt' ich, macht dem Reden
Endlich dann ein Ende,
Brauchet Herz und Hände
Ihre Schulden heimzuzahlen:
Nicht, daß ihr erkennt
Etwa gar ein Monument
König Karl dem Kahlen:

Um dem ſchlauen Franken
Heute noch zu danken,
Daß er uns entſchlupfte,
Frei den Nacken lupfte,
Von ſich warf den deutſchen Zugel,
Und für tauſend Jahr
Unſerm Rhein, dem Felſenaar,
Brach den linken Flugel:

Nein, du Ludwigsenkel,
Nimm das Schwert vom Henkel,
An des Feindes Gränzen
Geh und laß es glänzen:
Geh und denke neu zu schlingen
An der Kette Rund
Das verlorne Glied Burgund,
Elsaß, Lotharingen!

Fordre heim die Länder,
Deutscher Schande Pfänder!
Heische wieder, heische
Fleisch von deinem Fleische!
Sag' es kurz, und denk der Väter,
Mach's getrost wie die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Herrentauſch.

Wie doch über Nacht verändern
Kann ſein Herz ein Unterthan!
Heut gehört er dieſen Ländern,
Morgen wieder jenen an.

Heute ſpürt er ganz begeiſtert
Nichts als Oldenburger Mark:
Morgen früh wird er gemeiſtert
Und beglückt von Dännemark.

Heute für den Herrn der Dänen
Weit gen Norden ſchlägt ſein Herz:
Morgen mit der Liebe Thränen
Blickt und flieht er Hunte-wärts.

Denn es ſchrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauſchvertrag.

Solch ein Handel, ſolch ein Wandel
Hat mich aber nie erboſt:
Iſts kein ſchnöder Seelenhandel,
Nun, ſo iſts ein guter Troſt:

Daß die Herrn ſchon ſelber ſchätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauſchte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid;

Selber die unzweifelbare
Klare Wahrheit räumen ein,
Kleines Land ſei kurze Waare,
Aber groß der Zollverein;

Selbſt geſtehn, man könne tauſchen
Herrn um Herren ſo bequem,
Und dem einen heute lauſchen,
Morgen aber lauſchen dem:

Wie man auch in einem Zimmer
Tauſcht die Bilder an der Wand,
Ohne Schaden, weil ja immer
Bleibt das Haus im gleichen Stand.

Der Freiherr von Aſt.

Hochgeborner Herr vom Aſt,
Freiherr du vom reinſten Adel,
Du vor allen wahrlich haſt
Einen Stammbaum ſonder Tadel,
Du entſprungen einem Haus,
Das in tauſend Äſt und aber
Tauſend Zweigen breitet aus.

Darum biſt mit ſtolzem Sinn
Du allein den Höchſten frohmig:
Sonn iſt deine Königinn,
Gott im Himmel iſt dein König:
Haus und Hof und Wald und Au,
All dein Leben dankſt du einzig
Dieſem Herrn und dieſer Frau.

Solcher Fürſtinn dienſt du auch
Recht mit adlichen Manieren,
Magſt nach Lehenträgers Brauch
Ihr gehorſamlichſt hofieren:
Wenn die Sonne niederſchwebt,
Neigſt und grüßeſt du, und wieder,
Wenn ſie Morgens ſich erhebt.

Mitteinn, wenn dirs behagt,
Friſch und frei und unverdroſſen

Treibſt du hoh' und niedre Jagd,
Und turnierſt mit Standsgenoſſen:
Uebſt den ganzen Tag entlang,
Uebſt in lauen Mondennächten
Minnedienſt und Minnefang.

Doch worin dich allermeiſt
Zucht und feiner Anſtand kronen?
Herr vom Roß, wie edel weiſt
Selbſt die Noth du zu beſchonen!
Wenn um Trunk und Sättigung
Recht in Aengſten ſchreit dein Magen,
Nimmt dein Lied den höchſten Schwung.

Des Wunſches Schlaf.

Hoch, rieſenmäßig anzuſchaun,
Und doch von lieblicher Gebärde,
Der ſchönſte Mann ob allen Gaun,
So ſprang empor aus deutſcher Erde
Der Wunſch und hob in ſeiner Rechten
Der Kaiſerkrone goldne Zier,
Und ſchwang, zu Feſten und Gefechten
Schon halb entrollt, ein Reichsbanier.

Es weckt' ihn auf der Hahnenkrat,
Der fern im Frankenland' erdrohnte,
Der in Verläugnung und Verrath
Trommeten des Gerichtes tönte:
Es weckt' ihn auf der Morgenſchauer,
Der über all die Schläfer ſtrich,
Und Licht verhieß, wo dunkle Trauer
Kaum ſeufzend noch vom Herzen ſchlich.

Wie ſchauten da die Männer auf,
Wie lauchzten, Deutſchland, deine Knaben,
Als ſie gepaart, geſchaart zuhauf
Erblickten all die Wundergaben,
Das alte Schwert an alten Gränzen,
Entfeſſelt Land und Meer und Strom,
Umwunden nur mit Blumenkränzen
Zum großen Feſt den Kaiſerdom!

Der Wunſch, wie lacht' er erdenwärts!
Wie lag das Volk in Glauben ſtehend!
Und jetzt — gemach, mein deutſches Herz!
Sei ſtill, ſei ſtill! Ein lang Jahrzehend
Iſt überhin mit ſeinen Sonnen,
Und wieder halten Schlaf und Nacht
Mit zähem Faden rings umſponnen
Den Wunſch und ſeiner Gaben Pracht.

Er ſchläft und träumt; manchmal im Traum
Nur zucken freudig ihm die Brauen:
Mag etwann er am Himmelsſaum
Den neubeſchwingten Adler ſchauen?
Gedenkt er nur, wen einſt der Gabe,
Wen er der Krone werth geglaubt,
Und grüßt dann neben ſich im Grabe
Ein fromm entſchlafnes Königshaupt?

Er ſchläft und träumt; und träumen wird
Und ſchlafen wird er noch ſo lange,
Solang noch, der ihn jetzt umſchwirrt,
Der Flug der Raben geht im Schwange,
Solang mit Schwatzen noch und Schreien
Der heiſre Chor den Berg umzieht
Und welſche Zaubermelodeien
Herniederträchzt als Schlummerlied.

Er ſchläft und träumt; und doch, ich weiß,
Einſt lohnt ein Gott noch unſer Hoffen,
Und wieder ſehn, von Liebe heiß,

Dem Wunſch die Heldenaugen öffen.
Und jubeln hört er tauſendſtimmig
Den Gruß der Treuen, froh erſchreckt,
Wenn ihn das Volk, wenn ihn ein König
Mit Thaten, nicht mit Worten weckt.

Die vereinte Menſchheit.

Zum Nachdrucken.

Schnell rollet der Geſchichte Rad,
Und ſucht ſich immer weitre Bahnen.
Lang' iſt ein Volk auf dunklem Pfad
Nur nachgewandelt ſeinen Ahnen:
Da zieht der Griechenfürſt das Schwert,
Des Indus Ufer ſehn es glänzen;
Da ſendet Rom, zum Streit bewehrt,
Den Adler aus nach Ruhmeskränzen:
Und ſieh! es ſind die tauſend Horden
Vereint zu einer großen Welt,
Und ſind von Süden auf gen Norden,
Von Land zu Land, von Volk zu Volk
Hellenen nun und Römer worden.

In Trümmer ſinkt die ſtolze Rom,
Und ſtill begrünet ſich die Stätte.
Schon aber gießt ein neuer Strom
Die Flut ins leergelaßne Bette:
Willkommen, Nordlands keuſche Zucht!
Dir ruht in liebendem Gemüthe
All der Vergangenheiten Frucht
Und aller Zukunft Saat und Blüte:
Dir klingt an Ebro, Po und Rhone
Des Schwertes und des Wortes Erz
Und bald auf gottverliehnem Throne

Schmückt dich, Europens Geiſt und Herz
Und Haupt, die neue Kaiſerkrone.

Das aber iſt des Schöpfers Rath:
Es ſoll das weite Reich der Erden,
Das Kaiſerthum ein Gottesſaat,
Es ſoll ein Reich der Himmel werden.
Und ſelber zieht der Sohn herab,
Und trug das Kreuz zum Todeshügel.
Da endlich über Tod und Grab
Entfalten ſich des Geiſtes Flügel:
Was Zwang und Blut und Brand begonnen,
Vollendet ſegnend nun das Wort:
Des Weges, den das Schwert gewonnen,
Mild wandelt es zum Aufgang fort
Und fort zum Niedergang der Sonnen.

Noch aber iſt nicht voll die Zeit:
Noch ſind nicht alle wiedergefunden,
Die einſt in Friedensſeligkeit
Der Garten Eden hielt verbunden:
Noch liegt verdumpft, ſein ſelbſt beraubt,
Dem Thiere gleich, an fernen Küſten
Zahlloſes Volk, und frohnt und glaubt
Als Göttern ſeinen Thiergelüſten.
Und ſie auch alle ſind berufen:
Sie ſollen auch mit heil'gem Schritt
Noch treten zu des Tempels Stufen
Und preiſen, der für ſie auch litt,
Die Hände, die auch ſie erſchufen.

Da ſchleunigt Gott zu neuem Schwung
Die Welt und ſeiner Menſchheit Sinnen,
Und läßt die Ueberwältigung
Der Elemente ſelbſt gewinnen:
Es dient das Feuer ihr zum Krieg,
Den Krieg zu regeln und zu zügeln;
Das Erz der Erde muß den Sieg
Des Wortes ſchneller noch beflügeln;
Es trägt die Flut nach neuen Landen
Den nimmer noch getragnen Kiel;
Die Luft ſogar gehorcht den Banden,
Und iſt zu kühnem Wageſpiel
Schwerathmend arbeitſam zu Handen.

Nun iſt die Welt rings aufgethan,
Und Schranke fällt um Schranke nieder;
Die Menſchen ſehn und ſchaun ſich an,
Und ſtaunen froh: denn alle wieder
Erkennen ſie als Brüder ſich,
Und liegen ſich im Bruderarme,
Und jubeln, daß die Zeit entweich,
Die ſie getrennt mit Haß und Harme.
Nun ſprechen all mit Einer Zungen:
Ein Wort beſeelt die ganze Welt;
Ein König hat ſie all bezwungen,
Und ſegend hat ein ſtarker Held
Das Paradies ihr neu errungen.

O Zeit wie nah! o Zeit wie fern!
Du aber, Wort im Erz gegoſſen,

Du hast zumerst gedient dem Herrn,
Du hast zumerst die Welt erschlossen:
Geheiligt Erz, o bleib' es stets,
Vom Rost der Sünde nie beschädigt,
Ein rein Gefäß du des Gebets,
Der Weltweisheit, der Gottespredigt,
Des Sanges, der in leisern Hallen
Die Sprache Edens wiederlernt;
Daß, wenn dereinst die Völker wallen,
In Einer Menschheit doch versöhnt,
Dir sei das beste Loos gefallen!

Beiträge von Balthasar Reber.

1842. 1843.

Die Schweiz, Frankreich, Deutschland.

Ich sah im Hohepriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und weich ihm Gift die Wunden:
Ich habs gewagt!

Herwegh.

Deutſchland und Schweiz.

Wenn deutſche Brüder in Geſängen
Und mit des Wortes ſcharfem Schwung
Nach Freiheit ſich gewaltig drängen,
Das preiſ' ich mit Begeiſterung.
Die Töne dringen mir zu Herzen,
Und bis ins Mark des Wortes Hieb:
Ich ſtürme mit in euern Schmerzen,
Und euer Grollen iſt mir lieb.

Dort in dem deutſchen Bruderlande,
Da iſt noch matt der Freiheit Flug,
Dort knirſcht man noch im Gängelbande,
Bang iſt der Seele Athemzug.
Dort wurden Sünden einſt begangen:
Gehalten nicht, was man verſprach;
Dort darf die heil'ge Kron' umfangen
Ein Haupt, das Heiligthümer brach.

Dort wurden Sünden einſt begangen:
Der Polen edles Volk verſchmäht,
Das gegen Rußlands Blitzesſchlangen

Die Spitze deutſchen Schwerts erflehn.
Man riet dem Ruſſen ſie zu Rachen,
Der jetzt an Deutſchlands Herzen nagt,
Statt ſie zum deutſchen Schild zu machen,
Der gegen Aſiens Horden ragt.

Dort wurden Sünden einſt begangen,
Begangen werden Sünden noch.
Ich ſchweig': ich ſehe Kämpfer prangen,
Die rütteln ſchon am deutſchen Joch.
O rüttelt nur, ihr braven Waffen,
In Proſa rüttelt und im Lied!
Gott ſegne euer würdig Schaffen,
Der euch den ſchönen Haß beſchied.

Wenn deutſche Brüder in Geſängen
Und mit des Wortes ſcharfem Schwung
Nach Freiheit ſich gewaltig drängen,
Das preiſ' ich mit Begeiſterung.
Doch ihr hier in den Schweizergauen,
Wo Freiheit ſtolz zum Himmel blickt,
Ihr Freiheitstober macht mir Grauen:
Nicht Graun! das Wort iſt ungeſchickt.

Verachtung! das iſts, was ich fühle,
Ich ſags euch als ein freier Mann,
Verachtung euerem Gewühle,
Das nur von unten ſammen kann.
Die Freiheit ſtammt vom Himmel droben,
Sie lächelt ob den Fluren mild:

Wer lächelt nimmer, kannt nur toben
Wie Raben um das Himmelsbild.

Ich frag' euch deutschen Brüder alle,
Kommt, schaut euch unsre Freiheit an!
Ob hier der Freiheit Strom nicht walle
Frei, wie er immer wallen kann?
O wenn ihr Deutschen das errungen:
Fürwahr! im Sturm des Feuergelauts
Lobpreistet ihr mit Feuerzungen,
Schlugt jauchzend euern Zorn ans Kreuz.

Drum du, was willst du Schallsgelichter?
Schau, wenn du kannst, mir ins Gesicht!
Entweder seid ihr Bosewichter,
Nur huldigend dem eignen Licht,
Nichts wollend als sich oben thronen,
Umwälzende Despotenbrut:
Oder, ich will euch menschlich schonen,
Die Schellenkappe stund' euch gut.

Frei und radikal.

Frei iſt ein gutes deutſches Wort:
Das ſteht auf unſerm Schild.
Was ſteht auf euerm Fähnlein dort?
Ein welſches Wortgebild.

Ein welſches Wort, heißt radikal,
Erfunden in Paris;
So iſt auch euer Ideal
Ein welſches Paradies.

O Schweizerland, ſei auf der Hut:
Sie ruhn nicht, bricht's dort los,
Als bis ihr welſcher Buhle ruht
In unſerm deutſchen Schooß.

Unſere Feinde.

Hent wem noch echtes Schweizerblut
Durch ſeine Adern rollt,
Durch Seinewaſſer nicht verfälſcht,
Durch Propaganden nicht verwelſcht,
Kommt, höret, was ihr ſollt:

Ihr ſollet in den Kampf hinaus,
Wie einſt der Väter Kraft!
Der Freiheit haltet vor den Schild,
Damit das theure Götterbild
Nicht aus einander klafft!

Zwar Fürſtenheere ſind es nicht,
Die heut uns überziehn:
Kein Oeſterreich und kein Burgund,
Kein Kaiſer Max droht unſerm Bund,
Und heute kein Delphin.

Im eignen theuern Schweizerland
Erhebt ſich der Tyrann:
Es iſt der Frechen Deſpotie!
Die Göttin Freiheit ſpeien ſie
Mit Hohngelächter an.

Frei ſein iſt ihnen zu gering:
Die Frechheit ihre Dirn,

Ihr Götzenbild. Ihr Held ist der,
So unsrer freien Ordnung Wehr
Einrennt mit frechster Stirn.

Doch macht's uns Freien nimmer bang,
Unkraut ist überall,
Und grade, wo der Rosen Pracht
Am vollsten dir entgegenlacht,
Da geilt's im vollsten Schwall.

Drum macht's uns Freien nimmer bang,
Wie's keinem Gärtner graut
Vor seiner Beete wildem Gift:
Das Messer zieht er still, und trifft
Zur rechten Zeit das Kraut.

Laßt die Todten ruhn!

Der König Saul vom Veten
Fuhr auf nach Endor hin:
Auf, Hexe, den Propheten!
Sprach er zur Zauberin,
Schaff' aus dem Geiſterreich die Seel'
Herbei des alten Samuel!
Sie raſet und beſchwört.

Der Geiſt ſtieg aus dem Grunde
Da rieſengroß empor.
Der König Saul zur Stunde
Das Herze gar verlor.
Er wirft ſich ſchaudernd auf ſein Roß,
Und ſprengt zurück zu ſeinem Troß,
Und ſtürzt ſich in ſein Schwert.

Ihr treibt's an eurer Stelle
Wie dorten einſt der Saul:
Die Winkelriede, Telle,
Die führt ihr ſtets im Maul.
Wenn die Beſchworenen fürchterlich
Doch nur einmal euch zeigten ſich,
Des Todes wärt ihr auch.

Geiſterſchlacht.

Die Nacht, ſie ſchaudert, die Sterne ſind bleich,
Der Mond durchzittert der Wolken Reich;
Und es zieht mich ein feierlich mächtiger Graus
Ins heilig ſchreckliche Dunkel hinaus:
Heut iſt es die Nacht,
Da ſteigen mit Pracht
Die hohen Väter aus Grüften,
Am Panzer, das Schwert an den Hüften,
Und ſchlagen, die Geiſter, wie einſt ihre Schlacht.

Mir ſchwankt's vor dem Auge, doch hör' ich's gut:
Recht knien ſie, und leiſe mit Seelenglut
So flehn ſie zu Gott, der frei ſie erſchuf.
Recht auf! zu des ſtürmenden Hornes Ruf
Mit donnernder Fauſt
An die Feinde gebrauſt!
Recht ſtoßt ihr: der Boden erzittert,
Wie's von Rüſtungen ſchüttert und ſplittert,
Und das Banner, wie's hoch in den Lüften ſauſt!

Und horch, o horch! er iſt es, der Klang,
Der Väter lieblicher Freiheitsgeſang,
Die Schwerter, die Schwerter! Wie tönen ſie klar,
Wie jauchzende Blitze wunderbar.
Und die Schlacht hat verhallt:
Durch's Gefilde kalt

Da rieſelt's von blutigen Quellen.
Auf des Morgens dampfenden Wellen
Ihr Opfer des Dankes gen Himmel wallt.

Das iſt, ihr Söhne des Schweitzerlands!
Der Ahnen, der Geiſter Kriegestanz,
Ihr Freiheitslied, euch zürnend vermacht.
Ihr ſchlafet: drum ſind ſie im Wetter erwacht,
Auf daß euer Mark,
Das ſchlaffe, ſei ſtark,
Und ihr aufſtehet zu ſtreiten
Mit den Feinden euerer Zeiten,
Wie ſie die alten geſtreckt in den Sara

Wurzelmänner.

Wohlan! Ihr nennt euch Wurzelmänner,
Wollt bis zum letzten Wurzelſtumpf,
Als heilig grimm'ge Giftausbrenner,
Wegfegen jeden alten Sumpf.

Wohlan! Wir wollen's gläubig wähnen:
Was Faules iſt in jedem Staat,
Nicht bloß in dem Hamlets des Dänen:
Wir harren eurer Wurzelthat.

Wohlan! Entwurzelt iſt das Alte,
Wir haben hoffend zugeſchaut.
Wohlan! Jetzt lechzt des Ackers Spalte
Sie lechzt nach Saat zum neuen Kraut.

Weh! was iſt das für Saamenwaare?
Die Bibel brennt im Feuer dort,
Und für den Sturm der Himmelsaare
Schnarrt ihr ein ſandig Straußenwort.

Weh! was iſt das für Saamenwaare?
Halbtodte Kloſter bringt ihr um,
Und aus der jämmerlichen Bahre
Steigt friſch das Reſuitenthum.

Und ach! — wie oft iſt's auch geſchehen!
Entwurzelt liegt die ſchöne Flur,
Und ihr, was habt ihr drein zu ſäen?
Die eigenen Perſonen nur.

Weh! was iſt das für Saamenwaare?
Ja, Wurzelmänner! wohl, ihr ſeid's:
Ihr pflanzt, auswurzelnd unſre Haare,
Auf's neu Perrücken in die Schweiz.

Die Strauſſen.

Das Chriſtenthum, ihr möchtet's ſtürzen,
Wir haben euch ins Herz geſehn;
Nicht ſtürzen, nein, nur ihm verkürzen
Die Flügel, die zu herrlich wehn:
Umwandeln möchtet ihr zur Eule
Den Adler, Fürſten thu des Lichts,
Die durch die Nacht von Weisheit heule,
Ihr eignes Auge hell, ſonſt nichts.

O reißt nur aus der Bruſt dem Volke
Des Chriſtenglaubens Edelſtein,
Und wißt: des Sklavenſinnes Wolke
Zieht in die Oede dumpfig ein.
Raubt euerm Volk die Kraft zur Tugend
Und ſtoßt es in den Sündenwuſt:
Ihr brecht des Volkes ew'ge Jugend,
Ihr dämpft zur Freiheit alle Luſt.

Wie? oder ſoll an euern Meiſtern
Und ihres Geiſtes Wäſſerlein
Das Volk erhabner ſich begeiſtern,
Als an des Chriſtenthumes Wein?
Blickt doch in euer eignes Leben:
Ihr könnt mit eures Leibes Kraft
Nicht Einem Sündlein widerſtreben:
Der Teufel lacht der Wiſſenſchaft.

Wißt ihr, warum so übermächtig
Die Welt ſich nach der Freiheit drängt?
Nur weil der Chriſtenglaube prächtig
Als Held die Feſſeln hat geſprengt.
Hätt nicht St. Peters Stuhl gebrochen
Der Kirchen-Winkelriede Arm,
Wir Schweizer wären ſelbſt gekrochen
Herzkrank zurück in Knechtſchafts-Harm.

Das fühlt mein Volk, und hats bewieſen.
Eh' ihr das Chriſtenthum ihm raubt,
Eh' tragt ihr unſre Vergeſtieſen
Uns aus dem Land auf euerm Haupt.
Was ſäumt ihr, das auch noch zu machen?
Da es mißlang mit unſerm Geiſt,
Verſuchts, den Boden zu verflachen,
Der auch zu kühn den Schöpfer preiſt!

Der Vorort.

Mein Zürchervolk, das nenn' ich brav,
Du Brudervolk zum Küſſen!
Du dehnteſt dich nicht lang' im Schlaf,
Als dich die Donnerloſung traf:
Sie treten uns mit Füßen:
Sie reißen uns das Heiligthum
Des himmelskühnen Glaubens um:
Die Zwerglein ſtürmen Gottes Thron,
Die Sünder ſtürzen Gottes Sohn!
Du fuhrſt empor
Mit Poſaunengedröhne ein Prieſterchor,
Und Jericho's Mauern ſanken.

Dich hat des Zwingli Geiſt geführt:
Er war bei Tag die Wolke,
Bei Nacht die Flamme hochgeſchürt!
So fuhr vom Himmel er, gerührt,
Herab zu ſeinem Volke.
Bei Kappel ſchlug er deſſen Spott,
Der ſprach: wer mich ſieht, ſiehet Gott!
Hier aber ſchlug er den zu Schand,
Der barg ſein Straußenhaupt in Sand,
Und prahlend ſchwur:
Ich ſehe vom Ehrlengott keine Spur!
Er ſchlug ihn vom Kopf zum Schweife.

Mein Zurchervolk, das nenn' ich brav,
Du Brudervolk zum Küssen!
Als uns die Wonnenloosung traf
An unsrer trüben Zeiten Schlaf,
Da scholl ein jubelnd Grüssen:
Das Morgenroth, es strahlt im Ost!
So zuckte uns die große Post
Durchs Herz, das schone Morgenroth
Des Vaterlands, nach finstrer Noth;
Im Schweizerland
Ist der alte Glaube aufs neu entbrannt,
Und Hoffnung und Liebe die Sterne!

Freie Preſſe, freies Wort.

Freie Preſſe, freies Wort!
Lebensbaum der Nationen,
Wenn du ſchutteln deine Kronen,
Angeweht von heil'gem Wind.
Selig Land, durch deſſen Lüfte
Spielen dieſer Kronen Düfte,
Und dein Volk ein freies Frühlingskind!

Freie Preſſe, freies Wort!
Holz des Fluchs für Schädelſtätten,
Wenn, in wüſten Satansketten
Klirrend, Schächer dich entweihn.
Flugs herbei, und ſchmiedet Kreuze
Aus dem Baum, und wie die Käuze
Soll'n die Schächer dran genagelt ſein.

Freie Preſſe, freies Wort!
Zuck' den Blitzſtrahl mit Geſchicke
Ihnen in ihr ſchwarz Genicke
Deinen Feinden furchterlich.
Selber muſt du für dich ringen,
Heil'ge, ſelbſt den Flamberg ſchwingen:
Deine Junger, ach! verlaſſen dich.

Ein Räthsel.

Ihr predigt Freiheit auf den Dächern,
Ihr lärmt von ihr in den Gemächern:
Von Freiheit eure Zungen schmettern,
Von Freiheit rauscht's in euern Blättern:
Freiheit laßt ihr in Prosa schreiten,
Freiheit laßt ihr auf Versen reiten:
Kurz, alle möglichen Register,
Ihr orgelt sie, ihr Freiheitsküster.

Und doch, wer löst das Räthsel mir?
Ein Räthsel ist's, der Turandot
Berühmte sind dagegen Spott;
Ein Räthsel, wie seit Weltanfang
Kein also schweres noch erklang:
O sagt! wer löst das Räthsel mir?
Ich werde drob zum Narren schier:

Wenn diese Freiheits-Goliathe
Die Ersten worden sind im Staate,
In Einem Hui sind sie Despoten,
Und alle lebenden und todten
Und allerhärtsten Völkerhämmer
Sind neben ihnen weiche Lämmer.
Ich werde drob zum Narren schier:
O sagt: wer löst das Räthsel mir?

Die echten freien Schweizer.

Wir ſind die Freien! hör's alle Welt,
Wir ſind die Schweizer, die echten!
Wir haben uns Keinen zum Herrn beſtellt,
Uns Keinem gebeuget zu Knechten,
Den mächtigſten Herren der Erde nicht,
Noch gar dem herriſchen Freiheitswicht:
Wir wiſſen die Wölfe zu ſpüren.
Wir wandeln als Brüder und Brüder ſchlicht,
Und Väter nur dürfen uns führen.

Wir ſind die Freien! hör's alle Welt,
Wir ſind die Schweizer, die echten!
Wir haben uns Einen zum Herrn beſtellt,
Uns Einem gebeuget zu Knechten.
Der Himmel iſt unſeres Königs Thron,
Die Sternen und Sonnen ſeine Kron:
Er hat mit der Freiheit Adel
Begnadigt den frommen Alpenſohn:
Drum ſind wir ihm treu ohne Tadel.

Wir ſind die Freien! hör's alle Welt,
Wir ſind die Schweizer, die echten!
Und wer es mit uns nicht von Herzen halt,
Wir werfen ihn zu den Schlechten:
Wir werfen ihn zu der Drachenbrut,
Wie Winkelried einſt mit Gottesmuth

Sie durchbohrt in giftiger Lachen:
Er ſtammt nicht vom heiligen Heldenblut,
Er ſtammt von dem Blute des Drachen.

Vorwärts!

Vorwärts! iſt unſer Loſungswort;
So ruft auch ihr.
Ihr rollt wie die Lawine fort:
Gleich Strömen wir.

Ihr rollt wie die Lawine fort,
Und reißt hinab
Des Glaubens und der Treue Hort
Zu ünſre Grab.

Wir rollen fort dem Strome gleich:
Die Ufer blühn,
Und Kirchen hoch und Städte reich
Schaun aus dem Grün.

Ihr rollt wie die Lawine fort,
Zermalmt die Welt,
Bis ihr an Gottes Felſen dort
Selbſt liegt zerſchellt.

Wir rollen fort dem Strome gleich,
Und baun die Welt,
Bis uns des Meeres Himmelreich
In Armen hält.

Vorwärts! iſt unſer Loſungswort:
So ruft auch ihr.
Sturmt ihr zum Tod an euern Ort;
Zum Leben wir!

Die Schweizerharfe.

Stille, ſtill, ihr Freiheitslieder,
Welche heut die Welt durchrauſchen!
Schweig, du Nachtigallgefieder;
Unſerm Adler muſt ihr lauſchen:
Sie, die Freie nur
Auf der Alpen Flur,
Sie, Europa's Eingeborne,
Kennt des Freiheitlieds Erlorne!

Hoch das Haupt im freien Blauen,
Ihren Fuß im freien Thal,
Sieht die Welt ſie rings in grauen
Fürſtennebeln allzumal.
Und ſie druckt mit Luſt
An die freie Bruſt
Ihrer Harfe Rieſenſaiten,
Ihr Triumphlied ſchallt im Weiten!

Wenn ihr's horet von den Gipfeln
Sturmeſchnaubend niedergrollen,
Wenn ob unſrer Wälder Wipfeln
Flammende Gewitter rollen,
Wenn die Strome, Seen
Unten auferſtehn,
Rauchend durch die Länder toben:
Kennt's das Lied der Freien droben.

Jene Stürme von den Gipfeln:
Ihres Mundes Melodieen:
Jenes Flammen ob den Wipfeln:
Ihres Hauptes Dichterglühen;
Der Gewässer Gang:
Ihrer Harfe Klang,
Wie sie nach dem Liede gerne
Noch verhallet in der Ferne.

Natürliche Grenzen.

Schweitzerland! ich muß dich fragen:
Deiner Berge hohe Wände
Seh' ich mächtig dich umragen
Gegen Welſchland hin!
Warum ſchoben Gottes Hände
Dort die Riegel? Kannſt du's ſagen?
Abneſt du den Sinn?

Schweitzerland! ich muß dich fragen:
Offen deine Thalgelände
Seh' ich, und die Ströme tragen
Gegen Deutſchland hin!
Warum hoben Gottes Hände
Hier die Flügel? Kannſt du's ſagen?
Abneſt du den Sinn?

Der Völkerhirt.

Frei ließ ich brausen meine Leier:
Wer schweigt und zürnt, der iß kein Freier,
Laut führt der Schweizer seinen Stoß.
Sonst bin ich sanft: doch beim Gedanken:
Dein freies Vaterland will wanken!
Da bricht in mir der Löwe los.

Nichts weiß ich, was mir hier auf Erden
Je theurer war und konnte werden,
Als du, mein herrlich Vaterland!
Du Wunder auf Europas Fluren,
Mit der Geschichte großen Spuren,
Mit deiner Freiheit Diamant.

Und tief in meiner Seele tönet
Prophetenwort, daß Gott uns krönet,
Uns schlichtes Volk, mit stolzem Loos:
Mein Hirtenvolk, der Völkerheerden
Europas Hirte soll es werden,
Sie leiten in der Freiheit Schooß.

Auf Flügeln nicht des Heeressturmes,
Durch heimlich Wühlen nicht des Wurmes:
Wir sind zu klein, zu groß dazu.
Nichts woll'n wir, als in unsern Gauen

Ein Muſterhaus der Freiheit bauen,
Ganz ſtill für uns, in emſ'ger Ruh.

Schon dann wir dran ein halb Jahrtauſend:
Doch jetzt ſtürmt die Geſchichte ſauſend,
Und bald wird unſer Tempel ſtehn,
Und wird die Herzen der Nationen
Vom Bettler bis zu dem auf Thronen
Ergreifen mit der Sehnſucht Wehn.

Was wir erſtrebt, dort iſts gefunden!
So jauchzet dann die Welt verbunden,
Dort prangt der Freiheit wahrer Dom!
Und mit dem Bild im Herzen gehen
Sie heim, und Brudermunſter ſtehen
Dann ſchwindelnd auf am Zeitenſtrom.

Und du, o Deutſchland! wirſt beginnen
Die Steine unſrer Freiheitszinnen,
Aus deinen Rippen ſchuf ſie Gott.
Wir durften in den trüben Jahren
Dein freies Urbild keuſch bewahren
Vor welſchen Sündenfalles Spott.

Da, als in jenen welſchen Zonen,
Wie heute der Revolutionen,
So einſt der Knechtſchaft Gift erwuchs:
Da krochſt du, Deutſchland, hin, zu nippen
Wir nicht, von unſern deutſchen Lippen
Riß Gott hinweg den Kelch des Fluchs.

Jetzt, Deutſchland, fallen deine Binden,
Du willſt der Trübſal dich entwinden,
Wie deutſch dein Auge wieder blaut!
Auf denn, erwachter Held, begrüße
Zu unſerm freien Bund die ſüße,
Die längſtverlorne freie Braut!

Ja, tief in meiner Seele tönet
Prophetenwort, daß Gott uns krönet,
Uns ſchlichtes Volk, mit ſtolzem Loos.
Drum, wenn mich ſtacheln die Gedanken:
Dein freies Vaterland will wanken!
So bricht in mir der Löwe los.

Denn wollen wir den Bau vollenden,
So müſſen wir's mit reinen Händen:
Ein Heiligthum iſt uns vertraut.
Wenn wir mit heißem welſchem Blute
Baun in unbänd'gem Uebermuthe,
So giebt's ein Babel ſtuchbethaut:

Nicht eine Kirche freien Lebens
Der Welt ein Ideal des Strebens:
Die baut nur ſolcher Künſtler Hand.
Wie ſie einſt, grade welſchem Rome
Zum Trutz, der ew'gen Freiheit Dome
Hat hergeſtellt in unſerm Land.

Frankreich und Deutſchland.

Frankreich, ich kann dich nimmer alſo ehren,
Wie du es fordern noch in unſern Tagen:
Ich knie nicht an deines Staats Altären,
Ich ſtehe fern, und muß es laut dir ſagen:
Ein freies Volksthum wirſt du nie gebären.
Das konnteſt du: die Tyrannei zerſchlagen,
Den guldnen Stier, den ſelbſt du aufgethürmet;
Doch preiſt der noch nicht Gott, der Götzen ſtürmet.

Die Tyrannei zerſchlugſt du! dieſen Kranz
Muß dir die Weltgeſchichte ſtrahlend reichen,
Dein bleibt er, dieſer Morgenröthe Glanz;
Und nicht nur deine Ketten mußten weichen,
Nein, dort von Liſſabon bis nach Byzanz
Sank die Tyrannenkette deinen Streichen.
Ja, eine Geißel Gottes den Deſpoten
Warſt, Frankreich, du mit deinem großen Todten.

Schon iſt der Kranz! doch überheb' dich nicht.
Weißt du, warum er dir iſt zugefallen?
Vernimm der Weltgeſchichte Weltgericht,
Dich kränzend vor Europas Völkern allen:
Du haſt zuerſt der Freiheit holdes Licht
Verloſcht, vernichtet mit Tyrannenkrallen:
So ſchliefen allen Fürſten die Klauen.
Drum, was du ſchufſt, das mußten du zerhauen!

Du konnteſt einen ſchönern Kranz erringen:
Doch Gottes Willen überſprangſt du weit —
An Majeſtät das Königsſcepter ſchwingen,
War deine dir gemeſſne Herrlichkeit;
Das hatteſt du als Weltamt zu vollbringen
Gewaltig ordnend alt verwirrte Zeit:
Doch daß Cäſariſch heidniſch du geſchaltet,
Nicht chriſtlich väterlich als Fürſt gewaltet.

Ja, Frankreich, allzuromiſch pocht dein Blut:
Denk' an die Valois, denk' an die Bourbonen!
Und ſo auch da, als deine grimme Wuth
Zertrümmerte die ungeheuern Thronen,
Wie ward alsbald dein lichter Freiheitshut
So dunkel-blutig, röther als die Kronen!
Dein Herz iſt ein Vulkan, ein Feuerkrieger:
Kann nur Tyrann ſein, oder Freiheitstiger.

Sonſt biſt du ſanft und höflich, zum Entzücken!
Willkommen, angebetet iſt der Franke,
Wohin er tritt. Sein Wort iſt Roſenpflücken,
Aus ſeinem Auge blendet der Gedanke:
Die Kunſt, das Leben reizend auszuſchmücken,
Ihm angeboren iſt die zarte, ſchlanke.
Des Lebens Göttinnen ſind ihm die Frauen:
Allein im Staate reckt er Rieſenklauen.

Ich preiſe dich, du Tiger der Tyrannen!
Ja, wahrlich nur mit ſolchen Schreckens-Biſſen
War dieſer Unhold aus der Welt zu bannen.

Mit Lammeszähnen ward es nicht zerriſſen,
Das Knechtſchaftsneß, das in Verſailles ſie ſpannen,
Und in der andern Hand Zimmermeiſſen.
Um ſolche Rieſen in den Staub zu zwingen,
Wohl mußten Rieſen auch die Keule ſchwingen.

Drum mußte Gott dich ſelbſt, den Schöpfer, rufen,
Nur dein Fuß konnte dein Geſchöpf ertreten:
Die andern Völker haben lind're Hufen,
Ihr Blut ſchießt nicht ſo raſch in Zornesröthen.
Du haſt's vollbracht. Recht von den Strahlenſtufen
Der Weltgeſchichte, den dir lang erhobten,
Steig nieder, Frankreich! jetzt ruft Gott die andern,
Der Weltgeſchichte Höh'n hinan zu wandern.

Wen rufet er? So zürne du, heißer Geiſt,
Und tanzeſt wild auf deines Ruhmes Seilen
Ich zeig' dirs, wohin Gottes Finger weiſt,
Wohin jetzt der Geſchichte Flügel eilen:
Mein herrlich Deutſchland! dieſes iſt ſo dein,
Den großen Ruhmeskranz mit dir zu theilen.
Du warſt der Blitz, das Alte zu zermalmen;
Deutſchland der Regen für die neuen Halmen.

Schau auf Britannien hin, das grundverhaßte,
Das heut das Banner der Geſchichte trägt:
Wie kam's, daß England dies ſo wurdig faßte?
Weil etwas Deutſches ihm im Buſen ſchlägt:
Das hat die zähen Wurzeln ſeiner Maße,
Hat ſeiner Freiheit Fundament gelegt.

So thront die ſtolze Tochter auf den Meeren,
Prophetiſch deutend auf der Mutter Ehren.

Steig nieder, Frankreich, weiſe und beſcheiden,
Und fordre nicht heraus des Schickſals Faust!
Die Welt will ſich in Freiheitsſtrahlen kleiden;
Die Freiheitssonne kommt vom Oſt gebraust,
Von Deutſchland her, wo ſie am Tag der Heiden,
Der Chriſten, ſtets, wenn auch umwolkt, gehaust:
Von wo ſie damals, jetzt ſind's drei Jahrhundert,
Als Geiſtersonne vorbrach, allbewundert.

Ja damals, als es galt des neuen Romes
Gewalt'gen Kettenbruch, besinne dich:
Da hast auch du zuerst des Tiberſtromes
Fluthen gedämmt: dein Fürst, der Simſon glich
An Schönheit und an Kraft, des Weltendomes
Hauptpfeiler hat umarmt er fürchterlich.
Da hat auch welſche Kraft zuerst zerſpalten,
Was welſche Kraft erſchuf: des Pabſts Gewalten

Doch hast du auch der freien Kirche Bau
Ueber den Trümmern herrlich aufgerichtet?
Du konntest nicht. Ein Sohn aus deutſchem Gau,
Der Martin Luther, hat den Bau geſchichtet,
Ein deutſcher Tempel ſteigt zum Himmelsblau.
Dein Philipp ging voran; er hat vernichtet.
Ihm dankt's die Welt, die Tyrannei der Geiſter:
Doch ihre Freiheit ſtammt vom deutſchen Meiſter.

Schlußworte an Deutſchland.

1.

Mein liebes Deutſchland, noch ein Wort an dich:
Wie mir das Herz erzittert, dich zu grüßen:
Von Hoffnungsblumen muß ein Füllhorn ich
Lobpreiſend, jauchzend ſchütten dir zu Füßen;
Und eine Blume, ſchau, ſie hebet ſich
Empor beſeelet aus dem Meer der ſüßen,
Sie fliegt an deinen Buſen, dort zu wohnen:
Die Freiheit will auf deinem Herzen thronen!

Germania, Freiheitsbraut! entzückend Bild:
Wo iſt ein Volk auf Gottes weiter Erden,
Das dich kann ſchaun, ſo feurig und ſo mild,
Das dich kann ſchaun, und nicht entzündet werden?
Da ſtehſt du, gelehnt an deinen Schild,
Mit freiheitskühnen lächelnden Geberden.
Ja, du biſt frei: nicht Adler blos, auch Taube;
Dein Schild, er iſt der reine Ehrenglaube.

Das iſt der Zauber, Deutſchland, daß die Welt,
Ein Sternenkreis, dich feiernd muß umwallen;
Das iſts, warum dein Schöpfer dich beſtellt
Zur Freiheitsſonne hoch den Völkern allen:
Du eine Heldin, nicht ein Donnerheld,
Wenn auch dein Blitz zermalmt Despotenballen:

Du haſſeſt: doch du haſſeſt ſchon: mit Schmerzen:
Die Liebe nur, ſie geht dir ganz von Herzen.

Die Liebe nur: da prangt erſt deine Kraft,
Wenn du entwaffnen darfſt die Wetterbrauen,
Wenn deine Strahlenhand nun brünſtig ſchafft,
Mit Heil zu ſchmücken deines Landes Auen:
Jetzt biſt du's erſt, und bebſt dich ſiegerhaft,
Jetzt glänzt allſegnend deine Stirn im Blauen:
Zu Gott auf ragt dein Haupt, von ſeinem Munde
Holſt du den Ruf zum freien Völkerbunde!

11.

Wenn, Deutſchland, du willſt auf den Schauplatz treten,
Wenn du der Freiheit Palme willſt erringen,
Wenn du der Große Scharen, die verwehten,
Zu friſcher Blüthe willſt und ſchön'rer bringen,
Wenn du die Völker, die dich lang verſchmähten,
Willſt zur Verehrung vor dir niederzwingen,
Wenn du die alte Welt willſt jung erziehen:
Dann, Deutſchland, mußt du vor dem Kreuze knieen.

Die Welt, ſie ſchwindelt hoch am Abgrundsrande,
Von außen gleißt ſie, ein getünchtes Grab:
Zur Rechten zischt's empor zum Aufruhrbrande,
Will alle Stunden jedem heiß hinab;
Zur Linken gähnt es kalt herauf: im Sande
Der Mammonswüſte ſauſt's dahin im Trab:
So die Charybde hier, und dort die Skylle,
Bebt der das Weltſchiff durch das Fluthgebrülle.

Das Schiff, es trotzt von Millionen Gütern:
Allein es fehlt an einem großen Gut!
Die Pilger drauf, wie gähren's in den Gemüthern:
Allein es fehlt an einem großen Muth!
Das Ruder wird verflucht von tauſend Hütern:
Allein es fehlt an einer großen Hut!
Zu deinen Segeln ſpielen Lüftchen viele,
Allein der Sturm nur rettet dich zum Ziele.

Du arme Welt, biſt nie ſo arm geweſen!
Du arme Welt, und träumeſt dich ſo reich;
Noch nie ſo krank! und träumeſt dich geneſen;
Träumſt dich ſo roſenroth, und biſt ſo bleich!
Kein Blümchen iſt auf deiner Bruſt zu leſen!
Und träumſt dich einem Paradieſe gleich.
Greif in dein Herz! da drin, wie todesſtille:
Ein Fünklein nur: ein fieberhafter Wille.

Und dieſen Lebensfunken will ich ſchüren
Mit allem Odem, den mir Gott verlieh,
Will ihn vom Irrweg auf den graden führen;
O Welt! ich ruf' dir's zu ins Antlitz hie:
Dich muß elektriſch ein Gedanke rühren,
Ein allgewaltiger voll Poeſie!
Ein Pulsſchlag Gottes muß durch's Herz dir zücken,
Daß alles Alte jauchzend fährt in Stücken!

Er muß durch deine Adern alſo glühen,
Daß jeder Groll in weiche Aſche ſtiebt;
Er muß durch deine Nerven alſo ſprühen,
Daß jede Gier ſein golden Licht nur liebt!
Du wühlſt, o Welt, du wühlſt mit bangem Mühen
Nach dieſem Pulsſchlag, der dir Leben giebt:
Du rufſt und rufſt nach einem Geiſtesbelden,
Starrſt nach dem Zeiger: wird er bald ſich melden?

Er meldet ſich! Er wandelt ſanft heran,
Da ſteht dein Held, der große Jeſus Chriſt!
Du aber ſtaunſt, o Welt, und ſiehſt ihn an:

Das ſoll die Rettung ſein zu dieſer Friſt,
Das Chriſtenthum? Ach ſei in Traumes Bann,
So meinſt du, der du ſelbſt ein Träumer biſt!
Das Chriſtenthum war für die dunkeln Zeiten;
Bring Klarheit! Klarheit iſt's, um die wir ſtreiten!

Und Klarheit bringt er, Klarheit ſollt ihr haben!
Er prediget nicht jenes Chriſtenthum,
Wie Menſchenkinder es gedeutet haben,
Und pocht' auch an den Himmel ſelbſt ihr Ruhm:
Nein! nur der Bibel eigne reine Gaben,
Das echte heitre Evangelium,
Das beut er euch! Jetzt endlich ſchlug die Stunde
Zum wahren unverfälſchten Chriſtenbunde!

Die Welt iſt reif: ſie kann die Gottesthaten
In ihrer ganzen Herrlichkeit verſtehn;
Die Welt iſt reif: kein Räthſel mehr zu rathen,
Die Nebelhüllen alle, ſie verwehn;
Die Welt iſt reif: ſie darf die hellen Saaten
Des Gottesfelds bei Sonnenſcheine mähn.
Das heiße Gotteskorn, ſonſt blieb's im Dunkeln,
Jetzt ſoll jedwedes in den Scheunen funkeln!

Und dieſer apoſtoliſch-lautre Glaube,
Dieß Kraftgericht aus des Allmächt'gen Hand:
Greif du nur zu, o Welt, verirrte Taube,
Und kühn zum Adler biſt du umgewandt!
Und weggeriſſen fuhlſt vom Erdenſtaube
Die Seele du empor zum Sonnenland!

Und von des Lichtes Strömen übergossen,
Trägt dich dein Flügel zu den höchsten Sprossen.

So holest du von Gottes eignen Schwellen
Für deine Erde Alles, was beglückt:
Der wahren Freiheit Hohn, die wolkenhellen,
Sie hüpfen in die blaue Luft entzückt!
Aus deinen öden Felsen sprudeln Quellen,
An deren Rand der Aermste Blumen pflückt!
So trägst du, Adler, von den Sonnenreisen
Im Munde heim den echten Stein der Weisen.

Ich seh mich um: wer soll den Flug beginnen?
Ich spähe nach dem Volk der Gotteswahl,
Und Volk auf Volk es stürmt an mir von hinnen:
O Gott, schon ist vollendet bald die Zahl!
Ich seh die Schaaren dünn und dünner rinnen:
O Gott, erleuchte mich mit deinem Strahl!
Da kommt noch eins: die schöne Stirn erhoben,
Mein deutsches Volk! und segnend strahlt's von oben.

Die neuen Olympier.

ein Fastenbuzer.

Noch übt ihr frevelhaften Spotter,
Noch übet, jeder selbst ein Gott,
Und trotzet ihr dem Gott der Götter
Auf eurem Thron von Trug und Spott:

Und prangt mit Kronen frech geraubten
Dem Herrn der Welt zu Spott und Hohn:
Er aber wird sein Reich behaupten,
Er aber hebt den Arbem schon:

Und bald, ihr taumelnden Geschlechter,
Löscht er mit Einem gähen Saus
Das unauslöschliche Gelächter
Auch dieser Göttertafel aus.

W. M.

Inhaltsverzeichniſs.

* Die mit einem Stern bezeichneten Gedichte ſind auch ſonſt ſchon gedruckt worden.

Seite

Alles was Federn hat fliegt hoch 3

Erſtes Buch. 1830—1833.
Frankreich, Deutſchland, Polen, Schweiz.

* An die deutſchen Dichter 9
Allzufrüher Frühling 11
* Feſtſpruch auf Friedrich Wilhelm 12
Götterdämmerung 14
Frau Freiheit 17
An Friedrich Wilhelm 19
Rheinweinlied 20
Die beiden Schwerter 22
* Königinn Sonne 23
* Spielmannslohn 25
Penelope 28
Der begrabene Hund 29
* Eine Kloſterbibliothek 31
Gebet eines Katholiken 34
* Der Papagoy 35
Der Nagel 36
Die drei Stände 39
* Der von Strettingen 41
* Der Storch 45
* Der gefangene Haſe 47
* Die drei Tauben 48
* Die Bäume 49
Weiß und Roth 51
An die Unbefriedigten 53
Herbſtklage 57
Flaggenwechſel 60
* Wiegenlied 64
* Niobe 66

Seite

Das ewige Wort 67
* Der Eichbaum 68
* Schwert und Feder, Tenzone 69
Vor Sonnenaufgang 78

Zweites Buch. 1840—1843.
Hamburg, Deutschland, Schweiz.

* Noch immer jung! 81
* Auf den Trümmern von Augusta Rauracorum 84
(*) Sonette: Hamburg, Deutschland, Schweiz 91
„Die Freiheit und das Himmelreich" 124
Das kalte Friesenblut 125
Verzeiht! 127
(*) Einwendungen 130
Der deutsche Michel 131
Nec propter vitam vivendi perdere causas 133
Der Adler im Käfig 135
An die Redseligen 137
Herrentausch 140
* Der Freiherr von Ast 142
Des Wunsches Schlaf 144
* Die vereinte Menschheit 147

Beiträge von Balthasar Reber. 1842. 1843.
Die Schweiz, Frankreich, Deutschland.

Deutschland und Schweiz 153
Frei und radikal 156
Unsere Feinde 157
Laßt die Todten ruhn! 159
Geisterschlacht 160
Wurzelmänner 162
Die Straußen 164
Der Vorort 166
Freie Presse, freies Wort 168
Ein Räthsel 169
Die echten freien Schweizer 170
Vorwärts! 172
Die Schweizerharfe 174
Natürliche Grenzen 176
Der Völkerhirt 177
Frankreich und Deutschland 180
Schlußworte an Deutschland 184

Die neuen Olympier, von W. W. 190

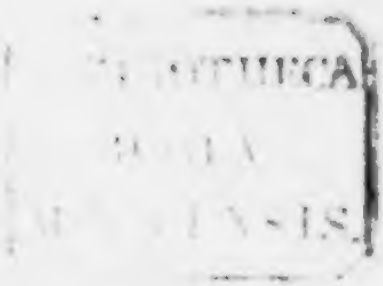
Weinbüchlein.

Weinbüchlein

von

Wilhelm Wackernagel.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1845.



Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Ars potatoria experimentalis.	3
O Wein!	5
Das Lebenslicht.	6
Waſſereneth.	7
Der Ahornbaum.	8
Unſer Durſt.	10
Der Vampyr.	14
Der Kranz.	16
Naturlehre.	18
Der rechte Krieg.	19
Der vollendete Menſch.	21
Sogar die Thiere.	23
Das Feuer.	24
Spricht der Mond	26
Daß des Guten nur wenig in der Welt ſei.	27
Beſcheidene Bitte.	28
Der Märzbecher.	29
Partenlied.	31
Der Schatzgräber.	33
Was wir lieben.	34
Das Bergwerk.	36
Der Aderlaß.	38
Hier im Wirthshaus!	39
Frühling im Wein.	40
Littauiſches Becherlied.	42
Mahnung.	43
Weinprobe.	45
An einen Tauſer.	46
Rheingold.	47

	Seite
Sprüche.	48
Ueberreime.	50
Eine Klosterbibliothek.	52
Amare non amarum.	55
Vivat!	56
Kindlich Begehren.	58
Ode.	59
Abschied.	60
Weiß und Roth.	61
Festliche Verheißung.	62
Zum Schützenfest.	63
Noch einer vom grünen Kranze.	65
Entschuldigungen.	67
Wahrheit und Dichtung.	68
Fragment.	69
Geständniß und Bekenntniß.	71
Laßt mich!	73
Die Intrigue.	74
's ist die Möglichkeit.	75
Schlimm genug.	76
Der neue Diogenes.	77
Bescheidene Bitten.	79
Herakles und der Thierkreis.	80
Der Schmetterling.	82
Schnupf.	83
Die Wiener Meerfahrt.	84
Die Gründung der Druckerpresse.	91
Makame. Der Wein im Fasse spricht.	95
Weib, Wein und Gesang. Tenzone.	98

Weinbüchlein.

Sitz' in Schenken mit Verstand,
Sei nicht stumm beim Weine,
Nimm ein Liederbuch zur Hand,
Wenn du willst, das meine.

Rückert.

O gab' einer
Dieſer meiner
Seel' ein Taubenflügelpaar,
Daß ſie hoch am Himmel kreiſe,
Daß ſie kund' in ſüßer Weiſe
Frieden, der uns ach! entſchwunden,
Freude, die vor Zeiten war.

Stral der Sonnen,
Wann verronnen
Sind die Fluten all zu Thal?
O ich gönnte meinem Volke
Nach dem Sturm und nach der Wolke
Neubeſchwingten Frühlingsodem,
Grünes Land im Sonnenſtral.

Wag's und ſchwinge
Dich und ſinge
Friſchen Sang nach alter Art!
Auf, du meines Liedes Taube,
Fleug zu Noahs Schiff und Laube,
Fleug und bring' uns mit dem Oelzweig
Rebenblüte mild gepaart!

ARS POTATORIA
EXPERIMENTALIS,

Oder

Vollkommene,

Aus unbetrüglicher, langjähriger Erfahrung

Herfliessende

Weintrincker-Kunst,

Beschreibende

Das gefährliche Durst-Übel, wie selbiges seinen Anfall beweiset, und so es Wurzel gefasset, was es für mancherley Ungelegenheiten nach ihm ziehet,

Und

Unterweisende,

Wie man solchem Übel nachmalen sowohl præservativè als curativè bestens widerstehen möge,

Wie auch
Lehrende
Die allerkurtz-bündigsten **Manieren, das reineste Crystall-Glas,**
auch alle gefärbte oder **tingirte Gläser mit geringer Müh**
und gressen **Unkosten copieus und compendieus auszuleeren,**
nebst ausführlicher Anzeigung der nöthigsten Kunst- u. Handgriffe,
und bequemsten Gefässe, auch nebst andern
des Autoris sonderbaren Leben,
und dergleichen mehr;
&c. &c. &c.
Denen Anklevenden und suchenden Filiis Sapientiæ zu Nutz
mit allem Fleiß publiciret und im
Truck verfertiget
durch
Einen berufenen Anonymum.

Bacharach und Biberich,
Gedruckt von Störtebeckers seligen Erben,
im Jahre des Weins 4193.

O Wein!

Und iſt der Kreis der Erden
Ein einzig Blumenbeet,
Du biſt die Roſenblume,
Die in der Mitte ſteht.

Du biſt die grüne Linde,
Die Duft und Blüten ſtreut;
Du biſt der Windesodem,
Der Wald und Feld erfreut.

Du biſt ein milder Regen
Auf dürre Wieſenau;
Du biſt auf müde Blumen
Ein friſcher kühler Thau.

Du biſt der Mond, und gießeſt
Dein Silber auf das Feld;
Du biſt die Abendröthe,
Und golden wird die Welt.

Du biſt die Morgenröthe,
Und thuſt die Sonne kund:
O Wein, du biſt die Sonne
An meinem Himmelsrund.

Das Lebenslicht.

Ich trag' in mir ein Lämpchen hier:
Das kann so lieblich leuchten;
Das muß ich fein Jahr aus, Jahr ein
Mit Oele wohl befeuchten.

Das Lämpchen iſt mein Lebenslicht;
Sein Oel kommt von der Rebe.
Ich lebe weil ich durſtig bin,
Und durſte weil ich lebe.

Das Lämpchen iſt mein Lebenslicht;
Mit Weine muß ichs tränken:
Nur ſeinethalben ſieht man mich
Tagtaglich in den Schenken.

Das Lämpchen iſt mein Lebenslicht:
Drum meid' ich auch das Waſſer;
Und iſt der Wein nicht gut und rein,
So brennt es gleich viel blaſſer.

Und kommt der letzte Krug daran,
So brennt es ſchon viel trüber;
Und iſt der letzte Zug gethan,
So iſt es gar verdorben.

Wassersnoth.

Und so mußt' ich denn mit Jammer
Fern vorbei den Schenken schleichen,
Wo beim Scheppen Trinker lärmen,
Und am Zapfen Kellner stehn;
Muß auf meiner stillen Kammer
Nun beim Wasserkrug' erbleichen,
Mich wie ein Verschlagner härmen,
Der von fern ein Schiff gesehn.

Könnt' ich wandeln wie die Sonne,
Die aus allen den Gewässern,
Jedem See und jeder Quelle
Feuchte Wellen an sich zieht:
Könnt' ich so aus jeder Tonne,
Jedem von so vielen Fässern
Nur ein Tröpflein her zur Stelle
Zaubern durch mein durstig Lied!

Der Abornbaum.

Ja du mein guter Abornbaum,
Was du dich doch erhoben!
Wie du verwegen in die Luft
Nach allen Seiten strebst!

An jedem Ast so manch ein Stiel,
An jedem Stiel ein Blatt,
Das eben wie die Menschenhand
Fünf hübsche Finger hat.

Und jeder Ast an deinem Stamm,
Und jedes Blatt am Ast,
Das hatte gern den Rosenkelch,
Der unten blinkt, gefaßt.

Er lag im grünen Futteral:
Wer hat ihn doch enthüllt?
Wer hat den Becher von Rubin
Mit kühlem Thau gefüllt?

Ja du mein guter Ahornbaum,
Und grüne noch sehr,
Streck' alle deine Finger aus:
Du greifst ihn nimmermehr.

Wer trinken will, und hat doch nichts,
Das ist ein großes Leid.
Es geht noch manchem andern so
Zu dieser Frühlingszeit.

Junker Durst.

Als der erste Sonnenstral
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
In mir eingeritten,
Stieg dann ab, und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach „Ich bin der Junker Durst,
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Stral hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprühet.

Willſt du heute ſicher ſein
Vor ſo großer Schwüle,
Suche dir ein Örtlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja wenn du im Beutel haſt
Nur noch einen Heller,
Wend' [illegible] und miethe dich
Hin im teuren Keller."

Alſo ſprach er, und verſchwand.
Aber ich, vermeſſen,
Hatte ſeinen guten Rath
Alſobald vergeſſen,
Rannte durch die ganze Stadt,
Straßen auf und nieder:
Sieh, da ſtand auf eins vor mir
Junker Durſt ſchon wieder.

Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tücht'ger Degen.
Und er ſprach „du willſt mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unverſehens hatt' er ſich
An mir aufgeſchwungen,
Und da gieng ich nun und trug
Dieſen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken.
Gutlich streckt' ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab nun Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller;
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erst gieng er mir zu Leid,
Und ich mußt' erliegen:
Eh ich mich's versah, sie fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unserm Strauß!“
Hieng und zog die Klampe.

Hier nun ſitz' ich ganz in Angſt
Bei dem großen Faſſe,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm' ich auf die Gaſſe.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Zu werden droben.
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nachtreiben.

Der Vampyr.

Keine Ruh auf meinem kalten Pfühle,
Keine Ruh in meiner dunklen Nacht:
Durch die Straßen sternenhell und kühle
Treibt mich des Verlangens Zaubermacht;
Sonder Rast und Ruh
Such' ich immerzu;
Alles schlummert, meine Sehnsucht wacht.

Ob in keiner von den stillen Kammern
Ruhet eine hochgewölbte Brust,
Die sichs lohnte gierig zu umklammern,
Auszusaugen mit erneuter Lust?
Wieder such' ich heut,
Was mich sonst erfreut:
Meiden hab' ichs nur zu lang gemußt.

Sieh, ummauert dort von festen Ziegeln,
Sieh, es schlummert dort ein schöner Mann,
Wohlverwahrt mit Schlössern und mit Riegeln,
Und ein braunes Röcklein hat er an.
Seine Brust wie voll!
Dieser Jüngling soll,
Mich mit Blut zu füllen soll er dran.

Bis zum Grunde will die Brust ich leeren,
Schlürfen will ich seines Herzens Blut:
Neues Leben soll er mir gewähren,
Neu erwecken die erloschne Glut;
Ihn um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das ganze Volk erliegt der Wut.

Der Kranz.

Grünete mir doch irgend ein Kranz! das wünsch' ich von Herzen;
Rings späht sehnend der Blick: grünet mir nirgend ein Kranz?

„Kränze verschenket die Lieb', und die Liebe verschenken die Mägdlein:
Suche, daß Eine dich liebt, Eine dich liebend bekränzt.“

Ach! in Händen verwelkt, es verbleicht im Winden die Blume:
Aber noch eher als sie welket die Lieb' und verbleicht.

„Gut! noch kenn' ich ein Reis, das dauert in ewige Zeiten:
Lorbeerkränze gewinnt gerne des Dichtenden Hand.“

Wer wünscht heute daß ihm solch Volk hinreiche den Lorbeer?
Wen dieß Volk nicht preis't, nenn' ich den Würdigeren.

„Nun, was aber verlanget das Herz, was suchen die Augen,
Wenn nicht Liebe dich mag locken und Ehre dich nicht?“

Wein, Wein will ich! es lechzt nach Wein weidwundig die Zunge!
Zeigt kein Wirthshaus mir irgend ein grünender Kranz?

Naturlehre.

Dem Macrocosmus wie dem Microcosmus dann
Vier Elemente: Wasser, Erde, Feuer, Luft;
Auch nennt sie Temperamente sonst der Ärzte Kunst.
Das Phlegma wie des Wassers Flut ist feucht und kalt,
Kalt ist und trocken Erd' und auch Melancholie,
Doch heiß und trocken Gall' und Feuer beisammt,
Die Luft zuletzt so wie das Blut ist feucht und heiß.
Das tiefste, schwerste, allerfinsterste,
Das ist des Wassers kaltes feuchtes Element.
Das leichteste aber, freieste wie lebendigste,
Der Luft so feucht als heißes Element ist dieß,
Das mit der Stirn des Firmaments Gluten rührt
Und mit den Füßen wandelt auf des Meeres Flut.
Nun rechnet welchem Temperament der Wein gehört:
Nicht kalt und trocken, trocken ist er nicht und heiß,
Nein, heiß und feucht wie Himmelsluft und Menschenblut,
Leicht, flüssig, wärmend, sprudelnd, alles Lebens Quell.
Was sag ich mehr? Aus diesem Grunde scheuet denn,
Und flieht des Wassers kaltes träges Element!

Der rechte Krieg.

Als Gott das Eisen wachsen ließ, was sollte das? was meinte dieß?
Wars nur der Mord, wozu es Gott den dummen Menschen schmieden hieß?
Nun daß ers schärfte sich zum Schwert, nur daß ers spitzte sich zum Spieß?

O wehe dann, o weh dem Mann, deß Hand zuerst ein Schwert gewann!
Die Thräne die vom Augenpaar der armen Waise niederrann,
Nach tausend langen Jahren hängt die bittre Thräne noch daran.

Dann ist das Eisen Lobes werth, wenn ruhig hängt am Heerd das Schwert,
Und wenn im Winkel allgemach den Helm und Speer der Rost verzehrt,
Wenn Mann und Weib und Alt und Jung in Frieden seinen Becher leert.

Das iſt des Eiſens ſchönſter Klang, wenns munter klingt im Erndtegang,
Und wenns die urv'ge Rebe kürzt und Trauben bricht am Bergeshang,
Daß alle Becher füllt der Wein, und alle Thale füllt Geſang.

Das iſt die rechte Heldenſchlacht, das iſt die Nacht zum Sieg gemacht,
Wenn laut im Becher lacht der Wein und laut das Herz im Leibe lacht,
Daß von dem wunderbaren Lärm die Sonne vor der Zeit erwacht.

Der vollendete Menſch.

Menſchenſeele, welch ein Schlafen
Dich beſieng,
Als der Hirt mit ſeinen Schafen
Noch zur ſelben Tränke gieng,
Als ſich noch der Hügel ſenkte
Ungenutzt,
Keine Hand die Rebe lenkte,
Angebunden, zugeſtutzt!

Traurig hieng der Menſch am Bodem
Feſtgeleimt:
Denn ihm war von Gottes Odem
Noch kein Flügelpaar gereimt;
Schlich einher in blödem Jammer
Unbewegt,
Weil der Bildner ſeinen Hammer
Aus der Hand zu früh gelegt;

Strich nur wie ein wehnder Schatte
Übers Feld:
Denn noch kein Odysseus hatte
Ihm den Becher hingestellt,
Daß er mit begier'gen Lippen
Kraft und Muth,
Sinn und Leben möchte nippen
Aus der blutig rothen Flut;

Bis er sah mit einem Male,
Was sie meint,
Wenn mit langem warmem Strale
An den Berg die Sonne scheint;
Bis er unversehns die Rose
Auch belauscht,
Wie sich eines Tags die Lose
Gar in kühlem Thau berauscht.

Als er nun die Hohn bepflanzte,
Als die Flut
Um den Fuß des Kelterers tanzte,
Stark und freudig, kühn und gut,
Als im Becher schwamm der milde
Süße Seim:
Da erst ward zum Menschenbilde
Dieses Bild von Staub und Leim.

Sogar die Thiere.

Man kann die Staare lehren
Der Menſchenrede Ton:
Sie naſchen Traubenbeeren,
Da kommt die Weisheit von.

Die Füchſe können rauben
Mit Liſten allerhand:
Sie ſchlürfen ſuße Trauben,
Das macht ſie ſo gewandt.

Darum auch ſpringt ſo muthig
Der ſchöne Leopard:
Von Weine trieft ihm blutig
Und duftet ihm der Bart.

Das Feuer.

Waſſerfluß und Windeshauch
Halten rein der Erde Haus:
Eines ſpült und wäſcht den Boden,
Und das Andere lebt ihn aus.

Aber daß auch wohnlich werde
Dieſer kalte feuchte Stern,
Geht ein Feuer durch die Erde
Recht heraus vom tiefſten Kern.

Und die Linde treibts zu Laube,
Und die Roſe treibts zu Blühn;
In der ſüßen Frucht der Traube
Seht ihrs unverhohlen glühn.

O der Gnade ſonder Ende,
Die ſich uns allherbſtlich zeigt,
Wenn das Feur im Rebgelände
Brunn an Brunnen aufwärts ſteigt!

Selig in ſich ſelber trunken
Ruht die grüne Hügelwand,
Beer' an Beere Funk' an Funken,
Traub' an Traube Brand an Brand.

Liegt in Schlacken dieſer Erden
Noch vergraben wo ein Herz?
Tretet her! und lauter werden
Soll in dieſer Glut das Erz.

Spricht der Mond.

Wenn euch weh ist, sagt, was streckt
Sehnend ihr zu mir die Hand?
Bin ich nicht an diese Erde
Fest wie ihr gebannt?

Wenn verdrießlich ich auf immer
Und versteckte meine Stirn:
Meint nicht jeder Narr, ich schwinge
Seinetwegen um?

Ruhig wandl' ich, unbekümmert
Meine altgewohnte Bahn:
Ob ihr liebet, ob euch grämet,
Was geht mich das an?

Lieber [illegible] ich ein [illegible]
Wie ein [illegible] [illegible]
Setzt ein Viertel auf das andre?
Endlich war ihr voll.

Daß des Guten nur wenig in der Welt sei.

Zu trinken bin ich stets gewillt,
Zu trinken stets gemeinet,
So lang die Wasser gehn zum Meer
So lang die Sonne scheinet.

Als Gott so heiß die Sonne schuf,
That er es uns zu Liebe,
Daß unser Durst, ach unser Durst!
Nur immer munter bliebe.

Und als er so viel Wasser schloß
In Ufer und in Rinnen,
Da that ers, daß wir desto mehr
Den Wein zu schätzen wüßten.

Und daß er schuf so wenig Wein,
Das wollte sich gebühren:
Es läßt sich halt in dieser Welt
Das Gute selten spüren.

Bescheidene Bitte.

Die Blumen rufen allzumal
Emper zum Himmelblau:
„O funkle, lichter Morgenſtral,
In unſer Thal!
Gieb, Abend, kühlen Thau!“

Wir wollen gar nichts beßres ſein
Als Blum' und grunes Kraut,
Wenn uns nur Morgens goldner Wein
Giebt hellen Schein
Und Abends uns bethaut.

Der Märzbecher.

Kaum daß ſeine allererſten
Boten hat der Lenz geſandt,
Hat ſich auch vom Leide wieder
Alles hin zur Luſt gewandt.

Nicht vom Hälmchen will ich reden,
Das ſich ganz verwegen ſtreckt,
Nun es eben erſt die Sonne
Aus dem Sand hat anferweckt.

Auch vom Bächlein will ich ſchweigen,
Das ſo laut als möglich ſpricht:
Winter, wo biſt du geblieben?
Deine Bande kenn' ich nicht.

Aber ſehet nur das kleine
Blümchen dort am kahlen Feld,
Wie es ſeine blanken Becher
Hat zum Märztrunk aufgeſtellt.

Immer ſpricht es „Ich bin durſtig",
Nimmer „Nun hab' ich genug";
Einen Tropfen Thaus zum andern
Schlürft und ſchlürft es Zug auf Zug.

Und ich sollte traurig bleiben,
Wo mir selch ein Zeichen spricht?
Diese kleinen Blumen trinken,
Und ich große sollte nicht?

Trinken will ich, und ihr werdet
Bald an meinen Augen sehn,
Daß ich wohl versuche solche
Frühlingsfeier zu begehn.

Bardenlied.

Eiche, dich in alle Weiſen
Muß man preiſen,
Weil du trägſt ſo ſchöne Blätter
Und auch Bretter.
Kränze macht man aus den Blättern;
Aus den Brettern,
Daß man ſich in Ruhe berge,
Macht man heimlich enge Särge,
Macht man krummgeſchweifte Wiegen:
Darin iſt noch beſſer liegen;
Macht man Fäſſer:
Das iſt tauſendmal noch beſſer.

Deiner Wiegen krumme Beine
Sinds alleine,
Die mit ihrem luſt'gen Schwenken
Kennten lenken
Unſern Sinn für alle Stunden
Hin zum Runden,

Zu den Fäſſern hell und rundlich,
Zu den Flaſchen rund und mundlich,
Daß wir immer nur der vollen
Runden Gläſer denken wollen,
Und indeſſen
Gern des graben Sargs vergeſſen.

Der Schatzgräber.

Blut, das von der Rebe Stamme
Floß in meines Bechers Rund,
Sprich, was thut mir dieſe Flamme
Deines hellen Scheines kund?

„Flammen ſchweben ob der Stätte,
Angefacht von Geiſterhand,
Wo in tief gegrabnem Bette
Schätze ruhen feſtgebannt.

Darum folg' in alle Tiefen
Meinem Feuerzeichen nach,
Und die Zauber, welche ſchliefen,
Werden dir zu dienen wach;

Und der ungemeßnen Güter
Wunder werden alle dein,
Und die Geiſter, ihre Hüter,
Müſſen dir gehorſam ſein.“

Was wir lieben.

Man lebt so gern des Hirten Leben,
Der ruht, von Zweigen überdacht,
Und singt und spielet, und daneben
Sein treuer Hund, der für ihn wacht:
Nun wohl! so ist auch hier zu hüten
Ein liebes gutes stilles Lamm;
Es nährt sich von des Weinstocks Blüten,
Und weidet an der Rebe Stamm.

Man hört so gern die frohe Meute,
Die überzieht das Herrschaft,
Den Ruf des Horns, wenn seine Beute
Der Jäger endlich hat gefällt:
Ich lobe mir das muntre Hirschen,
Wo statt des Horns ein Glas erklingt,
Die Jagt auf einen weißen Hirschen,
Der aus des Rosses Zapfen springt.

Man höret dieß und das ſo gerne,
Man lebt und preiſet dieß und das:
Beim Sonnenſchein, beim Schein der Sterne
Leb' ich den Wein, leb' ich ein Faß,
Das über all der Flut als Arche
Mit einer ganzen Zukunft ſchwebt,
Die Arche drinn der Patriarche
Mit Leuen ſelbſt in Frieden lebt.

Das Bergwerk.

Ja ein Bergmann will ich werden,
In der Erden
Tiefen will ich fahren ein,
Hackend, grabend,
Früh am Morgen, spät am Abend,
Auf und nieder,
Hin und wieder:
Ja ein Bergmann will ich sein.

Solch ein Bergwerk, als ich meine,
Gleicht alleine
Wo gebaut in eine Stadt:
Da nur machten
Sie die Stollen und die Schachten,
Da nur haben
Sie gegraben,
Daß man's noch zu leben hat.

Wo ſich zeigten goldne Adern,
Ward von Quadern
Gleich gewölbt ein feſter Gang,
Daß ihr ſicher
Könnt und beſte emſiglicher
Graben, graben,
Liebe Knaben,
Tage lang und Nächte lang.

Drum Glück auf, ihr Bergwerksknaben!
Laßt uns graben,
Graben, weils an Gold gebricht!
Wir bedürfen
Um zu ſehen was wir ſchürfen,
Was von hinnen
Wir gewinnen,
Nur ein kleines Grubenlicht.

Der Aderlaß.

Heut bin ich einer von den Ärzten,
Die Mittel wiſſen jedem Leid,
Und einer von den weichgeherzten,
Die gleich zur Hilfe ſind bereit.

Hier ſeh' ich ſchmachten viele Kranken:
Sie haben alle zu viel Blut;
Den Runden helf' ich und den Schlanken
Ein Aderlaß iſt allen gut.

Und gerne mach' ich ſelbſt den Bader:
Denn hier thut ſchnelle Hilfe Noth;
Hoch ſpringts und klingts aus voller Ader,
Hier ſilberweiß, dort purpurroth.

Und daß mich Niemand möge rügen,
Als thät' ichs um den Ruhm der Welt:
Es iſt mir nur um mein Vergnügen,
Und feiſtet mich mein baares Geld.

Hier im Wirthshaus!

Hier im Wirthshaus, wo die Mägdlein
Tanzen, daß die Röcke fliegen;
Hier im Wirthshaus, wo in Reihen
Große volle Tonnen liegen;

Wo Philister selbst vergessen
Ihre Leiden und Beschwerden,
Wo aus Zöpfen und Nachtmützen
Schwerter und Sturmhauben werden;

Wo man fiedeln lernt vom Trinken,
Wo man trinken lernt vom Fiedeln:
Hier im Wirthshaus, hier im Wirthshaus
Lohnt es wohl sich anzusiedeln.

Frühling im Wein.

Sonne, Mond und alle Sterne,
Blumenflor und Blütenbaum,
Alles kam aus weiter Ferne
Her in dieſen Kellerraum:
Sonne, die den Wein erzogen,
Kühler Thau, der ihn genährt,
Alles lacht aus ſeinen Wogen,
Doch verjüngt und neu verklärt.

Und die Winzer, ſo die Bluten,
So die Trauben ſtets bewacht,
So des Rebenſtocks zu hüten
Waren allezeit bedacht:
Sehet, auf den goldnen Wellen
Schweben ſie und winken her,
Wollen ſich zu uns geſellen
Treu zu fröhlichem Verkehr.

Wenn es regnet, laßt es regnen!
Laßt es schneien, wenn es schneit!
Wo wir solchem Wein begegnen,
Wirds auf einmal Frühlingszeit,
Und im schönsten Maienglanze
Zieht die Sonne durch die Welt,
Und mit einem frischen Kranze
Schmückt sich Heid' und Wald und Feld.

Littauiſches Becherlied.

Trinke, Freund, o trinke Bruder,
Welchen meine Seele liebt,
Den mein Herz in ſich geſchloſſen,
Den es nie von hinnen giebt.

Selten waren Ort und Stunde,
Da dich meine Augen ſahn:
Aber ſtets und aller Orten
Blieb mein Herz dir zugethan.

Laſſe nicht den Becher raſten
Ungefaßt und unbewegt,
Daß er Wurzeln ſchlägt im Tiſche,
Daß er Blatt und Blute trägt.

Laß den Roggen blühn im Felde,
Laß im Feld den Weizen blühn!
Laß im Walde dort die Eichen
Blätter treiben friſch und grün!

Mahnung.

An einen der den edeln Wein
Ganz mutterſeelenwindallein
Zu trinken pflegt im Kämmerlein.

Schäme dich allein zu trinken,
Da ſo viele durſtig ſind!
Hört der Wein nicht auf zu blinken,
Wird der Becher dir nicht blind,
Wenn du mit verſchwiegnem Nippen
Seine Fluten in dich genßt,
Wenn du einſam deine Lippen,
Geizend dich, nur dich erfreuſt?

Wie viel herrlicher Ergetzen,
Dem ſich meine Seel' ergiebt,
Freunde zu dem Wein zu ſetzen,
Die man liebt, und den man liebt!
Herrlicher, wenn friſch im Kreiſe
Wort um Wort und Lied um Lied
Wie ein Schiff im glatten Gleiſe
Auf des Weines Wellen zieht!

Scane Gott wer froh und treulich
Auch dem Freunde giebt ſein Theil!
Jeder Trunk ſei ihm erfreulich,
Jeder Treyſe ſei ein Heil!
Aber wehe wer den Becher
Einſam füllt und einſam leert!
Galle trinke ſelch ein Schächer,
Keinem Freunde ſei er werth!

Weinprobe.

Fort mit der Waſſerprobe!
Das ſind nur Gaukelein:
Ich probe nur, ich lobe
Die Probe mir mit Wein.

Laß Oceane fließen!
Sie prüfen dir kein Erz:
Zwei Tropfen Weins erſchließen
Ein ganzes Menſchenherz.

An einen Täufer.

Wenn zum Faß hinein
Frischer Wein dir rinnt,
Laß dein Taufen sein!
Denn er ist kein Kind.

Denn er ist kein Kind,
Ist ja schier ein Mann:
Schau nur wie geschwind
Er schon laufen kann!

Taufe nicht den Wein!
Denn er ist kein Kind,
Zwingt ja ganz allein
Uns, die Männer sind.

Rheingold.

Am Rhein im Sande dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Gold finden wollt:
Auch der ja bringt mit allem Schweiß und Fluchen
Nur etwas Lauſegold.

Schaut höh'r hinan, wo's ohne die Beſchwerde
Viel Tonnen Goldes giebt:
Das aber hat die gute Mutter Erde
Gewaſchen und gesiebt.

Sprüche.

Gewissen im Leibe und Wein im Krug
Ist einem Biedermann genug.

Sieh nur recht tief ins Glas hinein:
Bald wirst du ein guter Seher sein.

Und wenn es stürmt und wenn es schneit,
Und wenn der Himmel Feuer speit,
So stecke du nur ins Glas die Nase:
Gleich ist gutes Wetter im Glase.

Das ist fürwahr ein schlechter Grund,
Nach dem man in der Tasche sucht;
Der beste Grund zum Trinken ist
Daß man den Grund der Flasche sucht.

Der Wein im Faß wird ſchwächer,
Füllt man nicht neuen nach:
Das macht ein rechter Zecher
Mit ſich und ſeinem Becher
In rechten Treuen nach.

Und tauml' ich rechts, und tauml' ich links,
Das kommt ja nicht vom Trinken:
Ich weiche nur den Schenken aus,
Die links und rechts mir winken.

Leberreime.

Die Leber denket nur was klar und redet nur was wahr ist:
Ein süßer Seim, ein Leberreim, was das ein holdes Paar ist?

Die Leber ist fürwahr nicht weich, ist hart wie Kieselstein:
Sie sprühet Funken lichterloh, schlägt erst der Wein hinein.

Die Leber wohnt im Erdgeschoß, und will noch mehr hinunter:
So wie sie einen Keller merkt, gleich zieht sie mich herunter.

Es hält gar gute Nachbarschaft die Leber mit dem Herzen:
So wie das eine traurig ist, hat auch das andre Schmerzen.

Die Leber ists die durstig macht, besonders einen Dichter;
Und wenn er rings Gesichte sieht, was kümmern ihn Gesichter?

Und schätz' ich selber mich auch hoch, so bin ich drum kein Prahler:
Denn diese Leber feilet mich schon manchen harten Thaler.

Den Weinstock liebt die Leber sehr, das kann kein Trinker läugnen:
Denn wenn der Weinstock Augen kriegt, so wird sich viel ertränken.

Die Leber spürt vom Weine gleich die Farbe durch die Lenne:
Der rothe macht sie sehnsuchtbleich, der weiße reich der Wenne.

Die Leber sitzt im dunklen Schloß als weiser Magister
Und macht durch Zauberkunste sich fest gegen Hieb und Schuß.

Ich muß um ihre Festigkeit die liebe Leber loben:
Wie auch die Flut des Weines wächst, sie hält sich standhaft oben.

Eine Klosterbibliothek.

"Ceciderunt in profundum" —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
"Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Ceciderunt in profundum."

Um die Bücher die Liebhaberei
Woher sie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber liberi, die sind ja nicht hie:
Hier ist ja nur Liber Liberi.

Unsre Folianten und
Unsre Quartanten und
Unsere Taschen-
Ausgaben sind rund:
Tonnen mit Käse und Flaschen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und sind doch fleißige Leser;
Sie studieren gar zu gern:
Drum tragen sie allzeit Gläser.

Das Eine rühm' ich ganz besonders;
Ich hab's erprobt, und denke deß:
Es sind die Bücher sammt und sonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die von sich selber trunken wiegt,
Drinn eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas,
Die ist vor allem reichlich:
Hier ein kräftiges herbes Naß,
Dort eines süß und weichlich.

Lesarten wirst du auch, Gott helf!
Die besten nur entdecken;
Von der Lese des Jahres elf
Stehn Bücher in allen Ecken.

Der Stil ist klar und kräftig,
Und schön und deutlich die Lettern:
Man würde nie überdrüssig
In solchen Büchern zu blättern.

Und les' ich den, meine Seele hüpft,
Weil der den blühenden Stil versteht:
So wie man nur den Korken lüpft,
Gleich springt heraus ein ganz Bouquet.

Hier möcht' ich ein Professor sein,
Und mit dem Kapitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos dictiren:
Da würd' ich profitiren.

Amare non amarum.

Hörts einer jetzt zum erstenmal,
Quam bellæ sint puellæ,
So singen wir es noch einmal:
Puellæ quam sunt bellæ!
Sie leuchten in das Herz hinein
So lieblich wie der Sonnenschein
Et sicut noctis stellæ.

Wir trinken darum froh bewegt
Tot milia guttarum,
Weil unser Herz in jeden legt
Salutem amatarum;
Wir sprechen bis zum letzten Hauch:
Süß ist der Wein, doch scheint mir auch
Amare non amarum.

Vivat!

"Als ich den ersten Becher trank,
Da klang mir in den Ohren
Ihr Name, die ich mir zum Schatz
Vor allen auserkoren,
Der ich versprochen treu zu sein
In versibus et prosa;
Sie hat ein Herz wie Stahl und Stein,
Prae ceteris formosa;
Wenn andre Mägdlein bei ihr sind,
Da ist so schön mein liebes Kind
Ut inter spinas rosa.

Ich dachte wiederum an sie
Beim zweiten, und so weiter;
Und jetzo, da ich eben fast
Steh' auf der Himmelsleiter,
Da kommt es mir erst recht in Sinn
Anctore vino bono,
Wie gut ich meiner Wenigkeit bin,
Quam omnibus praepono.
Wie sie allein zu aller Zeit
Als Königinn gesessen ist
In cordis mei throno."

Fürwahr, das hast du gut gemacht,
Daß dir mit jedem Becher
Nur wärmer ward ums treue Herz,
Du auserwählter Zecher!
Drum soll dein liebes Schätzlein auch
Concentu potatorum
Gefeiert sein nach altem Brauch
Clangore poculorum:
Sie lebe hoch in alle Zeit,
Hoch, hoch in alle Ewigkeit,
In sæcula sæculorum!

Kuſtlich Begehren.

Was blinkt der Wein und kräuſelt ſich?
Was hör' ich alſo wonniglich
In meinem Becher rauſchen?

Die Küſſe ſind's die am Sündtag
Die Winzerinn mit dem Winzer pflag
In ſüßem Koſen zu tauſchen.

Was Wunder daß mir gleich zur Stund
Ein kuſtlich Begehren ergreift den Mund,
Daß hundert Küſſe und tauſend bald
Sich legen will in den Hinterhalt
Auf rothe Lippen zu lauſchen!

Ode.

Ein Rosenblättchen fliegt vor dem West davon,
Und dreht und wirbelt leicht sich in lauer Luft,
Und fällt herab, und senkt sich nieder,
Wo mit Geplätscher ein Bach dahinfließt.

O nirpe, nirpe, du mit dem Rosenmund,
Vom Rand des Bechers den du mit Wein gefüllt,
Vom Rand des Bechers, den sich eben
Zitternd die Hand mir zu reichen anschickt.

Dann küß' und freu' ich stille mich solches Glücks,
Und schaue selig lächelnd den Becher an,
Der Wein und Lenz und Kuß, die drei zu-
Sammen beschließt in der engen Runde.

Abschied.

Nun gürte, Liebste, gürte zur Reise mich:
Um Brust und Hüfte schlinge mir fest den Gurt;
Und schenke, Liebste, mir noch einmal
Hier an der Schwelle den Wein des Abschieds.

Voll bis zum Rand, und daß es darüber geht:
Rubin der Becher, aber der Wein ein Kuß;
Der Gurt ein Armumfang, daran ich
Ewig gedenke mit süßen Schauern.

Weiß und Roth.

Fort den weißen! gebt mir rothen!
Haſſen muß ich ſolche Farbe:
Denn es ſehen bleich die Todten;
Selber ſeh' ich bleich, ich Ärmſter,
Der ich aller Freuden darbe.

Aber wehe! nur noch ſchlimmer
Iſt es mir im Tauſch ergangen:
Denn nun mahnt der rothe Schimmer
Mich an ihrer Lippen Röthe,
An den Schimmer ihrer Wangen.

Tröstliche Verheißung.

„Bis es rothe Rosen schneit,
Will ich dich lieben alle Zeit.

Bis es regnet kühlen Wein,
So lange will ich dein eigen sein.“

Wind, nun rüttle die Zweige nicht!
Kind, nun schüttle den Becher nicht!

Daß es nicht schneie Röslein,
Daß es nicht regne kühlen Wein.

Zum Schadenersatz.

„Ein Häuslein bau' ich für uns zwei
Von Veilchen und von Rosen;
Frau Nachtigall sei auch dabei
Mit ihrem süßen Kosen;
Und ein viel guter heller Wein,
Das soll der Trunk der Minne sein.
Hi Lieb' und Lust in beide Weis!
Hi Rosenstock, du schönstes Reis
Vor allen grünen Reisern!"

Da kam ein kühler scharfer Wind
Von Morgen her geschneben,
Zerstörte mir mein Haus geschwind,
Das Dach das war zerstieben.
Da regnets Veilchen ohne Zahl,
Die Rosen fielen all zu Thal,
Sie fielen in den kühlen Wein,
Und auch die lieben Waldvöglein
Sind all davon geflogen.

Wer sich ein Haus von Reben baut,
Der will vom Winde trauen,
Und wer auf Weiberwerk traut,
Ist viel ein schlimmres Bauen.
Drum laßt mir meinen hellen Wein!
Der hat allzeit denselben Schein,
Bei Wind und Wetter, früh und spat;
Und wer ein Lieb verloren hat,
Der selle beim Wein vergessen.

Noch eins vom grünen Kranze.

Der schönste Ort davon ich weiß,
Das ist ein kühler Keller;
Das schnellste Geld davon ich weiß,
Das ist der letzte Heller:
Der rennt so hurtig, so geschwind,
Und ruht nicht ehr als bis er findt
Rheinwein und Muscateller.

Der schönste Wein davon ich weiß
Läßt sich den rothen heißen,
Und einen schönsten kenn' ich noch,
Den nennt man nur den weißen:
Der eine hilft, der andre frommt,
Wer nur zur rechten Muße kommt
Sich beider zu befleißen.

Ein frischer Trunk vom Faße her,
Darnach steht mein Verlangen.
Das sind die schönsten Häuser doch,
Dran grüne Kränzlein hangen:
Wo solch ein liebes Zeichen lacht,
Da ist mir recht in finstrer Nacht
Ein Sternlein aufgegangen.

Und wer das Lieben hat erdacht,
Und wer es hat gesungen?
Ein fahrender Schüler hats gemacht:
Der Wein hat ihn bezwungen;
Vor einem Faß da ist sein Platz,
Ein volles Glas das ist sein Schatz:
Es ist ihm wohl gelungen.

Entſchuldigungen.

Wo man die beſten Weine ſchenkt, in ſolchem Schaut zu ſitzen,
Und wo es ſich am beſten trinkt, auf ſolcher Bank zu ſitzen;
So wie man ſich nur durſtig fühlt, allzeit auch gleich zu trinken,
Und bis man nicht mehr trinken kann, ſo lang beim Trank zu ſitzen:
Obs unrecht iſt? Ich glaub' es nicht; das weiß ich, mir behagt es
Wie kanns auch unrecht ſein, ſo recht gerührt voll Dank zu ſitzen?
Den Freund zu herzen, der zu uns aufs neue ſich gefunden,
Im zärtlichſten Verein mit ihm ohn Wank und Zank zu ſitzen?
Da wahrlich wird das Scheiden ſchwer, und unſer manchen giebt es,
Der, weil er ſaß, zu ſtehn verlernt, und weil er ſank, zu ſitzen.

Wahrheit und Dichtung.

Gar mancher Dichter wünscht sich wohl ein Vögelein zu sein,
Mit seinem Lied, mit seinem Leid im Wald allein zu sein;
Mehr freuts ihn noch, und wär' er nur ein Blumelein am Bach,
Ja wurd' es ihm, ein Thränlein Thau im Mondenschein zu sein.

Was möchten wir Poeten nicht, wir Thoren allzumal,
Gefällt es uns im Schein zu sein und nicht im Sein zu sein!
Wenn aber solch ein edles Geld in lichter Lohe glänzt,
Ei nun, da lohnt es sich einmal auch Fleisch und Bein zu sein.

Fragment.

Wem je der Wein die goldnen Pforten
In ſeiner Kammer aufgethan,
O welchen Hort vor allen Horten
Die hochbeglückten Augen ſahn!
Da lagen alles Zaubers Wunder,
Da Mantel, Säckel, Hut und Ring;
Da glomm die Glut, woran der Zunder
Des wunden Herzens Feuer fing.

Im Weine der mit ſüßem Klingen
Vom Becher durch die Lippen fließt,
Da liegt der Schlüſſel der zum Singen
Zuerſt des Dichters Mund erſchließt;
Er trinkt: ein Geiſterreigen ſchaukelt
Sich auf der Flut und ſingt ihm vor;
Er trinkt: da kommt die Schaar gegaukelt
Und leitet ihm das Schreiberohr.

Er trinkt: sie lösen alle Siegel,
Sie wollen Alles ihm vertraun,
Sie thun ihm auf des Himmels Riegel,
Durch tausend Fenster kann er schaun,
Kann schauen wo im Glorienscheine
Die höchste Majestät erstralt;
Dann helfen sie, wenn er mit Weine
Sich auf den Tisch die Maaße mahlt.

Geſtändniß und Bekenntniß.

Nun ja, ich will es nicht verhehlen,
Daß mich ein friſcher Trunk erquickt,
Daß ſtäts das Auge meiner Seelen
Nach hoch gefüllten Bechern blickt,
Daß ich in niedrigen Scheliaſten
Mich ſchon ſeit Wenden nicht ergieng,
Weil längſt zu jenem hohlen Kaſten
Der Schlüſſel mir verloren gieng.

O geht mir, geht mir fort mit Büchern:
Solch Weiſethun iſt mir verhaßt:
Ich gönn' in ihren Leichentüchern
Den todten Beinen gern die Raſt.
Mich hat in mitternächt'ger Stunde
Der Geiſt der Erde ſelbſt belehrt,
Und meinem luſtentbrannten Munde
Die rothe Wange nicht verwehrt.

Da sah ich leuchten jene Gänge,
Worin das Erz zu Tage strich,
Bis all der Adern bunt Gedränge
In tausend Reben aufwärts schlich;
Das rothe Gold, das tief verborgen
Der Erd' am Herzen sonst geruht,
Geschmolzen hiengs an einem Morgen
Als einer Traube mildes Blut.

Und jenes himmlische Erbarmen,
Das dieser Erde Grund gelegt,
Ich hört' es rufen „Kommt, ihr Armen!
Hier wird das müde Herz gepflegt.
Euch, die ihr unter Noth und Klagen
Mit offnem Auge schon entschlieft,
Euch soll ein neuer Morgen tagen,
Der von dem Thau der Gnaden trieft."

Und nun, da ich der Traube Labung
Zum ersten Male recht erkannt,
Sollt' ich so herrlicher Begabung
Verschließen die bedurft'ge Hand?
Nein, mit des Weines heil'ger Kühle
Sei nun erst recht dieß Herz besprengt,
Daß sie den Staub von dannen spule,
Der ihm den freien Schlag beengt.

Laßt mich!

Reißet nicht mit frevlem Muthe,
Reißet von der Mutterbruſt
Nicht den Säugling, wo er ruhte
Selig, ſelig, unbewußt!
Reißet nicht vom brünſt'gen Munde
Einen heiß geliebten Mann!
Denn es wachet ſolchem Bunde
Auch ein Gott der rächen kann.

Laßt mich! laßt an dieſer Stelle
Weilen mich die Nacht entlang,
Wo ich rieſeln ſehn die Quelle,
Horchen kann dem ſüßen Klang,
Und der heil'gen Flut Najade
Kann belauſchen unbelauſcht,
Wie die Locke trieft vom Bade
Und die Well' am Buſen rauſcht.

Die Tulipane.

Jeden Abend graucl es,
Jeden Morgen grant es;
Morgens, Abends thauet es,
Alle Welt bethaut es.

Schickt die Tulipane, ſprich,
Dann zum Muſti etwa,
Und verlangt bedachtiglich
Grün von ihm ein Fetwa?

Ob ſie darf? und ob ſie ſoll?
Ob es wohl erlaube?
Nein, ſie wicat ſich ſchwer und voll,
Und ihr trieft die Haube.

Es iſt die Möglichkeit.

Nein, wir kennen keine Sonne,
Keine heut die niedergeht,
Nur des Schenken trübe Kerze,
Der von Tonne hier zu Tonne
Wie der Bergmann nach dem Erze
Suchend hin und wieder geht.

Eine Flaſche nach der andern,
Damit meſſen wir die Zeit,
Daß wenn im Nachhauſetreffen
Hier vorbei Philiſter wandern,
Sie erſchrocken ſagen ſollen:
Nein, das iſt die Möglichkeit!

Schlimm genug.

Wenn man wie wir zu Felde zieht,
Sind Flaschen viel zu friedlich;
Wenn man wie wir auf's Große sieht,
Sind Gläser viel zu niedlich.

Statt Flaschen müssen Fässer sein,
Und statt der Gläser Humpen;
's ist schlimm genug, daß man den Wein
Nicht kann aus Brunnen pumpen.

Der neue Diogenes

Solche Gäste muß ich schelten,
Wie mir gestern in die Wohnung
Einer stieg zum Schlot herein:
Aus der Krone meiner Freuden
Ohn' Erbarmen, ohne Schonung
Brach er just den schönsten Stein.

Eingeschlagen hats am Abend;
Doch kein Ruß gerieth in Funken,
Feuer fieng kein Schemelbein:
Nur den Wein in meinem Keller
Hat der Blitz mir ausgetrunken,
Und mir blieb das Faß allein.

Alles durft' er, Alles nehmen,
Wollt' er nur den Wein nicht morden,
Meines Herzens Trost und Schein:
Ach! nun ist aus meinem Fasse
Ein entseelter Leichnam worden
Und mein Haus zum Leichenstein.

Alles warf er, Alles nehmen,
Und ich blieb ihm recht gewogen
Ließ er nur den Wein allein;
Doch und Faß hatt' ich gefunden:
War der Wein erst ausgezogen
Zog ich selbst ins Faß hinein.

Beſcheidene Bitten.

Ich fleh' um einen guten Trunk! nur etwas naß genügt mir nicht:
Ich bin ein Eimer groß und weit. Ich fleh' um einen guten Trunk:
O ſchöpft mich voll! am Rande nur ein Tröpflein, das genügt mir nicht.

Ich fleh' um einen guten Trunk! ein Tröpflein, das genügt mir nicht:
Mein Hals ſei wie ein Kellerhals! Ich fleh' um einen guten Trunk:
Ob wandle Faß auf Faß hindurch! ein einzig Faß genügt mir nicht.

Ich fleh' um einen guten Trunk! ein einzig Faß genügt mir nicht:
Ich will ein Bad das Wellen ſchlägt. Ich fleh' um einen guten Trunk,
Darin die Seele plätſchern kann; nur etwas naß genügt mir nicht.

Herculeſ und der Thierkreis

Es iſt das Ende nun des Jahres,
Ich konnte mich zur Ruh begeben:
Ein Jahr ſo reich an Thaten war's,
Wie kaum ein volles Menſchenleben.

Auf Heldenwerke nur bedacht
Und allen Fährlichkeiten trotzend,
Hab' ich der Thaten drum vollbracht
Ich denke mehr noch als ein Dutzend.

Ja wahrlich hier, bei meinen Treun,
Iſt mehr denn Herculeſ gefunden:
Den Eber hab' ich und den Leun,
Hund, Hirſch und Ochſen überwunden.

Von nur im grünen Apfelbaum
Erzählen heute noch die Gäſte;
Und manche Namen weiß ich kaum,
Die dennoch ich gethan das Beſte.

Nun giebt es nirgend mehr was neue!
Ich konnte faſt vom Leben ſcheiden,
Und dort im Himmel wurde Jene
Mit ew'ger Jugend mich bekleiden

Doch beſſer ſcheint mirs, um den Preis
Noch mit der Sonn' es aufzunehmen,
Und durch der Zeichen ganzen Kreis
Auch meinerſeits den Lauf zu nehmen.

Im rothen Krebs und dann im Bock,
Wie will ich mich vergnüglich wenden!
Was thut es, wenn ſie mir den Rock
Mitunter auch vom Leibe pfänden?

Der Schmetterling.

In des Weines heil'gem Teiche
Hab' ich was mich irdisch drängte,
Was sich lastend an mich hängte,
Alles abgewäscht:
Wie die Seele von der Leiche,
Schied' ich ab vom alten Staube,
Weil Vollendung in der Traube
Diesen Sommer mir gereift.

Was mich an die Erde knüpfte,
Ließ ich freudig hinnen wandern;
Eines gab ich nach dem andern,
Stock und Hut und Schuh:
Jetzo hängt der ausgeschlürfte
Schmetterling sich leicht und durstig
An den Blumenkelch, der lustig
Überquillt von sel'ger Ruh.

Silenus.

Dick, dick wie ein Schlauch, wie ein lederner Schlauch, den
mit Weine die Winzer gefüllet,
So schwank' ich dahin, so schwank' ich daher; kaum halt'
ich mich noch auf dem Esel.
Dir wälzet das Rad buntfleckig ein Paar weindurstiger
brummelnder Panther,
Dionysos: es wühlt in den Trauben ihr Zahn, roth fleußt
von den Lefzen das Weinblut;
Dir ruhet im Arm und es lehnt an der Brust und den
Mund küßt dir Ariadne,
Und mit weinabträufelndem Fittige schwebt hoch ob euch
beiden der Schütze.
Mich aber umschwärmt spottlachend Gewühl; schon wird
mir im Lärme der Esel,
Und ihn schlägt mit dem Stab, mit dem Tannzapf stößt
ihn die Faust lautjauchzender Weiber:
„Großvater, wohlan!“ so rufen sie nach, „auf! sperne
das muthige Füllen!
Schon wieder ein Faß ward leer an dem Berg: fort, juch's!
drinn schlafe den Rausch aus!
O trunkener Gauch!
Wirf, Esel, ihn unter das Faß hin!“

Die Wiener Meerfahrt.

Ihr deren Aug' und Wange gern den blanken
Und rothen Wein der Freuden überblinken,
Ihr die zu steif ihr seid zum Fliehn und Wanken,
Wenn euch zum Kampf näh frische Becher winken,
Ihr denen nie die Wimpern trunken sanken
Nur gar der Leid niemalen kam zu sinken:
Vergönnet mir der schönen Weingeschichten
In schlichten Worten eine zu berichten.

Einstmals geschah es, daß beisammen waren
In Wien im Wirthshaus reiche Bürgersleute,
Und speisten da und tranken auch den klaren
Oestreicher Wein, der ganz ihr Herz erfreute.
Ihr fraget wann? Vor vielen hundert Jahren.
Und wo? Im Wallfisch. Doch geschäh' es heute,
Im weißen Wolfen könnt' es wohl geschehen:
Da sehen wirs noch heuer so ergehen.

Sie ſaßen da bei Wildbrät und bei Fiſchen;
Der Fiſch will ſchwimmen, und das Wildbrät laufen:
Drum ließen ſie an ihren langen Tiſchen
Die Kannen fleißig auf und nieder laufen;
Kaum abgeſetzt, ſo trinken ſie vom friſchen,
Und gönnen kaum ſich Muße zum Verſchnaufen,
Und ſich die Alten, die hinein ſie ſtürzen,
Zu würzen mit Geſpräch, die Zeit zu kürzen.

Darüber war der Nachmittag verronnen,
Und auch die Sonne war bereits geſunken;
Sie hatten ſchon das werthe Ziel gewonnen,
Daß alle waren ſuß und ſelig trunken:
Zu ſprechen hat der Eine da begonnen,
Nachdem er lang geruhn und getrunken:
„Gönnt Ruhe mir, bis ihr mein Wort vernommen!
Zu Ernennen wird es euren Seelen kommen.

Uns alle drücken ſchwere Sündenlaſten;
Wir mögen kaum der Hölle mehr entfliehen:
Drum laßt, Geſellen, uns nicht länger raſten
Das Heil zu ſuchen das uns Gott verliehen,
Und laßt mit Kielen, Rudern, Segeln, Maſten
Uns pilgernd nach dem heil'gen Lande ziehen,
Daß fort, wo Gott gewandelt iſt mit Füßen,
Des Süßen Huld erwerbe ſelig ein Büßen.“

Sein Nachbar meinte: „Wer sprach je beweglicher?
Ich fahre mit: dem Herrn ist's wohlgefällig."
Ein Zweiter, Dritter, endlich All' und Jeglicher
Gelobten sich zum Pilgerzug einhellig:
„So wird uns einst das Requiem erträglicher.
Auf! lasset uns die liebe Fahrt gesellig
Antreten mit dem nächsten guten Winde!
Geschwinde, daß die Seele Ruhe finde!"

„Vergeßt nur nicht, euch zu versehn mit Speise,
Mit Geld und Zelter, Kleidern und Getränken:
Denn ferne geht und lange währt die Reise,
Und auf dem Meere giebt es keine Schenken."
So saßen sie und überlegten weise,
Und Einer half dem Andern sich bedenken,
Was alles auf dem Weg zum heil'gen Grabe
Zur Habe mit sich er zu führen habe.

Sprach Einer da: „Und wär' es, eh' von Hause,
Von Weib und Kind wir, von den Freunden scheiden,
Eh' uns von hinnen trägt das Schiff im Sause,
Noch einmal uns am frohen Mahl zu weiden.
So spende Jeder denn sein Theil zum Schmause:
Ich steure bei mit diesen Kannen beiden."
Da gab sein Theil ein Jeder her zum Mahle;
Pokale klangen jetzt aufs neu im Saale.

Es gieng der Abschied Manchem schwer zu Herzen,
Und ihre Thränen flossen unverhohlen.
„Heimat, ade! ich lasse dich mit Schmerzen;
Der Gnade Gottes seist du anbefohlen.
So lasse, Freund, zum letztenmal dich herzen;
Mein Weib, die Kinder seien dir empfohlen!
Lebt Alle wohl zu frohem Wiedersehen!
Schon blähen sich die Segel, Wimpel wehen.“

So sind sie nun an ihrem langen Tische
Hinaus gestochen in die Meereswogen;
Schnell fliegt dahin der Kiel, der blitzend rische;
Die Segel wölben sich in tiefen Bogen.
Doch bald beginnt das Meer, das trügerische,
Zu wirken, wie's zu wirken stets gepflogen:
Sie müssen alle Reih herum erkranken,
Und wanken hin und wanken her und schwanken.

„Wie wippt das Schiff hinüber und herüber!“
So ruft der Eine da und jammert bitter.
Der Andre spricht „Es wird der Himmel trüber
Und trüber stets: uns nahet ein Gewitter.“
„Es gehn die Wellen drunter schon und drüber“,
Erbebend sagts und kreuzet sich ein Dritter;
„Es kracht und knackt das Schiff in allen Brettern:
Zerschmettern wird es noch des Sturmes Wettern.“

Verzweifelnd spricht der Eine jetzt zum Andern
„Mein Bruder, weh! nun müssen wir verderben.
O daß wir je den Muth gefaßt zu wandern
Um hier ein feuchtes Grab uns zu erwerben!
Nun gleich' ich doch niemalen Alexandern:
Der fuhr ins Meer und kam doch nicht zum Sterben.
O wehe, wie mir meine Sünden drücken
Den Rücken, und mir schwarz vor Augen rücken."

Indessen war, zu voll vom Weinessegen,
Ein Bürger von der Bank hinab gefallen,
Und lag am Boden, daß er weder regen
Den Finger mochte noch ein Wörtlein lallen.
Da sah ihn Einer, der noch nicht erlegen
Dem Sturme war. „Heil!" rief er, „Heil uns allen!
Der Himmel will sich unsrer Noth erbarmen:
Wir Armen sollen noch daheim erwarmen.

Denn seht ihr wohl am Boden hier die Leiche?
Das ist ein allzufünd'ger Mensch gewesen:
Um ihn uns treffen uns so harte Streiche,
Und bleibt er hier, wir mögen nicht genesen.
Wollt also ihr, daß dieses Wetter weiche,
So packet an, und macht kein Federlesen:
Frisch über Bord! und lasset den Gesellen
Zerschellen nur am Fels in wilden Wellen!

Sie packten ihn: da wacht' er auf, und hörte
Die Worte noch der ihn zum Fenster hebenden.
„So laßt mich los doch! laßt mich los, Bethörte!“
Schrie er in Angst. „Ich bin ja von den Lebenden;
Nur daß ein Schläflein mich im Beten störte.“
„Was? lebend du?“ so sprachen sie zum Schwebenden;
„Bist du nicht todt, wie konntest du denn sterben?
Erwerben willst du daß auch wir verderben.“

Sie ließen los, er fiel hinab: doch sinkend
Blieb er mit seinen weiten Kleidern hangen
Am goldnen Wallfisch, den als Zeichen blinkend
Am Thore trugen derbe Eisenstangen,
Dem jener niemals, wenn von fern nur winkend
Er ihn erschaute, war vorbei gegangen;
Wofür der Fisch nun an des Rockes Falten
Den alten Gast hat freundlich festgehalten.

Da eben war nun alles Leid zerronnen,
Und alle Wetter waren fortgezogen,
Und wieder grüßte sie der Stral der Sonnen,
Und wieder gieng der Kiel auf glatten Wogen.
Da dankten Gott sie: „Wieder ist gewonnen
Des Himmels Huld, er ist uns neu gewogen:
Nie wird, das hat im Sturme Gott gepredigt,
Beschädigt wer des Übels sich entledigt.“

Auch dem am Walfisch war es bald verständlich,
Wie nur ein Wunder ihn dem Tod' entrungen.
„Herr, deine Gnaden sind fürwahr unendlich:
Nie reichen dich zum Danke Menschenzungen;
Daß ich ersticke, schien mir unabwendlich:
Da hat ein Walfisch mich hinabgeschlungen.
Vollende nun das Wunder an mir Schwachen:
Den Rachen laß, o Herr, ihn offen machen!“

Gleich thät sein Maul er weit aus seinem Grunde,
Und trocken war er unter seinen Füßen.
„Gesegnet sei der Ort und auch die Stunde,
Wo ich dich kann, du theurer Boden, grüßen!
Gesegnet, wo mir worden ist die Kunde,
Daß ewig währet Gottes Huld den Büßen!“
Da hört er wie ein Deckel droben klappte,
Und tappte vorwärts, bis der Riegel schnappte.

Es klangen [illegible],
Es hob der [illegible] im leichten Wellenspiele.
„Heraus!“ so rief der [illegible],
„Heraus! wir stehn jetzt am ersehnten Ziele:
Willkommen heißt uns [illegible]
Das heil'ge Land, willkommen uns vom Kiele!
Und hört ihr nicht die lieben Morgenglocken
Und locken hin ans Land so fest und trocken?“

Die Erfindung der Druckerpresse.

Ihr habt das Liederbuch zur Hand,
Und habt zur Hand die Gläser,
Und seid mir sonst auch wohlbekannt
Als Trinker, Sänger, Leser:
Vernehmt denn mit geneigtem Ohr
Wie aus dem gleichen Quell hervor
Sind Wein und Buch entsprungen.

Längst war Johannes vergrämt
Von Brettern bis zu Lettern;
Schon war aus freier Hand gedruckt
Manch Dutzend auch von Blättern:
So aber gieng's zu muhsam doch;
Das war ihm erst ein Sorgenloch,
Daraus kein Weg zu finden.

So weilt' er eines Abends auch
Tiefgrübelnd still zu Hause:
Da rührte sich mit frischem Hauch
Musik vor seiner Klause:
Er trat zur Thür: sieh da! ein Zug
Von Winzern, der die Trommeln schlug
Und blies die hellen Pfeifen.

Hoch auf dem Wagen schwankt das Faß,
Die Gäule gehn im Sprunge,
Und jauchzend selbst im duft'gen Naß
Der Beeren hurft ein Junge.
So drängt das Volk zur Kelter hin,
Wo Winzer sich und Winzerin
Zum letzten Tanze rüsten.

Woran nur streift der Strom der Lust,
Das wird mit fortgerissen:
Herr Guttenberg auch unbewußt,
Noch halb in Kummernissen,
Läßt sich von ihm die Gassen auf,
Die Gassen ab, in muntrem Lauf
Bis hin zur Presse tragen.

Da wird ein langer ſtarker Baum
Gewaltig umgeſchwungen,
Und mit dem Baum der trübe Schaum
Gedrungen und gezwungen,
Bis er verklärt zu Tage quillt,
Und Bütte rings um Bütte ſchwillt
Von ſüßem klarem Moſte.

Nun plötzlich iſt auch wolkenhell
Des Sorgenlechers Stirne;
Nun ſpringt und klingt auch ihm ein Quell
Im Herzen und im Hirne:
„Ich hab's, ich hab's! die Preſſe nun
Soll meinem Herbſt auch Dienſte thun,
Soll mir den Wein auch keltern.“

Seit jenem Herbſt, ſeit jenem Tag,
Nun wird an allen Enden,
Was nur die arme Preſſe mag,
Gepreßt mit ruſt'gen Händen;
Wein geben uns nur Süd und Herbſt:
Du aber, Druckerpreſſe, farbſt
Die Welt und alle Zeiten.

Du machst die durst'ge Seele satt
Mit Öl und guter Kohle,
Und deinen Rausch, ein rauschend Blatt
Trägt ihn von Pol zu Pole;
Du kelterst alles Zeug zu Most:
Herlinge sind dir Alltagskost,
Du nimmst auch Heidelbeeren.

Malame.

Der Wein im Kaffe spricht

O Felsenhang, o Bergeswand, — du mein verlornes Vaterland! — vergeblich nach dir mein Verlangen, — mein Sinnen und Sehnen, mein Sorgen und Bangen! — Hier lieg' in Eisen ich gefangen — in finstrer Einsamkeit zu träumen — von meiner Heimat lichten Räumen, — den sonnigen Fluren, den laubigen Bäumen. — Da meiner Kindheit selige Lust, — da ich mich an des Vaters Brust — in traulich stiller Freude schmiegte, — die Mutter mich in Armen wiegte, — die Winde kamen mir zu fächeln, — die Sonne kam um mir zu lächeln, — das Sternenlicht um mir zu thauen, — da frei und froh ich noch zum blauen — Himmelsgewölbe durfte schauen! — Da reifte meiner Seele Muth, — feurig und freudig rann mein Blut, — auf jauchzte hell in meinem Herzen — der Liebe Lust, die Lust zu Scherzen, — die Lust, die Mutter meiner Schmerzen! — Gellende Kriegeslieder singend, — blinkend scharfe Schwerter schwingend, — zog gegen mich ein grimmgestaltiges — Heer, ein frevles siegsgewaltiges; — sie rissen den Unbewehrten Armen — lachenden Mundes, ohn' Erbarmen, — aus der schreckerbleichten Mutter Armen; — sie führten mit

Triumphgesang, — mit Geigen- Flöten- Trommelklang — von dannen mich den Leidensgang. — In Zähren meine Augen schwemmen. — Ihr habet oftmals wohl vernommen — in Märchen, so die Kinder freuen, — wie Haare köstliche Perlen streuen, — von der Hand berührt, und Edelsteine: — so wurden neue Qualen meine: — sie rauften mich mit wilder kräftiger — Hand, mit hastiger vielgeschäftiger: — da sanken über Augenlieder — die Perlen meines Schmerzes nieder. — Voll Schrecken nur, voll Wehgeklage — denk' ich der Leiden jenes Tages, — wie von den Siegern grimm und hart — mit Füßen ich getreten ward, — wie mir zu jenen Stunden — das Blut entquoll aus tausend bittren Wunden, — wie rohe Tagewerker — mich stießen tief hinab in Nacht und Kerker. — Da lag ich nun in Angst verzagend, — jammernd, wimmernd, flehend, klagend, — wie Vergelaß mir auf der Brust — der Freiheit schmählichen Verlust. — Doch bald ward ich mir neu bewußt — der Stärke jugendlicher Jugend, — der Stärke jugendlicher Jugend: — aus Kräften fieng ich an zu ringen — an's Tageslicht empor zu dringen, — die alte Freiheit zu erzwingen; — schon wollte mir der Kampf gelingen, — schon wollten meine Ketten springen: — da wurden lahm die Schwingen, — vergangen war, erschlafft — der Streit, der Muth, die Kraft: — da fügt' ich mich der Haft, — still ewiger Gefangenschaft; — ich ließ mich führen tief ermattet — zum Kerker, der mich jetzt umschattet, — ließ mich fern vom Vaterlande — schmachvoll schlagen in Eisenbande. — O Felsenbang, o Bergeswand, —

du mein verlornes Vaterland, – du Land der Freiheit und der Ehren, — Land meiner Zähren, — und wenn die Tage wiederkehren, — da deine Zweige werden grün, — da deine Blüten wieder blühn, — dann will mein Herz aus der Brust heraus, — dann klopf' ich an mein enges Haus, — und hin zu dir möcht' ich, zu dir! – ach! und gefangen lieg' ich hier.

Weib, Wein und Gesang.

Tenzone.

Wilhelm.

Sagt mir, Franz und Joseph, beide
Unverhüllt,
Was wohl eh'r erlöst von Leide,
Mehr das Herz mit Lust erfüllt:
Rede die sich schließt und rundet
Zum Gesang?
Traube die den Muth entzündet
Bei der Becher lautem Klang?
Oder ists in guter Stunde
Süßer Kuß von liebem Munde,
Händedruck und Armumfang?

Franz.

Gia, mir gefällt der Reigen,
So zu drei!
Drum geschwinde will ich zeigen
Was hier meine Meinung sei.
Oft schon sang ich, mit Genossen
Und allein;
Oft ist mir der Wein geflossen,
Glaub' ich, bis ins Herz hinein:
Doch kein Frühling jemals blühte
Mir in Sinnen und Gemüthe
Wie seitdem die Liebste mein.

Joseph.

Sieh, das will sich herrlich passen,
Und ich muß
Wohl den Wein dem Zecher lassen,
Wie dem Liebenden den Kuß;
Bin dabei mit ganzer Seele:
Küsse, Franz!
Wilhelm tränkt die durst'ge Kehle,
Und ich spiel' euch auf zum Tanz.
Mag sich der mit Myrten kränzen,
Jenem Reb' und Gyben glänzen,
Auch dem Sänger winkt ein Kranz.

Wilhelm.

Singe wem Geſang beſchieden,
Immerzu!
Wen ein Mägdlein küßt in Frieden,
Küſſe ſie zurück in Ruh!
Aber wen der Wein gefangen
Hält im Strick,
Immer ſoll ſein Auge hangen
An des Weines ſüßem Blick.
Nun wohlan! ſo will ich ziehen,
Trunken handeln, wandeln, ſprechen,
Und erfüllen mein Geſchick.

Franz.

Es verkundet uns die Sage,
Daß die Welt
Im Beginn von keinem Tage,
Keinem Sterne war erhellt;
Kometen wogten wüſte Maſſen,
Feucht' und kalt,
Kämpfend in gewehrtem Haſſen
Mit zertrümmernder Gewalt:
Aber Eros kam zur Stelle,
Und es ward die Nacht zur Helle
Und das Chaos zur Geſtalt.

Joseph.

Laß vom blinden Heidenweſen,
Franz, laß ab!
Nein, es iſt das Wort geweſen,
Das der Welt ein Daſein gab.
Noch war weder Tag noch Stunde,
Als der Ton
Schaffend ſcholl aus Schöpfers Munde,
Gottes ewigeborner Sohn:
Ihm entklangen Erd' und Sonne,
Meer und Himmel, und in Wonne
Stieg ihr Preis zu Gottes Thron.

Wilhelm.

Nur ein Ort für arme Schächer
War die Welt,
Eh ſie ward in Noahs Becher
Schön und lieblich hergeſtellt;
O, ſie mußten erſt erproben
Welche Noth
Von des Waſſers Wuth und Toben
Allem Volk der Erde droht!
Mit dem Frieden kam die Taube,
Mit der Taube Lieb' und Glaube,
Frohes Leben, ſel'ger Tod.

Franz.

Joseph, jene Friedenstage
Sieht jeden klar,
Und zugleich liegt es am Tage,
Daß das Wort ein Zweites war.
Wilhelm, jener Sorgenbrecher
Ward erst Noth,
Seit durch Adams Schuld als Rächer
In das Leben trat der Tod.
Nur die Liebe ist unendlich,
Ob der Tod auch unabwendlich
Jedem Ding Vernichtung droht.

Joseph.

Durch ein Weib heraufbeschworen
War die Schuld,
Und zum zweiten Mal verloren
Durch den Wein des Himmels Huld
Denket Lots und seiner Schande
Allermeist,
Daß ihr nicht mit Unverstande
Weingenuß und Liebe preist!
Jubal hat Gesang erfunden,
Davids Lied zu allen Stunden
Bannte Saul den bösen Geist.

Wilhelm.

Waret ihr nur erſt ſo weiſe
Zu verſtehn
Was die Sterne treibt im Kreiſe
Um die Sonne ſich zu drehn,
Wie mit fußberauſchtem Tritte
Ball an Ball
Eben nur die rechte Mitte
Halte zwiſchen Stehn und Fall:
Zögt ihrs vor, euch zu berauſchen,
Würdet um den Wein vertauſchen
Flucht'gen Kuß und leeren Schall.

Franz.

Wenig kümmern mich die Sterne
Und ihr Tanz,
Bleibt ſtatt deren nur nicht ferne
Meiner Liebſten Augenglanz;
Und erwählet hab' ich Einen
Zum Patron,
Nicht den David, nicht den Kleinen,
Nein den großen Salomon:
Leſet lieber ſtatt zu ſtreiten
Was der Weiſe ſang vor Zeiten
Von der Braut auf Libanon.

Joseph.

Was die Sterne treibt zu kreisen?
Sphärenklang.
Was macht Salomen zum Weisen?
Daß er hohe Lieder sang.
Singen würzt und Gläserklingen
Erst den Wein;
Liebe wirst du nie erdenken,
Stimmt nicht Herz mit Herzen ein.
Alles Erde lebt in Tönen;
Wein und Liebe zu verschönen
Weiß der Sänger nur allein.

Wilhelm.

Freunde, nehmts nicht übel, wenn ich
Lachen muß!
Bin ich trunken, so entbrenn' ich
Eben auch zu Sang' und Kuß:
Nun so dacht' ich, was Gesang und
Liebe lehrt,
War' auch mehr als Saitenklang und
Mehr als alle Küsse werth.
Darum trinkt und trinket wieder,
Und die Lust der Lieb' und Lieder
Wird euch in den Kauf beschert.

Franz.

Aus der Leber kommt die Luſt zum
Zechen euch,
Aus der Kehl' und aus der Bruſt zum
Singen und zum Sprechen euch:
Aber tief aus Herzensgrunde
Kundet ſich
Freudenreichſte Schmerzenskunde,
Drinn der Himmel gründet ſich,
So daß derther, wo der Sitz iſt
Unſers Lebens, auch der Blitz iſt,
Dran die Welt entzündet ſich.

Joſeph.

Wein hat mir der Arzt verboten,
Und gewiß
So am weißen wie am rothen
Nahm ich ſtäts ein Ärgerniß.
Weiber mögen lieblich gleißen:
Aber faß
So an rothen wie an weißen
Iſt mir jedes Haar verhaßt.
Doch im Liede mags erfriſchen:
Wißt ihr Weiß und Roth zu miſchen,
Wirds in Roſenroth gefaßt.

Wilhelm.

Reinke! Reinke! ſieh, du ſchlauer,
Lebſt du noch?
„Ei, die Trauben ſind ja ſauer!“
Sprachs, und ſchlüpfte fort durchs Loch.
Franz, es iſt dein Eingeweide
Nicht geſund:
Herz und Leber hielten beide
Senft den altgewohnten Bund;
Ein geſundes Herze grollte
Nimmer, wenn die Leber wollte
Süßen Kuß von Bechers Mund.

Franz.

Joſeph, deines Amtes ware
Hier der Tact:
Doch ihr beide ſcheint, auf Ehre,
Schon von argem Rauſch genaht.
Nimmer war der Wein zuwider
Meinem Sinn!
Nimmer ward die Kunſt der Lieder
Mißbehagen meinem Sinn!
Aber ohne Liebe, fraget
Wo nur ferner noch behaget
Beides irgend einem Sinn!

Joſeph.

Weiber hab' ich nicht verſchworen
Noch den Wein:
Öffnet beſſer doch die Ohren,
Wenn ihr wollt ſo gutig ſein;
Nur ſind Frauu in Bett und Kammer
Selten treu,
Und ein faſt noch größrer Jammer
Harrt des Trinkers täglich neu.
Singen taugt für alle Fälle:
Denn der Frohſinn kommt zur Stelle,
Und nicht hintendrein die Reu.

Wilhelm.

Wein, der Becher iſt der Lippen
Schönſter Kuß;
Lieblich iſt es ihn zu nippen,
Lieblich iſt der Überfluß.
Wein zu ſchlürfen iſt des Mundes
Schönſter Klang;
Helder tönt ein volles rundes
Glas denn aller Liederſang.
Drum vergönnt daß ich mich zeige
Treu dem Weine von der Neige
Bis zum vollen Überſchwang.

Franz.

Wenn der Sänger recht verständlich
Singt und laut,
Thut er auf den Mund unendlich,
Daß man bis zum Schlunde schaut;
Und der Trinker, leert er tiefer
Den Pocal,
Reckt hervor den Unterkiefer
Zum geräumigen Canal;
Während nimmer sich entstellen
Lippen die zum Kusse schwellen:
Und der Kuß ist meine Wahl.

Joseph.

„Wo man singt, da laß dich nieder
Wie im Port!
Nur wer bieder, singet Lieder,“
Sagt ein altgesprochen Wort.
Zwar man lebt wo Reben wachsen
Auch beglückt,
Oder wo man wie in Sachsen
Mädchen von den Bäumen pflückt:
Doch mit allen diesen Gaben
Ist das Land der Lieder, Schwaben,
Wie ein Tempel ausgeschmückt.

Wilhelm.

Gerne ſtritt' ich gaſtronomiſch
Weiter fort:
Aber Franz treibts anatomiſch:
Da verſagt mir Reim und Wort.
Drum wie wär' es, wenn wir beide,
Lieber Franz,
Joſeph frügen wie ſich ſcheide
Wohl am beſten unſer Tanz?
O ich glaub', ich glaub', ich glaube
Daß er meiner lieben Traube
Noch verhilft zu einem Kranz.

Franz.

Wilhelm, ja ſo geht es endlich
Bei dem Wein:
Anfangs tanzt man überwendlich,
Und am Ende ſchläft man ein.
Nehmt zum Schluß denn der Tenzone
Meine Hand:
Doch wir ſchließen, hoff' ich, ohne
Daß ein Richter wird ernannt.
Joſeph, ſprich! du biſt geweſen,
Sagt man, im juriſ'ſchen Weſen
Gar ein kluger Practicant.

Joſeph.

Zwar kein Landrecht lehrt zu richten
Solchen Streit:
Aber Manches läßt ſich ſchlichten
Ohne Urtheil und Beſcheid.
Wie die Zehn die Hellas führten
Es gemacht,
Als ſie ſich den Feldherrn kürten
Vor der Marathoner Schlacht,
Laſſet Huldigung uns leiſten
Wem den Kranz von uns die Meiſten
Nächſt ſich ſelber zugedacht.

Wilhelm.

Joſeph, als du jüngſt verletzteſt
Das Verbot,
Dich mit mir zum Weine ſetzteſt,
Fröhlich tranken Weiß und Roth:
Da haſt du ſo ſchön geſungen,
O ſo ſchön,
Daß die Seele mir bezwungen
Hat das liebliche Geton:
Mit dem Kranze dich begab' ich.
Doch kein einzig Blattlein hab' ich,
Franz, für dein verliebt Geſtöhn.

Franz.

Wohl gedenk' ich noch der Leiden
Jener Zeit,
Da ich gleich euch armen beiden
Saß in dunkler Einsamkeit;
Einer mochte da vor allen
Noch allein
Als ein Tröster mir gefallen:
Dieses war der warme Wein.
Wilhelm, ohne mich zu rächen
Will ich dir den Preis zusprechen,
Und es sei das Kränzel dein.

Joseph.

Wein und Lieder sind gesellig
Jeder Zeit;
Nur Verliebten ists gefällig
In der dunkeln Einsamkeit.
Freund, was du im Saft der Trauben
Jüngst vollbracht,
Das hat Franz im Kußerauben,
Ich im Singen nie erdacht:
Weil du ganz in deinem Fache
Meister bist, und nicht aus Rache,
Hab' ich dir den Kranz gebracht.

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug geschürzt,
Indeß man Festgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Uhland.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

ALTFRANZŒSISCHE LIEDER UND LEICHE

AUS HANDSCHRIFTEN ZU BERN UND NEUENBURG.

MIT GRAMMATISCHEN UND LITTERARHISTORISCHEN ABHANDLUNGEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

BASEL.

SCHWEIGHAUSERISCHE BUCHHANDLUNG.

M.DCCC.XXXXVI.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VORREDE.

Zu allervorderst muss ich den Herren Albert Jahn, Bibliothecar zu Bern, und August Matile, Staatsrath und Professor zu Neuchâtel, auch öffentlich für die grosse Gefälligkeit danken womit mir dieselben zur Benutzung der zwei Handschriften behilflich gewesen aus denen die Lieder und Leiche der vorliegenden Sammlung S. 3—85 und S. 185—188 sowie die Dichter- und Gedichtverzeichnisse auf S. 88—103 und 106—113 geschöpft sind. Ueber die Art wie ich beim Abdruck jener Gedichte verfahren, über die Gründe weshalb ich den Originalen so buchstæblich gefolgt bin, gebe ich auf S. 121 und 122 Rechenschaft.

Von den begleitenden Abhandlungen sagen die zwei ersten was erforderlich schien über Beschaffenheit und Werth sowohl der Bernerischen Handschrift als der Auswahl die ich daraus zu treffen gesucht. Dabei muss ich jezt sehr bedauern ein vorzügliches Werk deutschen Forscherfleisses erst kennen gelernt zu haben als dieser Theil meiner Arbeit bereits gedruckt war; es hat

aber deren Druck schon im J. 1843 begonnen. Ich meine ADELBERT KELLERS Römvart von 1844 mit ihrer reichen Lese aus den Liederhandschriften des Vaticans. Ich bin nun allerdings nicht der erste mehr (vgl. S. 114) der in neuerer Zeit und in Deutschland so viel altfranzosische Lieder bekannt macht. Indessen auch jezt noch glaube ich den Vorzug grosseren Reichthums, besserer Texte, reinerer Sprachformen für die Handschrift von Bern, und für meine Mittheilungen daraus den Werth einer fast durchgängigen Neuheit ansprechen zu dürfen.

Die übrigen Abhandlungen sind theils linguistischen, theils littcrarhistorischen Inhaltes. Die ersteren vielleicht trocken für Manchen und unerquicklich durch die Aufzählung und Combinierung von tausend Einzelheiten: mir selber ist das linguistische Studium in der Weite und Hehe, zu welcher namentlich FRANZ BOPP und JACOB GRIMM es erhoben haben, stets eine Quelle religioser Andacht gewesen; auch aus diesem engen Abschnitt desselben kann ich nicht ohne Scheu und Ehrfurcht empor und von ihm hin auf das grossere reichere Feld unsrer Deutschen Zunge blicken. Die Romanischen Sprachen, wie sie aus den Trümmern der Romischen hervorgewachsen, sind sie besonders ein überzeugender Beweis der Analogie die zwischen dem Wirken der Natur und dem des Menschengeistes

besteht, der Gleichmässigkeit mit welcher in beiden Gott waltet und sich offenbart. Denn auch in der Natur giebt es keine Zerstörung, sondern nur Veränderung, nur ein Eintreten neuer, ein neu sich gestaltendes Schaffen der alten Gesetze. Zugleich aber, da die Romanischen Sprachen mehr dem Bewusstsein und der Willkür der Menschen anheimgestellt waren, welche Menschen-Aermlichkeit und Unbehilflichkeit hier gegen die Kraft, den Reichthum, die Geschmeidigkeit der Germanischen und aller jener Sprachen, an deren Schöpfung der Mensch keinen Theil hat, deren Ursprung ein wunderbares Geheimniss bedeckt, deren Worte zugleich mit den Dingen welche sie benennen erschaffen sind.

Die litterarhistorischen Excurse geleiten die Kunstlyrik der Volkssprachen auf ihrem Wandergange durchs Mittelalter bis an das Ende, von der Provence nach Frankreich, von Frankreich nach Deutschland, von Deutschland nach Italien. Geflügelten Schrittes ist sie von Land zu Lande gezogen: drei Menschenalter nur liegen zwischen Wilhelm IX Grafen von Poitiers und Koenig Friedrich II. Nach Italien zuletzt und zum langsamsten Wachsthum: diesem Lande kamen die vollendenden Meister erst mit dem vierzehnten Jahrhundert, und seine Poesie sollte noch im Mittelalter leben, als anderswo die alte Kunst schon weit entschwunden und

die Neuzeit längst im Beginnen war. Kern und Mittelpunkt aber dieser Erörterungen ist mir der Nachweis der geschichtlichen Stellung welche die altdeutsche Lyrik einnimmt, des passiven Verhältnisses derselben hier zu der altfranzösischen, dann des activen zu der altitalienischen Lyrik. Vielleicht dass ich damit dem Nationalstolz ins Auge greife: lieber jedoch ihm als der geschichtlichen Wahrheit. Unsre Litterarhistoriker pflegen nicht genug in Anschlag zu bringen dass wir Deutschen ein Volk von Nachkommen und Nachbarn sind, Nachkommen der Roemer, Nachbarn der Romanen, letzteres zumal in der Blüte der mittelalterlichen, ersteres in der neuern Litteratur, die ja unmittelbar sich anschliesst an die Wiedererweckung der antiken. Ein rechter Nationalstolz übrigens würde erwägen wie Deutschland eben nur dadurch, dass es all die beste Kraft alter und neuer Welt in sich aufnimmt und verarbeitet, zu deren Herzen gesetzt ist.

So muss, wenn das Studium der deutschen und das der romanischen Litteraturen zu sicheren und wahrhaften Erfolgen führen soll, eines an der Hand des andern gehn; schon die beiderlei Sprachen, da auch zwischen ihnen die engsten Bezüge walten, können für eine Betrachtung mehr wissenschaftlicher Art einander nicht entbehren. Wenigstens mir sind einige der bedeutendsten Erscheinungen in der Entwickelungs-

geschichte beider erst durch die hin und her schauende Zusammenstellung verständlich, ja zum Theil erst durch diese sichtbar geworden: dahin rechne ich namentlich was S. 144 fgg. über die Lautangleichung vorgetragen oder vielmehr nur im Auszug angedeutet ist: ich glaube damit die streitige Lehre vom Umlaut unter einen neuen, mehr umfassenden und vielleicht nicht den unrechten Gesichtspunkt gerückt zu haben.

Und nun zum Schlusse des Vorwortes Dank wie zu dessen Beginn: ein Dank an Friedrich Diez und an Ferdinand Wolf für die Förderung die auch meiner Arbeit durch ihre tiefeingehenden Forschungen über Sprach- und Litteraturgeschichte der Romanischen Völker geworden ist. Ich nenne aber diese zwei und danke ihnen hier im Vorwort um so mehr, weil sie im Buche selbst nur wenig genannt sind: es musste mir dort daran liegen, kurz zu sein; ich musste auch, was mehrfach geschieht, von ihnen abweichen dürfen ohne jedesmal den Widerspruch noch mit besondrer Bezüglichkeit zu erörtern: so wenn Diez den organischen Diphthongierungen engere Grenzen setzt, oder die altdeutsche Lyrik nur für unabhängig von der provenzalischen, die italienische nicht für abhängig von der deutschen erklärt, oder Wolf die Geschichte des deutschen Leiches und dessen Verhältniss zum Liede, freilich nach dem Vorgange Lachmanns,

anders zurecht legt, als mir erlaubt scheint. Die Kundigen wissen doch dass jede Untersuchung auf diesem Gebiete ausgehn muss von den Untersuchungen Wolfs und Dunkers, und im Wesentlichen meist auf das zurückkommen wird, was sie gefunden und geleistet haben; sie selbst aber werden am besten erkennen und morgen freundlich beurtheilen was an den Aehren sei die ich hinter ihnen her gelesen, und ob ich recht gethan habe die Garben zuweilen anders zu binden als sie.

Basel, am Sonntage vor Neujahr 1846.

W. W.

ZWEIUNDFUNFZIG.

ALTFRANZŒSISCHE LIEDER UND LEICHE.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Retruſ aideſroiſ li baiſtairſ

An chambre a or ſe ſiet. labelle beatriſ.
gaimente ſoi forment. en plorant trait ceſ ſiſ.
douſ deuſ conſillieſ moi uraiſ peireſ ihefucriſ.
canſainte canſainte ſeux dugon ſi ken lieue meſ griſ.
et amoillier me doit panre li duſ henriſ.
Bien ſont aſauoreit li mal
con trait por ſine amor loiaul.

Laiſſe ſait elle en baſ. ke porai deuenir.
coment oſerai ieu dauant le duc uenir.
car ne lairoie amoi touchier ne auenir.
nul home ſorſ vgon ſil men loiſt couenir.
bien li douroit de moi menbreir et ſouenir.
Bien ſont.

Dolente ſenſ conſoil com puiſ hair lou ior.
ke premierſ ou dugon lacointance et lamor.
per coi ie perderai lacoentance et lonor.
dou duc ki entreſſait ueult ke laie aſignor.
ainſ maurait ſe ie puiſ cil ki en ot la flour.
Bien ſont.

Kikeuſi ſait ſon duel la belle acuer irie.
unſ eſcuierſ lentant ki iert de ſamiſtie.
dauant li eſt uenuſ moult en ot grant pitie.
quant beatriſ lou uoit ſon cuer ait rehaitie.

puef li ait fon uoloir et fon boen euchairgie.
Bien font.

Freire uof aueif bien oit mon couenant.
aleif moi dire vgon fenf nul areftement.
ken mon peire uergier latandrai fouf laglent.
gairt foi ca ceft befoing nel truiffe mie lent.
damoifelle fait il tout a uoftre comant.
Bien font.

Liefcuerf uait tant. kil ait troueit vgon.
la uie beatrif ala belle faiffon.
li contait abrief mof de polie raixon.
et quant li cuenf entant fon uoloir et fon bon.
de ioie li treffaut cef cuerf en paunexon.
Bien font afauoreit.

Tantoft kil pout parleir ait dit alefcuier.
amif ozef me tu por uoir dire et noncier.
ke belle beatrif ueult kelaie amoillier.
et kelle matandrait enfon peire uergier.
fire bien le uof of et dire et fiancier.
Bien.

Grant ioie en ot li coenf ki dameir iert efprif.
l. cheuelierf de fon confoil ait prif.
monteir lef fait forf lef cheualz de prif.
per nuit en eft torneif quant il fut auefprif.
per ceu ke nulz nen foit coneuf ne reprif.
Bien font.

Il ont tant cheuachiet lanuit et loudemain.
ca uefpre font uenut fouf lou uergier aplain.
vguef treffaut lou mur. trueue en .i. leu foutain.
lamie beatrit fe la prent per la main.
et dift deuf or ait tout quant ie mamie en main.
Bien font.

Huguef dift beatrif ke fereif uof de moy.
prandre me ueult li duf henrif fe men effroi.

enfaunte seux de uos se uos requier et prou.
sonkes ot en uo cors ne loiaulte ne foi.
ke uos men porteis tost car nul millor ni uoi.
Bien sont.

Doucement ait li coens son gent enbraissie.
per amors se sont tuit andui entrebaissie.
ke moult ont lor anuit illuekes abaissie.
del uergier sont issuit ke ni quissent congie.
tant poenne lor cheual ke il sont aloignie.
Bien sont.

Iusca palaix hugon ni uorent aresteir.
illuekes reposait beatris a uis cleir.
grant ioie et grant desduit orent alessamblei.
tant santreaimment entreaus loialment seus sauceu
ke luns lautre ne ueult son uoloir refuseir.
Bien sont.

Li dus henris lou sot. moult en fut esmaies.
apeire beatris en uint tous correcies.
sieremant li ait dit com uns hons enraigies.
tolut maueis mamie sen auaurait meschies.
ahugon en serait encor copeis li chies.
et uos ausi per deu enferreis deschaicies.
Bien sont afauoreit.

Quant li sires sentant doucement respondi.
sire teneis ma foi loiaulment uos pleui.
vgues la mait emblee airsoir la me toli.
helais ce dist li dus com or mait mal bailli.
uuels amaisse estre mors kil len portaist ensi.
deus damors ke ferai uien auant si moci.
Bien sont.

Sire ce dist lameire ne uos desconforteis.
abeatris ma fille maix ne recouerreis.
por deu laissies vgon auoir ces amisteis.
ausois lamait de uos ke tres bien lou saueis.

dame ce dist lidus tout ceu est ueriteis.
maix famor me destraint dont ie fui enflameis.
Bien font.

Li dus est remonteis de ioie mes et ueus.
en la terre reuint a moult pouc de desdut.
malades escouchait sicom listore truis.
dune teil maladie. dont ne releuait puis.
mors fut por bien ameir. dont se fut grans anuis
et hugues ot famie ki fut cortois et duis.
Bien font asauoreit li mals

.ij.

adefrois li baistairs

Belle ysabiaus pucelle bien aprise.
amait girairt et il li en teil guise.
kains de folor ne fut per luj requise.
ains lamait de si bone amor.
ke muelz de li gairdait sonor.
Et ioie atant girairs.

Quant plux se fut bone amor entre eaus mise.
per loiaulteit afermee et reprise.
en celle amor la damoiselle ont prise.
lui parent et doneit signor.
outre son greit un uauesor.
Et ioie atant girairs.

Quant sot girairs cui fine amor iustice.
ke la belle fut asignor tramise.
grains et marris list per sa maistrise.
ke asa dame en .i. destor.
ait fait sa plante et sa clamor.
Et ioie atant.

Amif girart naief iai conoitive.
de ceu nof loj dont ainf ne fu requife.
puef ke ieu ai fignor ki maimme et prife.
bien doie eftre de teil valdur.
ke ie ne doi penfeir folour.
Et ioie atant girairf.

Amif girairt faitef ma comandiffe.
raieif nof en fi fereif grant franchife.
morte maurief fo nof eftoie prife.
meteif nof toft en cel retor.
ie nof comant acreator.
Et ioie atant.

Dame por deu fait girairf fanf faintive.
aief de moi mercit per nofranchive.
la noftre amor me deftraint et ative.
et por nof feux en teil error.
ke nuls ne puet eftre en gringnor.
Et ioie atent girairf.

Quant noix girairf cui fice amor ioftife.
ke fa dolor de noiant napetife.
lorf fen retorne de duel et dire efprif.
et porquiert enfi fon ator.
ke il puift mouoir abrief ior.
Et ioie atant girairf.

Toft muet girairf toft ait fa noie quife.
dauant tramet fon efcuier denife.
afa dame paiefeir per fa franchife.
la dame iert ini por la uerdor.
en .i. uergier cuillir la flour.
Et ioie atant girairf.

Veftue fut la dame per coentive.
moult iert belle graile et graiffe et alive.
lou vif auoit uermoil come ferive.
dame fait il ke tref boin ior

mef doinft. cil cui iain et amur.
Et ioie atent girairf.
Dame por deu fait girairf fanf faintife.
doutremeir ai por mof la voie emprife.
la dame lot moels nolcift eftre occife.
li fentrebaixent per doufour.
andui cheirent enlerbour.
Et ioie atant girairf.
Cef marif moit la folour entreprife.
por moir cuidait la dame morte giffe.
leif fon amin tant le beit et mefprife.
kilpert fa force et fa uigor.
et muert de duel en teil error.
Et ioie atant girairf.
De painexon lieuent denife.
et il font faire amort tout fon feruixe.
li duc's remaint. girairf per sainte eglixe.
ait fait de fa dame foixour.
en tefmoigne li anceffor.
Or ait ioie girairf.

.iij.

Kant uient ou moif de mai. kaurif eft departif.
en un uergier entrai. de nouel iert florif.
damorf me remenbrai. por la belle a cleir uis.
achanteir comenfai. car damorf lai aprif.
Douls deuf por coi feux uif. uuels amaiffe la mort.
car de celi cui iain nafolaif ne deport.
tof feux de fon paix. arineif amal port.
ie fai ucraement ke ien aurai la mort.

Muels amaiſſe .i. baiſſier. de la belle a corſ bel.
et .i. douls embraiſſier perdeſouſ ſon mantel.
ke plain .i. ual dor fin. ne citeit ne chaiſtel.
ne lauoir couſtantin ne me ſeroit tant bel.
Vos qui treſ bien ameiſ .i. petit mentendeiſ.
por lamor de ihesu leſ pucelles ameiſ.
noſ trouonſ en eſcriſ de ſainte auctoriteiſ.
ke pucelle eſt la flor de loiaulment ameir.
Chanſonnete uai ten tout droit en mon paix.
ala belle diraiſ ke ie ſeux eincor uiſ.
et ke ne ſeſmait paiſ ke ie ſeux ceſ amiſ.
doulz deus quant auerai un ſoul baixier de li.

iiij.

Meſſireſ gaiſes

Quant uoi laube dou ior uenir.
nulle rien ne doi tant hair.
kelle fait de moi departir.
mon amin cui iain per amorſ.
Or ne haiſ rienſ tant com le iour.
aminſ ke me depairt de uoſ.
Ie ne uoſ puiſ de ior ueoir.
car trop redout lapercenoir.
et ſe uoſ di treſtout por uoir.
ken agait ſont li enuiouſ.
Or ne hais rienſ.
Quant ie me gix dedenſ mon lit.
et ie reſgairde en coſte ui.
ie ni truiſ poent de mon amin.
medixant men ont fait partir.

ie men plaing afinſ ameroufſ.
Or ne haiſ rienſ.
Biauſ douſ amiſ uoſ en ireiſ.
adeu ſoit uoſ corſ comandeiſ.
por deu uoſ pri ne moblieiſ.
ie nain nulle rien tant com uoſ.
Or ne haiſ rienſ.
On pri atouſ leſ uraiſ amanſ.
ceſte chanſon uoixent chantant.
enſ en deſpit deſ medixanſ.
et deſ mauaiſ mariſ ialouſ
Or ne haiſ rienſ tant com lou ior.
aminſ ke me depairt de uoſ.

.v.

Meſſireſ gaiſeſ

Bien cuidai toute mauie
ioie et chanſon oblieir.
uaix la conteſſe de brie
cui comant ie uoſ ueeir.
mait comandeit achanteir.
or eſt bien droiſ ke ie die
quant li plaiſt acomandeir.
Ie di ke ceſt granſ folie
deſſaier ne deſproueir.
ne ſa feme ne ſamie
tant com on laueult ameir.
ſe ſe doit on bien gairdeir.
denquerre per ialouſie.
ceu com ni uoroit trouueir.

Comant ke chant ne ke rie.
ie deusse muels ploreir.
quant la muedre mest faillie.
car quant ie ueul muelz pairleir.
et ali mercit crier.
lors me dist per contralie.
quant ireis uos outre meir.
Se elle est damors esprise.
malement li ait menbreit.
comant iai asa deuise
sens nul contredit esteit.
maix espoir ceu mait greueit.
com ne cognoist biaul seruixe
tant con ait autre esproueit.
Aillors ait sentence mise.
si mait laissie esgareit.
maix iai sa fiere coentixe.
ne uoincrait ma loiaulteit.
iai tant ne maurait faceit.
ke celle iere acent reprise
se la panroie iaigreit.
Bien deusse auoir conquise.
samor ama uolenteit.
por ceu ke iai sens saintixe.
tous iors loiaulment ameit.
or ne mait pais en uilteit.
por la fieure ke mait prise.
ke ien guerrai en esteit

vj.

Ex dist camors est douce chose.
maix ie nen cognoix la dousor.
toute ioie ait en li enclose.
nainf ne senti nuls bienf damors.
laisse mes mals ne repose.
se men plaing et sais clamor.
mar est batus ki ploreir nose.
nen plorant dire sa dolor.
ses duelz li pairt ki sose plaindre.
plux tost en puet son mal estaindre.
De ceu me plaing ke mait traie.
sen ai trop grant duel acoilli.
quant ie ke seux loiaul amie.
ne truis amor en mon amin.
ie fui aincois de li baissie.
se le fix de mamor saixi.
maix teils baixe ki neume mie.
baixier ont maint amant trait.
Estre cuidai de li amee.
quant entre ces brais me tenoit.
com plux iere damors greuee.
ason pairleir me refaissoit.
asauoir iere si sanee.
com priamus quant il moroit.
naureis en son flanc de sespeie.
a nom tisbe les ieus ouroit.

.vij.

Liroif amaris de creons

Lime amor claime en moi per eritaige.
droit et raixon ke bien et loiaulment.
lont de creonf feruie lor eaige.
li boen fignor ki tindrent ligement.
prif et ualour et touf auancemenf.
fen chanterent et ieu tout aufiment
ueul ke de chant et donor me retraie.
et del for plux me met en fa menaie.
de cuer de corf et donor et de uie.
com ama droite et loiaul fignorie.
Lamenaie de mon droit fignoraige.
ain tant et prix ke de li foulement.
atant et croi defioir mon coraige.
tous biens per droit et eft droif catrement.
neft nuls fins biens euf entierement.
fens grant ioie plux catoute autre gent.
loiaul amor douce dame ueraie.
et quant neft nuls ke grans bienf fens ioie aie.
fols eft dont cil ken auoir ne fe fie.
per cui touf bienf et ioie monteplie.
Teil ioie auoir ne doit en cuer uolaige.
ki per tout proie et per tout faintement.
et tout conquiert per fon fafant lingaige.
lui face ieu fa faintixe et dement.
car teils ceu eft li defirs con atent.
couient eftre la ioie con enprent.
por coi neft droif ne raixonf keftre doie.
damorf euft icelle haute ioie.
ki atouf uault et auance et aie.
fe for tout neft defiree et cherie.

Tref bien cognoift dame entandanf et faige.
fon la proie de cuer ou faintemant.
af faif af dif afamblant a uifaige.
car fi com feux treftous fienf quitement.
faiche def mals com bien fai ne coment.
uerf li meftuet afaire eil kenfiment.
plux faigement efchuier lef en doie.
car fenf de guille aguilleir gilleir guille auoie.
plux fubtilment et muels per fa maiftrie.
per traixon cuide om trair traie.

Douce dame prouf et uaillanf et faige.
ki ameif ioie et mainteneif iuuent.
ie uof ueul dire en chantant mon coraige.
ie nel uof of defcourir autrement.
quant ie remir uoftre uiaire gent.
et uo gent corf de cui traif grant torment.
plux ai de mal ke cil ki ueft la haire.
douce dame tout ceu uof doit defplaire.
quant ie ceu fent por uoftre compaignie.
bien me doureif faire ioie merie.

Et per teil gent prift elle mon homaige.
por foi fieir en moi celleement.
amorf en ait mon fin cuer en oftaige.
en fa prixon lait bien et fermemant.
gairdent le gairdef en cui plux finement.
fe fie amorf de gairdeir ceauls ke prant.
ceft loiaulteif ke gairde et ke maiftrie
touf ceauls forf cui fine amor fignorie.
ce neft paif droif com lef puift fauceir mie.
quant teil garde ait teil oftaige embaillie

.viij.

Creſtien de troiſ

morſ tenſon. et bataille.
nerf ſon champion ait prife.
ke por li tant ſe trauaille.
ka defranier ſa franchiſſe.
ait toute ſentente miſe.
neſt droiſ ca ſa mereit faille.
maix elle tant ne lou prixe.
ke de faide li chaille.
Ki ke por amor mafaille.
ſenſ lowier et ſenſ faintiſe.
preſ ſui ken leſtor men aille.
ke bien ai la poene aprife.
maix ie crien ken mon ſeruixe.
guerre et aine li faille.
ne ueul eſtre en nulle guiſſe.
ſi franſ ken moy nait ſa taille.
Nuls fil neſt cortoiſ et ſaigeſ.
ne puet rienſ damorſ aprendre.
maix teilz en eſt li afaiges.
dont nulz ne ſe feit deffendre.
kelle ueult alautre uendre.
et keilz en eſt li paiſaigeſ
raixon li couient deſpendre.
et metre meſure en gaige.
Fols cuerf ligierſ et uolaigeſ.
ne puet rienſ damorſ aprendre.
teils neſt paiſ li vienſ couraigeſ.
ki fert ſenſ mereit atandre.
ainſ ke mi cuidaiſſe prandre.
ſui uerf li durſ et ſauaigeſ.

or me plaist fenf raixon rendre.
ke cest prouf foit mef damaiges.
Moult mait chier amor uandue.
fonor et fa fignorie.
kalentree ai defpendue
mefure et raixon guerpie.
lor confouf ne lor aiue.
ne me foit iamaix randue.
ie lor faul de compaignie
ni aient nulle atendue.
Damorf ne fai nulle iffue.
ne iai nulz ne la me die.
muer puet en cest mue.
ma plonie toute ma uie.
fai en celi matendue.
ke ie crien ke ne mocie.
ne por ceu cuerf ne remue.
fe mercif ne men aiuwe.
et pitief ki eft perdue.
tant iert la guerre fenie.
ke iai lonctenf maintenue?

.viiij.

Crefticins de troies

De iolit cuer chanterai
bone amor men prie.
et touf iorf iolif ferai.
et fenf uelonnie.
car tuit bien uienent dameir.
por ceu ainf fens fauceteit.

ne iai por chaiſtiement.
meſ ſinſ cuerſ ne ſe tenrait
dameir iolietement.
Lieſ et renuoixieſ ferai.
por uoſ douce amie.
et ſaichieſ tant com uiurai.
en uoſtre baillie.
ueul eſtre ſenſ iai ſeureir.
car ou mont nait uoſtre peir.
et tuit bien entierement.
ſont en uoſ ſi en morai
ſe ie nai aligement.
Belle dame en uoſ ai miſ.
cuer et corſ et uie.
ne iai ne men pertirai.
nul iour de ma uie.
maix ie uoſ ueul demandeir.
ke mediſſanſ eſcouteir
ne ueullieſ. en uo viuant.
car iai franſ cuerſ namerait
vanteor ne meſdixant.

.X.

creſtiein de troieſ

Damorſ ke mait tolut et moy.
na li ne me ueult retenir.
me plaing enſi cadeſ otroi.
ke de moi ſaice ſon plaixir.
et ſe ne me repuiſ tenir.
ke ne men plaigne et di por coi.

ke ceauls ki la traivent moi
louent alor ioie uenir.
et ie muir por ma bone foy.
Amors por essaucier faloi.
ueult cel anemis retenir.
de sen li uient si com ie croi
casient ne puet elle faillir.
et ieu ke ne men puis partir
de la belle a cui ie souploi.
mon cuer ki siens est si enuoi
mais de noiant la ueul seruir
se ceu li rent ke ie li doi.
Dame de ceu ke uostre fui
ditel moi se greit men saueil.
ne nil se onkes uos conu.
ains uos poise quant uos uaueit
et des ke uos ne me uoleis.
dont seux ie uostres per anui
mais se tai deueil de nullui.
mercit auoir dont me souffreit
ke ie ne fai ameir auteij.
Onkes del bouraige ne buj.
dont tristans fut enpoisonneis.
mais plux me fait ameir ke buj
amors et bone uolenteis.
le ne men doit sauoir mal greit.
quant de riens essorciet nen fuit.
fors de tant ke mes ieuls encru.
per cui seux en la uoie entreit.
dont ains nissi ne ne recruj.
Cuers se ma dame ne tait chier
iai por ceu ne la guerpirais.
ades soies en son doingier.
des kenpris et comenciet lais.

tai mon weul ne len partirait.
ne por delai ne lefmaier.
bien endurrift per delaier.
et quant plux defireit laurait.
plux ferait douls aleffaier.
Mercit tronaixe et mien cuidier.
celle fuift en tout le conpaf.
del monde lai ou ie la quier.
maix ie croi kelle ni eft paif.
onkel ne fine ne ne cef.
de ma doulce dame proier.
proi et reproi fenf de laier.
comme cil ki ne feit agait.
amorf feruir ne lofengier.

·xj·

triftanf ceft li laif dou chieure fuel

Par cortoifie depuel.
uelonnie et tout orguel.
car ceu kont chaiciet mi eul.
lou me fait mettrẽ fuf fuel.
on lai en efcuel.
ceft dou chieure fuel.
La note douchieure fuel.
per amorf comencier ueul.
com cil ki poent ne men duel.
damorf dont doloir me fuel.
maix fil ke rekuel.
damorf bel akuel.
Amie ie uof falu.
en mon lai premierement.

douce amie mon salu.
preneis acomencement.
car moult mait uers uos ualu
ceu ke debonairement.
uos ait de mamor chalu.
ie fuisse mors autrement.
Faite maueis grant bontei.
douce amie debonaire rieus.
don iai uostre cuer dontei.
si ke uostre est li cuers et mieus.
or ne soient maix contei.
li mal dont iai si estei esprieus.
ka grant prout me sont montei.
ie ne quier maix plux de tous les bieus.
Ie ne quier nulle autre chose.
nautre bien nautre desduit.
sors ke de uos toz iors ioie.
ca nulle rieus plux ne luit.
ka ceu ke plaire uos doie.
ne ke iai ne uos anuit.
ie seux belle ou ke ie soie.
uostre amis et ior et nuit.
Iai mes cuers ne se partrait
de uos maix en ma uie.
et sil sen pairt keil pairt irait.
se sai chies douce amie.
ke sil sen pairt il pertirait.
de ceu ne dout ie mie.
mal dehait ki departirait
si douce compaignie.
Ne fait mie adepartir
deus nos en deffende.
ains puisse mes cuers partir.
ke li uostre itande.

muels faice on de moi martir.
ke iai ientande.
e ki nof ueult departir
male hairt lou pande.
Amie entre uof et moi
nait ne guerre ne defcort.
douce amie per la foi
ke ie uoftre amif uof port.
et port et porteir uof doi.
iai per mol ne per mon tort.
ne por rienf ke ie foloi.
ne ferai uerf uof refort.
Iai en moi ne pecherait.
ke iaie uoftre courrouf.
lef bienf ai ie touf et fai
et lef delif ai ie touf.
kan ke dame deus guia.
et laifuf et faidefouf.
Onkef ahome uiuant.
nauint maix fi bien dameir.
tant con vantent tuit li vent.
delai et defai la meir.
dame mercit uof en rent.
quant de uof me puiffe loeir.
com fil ki nul mal nefent.
ne uerf uof nait poent dameir.
Nanelui ne port enuie.
de rien ki foit en ceft mont.
ke ie ne quier plus en mauie
de touf lef bienf ki ifont.
forf que uoftre amor amie.
lai dont vienent et ou uont.
mi penfeir fenf uelonnie.
ke font per uof quan kil font.

Douce plus douce ke miel.
por noſ fut faiſ touſ nouiaſ
ciſt laiſ ki eſt boenſ et biaut
et ſil en aielliſt ſoit uials.
touſ iorſ plairait maix.
aſ clerſ et aſ laiſ.
ſe ſaichent ione et viauſ.
ke por ceu ke chieure ſiaut.
eſt plus douſ et ſlaire mials.
kerbe ke on uoie aſ cauſ
ait nom ciſt douls laiſ.
chieure ſuels li gais.

.xij.

Vbaiuſ deſaucne

Q louut ne uerdure de pret.
ne chant doixels ne magree.
por ceu cai lonc tens eſtei.
forſ de ma douce contree.
maix bien ſachiet deſiree.
kaiuſ ni out ſaucei
ſen ai lamor mercie
ke del cuer me muet.
Bien uoi ke taire leſtuet
nuls confort ualoir ni puet.
Ior chalcun dire et conteu.
kil ueult bien camorſ locie.
maix ceu ne dirai paſ ie paſ.
ke morir ne ueul ie mie.
aiuſ am miels cor ke nuls de

uiure et bien ameir.
et feruir ma douce amie.
ke del cuer me muet.
Bien uoi.
Sainf auint a home nei
ke ioie li fuft doneie.
por ceu keuft bien amei
deuf ou eft amor alee.
certef ke ie lai amee.
de teil uolentei.
kainf ne pout eftre trouee.
et del cuer me muet.
Bien uoi.
Ie fui li finf defirans.
ke ne puet fa ioie taire.
por mouftreir maluaix femblant.
dont pluxor ont grant contraire.
panfeir ala debonaire.
meft ioie fi granf.
ceft liplux de mon afare.
ke del cuer me muet.
Bien uoy.
Chanfon lai teftuet aleir.
dont iatent fi grant aie.
ne ueul plux per toi mandeir.
maix bien la lofenge et prie.
quant ferai en fa baillie
com porai dureir.
faurai ioie de mamie.
ke del cuer me muet.
Bien uoi ke faire leftuet.
nuls conforf ualoir nipuet.

.xiij.

Guiof de prouinf

Contre le nouel tenf.
Ke floriffent fil bruel.
chanterai lonc mon fen.
de celi dont me duel.
plus lain ke ie ne fuel.
ca la plus belle penf.
cainf neiffent mi eul.
Quant premierf refgairdai.
fon gent corf et fon nif.
a mef euls efprouai.
keftoie cef amif.
fi ifui ententif.
ke tout adef cuidai.
ke fuiffe el cerne nif.
Amorf a fi graut tort
me faitef mal fofrir.
ril orent boen confort.
ki font mort fenf languir.
laif touf iorf la defir.
et adef ma mort noi.
et ce ne puif morir.
Ie lain tant et defir.
por fa fine biaulteit.
malgreit mieu men eftuet
dauant la gent ploreir.
por ceu puet on proueir.
ke de bone amor muet.
ceu con ne puet celleir.
Melcrof meftier
mont atorneit amorf
quant de mon defirrer

ne puif auoir fecourf.
or puex hui eft li iorf.
lef poinf de lefchaiquier.
doubleir de ma dolor.
Chanfonnete nai ten.
leif mamie temnoi.
dili ke ie li wanf.
cuer et corf li otroi
celle me porte foi.
la loiaulteit triftant
porait troueir en moy.

.xiiij.

Guiof de prouinf

La bone amor ki en ioie me tient.
et li douls teuf defteit ki renuerdoie.
et li penfeirf dont a cuer me fouient.
me fait fouent chanteir et moneir ioie.
et mainte foif ueult amorf ke ie foie.
mef et penfis dolenf et correfous.
et quant li plaift de ligier feux ioiouf.
Vnf douf efpoirf ki maide et maintient.
contre lorguel ke mocift et guerroie.
mait conforteit maix ades me couuient.
chier compareir ceu dont ioir ueldroie.
fe feruirai defirauf toute uoie.
conkef de rieuf ne fui fi defirous.
com donoreir ceu dont plus feux coitouf.
Lmals ke iai ne nait uie et reuient.
ainf me deftraint igaulment et maiftroie.

el cuer me naist et de ma dame uient
et si nen ai pais tant com ie uoldroie.
car fine amor me semont et auoie.
de li seruir dont tant seux desirouf.
ke plaixanf mest cist mals et delitouf.
Nest pais amanf fil ki damorf se plaint.
ne ki cuide ke iai uenir li doie.
nuls malz damorf maix touf iorf serue et aint
de cuer uerai ne iai ne se recroie.
blaimeir se doit cil ke faucement proie.
et cil ki font dautrui ioie enuiouf.
et dautrui bien dolent et corresous.
Per deu amorf li sospir et li plaint.
et li desir dont lesperance est moie.
mont tant ualut ken ioie mescuerf maint
por ceu fait boen seruir ke boen enploie
maix se ma dame et pitief si otroie.
de duel moront medixant enuiouf.
et ie uiurai ioianf et amerouf

.XV.

Guiof de prouinf

Les oxelef de mon paix
ai oif en bretaigne.
alorf chanf mest il bien auif
ken la douce champaigne.
lef oi iadif.
se gi ai mespris.
il mont en si douls penseir mis
ka chanson faire men seux pris

tant ke ie per ataigne.
ceu kamorf mait lonc tenf promif
En longue atente me feux uif.
fenf ceu ke trop men plaigne.
ceu me tolt mon ieu et mon rif.
ke nuls camorf defdaigne.
niert iai atentif.
mon corf et mon uif.
truif fi per ouref entreprif.
ke fol femblant en ai enprif.
ki ken amorf mefpraigne.
ie feux cil kainf riens ni forfix.
En baixant mon cuer me raui.
ma douce dame gente.
moult fut fols quant de moy parti
por li ke me tormente.
laif ainf nel fenti.
quant de moy parti.
tant doulcement lou me toli.
ken fofpirant le traift ali.
mon fol cuer atalente.
maix iai naurait de moy merci
Del baixier me remenbre fi.
ke ie fix en manfance.
kil neft hore ceu mait trai.
ka mef leiurēf ne fente.
quant elle fouffri.
ceu ke ie la ui.
de ma mort ke ne mot gueri.
kelle feit bien ke ie moci.
en cefte longue atence.
dont iai lou uif taint et pailli.
Puef ke me tolt rire et iueir.
et fait morir denuie.

trop fouant me fait compaireir.
amorf fa compaignie.
laif ni ouf aleir.
car por fol fembleir.
me font cil fauls preiant dameir.
morf feux quant ief iuoi paicleir.
ke poent de tricherie.
ne puet nulz deauf en li trouen

.xvj.

guiof de prouinf

Ma ioie premerainme.
meft tornee apefence.
laif ie ne fai por coy.
maix enfi me defmainne.
la foif et lefperance.
camorf ait mif en moy.
doi foffrir penitance.
de moy ne fai nul roy.
forf ke ma mort iuoi.
Mes fols penfeirf mamoine.
la fole defirance.
dont feux en teil effroi.
kainf no ioie certainne.
fenf keil ke mefeftance.
fen fait grant eftreloy.
amorf ou ie me croie.
ke maprift en manfance
faire ceu ke ne doi.
oief com ie foloi.

Quant ie muels cuit ataindre.
ioie et bone aueniure.
lorf poroie ineir.
ke loulemain eſt graindre.
la dolor et lardure.
ke me fait endureir.
maix ie noi bien ineir.
louent en aueniure.
por perde reſtoreir.
or loit alendureir.
Samorf noſift deſtraindre.
ma dame en teil meſure.
bien me peuſt ſaueir.
de ceu dont tant mot plaindre.
maix elle neu ait cure.
ſe me fait redouteir.
en loiaulment ameir.
car iai per tout droiture.
muels noſiſſe mouſtreir.
montort ſenſ moy greueir.
Douce dame en pone doure.
ſut ma ioie acomplie.
ſe ieuſſe le don.
ki touſ iorf me demore.
maix noſtre ſignorie.
mocilt a defraixon.
ſont ceſte departie.
loſengier et felon.
ki iai naient pardon.

.xvij.

guiof de prouinf

Moult me meruoil de ma dame et de moy,
ke si me tient quant plus seus loing de li
bien cuit guerir adonc kant ie la uoi,
maix lor doublent li mal dont ie moci,
si maist deuf trop fiere chose ait si,
quant ie morai por tant ke ie lamai,
ie me si tant enf en ma bone foi,
et en icen konkef ne li menti.

Mainf en iait ki demandent por coi,
iain celle rien ke nait de moi merci,
il font uilain et de maluaixe loi,
car ie nai paif dame aincor deferui,
lou douls refgairt dont uof maueif faixi
et lou penfeir dont mef cuerf fefioift,
et cil ki dift ke ie de ceu foloi,
ne me cognoift pais aloiauf amin.

Loiauls amif feux ieu fenf foloier,
dou tout amorf mait si en fa prixon,
mon corf me fait et tenir chier,
et biaul perleir et entendre raixon,
celle de cui iaitent le gueridon,
ken moi ne truif ne ire ne tenfon,
mon boen elpoir ne uoroie chaingier,
argent ke foit ne a nul autre don.

Cil iangleor nof font grant deftorbier,
ki fe uantent dameir per traixon,
af amans font lor ioie delaier,
et af damef font crueil et felon,
iai dame deuf ne lor faice pardon,
bien mocient fens arme et fens bafton.

quant ie iel nos enfamble confillier.
mais ma dame ni entant fe bien non.
Chanfon nai tent. tout droit amafeignoit
amon fignor lou conte ie li manf.
li com il eſt frans et pronf et cortoif.
kil gaiet fon prix et fe lou traice auant.
mais nulle rienf lou conte ne demans.
forf por famor et por ma dame chanf.
ke mait proiet de chanteir en eſt mois.
mais ma ioie me nait moult deleant

.xviij.

vacef de prouinf

Moult aurai lonc tenf demoreit
forf de ma douce contreie.
et maint grant anoi endureit
en terre mal eureе.
por ceu nai ie paif oblieit.
lou douls mal ke li magree.
dont iai ne quier auoir fanteit
tant ai la dolor ameе.
Lonc tenf ai en dolor eſteit.
et mainte lairme ploree.
li plus biauf iouf ki eſt deſteit
me femble noif et gelee.
car on pais ke ie plus hei.
meſtuet faire demoree.
naurai mais ioie en mon aie.
fen france ne meſt donee.
Sinc doinſt deuz ioie et fenteit.
la plus belle ke foit nee.

me conforte de fai biaulteit.
famor meſt el cuer entree.
et ſe iemur en ceſt penſeir.
bien cuit mairme auoir ſaluee.
cor meuſt or ſon lit preſteit.
deuſ cil ki lait eſpouſee.
Douce dame ne mocieſ
ne ſoieſ cruel ne fiere.
uerſ moi ke plux uoſ ain caiſſeis
de bone amor droituriere.
et ſe uoſ enſi mocieiſ.
laiſ trop acheterai chiere.
lamor dont ſi me ſeux greueiſ.
maix or meſt bone et entiere.
Elaiſ com ſeux deſeureiſ.
ce celle not ma proiere.
acui me ſeux ſi doneiſ.
ke ne men puiſ traire ariere.
trop longuement me ſeux celleiſ.
ſe ſont la gent mal parliere.
dont iai nuls ne ſerait laiſſeiſ.
de dire mal enderriere.

.xviiij.

Forkeſ de Merſaille ſorpointerin

Tuit demandent keſt deuengue amor.
et o a touſ en dirai la uertait.
tout autreſi com li ſolaiſ deſtait.
ke per touſ leuſ iete ſa reſplandor.
aſoir ſen uait couchair. tout auſimant
fait bone amor. quant ait pertout ſercait.

et non trueue ke li fie afon grait.
torne fen uait dont mot premieralmant
Amor lou fait comme le boen oftor.
ki afon uol ne muet ne ne debait.
ainf atant tant con le giete de grait.
et mot et prent fon oxel quant li for.
enfi amor agaite et atant.
bone done plaixant de grant biaultait.
ou tout li bien del mont font aioftait.
itaul la ueult amorf ni fault de rant.
Quant prif et fenf et prudence et ualor
et tuit bien fait font en li areftait.
et bone amor por fair la uolentait.
et lief de ient dofnoiant per almor.
tout autrefi com fafconf ki deffent.
a fon oxel ken lafonbre eft montait.
deffenderie per franke humilitait.
amorf en ceauls ki aimme loiaulment.
Et por iken foufferrai ma dolor.
ke per fouffrir font maint gent don donait
et per foffrir font maint orguel baiffait.
et per fouffrir uoint on lofaniadour.
ouidef dift li libref ke nen ment.
ke per fouffrir ait lon damor fon grait.
et per foffrir font maint tort amandait.
et foffrirf fait maint iraif iofant.

.xx.

Denoſtre Signour

Ierufalem ſe plaint et li paiſ.
ou dame deuſ foffri mort bonement
ken iuſca meir ait pou de ceſ amiſ.
ki de ſecorſ li faicent maix noiant.
ſil louenift chaſcun del iugement.
et del ſaint leu ou il foffri torment.
quant il pardon de ſa mort fift longiſ.
lou deſcroixier feiſſent moult enuiſ.
car qui por deu prant la croix purement.
il lou renoie a ior ke il la rant.
et com iudaſ faudrait en paradix.

Noſtre paſtor gairdent mal lor berbis.
quant por deuierſ chaſcunſ a louſ la naut.
maix li pechiez leſ ait ſi touſ foſprif.
kil ont miſ deu en obli por lairgent.
ke denauront li riche gairnement.
kil aquaſſent aiſſeiſ uilainnement.
deſ fauſ lowierſ kil ont deſ croixiez prif.
faichiez de noir kil enferont repriſ.
ſe loiaulteiſ et deuſ et loiſ ne ment.
retolut ont et aicre et belleem.
ceu ke chaſcunſ auoit adeu promiſ.

Ki oſerait iamaix en nul ſermon.
pairleir enplaice neu mouſtier.
ne amontier ne bien fait ne perdon.
choſe ke puecent noſtre ſignor aidier.
ala terre conquerre et gaaignier.
ou de ſon ſanc paiait noſtre ranſon.
ſignor prelait ceu neſt ne bel ne bon.
ke ſon ſecorſ faitel tant detreir.

nof aueif fait ceu puet on teſmoignier.
de deu nollant et de nof guimillon.
Euceluj nait meſure ne raixon.
ki ceu cognoiſt fil naue auangier.
ceauls ki por deu font delai en prixon.
et por oſteir lor amin de dongier.
puef com iuuert on ne doit reſoignier.
poene nauuit honte ne deſtorbier.
por deu eſt tout kan kon fait en ſon nom
kil en rendrait chaſcun teil gueridon.
ke cuerf doine ne poroit eſprixier.
car paradix auerait de lowier.
kainf por ſi pou not nuls ſi riche don

XXj.

Maiſtref renaf laiſiſt de noſtre ſignor

POur lou pueple reſconforteir.
ke tant ait ieut en tenebrour.
nof neul en chantant reſconteir.
lou grant damaige et la dolour.
ke li paien font outremeir.
de la terre noſtre ſignor.
cel paix denouf nof clameir.
car tuit iironf a un ior.
Ieruſalem plaint et ploure.
le ſecors ke trop demoure.
A un ior ki le puet fauoir
trop ai pairleit hardiement.
certef ſignor ie nof di noir.
ceu iert a ior del iugement.
de celle terre ſont cil hoir.

ki ont refut baptiſſement.
ou li fils deu uolt refeuoir.
por noſ la poene et lou torment.
Ierufalem plaint et ploure.
Moult per eſt granſ duels quant on pert.
lou urai ſepulcre ou deuſ fut miſ.
et ke li ſaint leu ſont deſert.
ou noſtre ſire eſtoit ſeruiſ.
ſaueiſ por coi deuſ lait ſouffert.
il ueult eſproueir ceſ amiſ.
ki ſeruiſe li ont offert.
auengier de ceſ anemiſ.
Ierufalem plaint et ploure.
Touſ iert li pueplef deſuoief.
et torneiſ aperdition.
maiſ la croix leſ ait rauoief.
et torneiſ a redemption.
li plux ſauſ et li moinſ prixief.
puet auoir abſolution.
maix kil ſeuuoiſt et ſoit croixief.
en terre de promiſſion.
Ierufalem plaint et.
Terre de promeſſe eſt nomeis.
ierufalem ie le uoſ di.
en bethleem ou deu fut neiſ.
eſt li templeſ ou deuſ ſoffri.
et la croix ou il fut peneiſ.
et le ſepulchre ou ſurrexit.
lai iert li boenſ luwierſ doneiſ.
a ceauls ki lauront deſeruit.
Ierufalem plaint et ploure.
Ke penſent li roy grant mal font.
cil de france et cil deſ englois.
ke dame deu uengier ne uont.

et deliureir la fainte croix.
quant il a iugement uauront.
dont lor parrait lor bone foit.
fe deu faillent alui fauront.
il dirait ie ne uof conoix.
Ierufalem plaint et ploure.

Prince duc conte ki aueif.
en ceft fiecle touf uof auiauf.
deuf uof ait femonf et mandeif.
guerpiffief uillef et chaiftiauf.
en contre lefpouf en aleif.
et fi porteif oille en uaixiaulz.
fen uof lampef eft feuf troueif.
li gueridonf en iert moult biauls.
erufalem plaint et plore.

Elaif ne cognoiffent lor fen.
ke font lampef oile defus.
lampef fe font lef bone genf.
dont deuf eft ameif et cremuf.
ke fon feruixe font touf tenf.
lai eft bien alumeif li feuf.
cil irait olef innocens
ki en bone oeure iert conxeuf.
Ierufalem plaint et ploure
lou fecorf ke trop demoure.

.xxij.

Gioif richar

Ai nuls hons pris ne dirait sa raixon.
adroitement sensi com dolans non.
maix per confort puet il faire chanson.
moult ai damis maix poure sont li don.
honte en auront se por ma reanson.
seux ces .ij. iuers pris.
Se seiuent bien mi home et mi baron.
ingloif normant poiteuin et gascon.
ke ie nauoie si poure compaignon.
ke ie laissaise por auoir en prixon.
ie nel di pais por nulle retraisson.
maix eincor seux ie pris.
On sai ie bien de uoir certainnement.
ke mors ne pris nait amin ne parent.
quant on me lait por or ne por airgent.
moult mest de moy maix plux mest de ma gent
capres ma mort auront reproche grant.
se longuement seux pris.
Nest pais meruelle se iai lou cuer dolent.
quant mes sires tient materre entorment.
sor li menbroit de nostre sairement.
ke nos seimes anduj communement.
bien sai deuoir ke seans longuement.
ne seroie pais pris.
Se seiuent bien angeuin et torain.
cil baicheleir ki or sont riche et sain.
kencombreis seux loing deans en autrui mains.
forment mamoient maix or ne maimme grain.
de bellet airmes sont ores ueut li plain.
por tant ke ie seux pris.

Mef compaignons cui iamoie et cui tam.
cealz de cabeu et ceaulz de percheraim.
me di chanfon kil ne font paif certain.
nonkef nerf cauf no le cuer fauls ne nain.
fil me gueroient il font moult ke nilain.
por tant ke ie feux prif.
Conteffe fuer noftre prif foucrain.
nof fault et gairt cil acui ie me clain.
et per cui ie feux prif.
ie ne di paif de celi de chairtain.
lmeire loweif.

.xxiij.

cuurf de betunez

Ay amorf com dure departie.
me couient faire aperdre la millor.
ki onkef fuft amee ne fernie.
deuf me ramainft ali per fa doufor.
fi noirement com ien pairt adolor
deuf cai ie dit iai ne men pairt ie mie.
fe li corf nait feruir noftre fignor.
touf li mieuf cuerf remaint en fa baillie.
Por li men noix fofpirant en furie.
ke nuls ne doit faillir fon creator.
ke li faurait a ceft befoing daie.
faiche de noir faurait li agrignor.
et faichent bien li grant et li menor.
ke lai doit on faire cheuelerie.
con en conquiert paradif et honor.
et lof et prif et lamor de famie.

Lonc tenſ auons eſtei prou por oxoule.
or ipairait ki a certeſ iert prouſ.
kil uoiſt uengier la honte doloroufe.
dont touſ li monſ eſt irieſ et hontouſ.
quant a noſ tenſ eſt perduſ li sainſ leuſ.
ou deuſ por noſ ſoffri mort engoiſſe.
or ne noſ doit retenir nulle hońors.
daleir uengier ceſte perde hontouſe.

Ki or ne ueult auoir uie anoiouſe.
siuoiſt morir lieſ et baud et ioious.
car çelle mors eſt douce et fauerouſe.
ou conkiſ eſt paradiſ et honor.
ne iai deſ morſ nen iaurait .i. ſoul.
ainſ uiuront tuit en vie glorioufe.
et faichieſ bien ke ne fuſt amerouſ.
moult fuſt la uoie et boue et delitouſe.

Tuit li clergieſ et li home deaigé.
ki de bien fais et damoneſ uiuront.
partiront tuit en ceſt palerinaige.
et leſ dameſ ke chaiſtement uiuront.
et loialteiſ porte ceaulz ki iront.
et celleſ font per mal conſoil folaige.
elaiſ keilz genſ menaſceſ lor feront.
car tuit li boen iront en cel uoiaige.

Deuſ eſt aſis en ſon saint heritaige.
or iperrat com ſil le ſecorront.
cui il gitait de la prixon vmbraige.
quant il fut mis en la croix ke tuit ont.
certeſ tuit cil ſont honi ki niaont.
ſil nont pouerte ou meſſer o i maillege.
et cil ki ſain et ione et riche ſont.
ne poront paiſ demoreir ſans hontaige.

Laiſ ie men uoix plorant del eulz del front.
lai ou deuſ ueult amendeir mon coraige.

et faichief bien cala millor dou mont.
penferai plux ke ne faif a uoiaige.

.xxiiij.

cunef de betunef

Si uoirement com celle dont ie chant.
ualt muelz ke toutef lef bonef ki font.
et ie lain pluf ke rienf ke foit ou mont.
fi me doinft deuf famor fenf defeuoir.
ke teil defir en ai et teil uoloir.
ou tant ou plux deuf en feit la uerteit.
com li malaidef defire la fanteit.
defir ie li et famor a auoir.
Or fai ie bien ke rienf ne puet ualoir.
tant com celi de cui iai tant chantei.
cor ai ueu et li et fa biateit.
et fi fai bien ke tant ait de ualor.
ke ieu doi faire et outraige et folor.
dameir fi haut ne maueroit meftier.
et nonporcant maint poure cheuelier.
fait richef cuerf uenir ahaute honor.
Ainf que ie fuiffe foprif de cefte amor.
fauoie ieu autre gent enfignier.
et or fai bien autrui ieu enfignierf.
et fi ne fai mie lou mien iueir.
fi feux com cil ki af efchaf uoit cleir.
et ki tref bien enfaigne lautre gent.
et quant il iue fi per pert fi fon fan.
kil ne fefeit efcoure de maiteir.
Elaif irief ie ne fai tant chanteir.
ke ma dame perfoine mon torment.

naincor neſt paif ſi grant meſ herdement.
ke ie li oz dire leſ mals ke traiſ.
ne dauant li ne noz parleir ne fai.
et quant ie feux aillorſ dauant autruj.
lorſ iparonls maix ſi pou ni defdoj.
treſtout deuiſ comant ie li dirai.
Lagrant dolor ke ien traiſ fenſ anuit.
ke tant la dout et deſir kant gifeux.
ke ne li oz deſcourir ma raixon.
ſi uait de moi comme don champion.
ki de lone tenſ aprant a eſcremir.
et quant ſe uient ou champ a cols ferir.
ſe ne feit rienſ defeut ne de baſton.

.xxv.

tiroſ de nauaire

Qui t midefir et tuit mi grief torment.
viennent de lai ou font tuit mi penſeir.
grant merueſle ai coment ke toute gent.
ki ont neu fon gent corſ honoreit.
font ſi nerſ li de bone uolenteit.
neſ deuſ laimme iel fai a effiant.
grant merueille ai quant il fen fouffre tant.
Touſ chaihif men uoix et meruillant
ou deuſ trouait ſi eſtrainge biaulteit.
quant il la uiſt faiuſ entre la gent.
moult noſ enliſt grant debonaireteit.
treſtouſ li monſ en eſt enlominceis.
en ſa ualor font tuit li bien ſi grant.
nuls ne la noit ne noſ endie autant.

Bone auenture auaigne fol eſpoir.
ke lef amanf fait niure et refloir.
eſperance fait languir et doloir.
et mef folf cuerf me fait cuidier guerir.
fil fuft faigef il me feift morir.
por ceu fait boen de la folie auoir.
ken trop grant feu puet il bien mefcheoir
Souigne nof dame dun douls efcuel.
ke iai fut faif per fi grant defirier.
nonkef norent tant de pooir mi eul.
ke enuerf nof lef ofaixe lancier.
ne de mabouche ne nof ofai proier.
nofai dame dire ceu ke ie ueul.
tant fui cowairf chaitif kencor men duel.
Ki la poroit fouent ramentenoir.
iai nauroit mal ne lefteut guerir.
car elle fait atouf ceaulz muels ualoir.
cui elle ueult de boen cuer acoillir.
deuf tant me fut grief de li departir.
mercit amorf faitef li afauoir.
cuerf ki naimme ne puet grant ioie auoir.

.xxvj.

Oif de nauaire et firef de uertu.
nof nof ditef camorf ait grant poiſſance.
certef ceft uoirf et ie lai bien feu.
plus ait de pooir ke nait li roif de france.
ke de touf mals puet doneir aligence.
et de la mort confort et guerixon.
ceu ne poroit faire nuls morteils hon.

camorf fait bien le riche dolofeir.
et le poure de ioie corroneir.
Deuf ie lain pluf ke rienf ki font et mont.
fi me doinft deuf de mef mals aligence.
cainf de mef enls fi belle rien ne ni.
et fait adef fi fimple contenance.
kelle ne doute medixant ne felon.
ki de li puift dire fe touf bienf non.
fignor cant iain dame de teil nalor.
loeif lamoy fi fereif noftre honor.
Amorf mait fait fon pooir efprouein.
plus ke nuluj ceu faichief feuf doutance.
nonkef mon cuer ne pout a ceu moneir.
paor de mort dont ie fui en bellance.
ke tout adef neuffe en remenbrence.
madouce dame ala cleire faiffon.
ou de biaulteit ait fi trefgrant foixon.
ke li penfeirf me fait entreoblieir.
paor de mort et ma fanteit cuidier.
Longuef me font lef nuif et plus li ior.
ke del neoir faif trop grant demorance.
fen plan fouent et fofpir de pooir.
ke fon amin ne mette en obliance.
or ai ge dit et folie et enfance.
onkef cef cuerf ne penfait traixon.
ainf eft fi bone et de fi halt renon.
ke quant mef corf la parolle perdi.
penfait mef cuerf douce dame merrot

.xxvij.

Gaifef bruleis

De bone amor et de loiaul amie.
me vient fouent pitief et remembrence.
fi ke iamaix a nul iour de ma vie.
oblierai cef ieuls ne fa femblence.
por ceu famorf ne fen neult plus foffrir.
kelle de tous ne faice afon plaixir.
et de toutef maix ne puet auenir.
ke de la moie aie bone eſperance.
Comant porai auoir bone eſperance.
en bone amor ne en loiaul amie.
ne en nairf ieuls neu la douce femblence.
ke ne nairai iamaix ior de ma vie.
ameir meſtuet ne men puif plus foffrir.
celi cuj iai ne uanrait aplaixir.
et fe ne fai coment puiſt auenir.
ke de li aie ne fecourf ne aie.
Coment porai auoir fecors naie.
nerf fine amor lai ou ie nai poiſſance.
cameir me fait ceu ke ne maimme mie.
dont iai naurai forf anuit et peſance.
ne ne li of mon coraige iehir.
celi cui iai ne uanrait aplaixir.
ke de teil mort feux ingief amorir.
et fe ne puif ueoir ma deliurance.
Ie ne uoix paif kerant teil deliurance.
per coi amorf foit de moi departie.
ne iai nul ior neu quier auoir pouxance.
ainf amerai ceu ke ne maimme mie.
fe neft paif droif ke ie doie iehir.
por nul deſtroit com me faice fentir.

et fe niait confort ke del morir.
puef ke ie fai ke ne mameroit mie.
Nemameroit? ieeu ne fai ie mie.
maix finf amanf puet per bone atendance
et per fouffrir conquerre haute amie.
maix ie ne puif neoir bone atandance.
ke celle eft teille por cui plaing et fofpir.
ke ma dolour ne doigneroit oir.
fe me valt vuels gairdeir mon boen taixir
ke die rien ke li tourt agreuance.
Ne nof doit paif atorneir agreuance.
fe ie nof ain dame plux ke ma vie.
ke ceft larienf ou iai gringnor fiance.
quant per moi font nof of nomeir amie
et de ceu traif moult deleroufe fofpirf.
ke ne nof puix ne neoir ne oir.
et quant nof noi nj ait ke del morir.
fi feux deftrois ke ne fai ke ie die.
per deu companf ne nof of plux iehir
ke ma dame eft et ma mort et ma vie.

.xxviij.

Sautemant damorf fe plaint.
mef cuerf ke bien feu doit plaindre.
car quant lom ne fe feit faindre.
et on enuerf luj fe faint.
amorf atort lon deftraint.
et quant fe uient adeftraindre.
tout doit faillir et eftaindre.
louf cui fine amor ataint.

Dameir atort maparoit.
quant de hair faparoille.
la belle ke me confoille.
ke ie praigne autre confoil.
maix tant ain fon uif uermoil.
et fa bouchete uermoille.
conkef mef cuerf ne foumaille.
aincor ait mef corf fon uieil.
Deliure eft et ie feux prif.
maix ce neft paif droite prife.
car bien deuft eftre mife.
el leu ou elle mait mif.
enfi lait amorf aliffe.
et teils eft la loi afize.
ke la femme foit comquife.
puef kelle ait lome conquif.
Amorf ait tort fe mefprent.
car auſi deuft efprandre.
celi ke fi me feit prendre.
alais ki lef amans prant.
certef mal atent ke pent.
maix lome tenf noldroie pendre.
por coi me nolfift entendre.
celle acui mef cuerf entent.
Damorf moi plaing et fai droit.
belle faitef men droiture.
nuls forf nof belle faiture.
droiture ne me feroit.
fe nof cuerf mafeuroit.
damor loiaul et feure.
noſtre hom ki lef malz endure.
plus foeif lef endurroit.

.xxviiij.

Renoueleir ueul labelle en chantant.
tant foulement kelle oie la nouelle.
comant famor uait mon cuer enchantant
ke tout adef cef malz li renouelle.
onkef dameir ne fe uait repentant.
aincoif li uient touf iorf bien acreant.
de li feruir ciert mentente plux belle.
Bellement uait fon fecorf atandant.
ki de douls cuer et urai mercit appelle.
et li mienf cuerf uait touf iorf atandant.
nonkef uerf li ne traift fauce merrelle.
maix or men uoix moult bien aperfeuant.
fenfi me uait longuement deceuant.
li premierf mals ou gringnorf me rapelle.
Se faichief bien dame tout uraiement.
cor eft meftierf que iaie uoftre aie.
ke iai fenf uof por nul rapaiement.
niert de mon corf la dolor repairie.
ne nel di paif por nul retraiement.
caincoif ain muels la mort en paiement
ke bone amor foit per moi effaie.
Maix ceft efpoir daucun effaiement.
kire damorf mait fait teil enuaie.
et ie la fer fenf nul effaiement.
fe fai de uoir ke bien men iert paiee.
ma uolenteif car de teil paiement.
font cil paie ki en teil effiant.
on bone amor et de fin cuer effaie.
Douce dame touf fens toute bonteif.
la cui biaulteit nuls ne fauroit defcriure.
bien aueroie touf autref formontei.
fe moi doignief auoftre amin effire.

car tant uof ain iai neftroit refcontei.
li mals ken fant et fen feux fi donteif.
conkef nofai uoftre uoloir defdire.
Bien me doit eftre a gueridon tornez.
li lonf trauals ke tout mon corf empire.
maix de haut cuer deffent haute bonteif.
por ceu matant ke ma dame en foit uire.
et fe mes cuerf eft en hault leu monteif.
per amorf eft mainf hauf hom efmonteif.
ki plux hault tent de gringnor ioie eft fire.

.XXX.

Roifignor cui io chanteir
en la uerdure leif la flor.
me fait mon chant renouelleir.
et ceu ke iai en bone amor.
mif cuer et cors fenf nul retor.
et celle amor me fait penfeir.
ala plux belle ala millor.
ke foit dont iai ne pertirai.
Deuf li douls deuf iai aucuer
amoretef famerai.
Iamerai et ueul efchiueir.
amon pooir toute folor.
puef camorf mait teil fen doneit.
com de baieir ateil honor.
iai por poene ne por dolor.
ke il me couigne endureir.
ne recrorai ne nuit ne ior.
de li ameir per marme.
Deuf elle mait elle mait elle mait.
deux elle mait ma dame.

Ma dame cui ie noz nomeir
nif maneif en ioie gringnor.
quant noftre debonaireteit.
no eleir nif no frexe color.
puix remireir et noftre amor.
keftre de france coromeif.
aroi neftuet nulle millor.
fe nof ain tant ne puix dureir.
mercit mercit douce amie.
ie nof ai tout mon cuer doneit.
Doneit loiaulment feuf faureir.
iel nof ai dame de nalor.
maix moult fort me font redouteir.
li enuious et lofengier.
cui deuf mette en male triftor.
ka nof ne noloient melleir.
maix ne creeif iai traitor.
fe deu plaift dame en cui ie croi.
feuf cuer feux elle lait manie.
feuf cuer feux douf en ait ofoi.
Ofoi eft mef cuerf ke feureir.
ne fen poroit por nulle error.
car tot fi com oeif conteir.
de fortune ke a fon tor.
met lun en baif lautre defor.
puet ma dame de moi iueir.
laurai afon plaisir langor.
ou mercit fil len prent piteitz.
he douce baicelete
nof mocireif fe nof noleif.

.xxxj.

Amorf ont prif enuerf moi morteil guerre.
et fe ne fai ke ie forfait lor ai.
aforce font entreef en ma terre.
por deftruire mon corf et can ke iai
ne moi uault rienf cleif ne porte ne ferre.
tout mait tolut ne fai quant iel raurai.
ke ferai laif ou irai confoil querre.
Apenfeis fui cune chofe feroie.
famorf uoloit et liuenoit en greit.
tout le beftanf de nof douf meteroie.
forf la belle kenfi nof ait melleit.
fe ne fai ieu fe folie feroie.
or foit for li iai ne len quiert ofteir.
car fuf autre dame nel meteroie.
Dame cui iain plus ke rien ki foit nee.
def ke for nof ai mife la tenfon.
ke entre moi et amorf eft montee.
ne moi laiffief occire fenf raixon.
faitef en paix douce dame honoree.
fe iai amorf fait nulle mefprixon.
anoftre efgairt li ferait amendee.
Deuf ot pitie de longif ke fa lance.
li mift el corf quant mercit li pria.
enfi aurait bone amor fanf doutance.
de moi mercit quant pitiet len prandrait.
nai paif encor faite ma penitence.
tant com amorf et ma dame norait.
me conanrait uiure en cefte balance.
Amorf de moy proief ma douce amie.
et nof dame por moi proief amorf.
li vnf proie lautre kil ait enmie.
de moi faire prochienement fecourf.

(5*)

belle et blonde cui ie nof nomeir mie.
refcordeif moi douce dame a amorf.
car iai feuf nof niert la guerre finee

.xxxij.

oin ior ait heu celle acui fuif amif.
plus biaul ne fai ma chanfon comancier.
bien ait amorf ken fi hault leu mait mif.
de li ameir ne faif forf canancier.
tant eft faige et franche.
ke fa grant naillance.
nofai recordeir.
chafcunf la deuroit ameir.
fi men crien touf dil.
kil ne men fuift trop pis.
laiflice lai por teil doutance.
Franf cuerf cortoif. faigef et bien aprif.
ama dolour le neul bien tefmoignier.
iai nof courroif ne fuift nerf moi guenchif.
fe ne fuiffent li felon lofangier.
plain doutre cuidance.
la moie greuence
lor doi demandeir.
et ma dame foi porteir.
ki eft de teil pris.
quant perfeurait lor mefdif.
perdue auront facointance.

.xxxiij.

vne dame

La froidor ne la ialee.
ne puet mon corf refroidier.
fi mait famor efchaufee.
dont plaing et plor et fofpir.
car toute me feux donee
ali feruir.
uuels en deuffe eftre amee.
de celuj ke tant defir.
ou iai mife ma penfee.
Ne fai confoil de ma uie.
fe dautrui confoil nen ai.
car cil mait en fa baillie.
cui fui et feux et ferai.
por tant feux fa douce amie.
ke bien fai.
ke por rien ke nuls men die.
namerai
forf lui dont feux en efmai.
quant li plaift fe mocie.
Amorf per moult grant outraige.
mocieif ne fai por coi.
mif maneif en mon coraige.
dameir lai ou ie ne doi.
de ma folie feux faige.
quant iel no
de porchaifcier. mon damaige.
ne recroi
dameir plux autrui ke moi.
ne li doinft deuf couraige.
Enfi laiffe ken puif faire.
cui amorf inftice et prant.

ne mon cuer nen puif retraire.
ne dautrui ioie natent.
trop ont anuit et contraire
li amant.
amorf eft plux debonaire
alautre gent.
ka moi ki lef mals en fent.
ne nuls bieuf nen puif traire.
Ma chanfon ifi define.
ke ioie ait uerf moi finei.
car iai el corf la rafine.
ke ne puif defrafineir.
ke meft acuer enterine.
fenf fauceir.
amorf mont prif en haine
por ameir.
iai beut del boiure ameir.
kifoth but la roine.

.xxxiiij.

Gelleberf de berneiville

El befoing uoit on lamin
piece ait ke ceft recordei
for ne fait amorf por mi
tant ke iaie un chant trouei.
ie croi ke maix nifterai.
de prixon ainf imorai.
celle ke mait mif ceanf.
elle ait fait cef fairemenf.
ke iamaix ne maingerai
ne pertirai

de fa prixon.
faurai trouee chanfon.
Amorf ie nof cri merci
ke me doneif teil penfeir.
caucun chantelet ioli.
li puiffe faire afon grei.
aceft grant befoing ke iai.
autre aie ke nof nai.
nof eftef mef fauemens.
ni ualt coixinf ne pairenf.
iai per eauf ni guerirai.
taut gairderai
cefte prixon.
caurai trouee chanfon.
Se me meteif en obli.
amorf iai mon tenf ufei.
et fe me geteif de fi.
mainte grant iolinetei.
eincore por nof ferai.
aceft befoing nomerai
beatrif. lai on ie penf
or meft doubleif. touf mef fenf
hui maix a chant. ne faudrai
poent ne mefmai
en la prixon
de ligier ferai chanfon.
Prixonf ne me puet tenir.
ie fui touf afeureif.
ne autref mals auenir.
car li hauls nouf eft nomeif.
dame dandenairde prif
me teneif. en no paix
maix ne fui paif efmaief.
la prixonf neft paif moult grief.

car en leu deftre greueit
feux honoreif.
en la prixon.
et faureif perteuf chanfon.
  fai cuer et corf et defir.
plux ke ie ne die aiffeis.
mif en bone amor feruir.
or me tant fi grant bonteit
car ie fui en prixon mif.
maix amorf et beatrif.
mont teil fecorf enuoiet.
dont ie fui ioianf et lief.
ainf ke ie fuiffe afameif.
feux deliuref
de la prixon.
et fai trouee chanfon.
  Beatrif ie fui traif.
et per nof nomeir gueril.
bien ueul ke nof faichief
et nof pri. ke nof faifciel
iehanain chanteir aiffeif.
et fa prendeif
de la prixon.
lenprifonnee chanfon.

XXXV.

ledus de brabant

Biauf gillebert ditef fil nof agree.
refpondeif moi a ceu ke nof demant
fuf cheuelierf ait une dame amee.
et fe fai bien kil en eft fi auant.

ke de li fait nuit et ier fon talent.
camorf ait fi la dame abandonee.
ditef famourf nait por ceu aloignant.
Dux de braibant iai oreif ma pencee.
iai li amor nirait por ceu faillant.
ainfoif feroit en loiaul cuer doublee.
fon li faiffoit bonteit et biaul famblant.
fe la dame eft donee afon amant.
iai nen ferait de luj forf muelz amee.
fen fon cuer ait point de bonteit menant.
He celebert on aueif nof trouee.
ceſte raixon trop nof noi nonfaichant.
on tient plux chier la chofe defirree.
ke ceu com ait abandoneement.
ne maleif mie de ceu reprenant.
tant eſt amorf ferme et honoree.
ke lef damef fen gairdent fainnement.
Dux iai moult bien no raixon efcoutee.
maix nof pairleif trop meruilloufement.
quant muels me fait amorf et plux magree.
et muels la fer et plux men truif engrant.
aiffeif moſtreif le noſtre conenant.
toft aucrief noſtre dame obliee.
e li lo bien kelle nof maint tandant.
He celibert or eſt fole prouee.
fen no mercit ne fe met maintenant.
quant on fait tant ke fa dame eſt gabee.
ditef nof dont com laimme plux forment.
neſt paif amor on on nait mal querant.
dont fa dame poroit eſtre blamee.
nuls ne lou fait ki aimme loiaulment.
En nom deu dux ceu eſt chofe paiffee.
ie ne croirai kil foit fi faitemant.
ke por bonteit foit dame refufee.

ainf ladoit on feruir muels ke dauant.
or nof metonf en loiaul iugement.
si iert la raixon de nof douf partie.
car nof eftrif dure trop longuement.
Gillebert foit ien preng por mon guerant.
lou boen raioul de foixonf ke feuree.
ne fift damor nul ior de fon uiuant.
Dux et ien praing le boen conte uaillant.
celuj danjo la chofe eft bien alee.
car cift duj font de boen entendement

.xxxvj.

Maiftref richarf de furniual

Ceils fentremet de gairdeir
ke ne feit ki il icouient.
ne ka gairder apertient.
ne nulle raixon nefgairde.
cil ki eftroitement gairde.
ceu con ne puet enferreir.
Ki ueult femme emprifonneir.
faueif uof kil len auient.
lou cuer pert et lou corf tient.
maix com bien ke il atairde.
touf dif eft cuerf de corf gairde.
ou kil ueult lou puet moneir.
Cuerf de femme puet uoleir.
quant il ueult fe uait et uient.
nulle cleif ne lou detient.
cuerf eft monteif en lengairde.
diluec prouoit et efgairde
per lai ou puift efchaipeir.

Cil ait aboiure la meir.
ki teil riote maintient.
femme prife pou et crient.
chaifti de gent paipelairde.
kainf nen ui nulle coairde.
et ke nofaift tout ofeir.
Ki la chaiftoie dameir
plus ameroufe en deuient.
de teil chofe li fouient.
dont elle ne fe prenoit gairde.
por ceft la uielle mufairde.
ke lenfant ifait penfeir

.xxxvij.

Gontiers

Qui xourf comence xordement.
Et xorf eft li fieclef deuenuf.
Et xort en font toutef lef gent.
xorf eft li fieclef et perduf.
ki de lautrui neult maix noient.
moult xordement eft refpondus.
et malueftief le mont porfaint
ke lef baronf fait xorf et muf.
Chanteif nof ki neneif de cort
la xorderie por lou xort.
Duel ai del clergiet tout auant.
ki nof deuroient chaiftoier.
ki en lor feu fe fient tant
ke il neullent deu engingnier.
prendre neullent et mentir tant.

et adef amor fauf heir.
Chanteiz

Duel ai def damef ki meffont.
et atort laiffent lorf marif.
ke fignors boenf et loiaulz ont.
et forf ceauf aimment lef faillif.
laif cef dolentef ke feront.
quant naurait a ior del inif.
ke li martir itrambleront.
lorf lef confaut fainf efperif.
Chanteif nof ki neneif de cort.

Duel ai def pouref cheuelierf.
dont fi hauf fuet eftre li nonf.
car on lef foloit tenir chierf.
et faire fignorf def baronf.
or eft granf chofe li maingierf.
et en tout lan unf petif donf.
et fun pouc monte li dongierf.
aincor en eft li refpif louf.
chanteis vof.

Amorf foloit faire iaidif.
plus de miraicle ke li saint.
mais or eft touf perduf cef prif.
et li bruif def tornoif remaint.
ie ne fai .x. en nul paix.
dont nulz de bien faire fe poent.
gontierf deproie cef amif.
et lor lowe ke chafcunf aint.
Chanteif nof ki neneif de cort
la xorderie por lon xort.

.xxxviij.

ancuſef demonceron

Hidouſement vait li monſ. empirant.
et chaſcun ior ſe torne. plus amal.
ke tuit ſont mort li boen prince roiaul.
con ne noit mnix nul riche home naillant.
adeſ noit on le plus vaillant morir.
et li manaix demorent por faillir.
et malueſtief leſ deſtrant ſi forment.
kil nont pooir de faire un bel ſemblant.
Deuſ com mont mort norriceſ et enfant.
et leſ dameſ ke trop ſont acheual.
mainſ boenſ hoſteils noſ ont chaicief amal.
et lor marif vaincuſ outreement.
ſi ke il noſent un tout ſoul mot grondir.
alorſ oſteif leſ puet on bien neir.
aſeif ipuecent faire comandement.
maix folie eſt con nen feront noiant.
Deuz com eſt fols ki aſeme ſe prant.
et ki en fait ſignor et menegaul.
bien puet ſouent traire maluaix iornal.
ke iai nul ior nen ferait ſon talent.
por moi le di conkeſ nen pou ioir.
et ſi ai uif tout mon tenſ aſeruir.
maix deſ ſignorſ me meruoil ie formeut.
ki le ſouffrent ke trop iait torment.
Et deſ kil ſont enſi obeiſſant.
ie lor ferai .i. ſi bel enſeignal.
ke chaſcunſ deauſ gaire bien ſon oſtaul.
puef kil ſont teil kil ne puecent auant.
et pancent bien de lorſ enſanſ norrir.
et deſpairgnier et deſ genſ eſcharnir.

enfi porent eftre riche et menant.
et pone lor foit dou blame de la gent.

.xxxviiij.

noif chofef font une flor.
olorf et corf et colorf.
aufiment en deitei.
triniteif en unitei.
peiref et fils et li fainf efperis.
et ki tout ceu ne croit il eft perif.
Merueilloufe fut lamor.
ke deuf ot af pecheorf.
quant por noftre fauueteit.
prift forme dumaniteit.
en la uirge puef fut loienf et prif.
et en lacroix entre douf laironf mif.
lai morut il a dolor.
et releuat atierf ior.
enfer brixait deliure
furent li emprifonneit.
el ciel monteit et el ior del iuif.
uaurait iugier et lef morf et lef uif.

.xl.

Quant froidure trait afin
contre la faifon defteit.
ke floriffent cil iardin.
et renuerdiffent cil prei.
oxillon ki ont eftei.
por la froidure tapin.
fi renuoixent amatin.
efprif de ioliuetei.
lors feux rauif amon grei.
en un defir de cuer fin.
de remireir la clairteit.
ki iert et ferait fenf fin.
Tuit li defir enterin.
font en cel riche regnei.
autant ipreixe on lou vin
comme liawe dun foffei.
tuit font riche et afeffei.
niait poure ne frairin.
niat riot ne uenin.
dolor ne aduerfitei.
teil liueir et teil leftei.
teil lou foir com lou matin.
chafcunf ait fa uolentei.
et nuls ni uait adeclin.
Piref eft dun farazin.
et de nul autre home nei.
ki ne fe trait achemin.
de cel paix honorei.
glorioufement ornei.
per artifice deuin.
illuec uoit on cherubin.
feruir en fa maieftei.

triniteit en unitei.
et maint autre chief enclin.
corronf acel boen hoftei.
nof ki fomef pecherin.
Adam li peiref cayn.
quant dame deu lot formei.
fift tout le monde orfenin.
def bienf dont ieu ai pairleit.
adont ierent tuit dampnei.
boen et mal viel et mefchin.
quant deuf fencloft enleferin.
de pure virginitei.
dauant et apref fermei.
puef fut coroneif defpin.
et loffiftrent auiltei.
li iuif felon meftin.
Qui tout fauroit lou laitin.
kanken feiuent li lettrei.
francoif et greu et ermin.
et tout lingaige efprouei.
terre et ciels fuiffent muei.
en encre et en parchamin
et euft lou feu merlin.
iai ne diroit la bontei.
de celi ke per aue
confut lou douls enfantin.
ki le monde ait deliureit
def laif amal ifangrin.

.xli.

La uolenteif dont mef cuerf eft rauif.
ou defirier de la uirge marie.
me fait chanteir por ceu kil meft auif.
ke for toutes eft fa ualor triie.
paradif ait ki de boen cuer len prie.
fe treftuit cil len uoloient greueir.
ke deuf ait fait aueuc luj ofteleir.
Meire de deu faintime emparerif.
moult feroit plainf de grant forcenerie.
ki oferoit iugier ke uoftre filz.
ne uof aint for toute humainne lignie.
et puef ke uof ieftef fa uuedre amie.
ne die nuls kil uof feuft ueeir.
kan kil poroit af autref refufeir.
Se treftuit cil ki font en paradix.
et en enfer et anaiftre et en uie.
ierent prefent et chafcunf fuft garnif.
com falemons de fen et de clergie.
uoftre ualor ne retrairoient uie.
com puet def bienf cafiert auof loweir.
uil foif lef poenf de lefchaiquier doublier.
Com me li hom de mal talent efpris.
ueul decochier forf celle gent iuie.
ki renie ke li douf ihefucris.
nafki de li en cefte morteil uie.
trop maintiennent longuement lor folie.
quant per fouhait fift ciel et terre et meir.
bien puet cef mos en chair tranffigureir.
Vafpacienf cor fuiffies uof or uif.
enf el uoloir et en la fignorie.
ou uof eftief quant uof de cef iuif.
xxx. adenier donaiftef enfurie.

ni demoroit ſabaiſ ne ieuerie.
ſe dame deuſ ne leſ uoloit teuſeir.
amartire leſ ſerieſ deuieir

xlij.

Denoſtre dame jaikeſ de canbrai

Etrowange nouelle.
dirai et bone et belle.
de lauirge pucelle.
ke meire eſt et ancelle.
celui ki de ſa chair belle.
noſ ait raicheteit.
et ki treſtous noſ apelle
aſa grant clairteit.
Se noſ diſt iſaie.
en une profeſie.
cune uerge degipte.
de ieſſe eſpanie.
iſtroit per ſignorie.
de treſ grant biaulteit.
or eſt bien la profeſie
torneie auerteit.
Celle uerge degipte.
eſt la uirge marie.
la flor noſ feneſie.
de ceu ne douteiſ mie.
ihefucriſt ki la haichie.

en la croix foufri.
fut por raudre ceaut en vie
kierent peri.

.xliij.

laikef de cauhrai ouchant tumidefir

Kant ie plus peus acomencier chanfon.
et plus me plaift celle ou iai mon cuer mis.
kainf de millor noi parleir nuls hom.
ki fonor ait en honor et enprif.
ferait monoif et grant ior del iuif.
et qui ne lait deuf fi mar ainf fut neif.
ke fenf mereit ferait morf et dampneif.
Dame ki puef et ki doif per raixon.
eftre por nof et proier ke tef fils.
per fa pitie nof faice urai pardon.
car autrement ne doit eftre requif.
or le fai dont franche dame gentif.
fi noirement ken tef beneoif leif.
fut fi uraif deus conceuf et porteif.
Siref ki ef et uraif deuf et uraif honf.
et ki por nof fuf en la croix oreif.
quant tu por nof donaif fi riche don.
com ton faint corf ki taut eft de haut prix.
bien nof puet eftre otroief paradif.
car tu nals muels ke paradif aifleis.
he? neullief dont ke il nof foit doneif.

.xliij.

laikef de cambrai cuchant de bone amor et de loaul amie

Boeir meſſuet la roine marie.
en cui tant ait de bien et de naillance.
ke nuit et ior por lef pecheorf prie.
afon chier fil kil ait en remenbrence.
de noſ aidier et de noſ warantir.
neſ lanemin ke tant deuouſ cremir.
cadef noſ neult engingnier et honir.
ne plaice adeu ke iai en ait pouſſance.
Dame touſ bieuſ et toute cortoiſie.
eſt dedenſ noſ et maint aremenance.
nuls nen dicoit la centiſme partie.
maix amongreit noſ faiſ grant honorance.
quant neire deu noſ apel et plaixir.
noſ doit forment car ie ne puiſ neir.
con noſ peuſt ſi bel iuel offrir.
por ceu enfaiſ moult ſouent recordence.
He neire deu roine coronee.
por la pitiet keuſ dou roi celeſtre.
quant tu neiſ fa chair en croix leuer.
entre lef iuis ki font de maluaix eſtre.
belle dame ke tant faiſ aproixier.
proie ton fil ke il me neille aidier.
aceſt beſoing ke ien ai grant meſtier.
ou autrement mar me ui onkef naiſtre.

.xlv.

Deuoſtre daime

ete glorioufe
uirge pure et monde.
meire precioufe.
mon cuer purge et monde.
def grief mals de ceft monde.
Dame gracioufe.
de deu fuftef elite.
de toi fift fa poufe.
per fa grant merite.
deuf ki en ciel habite.
Tu ief roze coloree.
touf teuf ief nermoille.
ta color niert iai muee.
fe neft paif nermoille
nuls ne uit ta paroille.
Tu ief lif et uiolete.
touf iorf nette et pure.
de tous pechief monde. et nette
forf toutef naturef.
car deuf imift fa cure.
Tu ief bamef natureif.
douls miels et laituairef.
tu ief pimens fauoreif.
pucelle debonaire.
nof cuerf purge et efclaire.
Tu ief flor
a cui lodor.
ne faut ne nempire.
tu ief fruf

ki nof conduf.
et moinnet alempire.
ke tient ihefus li fire.
Tu ief li porf.
et li defporf.
li defduf et la ioie.
tu ief conforf
et li acorf.
chaminf et droite uoie.
afelui ki te proie.
Tu ief folauf.
tu ief iornals.
et elt fi de marine.
per la bontei.
de ta clairtei.
nof cuerf touf enlumine.
belle douce roine.
Tu ief rofierf
tu ief uergierf.
tu ief li trefdouf paradif.
plainf de delif.
ou ihefucrif.
fe defduit et delite.
ole faint efperite.
Tu ief clairteif.
tu ief purteif.
tu ief li fauerouf ofteif.
ainf ne fu teils.
car def douls ciels.
uint la fainte rouzee.
dont tu futz arozee.
Tu ief facrairef enbameis.
tu ief felierf enpimenteif.
ou li fils deu delite.

quant fa dolor et poene.
prift en toy chair humaimne.
Tu ef la nerge aaron.
tu ief li templef falemon.
tu ief la maixon doirexon.
de toute uertut plainne.
et de toz bienf mondainne.
Royne coronee.
dame bien euree.
bien doit eftre aoree.
loure ke fuftes nee.
Per toi eft deliuree.
la gent maleuree.
keftoit emprifonnee.
et en enfer dampnee.
Ki bien te fert
il en defert.
la ioie en ta contree.
Ke cil auront
ki taueront
feruiee et honoree.
Douce dame ke deu portaif.
ke de ton faint lait la laitaif.
nierge fuf et nirge enfantaif.
per ta mifericorde
a ihefum nof racorde.
Douce damofelle.
nette creature.
faintime pucelle.
de la grant ardure.
denfer ke touf tenf dure.
deffendeif nof aimmef.
Atraief auic
ke forf toutef damef.

aueif fignorie.
dame fainte marie.
amen chafcuns en die

xlvj.

Ceft dou decort colin muSet

Or uoi lou douls tenf repairier.
ke li roifignors chante en mai.
et ie cuit ke doie aligier.
li mals et la dolour ke iai.
Adonc mocient li delai.
damorf ki lef font engringnier.
laif mar ui onkef fon corf gai.
fama uie ne le conquier.
Amorf de moi ne cuide auoir. pechiet
por ceu ke feux cef ligef honf fougif.
douce dame preigne uof en pitief.
ke plux fabaiffe plux eft haitief.
Et quant fi grant chofe enprif
com de uoftre amor chalongier.
touf tenf en perdon feruirai.
fe toft nen ai autre luwier.
ma tref douce dame honoree.
ie ne uof ols nef proier.
cil eft trop fols ki fi haut beie
com ni ofe aprochier.
Maif toute uoie.
tref bien uoroie.
uoftre amor fuft moie.
por moi enfignier.

car agrant ioie
uit et fenbanoie.
cui amorf maiftroie.
bien fe doit prixier.
Ki bien ueult damorf ioir.
fe doit foffrir
et endureir.
kan kelle li ueult merir.
arepentir
ne doit penfeir.
com puet bien tout aloixir.
fon boen defir
apoent meneir.
endroit de moi cuit morir.
nuels ke guerir.
por bien ameir.
Se ie nai la ioie grant.
ke mef cuerf defire tant.
defenir meftuet briement.
douce rien por cui ie chant.
en mon defcort uof demant.
un rif debonairement.
fen uiurai plus longuement.
moinf en aurai de torment.
Belle iai fi grant enuie.
denbraiffier noftre corf gent.
famorf ne men fait aie.
ien morrai prochiennement.
amorf ne me faudrait uie.
car ie lai touf iorf fernie.
et ferai toute ma uie.
fenf nulle fauce penfee.
plus de toute gent loee.
plus ke nulle ke foit nee.

ſe uoſtre amor meſt donee.
bien iert ma ioie doublee.
Mon deſcort
ma dame aport.
la bone ducheſce. por chanteir.
de touſ bienſ ali macort.
kelle aimme deport
rire et iueir.
dame or uoſ ueul bien mouſtreir.
ke ie ne ſai uoſtre peir.
de bone uiè meneir.
et de loiaulment ameir.
Adeſ uoſ uoi amendeir.
en vaillance et en doneir.
nel laiſſieſ iai por iangleir.
kil ne uoſ puet riens greueir

.xlvij.

Colinſ Muzeſ

Ancontre le tens nouel.
ai le cuer gai et inel.
a termine de paſcor.
lorſ ueul faire un triboudel.
car iain moult tribu martel.
brut et bernaige et baudor.
et quant ie ſuis en chaiſtel.
plain de ioie et de riuel.
lai ueul eſtre et nuit et ior.
triboudaine. et triboudel

deuf confonde le mufel.
ki naime ioie et baudor.
De toute ioie meſt bel.
et quant ioi lou flaihutel.
foneir aueuc la tabor.
damoifellef et donzel.
chantent et font grant riuel.
chafcuns ait chaipel de flour.
et uerdure et broudelz
et li douls chanf def oixels.
me remet en grant badour.
triboudainne triboudel.
plus feux lief per saint marcel.
ke teils ait chaiſtel ou tour.
Ki bien broiche lou poutrel.
et tient lefeut en chantel.
a comencier de leſtor.
et met la lance en eſtel.
por muelz vancre lou fembel.
uait afembleir amillour.
cil doit bien auoir iuel.
de belle dame et anel.
per druerie famor.
triboudainne triboudel.
por la belle achief blondel.
ki ait frexe la color.
Teilz ameſce en .i. moncel.
u. mairf et fait grant fardel.
ki uit a grant deſhonor.
iai nen aura boen morcel.
et diauble en ont la pel.
corf et aime feuf retor.
por ceu ueul ieu mon mantel.
deſpandre toſt et inel.

en bone ville aleior.
triboudainne triboudel
ki vait auoirf en fardel.
fon nel defpent a honor.
Quant ie la tieng ou praiel.
tout entor clos draibexelz.
en eſteit ala uerdour.
et iai oief et gaiſtel.
pouxonf tairtef et porcel.
buef ala uerde fauor.
et iai lou uin en tonel.
froit et fort et friandel.
por boiure ala grant chalor.
muels mi ain ken .i. baitel
en la meir en grant poour.
triboudainne triboudel
plux ain le ieu de praiel
ke faire maluaix feior.

.xlviij.

Paſtourelle baſtor Neif

En mai a douls tenf. nouel.
ke floriſſent arbrexel.
et prei renuerdiſſent.
defduxant for .i. ruxel.
men alai per grant riuel.
truif paſtoure iolie.
caloit cef aiguialz gardant.
et en ſa pipe chantant.
fon dorelot.
tai ameit et amerai.
hedorelot

et faimme aincor.
deuf de iolif cuer mignot.
Quant ie ni ke foule eftoit
uerf li men alai. tot droit
et fe la falue
puef li dix celle noloit.
kelle rencomenceroit
fa chanfon quiert drue.
tantoft la rencomenfait.
et en fa pipe chantait
fon dorelot.
lai ameit.
Bien me plot ceu kelle fift.
tot maintenant lirequif.
kelle fuft mamie.
et elle me refpondit.
et puef apref fe difi.
nel feroit nie.
car .i. autre auoit plus chier.
lorf comanfait de richief.
fon dorelot.
lai ameit.
Por plus toft famor auoir.
li donai de mon auoir.
et mon amoniere.
et li dix ke trop doloir.
me fait famor main et foir.
tant lauoie chiere.
lou don refut maintenant.
puef chantait tout en riant
fon dorelot.
lai ameit.
En chantant me difi amif.
en nof donf maueif conquif.

manoir nof otroie.
ne neul plus gairder berbif.
ainf iroif per lou paix.
menant bone vie.
moi et nof dor enamant.
et girai toz iorf chantant
mon dorellot.
lai ameit.
Tout maintenant la braiffai.
en la bouche la baiffai.
et elle referie.
he robin perdue mai.
iamais plus ne maueraif.
ior en ta baillie.
car ie men vois defduxant.
per lou paix flaiolant.
mon dorellot.
lai ameit.
Quant ie vi fon biaul vif cleir.
de ioie prif a chanteir.
per grant melodie.
et elle prift aballeir.
afaillir et atripeir.
per mignoterie
bone men aloit menant.
et touf iorf renouellant
fon dorellot.
lai ameit et amerai.
he dorelot
et faimme aincor.
deuf de iolif euer vignot.

.xlviiij.

jocelinf de bruges

autrier paſtoure feoit.
lonc un bouxon.
aignials gairdoit ſi amoit.
flaiot pipe et baſton.
en hault diſt et ſi notoit.
i. nouel ſon.
enſa pipe refraignoit
la noix de ſa chanſon.
puef ait dit amorf amorf.
prif mauoif alaif corfour.
dont iai ne guerirai nul ior.
aminf fe per nof non.
Quant io loi gamenteir
noix la neoir.
de mon cheual defrendi.
leif li malai feoir.
de cef amorf li requix
amon pooir.
et elle me reſpondi.
kelle nen ait noloir.
nel feroie enſi nenſi.
ne ferai auuan ami.
forf robin ke iai choiſi.
katre ne quier auoir.
Paſtoure ne teſmaier
mi ieu font bel.
auec nof me reteneif.
por gairdeir nof aignels.
et ſil nof plaiſt ſi aureif
de meſ iuelz.

ma fenture reteneif.
aueuc mef gans nouelz.
defain moy fe li tendi.
elle lef prift. foie mercit.
aiffeif ou plux ke ne di
lou ior de mef aueif.
Quant io fait mef uolenteif
uoix men riant.
amon uoloir et afien
fameire iuint corrant.
hareu hareu ki eft deu
amon enfant.
fille touchait il atoi.
mouftre moi ton femblant.
et quant la paftoure lot.
en hault criait a .i. mot.
fe ni ueniffief fi toft
mal me fuft couenant.
Fille touchait il atoi.
meire non al.
onkef amoi ne touchait
ne ne me fift nul mal.
ne nai cure de donoi
de teil uaiffaul.
per deu fille mal ten croi
iuf fut de fon cheual.
meire car il remuait.
fa felle fi femontait.
onkef plux ni demorait
ainf fen uait leif cel ual.
Fille ueulz me tu celleir
ceu ke ie vi.
ainf por celle remueir
apiet ne defcendi.

ie le ui for toi monteir.
et toi fouf li.
et baixier et acolleir
quant vint adepartir.
dont fo ie bien noirement.
fe neft paif droit de parent.
del pucellaige eft noiant.
robinf iat faillit.
Meire laiffies moi efteir
noftre merci.
ne peux paif lef chanf ueeir.
a ceauls ki nont per fi.
onkef de robin ameir
no forf lou cri.
affezif poroie mufeir.
afi mignot amin.
ohi laiffe uielle gent.
mal pairliere et medixant.
quant cil ke font de iouent.
font damorf refbaudit.
meire meire fenteif i.
fancor neft mef conf enfi.
la roufee iefpandi.
nait aincor paif grammant.

.I.

Lors quant uoi uenir
la doufor, don tenf
et florf efpanir.
per boif et per plainf.
dont plor et fofpir.
et plaing mef ahanf.
kil meftuet foffrir.
por celi cui iain.
plux defir fauoir.
keil part eft mamie.
ke parix auoir
a toute ma uie.
E denf keil martire.
fouffre ior et nuit.
de dolor et dire.
ien morai fe cuit.
nai talent de rire
touf folaif me fujt.
ki de touf eft fire.
rant moi mon defduit.
Plux defir.
Moult feux angoiffouf.
kenfi lai perdue.
trop eft enuiouf.
ki la mait tolue.
fi feux delerouf.
ma finf eft uenue.
fe li gloriouf.
ne me rant ma drue.
Plux defir.

Depair fa poiſſance
ke bien lou puet faire.
ſenſ grant demorance.
me doinſt ſon repaire.
ie lain ſens doutance.
ne men puiſ retraire.
nait ſi belle en france.
ne tant debonaire.
Plus deſir.

Sainſ iulienſ berſ
raut moy iulliounte.
ferai teil chanteir.
touſ meſ cuerſ en ſioute.
nen puet eſchaipeir.
ſenſ chanſon ou note.
ne faice ſoneir.
en herpe ou en rote.
muels noldroie auoir.
la belle en baillie.
ke ſauoir deſ airſ
ne aſtronomie.
Plus deſir ſauoir
keil part eſt mamie.
ke parix auoir
a toute vaunie.

Quant ſe uient en mai ke roſe eſt panie.
ie lalai coillir per grant druerie.
en pouc doure oi vne uoix ſerie.
lonc un uert bouſet. preſ dune abiete.
ie ſant leſ douls mals leiſ maſenturete.
maloiſ ſoit de deu ki me fiſt nonnete.
Ki nonne me fiſt ieſus lou mal die.
ie di trop enuiſ ueſpreſ ne conplieſ.
iamaixe trop muels moneir bone uie.
ke ſuſt deduiſ ſans et ameroufete.
Ie ſent.
Elle ceſcriait com ſeux eſbaihie.
deus ke ſeanſ mait miſ en ceſte abaie.
maix ieu eniſtrai per ſainte marie.
ne ni ueſterai cotte ne gonelle.
Ie ſant.
Celui manderai acui ſeux amie.
kil me vaigne querre en ceſte abaie.
ſirons aparix moneir bone uie.
car il eſt iolis et ie ſeux ionete.
ie ſant.
Quant ceſ amiſ ot la parolle oie.
de ioie treſſaut li cuerſ li fremie.
et uint ala porte de celle
li en getait forſ ſa douce amiete.
Ieſant leſ douls mals deſous

.lij.

An mai la matinee. a nouel tenf defteit.
ioie et bone auenture. me femont de chanter.
en male hore fu neif.
quuat celle ne moy doigne. cui iai lonc tenf ameit.
Amorf me renouelle. acoftei perdefai.
defor ma mamelete. me deftraint et fait mal.
or prie a saint liennairt.
ki de ma douce amie menuoift .i. doulz refgairt.
Iai une dame amee. or men uoix repentant.
la gent de fa contree. fen uont aperceuant.
deformaix en auant.
nen quier eftre blaimee. dome ki foit uiuans.
Maloite foit la fente. dont on ne puet iffir.
iai lonc tenf efteit enfef or men ueul repentir.
muelz uoldroie morir.
ka .xx. anf ou a trante. cefte dolor foffrir.
Doucement fe gamente. la belle lefcouta.
et li dift b'aul douls fire ne foief en efmai.
uoftre amie ferai.
por rien ke nulz hom die de uof ne partirai

I.

Vorstehende zweiundfunfzig Lieder und Leiche sind aus einer der altfranzœsischen Handschriften entnommen die eine hauptsächliche Zierde der Stadtbibliothek von Bern ausmachen. Diese hier, noch im dreizehnten Jahrhundert auf Pergament geschrieben, trægt die Nummer 389; der Blätter sind jezt 249 in 32 Lagen: es fehlt aber mitten hinein (zwischen 185 und 186) ein Blatt, und am Schlufs ist wenigstens Eine Lage gänzlich verloren gegangen. Die Lagen sowie die einzelnen Blätter hat bereits der alte Schreiber gezählt, letztere jedoch mit irre führender Ungenauigkeit.

Alles ist, mit Ausnahme einiger wenigen Nachtræge, von einer und derselben Hand geschrieben; und wie diese zierlich kann genannt werden, so trægt auch das Ganze ein wohlthuendes Gepræge sauberer Sorgfältigkeit. Die Gedichte sind nach dem Alphabet geordnet, freilich wie auch in den lexicalischen Arbeiten des Mittelalters so, dafs innerhalb der einzelnen Buchstaben keine strenge Folge mehr gilt, und gleich in den ersten Stücken zum Beispiel *ar al ay am* hinter einander stehn: *Arengles muaf et vours. Ala meire den feruir Ay amorf vom dure departie. Amif bertrans ditef moy le miltor.* Jedoch ist dabei auf den Inhalt in so fern Rücksicht genommen, als die geistlichen Gedichte je an den Anfang, oft auch wieder eins oder einige der Art an den Schlufs jener Abtheilungen gestellt sind: so handeln im Buchstaben A die beiden

ersten Lieder *de deu* und *de noſtre dame*, und auch das letzte (*Ay amanſ ſinſ et uraiſ*) ist ein Marienlied; was mitten inne steht sind alles Minnelieder und dergleichen.

Strophen und Verse sind unabgesetzt, jene durch abwechselnd rothe und blaue Anfangsbuchstaben, diese durch Puncte unterschieden. Auch die kalligraphisch ausgeschmückten grœfseren Anfangsbuchstaben der ganzen Gedichte wechseln mit rother und blauer Farbe.

Zuweilen wo dem Schreiber ein Gedicht unvollständig überliefert war, lafst er freien Raum für spætere Ergänzung: so hinter dem Liede *Bain ior ait heu celle acui ſuiſ amiſ* (No. xxxij unserer Auswahl); anderswo bemerkt er ausdrücklich, ihm liege keine grœfsere Strophenzahl vor: *ineniot pluſ, Il ni ot ke .ij. uerſ, Il nen iot onkeſ pluſ* bei den Liedern *Adonſ tenſ deſteit* von Simonis de Boncort, *Neſt paiſ cortoiſ ainſ eſt fols et eſtouſ* von Jaikes de Cambrai und *On ne ſe doit deſeſpereir*.

In zwei Stücken jedoch ist die Ausführung der Arbeit hinter deren Anlage zurückgeblieben. Erstlich sollten auch die musicalischen Noten beigefügt werden: aber es stehn überall nur die fünf rothen Linien da, und diese selbst bei den Dichtungen von gemischter Strophenform (wie No. xj. xlv. xlvj.) nur über den Worten je der ersten Strophe.

Sodann waren dem Rubricator am äufsersten Rande der Blätter die Dichternamen oder sonstige Überschriften der einzelnen Lieder und Leiche angegeben: aber erst in spæterer Zeit, da diese Randbemerkungen schon unleserlich mochten geworden sein, sind dieselben von einer anderen Hand ungenau und schmucklos, nur noch mit schwarzer Tinte, nachtræglich copiert worden. Daher nun in den Dichternamen eine Masse von Fehlern: daher bei vielen Gedichten keinerlei Überschrift: Mängel deren Ausgleichung dadurch erschwert wird, dafs endlich noch der Buchbinder die älteren Randbemerkungen sammt und

sonders bis auf eine einzige, die zu No. vj. weggeschnitten hat.

Aber nehmen wirs so gut wirs noch haben können, und stellen wir vorerst die Namen der Dichter, sowohl die von dem spæteren Schreiber am Rande vermerkten als die blofs in den Gedichten selbst genannten, nebst den Anfangsversen der Stücke denen sie beigeschrieben oder aus denen sie zu entnehmen sind, alphabetisch zusammen; die Namen der letztern Art mœgen befserer Unterscheidung wegen eingeklammert werden.

Uhainf defanene.

Flourf ne nerdure de prei. *oben No. vij.*

Adanf le bofuf daref.

Puef ke ie feus de lameronfe loi.

Retruf (einmal) *aidefroif* (oder *adefrois*) *li baiftairf* (oder *libaiftair*) oder blofs *aidefroi.*

An chambre a or fe fiet. labelle beatrif. *oben No. i.*
Belle yfabiauf pucelle bien aprife. *oben No. ij.*
Es nouel tenf pafcour ke florift laube efpine.
Fine amor en efperance.
Kant ie noi et fuelle et flor colour mueir.

(aimmerif) s. Meffiref Joffref baireif.

Mefiref (oder *lefirez, liraif*) *amaurif* (oder *amarif*) *de creons* (oder *creone, creamne*).

Fine amor claime en moi per eritaige. *oben No. vij.*
kault foilliffent li bofcaige
Lone teus ai fermi en bailence.
Quant ie plus noi felon rire.

** ancufef demonceron.*

Hidoufement vait li monf. empirant. *oben No. xxxviij.*

andreuf (oder *Mefires, Meffirez andreuf*) *li contredis* (*li* fehlt auch).

El moif dauri ke lon dift en pafcour.

Ieupartif: Guillames li vignieref amif. — Andreuf ie uof di granf mercif.

Quant uoi uenir lou doulz tenf et la flor.

** andreuf de paris.*

Iai oblieit poene et trauail.

(andreuf.)

Pertif damorf et de mon chant. *s. auch den folgenden.*

** (li roif daragon.)*

Iuepartis: Bieu uof pairt andreuf ne laiffies mie. — Roif ie ne croi ke nulle rienf tant uaille.

** aubertins de* (oder *dez*) *areuos.*

Foif loaulteis solais et cortoixie.

Remambrance que meft ou cuer entreie.

** Mefiref baduinf defaiftanf.*

Aurif ne maif froidure ne laif tenf.

(Bauduwins oder *Baduwins.)*

liroif thiebauf de nauaire: Roif thiebauf fire en chantant refpondeif. — Baduwin uoir mauaix ieu me parteif.

Baiftornez, Baftorneif, Beftornez.

Paftourelle baftorneif: An mai a douls tenf. nouel. *oben No. xlviij.*

Au mon chant di ke ie fui touf fenblanf.
Nouels uoloirf me reuient
Ou feroit mercif en faixon.

* *(bertrans)* s. *Guichairf.*

liuoicif debetune.

Kant li bofcaige retentift

Blondels (oder *Blondez*) *dencelle* (oder *denoielle*) oder blofs *Blondels, Blondelz.*

Bien ceft amorf trichie
Bien doit chanteir cui fine amor adrefee.
Iain per coftume et per vz.
Li plus fe plaint. damorf maix ie nof dire.
Moult fe feift boen tenir de chanteir.
Quant ie plus feus en paor de ma nie.
Remenbrence damorf me fait chanteir.
Tant ai damorf ken chantant meftuet plaindre.
Tant ai en chantant proie.
Tant ain et ueul et defir.

(Bouchairs) s. *Jehans.*

liduf de braibant.

Biauf Gilleberf ditef fil nof agree. — Dus de braibant iai oreif ma pencee. *oben No. xxxv.*

* *liulenf de challonf.*

Loiaul amor keft dedenf fin cuer mife.

(Chardons) s. *Jehans darchief.*

liuifeuenf de chartref.

Defconcilliet plus ke nuls hom ki foit.

cherdonf (od. *cherdon*) *de croifillez* (od. *croxille, croſiez*).
Bien font amorf lor talent.
Mar uit raixon ki conoite trop hault.
Pnef feux damorf maix lonf feux de celi.
Roſe ne lif ne me done talent.

Collairf (oder *Colairf, Collair*) *li botillierf* (oder *boutillier, boltillierf*).
Amorf et bone eſperance.
Loiauls amorf et defirierf de ioie.
Sou com aprant en enfance.

Colinf Muzef (oder *Muzez*).
Ancontre le tens nouel. *oben No. xlvij.*
Moult manue diuer ke tant ait dureit.
On ueul chanteir et foulaicier.
Ceſt dou decort colin muset: On noi lou douls tenf repairier. *oben No. xlvj.*
Soſpriſ feux dune amorete.
Trop nolentierf chanteroie.
Une nouelle amorete ke iai. *s. auch Jaikef damienf.*

Colinf panfate de cambrai.
Lautrier per une fentelle.

lichaftelainf (oder *lichaftelain, lichaiftelain*) *de conſi* (oder *conſit, conſif*).
Auof amant plux ca mille autre gent.
La douce noix dou roiſignor ſaluaige.
Lan kant roſe ne fuelle.
Merceit clamanf de mon fol erremant.
Moult meſt belle la douce comenfence.
Plux ain ke ie ne fouloie.
Quant noi eſteit et lou tenf reuenir.
Se iai eſteit lone tenf horf del paix.

Iouenf de confit.

De iolit cuer enamoreit.

Creftiens (oder *creftien*, *Crefteien*) *de troief.*

Amorf tenfon. et bataille.
Damorf ke mait tolut et moy.
De iolit cuer chanterai. *oben No. viij. viiij. x.*

Cunef (oder *Meffirez cunef*) *debetunc* (oder *de betunes, de betunez*).

Ay amorf com dure departie. *oben No. xviij.*
Il anint iai en cel autre paix.
Lautrier un ior apref la saint denife.
Si noirement com celle dont ie chant. *oben No. xviiij.*
Voloirf de faire chanfon. *vgl. auch Guichairf.*

' *laidame doufael.*

Ge chanterai por mon coraige.

Meffiref ferrif de ferrierez.

Quant li roifignors iolif.

' *Forkef de Merfaille forpointevin.*

Tuit demandent keft deuengue amor. *oben No. xviiij.*

Meffiref (oder *Meffirez*, *Mefirez*, einmal *tifiref*) *gaifef* (oder *gaifez*).

Ala doufor defteit ke remuerdoie.
An lentraut defteit ke li tenf fa gence.
Arenouel de la doufor defteit.
Bien cuidai toute mauie. *oben No. v.*
Cant flourf et glaif et nerdure fefloignent.
Cant noi laube dou ior uenir. *oben No. iiij.*
Cil ki aime de bone nolenteit.

Cil ki damorf me confoille.
Damorf me plaing ne fai a cui.
Defconforteif plainf de dolor et dire.
Ione dame me prie de chanteir.
Li pluxor ont. damorf chanteit.
Ne me font paif okefon de chanteir.
Nuls houf ne feit damin kil puet ualoir.
Per keil forfait et per keil ochoifon.
Quant la faixon dou tenf fe rafeure.
Quant lerbe muert oui la fuelle cheoir.
Samorf ueult ke mef chanf remaigne.
Sofprif damorf et plainf dire.
Tant de folaif com ieu ai por chanteir.
Tuefgranf amorf me trauaille et confont.

Gaifef (oder *gaifez* oder *Meffiref, Meffirez, Meffire g.*) *Bruleif* (oder *bruleiz, brulleif, brulez, brulei, bulleif*).

Agrant tort me fait languir.
Dame fis uoftref finf amif.
De bien ameir grant ioie atent.
De bone amor et de loiaul amie. *oben No. xxvij.*
Defconforteis plaius dire et de pefance.
Deux gairt ma dame. et doinft honor et ioie.
Douce dame greif et graices uof rent.
Fine amor et bone efperence.
Gaicef per droit me refpondeif. — Sire nen fui paif efgaireis.
Grant pechiet fait ki de chanteir me prie.
Ire damorf annif et mefcheance.
Ire damorf ke en mon cuer repaire.
Kant uoi paroir la fuelle en la ramee.
Lone tenf ai efteit
Manolenteif me requiert et femont.
Neft paif afoi ki aimme coralment.

Ou douls teuf et en bone houre.
Penfis damorf neul retraire.
Quant ie noi lerbe repanre.

Gatierf dairchef.

Quant ie noi lerbe et la fuelle
Quant li douf efteif decline

* *Gatierf de bregi.*

Cant noi la flour et lerbe neri pailie.

Gautierf (oder *Gatierf*, *Gathierf*) *daipinauf* (oder *daipinaf*, *dapinauf*, *pinauf*), einmal auch *cheualier daipinaf*.

Adroit fe plaint et a droit fe gamente.
Amorf et bone nolenteit
Ay amauf finf et uraif.
Bone amor ke magree
Comancemenf de doure faixon belle.
Defconforteif et de ioie pertif.
Iai por longue demoree.
Ne puet laiffier finf cuerf raidef ne plaigne.
Partif de dolor.
Per fon douf comandement.
Puef ken moi ait recourei fignorie.
Quant ie noi lerbe menue.
Quant noi yuer et froidure aparoir.
Se iai lonc teuf amorf fermi.
Se per force de mercit.
Touf enforcief aurai chanteit fouent.
Tout autrefi com laiemauf defoit.

(*Gautierf*) s. *Pieref*.

* *Guiraron grazelle.*

Lautrier lou premier iur de mai.

Gerairf de calaifiene.

Sire michief refpondeif. — Gerairt touf feux porpenfeif.

Gilleberf (oder *Gielleberf, Gieleberf*) *de Berneuille* (oder *berneiville*).

Amorf por ceu ke mef chanf foit iolif.
Elaif ie fui refufeif.
El befoing noit on lamin. *oben No. xxxiiij.*
Iai fouent damorf chanteit.

(Gilleberf.)

Iugemanf damorf: Amorf ie uof requier et pri. — Gillebert por uerteit uof di. *s. auch liduf de braibant.*

Gillef de Wief Maxons (oder *vief Maxon*).

Amorf mait fi enfignie.
Ki damors ait remenbrence.

Gontiers.

Bels meft lanf en may. quant noi lou tenf florir.
Li xourf comence xordement. *oben No. xxxvij.*

Gontierf de fonniers.

Kant li tenf torne auerdure.

goudefroif dechaftelon.

Moult ai efteit lonc tens en efperance.

Guaidifer dauions.

Tant ai damorf aprif et entandu.

Guernier (oder *Gernierf*) *dairches.*

Li mienf chanteirf ne puet maix remenoir.
Moult chantaiffe uolentierf liement.
Piece fait ke ie nen amai.

* *(Guichairf.)*

Ieus partif Cunes de betunes: Amif bertrans ditef moy le millor. — Sires Guichairf faichies ceſte dolor.

* *Guiof de bruinai.*

Quant li noniaf tenf deſtei.

Guiof de digon (oder *digonf*) oder *giof dijon.*

Alentree del doulz comencement.
Bien doi chanteir quant fine amor menfaigne.
Chanteir me fait comant ke me deſtraingne.
Chanteir meſtuet por la plus belle
Cuerf defirrouf apaie

* *Guiof de prominf.*

Contre le nouel tenf.
La bone amor ki en ioie me tient.
Lef oxelef de mon paix
Ma ioie premerainme.
Moult aurai bone tenf demoreit.
Moult me merueil de ma dame et de moy. *oben No. xiij—xviij.*
Tref bone amor ki en ioie metient.

* *(Herherf.)*

Chanf doxiauls et fuelle et flour.
Loiaulz amorf et li tenf ke repaire.

* *Jaikeminf* (oder *Jaikemaf*) *de laiuante* (oder *lauante*) *li cleirs* (oder *lieleif, liereif*).

Chanfon neul faire de moi
Chanteir neul por fine amor
Ma chanfon neſt paif iolie.

° *Jaikef damienf* (oder *daumiens*).

Biauf Colinf Mufes ie me plaing dume amor — laikef damienf laiffief ceſte folor.
Chanteir meſtuet quant conteſſe men prie.
Sie men aloie ier matin.
Hareu damorf plaindre en chantant.
Per maintef foif meſt uenu entalent.
Se per mon chant me deuſſe aligier.
Sofprif damorf finf cuerf ne ſe puet taire.

° *Jaikef* (oder *Jaike*) *de cambray* (oder *canbrai*, *cambai*).

Amorf et iolieteif
lichanf fire herelicauba: Eier matinet deleif .i. uert boiffon.
Force damorf me deſtraint et inſtice.
Gnant talent ai ka chanteir me retraie.
laikef de canbrai ouchant de lunicorne: Haute dame com roſe et lif.
laikef de canbrai ouchant tumideſir: Kant ie plus pens acomencier chanſon. *oben No. xliij.*
laikef de canbrai ouchant de bone amor et de loaul aimie: Loeir meſtuet la roine marie. *oben No. xliiij.*
Neſt paif cortoif ainf eſt fols et eſtouf.
laikef de canbrai ouchant de laiglaie meirre: Meire douce creature.
laikef de canbrai ouchant loauf amanf finf et vraif: O dame ke deu portais.
On meſt bel. dou tenf dauri.
Denoſtre dame jaikef de canbrai: Retrowange nouelle. *oben No. xlij.*

Meſſirez Jaikef de Soixonf (oder *chozon*).

Nouelle amor ke meſt el cuer entree.
Quant li roiſignouf ceſerie.

(Jaikof, iacof.)

Chief por coi plaing et fofpir
On oient efteif ke retentift la bruelle.

(Jehans darchief.)

Ineſ partif: Chardon de nof le neul oir. — Iehan dar chief fouftenir puif.

(Jehanf daucaire.)

Por lou tenf ki nerdoie.

Jehanf li taboreiref de Mef

Chanf ne chanfon ne rienf ki foit en uie.

Jehanf li tenturier daurez.

Ma dame en cui deuf ait uif.

(Jehans.)

Ieufpartif: Bouchairt ie nof pairt damorf. — Iehan a. def ieuf prandrai.

Jeanaf li cherpantier darez.

Amors eſt une merueille.

jocelinf de bruges.

Lautrier paſtoure feoit. *oben No. xlviij.*

iocelins, Jofelinf.

On chanterai com hom deſeſpereif.
Paſtorelle iocelins: Quant io chanteir laluete

Meſſiref Joffroif baireif.

Sire aimmerif prendeif un ieu partit. — Per deu ioiffroit boen ieu maueif partit.

lichieure de Rains.

Ki bien neult amorf deſeriure.

leduchaiſe de lorainne, leduchaſe de lorainne.

Per maintef foif aurai eſtei requiſe.
Un petit danant lou iour

Maheuf de ganf s. Roberf de lepi.

Maiheuf li Jeus.
Per grant franchife menfort de chanteir.

Mertinf li beginf de cambrai.
Loiauls defirs et penfee iolie.

* *(Michiels, Michief) s. Gerairf de valaificne.*

Moinief (oder *Moinnief*) *dauref* (oder *daurez*).
Aincor ait fi grant poiffance.
Amorf neft paif coi condie
Bone amor fenf tricherie.
Compaignon ie fai teil chofe.
Ne me done paif talent.
Nuls nait ioie ne folais.

* *Mufcaliate.*
Ie nof chanteir trop tairt ne trop fouent.

* *Mufe anborfe.*
Fine amor maprent a chanteir.
Li tenf defteit et maif et violete.

Perrinf (oder *Pieref, Pierez*) *dangincort.*
Il ne men chaut defteit ne de nouzee.
perrinf dangicort et fi fut corenaie et arez: Iai vn iolit
fouenir.
Ie ne fui paif ebahif.
Li iolif maif ne la flourf ke blanchoie.
Maif ne aurif ne prinf temf.
Quant noi la glaie meure.

(Perrot.)

Iuepartif: Douce dame or foit en uol nomeir. — Per deu perrot moult fait moinf ablaimeir.

Meſiref philippef de uantuel.

An chantant meſtuet complaindre.

Pierekins de laicopele (oder *laicopelle*).

Ge chant en auenture.
Iain la millor ke foit enuie.

pieref de ganf.

Avſi com lunicorne fuif

Pierez de Mellins oder *liſirez piere de Mollinf.*

Chanteir me fait ceu dont ie crien morir.
Tant fai damorf con cil ki plus lempreut.

(Pieref.)

Ceſt douconte debair et docenin fon ganre: Gautierf ki de fraure neneif. — Pieref fe noſtre coenf henrif.

Meſſires raouf de ferrieref oder *Meſſirez raiouf de ferreires.*

Encore meſtuece il chanteir.
Se iai chanteit ſe poiſe moi.

Meſſiref raiouf de Soiſonf oder *Meſſirez rauf de ſoiſonf.*

Defore maix eſt raixonf
E coenf danio on diſt per felonnie.

(Raous.)

Iugemanf damorf: Biaul tierit ie nof neul proier. — Raoult ie neul dire et iugier.

' *Meſſiref Renaſ detirei.*
Bien puet amorf gueridoneir.

Maiſtref renaſ laiſſſt de noſtre ſignor.
Pour lou pueple refconforteir. *oben No. xxj.*

' *liroif richar.*
Iai nuls honf prif ne dirait fa raixon. *oben No. xxij.*

Maiſtref richarf de furniual.
Teils fentremet de gairdeir. *oben No. xxxvj.*

' *Roberf dedommart.*
Kant fine amor me prie ke ie chant.

' *Roberf de lepi et amaheuf deganf.*
Maheuf de ganf refpondeif. — Roberf bien feus apenfeif.

' *Robinf donchafte dauref.*
Se iai chanteit fenf gueridon auoir.

' *Simairf de boncort.*
Adouf tenf defteit
Bone amor me fait chanteir.

' *Thiebauf de naugif paſtorelle.*
Adouls tenf paſcor.

thiebauf li roif denaivaire oder *liroif thiebauf de naiuaire* oder blofs *liroif de naiuaire (naiuairez, Nauaire, nauare).*
Amorf me fait comenceier.
Belle et bone eſt celle por cui. ie chauf.
Dame mercit me rienf nof demant.

De bone amor uient ſcience et bonteif.
Fuelle ne flour ne ualt riens en chantant.
Ge ne uoy maix nelui ke iut ne chant.
Kant amorf uit ke ie li aloignoie.
Onkes ne fut ſi dure departie.
Roze ne flordelis.
Sanf atente de gueridon.
Sonkef nuls hom por dure departie.
Tant ai amorf feruiee et honoree.
Tant ai amorf feruie longuemant.
Tuit mi deſir et tuit mi grief torment. *oben No. xxv. s. auch Bauduwins.*

Thieris, Tieris s. Raous.

thomef hereſſies.
Ne doi chanteir de fuelle ne de flourf.

(Thomef) s. Villames.

* *(Timont argier.)*
Moult me prie fouant.

* *triſtanf ceſt li laif dou chieure fuel.*
Per cortoiſie depuel. *oben No. xj.*

Vguef (oder *eguez* oder *Meſiref vgef, Meſſirez eguez*) *de bregi* (*brregi*).
Aincor ferai une chanſon perdue.
Auſi com cil ki cueure ſa peſance.
En auenture ai chanteit.
Kant uoi lou tenf felon rafuaigier.

(Villames.)
Thomef ie uof ueul demandeir. — Villame nel uof quier celleir.

Meffirez Watier (oder *vatierz*, *gatier*) *dedergie* (oder *dedegier*) oder *vatrief dedargier*, *Gatierf de dergier*.

Ains maix ne fix chanfon ior de ma uie.
Iufca fi ai touf iorf chantei
La gent dient por coi ie ne faif chanf.
Mainte foif mait lon demandeit.
Quant li tenf pert fa chalor.

* *Meffirez Watierf denabilley.*

Deux iai chanteit fi uolentierf.

Willains daures.

Ioiouf talenf eft de moy departif.

Willame de corbie.

Moinf ai ioie ke ie ne fuel.

Meffirez Willamez de vief Maxon.

Moult ai efteit longuement efbaihis.

Maiftref (oder *Maiftrez*, *Maiftef*, *Maiftre*) *Willame li vinieres* (oder *liuinierf*, *liuinier*).

En tous tenf fe doit finf cuerf efioir
Flourf ne glaif ne uoix hautainne.
Freire ke fait muels aprixier. — Sire mentir ne uol en quier.
Teil foif chante li iugleiref. *s. auch andreuf li contredis.*

Die geringern und gar zu augenfälligen Fehler dieser Namenreihe übergehend, will ich nur die erheblichern und deren gewisse oder wahrscheinliche Befserung berühren.

Abuinf defanene, *liroif amaris de creons*, *lialenf de challonf*, *Simairf de boncort*, alles das sind keine Worte, keine Namen: mit dem ersten kann nur *Auboins de Sezane*

gemeint, *liroif* wird in *firef*, *lialenf* in *li cuenf* zu beſsern sein*); *Simairf* endlich ist aus *Simonif* verlesen: in dem Geleit seines zweiten Liedes heiſst es *di li depair fimonin*. Ebenso nennt sich *lichieure de Rains* selber mit weiblichem Artikel *Lachieure*. *Gaifes* hat in den Randschriften überall nur Ein *f*: der Text der Lieder *Gaicef per droit me refpondeif* und *Ou douls tenf et en bone houre* von Gaises Bruleis giebt hier ein doppeltes *f*, dort ein *c*, und *Gaices Gaiffes* stimmt allerdings beſser zu der sonst üblichen Schreibung *Waces*.

Auch der Fehler ist dem Schreiber begegnet, daſs er durch irrig abwechselnde Auffaſsung aus einem Namen, einer Person zwei, ja sogar drei gemacht hat: denn *Gillef* (d. h. Ægidius) *de Wief Maxons* ist doch wohl kein andrer als *Willamez* (Wilhelm) *de vief Maxon*, und *Gatierf dairchef* sicherlich mit *Watier* oder *gatier dedergie* oder *dedargier* und zugleich mit *Guernier dairches* einer und derselbe.

Ferner sind einige Dichtungen mit Namen belegt denen sie gar nicht zugehœren: Mann und Gegenmann eines der zahlreichen getheilten Spiele sind ein Guichairs und ein Bertrans: gleichwohl steht am Rande des Blattes *Cunes de betunes*; und die unter No. v. und xv. abgedruckten mit *Meffiref gaifef* und *Guiof de prouinf* bezeichneten Lieder finde ich anderswo nach mehrfacher und guter Autoritæt, jenes als Eigenthum Auboins de Sézanne, dieſes als Eigenthum Gaces aufgeführt.

---

*) Bei dem Kœnige Amauris mochte der Schreiber, gedankenlos genug, an einen Amalrich von Jerusalem denken. Kœnig in dem Sinne, wie bei den Franzosen Adenez, bei den Provenzalen Guillems Mita so betitelt wurden, und wie es auch in Deutschland einen Kœnig vom Odenwalde gab, Kœnig der Spielleute oder Wappenkœnig, konnte ein edler Herr von Creons nicht wohl sein, auch würde Amauris dann beständig, nicht bloſs ein einziges Mal jenen Titel erhalten.

Ein Versehen endlich, das sonst in mittelalterlichen Liedersammlungen gar nicht selten ist, tritt uns in dieser altfranzœsischen nur ein einziges Mal entgegen, die Wiederholung nœmlich desselben Gedichtes an verschiedenen Orten. Das hat sich nur bei dem Liede *La bone amor ki en ioie me tient* von Guios de Provins (oben No. xiiij) ereignet, welches noch einmal im Buchstaben *T* erscheint, und zwar mit folgenden Abweichungen der Lesart. Str. 1, Z. 1 *La: Tref*; 4 *fait: font*. 2, 2 *ke: ki*; 7 *plux feux: ie fui*. 3, 2 *igaulment: engalment*; 3 *el: a*; 4 *fi: fe*; 7 *meſt: eſt*. 4, 1 *amanf: amif*; 3 *ferue: ferce*; 4 *iai ne fe: ia ne fen*; 5 *ke: ki*. 5, 1 *deu: de*; 1. 2 *foſpir-plaint-defir: foſpirf-plainf-defirf*; 4 *boen: bien*; 6 *enuiouf: anoiouf*.

Nach diesen Bemerkungen stellt sich die Zahl der benannten Dichter die unsre Handschrift enthält auf 106, die ihrer Gedichte auf 280 fest; nehmen wir jedoch an dafs z. B. Chardons mit Cherdons de Croifilles, Andreus mit Andreus de Paris oder Andreus li contredis und so überall die blofs mit Taufnamen bezeichneten identisch seien mit andern welche dem gleichen Taufnamen noch eine weitere Bestimmung hinzufügen (eine Annahme zu der uns gleichwohl nichts berechtigt), so verbleiben uns immer noch volle 92 Dichter. Zweiundvierzig derselben (es sind die Namen mit vorgesetztem Stern) fehlen in dem Verzeichniss altfranzœsischer Lyriker welches De la Borde entworfen (Essai sur la Musique II, 149—232. 309—343), also wohl auch in all den sechs Handschriften die er für seine Arbeit benützt hat.

Aber fast ebenso grofs als die Zahl der benannten ist die Zahl derjenigen Stücke, die vom Schreiber wie von den Dichtern selbst namenlos sind gelafsen worden: deren Summe beläuft sich auf nicht weniger denn 238. Davon sind nachstehende 214 ohne alle Rubricierung.

Ala doulor de labelle faixon.
Amorf acui ie me raut prif.
Amorf et defirf me deftraint.
Amorf ki fait de moy tout fon comandement.
Amorf ki porat deuenir.
Amorf me font fouent chanteir.
Amorf ont prif enuerf moi morteil guerre. *oben No. xxxj.*
Ax mai la matinee. a nouel teuf defteit. *oben No. ij.*
Anouel teuf ke li yuerf fe brixe.
Antre araif et dowai
An .i. florit uergier iolit.
Atenf defteit ke rouzee fefpant.
Aucune genf mont enquif.
Ay amanf finf et uraif.
Belle aelif une ione pucelle.
Belle meft la reuenue
Biauf meft prinf teuf apertir de feurier.
Bien doit chanteir et ioie auoir.
Bien eft raixonf ke ie die.
Bien eft raixonf puef ke deuf mait doneit.
Bien meft auif ke ioie foit faillie.
Bien uoi kamorf me ueul maix maiftroier.
Bien uoi ke ne puif morir.
Boin ior ait heu celle acui fuif amif. *oben No. xxxij.*
Bone amor iolie.
Ccant uoi le douls teuf comencier.
Chans doixillouf ne bofcaigef foillis.
Chanteir me fait amorf et refioir.
Chanteirf ke me fuelt agreeir.
Chanteirf liplaift ki de ioie eft norrif.
Coment caloignief foie.
Dame iatant en boen efpoir.
Dame por cui fofpir et plour
Damorf dont leux efprit.

Damorf vient ioie et honorf aufiment.
De chanteir me femont amorf.
Dedenf mon cuer meft une amor faillie.
De la glorioufe fenix.
De la meire deu doit chanteir.
Def puef ke ie fou ameir.
Deux com auint ke iofai comencier.
Ditef dame li keilz faquitait muelz — Biaus dous fire il neft mies foutis.
Douce dame cui iain en bone foi.
Douce dame ne mi laiffies morir.
Douce dame roine dehaut pris
Dnoif eft ke la creature.
Eameroufe belle de biaul femblant.
Einf ne ui grant herdement.
Elaif ke ne feit mon penfeir.
El douls tenf ke noi uenir.
El tenf ke ie noi remanoir
El tenf kefteit noi uenir.
En amorf vient bienf fens et cortoifie.
En auenture comenf.
Encor meftuet chanteir en efperance.
Encor veul chanteir de moy.
En mai per la matinee.
Enprif damorf et de longue atendence.
En toute gent ne truif tant de fanoir.
Entre raixon et ioliue penfee.
Enuie. orguels. malueftief. felonnie.
Ferus feux dun dairt damorf.
Flour ki fefpant et fuelle ke uerdoie.
Foif et amorf et loiaulteif.
Folf eft ki a effiant.
Fort chofe eft. comant ie puif chanteir.
Gautier ie me plaing damorf.

Ge chanterai ke mamie ai perdue.
Ge chanterai moinf remmoixiement.
Grans folie eſt de penſeir.
Grant piece ait ke ne chantai maix.
Hareu ne fin de proier.
Hauls deuf tant font maix de uilainne gent.
Haute amor ke meſprant.
Haute choſe ai dedenf mon cuer empriſe.
Haute choſe ait en amor
Hautemant damorf ſe plaint. *oben No. xxviij.*
Haute rente mait aſiſe.
Haut oi chanteir permei lou gal.
Helaif cai forfait ala gent.
Humiliteif et franchixe.
Humleſ damorf dolenf et correcief.
Iai de chanteir en ma uie.
Iai ne uaurai lou defir acomplir.
Iai por ceu ſe dameir me duel.
Iai por mal perliere gent.
Iai por noif ne por geleie.
Iai tant damourf. aprif et entendut.
Ie chans damorf ioliement.
Ie ne men puif ſiloing fuir.
Ie nou piece ait nul talent de chanteir.
Il feroit trop boen morir.
Ioie damorf dont meſ cuerf ait aiſſeis.
Irief et deſtroif et penſis.
Kant fuelle et flour uont palixant.
Kant ie uoi honor faillie.
Kant il ne peirt fuelle ne flor.
Kant ioi lou roiſignor chanteir.
Kant li ruf de la fontainne
Kant li treſ douls tenf deſteit.
Kant ſe reſioiſſent oixel.

Kant uient ou moif de mai. kaurif eſt departif. *oben No. iij.*
Kant noi le teuf renoueleir.
Kant noi nee.
Ki bien aimme droif eſt ke lueure paire.
Ki bien aimme plux endure.
Ki bone amor puet recoureir.
Kike de chanteir recroie.
La bone amor acui feux atendanf.
La bone amor ke en mon cuer repairet.
La douce penfee.
Lamor ke mait del tout en fa baillie.
Lan ke fine fuelle et flor.
La uolenteif dont meſ cuerf eſt rauif. *oben No. xli.*
Lautrier cheuachai penſif
Lautrier leuai ainſ iorf.
Lautrier me cheualchoie. leif une ſapinoie.
Lautrier me cheualchoie. touf fouf daref adowai.
Lautrier me cheualchoie. toute ma fenturelle.
Lautrier miere leuais.
Lautrier miere rendormif.
Li amant ki uiuent daige.
Li plux defconforteif del mont.
Loe tant ke loeir.
Longuement ai afolor.
Lors quant laluelle.
Lors quant uoi uenir. *oben No. l.*
Mainf fe fait damorf plux fierf.
Maix noſ chanteir de fuelle ne de florf.
Ma uolenteif et bone amor menfaigne.
Meſcheanf feux damorf.
Meſ cuerf loiauls ne fine.
Meſ cuerf me fait comencier.
Meſ fens folaif fenf deport.
Ne puif faillir abone chanlon faire.

Ne feiuent ke ie fent.
Ne tieng pais celui a faige.
Nouelle amor ceft dedenf mon cuer uife.
Nouelle amor dont grant poene meft nee.
Nouelle amor. ou iai uif ma penfee.
Nuls honf ne doit lef bienf damorf fentir.
En dift camorf eft douce chofe. *oben No. 17*
Onkef ior de ma uie.
Onkef maix nuls honf ne chantait.
On ne fe doit defefpereir.
Or ai amors feruit tout mon uiuant.
Or ai bien damorf aperfu.
Or cuidai uiure fenf amorf.
Or feux lief del douf termine.
Or ueul chanfon et faire et comencier.
Or uoi ie bien. kil neft rienf en ceft mont.
Or uoi yuer defenir.
Ov pertir de la froidure.
Ov tenf ke uoi florf uenir.
Ov tenf ke uoi noix remife.
Outre cuidief. en ma fole penfee.
Penfis damorf et maf.
Penfis loing de ceu ke ie ueul.
Per trop celleir mon coraige.
Per une matineie en mai.
Plainne dire et de defconfort.
Pluxorf foif ont blaimeif. mainte gent per le mont.
Por ceu ke mef cuerf fouffre grant dolor.
Por demoreir en amorf fenf retraire.
Por ioie chant et por mercit.
Por la belle ke mait famor donee.
Por lou douls chant. def oxels
Por moy renuoixier ferai chanfon nouelle.
Puis que limans camorf mi font fantir.

Quant froidure trait afin. *oben No. xl.*
Quant ie noi le douf teul uenir.
Quant ie noi mon cuer reuenir.
Quant la froidor rencomence.
Quant la froidorf ceft demife.
Quant li efteif et la douce faixon.
Quant naift flor blanche et uermoille.
Quant noif et giauf et froidure.
Quant noif et glaiffe et froidure faloigne.
Quant fe uient en mai ke rofe eft panie. *oben No. li.*
Quant uoi la flor bouteneir.
Raige damorf malz talenf et mefchief.
Renbadir et moneir ioie.
Renoueleir ueul labelle en chantant. *oben No. xxviiij.*
Renouellemenf defteit.
Renuoixief feux quant uoi uerdir.
Rire ueul et efioir.
Roif de nauaire et firef de uertu. *oben No. xxvj.*
Roifignor cui io chanteir. *oben No. xxx.*
Rofe cui noif ne iailee.
Rofe ne florf chanf doxels ne uerdure.
Rofe ne lif ne doulz maif.
Se de chanteir me peuffe efcondire.
Sens efperance et fenf confort. ke iaie.
Sertef ne chant uie por lefteit.
Si feux dou tout abone amor.
Sonkef nulz honf fe clamait.
Talenf meft prif ke ie chainge mon coraige.
Tant ai ameit cor me couient. hair.
Tant ai mon chant entrelaiffiet.
Tant mait moneit force de fignoraige.
Tant ne me fai dementeir ne complaindre.
Teils dift damorf ke nen feit paif demie.
Touf irief meftuet chanteir

Tout auſi com li oliſant
Tout auſiment com retraient alaire.
Tuiſmontainne ke tout aiſ formonteit.
Tuoiſ chofeſ ſont une fleur. *oben No. xxxviij*
Trop me plaiſt a eſtre amiſ.
Trop meſt ſouant fine amor anemie.
Uerſ lou douls tenſ deſleit.
Uerſ lou nouel de la flor.
Uerſ lou partir dou tenſ felon.
Un chant damorſ nolentierſ. comanſaixe.
Unſ honſ ki ait en foi ſen et raixon.

Bei einem geht die Randſchrift nur auf das Geſchlecht des Autors:

vne dame.

La froidor ne la ialee. *oben No. xxxiij.*

bei den noch übrigen endlich auf Inhalt oder Form des Gedichts.

de deu.

Aveugles nuaſ et xours.

Denoſtre Signour.

Ieruſalem ſe plaint et li paiſ. *oben No. xxx.*

de noſtre dame (oder *daime*, auch *daume*).

Ala meire deu ſeruir
Boin fait ſeruir dame ki en greit prant.
Chanteir meſtuet de la ſainte pucelle.
Cuerf ke ſon entendement
De la meire deu chanterai.
Douce dame de paradix.
Ex plorent me conient chanteir.
Finſ de cuer et daigre taient.

Nete glorioufe. *oben No. xlv.*
Qant deus ot formeit lome afafanblance.
Sainte fentiere entenfion.
Talenf me reft prif de chanteir.
Viure tous tenf et chafcun ior morir.
Vos ki ameif de uraie amor.

Jeuf partif oder *Jucpartif.*

Amif ki eft le muelz vaillans. — Dame ceu ke mef cuerf en feut.
Confillief moi fignor. — Se iai celle matour.

Paftourelle, Paftorele, Paftorelle, PaftorRelle, Paiftorrelle.

A vn an iornant
Cheuachai mon chief enclin.
De faint quatin a cambrai.
Lautrier a doulz moif de mai.
Lautrier decofte cambrai.
Lautrier deforf picarni.
Quant fuelle chiet et flor fault.

Alles in eins gerechnet, 519 Lieder und Leiche.

II.

Von den 519 Gedichten der Berner Handschrift giebt obenstehende Auswahl nur den zehnten Theil: wenig im Verhältniss zu der Masse des Ganzen, viel in Vergleich mit dem, was anderweitig für Bekanntmachung der mittelalterlichen Lyrik Frankreichs geschehen ist. Die französischen Litteraten des vorigen Jahrhunderts haben ihren Fleifs beinahe nur auf zwei unter all jenen vielen Dichtern bezogen, auf einen den das historische, auf einen andern den das romanhafte Interesse ihnen bedeutsam machte, den König Theobald von Navarra und den Castellan von Couci; die des jetzigen, mitgeführt von dem Fortschritte aus der Romantik in die historische Schule den das Studium des deutschen Alterthumes gethan hat, wenden sich mit erfolgreicher, immerhin jedoch einseitiger Vorliebe den Denkmaelern der Epik zu, und eben dieselbe Richtung nimmt die Theilnahme der deutschen Philologen. Das bedeutendste was nach De la Ravallière und De la Borde die neuere Zeit geleistet hat, ist der Romancero François von Paulin Paris (1833); und auch hier macht jener epische Zug sich zur Genüge geltend: von den 32 Liedern welche der Romancero enthält sind beinah die Hälfte aus Lyrik und vorwaltender Epik gemischt. Unter solchen Umständen kann eine planmaefsig gesammelte und geordnete Reihe von 52 Liedern und Leichen der Langue d'oil, Erzeugnissen einiger und dreifsig verschiedener Dichter, wohl ein nicht unbeträchtlicher Beitrag geheifsen werden.

Und die meisten derselben sind bisher noch nirgend gedruckt worden, und auch die sonst schon gedruckten erscheinen hier mit gröfserer Genauigkeit oder in bemerkenswerth abweichender, wohl auch in befserer Form des Textes.

Ich mufs beides mit Beispielen belegen, beschränke mich aber gern auf wenige.

Den *Lais dou chievrefuel* (No. xj.) hat bereits früher aus eben dieser Handschrift Hr v. d. Hagen bekannt gemacht (Minnesinger 4, 579. 580), jedoch wahrlich nicht fehlerfrei. So liest man bei ihm, nachdem gleich die Rubrik unrichtig wiedergegeben (*Tristans. li lai dou chieure fuel.*) Str. 1, *Z.* 3 *chairiet* statt *chaiciet*; 3, 6 *de bonaire uient* st. *debonairement*; 6, 3 *leu* st. *keil*; 8, 2 *discor* st. *defort*; ebenda 5 *et porteer* st. *et port et porteir*; 10, 5 *mercet* st. *mercit*; ebda 6 *en* st. *me*. Mein Abdruck stimmt überall zu den Buchstaben des Originales.

Die beiden Romanzen Aidefrois, No. i und ij, finden sich auch in dem genannten Romancero pg. 32—35 und 5—10 nach Pariser Handschriften, die zweite, wie der Herausgeber sagt, wovon jedoch sein Abdruck kaum eine Spur enthält, noch mit Benutzung unsrer Bernerischen. Es lauten aber diese Gedichte bei Paris also.

En chambre à or se siet la bele Beatris,
Dementé soi forment, en plourant fait ces cris:
„Hé Dieu conseilliez moi, biaus pères Jesu-Cris,
„Enchainte sui d'Ugon, si qu'en lieve mes gris,
„Et à moillier me vuet prendre li dus Henris."
Bien sont asavouré li mal
Qu'on sent por fine amor loial.

„Lasse!" fait-elle en bas, „que porrai devenir!
„Comment oserai-jou devant le duc venir!

„Quand ne lairoie a moi atouchier n'avenir
„Nul home fors Ugon s'il men loist convenir.
„Bien li derroit de moi membrer et sovenir."
Bien sont, etc.

„Dolente! sans conseil, mar vis onques le jor
„Que, premier, vis d'Ugon l'acointance et l'amor;
„Por coi je perderai la haltesse et l'onor
„Du dus qui entresait veut que l'aie à signor;
„Ains m'aura, se Dieu plait, cil qui en ot la flor."
Bien sont, etc.

Que qu'ensi fait son duel la bele à cuer irié,
Uns escuiers l'entent qui ert de s'amistie.
En devant Beatris s'est en estant drecie
Quant la dame lou voit, a son cuer rehaitie;
Puis li a son voloir et son bon encargie.
Bien sont, etc.

„Frère vos avez bien oi mon convenant;
„Alez-moi dire Ugon, sans point d'arrestement
„Qu'en mon pere vergier l'atandrai sous l'aiglent
„Garde qu'en cest besoin nel trouve mie lent."
Li escuiers respond: „Bele, a vostre talent!"
Bien sont, etc.

Li escuiers s'en va, tant qu'a trové Ugon,
Conta li mot et mot toute l'entansion
De belle Beatris à la clere façon,
Que ses convens li tiegne que entr'as dous fait ont.
Et quant Ugues l'entent, ne dit né o né non.
Bien sont, etc.

Ugues a entendu que dist li escuiers
De belle Beatris que l'atent en vergiers

De la joie qu'il a, saillit tantot el pies
Et a dit à valet: „Revs-t-en en aries,
„Et me dis à ta dame j'y vois sans delaies"
Bien sont, etc

Ugues s'arma tantost si et seus compaignons,
Et monta el cheval sans point d'arestisons,
Et est venus à l'aire ou celle est qui ses hons
Est prente anérir à ses devisions:
Ugues trexsaut li mur, si l'a mis sur l'arçon.
Bien sont, etc

Ugues s'en est tornes, s'ammoine Beatrix.
En sa terre est venus, qu'ains n'i ot contredis
La dame ot espousee, puis en fist ses delis,
Bonement sont ensemble come amie et amis
Quant ses peires lor sot, de rien ne contredist
Bien sont asaroves li mal
Qu'on truit por bone amor loial

Bele Isabeaus, pucele bien aprise,
Ama Gérart et il li, en tel guise
Qu'ainc de folour par li ne fu requise
Ains l'ama de si bonne amour
Que mieus de li garda s'onour
Et joie atent Gérars

Quant plus se fut bone amour entr'eus mise
Par loiaute affermee et reprise,
En cele amour la damoisele ont prise

Si parent, et donne seignour
Contre son gré un varassour
Et joie atent Gerars.

Quant sot Gerars cui fine amors justise,
Que la bele fust à seigneur tramise,
Grains et mariz, fist tant par sa maistrise
Que à sa dame en un destour
A fait sa plainte et sa clamour
Et joie atent Gerars.

— „Amis Gerars, n'aiez ja convoitise
„De ce voloir dont aine ne fu requise,
„Puisque je ai seigneur qui m'aime et prise,
„Bien doi estre de tel valour
„Que je ne doi penser folour"
Et joie atent Gerars.

„Amis Gerars, faites ma commandise,
„K'alez-vous-en, si ferez grant franchise
„Morte m'auriez, s'od vous estoie prise;
„Mais metez-vous tost et retour:
„Je vous commant au creatour."
Et joie atent Gerars.

— „Dame, l'amour, qu'ailleurs avez assise,
„Deusse avoir par loiauté conquise
„Mais plus vous truis dure que pierre bise,
„S'en ai au cuer si grant dolour
„Qu'à biau semblant soupir et plour."
Et joie atent Gerars.

„Dame, por Dieu, fait Gerars, sans faintise,
„Aiez de moi merci, par vo franchise

„La vostre amors me destraint et alise,
„Et par vous sui en tel errour
„Que nus ne peut estre en greignour."
Et joie atent Gérars.

Quant voit Gérars, cui fine amors justise,
Que sa dolors de noient n'apetise,
Lors se croisa de deul et d'ire esprise,
Et pourquiert ensi son atour
Que il puist movoir a brief jour
Et joie atent Gerars.

Tost muet Gérars, tost a sa voie quise
Avant, tramet son esquier Denise
A sa dame parler, par sa franchise.
La dame est ja par la verdour,
En un vergier cueillant la flour.
Et joie atent Gerars.

Vestue fu la dame par cointise,
Mout est bele, graile, gente et alise,
Le vis avoit vermeil come cerise.
„Dame," dit il, „que très bon jour
Vous doint cil que j'aime et aour!"
Et joie atent Gérars.

„Dame, por Dieu," fait Gérars sans faintise,
„D'outremer ai por vous la voie emprise."
La dame l'ôt, mieus vausist estre ocise.
Si s'entrebaisent par doçour,
Qu'amdui chairent en l'erbour.
Et joie atent Gérars.

Ses maris voit la folour entreprise,
Pour voir, cuida la dame morte gise

Les son ami tant se het et desprise
Qu'il pert sa force et sa vigour
Et muert de deul en tel errour
Et joie atent Gerars

De pamuson hevent par tel devise
Qu'il firent faire au mort tot son service
Li deus remaint. Gerars par sainte Eglise
A fait de sa dame s'ossour.
Ce tesmoignent li ancissour.
Or ait joie Gerars.

Ich meine, hier sei es unschwer zu entscheiden welche Recension den Vorzug verdiene, welche den reinen, echten, nicht durch Nachlafsigkeit verkürzten, nicht durch Willkür erweiterten Text des Ganzen, welche von beiden auch in einzelnen Lesarten das Befsere und Ursprüngliche gewähre. In der ersten Romanze zum Beispiel: der Zorn, die Abweisung, der jammervolle Tod des betrogenen Herzogs, wie davon der Berner Text berichtet, alles das gehœrt zum runden Abschlufs der Erzählung, und ist durchweg in der genugsam bekannten Weise Aidefrois: der Text des Romanceros macht aus der Person einen blofsen Namen, der genannt wird und verschwindet. Und wie leer, wie farblos ist gleich in der zweiten Zeile die Pariser Lesart *en plourant fait ces cris* statt der Bernerischen *en plorant trait cef ff*, Worte die nur zur Anführung anderer dienen statt einer ganzen epischen Situation!

III.

Es schien mir rathsam und von Nutzen zu sein, wenn der Druck ein mœglichst getreues Bild der Bernerischen Handschrift wiedergæbe. Nur dafs Zeilen und Strophen nicht auch unabgesetzt hinter einander stehn, sonst folgt er seinem Original buchstæblich. Also keine Accente, keine Apostrophe nach neufranzœsischer Art: sie wæren leichtlich gegen die altfranzœsische gewesen, und wohin sollte man denn bei Verschleifungen wie *manfance* 15, 4, 2. *mamie famie famor* 17, 5, 6. *faide* 8, 1, 8. *ceferic* 48, 6, 3 das beliebte Hækchen setzen? keinerlei Interpunction aufser den Punkten am Schlufs der Verse und den Fragezeichen, wo auch diese schon die Handschrift selber giebt: bei dem natürlichen Einklang zwischen den metrischen und den syntactischen Gliedern der alten Dichtung scheint es genug an der Sonderung jener; keine Trennung der proclitischen Wörter, der Artikel, der Pronomina, der einsylbigen Prapositionen u. s. f. von dem nachfolgenden Verbum oder Substantivum: die Schrift des Mittelalters will einmal (es geschieht auch im Lateinischen, im Deutschen) dergleichen Wortverbindungen als Ein Wort aufgefafst wifsen: also *lanuit et loudemain* 1, 9, 1. *vofranchixe* 2, 6, 2. *agais* 10, 6, 8. *embaillie* d. h. *en baillie* 7, 6, 10. *itande* 11, 7, 4. *kelaie* 1, 7, 3. *kilpert* 2, 11, 4.*) Auch ist kein *i* gegen *j*,

*) Der Gegensatz davon ist die Theilung componierter Wörter, die altdeutschen Schreibern gleichfalls geläufig ist: *en main* 1, 9, 5. *de quille* 7, 4, 8. *de laver* 10, 6, 7. *chieure fuel* 11, 1, 6 u. a.

kein *a* gegen *e* vertauscht worden, und diefs ebenfalls aus grammatischem Grunde, um nicht voreilig festzustellen was doch nicht feststeht. Heifst es z. B. *avris* 3, 1, 1 wie man jezt *avril* ausspricht? aber man spricht auch *aurai*, und doch ist diefs aus *averai* d. h. *avoir ai* entstanden (3, 5, 4. 20, 4, 10. 24, 2, 6. 35, 4, 6. *auront averont* neben einander 45, 16, 1. 2) wie *faurai* aus *faverai*, *parole* prov. *paraula* aus *parabola*, *forge* aus *fabrica*. Oder heifst es *auris* mit vocalischem *a*? aber man spricht jezt *decrai*, aus *separare* ist *fevrer* (9, 2, 5. 30, 5, 1) aus *recuperare recovrer* (1, 15, 2) geworden, und nach *breuvage* könnte man auch in *bouraige* 10, 4, 1 ein consonantisches *v* vermuthen.*) Unter solchen Umständen war Beibehaltung des urkundlichen *u* das unvorgreiflichste. Ebenso mit *i* und *j*. Zwar dafs z. B. *ie* consonantisch sei gesprochen worden, unterliegt wohl keinem Zweifel, da auch *ge* vorkommt 15, 1, 6. 26, 4, 5. 48, 5, 8: aber ob auch die alterthümlichere Form *ien*? hier scheint das ital. span. *io yo* und das *eo io* der Eide von Strafsburg eher für den Vocal zu entscheiden.

Also buchstäblicher Abdruck des Originals; auch mit allen Fehlern desselben. Die Befserung hat in den meisten Fällen eben keine Schwierigkeit. Häufig hilft schon der Reim auf die richtige Lesart: so z. B.

9, 3, 4 wo *mis ai* zu schreiben
11, 5, 4 *choie*
12, 1, 7 *mereive*
12, 2, 3 *peir*
13, 3, 6 *uoi ma mort*
13, 4, 1 *depuet?*
15, 4, 2: 9 *manfante: atente*
24, 3, 1: 2 *auui: fui*
26, 2, 1 *vi*
28, 3, 5 *affes*
44, 3, 3 *leuee*
46, 4, 1 *enpris ai*
49, 2, 1 *gaueuteir loi*
51, 3, 4 *gouete*
51, 5, 3 *de celle famie:*

*) vgl. *erai* 21, 3, 2. 29, 3, 1. 43, 3, 1 aus *eram* 3, 2, 4. 7, 2, 7 15, 4, 4 u. s.

oder schon das Metrum zeigt dafs etwas mangle, einzelne Sylben wie

8, 6, 3 *ceſte* stehn sollte.
11, 6, 1 *partirait*
23, 4, 4 *a hontous*
25, 5, 2 *nauerait*
30, 1, 1 *joi*
32, 2, 11 *auerons*
42, 2, 5 *ifteroit;*

einzelne Worte wie

1, 8, 3 vielleicht *et* und *tous*,
1, 11, 1 *cors*
2, 12, 1 *li et*
17, 3, 3 *ameir*
23, 3, 6 *et*
34, 6, 3 *le*
46, 3, 4 *en*
46, 5, 2 *le*
48, 3, 5 *me*
48, 3, 6 *ke;*

ganze Verse wie 16, 1. 5. 20, 3. 24, 5. 26, 2. 33, 1. 37, 2. Aufserdem will ich nur beispielsweise noch auf einige Verſehen des alten Schreibers aufmerksam machen.

1, 3, 3 lies *lacoentixe*
1, 4, 1 *Kikenſi*
1, 9, 4 *beatris*
1, 9, 5 *ai*
1, 12,5 *refuſeir*
1, 16, 5 *ſe ſift*
2, 7, 1 *voit*
2, 12, 5 *teſmoignent*
5, 5, 1 *fentente*
6, 1, 1 *On*
6, 3, 5 *afavoix*
7, 3, 2 *ſaint et ment*
7, 3, 5 *teils que*
7, 4, 8 *aguilleir guille*
7, 6, 5 *gairdant la gairde*
8, 6, 10 *cant*
9, 1, 1 *jolif*
10, 1, 1 *a moy*
10, 2, 3 *feu*
11, 1, 3 *choifit*
11, 10, 6 *puis*
11, 11, 3 *ke ne*
12, 2, 3 *dirai ie*
17, 3, 3 *ſon*
20, 4, 1 *Enceluj*
21, 5, 3. 4 *et*
22, 5, 4 *maimment*
29, 4, 7 *ont b. a. de*
32, 2, 3 *courrous*
39, 2, 5 *loicif*
40, 3, 12 *pelerin*
40, 4, 12 *meſkin*
41, 4, 1 *Comme*
45, 2, 2 *ſuſt*
45, 8, 3 *eſtelle*
45, 11, 3 *ſut delitcis*
45, 11, 4 *a dolor*
45, 17, 2 *le*

46, 4, 6 *os* 49, 2, 10 *aulcun*
46, 5, 6 *efbanoe* 49, 7, 7 *affeis*
47, 5, 2 *dairbrexelz* 51, 2, 4 *deduiffans*
49, 1, 10 *marcis* 52, 2, 4 *kil*

Man sieht, verhältnissmæfsig die meisten Fehler haben das 1. 7. 11. 45. 46 Gedicht, Gedichte theils von höherem Alter, so dafs den Schreiber eine verbleichte unleserliche Urschrift stören mochte, theils von beirrender Schwierigkeit der Versform und der Rede.*)

Sonst aber zeichnet sich unsre Liedersammlung durch seltene Correctheit aus, und stellt die französische Sprache des dreizehnten Jahrhunderts in solcher Sauberkeit der Linien und der Farben dar, dafs in grammatischer Hinsicht wenig andere Handschriften so lehrreich und mafsgebend sein dürften als sie. Es wird deshalb wohl angebracht sein, auf sie gestützt einige Hauptpunkte der altfranzœsischen Grammatik ins Auge zu fafsen. Ich wähle zu dieser Betrachtung solche, in denen theils die Abweichungen der alten von der neueren Sprache besonders characteristisch hervortreten, theils die Nachwirkung des lateinischen, die Einwirkung des deutschen Elementes und namentlich mit letzterm im Zusammenhang der moderne Sprachgeist sich vorzüglich bemerkbar machen.

1°. SCHREIBUNG UND AUSSPRACHE.

Bei einem Idiom das solcher Mafsen wie das Französische die Grundlaute verändert und häufig denselben Buchstab je nach Gelegenheit bald so, bald anders ausspricht, mufs in nothwendiger Folge die schriftliche Darstellung etwas ungewisses erhalten und hier und dorthin schwan-

*) Druckfehler habe ich bis jetzt nur folgende wahrgenommen.

11, 6, 4 lies *faichief* 22, 5, 3 *deauf*
20, 4, 9 *dome* 25, 1, 1 *Tait mi defir*
21, 7, 9 *ferufalem* 31, 2, 3 *nof*

ken zwischen dem alten und dem neuen Laute, zwischen dem was die Etymologie und dem was die lebendig geltende Aussprache fordert. Das Neufranzœsische hält sich, im Ganzen genommen, an jene und sucht auch da, wo der Laut nicht mehr der lateinische ist, doch mit dem lateinischen Zeichen auszukommen; ja es schreibt Laute die gar nicht mehr gesprochen werden. Anders das Altfranzœsische; so denn auch unsere Handschrift. Hier übt in der Schreibung die wirkliche Aussprache ein stark überwiegendes Recht gegen die Etymologie. Zwar ohne consequente Durchführung: die war nicht wohl mœglich; aber auch so immer lehrreich und mehr als eine Frage entscheidend. Wo die schriftliche Darstellung eines Lautes zwischen beiden Principien schwankt, erfahren wir damit welcher Etymologie man sich wohl bewufst gewesen, wie aber doch die lebendige Sprache davon abgewichen sei; wo die Schreibung überall sich gleich bleibt, geht daraus hervor dafs sie noch den lebendigen Laut getroffen und man das Wort grade so auch gesprochen habe.

Es gab mithin im Altfranzœsischen noch kein stummes *s*: dieser Consonant ward noch überall gehœrt: denn man schreibt ihn noch überall.

Aber das *t* verstummte damals schon: *chevachiet* 1, 9, 1 und *cubraiffie* 1, 11, 1. *faveteit* 39, 2, 3 und *deitei* 39, 1, 3. *pitiet* 31, ½, ½ und *pitie* 31, ¼, 1. *trait* 6, 2, 8 und *acoilli* 6, 2, 2. *ent* (lat. *inde*, Eid v. Strafsb. *int*) 17, 5, 1 und *en* 13, 6, 1. *pert* und *per* 24, 3, 7 stehn beide, sogar durch den Reim gebunden, neben einander; nur ist doch die ungeschmælerte Form häufiger.

Und auch in folgenden Fällen schwankt die Schreibung so, dafs meist schon für das Altfr. die heut übliche Aussprache sich ergiebt.

Quant und *kant* oder *cant*, *quoi* und *koi*, *qui* und *ki*, *que* und *ke*: also das zum *q* gehœrige *u* vor beiderlei Vo-

calen, vor den *a*- wie vor den *i*-lautenden, bereits erloschen.

Vor *i*-haltigen Vocalen *f* statt *c* und *c* statt *f*: *anfainte* (lat. *incincta*) 1, 1, 4. *fe* (*ecce hoc*) 4, 2, 3. *feans* (*ecce intus*) 22, 4, 5. *ferixe* (*cerafus*) 2, 9, 3. *ifi fi* (*ecce hic*) 33, 5, 1. 34, 3, 3. *fil* (*ecce ille*) 11, 2, 5. und *ce* (*fe*) 48, 6, 3. *ce* (*fi*) 18, 5, 2. *ces* (*fuus*) *pencee* (*penfata*) 35, 2, 1. *forcenerie* (*fen* altd. *fin*) 41, 2, 2: also *c* und *f* schon damals in dem gleichen Zischlaut zusammentreffend.

Nours (nfr. *fourd*) 37, 1. *conxeus* (*conçu*) 21, 8, 8. *ofaixe* (*ofaffe*) 25, 4, 4. *baiffier* und *baixier* 6, 2: mithin auch *x* ein geschärftes und gleich einem doppelten *f**): also *prixon pluxor raixon faintixe* 2, 6, 1. *atixier* 2, 6, 3. *faixir plaixir oxeles* 15, 1, 1. *medixans*, *palaix prix malvaix fix gix* 4, 3, 1. *croix* u. s. f. gleichfalls mit geschärftem, nicht wie jezt mit dem weichen oder gar einem stummen *f* gesprochen. Der Grund der Schärfung ist hier überall das ursprüngliche Zusammenstofsen eines Zischlautes mit nachfolgendem *i* oder *e*: lat. *bafiare prehenfio plufior ratio finctitia titio*, goth. *fatjan*, lat. *placere avicellus dicens palatium pretium*, goth. *balvavéfis*, lat. *feci jaceo crucem*. Woher dann aber der gleiche Laut in *maix plux paradix païx*? ward hier das *f* dadurch verstärkt und geschärft, dafs es schon in dem lateinischen Grundworte enthalten war (*magis plus paradifus pagenfe*) und nicht der wandelbaren Flexion erst des Franzæsischen angehœrte? Denn das flectierende *s* wird immer mit *s* bezeichnet oder auch mit *z*.

Und dieses *z* mufs weich gewesen sein wie jezt: vgl. *ozeir* 1, 7, 2. 24, 4, 5. *roze* 45, 3, 2. *rouzée* 45, 10, 7. *eglize* 2, 12, 3. mit nfr. *ofer rofe rofée églife*. Darum auch

*) wie man es schon in antiken Worten gewohnt war aufzufassen: aus *exire* ist *iffir* geworden, und einem altdeutschen Dichter, Herbort im Trojanerkr. 4054, lautet *Xerxes* wie *zerfes*.

folgt es im Auslaut besonders gern auf das weich liquide *l: chevalz malz keilz teilz muelz duelz nulz doulz.* In der Verbindung *tz (piteitz* 30, 5, 8. *futz* d. h. *fuft* 45, 10, 7) kann sich Einfluſs der deutschen wie der griechischen Orthographie verrathen.

Je und *ge* (oben S. 122). *maingerai* 34, 1, 9 und *manje* 30, 4, 9. vgl. *geteir* 34, 3, 3. *desranjer* 8, 1, 4: also auch *g* und *j* wie dort *c* und *f* gleichlautend.

Auslautendes *n* öfters gegen *ng* vertauscht: *preng* 35, 7. 8. *plaing tieng* 47, 5, 1. *loing* 17, 1, 2. *befoing:* also nasal gesprochen.

Und wieder im Auslaut und vor nachlautender Consonanz *n* für *m: tens* (lat. *tempus*) *menbreir* (*memorare*) *mien* (*meum*) *rien* (*rem*) *crien* (von *cremir* lat. *tremere*) *ain* (*ameir*) *clain* (*clameir*) *nons* (*nomen*) *hons* (*homo*), pronominal *om* und *on:* also auch *m* an dieser Stelle nasal.

Endlich *en* und *an* (lat. *in*), *fen* und *fan* 24, 3, 7 (altd. *fin*), *fens* und *fans* (lat. *fine*, ital. *fenza*), *pefence* (*penfantia*) und *penitance* (*pœnitentia*) 16, 1. *cellement* (*celata mente*) und *fermemant* (*firma mente*) 7, 6. *entre* und *antre* (*intra*) 1, 12, 4. *fantreit* und *fenteit* (*fanitas*) 18, 1, 3. *femblant* 12, 4, 3 und *famblant* 7, 4, 3. (*fimilans*): also schon im Altfranzœsischen der Vocal *e* mit ergriffen von der nasalen Aussprache des nachfolgenden *n* und *m*.

Über andre Punkte beſser in den folgenden Abschnitten.

2°. CONSONANTVERHÄRTUNGEN UND VEREINFACHUNGEN.

In mehreren deutschen Sprachen gehœrt es zu dem Wesen der s. g. mediæ, daſs sie um rein ausgesprochen zu werden eines Vocales hinter sich bedürfen, also nur im An- und Inlaut mediæ bleiben, sobald sie aber in den Auslaut kommen, auf eine andere Stufe des gleichen Organes übertreten, sich aspirieren oder zur tenuis sich verhärten.

so im Gothischen, obwohl nicht ausnahmlos, *b* und *d* in *f* und *th*: *giban binden*, imperf. *gaf bauth*; im Mittelhochd. wird regelrecht die tenuis eingetauscht: *geben gap, liden leit, tragen truoc*; *hoves* nom. *hof* und *fehen fach* stehn im gleichen Verhältniss.

Eben das gilt nun auch in einigen Sprachen der romanischen Völker. Zwar in der Neufranzœsischen nur noch bei *c*: z. B. *chevreu achever chef, ivette if, bouvillon bœuf, cercier cerf*; aufserdem noch bei *d* in den Gerundien auf *ant* lat. *ando endo* und der Partikel *dont* d. h. *deunde* ital. *donde*; im Altfranzœsischen aber wie im Provenzalischen auch sonst noch überall bei *d* und bei *g*. Unsre Handschrift wenigstens ist streng darin, und sie gewährt *veut* 22, 5, 5. *piet* 19, 6, 4. *foit* 21, 6, 6. *froit* 17, 5, 8. *prout* 11, 4, 7. *cuit* 16, 3, 1. *grant quant vant* 20, 2, 2. *comant demant atant entant veat preat mont gairt* 1, 5, 4. 22, 7, 2. *esgairt* 31, 3, 7. *resgairt* 17, 2, 5. *pert vort* 37, 1; *fanc* 20, 3, 6. *lonc*[*]; *richief* 18, 3, 8. *cleif fueif* 28, 5, 8. *jolif louf* 20, 2, 2: vgl. nfr. *joliveté louve louvet*.[**]) *ft* und *p* kommen im Franzœsischen nicht vor, da eben auch sie zu *c* und *f* werden; wohl aber im Provenzalischen: *loba lop, cabeth acabar cap*.

Doppelconsonanten können nur in der Mitte zweier Vocale bestehn: so wie sie in den Auslaut treten, werden auch sie verändert, nemlich vereinfacht, weil nun der zweite Consonant den vocalischen Anhalt verliert. Das Altdeutsche bezeichnet diese Verkürzung auch in der Schrift: *aller al, rinnen ran, roffes ros, fpotten fpot*. Ebenso das Franzœsische: *belle bel, année an, groffe gros, battre bat* u. dgl.

---

[*]) in *loing* 17, 1, 2 bezeichnet *g* nur den Nasenlaut: vgl. nfr. *long* und *loin*.

[**]) schon das Afr. apocopiert auch solche *f*: *ser* 35, 4, 4. *Raiout* 35, 7, 2 afrd. *Radolf*.

3°. HIATUS UND DESSEN TILGUNG.

Die altfranzœsische Sprache hat in Folge des häufigen Consonantenausfalls zahlreiche Worte und Wortformen in denen zwei Vocale unvermittelt und ohne diphthongische Verschmelzung zusammentreffen. Die Dichter stofsen sich daran nicht, und es stœrt ihnen dergleichen den Wohlklang der Verse ebenso wenig, als im Griechischen *ἐΰς ἐῆος ἐάων* für einen Misslaut galten. Erst das neufranzœsische Ohr mag solches ungern hœren, und der Hiatus hat fast überall, selbst mit grofser Beeinträchtigung der Etymologie, bald diesem, bald jenem Tilgungsmittel weichen müfsen.

Bald einer Verschluckung des ersten Vocals, der alsdann immer ein *e* ist: lat. *bibere*, ptc. perf. ital. *bevuto*, afr. *beüt* 33, 5, 9. nfr. *bu*; *debere debuiſſem*, *deüſſe*, *duſſe*; *habere habuiſſem*, ptc. perf. ital. *avuto*, *eüſſe eüs* 7, 2, 5; *ſecurus*, *ſeürs aſeüreir* 28, 5, 5. 6. 34, 4, 2. *deſeüreir* 18, 5, 1. *für aſſurer*; *ſecimus ſeciſſem*, *ſeïmes* 22, 4, 4. *ſeïſſe* 20, 1, 8. 25, 3, 5. *ſimes ſiſſe*; *cadere cheoir cheirent* 2, 10, 5. *meſcheoir* 25, 3, 7. *meſcheant*, *choir méchant*; *videre vidi*, ptc. perf. ital. *veduto*, *veoir veï* 44, 3, 3. *veü* 24, 2, 3. 25, 1. 4. *voir vis vu*; *ſedere ſeoir* 49, 1, 1. 2, 4; *redemptio reanſon* 22, 1, 5. *rançon*; *benedictus beneois* 43, 2, 6. *Bénoit*; ahd. *weidanjan* jagen, *gaaignier* erjagen 20, 3, 5. *gagner*; *Johannes Jehans Jehanain* 34, 6, 5. *Jean Janin*; *concipere*, ptc. perf. ital. *conceputo*, *conceüs* 21, 8, 8. 43, 2, 7. *conçu*; *ſapere ſapuiſſem*, ptc. perf. ital. *ſaputo*, *ſeüſſe* 41, 2, 6. *ſeü* 26, 1, 3. *ſuſſe ſu*; *cognoſcere*, ptc. perf. ital. *conoſciuto*, *conceüs* 1, 8, 5. *connu*; *poſſe potuiſſem peüſſe puſſe*; *aviaticum caige âge*.

Bald einer diphthongischen Zusammenziehung oder Synæresis: *judæus*, goth. *judaiviſk*, *juïs juïf* 40, 4, 12. 41, 5, 3. *juïe* 41, 4, 2. *juif*; *traditor traïtor* 30, 4, 7. *traitre* (neben *traïr trahir*, *traïxon trahiſon*); *regina roïne* 33, 5, 10. 45, 8, 7. *reine*; *magiſtritia maïſtriſe* 2, 3, 3. *maitriſe*; *ad-*

juta adjutare, adjudha ajudha Eide v. Strafsb. *aïde* 8, 1, 8. *(aïe, aiue* 8, 2, 6. 5, 5) *aïdier* 14, 2, 1 *(aiueir* 8, 6, 8. *aäeir* 20, ½, 2) *aide aider*; goth. *hatjan haïr, haïne* 33, 5, 8. *haine; bene-auguratus male-auguratus, bien eürcis* 45, 3, 2. *maleürcis* 18, 1, ½. 45, 14, 2. *bienheureux malheureux**); *joculator peccator vantator, jangleor* 17, ½, 1. *pecheor* 39, 2, 2. 44, 1, 3. *vanteor* 9, 3, 9. *jongleur pêcheur vanteur; pavor paor* 26, 3, ½. 9. ½, 3 (statt *poair*). *poour* 47, 5, 11. *peur*. vgl. unten S. 138.

Zwar kommen beiderlei Tilgungen auch schon im Mittelalter vor, jedoch nur selten, und was wohl zu beachten ist, gewöhnlich dann aus metrischer Nœthigung; also gerade wie im Latein der classischen Zeit. Solcher Art sind *vanfon* 20, 3, 6; *franf (vêans)* 51, 3, 2; *meum meon mon; refut* 21, 2, 6; *jacere*, ptc. perf. ital. *giaciuto, jeut* 21, 1, 2; *malois* (für *maleois maledictus*) 51, 1, 6. 52, ½, 1; und *jais* 44, 3, ½; *audio oi* 12, 2, 1; *maiſtrie* 7, ½, 9 u. a; *aidier* 20, 3, ½. 44, 1, 5. 3, 6; *poſſe potere poair* 26, 1, ½. *puecnt* 20, 3, ½; vgl. *porcrte* zweisylbig 23, 6, 6. *Deus* und *ieu (ego)* werden nie anders als einsylbig gebraucht**); *faſſe* kommt durch *faiſſe* 24, 3, 1. 40, 5, 5. *faiſſe* 32, 1, 10 aus *faiſſem*.

4°. Diphthongierung und Verlängerung der Vocale durch Consonantenausfall.

Wenn in den so eben besprochenen Wörtern der Consonantenausfall einen Hiatus und erst die gelegentliche oder moderne Tilgung des letztern einen Diphthongen bewirkt, so treten daneben in überwiegender Anzahl andre wo der Ausfall eines Consonanten die Diphthongierung des

---

*) wie die Substantiva *boneurs maleurs* s. v. a. *bonum, malum augurium*; die nfr. Schreibung *bonheur malheur* u. s. w. giebt den Worten einen falschen Bezug auf *heure*.

**) prov. *deus des, dios dio* ein- und zweisylbig.

vorangehenden Vocals zur unmittelbaren Folge hat, wo gleich nach Beseitigung des einen der einfache Laut des andern sich mit *i* oder *u* zu einem Doppellaut verbindet. Es geschieht aber dergleichen auf zwiefachem Wege.

Entweder verbinden sich die zwei Vocale die zuvor durch den Consonanten getrennt waren, nun aber bei dessen Ausfall zusammenstofsen (unbetontes *e* wird dabei in gewohnter Weise gleich *i* gerechnet): *habeo habeam, ai aie; facere* und ebenso *placere tacere, faire plaire taire; vadis vadit, vais vait; gracilis graile* 2, 9, 2; goth. *vadi gais* 10, 6, 8; ahd. *fmâhjan efmaier; sapio sapit, fai feit; adfatis aiffeis; amavi amaviffem, amai amaiffe; gaudium gaudiosus, joie joious; debeo debeam, doi doie; laxare habeam, lairoie; brogilus bruels* 13, 1, 2; *fcutellum efcuel* 11, 1, 5; *hodie hui; cogitare cuidier coitous* 14, 2, 7; ahd. *trefan troveir* (*trovaviffem troviffem*) *truiffe* 1, 5, 4; *habui habuit, ou* 1, 3, 2. 49, 3, 11. *out* 12, 1, 6.*)

Oder aber es bleibt, indem der grœbere Körper des Consonanten aus dem Wort verschwindet, ein leis vocalischer Laut der mit in ihm enthalten war zurück und verschmilzt nun mit dem stärkern welcher bereits vorhanden.

Am deutlichsten und unzweifelhaftesten ist diefs der Gang der Lautveränderung wo es Halbconsonanten wie *l* und *n* und *f* betrifft.

Die Liquida *l* hat in der altfranzœsischen wie in mehreren andern Sprachen eine zwiefache Beschaffenheit: der vorangeschlagene und begleitende Vocal ist entweder ein *a* oder ein *i*: vgl. unten Nr. 6. Und zwar scheint ersteres *l* voller vocalisiert als letzteres: denn fast nur jenes

*) *o* 22, 6, 4. 49, 5, 1. *ot* 1, 3, 5. *orent* 1, 12, 3. *fo fot* aus *fapui fapuit* 1, 13, 1. 49, 6, 9. *font vont* aus *faciunt vadunt* zeigen wie das häufige *o* aus *ab* statt der Diphthongierung nur den Misch- und Mittellaut von *a* und *u*.

wirkt auch wo es ausfällt noch dipthongierend; letzteres zeigt sich uns nur dreimal so: lat. *ad-velle*, fr. *aveis* 49, 3, 12; *hospitale ofteis* 38, 2, 6. 45, 10, 3; *dulcis duis* 1, 16, 6.*) Dagegen lat. *fallere fallit*, fr. *faut* 45, 6, 3; *solalis solaus*: *jornals* 45, 8, 1; *alba aube* 4, 1, 1; *aliqui unus*, ital. *alcuno, aucun*; altd. *bald, baus* 23, 4, 2. *resbaudir* 49, 7, 12; *excalfacere eschaufeir* 33, 1, 3; *falsus falsare falsitas*, *faus fauceir fauceteis* 9, 1, 6; *altus haus* 29, 6, 6. *haut haute***); *falire falit faut*; *alter autres*; *ecce illud, ceu*; *ad illum* (oder gar noch altlat. *ollum*?) *ou*; *de illum, dou*; *consolari consout* (für *consaut* 37, 3, 8), subst. *consous* 8, 5, 5; *excollocare escoucheir* 1, 16, 3; *auscultare escouteir*; *ultra outre*.***) Neben all diesen auch manche Fälle wo die liquida ausgestofsen ist ohne jedoch jene Wirkung hinter sich zu lafsen: *caballicare chevachier* 1, 9, 1; neben *baudor* 47, 1, 6. 12. auch *badour* 47, 2, 9; *eleemosyna eleemosynaria*, *amone* 23, 5, 2. *amoniere* 48, 4, 3; *balsamum bames* 45, 5, 1. *enbameir* 45, 11, 1; *ad illos, as* 11, 12, 6. 17, 4, 3. 4; *fafeir* 7, 3, 3. 4; *atres* 7, 2, 4. 49, 2, 12; *salvamentum savemens* 34, 2, 7. *salvitas faceteis* 39, 2, 3; *silvaticus savaiges* 8, 4, 6; goth. *balvavesis marais* 4, 5, 4. 38, 1, 6 und neben *volcist* 2, 10, 3 auch *vosisse* 16, 4, 9. Hier ist überall blofse Verlängerung des Vocals anzunehmen.

Dem Sauselaut *f* schlagen die romanischen Idiome ein *i* oder mit stumpferer Aussprache ein *e* vor; letzteres vorzüglich

---

*) Umgekehrt im Italiænischen, wo die Färbung mit *u* gar nicht zu gelten scheint, dagegen nach vorlautender Consonanz ein *i* an die Stelle der liq. tritt: *blôz biotto*, *cludere chiudere*, *flamma fiamma*, *glomus ghiomo*, *plenus pieno*.

**) *haitief* 46, 3, 4. lies *haltief* oder *hautief*, wie nfr. *houffer*.

***) Das niederl. *ou* für *ol* und *au* oder *ou* für *al* ist auf nachfolgendes *d* und *t* beschränkt: *hout* Holz und hold, *baut* oder *bout boudes* bald.

das Franzœsische *); beides aber nur im Beginn der Worte, und wenn noch ein Consonant dahinter steht der es dem Sauselaut unmœglich macht an einen nachfolgenden Vocal sich anzuschliefsen. Also ahd. *fnel fmahjan ferian*, lat. *ferîbere ſpiritus ſtare ſtrictus*, altfr. *ifnel efmaier eferier eferire eſperis eſteir eſtrois.*") Und wie nun das Neufranzœsische in dergleichen Fällen den Consonanten *f* zu tilgen pflegt (*écrier écrire, eſteit été, étroit*), so zuweilen auch das Altfranzœsische schon: *inel* 47, 1, 2. 4, 8. Sonst jedoch werden nur ursprünglich inlautende *f* von der Tilgung getroffen: aber das begleitende *i* bleibt zurück und diphthongiert den vorlautenden Vocal: *ſpaſmatio paimexon* 1, 6, 5 ***). *blasphemare blaimeir* 14, 4, 5 (aber *blameir* 35, 5, 6. 38, 4, 8); in *ſanctiſſima ſaintime* 41, 2, 1. 45, 18, 3 (vgl. *centiſme* 44, 2, 3) konnte das schon gegebene *i* nur verlängert werden, und auch das *e* der Sylbe *mes* (ahd. *miſſi*) ändert nach Beseitigung des Consonanten nur die Quantität: *mesdixant mediſſans* 9, 3, 6. 9. Das Lateinische hat in häufigen Beispielen gleicher Art überall die Verlängerung: *reſmus* (gr. ἐρετμός) *remus*, *duſmus damus*, *peſnis* (mhd. *fifel*) *penis*, *puſno poſui pono*.

Die Liquida *n* schliefst in verschiedenen Sprachen verschiedne Vocale in sich, und so gilt bei ihrem Verschwinden bald diese, bald jene Diphthongierung. In Schwei-

*) Das ältere Italiænische ein *i*: *iſcherzo iſpirito iſtare*; und wie es nach dem Artikel überall ein anlautendes *i* zu tilgen pflegt (*lo 'mperadore, la 'nfantilitade*) so nun auch bei dergleichen Worten: *lo 'ſpirito* usf. Im Neuitaliænischen *ſpirito* ohne *i* und *l'imperadore*, aber noch *lo ſpirito*.

**) In solcher Weise geht *eſtrelois* 16, 2, 6 durch eine Mittelform *ſtralicum* oder *ſtaralicum* auf *ſextaralicum* (von *ſextarius*) zurück.

***) die Handschrift *paunexon* wie 2, 12, 1. *painexon* statt *paimexon* oder auch *pamexon*. Das anlautende *ſ* ist abgefallen wie bei *ſphærula ſperula perle, ſpoliare pouiller, ſponſa pouje* 45, 2, 3. *ſerian crier*.

zerischen Mundarten Diphthongierung mit *a*: *finfter feifter, ftinken fteiche, geftunken gftauche, Zunft Zauft, Kunft Kauft, üns* (aus *unfich*) *eus, wünfchen weufche*; zuweilen auch mit *i*: *Feufter Feifter, denken deiche*. Im Griechischen wiederum theils mit *i*, theils mit *u*: *τιθέντι τιθεῖσι, τύπτοντι τύπτοισι* und *τύπτουσι*; die Form *τιθέασι* zeigt auch noch den dritten Vocal. Im Franzœsischen enthält der Buchstab bei nasaler Aussprache *a* oder *i*: vgl. S. 127 und Nr. 6; wo er dagegen beseitigt wird (und das pflegt vor *f* zu geschehen), zeigt sich wie zuweilen bei *l* nur die Wirkung des allgemeinen, nicht aber eines bestimmter gefärbten Vocalgehaltes: der vorangehende Laut wird blofs verlängert: lat. *penfare penfantia*, fr. *pefeir pefance* 27, 3, 4; *prehendere prindre* Eid v. Strafsb. *prinfus prinfio, pris prixon; pagenfe paix*. Denn auch Formen wie *poife* 10, 3, 4. *cortois englois françois mois* beruhen nicht unmittelbar auf *penfat curtenfis anglenfis francienfis menfis*, sondern vielmehr nach S. 140 auf einer durch den Accent bewirkten Hebung der mitten inne liegenden langen *e*, ital. *pefa cortefe inglefe francefe mefe*; *tres* aber aus *trans* steht vereinzelt. Also blofse Verlängerung. Gerade so schon im Lateinischen des Volks und in den sächsischen und den nordischen Sprachen: *impefa cefar caftrefis lugdunefis mefis*; *Gans* altn. *gâs*, ags. *gôs*; *uns* alts. altfries. ags. *ûs*. Und in eben diesen und im Hochdeutschen wird auch beim Ausfall anderer Consonanten so verfahren: *ftahel* altn. mhd. *ftâl*; *habeft liget*, mhd. *hâft lit*.

Beim Ausfall eines *g* diphthongiert jedoch das Mittelhochdeutsche regelmæfsig mit *i*, d. h. mit dem Vocale, der durch Vermittelung des *j* verwandt mit jenem Consonanten ist: *maget faget tregeft gegen, meit feit treift gein.**)

*) Daneben auch hier, aber seltener Diphthongierung mit *u*: *fagma* goth. *bagms*, hochd. *Saum Baum*; wie *feclum* afr. *feule* Eulalia 24; *Græcum Greu* 40, 5, 3; ob auch *aqua iawe* 40, 2, 4. *eau* 11, 12, 10?

Nicht anders das Franzœsische, gleich viel ob das *g* ein ursprüngliches oder erst romanische Umbildung eines *c* ist: lat. *paganus*, afr. *pagiens* Eul. 12. 21. *paiens* 21, 1, 5; *fragrare flaireir* 11, 12, 9; *lex legalis, lois loiauls*; *rex regalis, rois regiel* Eul. 8. *roiauls*; *ligatus loieif* 39, 2, 5; *frigidus frois* 47, 5, 8. *effroier* 1, 10, 2. *froidure* 40, 1, 1. 6. *froidor refroidier* 33, 1, 1. 2; *fagere fair faiet* Eul. 14; und *sacrament fagrament* Eid v. Strafsb. *fairemens* 22, 4, 3. 34, 1, 8; *lacrima lairme* 18, 2, 2; *pacare* ital. *pagare, paier* 20, 3, 6; *nec-ens noiant*; *plicare* ital. *piegare, pleier* Eulalia 9. *souploier* 10, 2, 6; *precari* ital. *pregare, preier preiement* Eul. 8. 26. *proier* 10, 6, 6 u. a. neben *pricir* 4, 4, 3 u. a.

Wie sodann das Mhd. selbst nach dem Ausfall eines *d* zuweilen diphthongiert, wie es nach Analogie von *saget seit* wohl auch *badet schadet* in *beit* und *scheit* zusammenzieht, so auch das Franzœsische, und mit noch weiterer Ausdehnung der Analogie auch nach dem Ausfalle von *t c h p b v* und *m*: *vado vai*; *Radolf Raioul* 35, 7, 2; *Adalfrid Adefrois Aidefrois* 1. 2; *spata spede* Eulalia 22. *espeie* 6, 3, 7; *pater mater frater*, ital. *padre madre*, Eide v. Strafsb. *fradre, peires meire freires*; *latro*, ital. *ladro, laires*; *pratellum praiel* 47, 5, 1; *latus leis*; *dilatare delaier delai* 10, 5, 6. 7. 6, 7; *silvaticus volaticus*, prov. *salvatges volatges, savaiges volaiges* 8, 4, 1. 6. *coratges damnatges homenatges, coraiges damaiges homaiges* udgl.; *factum fait*; *lacte lait, lactarium laituaires* 45, 5, 2; *mactare maiteir* 24, 3, 8; *verax verais vrais*; *Cameracum Cambrai*; *directum dreit* Strafsb. Eid, *droit*; *strictus districtus, estroit* 36, 1, 5. *destroit* 27, 4, 6. 6, 8; *benedictus maledictus, beneois* 43, 2, 6. *malois maloite* 51, 1, 6. 52, 4, 1; *convictitia convitixe* 2, 4, 1; *vermiculus vermoil*; *auca oie*; *nox noctis nuit*; *luctari luitier* 11, 5, 4; *disductus desduit* 11, 12, 3; *trahere traire*; *invehere envoier*; ahd. *wahta agait* 4, 2, 4; *male-aptus malaiden* 24, 1, 7; *captivus chaitis* 25, 4, 7; *sapiam*, prov. *sapia sapcha, saiche*; *sapi-*

dus, ital. *favio*, *faiges*; *inrabiatus enraigies* 1, 13, 3; *gaber* hœhnen, *gaimenteir* 1, 1, 2*); ahd. *trefan troveir* præs. *truis*; *reinvivifeere renvoixier* 9, 2, 1; *fum fui* 1, 15, 6. 10, 3, 1.

Dagegen in *ou* aus lat. *ubi*, ital. *ove* ist an die Stelle des *v* sein Grenzvocal *u* getreten; von andern Fällen ähnlicher Art s. oben S. 122.

5°. HEBUNG UND SENKUNG DER VOCALE.

Es liegt im Geiste der modernen Sprachen, die alterthümliche Mannigfaltigkeit der Quantitæten und der Accente dahin zu vereinfachen und das Widerspiel beider in der Art auszugleichen, dafs solche Kürzen auf denen ein stärkerer Ton ruht verlängert, solche Längen die tonlos sind verkürzt, solche Kürzen endlich die nur schwächer betont sind tonlos werden. Also je nach Umständen, immer aber um des Gleichmafses willen, wird bald der Ton dem Laute, bald der Laut dem Tone nachgebracht.

Am frühesten ward diefs Verfahren auf das Lateinische angewandt: schon im Beginn des Mittelalters sprach man z. B. *bŏnŏs*, die erste Sylbe mit verlängertem *o*, weil es da betont, die zweite mit verkürztem, weil es tonlos war. Und im Deutschen schwächte das zwölfte Jahrhundert die langen oder doch volllautigen Vocale der Schlufssylben, weil sie nur tiefbetont waren oder gar tonlos, in lauter kurze *e*: *hleipâ leibê*, *kuatêr guotêr*, *fiki fige*, *hafo hafe*, *tûbûn tûbên*; das vierzehnte sodann und das fünfzehnte beseitigten auch den Tiefton solcher Kürzen, so dafs nun erst diese *e* wahrhaft stumm wurden; auf der anderen Seite dehnten die Kürzen der Wurzelsylben, wie sie schon durch den hœheren Accent gehoben waren, sich nun auch in Längen aus: *hâfe fige tugent*; diejenigen *i* und *u* aber, die

*) vgl. das mundartlich deutsche *hœhn machen*, *erhœhnen* ärgern; wie auch *lamenter* vom goth. *hlahan* lachen kommen mag.

schon früherhin lang gewesen, mufsten sich jezt in weiterem Fortschritt zu Diphthongen steigern: *fite feite*, *tûbe taube*.

Dergleichen Einwirkungen des Accents auf Quantität und Qualität der Laute sind besonders in den romanischen Sprachen, unter diesen wieder namentlich im Französischen daheim. Schon in den Eiden von Strafsburg beginnt, obwohl nicht durchweg angewendet, der Gebrauch alte Kürzen vor einfacher Consonanz, sobald der Ton darauf fiel, aber auch nur dann, zu diphthongieren*): Längen traf solch eine Verändrung seltener, und vor mehrfacher Consonanz blieben auch die kurzen Vocale ungesteigert: sonst hätte sich eine Anhäufung von Lauten ergeben die allen Sprachgesetzen zuwider war. So aber, regelrecht so nur im Altfranzœsischen. Dem neueren ist es zu bunt geworden z. B. *aime* zu sagen, aber *amons*, nur dort des Accentes wegen das *a* diphthongisch zu heben, hier aber, wo der Accent weiter rückt, den alten Laut zu belafsen: es diphthongiert beidemal, *aimons* wie *aime*; während es anderswo auch am rechten Orte wieder nicht diphthongiert: afr. *truece trovons*, nfr. *trouve trouvons*.**) Für die Flexion ist in solcher Art die alte Regel fast verloren gegangen: häufiger wirkt sie noch innerhalb der

*) Die Accente des Altfranzœsischen bestimmen sich, da die lebende Sprache theils abweichend, theils eigentlich gar nicht betont, auf mancherlei anderen Wegen, aus dem Versbau, aus dem Lateinischen, aus den übrigen romanischen Idiomen, aus den Tonzeichen welche die Handschrift des provenzalischen Boethius setzt, und wenn man auch das mag gelten lassen, aus der in Deutschland fortgepflanzten Aussprache der Zeit Ludwigs XIV.

**) Ebenso, aber doch seltener, gerathen auch bei den zwei ital. Hebungen *e* in *ie* und *o* in *uo* die neuere Sprache und Grammatik in Verwirrung und sprechen und verlangen z. B. *lieva* statt *levo*, *buoniffimo* statt *boniffimo*. Salviati Avvertimenti I, 271. 272 sah hierin noch richtiger.

Wortbildung, wo der Wechsel der Laute weniger auffallendes hat, zumeist aber nur wenn *ou* und *eu* im Spiele sind: *feu fouée, jeu jouer, lieu louer, preuve prouver, neuf nouveau, boeuf bouvier, deuil douloir, oeuvre ouvrage, coeur courage* u. a. Was aber die Abirrung des Neufranzœsischen am stärksten zeigt, ist das *eu* männlicher und weiblicher Verbalsubstantiva auf *eur*, dem doch im Lateinischen ein langes *o* zum Grunde liegt: *chaleur douleur erreur fleur langueur faveur, créateur pasteur*; und mit ihnen anderer Worte theils des gleichen, theils verschiedenen Auslautes, wie namentlich der Adjectiva auf *eux*: *leur meilleur mineur seigneur heure**) *pleurer, peu preux seul jeune, amoureux douloureux envieux joyeux oiseux favoureux* u. a. Im Altfr. haben all diese, wie sich gebührt, nur ein *o* oder *ou*: *chalors dolors errors flors langors favors***), *creator pastor, lor (illorum) millor menor signor oure ploreir****), *pouc* oder *pou (paucus* ital. *poco) prous (providus) fouls jones* (ital. *giovane*), *amerous deleros envious joious (gaudiosus) oxous (otiosus) faverous.*†) Den Anlafs jener unrichtigen *eu* glaube ich theilweis in dem vollkommen richtigen solcher Worte wie *peur pécheur faveur* zu finden, die durch Hiatustilgung aus *peor pescheor fauveor (pavor piscator falvator)* hervorge-

---

*) Daneben das adv. *or* wie im Altfr.

**) und auch nfr. *amour*. Vgl. noch die neuen und kühnen Bildungen *olere olors* 39, 1, 2; *bald haus haudors* 47, 1, 6. 12. *φαῦλος*? *fols folours* 2, 4, 5. *froidors* 33, 1, 1. *triftors* 30, 4, 5. *verdours* 2, 8, 4. 47, 5, 3; *herba erbours* 2, 10, 5. *tenebræ tenebrours* 21, 1, 2. *Bravoure* mischt zweierlei Bildungsweisen, die mit *or* und die mit *ura*: ital. span. *bravura*.

***) Irriger Weise wird auch *demorari* als langvocalig verstanden und *demore demoure* undiphthongiert mit *oure ploure* gebunden 16, 5, 4. 21, 1, 10 fgg. Anderswo richtiger; noch Montaigne *demeure*, aber *demourer*.

†) und auch nfr. *jaloux*, lat. *zelosus*, ital. *geloso*.

gangen sind, und ebenso *volenteus* aus *colenteos* d. h. *voluntatofus*; vgl. oben S. 130.

Regelrecht sind die diphthongierenden Lauthebungen nur im Altfranzœsischen. Aber nicht alle Handschriften sind in Darstellung derselben correct und consequent. Die unsrige ist es in hohem Grade: ihr Schreiber gehœrte noch der classischen Zeit selber an, und die Mundart seiner Provinz scheint ihn wenigstens hierin nicht sonderlich beirrt zu haben.

Die vorkommenden Lauthebungen sind nun folgende.

Kurz *a* in *ai*: lat. *fua*, *fai* 18, 3, 3 (sonst freilich *fa* u. dgl.); *jam*, ital. *già*, *jai*; ahd. *Adalfrid Aidefrois* 1; *Jacobus Jaikes* 42 fgg.; *amare*, *ameir amis amor*, *amoient—aimme* 22, 5, 4. *amoie et ain* 22, 6, 1; *manus mains*; *manere manoir*, *marnt* Eul. 6. *maint* 15, 5, 3. *remaint* 2, 12, 3 u. a.; *fapere favoir*, *fai feivent* 22, 2, 1 u. a. für *faivent*; *fatur fat*, *fait* 1, 2, 1 u. a. Mit unrichtiger Übertragung auf tonlose Sylben *chaikis* 25, 5, 1. 51, 3, 1; *chaipel* 47, 2, 6; *eschaipeir* 36, 3, 6. 50, 5, 4; *paipelairde* 36, 4, 4; *eschaiquiers* 13, 5, 6. 41, 3, 7; *haitel* 47, 5, 10; *laitin* 40, 5, 1; auf langes *a illac ecce-hac*, *lai fai* 11, 9, 6 fgg.; *miraicle* 37, 5, 2; *prelait* 20, 3, 7; *clameir* 21, 1, 7. *clamor* 2, 3, 5. *claime* 7, 1, 1. *clain* 22, 7, 2. Denn sonst steigert sich

Langes *a* in *ei*: *labreum leivre* 15, 4, 4; *clavis cleif* 31, 1, 5. 36, 3, 3; *fuavis foeif* 28, 5, 8; *amarus ameir* 33, 5, 9; *clarus cleir* 1, 12, 2; Infinitive auf *are eir*, *memorare menbreir* 1, 2, 5. *ftare eſteir* 49, 7, 1; Participien auf *atus eit eis*, *adfapocatus afavoreit* 1, 1, 6. *tornatus torneis* 1, 8, 4 und ebenso *gratus greit*; Substantiva auf *tas teit teis*, *veritas veriteis* 1, 15, 5. *æftas eſteit* 18, 2, 1; mit Apocope und Syncope des *t dreitei uniteis* 39, 1, 3. 4. *pratum ftatum*, *prei eiſtei* 12, 1, 1. 3; *atis eis*, *fapiatis faveis* 1, 15, 4. Alterthümlicher als *ei* scheint *é*: *carallicatum chevachiet* 1, 9, 1.

deliberatus delivre 39, 3, 3. *legalitas loiaulte* 1, 10, 4; schon in der Eulalia *prefentede* 11. *virginitet* 17. *honeftet* 18.*)

Kurzes *e* in *ie*: *brevis brief* 1, 6, 3. *briement* 46, 7, 3; *rem rien*; *meum mien*; *tremere cremir* 44, 1, 6. *cremus* 21, 8, 4. *crien* 8, 2, 5. 32, 1, 9 u. a.; *bene bien*; *tenere tenir, tieng*; *venire venir venant, vien vienent*; *eram erat erant, iere* 6, 3, 3. 5. *iert* 1, 4, 2. *ierent* 50, 4, 5 u. a.; *ferus fiers*; *afferre affert, apert* 41, 3, 6; *quærere* (aus *quærere* und *queri*) *querre querrant* 35, 5, 5. *quier conquiert*; *ex ies* 45, 3, 1. 2; *pes piet*; *fedet fiet* 1, 1, 1; *levare leveir relevait* 1, 16, 4. *lieve* 1, 1, 4. *lievent* 2, 12, 1; *gravis gravare, greveir grevance* 27, 5, 8. 32, 2, 6. *griefs* 25, 1, 1 u. a.; *febris fievre* 5, 6, 6.

Langes *e* ursprünglich in *ei*: *concreidre* Eul. 21; dann aber in *oi* oder *oe*, so dafs zwischen solchen Worten und jenen mit *ei* = *ē* nunmehr ein Unterschied bestand **): *me te fe, moi toi foi*; *credere creeis* 30, 4, 6. *croire croi* 30, 4, 8; *pena pena penare, peneis* 21, 5, 5. *poene* 20, 4, 6 u. a. *poent* 37, 5, 6; Infinitive auf *ere oir, habere avoir, volere* (nach *volui*) *voloir*; *hæres heres heritaticam, heritaige* 23, 6, 1. *hoirs* 21, 2, 5; *verus voirs veriteis* 1, 15, 5. *verteis* 24, 1, 6; *ferum foirs*; *fpero fperantia, efperance efpoir* 5, 4, 5. 29, 4, 1. *efpoirs* 13, 2, 2. 15, 2, 1 ***); *tres trois*; noch andre Beispiele oben S. 134.

Kurzes *i* in *oi*, ursprünglich gleichfalls *ei*: *meus mea*, ital. *mio mia*, *mis* (einsylbig, proclitisch, undiphthongiert) *moie*; *via voie*; *quid coi*; *fim fit, foie foit*; *videre videt, veoir*

---

*) *amistiet* 1, 4, 2. *malveftiet* 37, 1, 7. 38, 1, 7. *pitiet* 1, 4, 3 u. a. neben *amisteis* 1, 15, 3 und *piteis* 30, 5, 8 haben ihr abweichendes *ie* durch Umstellung aus *amicitet malvefitet pietet*.

**) den aber die Conjugation von der andern Seite her dadurch wieder aufhob, dass sie die Endung *eve* = *abam* auch in *oie* diphthongierte: *cantabam chantève chantoie* wie *tenebam tenoie*.

***) die 1 sg. pr. substantivisch gebraucht, wie *jon voil* 28, 2, 8. *non veal* 10, 5, 5. im Strassb. Eide *neon vol* d. h. *neum volo*.

27, 3, 8. *veïr* 38, 2, 6. 44, 2, 6. *voi* u. s. f.; *renegare renier, reneiet* Eul. 6. *renoie* 20, 1, 10 (*renie* 41, 4, 3); *ultrigare otrier, otroi* 10, 1, 3. *otroie* 14, 5, 5 (*otrie* 48, 5, 3); *consiliari consilium consillier* 1, 1, 3. *consoille* 28, 2, 3. *consoil* 1, 3, 1. 28, 2, 4; *mirabilia mirabiliare, merveillier* 25, 2, 1. *merveillous* 39, 2, 1. *merveil* 17, 1, 1. 38, 3, 7. *merveille* 25, 1, 7 (*merveile* 22, 4, 1); *minare menoir, moinnet* 45, 6, 6. *amoine* 16, 2, 1; *minor menor, moins*: goth. *viſan*, ahd. *weſan? voix* 23, 2, 1. *voiſt* 21, 4, 7. *voixent* 4, 5, 2 *); *nix nois* 18, 2, 4; *bibere beüt boivre* 33, 5, 9; *percipere percevoir perfoive* 24, 4, 2.

Endlich kurzes *o* oder *u* oder *ou* **) in *ue* oder *oe*: *poſſe potere* (nach *potui*) *pooir puez* 43, 2, 1. *puet* 2, 6, 5 u. a. *puent* 38, 4, 4 (unrichtig *pou* 38, 3, 5. *pout* 1, 7, 1. 12, 3, 7. 26, 3, 3); *ego*, Strafsb. Eide *io, ieu* ***); *illuc illuc-ipſum, illuec iluec* 36, 3, 5. 40, 3, 7. *illuekeſ* 1, 11, 3; *bos buef; dolere dolor dolus, doloir dolors duels; folium fuels; deſpolio depuel* 11, 1, 1; *folere foloir foloit* 37, 4, 3. *fuel fuet* 11, 2, 4. 37, 4, 2; *comes comitiſſa, cuens* 1, 6, 4. *coens* 1, 8, 1. *conteſſe* 5, 1, 3; *populus pueples; cor cuers coraiges; foror*, ital. *fuora, fuer* 22, 7, 1; *mori morire mors, morir mors muert* 2, 11, 5; *opera oevre; movere movoir muet*; goth. *drapan?* (abd. *trefan*, wie *trudan tretan*) *troveir, truevre* 1, 9, 3; ahd. *ſtuon ſtouan? eſtovoir eſtuet*. Die Anordnung *ue* gilt ebenso im Provenzalischen und im

*) vgl. im Lateinischen (Forcellini) *eſſe* s. v. a. *ire venire* und span. *fui* prät. zu *ir*.

**) Denn wo *ou* einem lat. *o* entspricht, wird damit schwerlich ein Doppellaut bezeichnet, sondern nur der Mittellaut zwischen *o* und *u*, der ebensowohl kurz sein kann; das Aeolische und Altlateinische hatte in seinem *ou* ganz denselben Schriftbehelf.

***) Betonung des zweiten, nicht des ersten Vocals wird durch die consonantische Form *je* bewiesen.

Spanischen *); zugleich wird sie durch das vollere *uo* der Italiäner und selbst noch des Leiches auf S. Eulalia (*buona* 1. *roceret* und *ruocet* d. i. *roqueret rogat* 22. 24) bestätigt. Wie jedoch eben hier auch *fou* und *fouce* zu lesen ist (*focus fua* 19. 19), und wie im Nfr. überall *eu* gesetzt und gesprochen wird, so zuweilen auch in unserer Handschrift schon: *oculus oclus*, ital. *occhio*, *euls* pl. *eul* 11, 1, 3 u. a.**); *focus feus*; *ablue areue*; *jocus jocare*, *jueir* 15, 5, 1. *jeus*; *locus leus*; *fum feu.r*; *poffum peux* 19, 7, 3; *volere* (für *velle*) *volo vult volunt*, *voloir veul veulz veult vrulent*. Ist hier nun wirklich auch ein andrer Laut gesprochen worden, oder weicht auf Anlafs der eignen Beschaffenheit dieser Worte blofs die Schreibung ab? Eher das letztere, da 25, 4 *efcuel eul veul duel* sich im Reime folgen.

Es werden mithin alle kurzen Vocale, von den langen jedoch nur *a* und *e* gesteigert. Ein bestimmtes Verhältniss der diphthongierenden Laute zu den diphthongierten geht nicht durch: bei *a á o ou* ist es der hellere, bei *i* der rundere, bei *e* und *é* ein verwandter, nur schärferer Laut welcher hinzutritt; dem *e* und *i* wird er vor, den übrigen nachgeschlagen; dabei gehn *á* und *o* selbst noch eine Veränderung ein, jenes in *e*, dieses in *u*; endlich rundet sich *ei* = *é* in *oi*, und *ei* = *á* kann sich in ein einfach langes *é* verflachen. Immer aber, scheints, ist in der Aussprache der vordere Laut mehr hervorgehoben worden; auch bei *ie*: *fier*, nicht wie jezo *fér*; sonst würde wohl, was doch niemals geschieht, einfaches *e* auf *ie* reimen: *ie* wird immer nur mit weiteren *ie* gebunden; auch

*) Letzteres muss jedoch auf diesen Diphthongen erst ziemlich spät gekommen sein: im alten Cid assonieren *fol compeador luen fuent*: hier also noch *lon font* u. s. f. gesprochen und zu schreiben.

**) mit triphthongischem Anlaut (vgl. *aqua iauce eau*) *veul* 6, 3, 8. 10, 4, 7 u. a.

sprachen die altd. Dichter *fier* wie *tier*, *piet* wie *fchict*: Parz. 386, 12.

Gegenüber dieser Lauthebung durch den Accent liegt die Senkung der Laute d. h. der Gebrauch Sylben die nicht betont sind nun auch unter den eigentlich ihnen zustehenden Vocallaut hinabzusetzen, den ursprünglichen Vocal, weil kein Accent ihn sichert, aufzugeben und gegen einen schwächeren, minder vollen, sogar wohl stummen zu vertauschen. Dergleichen kennt bereits das Lateinische; es folgt dabei einer selten verletzten Regel. Sobald durch Flexion oder Zusammensetzung ein *a ae e* vom Anfang in die Mitte oder an den Schluſs des Wortes gerückt d. h. seines Accentes beraubt wird (denn nach echt und altlateinischer Weise fällt auf den Anfang der einzige oder doch der stärkste Ton), so schwächen vor einfacher Consonanz in der Mitte *a* und *e* sich in *i*, *ae* in *i*, am Schluſs und vor zwiefacher (unterm Tieftou) *a* in *e*, und nur *e* bleibt dann unverändert: also *cano tubicen tubicinis*, *parco peperci*, *fedeo circumfideo circumfeſſum*, *æquus iniquus*. Vom Herabsinken und Verstummen tief oder unbetonter Schluſssylben im Deutschen ist bereits oben auf S. 136 die Rede gewesen.

Den Hauptfall französischer Lautsenkung machen die stummen *e* am Schluſs der Worte, die zwar den Eiden von Straſsburg noch fremd sind, aber schon im Leiche von der heil. Eulalia, drei Jahrhunderte vor der gleichen Schwächung des Deutschen, mit fast nur zufälligen Ausnahmen als Regel erscheinen.

Innerhalb der Worte kommt sie gleichfalls vor, doch seltner und ohne strenge Beständigkeit; auch hier ist es zumeist das farblose *e* das an die Stelle des eigentlichen Lautes tritt: lat. *caballus caballarius*, fr. *chevals chevaliers*; *manata mesnie* 7, 1, 8, 2, 1; *caſſus-caſſorum cavefor* 2, 2, 5; *baſtare beſtans* 31, 2, 3; *-ator -eor* S. 130; *gravare grevir*; *aſſimilare eſſamblеir* 1, 12, 3; *malvais malveſties* 37, 1, 7.

38, 1, 7; *asseultare esholtet* Eul. 5. *escoutcir; finire definire, fenir defenir* 8, 6, 10. 56, 7, 3; *significare seneseir* 52, 3, 3; *premiers premerains* 16, 1, 1; *amorosus doloros saporosus, amerous* 1, 3, 5 u. a. *deleros* 13, 5, 1 u. a. *saverous* 23, 1, 3 u. a.; *courrous* (wie ital. *corruccio* von *cholera* hergeleitet) *correcier* 1, 13, 2. *corresous* 15, 1, 6. 1, 7; *Pictavus Poitous poitevins* 19; *nulli-huic nelui* 11, 11, 1; *voluntas voleuteis* 29, 1, 5 u. a.; dazu noch, zwischen *lo lou* und *le* schwankend, das proclitisch gewordene *illum: lou fecors* 21, 8, 10. *le fecors* 21, 1, 10. Nächst dem *e* zeigt sich in solcher Weise namentlich noch *o* verwendet, auch dieſs ein dumpfer, mehr unten liegender Laut: *villanus vilains vilanie, velonnie* 9, 1, 1 u. a.; *minare meneir, moneir* 15, 1, 1 u. a.; *debere devoir devrai, dovrai dovroie* 1, 2, 5, 7, 5, 10; *justitiare justicier* 2, 3, 1. *justifier* 2, 7, 1; *domicella damoiselle, damoselle* 55, 18, 1.

Besonders hervorzuheben sind hier die Futura. In diesen wird durch den Hochton des Hilfszeitwortes nicht blofs die Endung des vorangehenden Infinitivs tonlos und verkürzt: *iffir ifferai* (statt *ifterai*) 35, 1, 5; *avoir-ai averai* S. 122; sondern auch und noch häufiger treten als weitere Folge Syncopierungen jener Endung, ja verschleifende Abkürzungen des Stammes selber ein: *iftrai* 51, 3, 3; *aurai; savoir saurai; devoir devrai; povir porai* 1, 2, 1 u. a.; *endurer endurrai* 28, 5, 8; *morir morrai morai* 35, 1, 6. 56, 8, 1 u. a.; *secorir secorrai* 23, 6, 2; *venir vaurai* 20, 2, 5 u. a.; *paroir perrai* 23, 6, 2; *faire ferai; recevoire recevrai* 30, 2, 7; *veoir vairai* 27, 2, 1; *falloir faurai* 21, 6, 7. *faudrai* 20, 1, 11 u. a.; *valoir valdrai* 15, 3, 1. 50, 5, 9. *vorai* 5, 2, 7. 17, 3, 7. 31, 1, 6; *laiſſier lairai* 1, 2, 3.

6°. ANGLEICHUNG DER VOCALE.

Angleichung der Vocale (ich bilde dieſs Wort nach dem lat. *Assimilation* und dem althochd. *anagalih*) d. h.

eine Veränderung derselben welche bedingt ist durch die Beschaffenheit der benachbarten Laute und sie mit diesen mehr übereinstimmend, diesen ähnlicher und gleichartiger macht. Solche Vocalveränderungen liegen noch um vieles weiter und tiefer greifend als die bisher erörterten in dem Character des Sprachstammes der Europa und Asien verbindet.

Also Angleichung an einen benachbarten Laut. Dieser kann unmittelbar vor oder hinter dem Vocal oder erst in der nächstfolgenden Sylbe liegen. Der unmittelbar anstofsende mufs, wenn eine Angleichung geschehen soll, ein halbvocalischer Consonant, der im nächsten Wortglied folgende ein ganzer Vocal sein. Auf allen drei Wegen kommt die Angleichung schon im Lateinischen, auf allen dreien in den germanischen, auf allen auch in den romanischen Sprachen, namentlich aber in der französischen des Mittelalters vor.

A. ANGLEICHUNG AN DEN VORHERGEHENDEN HALBCONSONANTEN.

Eine solche ist es wenn z. B. lat. *ve*, ahd. *we wa* in *ro wo*, nhd. *ei* in *wä* sich verwandelt (*vertere vortere*, *weralt woralt*, *gifuaran gifuoran*, *wirde Würde*): denn *w* ist consonantisches *u*, *o* und *ä* aber sind die Ausgleichung von *u* und *e*, von *u* und *a*, von *u* und *i*; das Ags. vertauscht gar mit geradem Übergange *ri* gegen *ru*: *rida ruda*. Und wie noch um einen Schritt weiter deutsches *que qua* in *ko* übergeht (*queman komen*, *quam kom*) d. h. auf Anlafs des vorlautenden Consonanten der Halbvocal selbst verschwindet, aber als Spur den Mittellaut *o* für *e* und *a* zurücklafst: so nun auch lat. *quam qua-mente quare* in fr. *com comme* 2½, 5, 5. *coment cor* 18, 3, 7 u. a.*): die Umkehr der auf S. 131 erwähnten Ausgleichung von *a-u* in *o*.

*) daneben *car* wie im Deutschen *kam* neben *kom*.

Eigentliche Angleichung der Vocale übt das Altfr. nur hinter den Liquiden *l* und *r* und namentlich hinter den zischenden Consonanten: da wird ein nachfolgendes betontes *e* diphthongiert mit dem *i* das in all jenen Consonanten enthalten (vgl. oben S. 131 fgg.) und das zugleich dem *e* selber auf das nächste verwandt ist: *lætus lies* (aber noch *leus*, nicht *lieu*); *iratus ivies* 1, ½, 1 u. a.; *desiderare desirier desirrier* 13, 5, 3. 25, ½, 2 (*desirree* 35, 3, 3); *expressus espriens* 11, ½, 6; *cælum ciel* schon Eul. 6. 25; *seculum siecles*; *adbassare abaissier* 1, 11, 3; *laxare lazsier* Eul. 24. *laissier*; *caput chief* Eul. 22. *chies*, *meschies* 1, 13, ½; *capra chievre*; *carus chiers*; *caballicare chevachier*; *peccatum pechies*; *propianus prochiens* 31, 5, ½; goth. *têkan taitôk*, ital. *toccare*, *touchier*; *caricare chairgier*; *clericatus clergies*; *commeatus*, ital. *comiato*, *congies*; *judicare jugier*; *inrabiatus enragies*; *cambiare chaingier*; *vindicare vangier*.*) Aus solchen Infinitiven ist die deutsche Verbalsylbe *ier* hervorgegangen: *laissier*, mhd. *leisieren leischieren* udgl. Das Neufranzosische aber hat nicht blofs diese Angleichungen wieder aufgegeben, sondern weiter schreitend auch aus der Endung vieler Worte ein *i* beseitigt, denen doch von Stammes wegen ein solches gebührt: *cominitiare comancier commencer*, *fidantiare fancier fiancer*, *lanceare lancier lancer*, *basiare baissier baiser*, *inbrachiare enbraissier embrasser*, *cruciare croixier croiser*, *pretiare prixier priser*.

B. Angleichung an den nachfolgenden Halbconsonanten.

In den hochdeutschen Mundarten wieder meist ein vermittelnder Mischlaut, seltener ein Diphthong; *j* und *sch* enthalten auch hier ein *i*, *w* und die Liquida *l* ein *u*: ahd. *wâjan* mhd. *wæjen*; mhd. *asche esche*, *waschen weschen*;

*) *aidier cuidier* aus *adjutare cogitare* gleichen die Schlusssylbe dem Vocal, nicht dem Consonanten der Wurzel an.

ahd. *niwi niuwi*, *frowa frouwa*; *fal fol*, *Liutpald Liupolt*. Im Gothischen aber, im Angelsächsischen und im Altnordischen mannigfache Diphthongierungen: in den beiden letzteren vor *h* und den Liquiden *l* und *r* theils des *a* mit *e* d. h. *i*: *hals* ags. *heals*, *ſtarc ſtearc*, *maht meaht*; theils des *e* mit *a*: *geld* altn. *giald*, *bergan biarga*; theils wiederum des *e* mit *o* d. h. *u*: *bergan* ags. *beorgan*, *fehtan feohtan* altfries. *fuchta**); im Gothischen des *i* und des *u* vor *h* und *r* und blofs mit *a*: ahd. *ſhu*, goth. *faihu*, *wirs vairs*, *ſuht fauhts*, *turā daurō*; wie denn *a* als der Vocal dieser Consonanten schon durch die Namen beider bezeichnet **) und für *h* insbesondere durch dessen mehrmaligen Übergang in romanisches *ha* oder *a* bewiesen wird ***): ahd. *knaph*, fr. *hanap*, ital. *anappo*; *kring*, fr. *harangue*, ital. *aringo*, span. *arenga*.†)

Eben dergleichen Diphthongierung nun auch im Französischen, nur dafs sie nicht wie im Deutschen auf betonte Sylben eingeschränkt ist (die goth. *uh* und *nih* bleiben als enclitische und proclitische Wörter unverändert), sondern auch Statt finden darf in unbetonten. Dieser Umstand so wie das häufige Vorkommen der Angleichung

---

*) daneben im Altn. mit blosser Verlängerung des *a i o u* vor *l* und *n* *hāls thing fōlk tūnga* udgl.; womit sich im Romanischen die Verlängerung durch den Ausfall eben dieser Consonanten zusammenstellt: s. oben S. 132. 134.

**) lat. *ha*, fr. *ache*, ital. *acca* (d. h. *aha*) und engl. *arr*; ähnlich werden *c k q* mit Hilfe der Vocale benannt, die hinter ihnen zu stehn pflegen.

***) Wie *j* zu *i*, *w* zu *u*, ist *h* der Consonant zu dem dritten Hauptvocal *a*; das hebr. Aleph bezeichnet *a* und *h*, wie Jod und Waw beides *i* und *j*, *u* und *w* bezeichnen.

†) In Ableitungen zeigt das Gothische alle fünf Laute *h l m n* und *r* von einem verborgenen *a* begleitet: goth. *alhs* ahd. alts. *alah*, *fugls fokal*, *arms aram*, *ibns epan*, *vēkrs wraikkar*; andre Vocale bleiben nicht ungeschrieben.

auch vor mehrfacher Consonanz *) begründet bei sonst mannigfacher Übereinstimmung zugleich einen wesentlichen Unterschied derselben von der Lauthebung, die nur betonte Vocale vor einfachen Consonanten trifft. Die bezüglichen Consonanten sind aber folgende: *f x ch*, *l r* und nasales *n*; in den Zischlauten und ebenso hier in *r* liegt ein *i*, in *l* bald ein *i*, bald ein *u*, im nasalen *n* bald gleichfalls ein *i*, bald auch ein *a* verborgen, so dafs theils mit *i*, theils mit *u*, theils endlich mit *a* diphthongiert wird: vgl. oben S. 131—134.

Angleichung an einen Zischlaut: lat. *ad-fatis affatis, aiffeis; bafiare baiffier; baffus bas* 1, 2, 1. *abaiffier* 1, 11, 3. 46, 3, 4; *brachium bracium, brais* 6, 3, 2. *enbraiffier; caſtigare chaiſtier* 36, 5, 1. subst. *chaiſti* 36, 4, 5. *chaiſtiemens* 9, 1, 7; *caſtellum chaiſtels* 3, 3, 3. 21, 7, 4; *waſtellum gaiſtels* 47, 5, 4; *factio faiſſon; craſſus* fem. *graiſſe* 2, 9, 2; *taxare laxſier* Eul. 24. *laiſt* Eul. 28. *laiſſier;* ahd. *laz*, mlat. *laſſus, lais laiſſe* 1, 2, 1. 15, 3, 5 u. a. *helais elais* 1, 14, 4. 18, 5, 1 u. a.; *laſſare laiſſier laiſſeis* 18, 5, 7; *paſſus paſſare paſſaticum, pais paiſſier* 35, 6, 1. *paiſaiges* 8, 3, 6; *vaſſallus vaiſſauls* 49, 5, 6; *captitare? chaicier;* ahd. *tretjan traicier* 17, 5, 4; *vaſcellum vaixiaulz* 21, 7, 6; *placere tacere, plaixir taixir;* goth. *fatjan faixir; ratio raixon; accaptare aicheteir raicheteir* 42, 1, 6; *baccalarius baicheleirs* 22, 5, 2; ahd. *hakjan*, subst. *haichie* 42, 3, 5; *broceus broccare broichier* 47, 3, 1; *pretiare preixe* 40, 2, 3. *proixier* 44, 3, 5. *esprixier* 20, 4, 9; altn. *bûfkr bois; domnicella domnizelle* Eul. 23. *damoiſelle; luſciniola roiſignors; potio poiſon; potentia poſſentia poiſſance* 26, 1, 2 u. a. (undiph-

*) Das Altn. und Ags. diphthongiert sogar nur vor einer solchen: es muss dem *l*, dem *r* noch ein zweites oder ein andrer Consonant folgen, oder doch wie in *al* ags. *eal* pl. *ealle, fearo* gen. *fearves* ursprünglich gefolgt sein.

thongiert *pouffance pouxance* 27, 4, 3. 44, 1, 8); *anguftia angoiffe* 23, 3, 6. 50, 3, 1; *licere licet, loixir* 46, 6, 7. *loift* 1, 2, 4; *ante ipfum*, ital. *anzi effo*, *anfois ainçois* 1, 15, 4. 6, 2, 5; goth. *kausjan choifir*; *avicellus aucellus oixels*; *uxor oixour* 2, 12, 4; *confanguineus coixins* 34, 2, 8; *cognofco cognoix* 6, 1, 2. *cognoiffent* 21, 8, 1; *vox voix*; *poffum pois* Strafsb. Eid, *puis*; *poft puis* 1, 16, 4. *pues* 1, 4, 3 u. a.

Angleichung an *r*: *ars airs* 50, 5, 11; *argentum airgens* 20, 2, 4. 22, 3, 3; *anima*, ital. *alma*, *arme* 30, 2, 8. *airme* 18, 3, 6; *arma airme* 22, 5, 5; *caro chairs*; *caricare chairgier*; ahd. *warén gairrir* 38, 4, 3; *wartén gardeir* 7, 6, 10. *gairdeir* 7, 6, 5 fgg. 36. *gairde esgairt resgairt*; *warnjan garnir gairnemens* 20, 2, 5; *Gérhart Leonhard, Girairs* 2. *Liennairs* 52, 2, 3. *caudardus*, ital. *codardo*, *cowairs* 25, 4, 7. *coairs* 36, 4, 5. *mufairde* 36, 5, 5. *paipelairs* 36, 4, 4; *härra haire* 7, 5, 7; *Navarra Navaire* 26, 1, 1; *parere paireir* 23, 3, 2 (*parrait* 21, 6, 6). *compaireir* 15, 5, 3. *repairier* 46, 1, 1; *parens pairens* 34, 2, 8; *parabolare pairleir*; *pars de-parte depair* 50, 4, 1. *pairtir*; ahd. *fparén efpairgnier* 38, 4, 6; *attardare atairdeir* 36, 2, 4; *tarta tairte* 47, 5, 5; *virgo virge vierge* 45, 17, 3; *oratio oirexon* 45, 12, 3. Diphthongierungen von *a* in *ei* bilden den Übergang zu der blofsen Lautausgleichung in *e*: *mare meirs*; *par peirs* 9, 2, 6. 12, 2, 3 (*peir* für *pais*). 46, 9, 8 und *Armenium Ermins* 50, 5, 3; *baro bers* 50, 5, 1; *carus chiers cherir*; *herdemens* 24, 4, 3; *harpa herpe* 50, 5, 8; *perleir* 17, 3, 4; *pertir* 30, 1, 8. 34, 1, 10. Und solche Formen haben den Anlafs gegeben das schon ursprünglich so vocalisierte *per* in *par*, *perdons* (20, 3, 3. 46, 4, 3) in *pardons* (17, 4, 5. 43, 2, 3) gleichsam zurück zu verwandeln.

Angleichung an *l*. Mit *i*: *fallere faillir*; *pallere paillir* 15, 4, 10; *qualis keilz*; *talis teilz*; *hofpitale hofteils* 38, 2, 3; *mortalis morteils* 26, 1, 7; *crudelis crueil* 17, 4, 4; *colligere*

coillir 51, 1, 2. *cuillir* 2, 8, 5; *voil* 28, 2, 8 im Reime für *veul*. Mit *u*: *æqualis igaulment* 14, 3, 2; *hoſpitale, enſeignal*: *oſtaul* 38, 4, 3 *); *legalis legalitas, mal*: *loiaul* 1, 1, 7. *loiaulment* 1, 14, 2 (*loialment* 1, 12, 4). *loiaulteis* 1, 10, 4 u. a. (*loialteis* 23, 5, 5); *regalis, mal*: *roiaul* 38, 1, 3; *raffallus vaiffauls* 49, 5, 6; *fallo faul* 8, 5, 7. *falſus fauls* 15, 5, 7. 22, 6, 4; *falvet fault* 22, 7, 2; *valet vault* 7, 3, 9 (*valt* 24, 1, 2 u. a.); *altus hault* 29, 6, 5 u. a. (*halt* 26, 4, 7); *melius muelz*; ahd. adv. *urgilo orguels* **). Eigenthümlich ist die Vertauschung von *ell*, sobald demselben kein Vocal nachfolgt, gegen ein triphthongisches *eaul* oder *iaul*; grade als wenn nur das eine *l* ein *u*, das andre aber wie dort im Goth. und Altn. ein *a* enthielte ***); oder ist vielleicht anfangs nach ganz nordischer Weise nur in *ial* diphthongiert, und dieses erst in *iaul* triphthongiert worden? †) Solcher Art sind *agnellus aignialz* 48, 1, 7. 49, 1, 3; *ecce-illos, cealz et ceaulz* 22, 6, 2 u. a. fem. *celle*; *vetulus vials* 11, 12, 4. fem. *vielle*; *bellus biauls* fem. *belle* 21, 7, 8 u. a. *biaulteis* 13, 4, 2; *vaſcellum vaixiaulz* 21, 7, 6. Dazu noch ohne *l* mit bloſsem *iau* oder *eau*: *illos eaus* 1, 12, 4 u. a.; *ad-velle aviaus* 21, 7, 2; *biaus* 11, 12, 3. 35, 1, 1; *caſtellum chaiſtiaus* 21, 7, 4; *viaus* 11, 12, 7 und mit Beseitigung auch des *u*: *biateit* 24, 2, 3 wie bei mhd. Dichtern *beâs* und *beâ*; *mel mias* 11, 12, 1; *novellus novias* 11, 12, 2: vgl. oben S. 132. Streng durchgeführt zeigt sich diese Angleichung von *e* und doppeltem *l* freilich nicht, so wenig als jene von *a* und *l*, und es werden z. B. in Nr. 47 all die vielen derartigen Reimworte mit unverän-

---

*) Die Schrift læsst also frei beide Worte mit *aul* oder beide nur mit *al* zu sprechen.

**) Das ital. *orgoglio* giebt statt des Diphthongen nur den ausgleichenden Mittellaut *o*; vgl. *polle* aus *puella* Eul. 10.

***) vgl. *ille al* 49, 5, 2; *melius mials* 11, 12, 9.

†) Helm altn. *hialmr*, afr. *healme heaulme heaume*.

dertem *el* geschrieben, kein einziges mit *iaul*. Das Neufranzœsische gleicht von den Worten auf *al* nur den Plural an, von denen auf *ell* auch schon den Singularis: aber die Ursache dieser Wirkung, die liquida *l*, fällt beidemal regelmæfsig fort: *égal égaux*, *beau beaux*; und wo bei letzteren *l* bestehn bleibt, vor nachfolgendem Vocalanlaut, bleibt auch *e* bestehen: *bel eſprit*.

Angleichung an nasales *n*. Mit *a*: *enmeneir* præs. *enmain* 1, 9, 5; *incincta anfainte* 1, 1, 2; *fingere faindre* 7, 3, 2. 28, 1, 3. 4. *fnctitia faintixe* 2, 6, 1; *exſtinguere estaindre* 6, 1, 10. 28, 1, 7; *diſtringere deſtraindre* 1, 15, 6. 28, 1, 5. 6; *attingere ataindre* 16, 3, 1. 28, 1, 8; *vincere veintre* Eul. 3. *voincre* 5, 5, 4. Mit *i*: *certus certanus certains*; *ſuperanus ſoverains* 22, 7, 1; *villanus vilains*; *chriſtianus chriſtian* Eid v. Strafsb. *Creſticins* 9. 10; *extraneus eſtrainges* 25, 2, 2; *ante antins ains*; *ante-ipſum ainçois* 6, 2, 5; *hancboram eincore* 34, 3, 5. *eincor* 3, 5, 2. 22, 2, 6; deutsch *gram*, *grains* 2, 3, 3; *granum grains* 22, 5, 4; *mane main* 48, 4, 5. *demain*; *planus plains* 22, 5, 5; *fanus fains*; *vanus vains*; *plangere plaindre*; *cambiare chaingier*; *manducare maingier*; goth. ahd. *manag mains*; *ſanctus ſains*; *plenus plains* 1, 9, 2. 3, 3, 3; *bonus boins boens*; *comptitia coentixe* 2, 9, 1; *adcomitantia acointance* 1, 3, 2; *domniarium doingiers* 10, 5, 3; *donare doneir* cj. pr. *doinst* 2, 9, 5. 18, 3, 1; *longe loing*; *pugna poene* 8, 2, 4. *pungere poendre* 1, 11, 5. *punctum poens poins* 4, 3, 3. 13, 5, 6. 41, 3, 7. Der Diphthongierung von *a* in *ei* (*Creſticins eincore*) folgt auch hier wie oben vor *r* die blofse Ausgleichung in einfaches *e*: *chriſtiien* Eul. 14. *chreſtiens*; *paganus pagianus*, *pagiens* Eul. 12. 21. *paiens*; *ens* 4, 5, 3 neben *ains*.

C. Angleichung an den Vocal der folgenden Sylbe.

Diese geschieht sonst überall nur so, dafs ein betonter Vocal, meistens der Vocal der Wurzelsylbe, in Überein-

stimmung gebracht wird mit dem der Flexion oder der Ableitung. In den germanischen Sprachen, nur noch in der gothischen nicht, wirken solcher Art eigentlich alle Vocale, auch der Halbvocal *j*, indem man ihn für *i* versteht; alterthümlicher in Form der Diphthongierung: ahd. *anti einti*, altn. *fadull faudull*; gewöhnlich in der des s. g. Umlautes und der Brechung, wobei nur die Qualität, nicht aber auch die Quantität des Wurzelvocals sich ändert *): goth. *niman* ptc. *numans*, ahd. *neman kinoman*; cj. pr. *niutai niozé*; *anti enti*; *nasjan nerjan*; *fadull födull*. Das Griechische und das Lateinische kennen nur noch die Diphthongierung, jenes mit *ι* und *υ*, dieſs beinah blofs mit *i*: *ταναός ταvία tænia*, *ἐνί εἰνί*, *πολύς πουλύς*, *πλατύς plautus*.

Dabei pflegt jedoch eine Abweichung von dem eigentlich regelrechten Wege vorzukommen, und zumal beim deutschen Umlaut ist sie in Gebrauch, dafs nämlich der diphthongierende oder Umlaut bewirkende Vocal aus der Schlufssylbe verschwindet und nur noch verschmolzen mit dem der Wurzel erscheint, dafs man nur die Wirkung noch sieht, aber nicht mehr am rechten Ort auch die Ursache. Also goth. *namnjan*, ahd. *nemnan*, mhd. nhd. *nennen*; *fêris fêdri fwære fchwer*; ahd. *duris*, ags. *thyrs*; goth. *magus*, altn. *mögr*; gr. *ἰν ἐνί εἰν*, *φόνος φοῖνος φονός*; *γόνυ γοῦνατος*; goth. *lats latjan*, lat. *lædere*; *cadere hatjan cædere*. Und mit Verlängerung statt unthumlicher Diphthongierung *fedeo fêdo*, *μαρτυρόμαι μαρτύρομαι*.

In eben solcher Art übt nun auch das Französische die Angleichung betonter Sylben an das *i* (andre Vocale

*) dem entsprechend und damit zusammenhangend, dass im Hochdeutschen *i* und *u* einem nachfolgenden *h* oder *r* auch nicht mehr diphthongisch, sondern bloss durch einen Mittellaut angeglichen werden: goth. *raihts* ahd. *reht*, *thauh doh*, *vair wer*, *haurn horn*. Denn Diphthongierungen und Triphthongierungen mit *e* = *a* wie *gieht weier*, *gir Geier*, *bür Bauer* gehören bloss der Mundart einzelner Länder und Zeiten an.

betrifft es kaum) einer nachfolgenden unbetonten: letzteres wird diphthongierend zurückversetzt; undiphthongische Vermittelung findet sich nur in der Endung *omes ons om*, die zunächst aus lat. *amus* hervorgegangen, dann auch auf Verba mit anderm Character übertragen wird: *cantamus* afr. *chantomes chantom*, afr. nfr. *chantons*; und ebenso *vendomes partomes.**)

Beispiele der Diphthongierung. Mit *i*: lat. *varius vairs* 27, 2, 3; *contrarius contraires*; *vidarium*? *viaires* 7, 5, 5; *area* ital. *aria*, *aire*, adj. *debonaires***) 11, 4, 2 u. a. *debonairement* 11, 3, 6; *baccalarius baicheleirs* 22, 5, 2; *folatium folais*; mit Vorschaltung des *i* (wie im deutschen *iu*: *fûl fûli fiule*) *caballarius denarius primarius feacarium feutarius viridarium*, *cheveliers deniers premiers eſchaiquiers* 13, 5, 6. 41, 3, 7. *eſcuiers vergiers*; *laudare*, prov. *lauzar*, *los* 23, 2, 8. *loſenge*, *loſengiers*; *erit iert* 8, 6, 10 u. a.; *heri ier*, *alterum-heri autrier*; *miniſterium meneſtier* Eul. 10. *meſtiers*; *tertius tiers*; *eſtis ieſtes* 41, 2, 5; *poſſit puiſt* 7, 6, 9 u. a. *puiſſe* 11, 7, 3; *morior muir* (statt *mur*?) 10, 1, 9. 18, 3, 5; *totus tous*, *totum tout*, *toti tuit* Eul. 26. 1, 11, 2 u. a.; *exire iſſir*, ptc. *iſſus* pl. *iſſuit* 1, 11, 4; *innodium*? *anuis anuit* 1, 11, 3. 16, 5. 11, 5, 6. adj. *anoious* 23, 4, 1. Mit *u*: *diabolus diaubles* 47, 4, 5; *viduus veus veut* 1, 16, 1. 22, 5, 5.***)

7°. ANGLEICHUNG DER CONSONANTEN.

Auf sieben Wegen haben wir französische Diphthongen neu entstehen sehn: durch Synæresis eines Hiatus,

---

*) vgl. neuital. *cantiamo vendiamo partiamo* neben altital. *cantamo vendemo partimo*.

**) vgl. *deputaires*: Adjectivbildungen wie *ἐγγύς behende vorhanden ohngefähr zufrieden*.

***) An der ersten Stelle fordert jedoch der Reim *vuis*, wie nfr. *vuide*: Vorschaltung des *u*, oder bloss Angleichung von *e* und *i*?

durch Tilgung eines Consonanten und Zusammenziehung der sich nun berührenden Vocale, durch vocalische Vertretung eines aufgegebnen Consonanten, durch Hebung eines betonten Vocals, durch Angleichung eines solchen an den vorhergehenden Consonanten, durch Angleichung an den nachfolgenden, endlich durch Übernahme des Vocals der nächsten Sylbe. In der Hälfte der Fälle giebt also ein Consonant den Anlafs her zu der Veränderung des Vocals. Nun findet aber auch die umgekehrte Wirkung Statt: gewisse Vocale bedingen eine wechselnde und veränderte Beschaffenheit des benachbarten Consonanten. Und dabei machen sich innerhalb der zwei Lautclassen dieselben Wahlverwandtschaften geltend, von denen bisher schon genug die Rede gewesen.

Bestimmung des consonantischen Lautes durch den nachfolgenden Vocal zeigt sich beim *c*, welches anders vor *a*, anders vor *i* und dergleichen Vocalen gesprochen wird, und damit zusammenhangend bei *t*, dessen Verbindung mit tonlosem *i* gleichfalls ein gezischtes, nicht auf Italiäner Art gequetschtes *c* oder ein *ff* oder *x* oder *f* ergiebt: *tretjan traicier*, *factio faiffon*, *ratio raixon*, *potio poifon*; vgl. oben S. 126. Mehr als dieser kurzen Erwähnung bedarf es nicht: der Unterschied ist vom Altlateinischen ererbt.

Einwirkung auf den nachfolgenden Consonanten, oder wenn man es lieber so will, Mitveränderung desselben tritt häufig ein bei der Hebung und dem zweiten und dritten Fall der Angleichung der Vocale. Wie im Deutschen ein umlautendes *i* nicht selten auch den Consonanten der Sylbe verdoppelt oder verhärtet, also zugleich in beides, den Vocal und den Consonanten, übergeht: goth. *faljan* ahd. *fellan*, *badi petti*, *fatjan fezzan*, *hafjan hepphan*; wie dieselbe Doppeländerung zuweilen auch im Griechischen

vorkommt: *μεγίων μείζων, κρατίων κρείσσων* *); eben dergleichen, aber mit bedeutsamer Einschränkung auf liquide Consonanten, namentlich auf *l* und *n*, im Altfranzœsischen.

Beispiele verdoppelter Liquida hinter einem gehobenen Vocale: *ameir aimme* 2, 4, 3 (*enme* 6, 2, 7) u. a. *aimment* 1, 12, 4; *desmanoir desmainne* 16, 1, 4; *tenir tiennent* 41, 4, 5; *meneir moinnet* 45, 6, 6.

Verdoppeltes *l* und *n* hinter angeglichenem *a* und *e*: *talis teils teille* 27, 5, 5; *malapticum*, prov. *malatges*, *maillege* 23, 6, 6; *certains certainne* 16, 2, 4. 22, 3, 1; *humains humainne* 41, 2, 4. 45, 11, 5; *mondains mondainne* 45, 12, 5; *plains plainne* 45, 12, 4; *premerains premerainne* 16, 1, 1; *prochiens prochienne* 46, 8, 4; *fains fainne* 35, 3, 7; *vilains vilainne* 20, 2, 6.

Verdoppeltes *l* zwischen angeglichenem Vocal und nachfolgendem *i*: *aliorfum aillors*; *baliva baillie* 7, 6, 10 u. a. *baillir* 1, 14, 4; *falire faillir*; *valere valire valiens vaillans*; *voloir veullies* 9, 3, 7. 43, 3, 7; *oleum oilles* 21, 7, 6 (*oile* 8, 2); *mulier moilliers* 1, 1, 5 u. a. In *confiliare confillier* 1, 1, 3. *confellier* Eul. 5. *melior millor* 1, 10, 5 ist zwar der vorlautende Vocal unangeglichen, aber an sich schon ein *i* gleich dem nachlautenden.

Das Italiænische statt den Vocal zu diphthongieren und das *l* zu verdoppeln schlægt letzterem gern ein *g* vor: *migliore mogliera oglio*; und vertauscht auch ursprünglich schon verzwiefachte *l* vor nachlautendem *i* gegen *gl*: *colligere* fr. *coillir*, *cogliere*; d. h. es nimmt das *i* consonantisch umgestaltet in die Vordersylbe herüber. Ebenso verfährt es, und ebenso hier das Franzœsische, wo ein-

---

*) Bei liquiden Wurzeln schwanken das Griechische und das Lateinische zwischen blosser Diphthongierung oder Verlängerung des Vocals und blosser Verdoppelung der liq.: *στερεός στείρος στεῤῥός*, *mille milia*, *villa vilicus*. Denn Doppelvocal und Doppelconsonant zugleich duldet das Sprachgesetz eigentlich nicht.

fachem oder doppeltem *n* noch ein *i* oder ein zu *j* erweichtes *g* folgt: beidemal wird da *gn* geschrieben, und aufserdem im Franzœsischen der Vocal mit *i* diphthongiert: *Campania Champaigne* 15, 1, 4; *companius compania*, ital. *compagno compagnia*, fr. *compains compaignon* 22, 2, 3. *compaignie* 7, 5, 9; ahd. *weidanjan guadagnare gaaignier* 20, 3, 5; *Britannia Brettagna Bretaigne* 15, 1, 2; *refrangere refraindre refraignoit* 49, 1, 7; *plangere plaindre plaigne* 10, 1, 6. 15, 2, 2; *attingere ataindre ataigne* 15, 1, 9; nach deren Analogie auch *prehendere prendre praigne* 15, 2, 9. *preigne* 46, 3, 3; *Matiſconienſis Maſcoignois* 17, 5, 1; *teſtimoniare teſmoignier* 2, 12, 5 u. a.; *allongare aloignier* 1, 11, 5. 35, 1, 7; *reſomniare riſognare reſoignier* 20, 4, 5; *venire veniat*, itzl. *venga*, *vaigne* 31, 4, 2. mit undiphthongiertem *i* *conveniat covigne* 30, 2, 6. *ſubveniat ſovigne* 25, 4, 1; *luſciniola roiſignors*. Die neuere Aussprache fafst diese *gn* und *gl* und so auch jene franzœsischen *ill* als *nj* und *lj* auf; ja schon im zwölften dreizehnten Jahrhundert hat man die Laute so umgestellt und umgestaltet, da die mhd. Dichter *Britanje Schampanje* udgl. wiedergeben. Dennoch mufs der ursprüngliche Platz des Gaumenlautes der gewesen sein, den ihm die altübliche Schreibung anweist. Da aber ist *g* wie nasales *n*, also mit Angleichung der Consonanten *gn* wie *ngn* gesprochen worden. Denn auch vor altlateinischem *gn*, das jezo zwar den Italiænern und Franzosen gleichfalls wie *nj* lautet, den Römern aber wie *ngn* gelautet hat *),

*) Man findet auf Inschriften *fingnum*. Hier also übertragen die Rœmer das ableitende *n* zugleich auch in die Wurzel, wie das die Griechen regelrecht bei schwachen Verbalbildungen thun: *λάγνω λαγνάνω*; während die Gothen dieses verbale *n* nur in der Ableitung, die Rœmer es nur in der Wurzel haben: goth. *lifnan*, lat. *linquere*. *Lifnan* ist im Gang der consonantischen Angleichung was im Gange der vocalischen ahd. *falt*, *λαγνάνω* was *faili*, *linquere* endlich was unser *feil*.

kommen eben jene nasalen Lautangleichungen vor: *agnellus aigniaus* 48, 1, 7 u. a.; *dignare doignier* 27, 5, 6. *daigne* 15, 2, 4. *doigne* 52, 1, 4. *doignies* 29, 5, 4; *infignare enfignier enfaigne* 24, 3, 2 fgg. Und was den vollen Entscheid giebt, mehr als einmal ist wirklich ein ganz ausgeschriebenes *ngn* zu lesen: *ingeniare engingnier* 37, 2, 4; *grandior graindre gringnor* 2, 6, 5. *ingrandiare engringnier* 46, 2, 2; *veniendo* altital. *vengnendo*; *fenior fengnore*. Im Altitaliänischen dieselbe Häufung und Angleichung zuweilen auch bei der andern liquida: *talglia melglio pilgliare volglia* udgl.

8°. FLEXION DER NOMINA.

Das jezige Franzœsisch kennt nur noch in der Flexion der persœnlichen Fürwörter einen dürftigen Casusunterschied; sonst jedoch deckiniert es nomina und pronomina blofs so weit, dafs der Wechsel von Geschlecht und Zahl bezeichnet ist, nicht aber auch der Wechsel des syntactischen Verhältnisses: als Subject und als Prædicat wie als Object und in jeder andern Abhängigkeit haben die Worte gleichmæfsig dieselbe oder auch gleichmæfsig gar keine Endung. Und zwar gilt mit einer Vertauschung und Verarmung die innerhalb des Deutschen schon um manches Jahrhundert früher begonnen hat *) die eigentlich nur accusativische Form jezt auch mit für den Nominativus: nicht blofs die emphatischen *moi* und *toi* für *je* und *tu* beruhen auf lat. *me* und *te* wie *foi* auf *fe*: auch *mon ton fon*, pl. *mes tes fes* heifsen ihren Lauten gemæfs ursprünglich nur s. v. a. *meum tuum fuum*, *meos tuos fuos*; und so hat überhaupt,

*) goth. nom. *dags*, acc. *dag*: ahd. u. s. f. beidemal *tak*. So jedoch nur bei Substantiven: Adjectiva unterscheiden die Casus jezt noch wie im Gothischen: *hails hailana*, *heiler heilen*. Noch früher haben Griechen und Rœmer den Accusativ statt des Nominativus gesetzt, wenn sie den acc. c. inf. auch im Sinne des Subjects gebrauchen.

mit Ausschluſs allein der weiblichen Worte auf stummes *e*, die neufranzœsische Form der Substantiva wie der Adjectiva vormals nur zur Bezeichnung des Objectes gedient und zur Umschreibung des genitivischen und des dativischen Verhältnisses, als Nominativ des Subjects und des Prædicates aber nicht. Denn das Altfranzœsische, schon wie es in den Eiden von Straſsburg vor uns liegt, und wie von all seinen Schwestersprachen nur noch die Provenzalische verfahren ist, bekleidet den nom. sg. aller männlichen und neutralen und aller nicht auf stummes *e* auslautenden weiblichen Worte mit einem *s*, und ebenso den acc. pluralis; der acc. sg. und der nom. pl. haben dieſs Flexionszeichen nicht; Genitiv und Dativ aber werden mit dem Accusativ und einer Præposition, zuweilen auch ohne diese mit dem bloſsen Accusativ, nun also der Form für jegliches Abhängigkeitsverhältniss, ausgedrückt.*) Das heiſst: aus der Verwirrung des untergehenden Lateins heraus hat die Sprache mit einem entschlossenen Griffe, der zu den groſsartigsten Ereignissen des grammatischen Theiles der Geschichte gehœrt, fast all ihre nomina unter die einfache und nun noch mehr vereinfachte Regel der zweiten lateinischen Declination gerettet und geordnet **): denn die zwei *s* beruhen auf *us* und *os*, und auch die lateinische Endung der zwei andern Casus, obschon fast

*) Accusative der letzteren Art kommen zumal von Eigennamen und dem ähnlichen Substantiven vor. Den genitivischen Bezug scheint man anfänglich durch eine einschaltende Voranstellung gesichert zu haben: *pro deo amur* Eid v. Strassb.; *li deo inimi* Eul. 3; *lo deo menestier* Eul. 10; noch *en mon peire vergier* 1, 5, 3. 7, 4. Spæterhin gilt auch hier die gewohnte Nachstellung regierter Worte: 1, 1, 3. 6, 2. 12, 1. 13, 2. 3, 3, 4. 13, 6, 6. 21, 6, 6. 35, 6, 1. 47, 3, 9. 50, 4, 1 u. a. Dativische Accusative sind seltner: Beispiele 1, 5, 2. 2, 2, 4.

**) Auf eben diesen Weg kam auch das Altitaliænische, indem es *dux consul genus* in *dogio confolo genero* übertrug.

immer apocopiert, ist doch nicht spurlos verloren gegangen: acc. sg. *illum lon*, *londemain* 16, 3, 4 (oder *loudemain?*); *meum*, *meon* Eide v. Strafsb. *mon*; *amicus amis*, *amicum amin* 2, 11, 3 u. a.; *inimicum anemin* 44, 1, 6; *mundus mons* 23, 3, 4 u. a. *mundum monde* 10, 6, 3. 45, 1, 5 (neben *mont* 23, 7, 4 u. a.); *infans enfes*, *infantem anfante*: *en manfante* s. v. a. *me infante* 15, 4, 2 (vgl. weiter unten); *fpiritus efperis*, *fpiritum efperite* 45, 9, 7; nom. pl. *mei mi* 49, 3, 2; *fui* 2, 2, 4; *duo dui* 35, 8, 3. *amboduo* ital. *ambedui*, *andui* 1, 11, 2; *toti tuit* Eul. 26. 1, 11, 2 u. a.; *exuti* (für *exiti*) *iffuit* 1, 11, 4.

Besonders nachdrücklich in Ohr und Auge fallend ist der Unterschied der Casus, wenn der Schlufsconsonant des Wortes vor dem flectierenden *s* verschleift und nur in den Formen ohne *s* belafsen wird: *dus duc* 1, 1, 2. 2, 2 fgg. 21, 7, 1; *frans franc*; *Girairs Girairt* 2, 1, 2. 6 fgg.; *grans grant*; *furdus xors xort* 37, 1; *caput chiez chief*; *gravis griez grief*; *clavis cleis cleif*; *vis ententis jolis penfis*, *vif ententif jolif penfif*; *lons lonc*; *avris gentis*, *avril gentil*; *haus haut*; *-atus atum*, *-eis eit*; *-tas tatem*, *teis teit*; *drois droit*; *tous tout* u. s. f. Noch mehr, wenn zugleich die Vocalisierung oder den lateinischen Grundformen gemäfs auch der Accent oder gar die Zahl der Sylben wechselt und auf und ab geht: *meus meos* Eid v. Strafsb. *mes* 1, 1, 4 u. a., *meum meon mon*, *mei mi*, *meos mes*; ebenso *tes ton tui tes*, *fes fon fui fes*; *duo duos*, *dui dous* 31, 2, 3. 35, 6, 6; *infans infántem infántes*, *énfes* 52, 4, 2. *enfánt* 36, 5, 6. n. pl. 38, 2, 1. acc. pl. *enfáns* 38, 4, 5; *Húgo Hugónem*, *Úgues Ugón* 1, 1, 4. 9, 3 fgg.; *comes cuens coens* 1, 6, 4. 8, 1. *conte* 17, 5, 2. 5. 35, 8, 1. n. pl. 21, 7, 1; *baro bers* 50, 5, 1. n. pl. *barón* 22, 2, 1. acc. pl. *baróns* 37, 4, 4; *companio* oder *companius*, *compáns* 27, 6, 9. *compaignón* 22, 2, 3. acc. pl. *compaignóns* 22, 6, 1.

Das Neufranzœsische hat hier und überall schon für

den Nominativ die einst blofs accusativischen Formen: *duc grand chef lang gentil tout mon deux enfant comte baron compagnon;* und wenn es neben letzterem auch noch *compain* im Sinne von Stubencamerad gebraucht, wenn es mit altnominativischem *s fils Charles* und *Hugues*, wenn es *ancêtre traître corsaire dédicace populace* sagt (*antecéffor tráditor cursátor dedicátio populátio*), nicht in sonst üblicher Weise *anceſſeur traiteur courſeur dédication* (*antecefförem traditörem curſatörem dedicatiönem*: vgl. *anceſſor* 2, 12, 5. *corſour* 49, 1, 10): so sind das eben nur vereinzelte Antiquitæten, und noch dazu missbrauchte: Nominativformen, aber ohne *s*; Formen mit *s*, die aber auch Accusative sein dürfen; und *Huges* und *Huon*, Nominativ und Accusativ, gelten sogar für zwei verschiedene Eigennamen. Weitere Beispiele der Art unten bei den Comparativen.*)

Der Vorzug den auch in dieser Beziehung das Altfranzœsische vor dem neueren hat, ist unläugbar: diese Wandelbarkeit der einzelnen Worte vermehrt den Wohllaut der Rede, giebt auf einfachste Weise dem Ausdruck Bestimmtheit, und begünstigt damit ein freieres Verfahren in Bau und Bildung der Sätze. Denn dafs im Altfr. Inversionen nach deutscher Art noch ganz geläufig sind, dafs die pronominale Bezeichnung des Subjectes häufig genug ganz unterbleibt, diefs und andres dem ähnliches kommt doch nur daher, dafs die Sprache noch nicht so genœthigt ist blofs durch die Stellung der Worte zu zeigen welches regierend sei und welches regiert, und dafs sie nicht schon im Declinieren sich an einen Aufwand blofs auxiliarer Wörter hat gewöhnen müfsen.

---

*) Anders mit *fens*. Das Afr. unterscheidet nom. *fens* acc. *fen:* denn es hat das Wort aus dem deutschen *fin;* das Nfr. setzt beidemal *fens:* denn es denkt sich als Ursprung das lat. *fenſus*. Darum jezt auch *fenſé* nach lat. *fenſatus*, afr. aber *feneis*.

Aber das Aufgeben der characteristischen Form des Subjectes gegen die seines geraden Gegensatzes, des Objects, ist doch nicht blofs neufranzœsisch: schon in der älteren Sprache ist es auf mehrfachen Wegen wenigstens angebahnt. Schon da kommen, meist zwar nur als Ungenauigkeit und durch Verwechselung, Nominative sing. vor ohne *s*: *amor* 7, 1, 1. 9, 1, 2. 12, 3, 4. 14, 1, 1. 3, 5; *cleif* 31, 1, 5; *Denife* 2, 12, 1; *deu* 21, 5, 3. 40, 4, 2; *mort* 27, 6, 10; *roifignor* 30, 1, 1; *hom* 28, 5, 7. 41, 4, 1. *om* 28, 1, 3. *hon* 26, 1, 7 und immer so *om* und *on* in dem abgeschliffneren pronominalen Sinne*): in substantivischem sonst auch *hons* 1, 13, 3 u. a. *ons* 28, 1, 8. acc. sg. *home* 1, 2, 4 u. a. *hom* 41, 1, 3. n. pl. *home* 22, 2, 1. 23, 5, 1. Ferner Nominative plur. mit *s*: *amors* 13, 5, 2. 31, 1, 1; *clergies* 23, 5, 1; *gens* 21, 8, 3. 37, 1, 3; *mals* 1, 16, 7; *nuis* 26, 4, 1.**). Und schon da zuweilen Accusative persœnlicher Fürwörter im Sinn hervorgehobener Nominative: *moi* 48, 5, 7. Ja sogar, was nicht einmal neufranzœsisch geblieben, und doch bei Einem Worte zu häufig für einen blofsen Schreibfehler ist, Accusative sing. mit der Endung *s*: *amors* 10, 1, 1; *auctoriteis* 3, 4, 3; *nuls* 43, 1, 3; *riens* 4, 1, 5 fgg. u. a.***) Ganz vorzüglich aber kommt hier in Betracht dafs von gewissen Worten der Accusativus augenscheinlich einmal die einzige Form gewesen, dafs die Sprache mit ihm begonnen und erst aus ihm, bald mit keiner, bald mit grœfserer Veränderung, immer aber ohne Berücksichtigung der lateinischen Formunterschiede, auch einen Nominativ gemacht hat. Mit

*) *om dift* on doit, schon im Strassburger Eid.

**) Den Anfang zu dieser Abweichung mœgen die weiblichen Worte gemacht haben: sie stimmten dann besser zu ihrer adjectivischen Bekleidung, die von Rechts wegen auf *es* ausgieng.

***) In *Longis* Longinus 20, 1, 7. 31, 4, 1 ist ein lateinischer Eigenname inflexibel erstarrt.

keiner Veränderung bei den weiblichen Substantiven und Adjectiven auf stummes *e*, deren Pluralis von jeher im Nominativ wie im Accusativ mit *es* d. h. mit *as*, der alten Accusativendung, ist gebildet worden. Kühner, gewaltsamer ist das Verfahren bei solchen Worten wie *prixons* udgl. *riens miens abifmes orine amertume couftume*, wo den lateinischen Accusativen *prenfionem rem meum abyffum originem amaritudinem confuetudinem* ohne weiteres ein *s* oder *e* = *a* (prov. ital. *coftuma*) beigegeben ist, damit sie nun als Nominative gelten.*) Auf dem gleichen Wege bildet die Mundart unserer Handschrift zu *amin* d. h. *amicum* den neuen nom. *amins* (neben *amicus amis*), und ebenso ist im Provenzalischen *vergena* aus *virginem*, im Italiænischen *fpeme* aus *fpem*, und sind mit weiterer Vergleichung die neuhochdeutschen und neugriechischen Nominative *Balken Brunnen Galgen Kolben Rachen*, *χειμῶνας γίγαντας πατέρας μητέρα θυγατέρα* aus den entsprechenden alten Accusativen hervorgegangen.

Noch sind viererlei Formen übrig die nicht unter jenen einfachen blofs auf dem *s* beruhenden Unterschied fallen.

Die Neutra folgen nach allgemein romanischer Regel ganz den männlichen Worten. Nur substantivisch gebrauchte Neutra von Adjectiven nehmen das gewohnte *s* nicht an: *tout* 1, 5, 5. 15, 5. Ein Überrest der lateinischen Flexion.

Ferner der Vocativ. Allerdings zeigt auch dieser häufig genug das nominativische *s*: nicht blofs *deus*, auch *amis* 2, 4, 1. 5, 1. *biaus amis* 4, 4, 1. *amins* 4, 1, 6. 49, 1, 12 udgl. Aber kaum viel seltner sind Beispiele wo es fehlt, wo mithin die lateinische Grundform dieses Casus, eben wieder nach zweiter Declination, eine spæte Nachwirkung übt: *amis Girairt* 2, 4, 1. 5, 1. *biaul fire* 52, 5, 2. sogar *deu* 49, 4, 5. So mag auch in der Verbindung *dame deus*

*) So wird auch das mhd. *requianz* auf ein fr. *requiens* d. h. *requiem* zurückgehn.

11, 9, 5 u. a. der nom. *dame* für *dans (dominus)* veranlafst sein durch den geläufigen voc. *domine deus*.

Sodann der Nominativus von Comparativen in *ior*. Dieser unterscheidet sich vom Accusativus wohl durch Accent und Vocalisierung: *grândior grandiórem, grâindre* 16, 3, 4. *gringnór* 2, 6, 5 u. a.; *mélior meliórem, mâedre* 5, 3, 3. 41, 2, 5. *millór* 1, 10, 5 u. a.; *minor minórem, móindre menór* 23, 2, 5.*) Und so auch vom Neutrum das zugleich Adverbium ist: *melius muels* 1, 14, 5 u. a. *miels* 11, 12, 9; *minus moins* 21, 4, 5. Aber das gewohnte Kennzeichen pflegt der Nominativ nicht zu erhalten; nur *pejor* heifst 40, 3, 1 *pires* (acc. *peor*, neutr. adv. *pix* 32, 1, 10. Zeitw. *empireir inpejorare* 38, 1, 1. 45, 6, 3); *fenior* als Titel d. h. als Substantiv gefafst, *fendra* Eid v. Strafsb. *fore***) 21, 3, 4. 29, 6, 7. 45, 6, 7. 50, 2, 7. voc. 1, 7, 5. 14, 2. 15, 1. 52, 5, 2. und auch *fires* nom. 1, 14, 1. 22, 4, 2. voc. 26, 1, 1. 43, 3, 1. acc. *fignor* 1, 3, 4 u. a. nom. pl. 7, 1, 4. voc. 26, 2, 7. acc. *fignors* 37, 3, 3. Woher jener Mangel des *s*, da doch die Substantiva auf *or* der Regel folgen? Der Anlafs dürfte ein doppelter sein. Einmal die Analogie andrer gleichfalls auf *re*, ursprünglich auf *er* auslautenden Worte, die zuweilen nach dem Vorbild des Lateinischen auch ihren Nominativ ohne Zeichen bilden: *frater freire* 1, 5, 1; *voftre* 10, 3, 1 *(voftres* 6). 11, 4, 4 fgg. 28, 5, 7.***) Und dann wohl auch Einwirkung des alt-

---

*) Auch im Neufranzœsischen *moindre* und *mineur* und ebenso *maire* und *majeur* neben einander, aber nicht mehr als verschiedene Casus, sondern jezt als verschiedene Worte, und *maire moindre* auch als Accusativ, *majeur mineur* auch als Nominativus; *meilleur* und *pire* bloss noch in dieser dort accusativischen, hier nominativischen Form.

**) *Meffire* ist dieselbe verschleifende Kürzung des nom. *meos fendra* wie *monfieur* des acc. *meon fignor*.

***) Die proclitische Abkürzung unterscheidet nom. vos 4, 4, 2. 32, 2, 3. und acc. vo 1, 10, 4. 9, 3, 7. 30, 3, 4 u. a.

deutschen Gebrauchs Comparative schwach zu flectieren, also auf goth. *minniza* zu sagen und auf ahd. *minniro*, nicht etwa nach nhd. Art *minnirer* wie *minderer*. Ebenso nun auch *moindre*, nicht *moindres*; wære uns zum goth. Superlativus *finista* der Comparativ erhalten, er würde *finiza* lauten und ahd. *finiro*, grade wie *fenior* im ältesten Französisch *fendra*. Deutsche Miteinwirkung wenigstens erscheint um so annehmbarer, da selbst die regelrechte Flexion mit ihrer Ausdehnung des *s* auf allerlei Worte die im Lateinischen kein solches kennen, eine verwandtschaftliche Seitenbeziehung zur gothischen Declinationsart verrathen möchte.

Endlich belegen auch unsre Lieder einige stehn gebliebene Genitive plur.: *paſchorum paſcor* 47, 1, 3 mit *de* construiert, und *varefors* 2, 2, 5 aus *vaſſus vaſſorum* ebenso als Ein flexibles Wort hervorgegangen wie *lor*, acc. pl. *lors* 15, 1, 3 aus lat. *illorum*: das deutsche *ihr* und überhaupt alle Besitzfürwörter sind nicht anders entstanden, nur meistens nicht so augenfällig.

IV.

Es sei mir vergönnt, auf die grammatischen Erörterungen des vorigen Abschnitts einige litterarhistorische folgen zu lafsen.

Die nationale Dichtung der Franzosen war im zwölften Jahrhundert so weit gediehen, dafs sie auf rein organischem Wege neben die Epik nun auch die Lyrik hätte stellen können. Aber gleich bei den ersten Schritten ward die eigene freie Entwickelung gestœrt: zwar die Epik gieng unbehindert vorwärts: die Lyrik jedoch baute sich nicht weiter aus auf dem Grunde welchen der National- und Kirchengesang früherer Jahrhunderte gelegt hatte: sie griff nach Maafsen und Mustern der Fremde, der Provence; und somit eines festeren Anhalts entbehrend, zerspaltete sie in Kunstlied und Volkslied, in eine Lyrik der Hœfe, deren Anfänge in einer fremden Litteratur gelegen, und deren Leistungen dem Leben der eignen Nation meist entfremdet waren, und eine Lyrik der niederen Stände, die im Ganzen zwar bei der altnationalen Weise verblieb, aber je mehr und mehr auch der Seitenwirkung der Hofpoesie sich öffnete ohne doch mit dieser den Standpunct hœherer Sitte und Bildung zu theilen. So kam es dafs die Lyrik der Franzosen weit zurück trat hinter deren Epik, dafs in der altfranzœsischen Litteratur das vollere Gewicht der Kraft ebenso auf dem Epos ruht, wie in der provenzalischen, die aus eigenem Sinn der Ependichtung sich entschlug, auf dem lyrischen Sange.

Es waren aber nächst den Hauptmotiven der geographischen Nachbarschaft, der gemeinsamen Ritterfahrten im Dienst des Kreuzes*) und des anerkannten Vorranges der Provenzalen in feinerer freierer Geistesbildung noch mancherlei andre Umstände die ihrer Lyrik Eingang in Frankreich verschafften, und als er einmal gewonnen war, auch für länger behaupten halfen, Verhältnisse regierender Herrn des Südens und des Nordens, wichtig genug für eine Kunst die ihre Freunde und Gönner zumal an den Höfen suchte. Umstände der Art sind die Vermählung Eleonorens von Poitou mit Ludwig VII von Frankreich (1137), dann mit Heinrich von Anjou, Herzog der Normandie und König von England (1152), die Hofhaltung ihres Sohnes Richard Löwenherz in Guyenne (1169), das Navarrische Königthum Theobalds IV Grafen von Champagne (1234), endlich die Erbeirathung der Provence durch Karl von Anjou (1246).

Am Hof Eleonorens und eng mit ihr befreundet lebte Bernard von Ventadour, einer der besten Meister des provenzalischen Minnegesangs; Richard zog wieder französische Sänger an den seinigen, und dichtete selbst in beiden Sprachen: sein im Kerker verfafstes Lied (Nr. 22) ist auch provenzalisch vorhanden; Karl von Anjou war, obschon den Dichtern der Provence verhafst, doch beliebt bei den französischen (36, 8), und er auch übte selber die Kunst; Graf und König Theobald aber steht mit Gedichten von ebenso grofser Anzahl als seltner Vollendung in der vor-

*) Auf diese beziehen sich in unsrer Sammlung die Lieder Nr. 20. 21. 23. Letzteres legt Michel dem Castellan von Couci bei: dass es jedoch von dem Herrn von Bethune ist zeigt ausser den guten und zahlreichen Handschriften welche es diesem geben (auch das Stuttgarter Fragment in Mones Anzeiger 7, 411) namentlich ein Gedicht seines Landsmannes und Meisters Hugo von Oisi das gegen ihn und mit wörtlichem Bezug gegen eine Stelle dieses seines Liedes gerichtet ist: s. Paris Romancero 103.

dersten Reihe der altfranzœsischen Lyriker: eines derselben bei uns Nr. 25, und Nr. 26 ein an ihn gerichtetes. Schon früher, vielleicht als Gast Blankens von Navarra, der Mutter Theobalds, war ein Troubadour am Hof der Champagne gewesen, Richard von Barbezieux: zum wenigsten ist eines seiner Lieder der Græfinn von Champagne zugeeignet. Und recht als Zeichen vom Vordringen der provenzalischen Lyrik hat sich eben diefs Gedicht sogar bis in unser franzœsisches Liederbuch hinein verloren (Nr. 19), nur mannigfach entstellt und mit dem unrichtigen Namen Folquets von Marseille.*) Ich gebe es noch einmal in der echteren Form die es bei Raynouard hat (3, 455 fg.).

Tug demandon qu'es derengud' amors,
et ieu a totz dirai ne la vertat:
tot en aissi cum lo solels d'estat
que per totz locs mostra sas resplandors
e 'l fer vai s'en colgar, tot cyssamen
o fai amors; e quant a tot fercat,
e non troba ren que sia a son grat,
torna s'en lai don noc premeiramen.

Quar sens e pretz, largueza e valors,
e tug bon pretz hi eron ajustat
ab fin' amor per far sa voluntat,
et era y joys, dompneyars et honors;
tot atressi cum lo falcx qui dissen
vas son auzelh quan l'a sobremontat,
dissendia ab douz' humilitat
amors en selhs qu'amaron leyalmen.

Amors o fai, si cum lo bos auturs
que per talan no s mou ni no s deshat,
enans aten tro qu'om l'aya gitat,

*) *Vorkef de Merpille forpointerin* d. h. *for poitevin* auf Poitevinisch, in der Sprache von Poitou.

pueis vol' e pren ſon auzelh quan l'es fors;
e fin' amors aiſſi guarda et aten
jore dompna ab enteira beutat
on tug li ben del mon ſon aſſemblat,
e no y falh ges amors, ſ'aital la pren.
E per aiſſo vuelh ſuffrir mas dolors,
quar per ſufrir ſon manh ric joy donat,
e per ſufrir ſon manh tort esmendat,
e per ſufrir vens hom lauzenjadors,
qu' Ovidis ditz en un libre, e no i men,
que per ſufrir a hom d'amor ſon grat,
e per ſufrir ſon manht paubre moñtat;
donex ſufrirai tro que trop chauzimen.
E doncs, dona, pus que gaugz e valors
ſ'acordon tug en la voſtra beutat,
que no y metetz un pauc de pietat
ab que m feſſetz al mieu maltrag ſecors!
qu'aiſſi cum ſelh qu'el fuec d'ifern ſ'espren
e mor de ſet ſes joy e ſes clardat,
vos clam merce, quar tem n'aiatz peccat,
ſi m'auſizetz, pus res no us mi defen.
Pros comteſſa e gaia, a pretz valen,
que Canpanes aretz enluminat,
volgra ſaupſetz l'amor e l'amiſtat
que us port, car lays tan mal mon cor dolen.
Belh Paradis, tug li dotze regnat
aurion pro de voſtr' eſſenhamen.

Noch findet sich in unsrer Handschrift ein Kœnig von Aragon als Mithalter eines getheilten Spieles (oben S. 89): wahrscheinlich Peter II, 1204—1213, der auch mit Guiraut von Borneil, aber mit diesem auf Provenzalisch, eine Tenzone gewechselt hat, und den noch andre Troubadoure nicht hoch genug zu preisen wiſsen. Hier also Rückwirkung Frankreichs in das Gebiet der provenzalischen

Sprache; auch Amalrich von Creon, Cherdon von Croisille und Robert von Mauvoisin dichteten franzœsisch, wennschon sie den Namen nach in der Guyenne, im Limousin, in der Gascogne daheim waren.

Die Kunstlyrik der Franzosen war jedoch nur ein falber dürftiger Wiederschein des provenzalischen Urbildes. Gleich das Gebiet ihrer Stoffe schränkte sie noch um vieles enger ein, als schon hier geschah, und vertauschte noch durchgängiger die Empfindung gegen die Reflexion, die Sprache des Herzens gegen kühle Dialectik. Nur selten Sirventese: sie hätten zu unhœfisch ins Leben eingeschnitten; hœchstens im Dienst der Kirche und des Kreuzes oder einer allgemeineren Moral mochte man sich deren gestatten (Nr. 20. 21 und 37. 38); häufiger der gefahrlose Wortstreit des getheilten Spieles (35); zumeist aber waren es Minnelieder die man dichtete. Und diesen, welcher besondern Abart wieder sie gehœren mœgen, fehlt fast allen der lebendig anschauliche Bezug auf die Person des Sängers und die der Besungenen, so dafs ich nicht weifs ob es überall mehr als eine blofse Redensart ist, wenn nach provenzalischem Gebrauch dem Liede (wohl zu merken, dem Liede, nicht einer überbringenden Person) befohlen wird zur Geliebten hinzugehn (12, 5. 13, 6) und wenn der Dichter Scheu trægt den Namen derselben auszusprechen (30, 3. 31, 5). Ein Minnelied nennt ihn (Nr. 34) wie es auch einen Boten nennt den die Geliebte soll singen lafsen: eigen dafs diefs zugleich ein Gedicht voll Poesie ist. Auch die üblichen Anfangsworte vom Wetter, von Winter Lenz und Nachtigall (12. 13. 14. 30. 33) erscheinen meist nur als Nothbehelf und eben üblich *);

*) Ein Franzose selbst rügt diese Ärmlichkeit, Kœnig Theobald in einer bekannten Stelle; nach unsrer Handschrift *Fuelle ne flour ne ualt riens en chantant. ke per defaute ſenſ plux de rimoier. et por faire ſolaiſ uilainne gent. ke leſ mauaiſ moſ font ſouent abaier.*

nur Ein Lied unserer Sammlung (15) weifs diesen Anfang originell und schön zu wenden, indem es eine Empfindung daran knüpft die überhaupt characteristisch ist für die altfranzösische Poesie, und jedesmal wo sie sich äufsert das Gepræge der Wahrhaftigkeit trægt, die Empfindung der Heimatsliebe (12, 1. 18, 1. 2). Und dennoch aus dem Mund der Ritter keine Sirventese wie des Provenzalen Bertrand von Born. Wohl traf Blondel den Sinn seiner Kunstgenofsen, wenn er nur drei Freudenwege zu nennen wufste, Liebe Milde und hœfische Rede (de la Borde 2, 171 fg.):

A la joie apartient
d'amer mult finement,
et quant li lieus en vient
li donnerz largement;
encor plus i conrient
parler cortoisement.
qui ces trois voies tient
ja n'ira malement.

Wie im Gehalt so erscheint auch von Seiten der metrischen Form die Kunstlyrik der Franzosen, allgemein genommen, nur als dürftige Nachbildung: aber das Abhängigkeitsverhältniss tritt hier, wo es blofs Äufserlichkeiten gilt, besonders deutlich hervor. Gedichte die irgendwie eine ernstere würdevollere Haltung ansprechen bewegen sich wie bei den Provenzalen in jambischen Decasyllaben; andern ist eine Mischung kürzerer Verse gestattet, womit auch die Franzosen gern einen geregelten Wechsel des jambischen und des trochæischen Rhythmus verbinden. So im 15 Liede sind je die 5 und die 6 Zeile, im 18 die 2. 4. 6. 8, im 32 die 5 bis zur 11 *), im 42 die 5 bis zur 8 trochæisch; im 33 je die 10 **), im 34 die 10 und 11,

*) 32, 1. 11 statt *laiffiee* zu lesen *laiffie*.

**) 33, 1, 9 *mis* für *mise*.

im 39 die 5 und 6, im 49 die 2. 4. 6. 8. 12 jambisch *); die übrigen aber dort jambisch, hier trochæisch.

Die Provenzalen lieben es, wie die erste Strophe eines Gedichtes gereimt worden, an den entsprechenden Stellen aller folgenden die gleichen Reime sich widerholen zu lafsen; auch den Franzosen ist die Durchreimung nicht fremd: Beispiele Nr. 2. 9. 30. 35. 36. 38. 39. 40. 41. 43. 47; in Nr. 27 veranlafst die eigenthümliche Verkettung der Strophen einen gleichmæfsig fortgehenden Wechsel in der Anordnung der durchgeführten Reime. Aber, sei nun Mangel an Kunstfleifs oder Armuth der Sprache Schuld daran, häufig gilt der Einklang der Strophen nur im Grofsen und Ganzen, während er stellenweis durch den Eintritt abweichender Reime wieder aufgehoben wird: so Nr. 7. 14. 26. 34. Und auf diesem Wege noch weiter gegangen, wird den Franzosen grade das zum Gebrauch und zur Regel, was bei den Provenzalen nur als seltnere Ausnahme vorkommt, dafs næmlich die einzelnen Strophen jede ihr Reimsystem für sich haben, die Übereinstimmung also nur in der gleichen Gliederung und dem gleichen Geschlecht sonst ungleicher Reime beruht.**)

Bei solcher Entfernung von den provenzalischen Mustern empfahl es sich um so mehr, doch eine andre Kunst derselben nachzuahmen, die Anreihung und Verkettung der Strophen durch allerlei Mittel des Satzbaus und des Reimes. Es kehrt z. B. von System zu System in je einer Zeile derselbe Reim zurück: Nr. 4; oder es wird die Schlufszeile jeder Strophe gebunden mit der Anfangszeile der nächstfolgenden: Nr. 24; oder gar, mehr oder weniger

*) 49, 1, 11 *iai* zu streichen; 3, 10 *et* für *elle* zu lesen.

**) In Nr. 50, freilich einem volksmæssigen Liede, ändert sich ausser dem Laut auch das Geschlecht der Reime: Str. 1 hat nur männliche, Str. 2 weibliche und männliche, Str. 3 männliche und weibliche, Str. 4 nur weibliche, Str. 5 wie 3.

wörtlich, ganz oder theilweise, von derselben aufgenommen und widerholt: Nr. 27. 30.*) Dergleichen eignete man sich um so lieber an und hielt es fest, als nun, wo die Strophen übrigens ganz aus einander giengen, es doppelt gut und nothwendig war der Erinnerung des Vortragenden nachzuhelfen und die Erhaltung des Liedes in der rechten Zahl und Folge der Strophen und der Verse zu sichern. Unverkennbar ist ja nur diefs der wirkende Grund, wenn sogar in sonst anspruchlosen epischen Gedichten dieselben oder dem ähnliche Künste vorkommen, wenn z. B. auch in der provenzalischen Albigenserchronik Schlufs und Anfang je zweier Abschnitte durch Wortwiderholung verkettet sind, und im Roman von Bertha je der zweite Absatz den Reim des ersten, blofs mit Veränderung in das weibliche Geschlecht, wieder aufnimmt.**)

Ein Spiel von eigenthümlichem Reiz, das die Provenzalen öfters geübt haben, ist der grammatische Reim, die reimende Abwandelung eines Wortes durch verschiedene Formen der Flexion und der Ableitung. So nun auch die Franzosen: Nr. 28 und dem ähnlich 23, 3. 4, wo *ous* und *ouſe*, die männliche und die weibliche Form dieser Adjectivsylbe sich verschränken.

Nächst dem rührenden Reime, der die gleichen Laute, aber in anderm Wortsinn widerholt, haben sich die Provenzalen ohne Bedenken auch den gleichen Reim gestattet, die Wiederkehr derselben Laute in derselben Bedeutung:

---

*) Ausonius hat in seinem Technopægnion (Idyll. 12) ein Gedicht von 16 Hexametern, deren jeder mit dem einsylbigen Schlussworte des vorhergehenden beginnt, der letzte aber mit dem Anfangsworte des ersten schliesst:

Res hominum fragiles alit et regit et perimit fors,
Fors dubia aeternumque labans, quam blanda fovet spes u. s. f.

**) Abweichungen die auf Verderbniss oder Mangelhaftigkeit des Textes hindeuten 24 bis 25. 69 fg. 77 fg. 107 fg. 122 fg. 132 fg.

sie durften es, da diese Armuth durch sonstige Kunst und Fülle reichlich vergütet ward, und ohne solche Freiheit die Durchreimung eines ganzen Gedichtes zuweilen vielleicht unmöglich gewesen wäre. Die Franzosen, die es in letzterer Beziehung sich leichter und bequemer machen, hätten den gleichen Reim vermeiden können: sie machen sichs aber noch bequemer, und lafsen ihn zu. Beispiele genug schon in unsrer kleinen Sammlung; gleich in dem ersten Gedichte endigen alle Zeilen der zweiten Strophe auf *venir*, alle der achten auf *pris*.

Aus der Dürftigkeit jedoch des gleichen Reimes und dem Spiel des rührenden hat eine kunstfertige Wendung die den Franzosen eigenthümlich ist noch eine weitere Art von Reim, den s. g. leonymischen *), entwickelt, der von zwei- und dreisylbigen Worten den unbetonten Anfang nach gewöhnlicher Reimart, die betonte Schlufssylbe mit dem gleichen oder dem rührenden Reime bindet: z. B. *monté : conté*, *vraiement : paiement*. Hin und wieder haben den leonymischen Reim auch schon die Provenzalen, doch eben nur hin und wieder, und niemals wohl mit eigentlicher Absicht: die Franzosen lieben und suchen und häufen ihn. Der Zusammenhang aber mit dem gleichen und dem rührenden Reime tritt besonders klar und deutlich darin hervor, dafs gelegentlich beiderlei Reimarten unter einander gemischt werden: so im Eingange von Chrestiens Conte dou Greal, so im Eingange und am Schlufs des Renart le nouvel, so bei uns in Nr. 11 und 29. Andre Beispiele des leonymischen Reimes 1, 11. 10, 5. 48, 6.

Schon in diesem Puncte haben wir die Franzosen das von den Provenzalen überlieferte weiter bilden und auch von

*) *rime léonime* oder *lionime*, nicht *léonine*, und von *leoninus* verschieden: das Grundwort muss ein griechisches *λεώνυμος* oder *λεών υμος* sein.

sich aus Einiges thun sehn: es geschieht das noch in einer andern viel erheblichern Beziehung, in Beziehung nämlich auf den Bau der Strophen und der Lieder.

Die Provenzalen halten der Regel nach entweder gar keine Symmetrie des Strophenbaues inne oder doch eine freiere, leichtere, mehr nur obenhin geltende; es ist eine Richtung zur Dreitheiligkeit vorhanden, und sie ergreift auch die Gestaltung des ganzen Liedes, insofern man demselben fünf oder sechs oder sieben Strophen zu geben pflegt: aber mit Strenge verfolgt und durchgeführt wird diese Richtung nicht. Anders in der altfranzösischen Kunstlyrik. Hier erhebt die Dreitheiligkeit sich zum festen Gebrauche, den man nur selten verletzt: Dreitheiligkeit einmal der Strophe, wobei etwa, damit der Abgesang doch nicht ganz von den beiden Stollen getrennt sei, dessen erste Zeile mit dem Schlusse dieser gebunden wird (14. 25. 41. 43; Dreitheiligkeit dann auch des ganzen Liedes, bald nur beruhend in der Strophenzahl (drei Strophen 6. 9. 39. 42. 43. sechs 7. 13. 27. 35. sieben 48. 49. am häufigsten fünf: 4. 14. 24. 28. 30. 31. 33. 34. 36. 37. 40. 44. 47. 50), bald noch bestimmter hervorgehoben durch die Reimverbindung je zweier Strophen: so bei fünfen (2 + 2 + 1) Nr. 15. 16. 17*); bei sechsen (2 + 2 + 2 Nr. 8. 10. 22. 23. 29; am einfachsten jedoch bei dreien Nr. 44, wo das Reimverhältniss der Strophen (2 + 1) dem der Strophenglieder zunächst liegt**). In zwei Liedern hat der Schrei-

*) Schluss und Beginn der getrennten Glieder sind hier zugleich durch Wortaufnahme und Reimanklang wieder so verkettet wie anderswo (S. 171 fg.) einzelne Strophen: *aloiaul amin : Loiauls amis; je hien non : Chanjon.*

**) In dem dreistrophigen Liede 42 theilen die zwei ersten Strophen wenigstens den Reim des Abgesanges, und die dritte nimmt einen Reim der zweiten auf, ähnlich wie innerhalb einer Strophe der Abgesang den Schlussreim der Stollen.

ber durch Versetzung und Auslafsung die Symmetrie der Strophenbünde gestœrt: es sind diefs Nr. 12 und 25; in Nr. 18 dagegen (3 + 2) kann der Fehler nur vom Dichter selbst herrühren. Also Dreitheiligkeit auch im Bau des ganzen Liedes: zweitheilige Lieder, Lieder von acht, von vier oder gar nur von zwei Strophen kommen selten und blofs ausnahmsweise vor, und namentlich dabei mœgen auch Versehen der Schreiber mit im Spiele sein: nur zweistrophig ist Nr. 32, vierstrophig 20. 26. 38, achtstrophig 21; Nr. 5 hat zwei Reimsysteme von je drei Strophen, theilt sich mithin auch nur in Hälften.

Das Geleit, das der provenzalischen Lyrik so häufig und geläufig ist, begegnet in der franzœsischen seltener, und doch wære gerade solch ein Zusatz besonders tauglich gewesen um den dritten Theil des Liedes ebenso den beiden ersten an Form und Ausdehnung ungleich zu machen, wie in der Strophe den zwei gleichen Theilen des Aufgesanges der Abgesang eben als dritter ungleicher folgt. Aber nur vier oder fünf unserer Lieder haben ein Geleit, Nr. 22. 23. 27? 34 und 35, und eigentlich nur in den zwei erstgenannten dient es der Architectur des Ganzen auf die bezeichnete Art, da nur in ihnen drei Reimsysteme von je zwei Strophen, ohne das Geleit also drei vollkommen gleiche Theile vorhanden sind. Anderswo wird der Inhalt des Geleites in eine ganze fertige Strophe gebracht: so in Nr. 5. 12. 13. 17. 33. Woher aber die Vernachlafsigung dieses ansprechenden Dichtungsgliedes? Der Grund ist vorher schon angedeutet worden (S. 169): die Kunstlyrik der Franzosen stand meistens zu sehr aufserhalb des Lebens um so lebendiger Bezüge, wie das provenzalische Geleit sie giebt, fæhig und bedürftig zu sein.*)

*) Einen Zweifel der das ganze Formenwesen der franzœsischen Lyrik, insbesondre auch diesen Theil desselben berührt, wage ich

Aber doch nicht gänzlich aufserhalb des Lebens, aufserhalb der Nation. Den Zusammenhang mit der älteren National- und Kirchenpoesie des eigenen Landes hatte sie doch nicht gänzlich abgebrochen, und so blieb ihr auch ein Zusammenhang mit der gleichzeitigen Poesie des Volkes, es blieben Einwirkungen welche sie von dieser empfieng und auf diese übte. Und das waren zugleich die Verbindungswege auf welchen ihr an Frische, an Wärme, an Einfachheit, an Naivität ein Gehalt zufloſs, der auf dem Weg unnationaler Entlehnung nicht zu erreichen war. Auch das soll noch in Kürze besprochen werden.

Die ältere Nationalpoesie war auch in Frankreich wesentlich epischer Art, und ebenso die für das Laienvolk berechnete Poesie der Kirche. Dieser epische Grund zeigt sich noch in der Kunstdichtung mannigfach fortwirkend und treibend.

Am augenfälligsten bei Aidefroi dem Bastard (Nr. 1. 2), der nicht nur epische Stoffe, freilich nach Romanzenart von engerer Begrenzung, sondern auch diese mit mehr als einer Eigenheit des altepischen Vortrages behandelt: er erzählt im Präsens; er braucht den Alexandriner und den Decasyllabus, beides Formen der alten Helden-

---

nur in die Anmerkung zu bringen. Zwar ist bei den Liederdichtern immer von ihrem Singen die Rede und öfters von musicalischen Instrumenten die den Gesang begleiten (*herpe* und *rote* 50, 5); die sprichwörtlichen Ausdrücke *dire et chanteir, lire et chanteir* enthalten deutlich einen Gegensatz, verlangen also volle Auffassung des letzteren Wortes: und doch, haben die Lyriker wirklich immer gesungen? nicht oft bloss geschrieben und gelesen, schreiben und lesen lassen? Der Castellan von Couci (Michel 22, 1) sagt geradeswegs *James par moi n'iert leus vers ne lais;* ebenso im Prosaroman von Tristan *Pour ce fait ore mon lay leu* (nach Wolfs Lais 57 mit der Variante *en*, was aber jedesfalls nicht s. v. a. *oui* bedeuten kann). Solch eine Hauptabweichung von dem echten Wesen der Lyrik würde vieles erklären.

lieder*); er giebt, wenigstens im ersten Gedichte, den Strophen nur je einen Reim, wie auch die Absätze der Chansons de geste einreimig sind.

Auf eben jenem Grunde der Epik beruht auch die alterthümliche Objectivierung sonst lyrischer Lieder, wodurch dieselben dem Munde des Dichters entnommen und einem Weib in den Mund gelegt werden: Beispiele Nr. 6 und 33, das schönste aber Nr. 4, ein Taglied nach Art der provenzalischen Albas.

Auf eben demselben die oft vorkommenden epischen Bezüge, Anspielungen auf Namen und Ereignisse der Sagendichtung, Bilder und Anschauungen mythisch-sagenhafter Art. Vgl. Roland und Ganelon 20, 3, 10; Isangrin (als Höllenwolf) 50, 5, 12; Merlin 50, 5, 7; Tristan und sein und Isoldens Liebestrunk 10, 4. 13, 6. 33, 5; Pyramus und Thisbe 6, 3**); Vespasian der je dreifsig Juden um einen Pfennig verkauft 41, 5; das Glücksrad 30, 5; das Elfen des Herzens (Beziehung zugleich auf das Herzelfen der Hexen und auf Sagen wie die von Goron, Ignaures und dem Castellan von Couci) 30, 4; das schlafende Leid 6, 1, 5; Himmel und Meer als Pergament und Tinte 50, 5.***)

---

*) Der Decasyllabus ist eine gemeinromanische Form: das älteste französische Gedicht hat ihn wie das älteste provenzalische. Der Alexandriner dagegen (eine Fortbildung des lateinischen *jaturnus*?) gehört den Franzosen: erst von ihnen aus ist er zu den Provenzalen gelangt, die ihn auch nur selten, etwa in didactischen Gedichten, kaum in der Lyrik gebrauchen. Er war zu schmucklos für letztere Verwendung: Sordel beginnt die Alexandrinerstrophen seiner Todtenklage um Blacatz (Raynouard 4, 67) *Planher voelh en Blacatz en aquest leugier so.*

**) Kein gelehrtes Citat: die Geschichte des Pyramus war durch Poesie und bildende Kunst das Eigenthum Aller.

***) lies nemlich *meir* statt *terre*. Um von vielen Stellen ähnlicher Art nur eine noch ungedruckte deutsche und eine lateinische zu vergleichen, in einer Erzählung Johanns von Freiberg heisst es

Was hier aber vorzüglich in Betracht kommt ist die Aufnahme des Lais, einer entschieden französischen Form altepischen Nationalgesanges, unter die Formen der neuen Lyrik, seine Fortbildung zu lyrischem Gehalt und dem entsprechend auch zu gröfserer Künstlichkeit der metrischen Gestaltung. Solch ein Lai, eine Reihe von Strophen die beinah alle zweitheilig, aber nicht alle einander gleich gebaut sind, da sie innerhalb einer ungefähren Ähnlichkeit mit trochäischem und jambischem Rhythmus und verschiedener Zahl und Sylbenzahl der Verse wechseln, und theils nur einen, theils überschlagend zwei Reime haben: solch ein lyrischer Lai also ist Nr. 11 unserer Sammlung. Ein lyrisches Gedicht: aber mit epischer Objectivierung wird angenommen dafs es Tristan singe; ja die Rubrik des Schreibers macht diesen selbst zum Verfafser. Die Situation ist jene, die von Marie de France in einem epischen Lai, ihrem Lai du Chevrefoil, ausführlich erzählt wird; wie auch sie berichtet, hatte Tristan auf diefs Abenteuer einen Lai in die Harfe gesungen, und die Sage nannte denselben kurzweg *Chevrefoil*.

Pur la joie quil ot eue
de famie quil ot veue,
e pur ceu kil aveit eferit
fi cum la reine lot dit,
par les paroles remembrer
Triftram, li bien favelt harper,
en aveit fet un nuvel lai.

(cod. pal. 341 fol. 356 d) *und wære daz mer tinte und der himel permint, und alle sterne dar an, beide sunne unde mân, gras griez unde loup, dar zuo der kleine vünven stoup, daz daz wæren schribære, den wære ez allen ze swære, daz si volschriben und volleien kunden wie sanfte mir ist gewesen;* und bei Henricus Septimellensis 1, 237 (Leyser 464) *Pagina sit cælum, sint frondes scriba, sit unda incaustum, mala non nostra referre queunt.*

afez brevement le numerai:
Gotelef lapelent en Engleis,
Chievrefoil le nument en Franceis.')

Die Provenzalen scheinen die Form des Lais nur dem Namen nach gekannt zu haben; und haben sie auch die Sache selbst gekannt und geübt, so hat sich hier einmal das sonst bestehende Verhältniss umgekehrt und die Franzosen sind die Lehrmeister der Provenzalen gewesen: hier einmal sind die Franzosen selbständig, und sitzen in selbsterworbenem selbstgeschaffenem Eigenthum.

Aufser der ganzen Form des Lais ist noch eine vereinzelte Eigenthümlichkeit desselben in die Kunstlyrik übergegangen. Wenn nämlich, was in Romanzen und Liedern öfters vorkommt, der letzten Strophe oder gar den letzten mit Beibehaltung allerdings des Grundtons eine gröfsere Ausdehnung gegeben, zum Beispiel der Abgesang verdoppelt oder sonst erweitert wird (I, 13 fgg. 8. 27. 47. 49. 50), so leitet man das wohl am füglichsten auf das Vorbild jener alterthümlich einfachen Lais zurück, die nur etwa einen Wechsel im Mafs der Strophen, aber noch keinen im Mafs und im Rhythmus der einzelnen Verse und in der Stellung der Reime sich gestatteten. Der Unterschied ist nur dafs im Lai diese Erweiterung an jedem beliebigen Orte gilt, die Kunstlyrik aber sich damit auf den Schlufs einschränkt; Nr. 4 hat eine solche schon in der dritten Strophe. es mag das ein Fehler sein. Eben hier liegt der Ursprung des Geleites: auch diefs ja nimmt den letzten Tonsatz zu nochmaliger Widerholung auf.

---

*) vgl. im Anfang des Roman du Renart *de Tristram qui la chievre fist. qui asez belement en dist.* Wohl eben darauf sich beziehend Gottfried 19205 *er vant ouch ze der selben zit den edelen leich Tristanden, den man in allen landen fô lieben und fô werden hât die wile und disiu werlt gestât.* Auch den Provenzalen war der *lais del cabrefoil* bekannt: Raynouard, Lex. Rom. 1, 8.

Neben dem Lai hat die Kunstlyrik auch die Sequenz sich angeeignet, eine Form der Kirchenpoesie die zu jener nationalen in der engsten verwandtschaftlichen Beziehung steht. Auch hier eine Mischung verschiedenartiger Strophen, und die Strophen meist zweitheilig: aber alles geht in kürzeren Mafsen, schnellerem mehr in die Ohren fallendem Wechsel, und innerhalb eines und desselben Absatzes schon können die Rhythmen ungleich sein: daher der französische Name *descort* (56, 7, 5. 9, 1) d. h. *discors*. Und was eine unterscheidende Eigenheit auch des Inhaltes ist, seinem Ursprunge gemäfs behandelt das Descort zuvörderst religiöse Stoffe: dem Lai stehn solche nur in zweiter Linie zu; dann aber wird es gleich dem Lai auch in den Minnegesang übertragen. Beispiele beider Arten Nr. 45 und 46. Form und Name der Descorts sind den Provenzalen gleichfalls bekannt: ich weifs jedoch nicht ob die Franzosen viel mehr als etwa blofs den Namen von ihnen zu lernen brauchten: das eigentliche Muster war ja die Sequenz des lateinischen Kirchengesangs, und dieses Muster lag den Franzosen selbst unmittelbar und täglich vor.

Die Volkspoesie, um jezt auch von der und ihrem Verhältniss zur Kunstlyrik zu sprechen, die Volkspoesie, die als organische Fortsetzung auf den älteren Nationalgesang folgte, mufste dieser ihrer geschichtlichen Stellung gemäfs epische und lyrische Elemente, epischen Stoff mit lyrischer Färbung in sich vereinigen. Und sie entwickelte sich alsbald in solcher Fülle, in gröfserer vielleicht als die Kunstlyrik, dafs schon daraus auf beides zu schliefsen ist, auf Befruchtung die sie letzterer zugeführt, und auf Einflufs den sie selbst von daher empfangen habe. Wirklich fehlt es auch nicht an Beispielen wo unverkennbarste Volksmäfsigkeit sich gleichwohl berührt zeigt von der Kunst und den Feinheiten der höheren Dichtung: solcher Art sind bei uns Nr. 3. 50. 51. 52: vor andern Merkmalen

hebe ich nur hervor wie das erste ein höfisches *Chanſonnete rai ten* versucht, und wie in allen vieren der Alexandriner theils durch einen Cæsurreim gebrochen *), theils durch noch weiter gehende Änderung in neue Versarten umgebildet ist.

Häufiger noch läfst sich das umgekehrte Verhältniss belegen, Einwirkung der Poesie des Volkes auf die der Höfe.

Volksmäfsig ist hier zuvörderst der Refrain **) in erzählenden wie in lyrischen Dichtungen: Nr. 1. 2. 5. 6. 12. 21. 22. 37. 57. 58. 50. Zwar ist derselbe schon dem älteren National- und Kirchengesang eigen, und nur daher hat ihn das Volkslied: dennoch möchte ich sein Vorkommen auch bei den Kunstdichtern nicht weiter her leiten als aus dem Beispiel der gleichzeitigen Volkspoesie. Einmal wegen des deutlichen Bezugs auf letztere, wenn in Nr. 58 Verse eines Volksliedes als Refrain und eben solche in Nr. 30 wenigstens anstatt eines Refrains verwendet werden. Dann und hauptsächlich weil ja die Kunstlyrik den Refrain des National- und Kirchengesanges bereits in sich aufgenommen und nach ihrer Art, für ihr Bedürfniss umgebildet hatte: das dritte ungleiche Strophenglied das sie den zwei gleichen hinzufügt ist schwerlich etwas andres als einst im Lai der Refrain hinter den zwei gleichen

*) Solche Cæsurreime in Alexandrinern auch 1, 11; im epischen Decasyllabus findet sie der Verfasser des Gerard de Viane.

**) von *refraindre: en ſa pipe refraignoit la voix de ſa chanſon* 49, 1 (denn sie ist allein, und niemand bei ihr der den Refrain singen könnte). Wenn *refrain* im Spanischen den Sinn von Sprichwort angenommen hat, so erinnert dies daran, wie im Griechischen umgekehrt παροιμία von παροιμάζω kommt. Der vermittelnde Begriff ist beidemal der der Wiederholung. In altfr. und englischen Gedichten wirklich auch Sprichwörter als Refrain: Wolf über die Lais 207 fg.

Gliedern.*) Noch in dem volksmäfsigen Liede Nr. 50 fallen Refrain und dritter Theil in eins zusammen.

Es werden also in Nr. 30 den einzelnen Strophen nach Refrainsart Stücke von Volksliedern angehängt. Wenn Ähnliches in Romanen und Fabliaux geschieht, wenn da ganze Gedichte oder ganze grofse Gedichtstellen durchflochten sind mit dergleichen Citaten **), so freut man sich dieser Bereicherung unsrer Litteraturkenntniss, aber es fällt da weniger auf, weil solche Gedichte und solche Dichter dem Volk überhaupt näher standen: bedeutender ist es, dasselbe Spiel nun auch in der Lyrik und somit einen Beweis zu finden dafs wenigstens hie und da die Hofsänger nicht verschmähen mochten was in Feld und Wald, auf Markt und Strafsen die Sänger des Volkes gefunden hatten. Wie anders wenn provenzalische Dichter die einzelnen Strophen einer Canzone mit entlehnten Versen namhafter Kunstgenofsen schmückten!

Ihren Hauptplatz jedoch haben jene Liedercitate in der Pastourelle (Nr. 18. 19). Natürlich. Die ganze Dichtart ist ja dem niederen Leben entnommen, sowohl dem

*) Wohl ebendaher bei Provenzalen und Franzosen die kürzeren reimlosen Verse die namentlich in epischen Gedichten gern an den Schluss der einreimigen Absätze gehängt werden, viersylbige in einer Epistel Raimbauts de Vaqueiras Rayn. 2, 260 fgg., fünfsylbige in Aucassin und Nicolete, sechssylbige im Leben des heil. Amandus Rayn. 2, 152 fgg., siebensylbige im Gerard de Viane.

**) vgl. Renart le nouvel, Roman de la Violette S. 6 fgg. und die Fabliaux bei Barbazan und Méon 3, 106 fgg. (168 *En un vergier lez une fontenelle* Anfang einer bei P. Paris 37 fg. vollständig gedruckten Romanze, 136 fgg. 369 fgg. Am merkenswerthesten das letzte Beispiel, *la Chaſteluine de S. Gille*, weil in diesem strophischen Gedicht die Liedercitate auch noch zur Verkettung der einzelnen Absätze benützt werden eben wie bei uns in Nr. 30 und in einer Pastourelle Jean Errars bei De la Borde 2, 187 fg. Vgl. oben S. 171 fg.

Stoffe nach, freilich nur indem sie Personen höheren Standes, die Dichter selbst, in Berührung mit Schäferinnen und Schäfern zeigt, als sicherlich auch in manchem was Sache der Form ist. Gleich der Gebrauch die Pastourellen fast durchweg mit *Lautrier me chevalchoie* udgl. anzufangen (S. 109. 113) und den hintangesetzten Freund des Mädchens immer *Robin* zu nennen giebt ihnen etwas von der epischen Ständigkeit der Volkspoesie. Die Strophen sind gewöhnlich lang gezogen; dazu ein schnell springender Wechsel kürzerer Verse: das Volk mochte ähnliche Lieder zu seinen Reigentänzen singen. Vorher ist behauptet worden, der Lai sei von Frankreich aus in die provenzalische Poesie gelangt: das gleiche wird von der Pastourelle gelten, die in der Provence ebenso jung und verhältnissmäfsig selten ist als in Frankreich alt und häufig; manche Dichter hier haben sich ganz nur auf sie beschränkt. Und sie hauptsächlich bezeichnet den Zusammenhang der französischen Kunstlyrik mit dem Volksliede, wie der Lai den mit dem alten Nationalgesang.

Aber noch mehr Dichtarten scheinen volksmäfsigen Ursprung zu haben. So das Speiselied (Nr. 37) das sich an Herbstgesänge des Landvolkes anlehnen mag wie späterhin die Vaux-de-vire Olivier Basselins; und die Retrowange (42, 1) die denk' ich ein Tanzlied war. Wenigstens in Deutschland kommt der *rideuanz* unter anderen welschen Tänzen vor, und auch der Name passt dafür ganz wohl, falls nämlich die provenzalische Form *retroenfa* die eigentlich richtige und diefs aus lat. *retroientia* entstanden ist.*)

*) Die altfr. Nebenformen mit o, *rotruenge* und so fort in allerlei Entstellungen, enthalten bloss eine Verdumpfung des unbetonten Vocals (oben S. 144) und brauchen nicht grade auf das Spiel der *rote* hinzuweisen.

Endlich noch ein Umstand der zugleich die Verbreitung der hœfischen Lieder auch in weitere Kreise und für einzelne Dichter die Absicht verbürgt dafs ihr Gesang solche Verbreitung finde. War die Retrowange ein Tanzlied, so konnte doch jenes Lied Jacobs von Cambrai das sich als eine neue und gute und schœne Retrowange ankündigt (Nr. 42) nicht für den Tanz bestimmt sein: denn es hat geistlichen Inhalt, ist ein Marienlied. Also geistliche Parodie einer weltlichen Form, vielleicht sogar einer bestimmten einzelnen Retrowange. Und das kommt in der altfranzœsischen Lyrik, namentlich bei eben diesem Dichter noch öfter vor: vgl. das Lied Nr. 43 welches *ou chant* d. h. in der Liedweise Kœnig Theobalds Nr. 25 gesungen ist, Nr. 44 und S. 97 *); auch Nr. 40 und 41 deuten mit ihrem Anfang auf parodierte Minnelieder zurück, oder parodieren doch den Ton des Minneliedes. Solch ein Verfahren und dessen häufige Wiederkehr waren aber nur mœglich und hatten dann nur Sinn, wenn die Originale und ihre Weisen in Aller Munde giengen: nur dann durfte man beabsichtigen und konnte man hoffen dafs man in einen rechten Besitzstand eintreten und dafs nun auch die geistliche Umdichtung in den Mund Vieler gelangen werde. Die Beispiele unsrer Sammlung sind übrigens nicht die einzigen **): ich will denselben noch einige Belege aus einer Neuenburger Papierhandschrift des 15 Jahrh. beifügen, die zuerst eine lange Reihe geistlicher Fabliaux (auch das schon dem Sinne nach Parodien) und dann auf den letzten Blättern allerlei geistliche Lieder enthält, jene

*) der *chant de lunicorne* folgt einem Liede Peters von Gent *Aufi* (l. *Aufi*) *com lunicorne fuis* S. 100.

**) In einer Handschrift des 13 Jh. zu Lille lateinische Lieder geistlichen Inhalts auf die Singweisen franzœsischer Minne- und Tanz- und Schæferlieder: s. Mones Anzeiger 7, 550; bei Wolf über die Lais S. 128, 475 fg. ein *Cantus de Domina post cantum Aaliz.*

Gedichte wie diese eben nicht in bester Beschaffenheit des Textes. Hier nun spricht erstlich eine vereinzelte Strophe jenen Gegensatz der Gesinnung aus, der überhaupt zu solcher Um- und Nachdichtung den Anlafs gab. Sie lautet entstellt genug

Qui que faice rotruenge
Nouuelle paſtourelle
Son ſonet ne chancon
Je chantera de la pucelle
En cui ſainz ſlanz
Le filz deuint homs
Jl meſt auix quant jela nom
Toute doucour degoute deſon nom
Je ne vuil maiz chanter ſe deli non
Ne dautre dame ne dautre damoiſelle
Ne fera maiz ſe dieu plait dit ne ſon

Ferner ein Marienlied das dem Minnegesang des Hofes den grammatischen Reim nachahmt (vgl. Nr. 28 und oben S. 172), vielleicht auch grade bei dieser Reimabwandelung ein bestimmtes Minnelied vor Augen hat.

Porte du ciel pucelle de grant prix
Combein ſu nez qui taimme et ſert et priſe
Atoy ſeruir ceſt toſt aers et prix
Qui ta doucour douce dame apriſe
Qui de tamour flour deprix eſt eſprix
Toutez amour toſt deſdaingne et deſpriſe
Qui bien te ſert pucelle bien apriſe
Jay demort niert engigniez ne ſoſprix
Dame tant ſuz par penſee et parfaix
Eſmeree nette et pure et parfaite
Que de ta char roult le roi eſtre faiz
Qui de neant toute chouſe auoit faite
Dame par cui eſtain ſu li meffaiz

Queue auoit fait qui trop eſtoit meffaite
Par ta doucour aton doulz filz mafaite
Dez grant pechiez don uers lui ſuiz meffaiz

Und drittens noch ein Marienlied, mit dem Eingang, mit dem Refrain, in der ganzen characteristischen Form der Pastourelle: aber der Dichter will lieber von Marien als von Marietten singen.

Hui matin ala journee
Toute membleure
Cheuacha par vne pree
Par bonne aueniure
Vne florette ay trouuee
Gente defaiture
En laflour qui tant magree
Tourna luez maoure
Adont fix vers juſqua ri
Delaflour deparadix
Chanſeun lo qui laim et lot
O o matel dorenlot
Por voir tout a .j. mot
Saiche qui mot mar voit malot
Qui lait marie pour maiot
Qui que chant de mariette
Je chanteru de marie
Chaſeun an li doy par debte
Vne vaucelie
Ceſt laflour luriolete
La roſe eſpanie
Qui toute odour donne et grette
Toux nous raſſazie
Boute odour ſuz toute flour
A la mere au haut ſignour
Chaſeun lo

Haut rubiz de roberdellez
Chantelife dez fauterellez
Maiz tu cler qui chantez
De lez certez tu raffolez
Laffonz ces viez paſtourellez
Cez vielles violes
Chantonz chanſonz nouuelles
Biaulz diz et bellez notes
Delaflour don fenz ſeiour
Chantent liangez nuit et jour
Chaſcun lo
Laffonz tuit lefol vſaige
Damour qui folie
Souuent paient le muſage
Qui trop y colie
Amonz labelle et la ſaige
La douce lacoie
Qui tant eſt defranc couraiche
Nullui nefanoie
En appert ſe dampne
Qui ne laimme honeure et ſert
Chaſcun lo
Amonz tut lafreſche roſe
Laflour eſpanie
En cui ſaint eſprit repoſe
Nya telle amie
Cellui qui laimme et aloſe
Nentroblie mie
Ainz li donne alaparclouſe
Pardurable vie
Le pourprix du ciel auprix
Qui de famour eſt eſprix
Chaſcun lo

Qui alafin prist la royne
La dame du monde
Qui est la doinx la pecine
Qui tout cure et monde
Quelle lait mame orphenie
Mame orde et immunde
Sy qualafin soit bien fine
Bien pure et bien monde
Et nous tous desay dosoubz
Doingt mener ou paiis doulz
Chascun lo.

Haben wir bisher besprochen welche Nachwirkung der ältere Nationalgesang, welche Einwirkung die gleichzeitige Volkspoesie auf die Kunstlyrik der Franzosen geübt habe, so bleiben noch einige Punkte zu erwähnen wo beide zugleich ihren Einflufs geltend machen. Es sind das verschiedene Freiheiten und Nachlæfsigkeiten in der Behandlung von Vers und Reim.

Im Allgemeinen zwar wird streng auf die jedesmal erforderliche Sylbenzahl gehalten: ausnahmsweise jedoch læfst man die erste Senkung eines eigentlich jambischen Verses weg: 6, 1, 5. 6. oder schlægt einem trochæischen noch eine Sylbe vor: 33, 1, 6. 4, 8. 36, 5, 4. 48, 1, 6; und erlaubt sich, diefs am häufigsten, in jambischen Decasyllaben und Hendecasyllaben eine weibliche Cæsur vor nachfolgender Senkung, wodurch der Decasyllabus zum Hendecasyllabus wird: 2, 7, 3. 20, 3, 4. 22. 24, 1, 7 und 3, 1. 26, 2, 5. 27, 5, 5. 29, 5, 3. 38, 2, 5 und 7. der Hendecasyllabus zum Dodecasyllabus: 27, 2, 8.*) Nach

*) In Versen wie *ke la belle fut a signor tramise* 2, 3, 2. 8, 3. 9, 2 vereinigen sich beide Freiheiten, die Weglassung der ersten und die Einschaltung einer überzähligen Senkung.

provenzalischer Art ist das nicht *), aber nach Art des altfranzœsischen Nationalepos. Ebenso und ebendaher die weibliche Cæsur der Alexandriner: 1, 13, 4. 15, 1. 2. 16, 4. 6.

Die Provenzalen gestatten sich keinen ungenauen Reim: unter den Franzosen sind kaum die geübtesten und gerühmtesten Kunstdichter ganz frei von Fehlern dieser Art, trotz dem dafs sie die Last der gehäuften Reime nicht auf sich genommen haben (S. 171). Also nicht selten Reime die mehr nur Assonanzen sind, wie der noch unkünstlerische Nationalgesang sie hat und (vgl. 3, 4. 5 und 52) das kunstlose Volkslied: z. B. Nr. 4. 13. 23. 24. 25. 30. 34. 48. 49; ja Aidefrois bindet, gleich der Chanson de Roland, in unmittelbarer Zeilenfolge weiblichen und männlichen Versausgang 2, 7.

Eh wir jedoch vollends diesen Excurs beschliefsen können, sind noch die geographischen Grenzen in Betracht zu ziehn inner denen die Kunstlyrik der Franzosen sich entwickelte und fortbestand. Denn auch das bezeichnet ihr Verhältniss zu der übrigen Litteratur und stellt ihre Unnationalität, diesen Hauptsatz unsrer geschichtlichen Erörterungen, aufs neue in den Vordergrund: während die Epik gemeinsames Werk und Eigenthum aller Franzosen war, und dafür jede Landschaft ihre Meister aufzuweisen vermochte, schränkte die Lyrik sich beinah gänzlich auf zwei Provinzen ein, Flandern und die Champagne.**)

---

*) næmlich nicht nach Art der provenzalischen Kunstdichtung, die hier allein in Betracht kommt: im Boethius und sonst im 10 und 11 Jahrh. wandelt noch die Grundform des Decasyllabus auf und ab zwischen männlicher und weiblicher Cæsur, jambischem und trochæischem Rhythmus, neun und zehn Sylben.

**) Beide Namen in dem weiteren Sinne verstanden, in welchem zu Flandern auch noch Artois, zur Champagne noch Brie und Senonais gehœren.

Durchgehn wir die Dichterverzeichnisse, die meisten kenntlicher angegebenen und fast alle berühmteren Namen fallen mit Bestimmtheit dem oder jenem der beiden Länder zu: nach Flandern gehören Adam der Bucklichte, Aidefroi der Bastard, Carasaus, Hugo der Castellan, Jaikemin von Lavante der Clerc, Johann Bodel, Johann Moniot oder Moiniet, Johann der Färber, Johann der Zimmermann, Robert oder Robin du Chaftel der Clerc, Sauvage, Vilain, alle zwölf von Arras*), Gillebert von Berneville, Kuno und sein Bruder Wilhelm der Vogt *(li roicis)* und Sauvage von Bethune**), Gerhard von Boulogne, Jocelin von Brügge, Colin Pansate *(pasfars?)*, Jacob, Martin der Begine, Rogeret und Roix, alle fünf von Cambrai, Hugo von Oisi Castellan eben dieser Stadt, Peter von Douai, Peter und Matthäus der Clerc von Gent, Jean Fremant und Marie und Peter der Einäugige Seckelmeister von Lille, Blondel von Neelle, und Jean de la Fontaine von Tournai; in die Champagne Theobald von Blazon, Simonin von Boncourt, der Graf von Chalons, Gaises, Robert Marberoles, Guiot von Provins, la Chievre, Eustachius der Maler, Gobin und Robert, alle vier von Reims, Auboin von Sézanne, Jacob und Radolf und Dietrich von Soissons, Christian und Doete von Troyes, endlich Graf Theobald König von Navarra. Und wie der um 1174 geschriebene Tractatus Amoris des Capellans Andreas die meisten Urtheile in Liebessachen***) auf eine Gräfinn von

---

*) Welche Gunst man auch in dieser Stadt den Dichtern erwies zeigen die Abschiede Baude Fastouls und Jean Bodels bei Barbazan und Méon 1, 111 fgg. 135 fgg. Ersterer nennt unter seinen Gönnern *Sire Audefroi, dous fix jegneur Audefroi, Jaquemon le Clerc* und *Jehan Bodel*.

**) in Jean Bodels eben angeführtem Abschied eine *avoeresse de Betune* zu Arras.

***) *Jugemens damors* als Gedichtthema oben S. 95. 100.

Champagne und eine von Flandern zurückführt, nächst diesen nur noch auf die liebesberühmte Eleonore von England (vgl. oben S. 166), so hatten auch die namhaftesten jener poetischen Gerichtshöfe, von denen eingereichte Lieder beurtheilt und die gut befundenen gekrönt wurden (ein Institut übrigens von noch nicht genugsam erforschter Einrichtung und Bedeutung), ihre Sitzungsbühnen gleichfalls wieder in einer flandrischen und einer benachbarten Stadt des Hennegaus, zu Arras und zu Valenciennes; auch in unsrer Handschrift ein zu Arras gekröntes Lied, oben S. 99.*) Rechnet man dazu dafs Flandern und Champagne die andren Dichtungsarten deshalb wahrlich nicht vernachlafsigten; dafs in Flandern die Litteratur des Fuchses Reinhard ganz eigentlich daheim, dafs Christian von Troyes zugleich der vorzüglichste Träger der ritterlichen Epopœie, Guiot von Provins auch noch Epiker und Didactiker **), Jean Bodel von Arras einer der ersten Begründer des französischen Schauspieles war; dafs wir einem flandrischen Kloster das älteste Denkmal aller und jeder französischen Poesie, die heil. Eulalia, verdanken: so dürfte eher wohl

---

*) lies *corenee a Arez;* zu ergänzen *chanſon* wie in der Überschrift von Nr. 21.

**) Guiot von Provins ein Epiker: denn nun, wo ausser der Bibel auch eine ganze Reihe von Liedern dieses Namens vorliegt (13—18) gewinnt es für mich neue Wahrscheinlichkeit, dass jener *Kyôt der Provenzâl, kyôt la ſchantiure*, den Wolfram von Eschenbach als den französischen Gewährsmann seines Parzival nennt (416. 827) allerdings einer und derselbe sei mit Guiot von Provins. Der Parzival Guiots ist noch nicht wieder aufgefunden: er muss eine Umarbeitung des von Christian von Troyes gedichteten gewesen sein, da Wolfram, welcher behauptet sich an Guiot zu halten, doch ganze lange Stellen hindurch beinahe wörtlich mit Christian übereinstimmt; dem widerspricht es nicht, ja es passt dazu aufs beste, dass Guiot die Darstellung Christians getadelt hat, sie thue *dem mære unreht* (Wolfr. Parz. 827).

hieher der Angelpunkt der altfranzœsischen Litteraturgeschichte zu verlegen sein als mit Einseitigkeit blofs nach Paris und in die Normandie.*) Es traf aber auch in beiden Ländern alles zusammen wodurch eine Poesie der Art, wie das Leben des Mittelalters sie bedingte, gerade hier zur vollsten Blüte mufste gebracht werden: auf grünbewaldeten Hügeln wohnend ein zahlreicher Adel, geneigt und geschickt zu allen Künsten des Ritterthumes; in grofsen Städten eine Bürgerschaft die an Reichthum es dem Adel zuvorthat, an Stolz und Wehrhaftigkeit mit ihm wetteiferte; in Flandern die schœnsten Weiber **), und überall zu Stadt und Land eine grofse Menge des Volkes, das man zu den mancherlei Dienstleistungen der *jongleric* brauchen konnte: die *ribauds* und *ribaudes* von Troyes und Soissons waren sprichwörtlich wie die *chanteurs* von Sens.**)

---

*) Bemerkenswerth nennt ein Karlingisches Epos unter den Sprachen die ein Bote des Heidenkœnigs Marsilies versteht (Massmanns Eraclius S. 562) zuerst die Flamländische, dann die Franzœsische d. h. die der Isle de France, die Normannische u. s. f. *Bien favent fait et Flamence et François, Normant, Breton, Hainuier* (Hennegauisch) *et Tiois.*

**) Le Grand und Roquefort, Vie privée d. François 3, 405.

V.

Ich komme zu einer Frage deren Anregung und Lœsung mir ein Hauptzweck dieser ganzen Arbeit ist: ob nœmlich gleich der Epik auch die Lyrik des deutschen Mittelalters unter franzœsischem Einflufs sich entwickelt habe? Ich stelle die Frage auf um sie zu bejahen.

Das Turnierwesen das schon vor Ablauf des eilften Jahrhunderts seine Ausbildung in Frankreich erhalten hatte und stets von da an seine beste Pflege bei Franzosen und Niederländern fand *); die Kreuzzüge die zuerst von eben daher ausgegangen waren und länger da als irgendwo anders eine Sache begeisterungsvoller Thætigkeit blieben: diefs beides hatte mit dem zwölften Jahrhundert das franzœsisch-niederländische an die Spitze alles Ritterthumes erhoben, und in Verein mit dem Aufschwung reichbevölkerter reichbegüterter Städte den Länderverband welchen die Maas durchstrœmt für die Länder und Völker ringsumher zum pochenden Herzen eines neuen Lebens gemacht. Von da an stund namentlich auch Deutschland gegen den Nordwesten hin Einflüfsen der mannigfachsten Art weit geöffnet, Einflüfsen die nicht blofs die hœheren Stände berührten, die weit über diese hinaus bis zu den untersten Stufen der Nation gelangten. Wie die Niederlande selbst den Bauern

*) vgl. die Stelle aus der Heidelb. HS. der Krone Heinrichs v. d. Thürlein bei Wolf über die Lais S. 432. Hartm. Greg. 1403 fg. Ulr. Lanzelet 9177.

in Oesterreich Stoffe zu ihren üppigen Kleidern lieferten *), so meinten auch bis nach Oesterreich hin Hoch und Nieder am zierlichsten zu sprechen, wenn sie gelegentlich «flæmten», und ein Flæming war ihnen ein Mensch von feiner Rede und Bildung.**)

Aber man schränkte sich eben nicht auf das Flæmen ein, das wenn auch nicht hochdeutsch, immer noch deutsch gewesen wære. In den Maasländern selbst giengen Deutsch und Französisch durch einander, da lief und verschwamm die Grenze der zwei Sprachgebiete, und viele brauchten gleichmæfsig beiderlei Zunge; wie z. B. die Urspergische Chronik von Gottfried von Bouillon erzählt «*Noftræ gentis milites præ cunctis bellatoribus honoravit, feritatemque illorum fuariffima urbanitate Gallicis caballariis commendans, invidiam quæ inter utrosque naturaliter quodammodo verfatur per innatam fibi utriusque linguæ peritiam mitigavit*; in welcher Art auch characteristisch genug die auf S. 184 erwähnte Neuenburger Handschrift mit zwei halb niederländischen, halb lateinisch-französischen Versen schliefst:

Ego amo vos houen allen die leuen
quant il roux plara fuldy my troft geuen.

Und so griff nach solchem Vorgang und durch solche Vermittelung auch das übrige Deutschland gleich in das vollste französische Wesen hinein, und holte sich von daher Muster des Lebens, der Sprache, der Kunst, wie eben daher, von der hohen Schule zu Paris, die Geistlichkeit

*) Gent: Helbling 2, 77; Ypern: Nithart Ben. 52, 10? u. a.

**) *vlæmen* Nith. Ben. 6, 7. *vlæmine* Nith. vdHag. 2, 114b. Geltar 173a. Der junge Helmbrecht redet Schwester und Vater an, als ob er in Brabant gewachsen wære, 717. 764. Bei höfischen Dichtern besonders deminutive Wortbildungen nach flæmischer Art: *pardrifekin* Parz. 131, 28. *schapellekin* Gottfr. *blüemikin* Frauend. 244. 568. *werlikin* vdHag. 1, 118b. *sol ich noch min kint Willekin vor mime töde schouwen?* Ulr. v. d. Türl. Wilh. 107a.

gewohnt war ihr theologisches Wifsen zu holen (vgl. Haupts Zeitschr. 4, 496). Zwar hielt man in Frankreich, selbst im franzœsischen Flandern nicht viel auf die Deutschen: sie galten da für roh und tölpelhaft (Jac. Grimm, Reinh. LXXIX). Aber das stœrte nicht, und durfte nicht stœren. Man eignete sich doch von jenseit der Maas mit der Gelehrsamkeit der Kirche auch den kirchlichen Baustil an den wir jezt gothisch oder deutsch oder germanisch nennen; und Ritter und Bauern kleideten sich vorzugsweis in franzœsische Stoffe und so auch meist nach franzœsischem Schnitt *); und Ritter und Bauern tanzten franzœsische Tänze, traten also den Tanz und sprangen den Reihen auch nach Melodien die aus Frankreich kamen **); und der Name eines *Wâleis* empfahl in die Liebe selbst der Bauerdirnen (vdHag. 2, 173b).

Was jedoch eine Hauptsache war und Folge einer Hauptsache, das waren auf Anlafs der franzœsischen Formen des Ritterthums die franzœsischen Formen des hœfischen Lebens überhaupt und mit ihm der hœfischen Rede. Gleich das Wort *hövisch* selbst und sein Gegensatz *törperlich* gaben in Begriff und Ausdruck nur die franzœsischen *courtois* und *vilain* wieder. Und indem die ganze Kunstsprache der Turniere und sonst des Ritterwesens auch in Deutschland die franzœsische blieb ***), indem sich vornehme Herrn vielleicht wirklich mit Franzosen umgaben, damit ihre Kinder deren Sprache lernten †), gewöhnte

*) Die alten Zeugnamen sind fast alle, die Namen der Kleidungsstücke grœstentheils franzœsisch.

**) Die Namen der meisten alten Tänze sind deutlich franzœsischen Ursprungs, wennschon nicht alle gleich erklærbar: *ſierlefei gimpelgampel gofenanz ridewanz heierleis treialtrei treirôs* u. a.

***) *turnei buhurt tjoſt poinder puneiz ſarjant garzûn erle. harnaſch halsberc ſpaldenier härſenier vintâle zimier. ravit rabine walap leiſchieren covertiure* u. a.

†) Franzœsische Stellen in Massmanns Eraclius S. 562 fg.

man sich in jeglichem Verkehr die feinere Bildung die man besafs oder vorgab durch zahlreich eingemischte französische Worte und Phrasen zu bezeichnen.*) Leute geringeren Standes, die sich aber etwas dünkten, machten auch diefs den Herren nach (vdHag. 2, 80 b. Helmbr. 726). Namentlich dergleichen doppelt unberufene Prahlerei mag der Tannhäuser im Auge haben, wenn er in zweien seiner Gedichte (vdHag. 2, 85 fg. 87 fg.) mit unverkennbar blofs parodierendem Spotte ein welsches Wort auf das andre häuft; in ähnlicher Art hat auch die Sprachmengerei Wolframs von Eschenbach mehr etwas übermüthiges und schalkhaft neckendes, als dafs er schon damit thun will: er meint es eher wie jener Abt von Pegau, der höfisch und höhnisch zugleich über einen Brief voll Widersetzlichkeit an seinen Bischof, den von Merseburg, die Worte schrieb «*Salt pur falt et una avant. Sant autem hæc verba gallica, et sic sonant in latino: Salutem pro salute et unam plus.*» **) Aber den Rheinländern, die der Marner deshalb verspottet (vdHag. 2, 241 a), aber dem rheinischen Dichter Gottfried von Strafsburg war es ernst mit der fremden Zierlichkeit ***), und ihnen die den Franzosen näher wohnten zugleich natürlicher; wie nun gar Johann von Brabant es selbst kaum merken mochte, dafs er so manch französisches Wort in den Mund nahm. Am Niederländischen

*) *daz enspriche ich dâ von niht, daz mir missevalle iht, swer strîfelt sine tiutsche wol mit der welhischen jâm er sol: wan dâ lernt ein tiutsche man der iht niht welhischen kan der spæhen wörter harte vil* Thomasin in der gereimten Vorrede zu seinem Welschen Gast. Am wohlfeilsten war der Gebrauch fremder Interjectionen wie *ô ahî ei hei zahî fi wol oimê*.

**) Chron. Montis Sereni ad a. 1223 bei Menken 2, 274.

***) bloss auf Einer Seite des Tristan, die mir zufällig offen liegt, erstlich ein ganzer französischer Vers: *Curie? deus benie!* dann die Fremdworte *furke furkie compunte curte*, endlich deutsche Worte mit fremder Endung *jugerie teilieren*.

ist deren überhaupt eine Unzahl hangen geblieben, für immer und bis jezt: die hochdeutsche Sprache hat das meiste davon glücklich wieder ausgestofsen.

Es waren aber nicht allein buchstæblich beibehaltene Fremdworte die das zwölfte und das dreizehnte Jahrhundert schaarweis in Deutschland einführten: man ahmte auch mit deutschen Lauten, deutschen Worten französische Worte und Wendungen nach, und solche Entlehnungen blieben dann nicht so wie jene blofs auf der Oberfläche der Sprache. Also Gallicismen im Deutschen. Freilich brauchts Vorsicht, eh man dergleichen annehme. Denn vieles was beiden Sprachen gemein ist haben sie gemein nicht durch Mittheilung aus der in jene, sondern weil beide eben moderne Sprachen sind *); andres, und wohl noch mehr, hat die französische aus der deutschen empfangen **): ihr ganzer Geist und der Geist überhaupt aller romanischen Sprachen, wie er sich zumal im Satzbau zeigt,

*) Dahin gehœren z. B. die Umschreibung des Perfectums mit *habere* und dem Participium, die des Futurums mit *habere* und dem Infinitiv, die Auflœsung selbst der noch zuständigen einfacheren Verbalformen in *esse* und das partic. præs., die Ergänzung des Zeitworts *esse* mit dem Zeitwort *stare*, die doppelte und die sinnlich veranschaulichte Negation (22, 5, 4. 24, 3, 4. *pas*, *point*): Ausdrucksweisen die theilweis selbst im echten Latein schon vorbereitet waren.

**) Dahin *esse* mit dem partic. perf. als Umschreibung des Passivums, der pluralische Gebrauch abstracter Substantiva (namentlich *amor*), die substantivische Construction von *moult* und *pouc* mit dem genit. (22, 1, 4, 1, 16, 2 u. a.), der Genitiv beim Comparativus (1, 15, 4. 2, 1, 5. 10, 3, 1), die optativische Frage mit *car* oder *cor* (18, 3, 7. 41, 5, 1), das rückdeutende pron. person. in den Antworten mit *o* und *non* (19, 5, 2), das Fügewort *fe* im Sinne von *que* (1, 10, 2. 3. 13, 4 u. a.), das gemüthliche *fi* ohne nachfolgendes *que*, die Steigerung adjectivischer und adverbialer Worte mit *trez*. *esfpoir* (5, 4, 5. 29, 4, 1) wie *wân* Iwein S. 284, *a tout* wie *mit allê*, *forment* (1, 1, 2) wie *flarcho*, *pefeir* und *pefance* (10, 3, 4. 27, 3, 4) wie *wegan* u. s. f.

ist ja ein wesentlich deutscher, mag auch der grœfsere Theil ihres Materiales undeutsch sein. Doch ebenso unzweifelhaft kommt mit dem 12 Jahrh., mit Entwickelung der deutschen Hofsprache, auch das umgekehrte Verhältniss auf, und es werden französischen Redensarten deutsche nachgebildet. Beispiele sind (ich schränke mich wieder auf diejenigen ein, die unsre Sammlung an die Hand giebt) *lip* mit dem pron. possess. statt des einfachen pron. person. wie *cors* 1, 10, 4. 4, 4, 2; *flors* bildlich wie 3, 4, 4; *aller tugende hérre* Ruol. liet 22, 9. *aller frœiden hérre* vdHag. 1, 182a wie *fires de vertu* 26, 1, 1. *f. de venjance* Paris Romanc. 100. *roi de folie* Chât. de Couci S. 25; *folch* dieser und jener, mancher, wie *teils* 6, 2, 7. 36, 1, 1. 47, 2, 12 u. 4, 1; *ldt ftdn* wie *laiffies eſteir* 49, 7, 1; *mir gedenket* wie *menbreir remenbreir ſovenir* unpersœnl. mit dat. u. gen. 1, 2, 5. 5, 4, 2. 14, 1, 3. 15, 4, 1 u. a.; verba reciproca mit *under, underküffen underminnen* wie *entrehaiſſier* 1, 11, 2. 2, 10, 4. *entreameir* 1, 12, 4; *von über mer* wie *d'outre meir* 2, 10, 2; *über finen danc* wie *outre ſon greit* 2, 2, 5; *mé denne vil* wie *plux caiffeis* 18, 4, 3; *für wdr* wie *por voir* 1, 7, 2. 2, 11, 2. 4, 2, 3; *fét mine triuwe* Walth. 74, 27. Berth. 451 wie *teneis ma foi* 1, 14, 2; *diu in iener weinet, daz bin ich* vdHag. 1, 182a. *der in mære bringet, daz bin ich* Walth. 56, 14 wie *je feux cil kains riens ni forfix* 15, 2, 10. *je ſuis cil qui mieux aura ſervi* Chât. de Couci S. 37. *je ſuis cil qui plus a de torment* ebda 38. All diese Worte und Wendungen finden sich zuerst in der hœfischen Zeit der mittelhochdeutschen Sprache und seit derselben: das Althochdeutsche weifs noch von allen nichts.

In natürlicher nächster Wechselbeziehung mit diesem Einflufs der französischen Sprache stand der Einflufs auch der französischen Litteratur: eines hob und trug und beförderte das andre, und der frisch erweckte ritterthümliche Geist nahm beides zugleich in Beschlag. Uns selber

hat die letzte Erörterung schon auf das litterarhistorische Gebiet gestellt. Bleiben wir jezt darauf.

Die Blütezeit der altfranzœsischen Poesie beginnt etwa um das J. 1150, und die bevorzugten Lande ihrer Blüte sind Flandern und die Champagne. Die Blütezeit der mittelhochdeutschen fängt gegen ein Menschenalter spæter an, und ihre Ausgangspunkte liegen am Niederrhein, also in næchster Næhe jener franzœsischen Dichter, und durch die Flæminge von denselben nicht sowohl getrennt als nur noch mehr mit ihnen vermittelt und verbunden. Auch weiter Rhein-aufwærts fehlte es wohl nicht ganz an litterarischen Berührungen beider Völker: so zu Mainz an dem grofsen Hoftage Kaiser Friedrichs 1184 trafen Guiot von Provins (Bible 278 fgg.) und Heinrich von Veldeke (Aen. 100a) zusammen, und auch Doete von Troyes kam dahin (de la Borde 2, 184). Aber ein allgemeinerer und ständig dauernder Verkehr offenbart sich uns nur in den unteren Rheinlanden, nur da wo in demselben Jahrhundert und denselben Jahrzehenden auch eine Fülle der herrlichsten Kirchenbauten und eine tiefgehende Bewegung reformatorischer Ketzerei Zeugniss ablegen für den geistigen und künstlerischen Zug der Bevölkerung.

Dafs die mittelhochdeutsche Hofepik von dorther ausgegangen, und dafs sie von Anfang an in Stoff und Form bedingt gewesen sei durch die Muster Frankreichs, ist ein bekannter und richtig anerkannter Satz unsrer Litteraturgeschichte. Niederrheinisch, unhochdeutsch ist die Sprache all der ältesten Epen dieser Periode, und ist es zumal auch bei dem Dichter noch, den die Nachfolger selbst als den rechten Gründer ihrer Kunst an die Spitze stellten *), bei Heinrich von Veldeke. Und bevor noch Heinrich seine Aeneide dem Gedicht Christians von Troyes nach-

*) Gottfried im Tristan 4724 fgg. Rudolf im Alexander: vdHag. 4, 86b.

arbeitete, war schon von Andern mit Herüberführung französischer Originale begonnen, waren schon die Sagen von Karl dem Grofsen und vom Fuchse Reinhard in französischer Umgestaltung zurück nach Deutschland geholt, war schon 1156 in französischer Sprache selbst und von einem Flamand dem Kœnige der Deutschen eine epische Dichtung zugeeignet worden *); spæterhin sollten die britisch-französischen Romane selbst auf den Vortrag der deutschen Heldensage bestimmenden Einflufs üben.

So die Hofepik. Von der hœfischen Lyrik dagegen pflegt man mit Befriedigung anzunehmen, die sei national, die vollkommen selbständig.

Gegenüber der provenzalischen ist sie das allerdings; wie natürlich, da Provenzalen und Deutsche weder durch Grenznachbarschaft noch auf andre Weise in so anhaltende und næhere Berührung kamen, dafs litterarische Einwirkung hätte Statt finden können. Einzig Graf Rudolf III von Nœuenburg zeigt Bekanntschaft mit den Lyrikern der Provence, wenigstens mit einem derselben, Folquet von Marseille, und er ist keiner von den älteren Dichtern mehr, und ihm, dem Herren eines provenzalisch redenden Landes, mufsten sich wohl, wenn er nach Vorbildern suchte, zunæchst provenzalische darbieten.

Aber Frankreich hatte ja auch seine Lyriker, zumal in Flandern und der Champagne, und Christian von Troyes dichtete Lieder, wie er Epen dichtete. Wie nun konnte Deutschland nach letzteren greifen ohne jene mitzunehmen? Wirklich hat Heinrich von Veldeke neben der Epik zugleich auch die Lyrik der Hœfe begründet **); so wenig

*) der Lais d'Isle et de Galeron von Gautiers von Arras: Massmanns Eraclius S. 557.

**) Die vorher schon angezogene Stelle des Tristan lautet *Von Veldeken Heinrich der ſprach dz vollen ſinnen: wie wol ſine er von minnen! wie ſchöne er ſinen ſin beſneit! ich wæn er ſine wisheit*

als die Aeneide sind seine Minnelieder frei von dem Gebrauch franzœsischer Worte *); und was wir sonst noch von den ersten Anfängen der mittelhochdeutschen Lyrik haben und wifsen, deutet nicht minder bestimmt zugleich auf den Niederrhein und noch weiter nach Frankreich hin, z. B. die Minnelieder Friedrichs von Hausen, der 1190 gegen die Türken fiel, und Bernges von Horheim (jezt Horrem, bei Achen) sowie jenes Liedfragment vdHag. 3, 444a worin sich der Dichter Eleonoren von Aquitanien, Herzoginn der Normandie und von 1154 bis 1189 Kœniginn von England (vgl. oben S. 166 u. 191) in die Arme wünscht:

Wære diu werlt alle min
von dem mere unz an den Rin,
des wolt ih mih darben,
daz diu künegin von Engellant læge an minen armen.

Anderswo (Misc. 2, 192. Jac. Grimm, Ged. auf Kœnig Friedr. S. 74. 91. 93) mischt vielleicht eben dieser alte Dichter (vielleicht beidemal Walther der Erzpoet, der Günstling Erzbischof Reginalds von Köln) franzœsische Worte und Verse in lateinische und lateinisch-deutsche Lieder.

Nur hat sich die neue Kunst der Lyrik, nachdem sie am Niederrhein und von Frankreich aus den Anstofs empfangen, alsobald über das ganze deutsche Reich hin ver-

---

ûz Pegafes urſprinc nam von dem diu wisheit elliu kam. ichn hân ſin ſelbe niht geſehen: nu hære ich aber die beſten jehen die dô bi ſinen jâren und fit her meiſter wâren, die ſelben gehent im einen prîs: er impfete daz êrſte rîs in tiutiſcher zungen, dâ von ſit eſte erſprungen, von den die bluomen kâmen, dâ ſi die ſpæhe ûz nâmen der meiſterlichen fünde; und iſt diu ſelbe künde ſô witene gebreitet, ſô manege wîs geleitet, daz alle die nu ſprechent, daz die den wunſch dâ brechent von bluomen und von rîſen an worten und an wîſen.

*) *poiſôn, amis, prîs* u. *priſen, klâren* u. *verklâren; edritâte* vdHag. 1, 35a kommt wie Otfrieds *kêritâti* 1, 18, 38 unmittelbar aus dem Lateinischen.

breitet, während die Epopœie längere Zeit dort verweilen mufste, eh auch die Schwaben sich ihrer annahmen. Denn die Epopœie war wirklich und wesentlich neu und fremd: es brauchte Zeit sich an sie zu gewöhnen; die Lyrik dagegen war längst schon vorbereitet durch die Einwirkung die seit Jahrhunderten die Kirchenpoesie auf die der Nation geübt hatte, und der erste entscheidende Schritt zu ihr war ganz aus eigener Kraft schon vorher gethan worden. Wenn ein Lied Dietmars von Eist (vdHag. 1, 99a) in der kirchlich-nationalen Form der paarweis reimenden viermal gehobenen Verse das Selbstgespræch einer verlafsnen Liebenden vorführt, und nur ganz leicht und kurz die äufsere Situation andeutet an die es sich knüpft, so haben wir da von derjenigen Mischung eines epischen und eines lyrischen Elementes, welche die organische Entwickelungsstufe von der einen zur andern Dichtart ist, ein um so zweifelloser nationales Beispiel, als Dietmar von Eist der Zeit und der Gegend nach in der er lebte noch von keinem franzœsischen Einflufs konnte berührt werden.*)

Dieser kirchlich-nationale Vorgang wirkt wie in der altfranzœsischen so auch in der altdeutschen Kunstlyrik stark und unverkennbar nach. Hauptmerkmale der Art sind die epische Objectivierung und der Refrain. Namentlich die ältern, dem Nationalgesang noch näher stehenden Dichter lieben es, und Blatt für Blatt finden sich Beispiele davon, aus Seele und Mund einer andern, zumal einer weiblichen Person zu sprechen, oder recht in altepischer Weise einem ganzen Lied dialogische Fafsung zu

---

*) Dietmar de Aist, Ditmarus de Agist 1143 und um 1170 im Bisthum Passau: vdHagen 4, 173. Übrigens ist was die Liederhandschriften unter diesem Namen zusammenstellen keineswegs alles von gleichem Alter: sie vermengen zwei Dietmare oder sonst verschiedene Dichter.

geben. Der Refrain *) ist national und kirchlich zugleich. Auf letzteren Ursprung scheint er besonders dann zurückzugehn, wenn er aus begrifflosen Lauten und Worten zusammengesetzt, wenn er eine blofse *jûwezunge* ist **) wie *tandaradei* bei Walther 39. *lodircundeie lodircundeie* Misc. 2, 201. *hyria hyrie nazaza trillirivos* Grimm Friedr. 78. *dd tenderl tenderl tenderlin* vdHag. 2, 116. *traranuretum traranuriruntundeie* 116b. *deilidurei faledirannurei lidundei faladaritturei* vdHag. 1, 110a, und bei niederländischen Dichtern *harbaloriſt* vdHag. 1, 15b *fufa ninna fufa noe* Hor. Belg. 2, 21.***) *eia fia lencia* ebda 28 †): denn wenn im geistlichen Liede das Volk auf den Gesang des Priesters oder eines Laien mit *kyrieleifon* oder *alleluia* Antwort gab ††), so war das für die singende Menge ein blofser Ausruf der Empfindung, *ein fange dne wort*, ohne Begriff †††); jenes *hyria hyrie* klingt wohl nicht zufällig an *kyrie* an, und *alleluia* oder blofs mit den Vocalen des Worts *aeuia*, und *euouae* d. h. *feculorum amen*, jenes dann auch in *avoi*, *aoi* entstellt, sind

*) am häufigsten bei dem Schenken Ulrich v. Winterstetten: von vierzig Liedern haben ihn nur achte nicht.

**) *Jubilum et jubilatio, daz ir diche vindet in deme ſaltare, daz chuit rehte in diutiſken jû unde jûwezunge, daz iſt ſô der menniſke ſô frô wirdit, daz er vore froude ne weiz waz er in algâhen ſprechen oder ſingen mege, unde hevet ime ein ſange dne wort, ſo ir ofte vernomen habet von den gebûren jouh vone den chindelinen, die dennoh dere worte gebiliden neweder ne magen noh ne chunnen.* Windberger Erklærung zu Ps. 94, 2.

***) *das rechte Sufaninne* in Luthers Kinderlied auf die Weihnachten.

†) Aus franzœsischen habe ich mir der Art nur bemerkt *vali doriax li doriax laire le* De la Borde 2, 215.

††) *Ther kuning reit kuono, ſang lioth frônô, joh allé ſaman ſungun ›kyrrie leiſon‹* Ludwigsleich.

†††) Halb ein Wort, halb blosse Jauchzung ist das *lna ju ju jubilieren, ju ju ju ju jubilieren* eines geistlichen Liedes Leseb. 1, 897.

bei Deutschen und Franzosen vielgebrauchte Refrains auch weltlicher Lieder geworden.*)

In solcher Art ist die mittelhochdeutsche Lyrik wohl aus eignem heimischem Boden gewachsen, mit deutschen Samenblättern und wohl auch in deutsches Laub: aber die Blüte hat ein Staub gefärbt und befruchtet der von jenseit der Maas herübergeweht worden; die Mittheilung ward dadurch befördert, dafs Ein litterarhistorischer Vorgang von grœstem Gewichte, die Kirchenpoesie, beiden Nationen gemein war. Und es blieb nicht bei dem einen ersten Anstofs: auch nachdem die letzten Jahrzehende des zwölften Jahrhunderts vorüber waren, dauerte die Wirkung fort und fort. Das bezeugt Gottfried von Strafsburg der eine ganze Reihe von Formen der lyrischen Dichtung mit franzœsischen Namen aufführen darf, *schanzûn pastûrêle rotruwange foldte runddte refloit stampenie* (Trist. 2292 fg. 8062 fgg. 19214 fg.); das die Bekanntschaft Walthers von Klingen vdHag. 1, 73b mit der franzœsischen Sitte der Liederkrœnungen (oben S. 191); das die anwachsende Vervollständigung der Musik (und die Musik hatte ja für den lyrischen Gesang die hœchste Bedeutung) mit allerlei Instrumenten deren franzœsischen Ursprung immer schon der Name verræth: so der Geige, die doch allgemein zur Begleitung des Vortrags diente, anderer zu geschweigen.**) Ob auch franzœsische Dichter nach Deutchland kamen? Sicherlich mehr als ein deutscher nach Frankreich. *Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore, von dem*

*) Wolf über d. Lais S. 29. 189. 193. Nationalen beginnt der Tannhäuser (vdHag. 2, 91 fg.) einen Refrain mit dem gerichtlichen Nothruf *Heil alle und aber jâ! ziehent her ze wæfend!*

**) Ein Verzeichniss nach niederländischen Quellen, das jedoch für das übrige Deutschland mit gilt, in Hoffmanns Hor. Belg. 6, 195 fgg.: die franzœsischen Instrumente in der betreffenden Instruction du Comite historique.

Pfâde unz an die Traben erkenne ich al ir fuore: Walther 31. Spæterhin scheint Konrad der Schenke von Landeck lange und weit darin umhergefahren zu sein: er sehnt sich aus dem Winter der am Meer, an der Seine und Aisne schon beginne heim an den Bodensee nach Schwaben: da sei wohl noch Wonne und Vogelsang; dahin grüfse er stündlich tausendmal die Geliebte, die schœner sei als alle Weiber in Hennegau Brabant Flandern Frankreich Picardie (vdHag. 1, 357 fg.). Was aber ganz besonders hier in Anschlag kommt ist die sichtlich fortgeführte Verbindung mit der Champagne, dem einen Heimatland der franzœsischen Lyrik, und die Theilnahme eines Herzogs von Brabant zugleich an der franzœsischen und der deutschen, wodurch auch die Verbindung mit den flandrischen Dichtern unabgebrochen erhalten und aufs neue vermittelt ward. In der Champagne, sagt Wolfram (Wilh. 237), spræchen selbst die ungebildeten Leute befser Franzœsisch als er; eben dahin wird in einem Liede Neidhards oder Gœlis (vdHag. 2, 80b) die welsche Ziererei eines Bauern bezogen; spæterhin war der Ruhm Graf Theobalds, jenes ritterlichen Sängers und Kœnigs, auch im Munde deutscher Dichter: *wære ich kânic in Schampenge, fô wære ich witenân erkannt* heifst es bei Wachsmuth von Mühlhausen vdHag. 1, 327a. und an dem Turnier von Nantes giebt ihm Konrad von Würzburg, oder wer sonst Verfafser dieser Heroldsdichtung sei, einen vorzüglichen Antheil. Einen Herzog von Brabant als franzœsischen Dichter haben die meisten Liederhandschriften dieser Sprache, auch die unsrige (Nr. 35); seinen Namen bezeichnet keine: doch sind die franzœsischen und die deutschen Litteratoren dahin einverstanden, es sei das Herzog Heinrich III (1247—1260), weil der ein Gönner des Menestrelkœnigs Adenet, also ein Freund der Dichtkunst, also wohl auch selbst ein Dichter gewesen. Das ist der einzige Grund. Nun giebt es aber von dessen Sohne

Johann I (1260—1294), gleichfalls nach einem Gönner Adenets, deutsche Lieder, hochdeutsch gemeinte, aber mit starker Einmischung der angebornen niederländischen Mundart*); darunter eines das sich durch Inhalt und Ton den Pastourellen nähert (vdHag. 1, 15b), wie von jenen vier französischen Gedichten des unbenannten Herzogs von Brabant auch eins eine Pastourelle ist (de la Borde 2, 172). Warum da nicht, was doch gewiss einfacher und natürlicher, beidemal einen und denselben Verfafser annehmen, beidemal also Herzog Johann I? Am andern Ende Deutschlands dichtete ein andrer Fürst, Kœnig Wenzel I oder II von Bœhmen, gleichfalls in beiden dort zusammengrenzenden Sprachen, auf Bœhmisch und auf Deutsch: aber von wahrhaft historischem Belang ist nur unser Fall: nichts bezeichnet treffender das litterarische Verhältniss von Frankreich und Deutschland unter einander und der Niederlande zu beiden als ein Herr von Brabant, der französisch gebildet ist und französisch dichtet und nun auch deutsch zu dichten sucht.**)

Die französische Lyrik hat sich auf Anlafs und unter Einwirkung der provenzalischen entwickelt: sie bleibt jedoch weit hinter ihrem Vorbild zurück; die deutsche sodann auf Anstofs und unter Einwirkung der französischen: aber sie übertrifft ihr Vorbild. Es ist mit der Lyrik gegangen wie mit der Epik, und mit der Poesie wie mit der bildenden Kunst: auch den gothischen Baustil haben die Deutschen zuerst von den Franzosen erlernt, aber das Urtheil der Kenner giebt den deutschen Gebäuden den Vorzug.***)

---

*) ähnlich dem Leich Herrn Türners der den Liedern von Winli angehängt ist vdHag. 2, 31 fg.

**) Walther von Metz wage ich hier nicht zu nennen: der deutsche Minnesinger und der französische Lehrdichter die beide diesen Namen tragen sind eben doch verschiedene Personen, jener von Metz in Tirol und nur dieser ein Lothringer.

***) Kuglers Kunstgesch. 546 fg. Jac. Burckhardt, Konrad v. Hochstaden 55 fg.

Die Lyrik der französischen Höfe will auch in ihrer besten Zeit Alles mit der Reflexion, mit dem Witz, dem Scharfsinn machen: in Deutschland bezeichnet der gleiche Hang erst den Verfall der Kunst: während der Jahrzehende des Aufsteigens und der Höhe quellen die Lieder aus dem rechten Liederquell, aus dem Gemüth. Darum auch kommen hier erst mit dem Verfall Gedichte auf, die den Jeux partis der Franzosen entsprechen; wenn man es so ansehen mag: denn was wohl zu beachten ist, diese deutschen Tenzonen knüpfen mit nationaler Eigenthümlichkeit an die uralte Räthselpoesie des deutschen Volkes an, unverkennbar zugleich als Versuche der beginnenden Dramatik, als nothwendige Glieder also eines neuen organischen Fortschrittes der Litteratur: ich denke dabei nächst Frauenlobs Wettgesängen und den Gesprächen Keies und Gawans vdHag. 2, 152 fg. der Liebe und der Schœne 1, 337 fg. usf. besonders an den Krieg auf Wartburg. Die frühere Zeit überliefs das Räthsel dem Volke, das Jeu parti den Franzosen; höchstens das Liebesurtheil (*jugemans d'amors* oben S. 190), welches an das Jeu parti nur grenzt, versucht sie zuweilen, ohne es jedoch in französischer Art auszuführen (vdHag. 1, 31½a. 322b); und so geläufig auch ihr der Ausdruck *spil teilen* ist, sie gebraucht ihn in jeglicher andern Beziehung, sogar vom Kampfe auf Tod und Leben und von der Wahl zwischen diesen beiden *), nur nicht um eine eigene Dichtform zu benennen. Das Französische hat deren Namen von den Provenzalen; im Provenzalischen mag die ganze Redensart von deutschem Ursprunge sein.

Die Kunstlyrik der Franzosen stand im Allgemeinen ziemlich aufserhalb der lebendigen Wirklichkeit, aufserhalb des nationalen Lebens. Nicht so die Deutsche. Hier

*) vgl. die Anmerkungen zum Iwein 4630 und zu Freidank 102, 24.

wurden Lieder und Leiche immer gesungen, nicht auch blofs geschrieben und gelesen *); gesungen von dem Dichter, gesungen von Boten die er mit Wort und Weise im Mund, die Schrift in der Hand z. B. der Geliebten sendete (vdHag. 1, 88b. 2, 147b. Hartmann Hpt 5, 17. Ulr. v. Lichtenst. 125), gesungen von der Geliebten selbst (vdHag. 1, 152a), von Spielleuten die aus dem Vortrag fremder Erzeugnisse ein Gewerbe machten (Lichtenst. 422), ja zuweilen vom allgemeinen Mund (vdHag. 1, 122b. 151b. 2, 108a. Walth. 53, 33. 41, 25. 72 fg. u. Brag. 3, 411 fg. 56 u. Lichtenst. 240. 405); und von der Geliebten nur dann blofs gelesen, nicht auch vor ihr gesungen, wenn es dem Dichter an einem kundigen Boten gebrach (vdHag. 1, 216b. 2, 73a. Lichtenst. 99. 321). Da wars dann auch in Wahrheit nothwendig um der Ehre der Geliebten willen ihren Namen nicht zu nennen, höfisch ihn zu verschweigen, thöricht und schamlos darnach zu fragen: vdHag. 1, 36a. 133a. 155b. 2, 92b. 168b. 3, 322a. Walth. 63 fg. 98. vgl. Uhland über Walther S. 17. Neidhard freilich hält mit dem Namen seiner Friderune nicht zurück: seine Poesie ist aber auch vom Lande; einmal jedoch will auch er auf die Thorenfrage nicht antworten: Ben. 5, 7.

Die Lyrik der Franzosen geht beinah ganz auf in Minnegesang: denn auch die Fragen die im getheilten Spiel erörtert werden sind immer nur Fragen der Liebe.**) Bei den Deutschen ist, wie natürlich und gebührlich, diefs

---

*) oben S. 176 Anm. *Der leich vil guot ze fingen was; manc fchœnis vrouwe in gerne las* Frauendienst 426. *Sane mac man fchriben unde lefen* vdHag. 3, 44a. d. h auch schreiben und lesen, im Gegensatze zur Instrumentalmusik wo das nicht angehe.

**) *Mais jadis li prince et li conte qui amours metoit en fon conte faifoient chans, dis et partures en rimes de gentes faitures: ainfi gracioient amours, complaignans leurs douces dolours* Roumans dou Chast. de Couci 13.

ebenfalls der vorwaltende Stoff*): aber er waltet nur vor, er schliefst keinen andern aus, und es ist ein irriges und irre leitendes Wort, wenn die Herausgeber der Pariser Handschrift sie eine Sammlung von Minnesingern nennen, wenn also Hartmann von Aue zum Beispiel, der sich einmal selbst in ausdrücklichen Gegensatz zu den Minnesingern bringt (Haupt 22, 20), wenn Geltar der seine Zuhœrer sogar ersucht auf die Minnesänger loszuschlagen (vdHag. 2, 173a), wenn mehr als ein Lyriker des 12 und des 13 Jahrh. der nichts als religiœse oder moralische oder politische Gedichte verfafst hat, nun dennoch mit ein Minnesinger heifsen mufs.**) Darin eben beruht ein neuer und ein Hauptvorzug der altdeutschen Lyrik vor der altfranzœsischen, dafs sie nicht so eng und dürftig bleibt als diese, dafs sie namentlich auch den Interessen der Nation und der Zeit sich öffnen mag. Zumal in deren Dienste hat sie neben Lied und Leich den Spruch entwickelt***), dem Gehalte nach mit dem provenzalischen Sirventes übereinstimmend, in der Form davon verschieden, selbständig und eigen; die Franzosen haben nichts der Art.

Bei diesem Übergewicht der Deutschen an Poesie læfst sich von vorn herein erwarten dafs sie trotz dem histori-

*) Die Aufzählung der ritterlichen Tugenden Herrn Heinrichs von Aue schliesst mit den Worten *und sunc vil wol von minnen* A. Heinr. 71.

**) Freilich spricht Gottfried im Tristan 4749 fgg. von den Lyrikern auch nur als von Nachtigallen d. h. Minnesingern: aber er spricht so im Tristan, einem Liebesromane, wo ihm sonst keine Dichtung ausser der minniglichen in Betracht kam.

***) In den Anfängen, bei Spervogel und sonst im 12 Jahrh., fallen noch Lied und Spruch formell gänzlich zusammen: die gleiche Strophenart wird auf rein lyrische und auf didactische Stoffe angewendet, und auch rein lyrische werden gelegentlich mit einer einzigen Strophe *(einem liede)* abgethan. In Stoff und Form vollendet ist die Trennung erst bei Walther v. d. Vogelweide.

schen Verhältniss ihrer Lyrik zu der der Franzosen und trotz ihrer Bekanntschaft mit deren Helden- und Liebesgedichten doch von dem Inhalt der letzteren, von poetischen Gedanken nur wenig werden entlehnt haben. Vor kommt es aber doch. Zwar die beliebte Einleitung der Lieder mit einigen Worten über den süfsen Mai oder des Winters Leid ist zu natürlich *), als dafs sie brauchte dem Vorgange der Franzosen nachgebildet zu sein, zumal sich darein bei den deutschen Dichtern eine Fülle einheimisch mythischer Anschauungen, namentlich von einem Kampfe beider Jahreszeiten mischt (Jac. Grimms Mythol. 719 fgg.). Wenn aber Heinrich von Veldeke vdHag. 1, 37b statt des Maien von dem *aberellen* spricht, so deutet das um so gewisser auf Dichterbeispiele eines milderen Klimas zurück, als andere Deutsche den April so nehmen, wie er in Deutschland wirklich ist (vdHag. 2, 266a. Ulr. v. Lichtenst. 417, 27). Dann auch sonstige Entlehnung von Einzelheiten. Christian v. Troyes oben 10, 4 *Onkes del bouraige ne bui dont Triſtans fut enpoiſonneis, maix plux me fait ameir ke lui amors et bone volenteis:* Heinrich v. Veldeke vdHag. 1, 36a *Triſtan muoſe ſunder danc ſtête ſin der kuniginne, wan in der poiſân dar zuo twanc mêre dan diu kraft der minne. des ſol mir diu guote danc wizen daz ich ſolchen tranc nie genam, und ich doch minne baz danne er;* Berngo v. Horheim ebda 320a *Nu enbeiz ich doch des trankes nie dâ von Triſtan in kumber kan. noch herzeclicher minne ich ſie dann er Iſalden.* Ferner 32, 1 *Boin jor ait heu celle a cui ſuis amis:* Rud. v. Rothenb. vdHag. 1, 88a

*) Wenn der Winter sich in den Sommer wandelt *(gegen der wandelunge)* erwachen Sehnsucht und Freude und mit ihnen der Gesang: Nith. Ben. 4, 7. 10, 1. 12, 2 u. a. *Sumer ouget ſine wunne, daz iſt an der zit: prueve er wol, ſwer tihten kunne, waz materje lit an dem walde und ûf der heide breit* Ulr. v. Winterstetten vdHag. 1, 159b.

Hiute gebe ir got vil guoten tac; ebda 3, 448 *Der al der werlte ein meiſter ſi, der gebe der lieben guoten tac.* Ein Ungenannter bei De la Ravallière 2, 213 *Dune choſe ai grant deſir que vos puiſſe tolir ou emblier un doux baiſier, par ſi que ſi corrocier vos en cuidoie, volentiers le vos rendroie**): Reinmar d. a. vdHag. 1, 178a *Und iſt daz mirs min ſælde gan, daz ich ab ir wol redendem munde ein küſſen mac verſtelen, git got daz ich ez bringe dan, ſô wil ichz tougenlichen tragen und iemer heln. und iſt daz ſiz für gröze ſwære hât, und vêhet mich dur mine miſſetât, waz tuon ich danne unſælic man? dâ nim eht ichz und tragez hin wider dâ ichz dâ nan* und Walther 54 *Si hât ein küſſen, daz iſt rôt — ſwie dike ſô ſiz wider wil, ſo gibe ichz ir.* Ich begnüge mich mit diesen paar Beispielen, und lasse andre, die vielleicht weniger einleuchtend sind, gern bei Seite.**)

So ist die mittelhochdeutsche Lyrik wohl dem Gehalte nach beinah unabhängig von der französischen, und weit im Vorzug und Vortheil: eigentlich abhängig nur in einem Stücke, das aber in Dingen der Poesie, namentlich der lyrischen, eins der allerwesentlichsten ist, abhängig in der

---

*) fast wörtlich nach dem Provenzalischen Peirols Rayn. 5, 282. Ebenso wenn es bei Provenzalen heisst *Prenha l'aur e lais l'eſtanh, Per eſtaing camjet ſon aur fin valen* Diez Leben u. Werke 395. 418 und bei Veldeke *Daz ſi niuwez zin nement fur altez golt* vdHag. 1, 37b, ist zwischen jenen Stellen und dieser die Vermittelung einer französischen anzunehmen.

**) Viele Gedanken waren eben Gemeingut: so z. B. und namentlich der Tausch der Herzen, das Zurücklassen des eignen, das Mitnehmen auch des fremden. In sinnlicher Anschauung bei Ulrich v. d. Türl. Wilh. 156b *Vor des rokes buoſem man hie ſach driu bild, diu heter menſchen ſchin, ein ſmareis, ſafir und ein rubin. daz was zwei wip und ein man, als ich ez von dem mære hân. Tibalt ez was und Vênus, Kiburc daz drit. diu ſtuonden ſus. Vênus Tibald ſin herze âz ſneit, ein ander herz ſi wider leit, daz was Kiburc der künigin; daz ſin ir wart, ſus was under in der wehſel in den lichten ſtein.*

äufseren, der musicalisch-metrischen Form, der Behandlung der Verse und des Reims, dem Bau der Strophen und der ganzen Gedichte. So jedoch, dafs auch hierin wieder der Lehrling es dem Meister zuvorgethan hat, an Ernst, an Strenge, an Lust und Kraft eigener neuer Schöpfung. Um einen Hauptpunkt gleich jezt zu berühren, den Franzosen macht es nichts, wie es auch den Provenzalen gleichgültig ist, wenn eine und dieselbe Form in verschiedenen Gedichten angewendet wird, wenn ein Dichter sich selbst oder einen andern in der Form wiederholt. Die Deutschen dagegen verlangten und schufen für jedes neue Gedicht auch einen neuen Ton, für jedes Lied wenigstens und jeden Leich: bei Sprüchen, deren Vortrag aber schon von der sonst üblichen Art abgehn mochte, gestattete man sichs eher, nicht jedesmal neu zu sein: indessen auch da nur innerhalb gewisser Grenzen, die Simrock gut eröctert hat (Walther 1, 176. 2, 113 fgg.); es bezeichnet den Verfall der Kunst, dafs die Hunderte von Sprüchen Reinmars von Zweter sämmtlich auf den einen Frau-Ehren-Ton gehn. Sonst aber hielt man so gewifsenhaft auf die Neuheit, so eifersüchtig auf die Originalitæt, dafs der Marner mit Beziehung auf Gedichte die für uns verloren gegangen sind denselben Reinmar einen Tœnedieb schelten durfte (vdHag. 2, 241 a). In solcher Art nahm schon die Formgebung den erfindenden Sinn der Dichter in stärksten Anspruch, und sie waren reichlich ebenso befugt ihre Kunst ein Finden zu nennen als Provenzalen und Franzosen.*) Und gemæfs diesem Schöpfungseifer und

*) *vinden vindære vunt* an mehr als an einer Stelle (Trist. 4663. 4741. 19200 fgg. Nib. 19, 1. Berthold 229 u. a.), kaum überall mit nachbildender Beziehung auf das fr. *troveir* und *troveires*, da schon ältere Gedichte das Wort so gebrauchen (Hartm. v. Glauben 1651. Mones Anzeiger 8, 53) und das *Urtheil finden* der Rechtssprache wesentlich denselben Begriff enthält. *Troveir* selbst, prov. *trobar* ist

Schöpfungsernst nun auch eine bewufste und benannte Unterscheidung innerhalb all der Mannigfaltigkeit lyrischer Gedichtarten: bei Ulrich von Lichtenstein *fincwîfe* oder *fancwîfe*, *tanzwîfe*, *langiu wîfe*, *tagewîfe*, *ûzreîfe*, *reye*, *leich*; theilweis anders und noch weiter sondernd Reinmar der Fiedler vdHag. 3, 330b *tageliet klageliet hügeliet zügeliet tanzliet leich krinzliet twingliet schimpfliet lobeliet rüegeliet*. Die Kunstsprache der Franzosen erscheint bei weitem nicht so ausgebildet.

Jezt die einzelnen Züge in denen die formelle Abhängigkeit der deutschen Lyrik von der franzœsischen uns vor Augen tritt. Zuerst vom Versbau.

Ursprünglich stellte die deutsche Poesie den Rhythmus einfach und kunstlos dadurch her, dafs blofs die Hebungen gefordert und gezählt, die Senkungen aber freigegeben waren: so in den allitterierenden Versen, so in den reimenden mit denen zuerst das neunte Jahrhundert den jambischen Dimeter des lateinischen Kirchengesanges wiedergab, so noch im Nibelungenvers der wohl als Nachahmung des Alexandriners der franzœsischen Heldenlieder, eines Alexandriners nœmlich mit weiblichem Einschnitt, gemeint war. Mit der Entwicklung der Kunstlyrik änderte sich das; die Franzosen hatten Jamben und Trochæen, wennschon zuweilen etwas frei behandelt: nun kam auch im Deutschen, und hier mit strengerer Beachtung des Accentwerthes der Sylben, zwischen je zwei Hebungen eine Senkung zu liegen; genauere Dichter nahmens auch mit der Anfangssylbe genau, unterschieden also gleichfalls Jamben und Trochæen*); —

deutschen Ursprunges (oben S. 141), und gewiss ohne südlichen Einfluss bezeichnet das altnordische *dróipa*, das von eben dieser Wurzel kommt, eine episch-lyrische Gedichtart, ein Lobgedicht.

*) Dazu kam bei den älteren Dichtern, unter den spæteren namentlich bei Ulrich von Lichtenstein noch der dactylische und dessen Abart der anapæstische Rhythmus, ich denke als Nachwirkung der lateinischen Kirchenpoesie.

und wie die Franzosen thaten (S. 170 fg.) so mischten gelegentlich auch sie jambische und trochæische Verse in geregeltem Wechsel unter einander.*) Besonders beliebt aber ward der jambische Decasyllabus, der gewohnte Vers der Franzosen, für Deutschland ein ganz vorgangsloses Mafs.

So jedoch eben nur in der Lyrik, wo das franzœsische Beispiel eindringlicher wirkte: in der Epik, strophischer wie unstrophischer, blieb die blofse Zählung der Hebungen geltend; erst Konrad von Würzburg gieng auch da auf Jamben aus. Und Ein Vers ward auch in der Lyrik immerfort auf deutsche, auf epische Weise behandelt, weil da wieder das deutschepische Beispiel næher lag, der Nibelungenvers, nicht blofs von Kürenberg, dessen Lieder das älteste Zeugniss dieses Mafses sind, der es sogar mag erfunden haben **), sondern auch von spæteren Dichtern und noch in den mancherlei Änderungen der Form durch Brechung oder Erweiterung der Zeilen: vdHag. 1, 3 b. 219 a. 2, 115 b. 161 b. 171. 3, 329 a. 446 b u. a. Nur der ältere Reinmar scheint 1, 187 fg. und Walther in zweien seiner Gedichte, S. 88 u. 124, hier zwar nicht überall mit Innehaltung der Cæsur, das strengere Alexandrinermafs herstellen zu wollen.***)

---

*) Beispiele aus Walther v. d. Vogelweide. Sechszeilige Strophen, die 2 u. 4 Zeile jambisch 73; die 2. 4. 6 jambisch 49. 72; siebenzeilig, 6 u. 7 jambisch 102; achtzeilig, die 8 jambisch 42; die 2. 4. 8 jambisch 41; die 2. 4. 7 trochæisch 74; neunzeilig, 4 u. 6 jambisch 94; zehnzeilig, 3. 6. 9. 10 jambisch 46; die 3. 6. 7. 9. 10 jambisch 45; die 2. 5. 7. 8. 9. 10 trochæisch 44; zwölfzeilig, 1. 2. 3. 4. 12 jambisch 47; dreizehnzeilig, 5 u. 10 trochæisch 101.

**) er bezeichnet es wenigstens, indem er es *Kurenberges wise* nennt (vdHag. 1, 97 a) als sein Eigenthum.

***) Ich denke mir næmlich in dem Tagliede Walthers 88 fg. die Theilung und Verbindung der Verse eigentlich so gemeint:

Friwentlichen lac ein riter vil gemeit
an einer frowen arme. er kôs den morgen licht.

Der genauere Versbau hebt mit Heinrich von Veldeke an: mit ihm auch der genauere, kunstgemæfsere Reim: ein Verdienst das ihm Rudolf von Ems gebührend anrechnet (vdHag. 4, 866 a). Bis auf ihn hatte man sich anstatt des Reimes wohl auch mit blofsem Anklang der Vocale oder der Consonanten begnügt *); man konnte lange Zeit nicht anders, da bei der grofsen Mannigfaltigkeit der Endungen die Sprache noch arm an treffenden Reimen war: er zuerst und neben ihm der gleichfalls niederrheinische Verfafser des Pilatus reimte mit dem vollen Gleichklang aller Laute. Man hatte ferner, da für den Versbau blofs die Hebungen gezählt wurden, keinen Unterschied gemacht zwischen stumpfen und klingenden, einmal und zweimal betonten Reimworten, sobald nur die nœthige Zahl der Accente zutraf; noch bei Spervogel **) galten Zeilen und Reime wie *Wéiftu wie der igel fpràch? Vil gùot ift éigén gemàch* und *Wúrzè des wàldès Und èrzè des gòldès* einander vollkommen gleich: Heinrich zuerst fafste den klingenden Reim als eine besondre Art auf, indem er den Tiefton der zweiten Sylbe für eine Senkung rechnete, und band und mischte beiderlei Reime in geregeltem Wechsel.***) Diefs

---

do er in dur diu wolken fò verre fchinen fach.
diu frowe in leide fprach awè gefchehe dir, tac,
daz dù mich lâft bi liebe langer bliben nicht.
daz fi dà heizent minne, deis niewan fenede leit.

Ein volksmæssiges Gedicht des 14 Jh., Halbsuters Lied auf die Schlacht von Sempach, hat buchstæblich die Form der altfranzœsischen Alexandrinerstrophe Nr. 52.

*) und zwar mussten dann der Regel nach bei gleichem Vocal die Consonanten ähnlich, und durften bei gleichen Consonanten die Vocale verschieden sein: *ftàre wart, tage grabe, beflozen herzen, waldes goldes.*

**) sogar noch bei Veldeke selbst, falls die vier Strophen vdHag. 1, 37 wirklich ein einziges Lied ausmachen, und nicht vielmehr mit der dritten ein neues beginnt.

***) Einige und nicht bloss ältere Lyriker bringen die zweite, nun-

aber nur im lyrischen Verse, weil nur da auch Senkungen gefordert wurden: im epischen, der blofs auf den Hebungen beruhte, blieben für Heinrich und für die Dichter nach ihm die klingenden Reime zwietonig wie zuvor, und frei nach Zufall oder jedesmaliger Absicht durften im Epos klingende und stumpfe Reimpaare gemischt werden. Endlich hatte man bis auf ihn keine andre Stellung der Reime gekannt als die paarweis und unmittelbar bindende; höchstens dafs Spervogel schon den zweiten Vers eines Paares verlängerte und durch einen Einschnitt theilte, verlieh dem gleichmäfsigen Fortschritt einige Mannigfaltigkeit: Heinrich aber und er zuerst liefs verschiedene Reime sich kreuzen und verschränken, und er konnte und durfte es: denn nun erst, wo genauer gereimt ward, hörte man auch bei überschlagender Bindung den Gleichklang heraus.

Alles das lernten die mittelhochdeutschen Lyriker von Heinrich von Veldeke; er aber hatte es von den Franzosen gelernt. Eben daher nun auch mancherlei Künste in der weiteren Anwendung des Reimes.

Durchführung derselben Reime durch ein ganzes Gedicht ist schon bei den Franzosen selten (oben S. 171): gar den Deutschen gab ihre Sprache für solch eine Kunst zu wenig Material an die Hand, und Gottfried von Neifen mufs sich damit auf je die Hälfte eines vierstrophigen Liedes beschränken (vdHag. 1, 51 fg. vgl. oben S. 174 fg.). Regel ist wie bei den Franzosen dafs jede Strophe ihr Reimsystem für sich habe; dabei schliefsen sich nament-

---

mehr tonlose Sylbe klingender Reime gar nicht mehr in Anschlag, und lassen deshalb stumpfe und klingende Verse ganz regellos wechseln: so Kaiser Heinrich vdHag. 1, 3. Gottfr. v. Neifen ebda 60 fg. Heinr. v. Sax 93. Wilh. v. Heinzenburg 306 a. Walther v. Metz 307 a. Ja der von Veldeke selbst geräth mehr als einmal in diese Ungenauigkeit, 35. 36 fg. 38 a. Indessen auch dafür gab es französische Vorgänge: vgl. oben S. 171 und das Jeu parti in Paris Romanc. 161.

lich die älteren Lyriker den Beispielen der Fremde (oben Nr. 6. 13. 21. 29. 31. 33. 37. 42. 50) noch insofern näher an, als auch sie es lieben in jeder Strophe nur je zwei Reime zu gebrauchen: so nächst Veldeke Friedrich von Hausen vdHag. 1, 213 fg. (*cert: verſpert* lies *cart: verſpart*) 214 fg. 215 fg. Berngе v. Horheim 320 fg. Heinr. v. Morungen 121 fg. 124 fg. 125 fg. 127 a. 128 a. 129. 130 b. Bliker v. Steinach 326. Hildebold v. Schwangau 280 a. 281 fg. 283 fg. 284 b. Gottfr. v. Neifen 55. 58 a. 59 b u. a.; zuweilen sogar (vgl. oben Nr. 1. 3. 22) nur einen einzigen Reim: vdHag. 3, 444 a. 447 a. Veldeke 1, 40 b. Walth. 39. Ulr. v. Lichtenst. 394. vgl. 443.

Zur Verbindung der so durch den Reim gesonderten Strophen werden dann all die gleichen Kunstmittel angewendet, deren die Franzosen sich dazu bedienen (oben S. 171 fg.). Bald die Wiederkehr desselben Reimes in je einer Zeile der einzelnen Systeme: Walth. 110. Ulr. v. Lichtenst. 449. vdHag. 1, 24.*) 112 b. 2, 20. mit wechselnder Umstellung in je zweien 2, 158 a; bald Anreimung des Strophenbeginns an das Schlufswort der vorhergehenden Strophe: 3, 83 b; bald wörtliche Aufnahme dieses Schlufses im Beginn der folgenden: 1, 88 b **). Eine Überkunst ist es, und ich weifs nicht ob auch diese den Franzosen ab-

*) Die letzte Strophe wird ein unechter Zusatz sein, da sie keinen Reim auf ô enthält. Gottfr. v. Neifen vdHag. 1, 54 fg. bindet mit zwiefachem Reime die Schlusszeilen der ersten und der dritten, der zweiten und der vierten Strophe.

**) Bei Rudolf von Neuenburg 1, 18 wird das gleiche Verfahren schicklicher auf provenzalische Muster zurückgeführt: vgl. oben S. 200. Andre Verbindungsmittel liegen ganz in dem freieren Gebiete des Stils und brauchten keinem Muster abgesehen zu werden: so namentlich die von Strophe zu Strophe gehende Anaphora Walth. 13. 124 (hier mit jener Schlussaufnahme vereint), Ulr. v. Lichtenst. 440. 449 wo die erste Strophe mit einem, die zweite mit zweien, die dritte mit dreimaligem wol beginnt, u. a.

gelernt, wenn in einem Liede Gottfrieds von Neifen 1, 44 b alle Zeilen der ersten und der dritten Strophe ihren Reim erst in der zweiten und der vierten finden; Ulr. v. Lichtenst. 443 fg. verknüpft ebenso die zweite, die vierte und einen Theil der fünften: vgl. unten S. 224.

Auch das zierliche Spiel des grammatischen und des rührenden Reims (oben S. 172 u. 173) üben die deutschen Lyriker, beides namentlich Gottfried von Neifen, dem überall so wohl ist im Flufs seiner sprachgewandten Rede. Grammatische Reime bei ihm vdHag. 1, 43 fg. 54. bei Veldeke 39 b. Reinmar d. a. 200 a. Burkard v. Hohenfels 205 a. Ulr. v. Lichtenst. 563 fg. *); vgl. Hartmanns erstes Büchlein S. 79 u. 82 und die Anmerkung zum Iwein 3145. Rührende bei dem von Neifen vdHag. 1, 50. 54 fg. und bei Walther v. d. Vogelweide, wenn diefs Gedicht von ihm ist **), S. 122 fg. Beiderlei Künste durch einander geschroben bei Konrad v. Würzb. vdHag. 2, 318 fg.***)

Verwandt dem grammatischen Reime ist der gebrochene, insofern auch dieser auf einer grammatisch bewufsten Auffafsung der Worte beruht: er zerlegt Zusammensetzungen in ihre Bestandtheile und bindet nur den ersten derselben mit einem Gleichklange, indem der zweite an

---

*) *Diu liet diu wären meisterlich unde ir rim gar sinne rich; da von si gerne maneger sinc* S. 564.

**) ich zweifle aber daran, weil das Spiel doch nicht durchgeführt ist wie Walther es vermocht hätte; weil er mit solchem Stoff schwerlich so würde gespielt haben; weil er sonst nirgend so spielt; weil unwaltherische, ja unhochdeutsche Ausdrücke vorkommen (*gebœre* 123, 10. *die list* 30. *heln* mit acc. u. dat. 36); endlich weil das Gedicht in keinen besseren Handschriften steht als der Pariser und der Würzburgischen.

***) Im Liedersaal 3, 241 fgg. und bei Suchenwirt 146 fgg. zwei nichtlyrische Gedichte ganz in rührenden Reimen. Bloss gleiche Reime in den vierzeiligen Strophen mit denen Gottfried einige Acrostiche durch seinen Tristan flicht.

den Beginn der folgenden Zeile tritt: Gottfr. v. Neifen *wip-lich: lip* vdHag. 1, 58 b; Konr. v. Würzb. *träter: läter-var* 2, 312 b. *morgen-ſternen: unverborgen* 319 b. *under: wunderlicher* 323 b. mit etwas ungrammatischer Theilung *wünne-elicher: künne* 317 a. Auch in Konrads Goldner Schmiede 432 *wandel: mandel-kerne*, 570 *gürtel: türtel-tübe*; vgl. *zeigen: eigen-lichen* Ulr. v. d. Türl. Wilh. 3 a. *Swaben: Bäben-bere* Elisab. Diut. 1, 354. Eben dergleichen sonst wohl bei den Provenzalen; ob aber auch bei den Franzosen? ob für Deutschland nicht vielleicht aus der lateinischen Poesie der Zeit entlehnt? Brechungen wie *Nort quoque franciſco dicuntur nomine manni* (Grimm u. Schmeller Lat. Ged. XXIII. 226) sind wenigstens ähnlicher Art.

Gleichfalls neu und den deutschen Dichtern eigenthümlich, d. h. nicht von den Franzosen erlernt, sind der Doppelreim und der Binnenreim. Der Doppelreim bindet beide Bestandtheile einer Zusammensetzung oder volltönenden Ableitung, z. B. *ſenderinne: ſwenderinne* vdHag. 2, 26 b. *hermelin: ermelin* 84 b. *minneclich: inneclich* 227 a. oder zwei getrennte Worte hinter einander, z. B. *verſinde ſich: minde mich* 2, 227 a. *nihtes niht: ihtes iht* 20 a. 21 b. *ſtreichen lät: zeichen hät* 200 b. *bernder blüete: wernder güete, güetlich lachen: müetlich machen* 26 b. *gippen gappen: hippen happen* 115 b. Auch aufser der Lyrik, z. B. *ſünden leben: ünden ſwehen* Misc. 2, 219. *hêrren ſâzen: êren âzen* Renner 14 a. *kamerær: hamerær* 14 b. *fünf tüſent ir wurden, ſi gähten im balde nâch. Wolfdietrich und die ſinen, den was ze walde gâch* Haugdietr. cod. pal. 109. Bl. 29 rw. Hier dürfte das lateinische Vorbild unzweifelhaft sein: de Contemptu mundi, Herrad v. Landsberg 160

Mundus abit ſine munditia, nec ſorde carebit
Illius hic in amicitia qui corde manebit.

Sodann der Binnenreim, durch welchen Worte die innerhalb eines Verses stehn mit innerhalb stehenden oder

Schlufsworten eines zweiten oder mit andern Worten innerhalb desselben Verses gebunden werden. Beispiele davon an allen Enden, wie um die nächst liegenden aufzugreifen die vorher angezogenen Lieder Walthers 122 und Konrads 2, 318, und überoft bei Gottfried von Neifen (vdHag. 1, 53 u. 56b ist es zugleich ein rührender Reim); das älteste, noch dem zwölften Jahrhundert angehörige ein Lied des Herrn von Kolmas Altd. Bl. 2, 122 fg.; eines der ausgezeichnetsten aber in Ulrichs v. Lichtenst. Frauendienst 394 fg. Letztere Gedichte dactylisch-anapæstisch. Das leitet uns auf den Ursprung dieses Spieles, nämlich auch aus der mittellateinischen Poesie, aus den schlagenden und überschlagenden Reimen der leoninischen Verse: z. B. schon im eilften Jahrhundert

Ergo tui cuncti cum sunt hostes nihilati,
*Partim defuncti, partim membris mutilati**);
Cumque laborum cumque dolorum sit fitibundus,
*Nos irritans, nos invitans ad mala mundus.***)

Wie nahe treffen damit zusammen die Verse Lichtensteins

Wol mich der fonne die mir ie gerieten die lêre
daz ich fi minne von herzen ie langer ie mêre,
daz ich ir êre
reht als ein wunder, fô funder, fô fêre
minn unde meine, fi reine, fi furlic, fi hêre.

Leider sind in der neuen Gesammtausgabe unsrer Lyriker die Binnenreime häufig ganz übersehen worden, z. B. 1, 46a. 112 fg. 127a. 319b. 342. 351b. 2, 20. 51. 53 fg. 70. 94 fg. 289a.

Wir gehn über zum Strophenbau. Dreitheilige Gliederung, Zusammensetzung der Strophen aus zwei gleichen

---

*) Ruodlieb fragm. 3, 241 sq.

**) Gedicht de Contemptu mundi im Hortus deliciarum der Herrad v. Landsberg 160.

und einem dritten ungleichen Theile ist die allgemein geltende Regel der deutschen Kunstlyrik. Aber auch diese Regel wird um so unzweifelhafter nur unter Einwirkung der älteren französischen Kunst (oben S. 174) sich festgestellt haben, als sie blofs die Lieder beherscht, nicht so durchweg auch die Sprüche, blofs die Lieder wo die Franzosen Vorbild waren, nicht so die Sprüche wo die Deutschen auf sich selber standen (S. 209); als sie ferner blofs für das Kunstlied gilt, nicht für den volksmäfsigen Gesang, weshalb bei Dichtern die den Ton des letzteren nachzubilden suchen, bei Neidhard namentlich, so viel blofs zwietheilige oder gar untheilige Strophen vorkommen, und wo noch andre sich in dergleichen verlieren, auch da volksmäfsiger Einflufs anzunehmen ist; als zuletzt solch eine symmetrisch geordnete Aufführung des Strophengebäudes erst nothwendig ward sowie man durch das Beispiel eben der Franzosen eine gröfsere Anzahl reimender Zeilen häufen und verschränken lernte. Bei all dem ist nicht in Abrede zu stellen dafs wie die Lyrik überhaupt so auch dieser Theil der künstlicheren Formgebung schon vorher und schon auf nationalem Boden vorbereitet war. Die älteste Form der deutschen Strophe und Jahrhunderte hindurch die einzige Grundform derselben bestand nur aus zwei Reimpaaren, war mithin zwietheilig; ihren Ursprung hatte sie aus der Kirchenpoesie genommen; man mag sie nach dem bedeutendsten Gedichte das in ihr abgefafst worden die Otfriedische nennen. Und diese entwickelte sich auf verschiedenen Wegen zur Dreitheiligkeit. Am einfachsten durch Hinzufügung eines dritten Reimpaares: da waren zwar die drei Theile einander gleich, aber es waren doch drei Theile. Dergleichen finden sich sowohl schon im neunten Jahrhundert unter die übrigen zwietheiligen Strophen des Ludwigsliedes und des Liedes von der Samariterinn eingereiht, welche nun wohl Leiche werden zu

nennen sein, als auch hin und wieder vereinzelt und selbständig für sich im elften und im zwölften Jahrhundert, z. B. (Iwein S. 329)

Dû bist min, ih bin din:
des solt dû gewis sin.
Dû bist beslozen
in minem herzen.
Verlorn ist daz slüzelin:
dû muost immer dar inne sin.

Ungleich sodann ward der dritte Theil, indem man ihm entweder einen Refrain beigab wie in dem Mölker Lied an die heilige Jungfrau (Leseb. 1, 195 fgg.) den Ausruf *Sancta Maria*, oder man wie Spervogel die letzte Zeile verlängerte und durch festen Einschnitt in zwei Hälften brach, z. B. (vdHag. 2, 376b)

Mich hungerte harte:
ich stelc in einen garten.
Dâ was obez innen:
des mohte ich niht gewinnen.
Daz kom von unheile. *[niht ze teile.*
dike wegete ich den ast: *mir wart des obezes nie*

Ein Kunstgriff, so einfach und zugleich von solcher Gefälligkeit, dafs von da an die Verlängerung der Schlufszeile auch bei Strophen von anderem Bau und die Brechung durch Cæsur auch an anderen Stellen der Strophe in häufiger Anwendung geblieben ist: Beispiele die Strophe von Salomon und Morolt, die Nibelungenstrophe nebst ihren mannigfachen Umbildungen, und zahlreiche Lieder namentlich des älteren Reinmar und Walthers.*) Bei den Franzosen wohl nichts der Art: denn oben in dem Refrain

*) Auch in unstrophischen Epopœien wird öfters der Schluss der Absätze durch Dehnung der letzten Zeile oder an deren Statt durch Hinzufügung noch eines dritten Reimes bezeichnet: vgl. Simrocks und meinen Walther 1, 173. 2, 124.

des Liedes Nr. 4 können *jour* und *vos* zur Noth auch einen alterthümlichen Reim bilden, und in den Refrains Nr. 30 und 48 liegen eben nichts als Bruchstücke vor.

Auf einem andern Wege erwuchs die zwietheilige Strophe zur Dreitheiligkeit, indem der Refrain die Stelle des dritten Gliedes einnahm (vgl. oben S. 181 fg.): so in dem Liede vom heil. Petrus *) die in solcher Verwendung üblichsten Worte *Kyrie eleiſon, Chriſte eleiſon.* Bei der Häufigkeit des Refrains im deutschen Nationalgesange (oben S. 203) konnte er wohl auch diese weitere Geltung und Wirkung üben; zudem giebt es noch in der Kunstlyrik wirklich mehr als ein Beispiel wo nur durch Hereinziehung des Refrains in das Strophengebäude die geregelte Dreitheiligkeit desselben hergestellt wird: vdHag. 1, 59. 61. 62b. 111a. vgl. Walth. 110.

Immer aber bleibt als nächst wirkende Ursache das Beispiel der Franzosen stehn. Und die deutsche Lyrik folgt ihm noch in mehreren andern Stücken. In der Anreimung des Abgesanges an den Aufgesang (S. 174): Heinr. v. Veldeke vdHag. 1, 38a. Hartm. v. Aue Hpt 3. Walther 13. Gottfr. v. Neifen vdHag. 1, 60a. Ulr. v. Winterstetten 161; Berngę v. Horheim 320 und der Winsbeke mit zwei Zeilen. In der Verdoppelung oder sonstigen Erweiterung des letzten Abgesangs einer Strophenreihe (S. 179) wodurch die Schlufsstrophe zum übrigen Liede in das gleiche Verhältniss tritt wie bei Erweiterung der Schlufszeile diese zur übrigen Strophe: Heinr. v. Morungen vdHag. 1, 127a.**) Walther 74. Ulr. v. Lichtenst. 415. 429. 434.

---

*) denn der metrischen Form nach ist es von dem nicht verschieden, was man ein Lied zu nennen pflegt; nur die Musiknoten der Handschrift (s. Massmanns Abschwörungsformeln, Facs. 5) characterisieren es als Leich.

**) *Dû ſprichest iemer neinâ nein,*
neinâ neinâ neinâ nein: daz brichet mir min herze enzwei.

449. 458. 519. In dem Mangel des Geleites (S. 175) welcher trotz dieser damit verwandten Schlufserweiterung besteht und trotz dem Botendienst der in so lebendiger Weise den Verkehr mit andern Personen vermittelte (S. 208); oder etwa grade wegen dieses letzteren Umstandes? Endlich in dem Gebrauche der wenigstens bei mehreren besonders kunstbewufsten Dichtern gilt, entsprechend den einzelnen Strophen auch das ganze Lied dreitheilig aufzubauen (S. 174), ihm nämlich drei oder fünf oder sieben Strophen zu geben; der Dreizahl giebt Konrad von Würzburg, der Fünfzahl Gottfried von Neifen und der Schenke von Winterstetten, der Siebenzahl Ulrich von Lichtenstein den Vorzug. Der Truchsæfse von Singenberg scheint fünf als das regelrechte Mafs zu betrachten; nicht dafs er es selbst in all seinen Liedern innehielte: aber ganz deutlich bezeichnet er einmal (vdHag. 1, 297a) die fünfte Strophe als die nach Recht und Gewohnheit schliefsende: *Ich wil in dem vierden liede an ein ende ir muot erſpehen: der mirz noch nicht willen ſchiede, daz liez ich zem fünften ſehen.* Am bewufstesten aber ist diese Dreitheiligkeit der ganzen Dichtung wohl dem von Lichtenstein gewesen: er hat ein Lied (Lachm. 443 fg.) wo in der ersten und der dritten Strophe alle Zeilen je auf denselben Reim ausgehn, die Zeilen der zweiten sodann ihren Reim alle erst in der vierten finden, die fünfte endlich im Aufgesange nach Art der ersten und dritten, im Abgesange mit dem Abgesang der

---

Mahtu eteswenne ſprechen jâ?
jâ jâ jâ jâ jâ jâ jâ! daz lit mir an dem herzen nâ.

Nicht unmöglich dass Morungen damit das wiederhallende *Alleluja ja ja ja* des Cantus allelujaticus (Wolf über d. Lais 30. 99. 193. 285) minniglich parodieren will. Vgl. Wizlavs *aldâ â â* vdHag. 3, 84b. Ganz so in Frankreich der Mönch von S. Denis (de la Borde 2, 201) *car quant la voi, la voi, la voi, la belle, la blonde, a li m' otroi: arei* d. h. *euouae*, oben S. 203.

zweiten und vierten gereimt ist: also zwei parallele Stollen auch des Liedes und ein Abgesang mit Anreimung an diese Stollen. Aufserdem noch 122 fgg. einen Leich der nach einem kurzen selbständigen Vorspiele sich ebenso in drei grofsen Gliedern entwickelt; das dritte widerholt, nur überall auf das halbe Mafs herabgesetzt, Schritt für Schritt all die wechselnden Formen der beiden ersten, zuletzt auch den Schlufsreim des zweiten, und endigt, wie es der Dichter sonst in Liedern pflegt, mit einer nachklingenden Erweiterung dieses Schlufses.

Wie jedoch die deutschen Kunstdichter neben den dreitheiligen Strophen sich ausnahmsweise auch zwietheilige und ganz untheilige gestatten *), so kommen, und das sogar bei den meisten und viel häufiger als bei den Franzosen, auch zwietheilige und untheilige Lieder vor, Lieder von zwei und vier Strophen u. s. f. Hauptbeispiel ist hier gerade der gröste unter allen, Walther von der Vogelweide: so im zweiten Buche stehn neben vier Liedern von drei, sieben von fünf und wieder vieren von sechs Strophen sechse von zweien und ganzer neun von vieren. Denn das französische Muster hatte in diesem Bezug weniger augenfälliges.

Vom Leich ist bisher nur gelegentlich gesprochen worden. Jezt über dessen Verhältniss zum *lai* der Franzosen einige Worte besonders.

Der Gegensatz von Lied und Leich ist älter als die Kunstlyrik, ja überhaupt als alle Lyrik der Deutschen, wie er denn um das Jahr 1000 schon mit eben diesen Worten bezeichnet wird: *daz zesingenne getân ist alsô lied*

*) untheilige Veldeke vdHag. 1, 37b. 38. 39a. 40a. Walther 39. 79 fgg. 88 fgg. 91. Bligger v. Steinach vdHag. 1, 326a. Hartm. v. Aue Hpt 20; zwietheilige Walther 62. Hildebold v. Schwangau vdHag. 1, 281 fg. Walther v. Metz 310b. Gottfr. v. Neifen 60 u. a.

unde leicha sagt der Sanctgallische Übersetzer des Marcianus Capella (S. 105 Graff) wo es im Original *cantandi opera* heifst. Worin aber bestand der Unterschied ursprünglich? wie hat er im Zusammenwirken der nationalen und der Kirchenpoesie sich weiter ausgebildet? und was ist unter französischem Einfluſs in der Kunstlyrik aus ihm geworden?

Der eigentliche und ursprüngliche Unterschied beider scheint der von Gesang und Spiel zu sein, dem Spiel der Harfe nämlich, eines schon germanischen Tongeräthes. *Liuthan* heifst auf Gothisch singen; im Angelsächsischen sind *leodh* und *leodhfang*, *leodhcräft* und *fongcräft* (Sangeskunst) gleichbedeutende Worte: für das goth. *laikan* aber s. v. a. hüpfen, *laiks* Tanz, *bilaikan* verspotten ist der Mittelbegriff der des Spieles.*) Im K. Rother wird *leich* ganz deutlich nur vom Spiel der Harfe, von Harfenmelodien, und abwechselnd damit das Wort *spil* gebraucht (172. 250⅛. 251⅛ Mafsm.); im Nibelungenliede 1939. 1944 vom Spiel der Fiedel, schon eines andern Saiteninstrumentes, aber auch nur von deren Spiel. Ebenso in folgender Stelle einer ungedruckten Erzählung (cod. pal. 341. Bl. 357 a) *do sprach aber din süeze reine wich hüte niergen ein glit so cleine, gelouhe mir der mære, da entsaze üf ein videlære, und videlten alle den albleich, daz mir der sinne gar entweich, daz ich enhörte noch ensach.*«**) Und auch bei den Ausdrücken *vreuden leich* (*dö was geswigen ir vr. leich* d. h. sie hatten keine Freude mehr: Unser Frauen Klage, cod. pal. 341. Bl. 25 c) *jämerleich* Berth. 242 ist wohl zunächst nur an Saitenspiel gedacht worden: vgl. *er rüeret jämers seiten*

*) ahd. *rangleih* Ringspiel; nhd. *Laich* Fischsamen wie *spilen* sich begatten; mhd. *leichen* foppen wie lat. *ludere*. Der Waffentanz der germanischen Jünglinge, Tac. Germ. 24, war Tanz und Spiel zugleich; über die Verbindung von Ballspiel Tanz und Musik weiter unten.

**) Dieser *albleich* erinnert an die zauberische Kunst und Kunstbegabung des nordischen Strombarts.

ûf dirre welte harpfen, und hæret mengen ſcharpfen dôn ûf ir gigen Leseb. 1, 757.

Aber wie der Marner sagt, *gedœne âne wort daz iſt ein tôter galm* (vdHag. 3, 99b): das Spiel verband sich auch mit Gesange, der Leich ward wie das Lied *zefingenne getân*. Mit dem wesentlichen Unterschied jedoch dafs bei dem Liede das Wort die Hauptsache, die Melodie dem untergeordnet und das Saitenspiel blofse Begleitung war: *leudos harpa relidebat* (Ven. Fortun. Poem. lib. 1. epist. ad Gregor.); die Sangweise des Leiches dagegen abhieng von der Weise der Instrumentalmusik, und hier das Wort die Instrumente begleitete. Darum ahd. *leih* als Verdeutschung von *modus* Boeth. 169 Graff, und ebenda S. 171 und anderswo bei Notker und bei Williram die Zusammensetzung *fangleih* d. h. Spiel mit Gesange. *Lied unde leicha* in jener sanctgallischen Stelle ist mithin auf Deutsch dasselbe, was auf Lateinisch *carmina et modi* wæren.

Daran hängen sich noch weitere Unterschiede. Natürlich kam die Instrumentalmusik zumal dann in Anwendung, wenn eine græfsere Menschenmenge sich vereint nach gleichen Rhythmen bewegen sollte, beim Tanz, beim Spiel, bei feierlichen oder kriegerischen Zügen. So hiefs nun auch Leich als Gesangstück vorzüglich solch ein Gesang, mit welchem viele zugleich der Instrumentalmusik folgten, mochte das von der versammelten Kirchgemeinde oder von tanzenden Jünglingen und Jungfrauen oder bei sonst welchem Anlafs geschehen. So bei Williram 58, 1 *fangleich* für *chorus*; so ahd. *leichôd* für *hymenæus*, mhd. *brûtleich* für *epithalamium*; *hileih gihileih* Vermählung wird eigentlich auch nur der Name des Vermählungsgesanges sein.*) Und wie ein Chorgesang sich zu ordnen pflegt,

*) Die Kaiserchronik (cod. pal. 361. Bl. 42c) erzählt von den Ringerspielen im alten Rom *Swilber danne was fô ſtarch, daz er*

hat man sich all solche Leiche mit Refrains zu denken, mit Vor- und Nach- und Gegengesang unter die Menge vertheilt.

Hier aber scheint zwischen Lied und Leich kein Unterschied mehr zu bestehn: denn es gab neben Tanzleichen auch Tanzlieder, und auch Lieder wurden von der Menge und mit nachhallendem Gegenrufe gesungen: *ir wicliet ſie ſungen, ſam dâ ein burc iſt gewunnen* Kaiserchr. cod. pal. 361. 12a. *die burc ſie gewunnen, ir wicliet ſie ſungen* 31b. *ingegen dem kunige ſie drungen, ir wicliet ſie ſungen* 42b und Otfried in der Schilderung von Christi Einzug am Palmsonntage (4, 4, 53 fgg.) *Ther ſelbo liut guato ſang gimeinmuato theſſes liedes wunna al einera ſtimna. thaz ſungun io zi noti thie fordoron liuti. thaz ſelba ingegin ouh inquad thiu aftera heriſcaf.* Indess bei all diesem Gesang ist weder von Saitenspiel noch sonstwie von Musik die Rede: *leich* also durften der Chronist und Otfried ihn nicht nennen; und Zusammensetzungen wie die ahd. *ſcôfleod* Lied eines Dichters, *winileod* Lied für einen Geliebten *) zeigen deutlich genug dafs sonst allerdings mit Fortführung des Unterschiedes vom Leich als dem Gesang der Menge zu gegebener und übergeordneter Instrumentalmusik das Lied sich individuell vereinzelte, in Ursprung Bestimmung und Vortrag die Sache je eines Einzigen war, mochte der auch, wie Kœnig Ludwig in der Schlacht bei Saucourt (oben S. 203), die Zuhœrerschaft gelegentlich im Refrain mitwirken lafsen; dabei galt das Wort dieses Einen so sehr für die Hauptsache und die Musik erst für ein Hinzutretendes, dafs man Winelieder sogar aufschrieb und sich

---

den anderen dâ nider warf, der hete die êre gwunnen, daz im die vrowen ein lop ſungen. Solch ein Gesang mochte gleichfalls *rangleich* heissen.

*) noch bei Nith. Ben. 32, 5 *In einer hôhen wiſe ſiniu winelieder ſang er;* 40, 6 *der in hôher wiſe ſiniu wineliedel ſanc.*

wie Briefe zuschickte: ein Capitulare von 789 verbot das ausdrücklich den Klosterfrauen, *nullatenus winilredes feribere vel mittere præfumant.*

Der Unterschied geht noch weiter. Eine begleitende Folge der bisher schon berührten Eigenthümlichkeiten beider Gedichtarten war dafs Lieder mit strengerer Kunst, mit sorgfältiger beachtetem Gleichmafs gestaltet wurden als Leiche, dafs man dort eine genauere Wiederkehr der gleichen Versmafse, der gleichen Strophengebäude, der gleichen Melodie sich auferlegte, hier aber auch, nur aus dem gleichen Grundton hervor, einen freieren Wechsel in der Form der einzelnen Glieder gelten liefs. Das Lied gieng also von der Strophe aus*: darum bedeutet auch diefs Wort im Altdeutschen nur s. v. a. Strophe, und ein Lied in unserem Sinne hiefs pluralisch *diu liet*; also grade wie im Griechischen *μέλος* und *μέλη*.**)

Alles diefs zusammengenommen, verhielten sich Lieder und Leiche ohngefähr ebenso zu einander wie in der Poesie der Griechen die melische Lyrik zu der chorischen.

So in der nationalen Poesie und der der Kirche, in deutscher wie lateinischer, bis nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts; beide wirkten auch hier zusammen und eine auf die andere zurück. Allerdings hatten die Gedichte der einen und der andern Art wieder je ihr Besondres. Die lateinischen Leiche (zumeist Sequenzen) konnten sich in einem bewegteren Wechsel verschiedener Rhythmen ergehn, und war ihr Inhalt ein religiöser, so fielen sie leicht der

*) Ja im 12 Jahrh. schränkte sichs noch oft genug auf eine einzige Strophe ein: erst das dreizehnte dichtete bloss Sprüche einstrophig, Lieder mehrstrophig (vgl. oben S. 209), erweiterte aber jene Begrenzung meist durch grösseren Umfang der Strophenglieder und länger ausgedehntes Mass der einzelnen Zeilen.

**) *μέλος* eigentlich ein Glied: ebenso das deutsche Wort: im Angelsächsischen heisst ein Glied sowohl *lidh* als *leodh*.

eigentlichen Lyrik zu; die deutschen begnügten sich die längste Zeit mit epischen Stoffen, und mufsten sich auch, solang die Sprache es nicht anders zuliefs, mit beständiger Widerholung des einfachsten Versmafses begnügen: so noch bei Dietmar von Eist (vgl. oben S. 202). Erst die Sequenz von Muri (Leseb. 1, 273 fgg.), lateinischen Mustern nachgebildet, zeigt eine Mischung längerer und kürzerer, jambischer trochäischer und dactylischer Verse, zwar nur noch schlagende, aber schon ganz genaue Reime, und dadurch so wie durch öftere Zeilenbrechung (oben S. 222) auch den überschlagenden Reim wenigstens eingeleitet; und ihr Inhalt ist nach gewohnter Art eben ihrer Muster gleichfalls schon ein lyrischer. Aber diefs Gedicht ist auch in der Scheidezeit kirchlich-nationaler und höfischer Poesie entstanden, und hauptsächlich nur dieses sondert es von den anderweitigen Anfängen der letzteren ab, dafs es nicht am Niederrhein entstanden ist; auch die späteren Leiche haben ihre Heimat meist im Oberland, besonders in der jetzigen Schweiz: gewiss eine Nachwirkung dessen, was schon um das J. 900 Notker Balbulus mit seinen Freunden und Schülern für die lateinische Sequenzendichtung gethan.

Nun aber drang mit vollen Strömen die Kunstlyrik der Franzosen in die deutschen Länder ein und zeigte in sich einen Gegensatz der ganz dem deutschen zwischen Lied und Leich entsprach, den Gegensatz von *fon* und *lai*, oder mit andern Worten den von *chanſons* auf der einen, *lais* und *descorts* auf der anderen Seite. Die Chanson ward mafsgebend für die weitere Bildung des deutschen Liedes, Lai und Descort für die des Leiches.

Das Bewufstsein der Übereinstimmung des Heimatlichen mit dem Fremden und der Anschlufs an die neu gewonnenen Vorbilder äufserte sich alsbald in einer zwiefachen Sprachvermengung. Selbst verfafste man keine epi-

schen Leiche mehr; vielleicht besafs noch das Volk dergleichen: aber da es so ähnlich klang, übertrug man das Wort auf die epischen Lais der Franzosen (Gottfr. Trist. 3508 fgg. 3583 fgg. 8063. 8618). Und unverdeutscht, nur in *leîfe* oder *leis* entstellt, ward *lais*, das ja auch eine Form der Kirchenpoesie bezeichnete, ein lang üblicher Name deutscher Kirchengesänge.*)

Selbst verfafste man keine epischen Leiche mehr: die ganze Dichtart gieng, wie man es bei den Franzosen vorfand, und indem man auch die Descorts ununterschieden mit für Leiche nahm, in die Lyrik über, ward ebenso individuell als früherhin fast nur die Lieder gewesen, und ebenso subjectiv als jezt die Lieder waren. Und wie die Franzosen ihre Lais und Descorts gern in den Minnesang herüberzogen, ebenso nun auch die Deutschen: zwar der älteste Leich dieser Periode, der von Heinrich von Rugge, hat noch religiös-moralischen Inhalt, ist ein Kreuzleich wie es Kreuzlieder giebt, und auch weiterhin kommen noch dergleichen vor: aber die Mehrzahl gehört in den Minnegesang, und wo der von Gliers die besten Meister im Leichedichten aufzählt (vdHag. 1, 107 b) spricht er so, als gæbe es gar keine andern Leiche aufser minniglichen. Damit hängt zusammen dafs die Leiche der Kunstdichter zumeist Tanzleiche sind, bestimmt zum Tanz und zum Reigen gesungen und aufgespielt zu werden, weshalb Reinmar der Fiedeler (oben S. 213) *tanzliet* und *leich* unmittelbar zusammen nennt; nur scheint in demselben Mafse, als jezo die Subjectivität des Dichters den Vordergrund einnimmt, der instrumentale Theil der Musik zurückzutre-

*) Closner und Kœnigshofen in ihrem Bericht über die grosse Geisselfahrt brauchen *leis* und *leich* abwechselnd als gleichbedeutende Worte. Oder geht *leîfe* wirklich eher auf *kyrie eleîson* zurück? *Kyrieleis kirleis*, das in der Mitte læge, wird jedoch nur stark declíniert: Ottoc. 537 a. Reinh. S. 304; Berthold 229 schreibt *kyrieyfe*.

ten und eben nur noch zur Begleitung des Gesanges zu dienen, nicht wie in den älteren deutschen Leichen vom Gesang begleitet zu werden; die altnationale Harfe aber wird eben wie bei Liedern gegen die leichtere französische Geige vertauscht *): gegen andre Tongeräthe kaum: es scheint blofs neckende Grofssprecherei wenn in Leichen des Tannhäusers auch von *flöuten* und *fumbern*, von *tambureren* und *trumbuneren* die Rede ist (vdHag. 2, 85a. 89a).

Man nahm die Descorts mit für Lais. Das zeigt sich namentlich in der Art wie man nun die Form der Leiche zu behandeln pflegte. Nur wenige und wie es scheint blofs die älteren halten sich noch in einfacherer Weise, ähnlich den Lais der Franzosen und den früheren Leichen der Deutschen selbst: so aufser dem Leich des von Rugge vdHag. 3, 168a und noch mehr als dieser die zwei namenlosen 168n und p. Die andern aber, die späteren, sind recht eigentlich lauter Descorts: Verse von den kürzesten an bis zu den längsten und allerlei Rhythmen so durch einander gemengt und solche Verschränkungen weit überspringender Schlufs- und Binnenreime, dafs man oft Mühe hat aus all der bunten Verwirrung den einen tragenden Grundton herauszulauschen, und Mühe es begreiflich zu finden, wie nicht blofs für Tanz und Reigen (da begreift es sich noch) sondern auch über geistliche Stoffe so konnte gedichtet werden. Was noch einige Gliederung in die Überfülle brachte war der Gebrauch die einzelnen Absätze zwietheilig zu gestalten: nach dem Vorgang der Franzosen: die älteren deutschen Leiche hatten davon noch nichts gewufst. Aber auch diefs sollte nur den unruhigen Character des Ganzen noch verstärken helfen: denn immer und immer

*) In Frankreich selbst scheinen auch *harpe* und *rote* die ältere, *gigue* und *viele* eine jüngere Leichmusik zu sein, so dass im Roman des Sept sages 25 (*lais de rotes et de vieles*) der Schreibfehler *nouvieles* gar nicht so übel zutrifft.

wieder fehlte nach den zwei Theilen der dritte und mit ihm der Abschluſs und die Sammlung. Und damit die Absätze ja nichts strophenartiges hätten, der Leich in allen Stücken das Widerspiel eines Liedes hielte, gestattete man sichs gern, die Rede unabgetheilt aus einem Absatz in den andern hinüberzuführen, Redesatz und musicalischen Satz in verschiedene Grenzen einzufaſsen. Der Art sogar jene sonst einfacheren Leiche vdHag. 3, 368n und p; aber der Leich des von Rugge und gar der von Muri noch nicht. Man muſste auch dieſs erst von den Franzosen lernen: vgl. z. B. den Marienleich Ernouls le vielle bei Wolf über die Lais S. 372. Das aber scheint eine eigenthümlich deutsche Kunst, daſs Ulrich von Lichtenstein einen ganzen Leich nach dem Gesetze der Dreitheiligkeit aufbaut: oben S. 225.

Dieser Versuch die Geschichte des Leiches kurz zu entwickeln hat uns die mittelhochdeutsche Kunstlyrik noch einmal in ihrem Verhältniss hier zu dem älteren National- und Kirchengesange der Heimat, dort zu der gleichzeitigen Kunstlyrik der Franzosen, dann auch, insofern die Leiche meist Tanzleiche sind, ihren lebendigen Zusammenhang mit den Freuden und Spielen der guten Gesellschaft zeigen können. Ähnliche Beziehungen treten uns noch bei einer andern, dem Leiche nah verwandten Dichtart entgegen, der Pastourelle, wie mit Beibehaltung des franzœsischen Namens wohl dürfte gesagt werden; nur daſs hier die Poesie der Hœfe sich enger anlehnt an die gleichzeitige des niedern Volkes, nicht so an die ältere der ganzen Nation, und der franzœsische Einfluſs, weil er selbst das Leben des niederen Volkes getroffen hat, hier gewissermaſsen verdoppelt ist.

Daſs sich mit Aufnahme der Hofpoesie eine davon theils verschiedene, theils damit verwandte Poesie des Volkes bildete, daſs jezt zu den Liedern und Leichen aus Geschichte

und Sage der Nation episch-lyrische Volkslieder kamen, war in Deutschland eine ebenso natürliche Nothwendigkeit als dort in Frankreich (S. 165. 180), und blofs der Zufall und blofs Ungunst der Gebildeten ist Schuld dafs wir so arm an Zeugnissen darüber und an Denkmælern derselben sind. Ganz ohne solche nicht: unter Docens Spicilegien (Misc. 2) ist mehr als ein volksmæfsiges Stück, und einmal verwendet unverkennbar auch ein deutscher Dichter Verse eines Volksliedes als Refrain (vdHag. 2, 170b. vgl. oben S. 181). Wo aber dergleichen besonders entstehen mufsten, das war beim Tanz und für den Tanz, um die aufgespielte Weise in Worte zu fafsen und Sprung und Tritt der frœhlichen Menge mit ebenso frœhlichem Sange zu begleiten. Grade hier jedoch war selbst das Landvolk abhängig von Frankreich geworden: es tanzte französische Tänze: all jene fremden Tanznamen die schon oben verzeichnet worden S. 195, sind entnommen aus Schilderungen des Volkslebens. Darum ganz passlich sagt Gœli oder Neidhard vdHag. 2, 80a von einem Bauern *er finget wol des reigen noten* (singt einen Text zu denselben): *note* das in Frankreich übliche Wort für Instrumentalweise.*)

Vorzüglich in diesem Berührungspunkte zwischen Hof und Land **) mochte für manchen Kunstdichter ein Anlafs liegen sich mehr als eigentlich die hœfische Sitte zuliefs um Volksleben und Volkspoesie zu bekümmern, Motive

*) vgl. *note* Haupt Zschr. 4, 29. Tristan a. m. O. Frauend. 122. *notel* Otfrid, 21b. *reifenote* Parz. 63, 9. Heinr. vdTürl. 16. Rud. Gerh. 3616. Frauend. 166.

**) *hovetenzel* bei den Bauern Nith. 33, 2 Ben. Nur wurden hier die welschen Namen wie begreiflich noch mehr entstellt: die Tanzweise die man bei Hof etwas besser französisch *rotruwange* oder *rotewange* nannte (Trist. 8077. Haupt Zschr. 3, 270) hiess im Munde der Bauern *ridewanz*: Nith. 31, 4; *ridewanzen* 33, 3. *ridewanzel* 52, 8. vgl. oben S. 183.

der Dichtung aus jenem zu entnehmen und Form und Ausdrucksweise dieser nachzubilden; dazu kam noch mitwirkend das Beispiel der Franzosen (oben S. 181 fgg.). So nun Lieder in Romanzenart, die man für echte Volkslieder halten möchte, wenn sie nicht einem Meister der hœfischen Kunst, Herrn Gottfried von Neifen, beigelegt würden vdHag. 1, 59. 62b. ein andres Herrn Steinmar 2, 157a; Herbstlieder, welche das volle Leben bei Wein und guter Speise schildern *), ebenfalls von Steinmar 2, 154. von Hadlaub 287. 288 fg. 299 fg. von einem den man unrichtiger Weise Neidhard nennt 3, 309 fgg.; Erndtelieder wiederum von Hadlaub 2, 289 fg. 299; Minnelieder die in Ziel und Stil sich recht geflifsentlich nach unten wenden, wie die von Steinmar und eines vom Taler, dessen Lieb in Fetzen geht, dafs er ihr möchte ein Schürlitz anhenken, wære sie ihm nur zu Willen 2, 147b; endlich nun auch Lieder die ihrem Inhalte nach gar wohl den Pastourellen der Franzosen zu vergleichen und sicherlich auch durch deren Vorgang mit veranlafst sind, nur dafs sie dieselben durch wechselnde Neuheit der Situation, durch frischlebendige Ausführung, durch anmuthige Naivitæt in Behandlung der natürlichen Dinge, kurz in allen Bedingnissen der Poesie so weit übertreffen, als die mittelhochdeutsche Lyrik der franzœsischen überhaupt voransteht: Beispiele bei Gottfried von Neifen vdHag. 1, 54b. 55b. Ulrich von Winterstetten 151 fg. Steinmar 2, 157 fg. Neuneu 172b. Johann von Brabant 1, 15 fg. u. a. Zwei Dinge besonders weisen für Gedichte dieser letzteren Art næchst den Motiven des heimatlichen Volkslebens auf franzœsischen Einflufs hin: dafs man auch in Deutschland Lieder

---

*) *Wünſchet daz uns nâch ſô liehtem meien komen ſule richin herbeſtwünne, ſit die lenge kunne frô nieman geſin ân ſpiſe, pfafen noch leien* von Bauenburg vdHag. 2, 261a.

mit *dorilote*, einem Refrainwort und Namen franzœsischer Pastourellen sang (oben Nr. 48 u. S. 186. Haupts Zschr. 1, 29) und dafs der Tannhäuser zwei Pastourellen in Leichform brachte vdHag. 2, 82b. 84a, eben wie unter den Franzosen z. B. Jean Errars, de la Borde 2, 189 fgg.: nicht unschicklich, da der Leich zumal dem Tanze diente, und Pastourellen in der gewohnteren Liederform meistens auch wohl zu Tanz und Reigen gesungen wurden.

Der eigentliche Meister jedoch der deutschen Pastourellendichtung, der dem Hofe zugeführten Dorfpoesie ist Neidhard; ihm folgt eine nicht geringe Zahl von Nachahmern. Wie seine Lieder fast sämmtlich die Sommerlust des Landvolkes mit Ballspiel und Tanz *) zum Motiv oder zum durchgeführten Gegenstande haben, so hat man sie fast sämmtlich, auch wo sie nicht ausdrücklich so bezeichnet werden, sich als Tanzlieder zu denken, aber bestimmt für Tanz und Reigen seiner Standesgenofsen bei Hofe **); Leiche hat er nicht verfafst. Der innere Zwiespalt aber der ganzen Dichtart, das Widerstrebende einheimischer und fremder, törperlicher und hövischer Elemente prægt sich bei ihm bis in die Form der Lieder aus: diese schwankt zwischen Kunst und Unkunst: bald dreitheilig wohlgebaute, bald zwietheilige oder ganz untheilige Strophen, je nachdem das hœfische oder das volksmæfsige Element Oberhand gewonnen, und er mehr die Pastourellen der Franzosen oder die Lieder des Volkes selbst vor Augen hat;

---

*) Das Ballwerfen war im Mittelalter wie bei den Griechen (Od. 6, 100 fg. 8, 372 fgg.) ein mit Gesang und Tanz verbundenes Spiel: daher in den romanischen Sprachen *ballare* (*ballieren* vdHag. 1, 141b) s. v. a. tanzen, *ballata* Tanz und Tanzlied.

**) *wé wer singet uns ze sumer ein niuwez minneliet? daz tuot min her Trœstelin und min hoveherre; der gehilfe solte ich sin: nu ist der wille verre* vdHag. 2, 107a. *daz wil ich mit gesange nu den hoveliuten klagen* 108a u. a.

das Vorbild jener ist namentlich da zu erkennen, wo er gleichsam als Schritt und Sprung lange Verse und viel kürzere mischt (vgl. oben S. 183), und er liebt das. Er giebt aber mit richtigem Tacte der hœfischen Form den Vorzug wo er von sich aus darstellt und erzählt, der volksmæfsigen wo er nach Art der mimischen Poesie die Mædchen und die alten Weiber durch Wechselrede sich selber schildern læfst; die franzœsische Pastourelle thut stæts das erstere.

Den feiner und den einseitiger organisierten Dichtern konnte diese Dorfpoesie nur ein Anstofs sein. Walther, der selbst nur von fern und mit zartester Veredelung an die ganze Richtung streift (vgl. das Lied vom glœsernen Ringe 49. das Nachtigallenlied 39. die Tanzweise 74) beklagt 65 fg. und bezeugt mit dieser Klage die grofse Gunst welche Frau Unfuge (so personificiert er die unhœfische Dichtart) bei Hofe genofs: *wurden ir die grœzen hœve benomen, daz wær allez nâch dem willen min. bi den bœren liez ich fi wol fin: danne ist fi ouch her bekomen.*

VI.

Die vorige Abhandlung hat der geschichtlichen Wahrheit zu Lieb dem Ruhme der altdeutschen Litteratur mehr entzogen, als der blofsen Vaterlandsliebe genehm sein möchte. Zu einer Art Vergutung und Ersatzes will ich jezt noch den Zusammenhang besprechen der zwischen der mittelhochdeutschen und der alten Lyrik Italiens zu bestehen scheint. Der Gegenstand liegt schon hinaus über das eigentliche Ziel unsers Weges: die Erörterung mufs sich deshalb kürzer fafsen.

Bis gegen die Zeiten Dantes waren der Norden und der Süden Italiens in litterarischer Beziehung streng von einander geschieden. Jener besafs noch kaum eine eigene Litteratur: epische Gedichte und Gedichtstoffe kamen aus Frankreich dahin *); Lehrgedichte verfafste man selbst theils in franzœsischer, theils in deutscher Sprache **);

*) vgl. die von Spielleuten zu Mailand und Bologna gesungenen Lieder auf Roland und Olivier und die andern Helden der Kärlingischen Sage, Muratori Antiq. Ital. 1, 855. *Allegat ergo pro se lingua Oil quod propter sui faciliorem ac delectabiliorem facultatem quicquid redactum sive inventum est ad vulgare prosaicum* (in den unstrophischen Formen der Epik) *suum est, videlicet biblia cum Trojanorum Romanorumque gestibus compilata et Artui regis ambages pulcherrimæ et quam plures aliæ historiæ ac doctrinæ* Dante de Vulgari eloquio 1, 10.

**) in franzœsischer Thomasin von Circlara sein Buch von der Herbscheit und seine Lehre wider die Falschheit (Welsch. Gast 1, 9. 10) und Brunetto Latini, der Lehrer Dantes, seinen Trésor: vgl. die

die Lyrik aber war durchaus provenzalisch, ward von Provenzalen auf italiænischem Boden, von Italiænern in provenzalischer Sprache geübt *), und dieses Muster wirkte auch dann noch fort, als man bereits gelernt hatte italiænische Lieder dichten.**) Man lernte das erst vom Süden her.

Der Süden, næmlich Sicilien mit Neapel, hatte schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts seine eigne hœfische Kunstlyrik; Dante selbst und Petrarca erkennen es an dafs die sicilianische Kunst der toscanischen vorangegangen, dafs alle Poesie in der heimatlichen Sprache Italiens von dorther entsprungen sei. *Siquidem illuftres heroes Federicus Cæfar et bene genitus eius Manfredus, nobilitatem ac rectitudinem fuæ formæ pandentes, donec fortuna permanfit, humana fecuti funt, brutalia dedignantes; propter quod corde nobiles atque gratiarum dotati inhærere tantorum principum maieftati conati funt, ita quod eorum tempore quicquid excellentes Latinorum* (Italiæner) *nitebantur primitus in tantorum coronatorum aula prodibat, et quia regale folium erat Sicilia, factum eft, quicquid noftri predeceffores vulgariter*

doctrinæ der eben angeführten Stelle; in deutscher Thomasin seinen Welschen Gast. Freidank soll, von Kaufleuten nach Treviso berufen, dort sein Leben beschlossen haben: Haupts Zeitsch. 1, 30 fg.

*) Diez, Poesie d. Troubadours 274. Ein Bild in Thomasins Welschem Gast (zu 1, 10) stellt ein Weib in der Mitte dreier Männer dar, deren einen sie freundlich anblickt, den andern bei der Hand ergreift, dem dritten auf den Fuss tritt: wohl Beziehung auf ein Liebesabenteuer und eine Tenzone Savarics von Mauleon (Raynouard 2, 199 fgg. Diez, Leben u. Werke d. Troubadours 405 fg.), obschon die gleiche Situation bereits bei griechischen und rœmischen Dichtern vorkommt.

**) So bekennt Dante selbst de Vulg. eloq. 2, 10 die Form der Sestine dem Provenzalen Arnaut Daniel abgesehn zu haben, und die Cento novelle antiche zeigen fast Seite um Seite wie noch im Beginn des 14 Jahrh. die vertraute Bekanntschaft mit provenzalischem Leben und Dichten fortbestand.

protulerunt Sicilianum vocatur; quod quidem retinemus, et nos nec posteri nostri permutare valebunt Dante de Vulg. eloq. 1, 12. *i Siciliani, che far già primi* Petrarca, Trionfo d'Amore 4, 36.

Diese Lyrik Siciliens nun, die Mutter aller italiænischen Lyrik, ist sie frei und unabhängig ihrem Boden entsprungen? ist auch sie erst durch fremde Einwirkung erweckt worden? Und wenn man schon ihres spæteren Auftretens wegen von vorn herein die Unselbständigkeit behaupten darf, von welcher Fremde hängt sie denn ab? Nicht von irgend einer romanischen, obgleich die Strœmung der romanischen Poesie noch weiter nach Südosten reichte und Sagen des Westens und des Nordens sogar bis nach Griechenland trieb. Nicht von der französischen noch von der provenzalischen. Jene hätte kaum früher als seit Karl von Anjou wirken können, zwei Menschenalter nach den ersten Dichtern Siciliens; mit dieser, die unmittelbar næher lag, ist zwar in mancherlei nicht unbedeutenden Einzelheiten die Übereinstimmung unläugbar: aber irre ich nicht, so tritt dergleichen erst bei den norditalischen Nachfolgern der Sicilianer häufiger und mit Sicherheit hervor, nicht schon bei den Sicilianern selbst, und noch die Poesie jener Nachfolger hat gar manches das wieder nicht zum Provenzalischen stimmt. Es giebt eben noch einen dritten Weg auf welchem die Lyrik des Mittelalters bis nach Sicilien gelangen konnte um spæterhin von da aus auch Toscana einzunehmen, und aus diesem erklært sich beides zugleich, sowohl die Abweichungen der altitaliænischen von der provenzalischen Kunst als auch der Mehrtheil dessen was sie von letzterer scheint erlernt zu haben. Dieser Weg gieng von Deutschland her; er mündete durch den deutschen Hof in Palermo und Neapel.

Es waren hinter einander vier deutsche Fürsten denen dieſs Reich gehorchte, Heinrich, Friedrich, Konrad und

Manfred, alle vier theils Gönner der deutschen Kunst, theils sogar selbst Dichter in deutscher Zunge. Von Heinrich haben sich noch zwei Lieder erhalten; ebenso von Konrad *); wie gewogen Friedrich, obschon von Geburt er selbst kein Deutscher mehr, dem Gesange seines Heimatlandes war zeigt uns als erstes Beispiel Walther von der Vogelweide; und von Manfred wifsen wir durch einen nicht viel spæteren Chronisten (Ottocar Cap. 4 u. 8) dafs zum Verdrufs und Hohn der Welschen eine Unzahl deutscher Meister und Fiedler sein bevorzugtes Gefolge bildeten. Stand es so am sicilianischen Hofe noch zu Manfreds Zeit, wie viel mehr müfsen da unter seinem Vater und seinem Grofsvater deutsche Rede und Sang und Saitenspiel der Deutschen gegolten haben? Der Schlufs ist einfach, mag er auch mit historischen Zeugnissen nicht zu belegen sein. Doch giebt es deutsche Lieder von jenem Diepold Markgrafen von Hohenburg, der Heinrichs Feldherr und nach dessen Tode Friedrichs Statthalter im Kœnigthume war.

Also in welschem Lande ein deutscher Hof mit deutscher Poesie. Und eben dieser Hof, der Hof Friedrichs und Manfreds, *tantorum coronatorum aula*, wird ausdrücklich als der Sitz und Ursprung auch der sicilianischen und aller italiænischen Lyrik bezeichnet. Wære es da nur gedenkbar, dafs die deutsche Kunst nicht auf die italiænische, die ältere schon gebildete nicht auf die junge sich erst noch entwickelnde sollte eingewirkt und fortgewirkt haben?

Früher schon war von Deutschland aus das Turnierwesen nach Italien gebracht worden, und eben jezt kam durch Vermittelung deutscher Meister auch der gothische

*) wenn nicht von Konrads Sohne Konradin; nur sollte man für diesen nicht grade geltend machen dass es in einem Liede heisse, er sei der Jahre noch ein Kind: sein Vater war ja auch einmal jung gewesen. Letzterer bewährte sich jedesfalls an dem Hardegger, an Br. Wernher und Rudolf von Ems als Dichterfreund.

Stil der Architectur. Ganz so waren diese zwei Künste auch dem Überschritt der Lyrik von Frankreich nach Deutschland voran und mitgegangen.

Zwar in Norditalien, als die neue Poesie sich bis dahin verbreitete, stiefs der deutsche Einflufs mit provenzalischem zusammen: characteristisch genug nennt da ein Zeitgenosse Manfreds, Folgore da San Geminiano, nächst Pferden aus Spanien und französischer Kleidung als weitere allbeliebte Vortrefflichkeiten provenzalischen Gesang und Tanz zu deutschen Instrumenten: *cantar danzar alla provenzalesca con istrumenti novi d'Alemagna* (Poeti del primo secolo 2, 175. Aber auch da und auch so überwog in allen wesentlicheren Stücken das deutsche Element, und der Norden baute fort auf dem Grunde welchen der Süden und dieser nach deutschem Vorbilde gelegt hatte.

Mit dargethaner Entlehnung deutscher Dichtergedanken läfst sich freilich der deutsche Einflufs nicht beweisen, wie eben dergleichen auch da, wo es sich um die Abhängigkeit der deutschen von der französischen, der französischen von der provenzalischen Lyrik handelt, der schwächere Theil der Beweisführung ist. Wenn z. B. Jacopo da Lentino singt *Senza madonna non vi (in paradiso) vorria gire, quella ch'ha bionda testa e chiaro viso, che senza lei non poteria gaudire, istando dalla mia donna diviso* Poeti d. pr. sec. 1, 319 und ähnlich Wachsmuth v. Mühlhausen *Mir wære ê liep bi ir ze fine dan bi gote in paradis* vdHag. 1, 327a. Ulrich v. Lichtenstein *Daz ich in dem paradîse niht fô gerne wisse minen lîp als dâ ich der guoten folde sehen in ir ougen minneclichen* Lachm. 583; oder Mateo di Ricco *Ma radomi allegrando sì come fa lo cigno quando more, che la sua vita termina in cantando* P. d. p. s. 1, 322 und in Deutschland Heinrich v. Veldeke *Gelîhet mir alsô dem swane der dâ singet sô er sterben sal, sô vliuge ich ze vil dar ane* vdHag. 1, 39b; oder endlich Guido Guinicelli

Che adeſſo com fu il ſole, ſi toſto lo ſplendore fu lucente, ne fu davanti il ſole P. d. p. s. 1, 91 und mit derselben Unterscheidung von Tag und Sonne Wolfram *Man unde wip diu ſint al ein, als diu ſunn diu hiute ſchein und ouch der name der heizet tac: der enwederz ſich geſcheiden mac: ſi blüent àz eime kerne gar* Parz. 173, 2. 3 (vgl. Anm. zu Walther v. d. Vogelweide 2, 135): so liegt in diesem Zusammentreffen der Gedanken eben so wenig eine Entlehnung von Deutschland nach Italien, als eine von der Provence aus darin liegt, wenn italiænische wie provenzalische Dichter verlorene Mühe ein Swen in das Meer oder in den Meersand nennen: Ciullo d'Alcamo *Lo mar potreſti arrompere avanti a ſemenare* P. d. p. s. 1, 1. Onesto Bolognese *Aſſai ſon certo che ſementa in lidi e pon lo ſuo color ſenza vernice qualunque crede che la caleatrice prender ſi poſſa dentro alle mie ridi* 2, 150. provenzalisch Peter von Auvergne *Et es plus fols mon eſcien que ſel que ſemena arena, qui las (dompnas) blaſma ni lor valor* Rayn. 4, 7. Denn solcherlei Bilder und Sprichwörtlichkeiten stoben als Gemeingut Aller den Dichtern des Mittelalters von selber zu; wie denn die Vergleichung mit dem sterbend singenden Schwane auch provenzalisch (Rayn. 3, 271), die mit dem besæten Meersand auch französisch ist (de la Borde 2, 158) und auch Provenzalen und Franzosen der Geliebten den Vorzug noch vor dem Paradiese geben (Rayn. 3, 121. Roi de Navarre 33. Aucasin et Nicolette Barb. u. Méon 1, 385), die Unterscheidung aber von Sonne und Tag ihren Grund in einer mythologischen Anschauung hat: vgl. Jac. Grimms Mythol. 699. Zudem bedurften die Italiæner der Aufnahme fremder Gedanken vielleicht weniger als irgend ein andres Volk: getrieben von einem wohlorganisierten Geiste, umgeben von aller Græfse und Lieblichkeit der Natur und von einer bewegten Strebsamkeit in Kunst und Wifsenschaft und Handel und Gewerbe, getragen und gehoben von den

unverlornen Erinnerungen einer grofsen Vorzeit, vermochten sie ganz von sich aus zu jener zarten Färbung, jenem feinen Duft zu gelangen die an ihren Liedern haften und zu mehr als einer ungetheilten Eigenthümlichkeit des Gehaltes: letzterer Art sind namentlich die häufigen Bezüge auf das Schifferleben und auf die Kunst der Malerei.

Aber die Formgebung, aber fast die gesammte Technik kam ihnen aus der Poesie der Deutschen, und solchem Einflufse mufsten sie sich um so mehr öffnen, als ihre Lyrik, welche die Kœnige selbst, Friedrich und Enzio mitdichtend erschaffen halfen, von vorn herein auf das entschiedenste eine Kunstlyrik, eine Lyrik des Hofes war und gleich im Anfang und für immer getrennt von der Poesie des Volkes: Ciullo d'Alcamo, der älteste Name von allen, ist auch der einzige der noch in Gehalt und Form den Ton des Volkes mehr als den hœfischen anklingt; wenn spætere Dichter, z. B. Giacomino Pugliesi, Mateo di Ricco, Jacopo da Lentino, einzelnen Liedern gleichfalls dialogische Fafsung geben, oder wie Odo delle Colonne monologische aus Weibesmunde, so ist das hier keine Volksmæfsigkeit mehr, da Beispiele dieser epischen Objectivierung grade bei den bestimmenden Mustern, den älteren deutschen Lyrikern, in Häufigkeit vorlagen (oben S. 202). Und den Refrain, dieses Hauptmerkmal des Volksgesanges, kennt die altitaliænische Dichtkunst gar nicht. In solcher Weise über den nationalen Grund und Boden sich selber wegsetzend, war sie zum Anschlufs an ein Vorbild der Fremde, das zudem im eignen Lande gegeben ward, genœthigt und befæhigt; und umgekehrt, weil sie diesem folgte, konnte sie von jenem sich ablœsen.

Gleich der Name welchen die Dichter führten weist nach Deutschland zurück: zwar dichten heifst öfters *trovare* (z. B. unten S. 246), und das mag aus dem Provenzalischen kommen, obschon der Ausdruck ebensowohl

deutsch ist (*finden* oben S. 212): die Dichter jedoch nannte man nicht *trovatori*, sondern *dicitori* (z. B. Poeti d. pr. sec. 1, 420) mit buchstæblichem Anklang an das deutsche *tihtære*. Auch *dictare* und *dictator*, die Grundworte zu *tihten* und *tihtære*, scheinen in dieser Bedeutung besonders der Latinitæt Deutschlands und Italiens eigen zu sein.

Die augenfälligsten Übereinstimmungen in der Technik sind nunmehr folgende, Übereinstimmungen welche die italiænische Lyrik unverkennbar abhängig von der deutschen zeigen.

Die drei Hauptformen der deutschen Lyrik sind Leich Lied und Spruch; dieser ganz ihre eigene Schöpfung und ohne Vorbild im Westen: es wifsen davon weder Provenzalen noch Franzosen: vgl. oben S. 209 u. 229. Bei den Italiænern nun aufser Leichen und Liedern oder Canzonen (die ersteren sind seltner und tragen darum auch keinen eigenen Namen) ebenfalls Sprüche d. h. Gedichte die mit einer einzigen, aber umfangreicheren Strophe abgethan sind und gern aus der reinen Lyrik hinübergreifen in das Didactische. Ich meine das Sonett. Für Leich und Lied galt auch hier die Nothwendigkeit stæts neuer Formerfindung; die Freiheit aber der öftern Widerholung einer selbstgeschaffenen Sprachform welche sich die Deutschen nahmen (Reinmar von Zweter verfafste sogar all seine Sprüche in einer und derselben; vgl. S. 212) ward für das Sonett bis dahin erweitert, dafs seine Form in den Gemeinbesitz aller Dichter übergieng, und der Einzelne sein Recht und seine Pflicht etwa nur noch in einer neuen Abänderung der Reimfolge und vielleicht durch Anfügung einer neugestalteten *coda* übte. Ob die Grundform selbst von einem bestimmten deutschen Muster ausgegangen? Jedesfalls kommen ihr manche altdeutschen Sprüche nah genug, und Hildebold von Schwangau vdHag. 1, 281 fg. braucht eine zwietheilige Liedstrophe, die ganz so gebaut ist wie regelrechter Weise der

Aufgesang eines Sonettes, nur dafs die Verse daktylischen Rhythmus haben. Die ältesten Sonette mœgen die von Lodovico della Vernaccia (um 1200) und von Petrus de Vineis, dem Kanzler Friedrichs II, sein: Poeti d. pr. sec. 1, 18. 53.

Das getheilte Spiel oder Streitgedicht, diese den Provenzalen und Franzosen so beliebte Abart des Liedes, war den Deutschen in den beſseren Zeiten ihrer Lyrik und auch spæterhin noch fremd (oben S. 207): so nun auch bei den Italiænern kein einziges Beispiel; das Wort *tenzone* kennen sie: aber es wird ohne allen Bezug auf eine so geheifsene Dichtart nur eben so gebraucht wie von unsern Lyrikern das deutsche *widerſtrît*, z. B. (ich führe die Stelle noch darum an, weil sie ein Liedesanfang ganz nach deutscher Art und doch sicherlich unentlehnt aus dem Deutschen, nur ein italiænischer Beleg der allgemeinen Dichtweise des Mittelalters ist) von Rinaldo d'Aquino, P. d. p. s. 1, 223

Confortami d'amare
l' aulimento de' fiori
e 'l canto degli augelli.
Quando lo giorno appare,
fento li dolci amuri
e li verſi novelli,
Che fan li dolci e belli e dirifati
lor trovati a provagione;
a gran tenzone ſtan per gli arbuſcelli.

Desto geläufiger war den deutschen Lyrikern das Tanzlied (oben S. 234 fgg.); hier besonders fand der Refrain (S. 203) seinen Platz: Ulrich von Lichtenstein aber vertauscht einmal den Refrain gegen einen Reimbund der Strophenschlüſse, Lachm. 549 fg. Ganz das gleiche Verfahren ist die bezeichnende Eigenthümlichkeit des italiænischen Tanzliedes, der *ballata*, geworden: vgl. Poeti d. pr. sec. 2, 96. 109. 118; den Refrain selbst haben wie gesagt die Italiæner nirgend. Also ihre *ballata* ganz anders gestaltet

als die *balada* der Provenzalen; selbst der Name braucht nicht von diesen entlehnt zu sein: vgl. oben S. 236 Anm.

Die ursprüngliche Unabhängigkeit der altitalienischen Lyrik von der provenzalischen und dafür ein näheres Zusammenstimmen mit der altdeutschen zeigt sich auch in Betreff des Geleites. Den Provenzalen ist die *tornada* eine ganz häufige und geläufige Sache, seltener schon den Franzosen, den Deutschen aber durchaus ungebräuchlich (oben S. 224). Ebenso nun auch den Sicilianern: sie widmen dieser Schlufswendung, wo sie vorkommt, noch die ganze letzte Strophe: vgl. Ital. Lieder d. Hohenst. Hofes in Sicilien *) 22 fg. 54. 55 fg. und das entstellte Beispiel auf S. 21. Erst die Toscaner, bei denen die sicilianische Poesie auf provenzalische Nachbarschaft und Überlieferung traf, brachten auf Anlafs letzterer den *commiato* auf, eine Anhangsstrophe von gleicher Ausdehnung und Form wie der Abgesang der vorhergehenden.

An das Geleite grenzend ist die deutsche Erweiterung des Liedschlusses, oben S. 223 fg. Auch diese bei den Italienern, sie heifst ihnen *coda*; seltner in Canzonen: ein Beispiel wo solch eine Coda das Geleite vertritt Ital. Lieder 52; häufig dagegen in Sonetten, deren regelrecht abgeschlofsene Form den minder gewandten Dichter leicht beengen mochte. Hier steigt die Zahl der erweiternden Verse von zwei Hendecasyllaben (Poeti d. pr. sec. 1, 128 fg. 2, 271) bis auf sechs: 2, 62 fg.; ein Sonett von Monte Andrea 2, 52 fügt gar schon zum Aufgesange zwei Hendecasyllaben.**) Schlufserweiterungen deutscher Sprüche bei Walther 38 (vgl. 36) u. 157.

*) Stuttgart 1843. Wiederabdruck aus den Discorsi des Rosario di Gregorio, Palermo 1821. Ich citiere nach dieser Sammlung nur weil mir die Florentinischen Poeti d. pr. secolo (1816) nicht mehr zur Hand sind: sie wimmelt von Fehlern aller Art.

**) Der moderne Gebrauch duldet als Coda des Sonettes nur ein oder mehrere *terzari* und als deren Anfangszeile stets nur den *ri-*

Nach diesen Bemerkungen über Art und Bau der ganzen Gedichte noch einige über Vers und Reim und Strophenbau.

Das älteste sicilianische Gedicht, ein dialogisches Lied von Ciullo d'Alcamo (1197. P. d. p. 1, 1—15), bildet seine Strophen aus zweierlei Versen:

Rosa fresca aulentissima, ch' appari in ver l'estate,
le donne te disiano pulzelle e maritate.
traemi d'este focora, se l'este a bolontate,
perchè non aio abento notte e dia
pensando pur di voi, madonna mia.

Das älteste und wie schon bemerkt ein sehr volksmæfsig gehaltenes Gedicht, so dafs man annehmen darf zwei gleich nationale Versarten hier vereinigt zu sehen. Zuerst ein Alexandriner mit gleitender Cæsur, wie zwar die Franzosen ihn nicht bauen, wie er jedoch häufig im alten Cid vorkommt; die Italiæner mochte zur Durchführung derselben das Beispiel des s. g. politischen Verses der benachbarten Griechen veranlafsen, der auch wohl eher so denn als jambischer Tetrameter gemeint ist. Und zweitens der Hendecasyllabus, dieser ein Gemeingut aller Romanen, auch der Provenzalen, auch der Franzosen. Beide Verse blieben bei der kunstmæfsigen Weiterbildung der Poesie bestehn. Der Hendecasyllabus unabgeändert: denn diesen brauchten ja auch die deutschen Lyriker; der Alexandriner dagegen, den letztere zumal in solcher strengen Mefsung nur selten gebrauchten (oben S. 215) ward mit Vertauschung der Cæsur gegen einen schlagenden oder überschlagenden Reim und des gleitenden Ausganges gegen einen weiblichen in zwei kleinere Verse zerlegt, wie auch die Deutschen sie liebten: daher nun der *settenario*, er und der *endecasillabo* fast die einzig üblichen Verse der italiænischen Dichtkunst.

tenario: Fernow 2, 786. Die längste Coda der Art möchte ein venezianisches Sonett von Pietro Antonio Novelli haben (Collezione delle migliori opere scritte in dialetto veneziano 12, 127—129): sie besteht aus nicht weniger als 39 Versen.

Ciullos Lied hat noch ganz unsymmetrischen Strophenbau: die weitere Kunstlyrik folgte in Canzonen und Sonetten unverbrüchlich dem Gesetze der Dreitheiligkeit, wie die deutschen Muster (die provenzalischen nicht) es vorhielten, und folgt ihm unverbrüchlich noch auf den heutigen Tag. Am einfachsten noch und mit dem wenigsten Scheine der Kunst zeigt sich die Dreitheiligkeit zuerst bei Gottfried von Viterbo; zwar in lateinischen Versen: aber der Dichter ist ein Italiæner und gebildet in Deutschland und im Dienste deutscher Kœnige, Konrads, Friedrichs und Heinrichs von Sicilien lebend: er verbindet mit leoninischem Reime je zwei Hexameter und einen Pentameter zur Strophe, z. B.

Imperii fidus, plaudunt tibi menſis et idus;
Metra tibi fidus regalia dat Gotefridus,
Quæ tibi ſæpe legas, ut bene regna regas.

Sodann in der sicilianischen Urform der Ottave, die ebenfalls nur zwei Reime hat, jedoch in acht Hendecasyllaben und überschlagend: auch die älteren deutschen Lyriker brauchten gerne nur zwei wechselnde Reime (oben S. 217). Ich gebe ein Beispiel aus Crescimbeni 1, 363, das in seiner Sprachenmischung gelegentlich auch für Italien den Bezug der Vulgarpoesie zu der lateinischen und zugleich ein früher (S. 243) besprochenes Redebild belegt.

Suſpiria in hac nocte receſſerunt
e andaro a ritrovar la mia reina.
In gremium ſuum ſalutarerunt
„dio ti mantenga, donna pellegrina!“
Nihil reſpondens, rererſi fuerunt,
a mi ſi ritornaro la mattina;
hoc tantum rerbum mihi retulerunt
„tu zappi l'acqua e femini l'arina.“

Die Italiæner nennen jegliche Strophe *ſtanza*, ein Zimmer, ein Haus. *Et circa hoc ſciendum eſt quod hoc vocabulum per ſolius artis reſpectum inventum eſt, videlicet ut in*

quo tota cantionis ars effet contenta, illud diceretur ſtantia h. e. manſio capax vel receptaculum totius artis. nam quemadmodum cantio eſt gremium totius ſententiæ, ſic ſtantia totam artem ingremiat Dante de vulg. eloquio 2, 9. Wohl auch dieses auf deutschen Anlafs: die Auffafsung des Dichtens und überhaupt aller in Gedanken und Form abgeschlofsenen Rede als eines *zimbers* hat vielleicht nirgend so herkömmlich fest gestanden als in der altdeutschen Poesie (in der griechischen liebt sie Pindar): vgl. Wolfr. Parz. 338, 14. 369, 10. Frauenlob Ettm. Spr. 134. Krieg auf Warth. vdllag. 2, 10b. Lohengr. S. 192. besonders aber hervorzuheben, weil es da ein Italiæner ist der mit Ausführlichkeit in die deutsche Anschauung eingeht, Thomasin in der gereimten Vorrede zum Welschen Gast *Doch iſt er ein guot zimberman, der an ſinem werke kan ſtein unde holz legen wol da ez von rehte ligen ſol. daz iſt untugent niht, ob ouch lihte mir geſchiht daz ich in mins getihtes want ein holz daz ein ander hant gemeiſtert habe lege mit liſt, daz ez gelich den andern iſt.* Also die Strophe gleichsam ein Zimmer: am anschaulichsten so in der Ottave wo sich vier Reimpaare gleich den vier Wänden zusammenstellen; weshalb auch der Name *ſtanza* vorzugsweise von dieser gilt. Bei weiter ausgebildeter Dreitheiligkeit und schon dort in der einfacheren die Gottfried von Viterbo kennt, gleicht die Strophe eher nur zwei Pfosten mit darüber gelegtem, davon getragenem Dache: daher für die zwei gleichen Theile der deutsche Kunstname *ſtollen*, der italiænische *piedi*. Der provenzalischen Poesie fehlt mit dem Gesetze der Dreitheiligkeit auch diese Versinnlichung desselben.

Die weitere Ausbildung der Dreitheiligkeit beruht auch für die italiænische Poesie in der Vermehrung der Zeilenzahl und der symmetrischen Mischung verschiedenartiger Verse und Reime. Dabei wird eben wie öfters von deutschen Dichtern (oben S. 223) der Abgesang gern an die

beiden Stollen angereimt, indem seine Anfangszeile den Schlufsreim derselben noch einmal aufnimmt: vgl. Ital. Lieder 33 und spæterhin Petrarcas Canzonen.

Es giebt aber, was wiederum nur deutsch und eben nicht provenzalisch ist, jede Strophe der Canzone ein für sich abgeschlofsenes Reimsystem: Fortführung eines Reims durch die entsprechenden Zeilen aller Strophen kommt hier wie in der deutschen Lyrik (oben S. 216) nur als seltnere Ausnahme vor, Poeti d. pr. sec. 1, 183. 253. 443; als Regel blofs beim Tanzliede: oben S. 246. Öfter wird ein andres Mittel angewendet um Strophe mit Strophe und alle in der rechten Folge als Theile eines Ganzen zu vereinigen, die Widerholung des Schlufswortes der ersten im Beginn der zweiten, und so fort: P. d. p. s. 1, 44. 47. 51. 78. Ein Kunstgriff für den es gleichfalls deutsche Muster gab, nicht blofs provenzalische (oben S. 171 fg. u. 217).

Endlich bleiben noch zwei Reimkünste die ganz entschieden deutschen Ursprunges, die zuerst von deutschen Lyrikern sind aufgebracht worden (oben S. 218 fg. 219 fg.): der gebrochene Reim, z. B. *giovi-di: provi* Poeti d. pr. sec. 2, 144; und der Binnenreim, bei den Italiænern von Anfang an so überaus häufig, dafs ich verlegen bin Beispiele anzuführen: aufser jenen auf S. 246 scheinen nur noch zwei am Platze, deutsche und aus einer nichtlyrischen Dichtung, aber von einem Italiæner: *Si blendet wifen mannes muot und fchendet fél lip ér und guot* und *Swer bitet umb ein kleine dinc, er tritet ûz der zühte rinc* Thomasin im Welschen Gast 1, 9 u. 10. Ob auch der Doppelreim (oben S. 219) in die Poesie Italiens Eingang gefunden? Thomasin hat einmal einen solchen: *Ouch fol an diumuot mâze wefen, daz uns diu blæde lâze gnefen* 8, 2. Ein Spruch mit dessen Anführung ich die ganze Arbeit gern beschliefse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT.

ZWEIUNDFUNFZIG ALTFRANZŒSISCHE LIEDER UND LEICHE
aus der Handschrift zu Bern.

	Seite
Aidefrois li baistairs	3
Unbenannt	8
Messires Gaises	9
Unbenannt	12
Amaris de Creons	13
Crestieins de Troies	15
Li lais dou chievrefuel	19
Abuins de Sezane	22
Guios de Provins	24
Folkes de Marseille	32
De nostre signour	34
Maistres Renas	35
Li rois Richars	38
Cunes de Betune	39
Li rois de Navaire	42
Unbenannt	43
Gaises bruleis	45
Unbenannt	46
Unbenannt	48
Unbenannt	49
Unbenannt	51
Unbenannt	52
Une dame	53
Gellebers de Berneville	54
Li dus de Braibant	56

Seite
Maistres Richars de Furnival 58
Gontiers 61
Ancuues de Monveron 62
Unbenannt 63
Unbenannt 65
Unbenannt 66
Jaikes de Cambrai 69
De nostre daime 72
Colins Muses 76
Bastorneis 79
Jocelins de Bruges 82
Unbenannt 84
Unbenannt 85
Unbenannt 86

ABHANDLUNGEN.

I. Beschreibung der Berner Handschrift, Inhaltsverzeichniss 88
II. Bedeutung der gemachten Auswahl 114
III. Erörterungen zur altfranzœsischen Grammatik . . 121
1°. Schreibung und Aussprache 124
2°. Consonantverhärtungen und Vereinfachungen . . 127
3°. Hiatus und dessen Tilgung 129
4°. Diphthongierung und Verlängerung der Vocale durch Consonantenausfall 130
5°. Hebung und Senkung der Vocale 136
6°. Angleichung der Vocale 144
7°. Angleichung der Consonanten 153
8°. Flexion der Nomina 157
IV. Die altfranzœsische Lyrik im Verhältniss zur provenzalischen und für sich 165
Mittheilungen aus der Neuenburger Handschrift . . 185
V. Die altfranzœsische Lyrik und die altdeutsche . . 193
VI. Die altdeutsche Lyrik und die altitaliænische . . 208

Bemerkter Druckfehler.

S. 202 Z. 9 ist *Lied* in *Leich* zu bessern.

So eben ist in der Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franzœsische
Staats- und Rechtsgeschichte

von

L. A. Warnkœnig

und

L. Stein.

1. Band. Staatsgeschichte.

Preis: fl. 6. 24 kr. oder Rthlr. 4.

Wir beehren uns das Erscheinen des ersten Bandes eines Werkes anzuzeigen, das, schmeicheln wir uns, den Rechtsgelehrten, Staatsmännern und Historikern sehr willkommen sein dürfte. Eine französische Staats- und Rechtsgeschichte ist ein längst gefühltes Bedürfniss und zwar selbst in Frankreich. Kein deutscher Gelehrter nun hatte mehr Beruf eine solche zu schreiben als der nunmehrige Professor Dr. Warnkœnig in Tübingen, dem ein fast zwanzigjähriger Aufenthalt in einst französischen Provinzen, viele Reisen nach Frankreich, die enge Verbindung mit den berühmtesten französischen Rechtsgelehrten und Historikern und geschichtliche Studien über belgisches Recht die Lösung einer solchen Aufgabe möglich machen mussten. Der grosse Umfang des Gegenstandes bestimmte ihn jedoch die Bearbeitung der Geschichte des *Criminalrechtes* und des *Prozesses* einem jüngern deutschen Gelehrten, Herrn Dr. *Stein* in Kiel, der dieser Studien wegen ein Jahr in Paris verweilt hatte, und sich durch verschiedene Schriften über französische Zustände bekannt gemacht hat, zu überlassen.

Das Werk erscheint in drei Bänden, deren erster, nur die *Staatsgeschichte* enthaltend, jetzt die Presse verlässt. Binnen Jahresfrist werden der zweite, die *Geschichte der Rechtsquellen* und des *Privatrechtes* enthaltend, so wie der von Herrn Dr. Stein bearbeitete dritte folgen, was wir um so bestimmter versprechen können, da das ganze Manuscript in unsern Händen ist.

Die Staatsgeschichte beginnt mit den celtischen Zeiten und endigt mit 1789 und enthält, in ihre natürlichen Perioden zerlegt,

in wie weit es für die Kunde der Staats- und Rechtsentwicklung nöthig ist, in jeder eine Übersicht der politischen Geschichte, dann die Darlegung des Umfangs von Frankreichs und sehr ausführlich die Staatsverfassung und Staatsverwaltung, wobei besonders genau die ständischen Verhältnisse, die Gerichtsverfassung und Finanzverwaltung beleuchtet sind.

Der typographisch elegant ausgestattete Band enthält ausser 42½ Druckbogen Text und 4½ Bogen Urkundenbuch im grössten Octavformat 5 besonders gedruckte genealogische Tabellen und zwei Geschichtskarten, die eine die Niederlassungen der Franken, Ost- und Westgothen, Alemannen und Burgunden im römischen Gallien, die andere die zwölf ältesten Provinzen Frankreichs nebst den Eroberungen Ludwigs XIV darstellend.

Basel im Januar 1846.

Schweighauser'sche Buchhandlung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Pompeji.

Oeffentlicher Vortrag,

gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft
27 Oct. 1849

von

Wilhelm Wackernagel.

Basel,
Druck und Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
HAFNIENSIS.

Den Freunden

in

Neapel, Caſtellammare, Salerno, Angri und S. Jorio.

Es kann weniger das Gemüth, mehr nur den forschenden Verstand des Wanderers beschäftigen, wenn er die verlaßnen und verlorenen Städte der alten Mexicaner oder, wie noch ich vor nur kurzer Zeit, das Hagiar-Chem auf Malta betritt, jenen Tempelbau von kaum behauenen, nur roh verzierten Felsenmassen, der sicherlich aus urältester Zeit ist, aber niemand weiß, ob das Werk Phönicischer Seefahrer oder welches Volkes früherer Jahrtausende sonst. Nur den Verstand, während das Gemüth kaum berührt wird: denn zwischen uns und den unbekannten untergegangenen Erbauern dieser Tempel und Paläste laufen keine Fäden tieferer innerer vertraulicher Beziehung.

Ganz anders ist der Eindruck, und auch unser Herz wird tief bewegt, wenn wir den grossen und schönen Werken gegenüberstehn, welche die bauende Kunst der Griechen und der Römer fest in die Erde gegründet und ihre Bildnerei geschmückt hat. Denn hier ist, worauf unser Auge weilt, die Verlassenschaft von Völkern, die all unser Wissen begonnen haben und deren Kunst noch immer das hohe Vorbild der unsrigen ist, gleichsam das Erbe älterer Brüder, denen wir unsre Erziehung verdanken. Ist doch der Stufengang, in welchem dieses Erbe bis auf uns gelangt ist, ein so wenig unterbrochener, daß manche der alten Römerwerke noch heut dem lebendigen Gebrauche dienen, sei es noch derselbe, sei es auch ein andrer

als vordem, daß in dem Amphitheater zu Nimes wiederum Thiergefechte gehalten werden, daß aus der alten Waſſerleitung eben dieſer Stadt eine Brücke, der Pont du Gard, aus dem Pantheon zu Rom eine Kirche und ebendort aus dem Mauſoleum Kaiſer Hadrians die Engelsburg, aus dem des Auguſtus ein Haus für Kunſtreiter geworden, daß überhaupt das neue Rom ganz aus dem alten in beſtändigem Fortſchritt hervorgewachſen iſt.

Noch ernſter jedoch als in ſolchen Fällen, wo das ſpätre Geſchlecht die Werke des früheren darum geſchont hat, weil es dieſelben zu ſeiner Bequemlichkeit und Erheiterung zu nützen weiß, ernſter fühlen wir uns angeſprochen, und es beſchleicht uns eine tief wehmuthige, ja unheimliche Empfindung, wenn wir bei S. Remy auf einſamer Felſenhöhe, weder von neuerem noch von irgendwelchem Ueberreſt älteren Anbaues mehr umgeben, einen Triumphbogen und einen Grabthurm in blendender Weiße des Marmors, im reichſten, wenig verſehrten Schmucke der Bildhauerei ſich erheben ſehn; noch mehr, wenn eine ganze Stadt des claſſiſchen Alterthumes, unverändert wie ſie im Alterthum geweſen, und ſo, wie deren Bewohner plötzlich ihr Tagewerk haben liegen laſſen, eine ganze Stadt mit den noch friſchen Merkmalen des alten Lebens und Verkehrs aus dem Schooße der Erde, die ſie begraben hatte, wieder an unſer Tageslicht geboren wird. Es iſt, wie in jenem Märchen: ein Zauber hat alles Leben mit einem Male gehemmt, und wir warten des neuen Zauberwortes, damit der Schlaf ſich löſe, und das Leben in ſeiner Geſchäftigkeit da wieder fortfahre, wo es vor langen Jahrhunderten inne gehalten.

Ein Alterthum dieſer Art und in dieſer Art einzig iſt Pompeji: „die Stadt der Todten“ ſagte Walter Scott, als

er in ihren verödeten Straſſen wandelte; Pompeji, im Jahre 79 nach Chriſto durch einen Ausbruch des Veſuv verſchüttet, und nun ſeit dem Jahre 1748 ſchrittweis wieder aufgegraben. Von da an, das ganze Jahrhundert hindurch, hat der Forſcherfleiß einheimiſcher wie fremder Gelehrten aus den Schätzen, welche hier gehoben worden, die Alterthumskunde immer mehr bereichert, aus der lebendig gegenwärtigen Anſchauung, die hier ſich bietet, unſre Kenntniß von dem Häuſerbau der Alten und von den ſonſtigen Dingen ihres Alltagslebens vervollſtändigt und berichtigt und für die Geſchichte der claſſiſchen Kunſt Ergebniſſe von der größten Wichtigkeit gewonnen. Und nicht bloß in ſo reichem Maaſſe die Wiſſenſchaft, ſondern dem gemäß, was eben vorher iſt angedeutet worden, auch die Poeſie hat aus dem Quell geſchöpft, der hier plötzlich hervorbrach: eine der ſchönſten Dichtungen Schillers hat Herculanenm und Pompeji zum Gegenſtande, und vor noch kürzerer Zeit iſt es von einem der vorzüglichſten Romanendichter Englands, von Bulwer in ſeinen letzten Tagen Pompejis, verſucht und mit dem beſten Glücke verſucht worden, „dieſe verlaſſenen Straſſen“ (ich brauche die Worte Bulwers ſelbſt) „noch einmal zu bevölkern, dieſe lieblichen Trümmer wieder aufzubauen, neu zu beſeelen die Gebeine, die ſeinem Auge noch aufbehalten waren, den Abgrund von achtzehn Jahrhunderten zu überſchreiten und zu einem zweiten Daſein zu wecken die Stadt der Todten.“

Nach ſolchen Vorgängern auf dem wie auf jenem Gebiete, auf dem der Wiſſenſchaft und dem der dichtenden Kunſt, darf es allerdings, ich fühle das und fürchte es wohl, als eine Vermeſſenheit erſcheinen, wenn auch ich jene anziehenden Ueberreſte des Alterthumes zum Stoff einer erzählenden und beſchreibenden Darſtellung wähle: dennoch, im Vertrauen auf die Nach-

sicht der Fachgelehrten unter Ihnen, im Vertrauen, daß manchem der hier gegenwärtigen der Stoff nicht so bekannt und darum eine Darstellung desselben vielleicht willkommen sein wird, und auch aus einem tief empfundenen Gefühle der Verpflichtung unternehme ich es, Ihnen das Bild der alten Campanerstadt so vor Augen zu führen, wie ich selbst im Verlaufe des letzten Sommers bei wiederholten Besuchen es gesehen und beinah an Ort und Stelle, im beständigen Anblick des harmlos lachenden Meeres und Gelandes und des immer noch verderbendrohenden Vulcans aufgezeichnet habe.

Pompeji war eine von mehreren Städten, mit denen die Oskischen Ureinwohner Campaniens, verstärkt durch den Zufluß Griechischer Einwanderung, den Fuß des Vesuv umgürtet hatten: auch Herculanenm lag dort, das man gewöhnlich, aber unrichtig, Herculannm nennt, Teglana, Stabia, Oplontis, Taurania, und Neapel oder Parthenope. Sie fürchteten die Nähe des Berges nicht, sie bauten auf seine Lava und mit derselben, und führten ihre Baum- und Rebenpflanzungen bis an den Rand des weiten Kraters, der zuoberst sich auftbat: denn die Ausbrüche hatten sich schon lange auf diesen eingeschränkt, und die unterirdische Hitze und die Fruchtbarkeit des vulcanischen Bodens belohnten und reizten den Fleiß des Menschen. Die bedeutendsten der genannten Städte scheinen Herculanenm und Pompeji gewesen zu sein, und Neapel erst durch den Untergang dieser beiden groß geworden. Die bedeutendste wohl Herculanenm: schon das Wenige, das man von dieser wiederum hat sehen dürfen, bezeugt einen größeren Stil des wissenschaftlichen, des künstlerischen, überhaupt alles Lebens. Nächst Herculanenm aber Pompeji, das auch wie jenes am Gestade des Meers, wo der Fluß Sarnus in dasselbe mündete, etwa zwei Meilen von

Herculaneum oſtwärts und drei von Neapel entfernt gelegen war. Allerdings nur eine Provincialſtadt, und ſo lange ſie beſtand, ohne geſchichtlichen Namen: doch die Gunſt der Lage zwiſchen ſolchem Land und ſolchem Meere, der Zuſammenfluß des Griechiſchen mit dem altitaliſchen und dem neu befruchtenden Römiſchen Leben (ſeit 290 vor Chr. war Pompeji mit dem übrigen Campanien an Rom gekommen, und Auguſtus ſchickte eine Colonie dahin), die Selbſtändigkeit, deren ſie in ihrer Verfaſſung genoß, und die Sinnesart des Campaniſchen Volkes, die noch heut aus Genußſucht und emſiger Betriebſamkeit gemiſcht iſt, alles dieſes gab ihr eine nicht unanſehnliche Größe und Bevölkerung, einen bewegten Verkehr der Gewerbe und der Handelſchaft und eine Fülle der Dinge, die das Leben erheitern konnten: das Amphitheater, das freilich auf den Beſuch aus Nachbarorten mit berechnet war, vermochte bis an 20000 Menſchen zu faſſen, Läden und Handwerksſtätten und Wirthshäuſer aller Art wechſelten mit größeren, ebenſo bequemen als glänzenden Wohngebäuden ab, noch ſieht man überall in dem harten Lavapflaſter die tiefeingeſchnittenen Wagengeleiſe, und die Seiltänzer von Pompeji ſind ſeiner Zeit berühmt geweſen.

Aber bald nachdem es mit dem Beginn des Kaiſerreiches ſeine höchſte Blüte gefunden hatte, kam das Verderben und kam der Untergang. Schon im Jahre 63 n. Chr. hatte ein Erdbeben ſeine Veſten erſchüttert und beſonders im ſüdlichen Theile viel zerſtört; die Spuren davon waren kaum verwiſcht, die zerrütteten Tempel eben erſt wieder aufgerichtet worden: da, am 24 Auguſt des Jahres 79, erfüllte ſich, was das Erdbeben nur gedroht hatte: der Veſuv brach die Ruhe, deren man ſeit unvordenklicher Zeit an ihm gewohnt war, Pompeji, Herculaneum, Teglana, Stabiä, Oplontis, Taurania wurden mit

Gestein und Asche d. h. vulcanischem Sande überschuttet, mit Lavaströmen überschwemmt, und die früher den Saum des Meers und des grünen Landes wie Juwele geschmückt hatten, lagen plötzlich im Schooß der Finsterniß begraben. Damals ward auch der Sarnus und ward über eine Italiänische Meile weit das Meer von Pompeji zurückgedrängt: doch sind die Spuren der früheren Annäherung noch heut im Erdreich zu erkennen.

Wir haben aus dem Alterthume selbst zwei ausführliche Schilderungen des grausenhaften Ereignisses; ich wiederhole dieselben um so lieber, als die eine von einem Augenzeugen herrührt, die andre aber, obschon um vieles später aufgesetzt, doch sichtlich auf der besten Ueberlieferung beruht.

Der Augenzeuge ist der jüngere Plinius, dessen Oheim, der berühmte Verfasser der Naturgeschichte, von Menschenliebe und Wissensdurst getrieben, damals selbst den Tod gefunden hatte. Er schreibt hierüber an Tacitus, den Historiker: „Du verlangst, daß ich dir das Ende meines Oheims beschreibe, damit du es der Nachwelt desto wahrhafter überliefern könnest. Ich danke dir: denn ich weiß, daß seinem Sterben, wenn es von dir gefeiert wird, unsterblicher Ruhm beschieden ist. — Er war zu Misenum und befehligte selbst gegenwärtig die Flotte. Am 24 August, ohngefähr um die siebente Tagesstunde, meldet ihm meine Mutter, es zeige sich eine Wolke von ungewöhnter Größe und Gestalt. Er hatte sich gesonnt, darauf ein kaltes Bad genommen, hatte liegend gefrühstückt, und studierte; er verlangt seine Sandalen, und besteigt einen Platz, von welchem aus jenes Wunder am besten konnte beobachtet werden. Eine Wolke (den fernher schauenden ungewiß, von welchem Berge: nachher erfuhr man, daß es der Vesuv gewesen)

ſtieg empor, deren Geſtalt kein anderer Baum ſo treffend als eine Pinie bezeichnen möchte: denn wie auf einem ſehr langen Stamm in die Höhe gehoben, gieng ſie in mehrere Zweige aus einander, ich denke, weil ſie, von dem erſten ſtarken Hauch emporgetrieben, dann, als derſelbe ſchwächer ward, ſich ſelber überlaſſen, oder auch von ihrer eignen Schwere bewältigt, in die Breite ſich verlor; bald weiß, bald ſchmutzig und gefleckt, je nachdem ſie Erde oder Aſche mit fortgeführt hatte. Die Sache ſchien ihm, dem ſo gelehrten Manne, groß und näherer Kenntnißnahme werth. Er befiehlt einen Kahn zu rüſten; mir, wenn ich mitkommen wolle, ſtellt er es frei. Ich antwortete, ich wolle lieber arbeiten, und zufällig hatte er mir ſelbſt etwas zu ſchreiben gegeben. Er verließ das Haus; da erhalt er einen Brief. Die Seeleute zu Retina, erſchreckt von dem drohenden Unheil (denn dieſes Gut lag gerade darunter, und man konnte nur auf Schiffen entfliehn), baten ihn ſie aus ſo groſſer Gefahr zu retten. Er verändert ſeinen Entſchluß: aber was er mit wißbegierigem Sinn begonnen, unternimmt er mit groſſem. Er befiehlt die Vierruderer ins Meer zu laſſen, und geht ſelbſt an Bord um nicht bloß in Retina, ſondern noch vielen (denn die liebliche Küſte war dicht bevölkert) Hilfe zu bringen. Von wo die Anderen fliehen, dahin eilt er, und halt geraden Lauf, gerades Steuer in die Gefahr hinein, ſo frei von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Geſtalten jenes Schreckens, wie er ſie mit den Augen erfaßt hatte, aufſchreiben ließ und ſich bemerkte. Schon war Aſche auf die Schiffe gefallen, immer heiſſer und dichter, je näher er kam; ſchon auch Bims und ſchwarze und verbrannte und vom Feuer zerſtückte Steine; ſchon zeigte ſich plötzliche Untiefe und das Ufer durch Bergſtürze unzugänglich; kurze Zeit ſchwankte er, ob er um-

wenden solle: alsbald aber sprach er zum Steuermanne, der ihm dazu rieth „Dem Muthigen hilft das Glück; fahre zu Pomponianus.“ Dieser war zu Stabiä, durch den ganzen Busen von ihm getrennt: denn zwischen allmälich gerundete und gekrümmte Ufer strömt das Meer. Hier, obschon noch die Gefahr nicht andrang, aber vor Augen und, wenn sie wuchs, ganz nahe war, hatte Pomponianus seine Habseligkeiten zu Schiffe gebracht, in der Aussicht zu entfliehen, sobald der Gegenwind sich gelegt hatte. Mein Oheim, von eben diesem Winde, der ihm ein Fahrwind war, herzugeführt, umarmt den Zitternden, tröstet ihn, muntert ihn auf, und lässt, um dessen Angst durch die eigene Zuversicht zu beschwichtigen, sich ins Bad bringen; gebadet, liegt er nieder und speist, heiter oder doch, was ebenso groß ist, heiter aussehend. Inzwischen leuchteten aus dem Berg Vesuvius an mehreren Stellen die breitesten Flammen und hohe Feuersbrunst hervor, deren Schein und Helle durch das Dunkel der Nacht gesteigert ward. Er, um dem Schreck entgegen zu treten, sagte, es wären Landgüter, die von der Angst der Bauern dem Feuer preisgegeben und geräumt, in der Verlassenheit brennten; dann begab er sich zur Ruhe, und er ruhte im wahrhaftesten Schlaf. Denn sein Athemzug, der seiner Wohlbeleibtheit wegen schwerer und lauter war, ward von denen gehört, die an der Schwelle ab und zugiengen. Aber der Hof, aus welchem man in das Zimmer trat, war von Asche und darunter gemischten Bimssteinen schon so hoch angefüllt, daß wenn er länger in dem Schlafgemach weilte, ihm der Ausgang unmöglich war. Geweckt, kommt er hervor und begiebt sich zu Pomponianus und den Andern, welche gewacht hatten. Man berath gemeinschaftlich, ob man in dem Hause bleiben oder das Freie suchen wolle.

Denn von wiederholten ſtarken Stöſſen wankte das Haus und ſchien ſich, von ſeiner Stelle fortgehoben, nun hier, nun dort hin auf und ab zu bewegen. Unter freiem Himmel ward wiederum der Fall der zwar leichten und zerfreſſenen Bimesſteine gefürchtet. Doch die Vergleichung der Gefahren ließ das letztere wählen; bei ihm beſiegte eine Erwägung, bei den Uebrigen eine Furcht die andre. Sie legen Kiſſen auf die Köpfe und binden ſie mit den Leintüchern feſt: das war ihr Schutz gegen den fallenden Auswurf. Schon war es Tag anderwärts, dort eine Nacht, ſchwärzer und dichter als alle Nächte: doch viele Fackeln und allerlei Lichter erhellten ſie. Man beſchloß an das Ufer zu gehn und aus der Nähe zu ſchauen, was jetzt das Meer geſtatte: aber noch immer war es wild und der Fahrt entgegen. Dort auf dem abgeworfenen Leintuche liegend, verlangte er ein und mehrmals friſches Waſſer, und trank. Da treiben die Flammen und der Vorbote der Flammen, der Schwefelgeruch, die Uebrigen in die Flucht, ihn auf von ſeinem Lager. Auf zwei Sclaven geſtützt, erhob er ſich, und ſank zuſammen alsbald, wie ich vermuthe, weil ihm von dem dichteren Qualm der Athem benommen und der Schlund zuſammengedruckt ward, der bei ihm von Natur ſchwach und eng und dem Schlucken unterworfen war. Als es wieder Tag geworden, der dritte nach dem, welchen er zuletzt geſehen hatte, ward ſeine Leiche gefunden, ganz, unverletzt, und bedeckt, wie er gekleidet geweſen; die Haltung derſelben eher einem Schlafenden als einem Todten gleich. Inzwiſchen waren ich und die Mutter zu Miſenum. Aber das gehört nicht zur Geſchichte, und du wollteſt ja nur von ſeinem Ende wiſſen. Ich ſchlieſſe demnach. Eines füge ich hinzu, daß ich Alles, was ich ſelber mit erlebt und was ich gleich nachher, wo noch am meiſten

Wahres erzählt wird, habe berichten hören, wahrhaft ausgeführt habe. Du wirst das Wichtigste davon nehmen. Denn es ist ein Andres einen Brief, ein Andres eine Geschichte, ein Andres dem Freunde, ein Andres Allen schreiben. Lebe wohl!"

Und noch einmal derselbe an denselben. „Du sagst, angezogen von dem Briefe, den ich auf dein Verlangen dir über den Tod meines Oheims geschrieben, wünschest du zu erfahren, was ich, den er zu Misenum zurückgelassen (denn dabei hatte ich im Eingang abgebrochen), nicht bloß an Furcht, sondern auch an Unglück erduldet habe. „Des zu gedenken erschrickt mir das Herz — doch ich beginne." Nach der Abreise des Oheims wandte ich die übrige Zeit auf meine Studien: denn deshalb war ich zurückgeblieben; darauf ein Bad, eine Malzeit, ein unruhiger und kurzer Schlaf. Es war manche Tage hindurch ein Erdbeben vorangegangen, weniger erschreckend, weil das in Campanien gewöhnlich: in dieser Nacht aber ward es so stark, daß Alles nicht bloß bewegt, sondern umgekehrt zu werden schien. Die Mutter stürzt in mein Schlafgemach: ich stand gerade auf um meines Theils sie zu wecken, falls sie schliefe. Wir setzten uns in den Hof des Hauses, der das Meer vom Gebäude durch einen kleinen Zwischenraum trennte. Ich weiß nicht, ob ich es Standhaftigkeit oder Unklugheit nennen soll (denn ich war damals 22 Jahre alt): ich fordre einen Band des Titus Livius und lese wie in aller Muße und mache sogar, wie ich begonnen hatte, Auszüge. Da kommt ein Freund meines Oheims, der kürzlich aus Spanien bei ihm eingetroffen; wie er mich und die Mutter sitzend, mich aber sogar lesen sieht, schilt er ihre Geduld und meine Sorglosigkeit. Ich bleibe nicht minder eifrig bei meinem Buche. Schon war es die erste Tagesstunde, und der Tag noch immer zweifelhaft

und gleichsam träge; schon waren die ringsum liegenden Gebäude zerrüttet, und darum an dem zwar offnen, aber engen Platze die Gefahr der Verschüttung groß und sicher. Da erst schien es rathsam, die Stadt zu verlassen. Es folgt uns der bestürzte Volkshaufe, und was in der Angst ähnlich der Klugheit ist, er zieht die fremde Einsicht der eigenen vor, und drängt und treibt in ungeheurem Zuge die Fliehenden vorwärts. Ausserhalb der Häuser angelangt, stehen wir still: viel Wunderbares da, viele Schrecken erfahren wir. Denn die Wägen, die wir hatten herausführen lassen, schwankten, obschon das Feld ganz eben war, nach entgegengesetzten Seiten und blieben nicht einmal, wenn sie mit Steinen unterlegt wurden, auf demselben Flecke. Außerdem schien das Meer in sich selbst verschluckt und vom Beben der Erde zurückgetrieben zu werden. Wenigstens war das Ufer vorgerückt und hielt viele Meerthiere auf dem trockenen Sande fest. Von der andern Seite klaffte eine Wolke, schwarz und fürchterlich, von dem gewundenen und zuckenden Lauf des flammenden Hauches zerrissen, in lange Feuergestalten aus einander: sie waren Blitzen ähnlich, aber grösser. Da sprach eben jener Freund aus Spanien, nachdrücklicher und dringlicher „Wenn dein Bruder, wenn dein Oheim lebt, so wünscht er euch gerettet; wenn er umgekommen ist, so hat er euch lebend gewünscht: darum was zaudert ihr zu fliehn?“ Wir antworteten, wir würden uns nicht unterfangen, ungewiß über seine Rettung, für die unsre zu sorgen. Unverweilt stürzt er fort und entzieht sich im schnellsten Laufe der Gefahr; nicht lange darauf, so steigt jene Wolke zur Erde nieder und überdeckt das Meer. Sie hatte Capreä umgeben und verhüllt, und was von Misenum hervorragt, dem Blick entzogen. Da bittet und ermahnt und befiehlt die Mutter, ich solle irgend

wie fliehen: ich, der Jüngling, könne es; sie, unter der Last ihrer Jahre und ihres Leibes, werde eines guten Todes sterben, wenn sie meinen Tod nicht verschuldet habe. Ich dagegen, ich würde mich nicht retten ausser mit ihr. Darauf, ihre Hand ergreifend, nöthige ich sie den Schritt zu beschleunigen; sie gehorcht widerstrebend und klagt sich an, daß sie mich aufhalte. Schon fällt Asche, noch aber dünner; ich sehe mich um: rückwärts hieng dichte Finsterniß herab, die uns, wie ein Strom über das Land ergossen, folgte. „Gehen wir auf die Seite" sagte ich, „so lange wir noch sehen, damit wir nicht, auf der Strasse liegend, von dem Haufen der Nachfolgenden im Finstern zertreten werden." Kaum hatten wir uns niedergesetzt, und es war Nacht, nicht wie eine mondlose oder bewölkte, sondern wie in verschlossenen Räumen, wenn das Licht gelöscht ist. Da konnte man das Heulen der Weiber hören, der Kinder Wimmern und der Männer Geschrei: hier Eltern, da Weibern, dort Kindern ward suchend gerufen und auf ihren Ruf gehorcht; dieser bejammert das eigne, jener der Seinen Mißgeschick; Manche flehten aus Furcht vor dem Tode um den Tod. Viele erhoben ihre Hände zu den Göttern; mehr noch behaupteten, es gebe nirgend mehr Götter, und dieses sei eine ewige und für die Welt die letzte Nacht. Auch fehlte es nicht an solchen, die durch ersonnene und erlogene Schrecken die wahre Gefahr vergrösserten. Es kamen Leute und meldeten, zu Misenum sei dieses eingestürzt und jenes brenne; falschlich, aber man glaubte ihnen. Es erhellte sich etwas, aber uns schien das nicht der Tag, sondern ein Zeichen des nahenden Feuers. Und das Feuer hielt zwar in einiger Entfernung still: aber Finsterniß wiederum, und wiederum viele und schwere Asche; wir schüttelten sie wiederholt aufstehend von uns, sonst

wären wir von der Laſt überdeckt oder gar erdrückt worden. Ich könnte mich rühmen, daß mir in ſo groſſen Gefahren kein Seufzer, kein Wort der Entmuthigung entfahren ſei, wenn ich mich nicht dem kläglichen und dennoch groſſen Troſte der Sterblichkeit ergeben hätte, daß ich mit Allem, Alles mit mir zu Grunde gehe. Endlich verdünnte ſich jenes Dunkel und löſte ſich gleichſam in Rauch oder Nebel auf; bald war es wirklich Tag, auch die Sonne erſchien, aber blaß, wie ſie zu ſein pflegt, wenn ſie ſich verfinſtert. Den noch zagenden Augen trat alles verändert entgegen und mit tiefer Aſche wie mit Schnee überzogen. Nach Miſenum zurückgekehrt, ſorgten wir, ſo gut es gieng, für den Leib und brachten dann eine unruhige und zweifelvolle Nacht zu, in Hoffnung und in Furcht; die Furcht war ſtärker. Denn das Erdbeben dauerte fort, und viele Wahnſinnige höhnten in grauenhaften Weiſſagungen das eigne wie das fremde Unglück. Uns jedoch kam nicht einmal da, obſchon wir Gefahr ſowohl erlebt hatten als erwarteten, der Gedanke wegzugehn, bis wir Nachricht über den Oheim hatten. Dieſes, das der Geſchichte durchaus nicht würdig iſt, wirſt du nicht leſen um es zu ſchreiben, und wirſt, als der es verlangt hat, dir ſelbſt die Schuld geben, wenn es nicht einmal eines Briefes würdig ſcheint. Lebe wohl!“ Uebrigens iſt Tacitus in ſeinem Geſchichtswerke nicht ſo weit gelangt, daß er dieſe Mittheilungen ſeines Freundes hätte benützen können.

Während Plinius das Ereigniß nur im Bezug auf Stabiä, das heutige Caſtellammare, und auf Miſenum ſchildert, findet ſich, was uns näher berührt, der Bezug auf Pompeji bei dem ſpäteren Berichterſtatter, bei Dio Caſſius im 66ſten Buch der Römiſchen Geſchichte; durch ihn erfahren wir auch

Einiges mehr von der abergläubiſchen Auffaſſung, die ſich den entſetzten Gemüthern aufdrängen mußte. Er alſo erzählt: „In Campanien trug ſich Schreckliches und Wunderbares zu. Gegen die Herbſtzeit nämlich brach plötzlich ein groſſes Feuer aus. Am Meere bei Neapel iſt der Berg Veſuv; er hat reiche Quellen des Feuers. Einſt war er ganz gleichmäſſig hoch, und mitten aus ihm ſtieg das Feuer empor. Denn hier allein iſt er in Brand gekommen, die ganze Auſſenſeite aber iſt jetzt noch feuerlos. Deshalb, weil dieſe nie entzündet iſt, die Mitte aber am Feuer verdorrt und zu Aſche wird, hat der Gipfel ringsumher bis jetzt die urſprüngliche Höhe, die ganze Brandſtätte aber, mit der Zeit verzehrt, iſt durch die Senkung hohl geworden, ſo daß der geſammte Berg, um Kleines mit Groſſem zuſammenzuſtellen, einem Schauplatze für Thiergefechte gleicht. Seine Höhe hat viele Bäume und Reben, der Kreis aber iſt dem Feuer überlaſſen, und giebt des Tages Rauch von ſich, des Nachts aber eine Flamme, ſo daß es ausſieht, als würde in ihm viel und allerlei Weihrauch angezündet. Und dieß geſchieht immer ſo, zuweilen mehr, zuweilen weniger; oft aber ſtößt er auch Aſche aus, wenn eine Fülle ſich geſenkt hat, und wirft Steine empor, wenn er vom Winde überwältigt wird; und er toſt und brüllt, weil er nicht feſte, ſondern lockre und verborgene Luftöffnungen hat. So nun iſt der Veſuv, und dieß geſchieht auf ihm beinahe jährlich. Aber was ſonſt ſich zu dieſer Zeit zugetragen, wenn ſchon es ſelbſt denen, die es immer ſehen, über das Gewöhnliche groß erſchien, es möchte doch, auch alles in eins zuſammengenommen, gering zu achten ſein im Vergleich mit dem, was damals ſich begab. Es verhielt ſich nämlich ſo. Viele groſſe Männer, alle menſchliche Art überragend, wie die Giganten gemalt werden, ſchienen, bald

auf dem Berge, bald in dem umliegenden Land und in den Städten, bei Tag und bei Nacht auf der Erde zu wandeln und in der Luft zu schweben. Und darauf kam erschreckliche Dürre und plötzlich heftige Erschütterungen, so daß die ganze Ebene aufwallte und die Höhen emporsprangen. Und Töne vernahm man, theils unter der Erde, Donnern ähnlich, theils über derselben, gleich Gebrülle, und das Meer brauste und der Himmel hallte wieder. Und nach diesem ward plötzlich ein ungeheuerer Krach gehört, als ob die Berge zusammenfielen, und es fuhren zuerst übergrosse Steine empor, so daß sie bis zum Gipfel gelangten, dann vieles Feuer und entsetzlicher Rauch, so daß die ganze Luft dunkel und die Sonne ganz verhüllt ward, wie wenn sie sich verfinsterte. Nacht also ward aus dem Tage und Schatten aus dem Licht, und die Einen glaubten, die Giganten empörten sich (denn auch jetzt erschienen viele Gestalten derselben im Rauch, und ausserdem ward auch Trompetenruf gehört), die Andern aber, die ganze Welt gehe in ein Chaos oder in Feuer unter. Und deshalb flohen sie, die Einen aus den Häusern auf die Strassen, die Andern von aussen hinein, und wieder Andre vom Meer aufs Land und von diesem auf das Meer, bestürzt und alles ihnen entlegene für zuverlässiger als das Nahe haltend. Während dieses geschah, stürmte unsägliche Asche daher und nahm die Erde und das Meer und die ganze Luft ein. Und sie that sonst viel Schaden, wie es sich gerade traf, an Menschen und Land und Vieh und tödtete alle Fische und Vögel, und verschüttete ausserdem zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji, da eben die Bevölkerung der letztern im Theater saß. Denn der Staub war überhaupt so groß, daß von ihm bis nach Africa und Syrien und Aegypten kam, und er auch bis nach Rom gelangte

und die Luft über ihr erfüllte und die Sonne verschattete. Und es entstund auch hier eine nicht geringe Furcht für viele Tage, indem die Menschen nicht wußten, was geschehen war, und es nicht vermuthen konnten; sondern auch sie meinten, es wende sich alles zuunterst zuoberst um, und die Sonne sinke zur Erde und erlösche, die Erde aber steige zum Himmel auf. Diese Asche nun that ihnen damals keinen grossen Schaden, nachher aber brachte sie ihnen eine erschreckliche pestartige Krankheit."

Wir haben diesen Berichten nur Einiges in Betreff Pompejis, dessen Anschauung uns wieder vergönnt ist, beizufügen.

Pompeji ist lediglich durch den Stein- und Aschenregen vom Angesichte der Erde gerückt worden: nur solcher Schutt überdeckt es, bis zu einer Tiefe von 15 Fussen: aber keine Spur von Zerstörung durch Lava und kaum eine des Erdbebens. Darum steht, allgemein betrachtet, noch sämmtliches Mauerwerk, es steht da wie erst neulich aufgeführt, und nur die Dächer sind eingedrückt, die hölzernen Thüren und Treppen von der Glut der Asche oder von der späteren Feuchtigkeit des Erdreiches verzehrt worden. Die Lava hat ihren Weg mehr westlich genommen und namentlich Herculanenm dort in ihren Feuerstrom verschlungen; noch jetzt sind in jener Gegend die unerschöpften Lavabrüche von Torre del Greco.

Aus dem von Dio Cassius berührten Umstande, daß die Pompejaner gerade im Theater versammelt gewesen, erklärt sich, weshalb, in der Stadt selber wenigstens, nur eine so geringe Anzahl umgekommen: man hat bisher nur die Ueberreste von etwa vierhunderten entdeckt: es scheint demnach, daß all die übrigen Tausende, da die Theater so nahe den Thoren lagen, unmittelbar zur Stadt hinausgeflohen seien. Eben darum ist auch so weniges gerettet worden, und Hab' und Gut

in faſt allen Häuſern vollſtändig und unverrückt ſtehn geblieben. Die Aermſten durften auch kaum verſuchen etwas zu retten. Ein Prieſter oder Diener der Iſis wollte ſich mit Koſtbarkeiten des Heiligthumes flüchten: man hat ſeine Leiche, noch belaſtet, im Forum aufgefunden. Einen andern überraſchte bei dem gleichen Geſchäft ſchon im Tempel ſelbſt die zunehmende Verſchüttung; ſchon hatte er ſich um einen neuen Ausweg zu finden mit einem Beile durch zwei Wände durchgehauen: vor der dritten aber iſt er, erſtickt oder von der Angſt erſchöpft, zuſammengeſunken. Ebenſo lag beim Hauſe des Cajus Salluſtius die Leiche eines Weibes mit Geld und Schmuck und einem Spiegel.

Dem Verderben in der Stadt alſo ſind die Einwohner gröſtentheils entronnen: ob aber auch auſſerhalb der Stadt? Nur wenige mögen es auch da noch, wie es von Himmel und Erde und ſelbſt von der See her kam, überſtanden haben. Titus, welcher damals Rom beherrſchte, dachte daran, die untergegangenen Städte wiederherzuſtellen: indeſſen iſt es bei Pompeji wenigſtens zu keinem neuen Anbau gekommen: man begnügte ſich, wovon noch in neuerer Zeit die Spuren bemerkt worden, hin und wieder durch den Schutt hinab in die Häuſer zu graben und die werthvolleren Dinge, die man darin fand, wieder ans Licht, vielleicht auch wieder an den alten Herrn zu bringen.

Und noch bedeutendere Nach- und Ausgrabungen müſſen in den folgenden Jahrhunderten, vielleicht noch im Verlaufe des Mittelalters geſchehen ſein. Es fällt nämlich auf, in welchem Zuſtand der Zerſtörung ſich die am Rande der Stadt und in der Höhe gelegenen und namentlich die öffentlichen Gebäude, die einen weiteren und breiteren Raum einnehmen und

höher aufwärts reichen, die also von der Asche nicht so tief konnten verschüttet werden, und deren Dasein auch unter dem Schutte sich leichter verrathen mußte als das Dasein der kleinern niederen Häuser der Privaten: es fällt auf, in welchem Zustand der Zerstörung sich all diese größeren Gebäulichkeiten befinden. Das Gemäuer der Villa Ciceros, die frei und hoch über dem Abhang eines Hügels liegt, ist wild durch einander geworfen; von den Säulen des Forums und denen der Basilica steht beinah keine mehr vollständig, von denen des Herculestempels stehen kaum noch die Fußgestelle da; die Sitzstufen des Odeums, des Theaters, des Amphitheaters sind zum größeren Theil verschwunden, und verschwunden ein ganzes Drittel der Stadtmauer, da wo im Südosten die alte Straße von Neapel nach Salerno dicht vorübergeht. Offenbar hat man hier, vielleicht lange Zeit hindurch, Bausteine geholt, und wer nachforschen möchte, würde etwa in Boico und Scafati die verschleppten Stücke von Pompeji wiederfinden. Ist doch, um ganz nah liegende Beispiele derartiger Entfremdung daneben zu stellen, die Vorhalle des Domes von Salerno auf Säulen aus Pästum gebaut, und eben daher ein schönes griechisches Relief, der Raub der Proserpina, schmückt nun den Dom von Amalfi.

Sonst aber und nachher blieb Pompeji unaufgedeckt liegen, selbst die Spuren jener Nachgrabungen wuchsen wiederum zu, Reben und Fruchtbäume und Aloebecken grünten über dem alten Wohnsitz der Campaner, und seine Stätte war vergessen, bis im Jahre 1748 ein Bauer bei Bearbeitung seines Weingartens auf einen der minder tief verschütteten Theile des Gemäuers traf. Herculaneum war schon zwei bis drei Jahrzehende früher, im Jahre 1720, wieder aufgefunden worden,

durch einen ähnlichen Zufall, indem man einen Brunnen und den Grund eines Hauses grub. Aber während sich hier einer fortgesetzten Aufdeckung bald ein zwiefaches Hinderniß entgegenstellte, die Härte der Lava, an welcher sogar Stahl zersplittert, und der Umstand, daß über den alten Ort hin zwei neue gebaut sind, die man nicht weiter unterhöhlen durfte, Portici nämlich und Resina: während man hiedurch sich genöthigt gesehen die meisten der Herculanischen Ausgrabungen selbst wieder zuzuschütten, ist die Aufdeckung Pompejis durch alle Umstände nur begünstigt worden, und wirklich haben hier die allmälichen Bemühungen eines Jahrhunderts ausser dem ganzen Umfange der Mauern, soweit dieselben mit ihren Thoren und Thürmen noch vorhanden sind, bereits ein starkes Drittel der öffentlichen und Privatgebäude und von jenen gerade die wichtigsten wieder aus dem Schutt gezogen, so daß man zu den Thoren eingehen und durch die Strassen und Plätze wandeln kann, als wäre es eine Stadt von heute. Und wie in einer Stadt von heute tragen, des besseren Zurechtfindens wegen, die Strassen und die besonders ausgezeichneten Häuser ihre Eigennamen, die aber sämmtlich neu und öfters unpaßlich genug erfunden sind: Beispiele hievon werden wir späterhin kennen lernen.

Leider jedoch mußte die Wiederherstellung der Stadt zugleich eine grosse Plünderung derselben sein: man durfte den Bilderschmuck der Tempel und der Häuser und die leichter beweglichen Dinge, welche sich namentlich in diesen fanden, nicht der Zerstörung durch einen neuen Ausbruch des Vesuv, nicht der Beschädigung durch Neugierde und Muthwillen, nicht der Entfremdung durch unberufene Sammler preisgeben; zudem schien es fruchtreicher für die Wissenschaft, wenn all diese Kunstwerke und Geräthe

eigens zuſammengeſtellt und dadurch noch anſchaulicher und überſchaulicher gemacht würden: und ſo iſt hievon in Pompeji ſelbſt nur das Gröbere und Werthloſere gelaſſen, meiſt aber ſtehen die Häuſer leer und nackt da, die Moſaiken ſind aus den Fußböden, die Gemälde von den Wänden abgelöſt, die Statuen von den Altären, die Geräthe, die Schmuckſachen aus den Zimmern, das Brot, die Früchte und die ſonſtigen Speiſen aus den Küchen und Vorrathskammern genommen, und alles zuſammen iſt in das Muſeum des Königs, früher nach Portici, von da und ſpäterhin nach Neapel gebracht worden. Der Alterthumsfreund muß nun hin und her reiſen zwiſchen Neapel und Pompeji um ſich das Leben dieſer Stadt zu einem einigermaſſen ganzen Bilde zu geſtalten.

Treten wir nunmehr in die Räume der letzteren ein, wie und ſo weit ſie uns vor Augen liegen: wir lernen damit nicht bloß Pompeji, wir lernen überhaupt die Einrichtung aller der vielen Städte des Alterthumes kennen, in denen Griechiſche Art ſich mit Italiſcher und Römiſcher vereinigte. Von der rein griechiſchen, der rein italiſchen Art ſelbſt wird uns die Anſchauung nirgend ſo voll und unmittelbar gewährt.

Eine Eiſenbahn (ſo trifft auf dieſem Boden das Aelteſte mit dem Neueſten zuſammen), eine Eiſenbahn, zu deren Seiten Krapp und Baumwolle wachſen, führt den Reiſenden bis dicht vor Pompeji hin. Aber noch dicht vor Pompeji gewahrt er daſſelbe nicht: denn hohe Wälle, die aus dem weggeräumten Schutte der Ausgrabungen aufgehäuft ſind, verdecken, ſpärlich übergrünt, die Anſicht. Erſt hinter dieſem Schutt erheben ſich die alten Befeſtigungsmauern, welche meiſt zwiefach, die äuſſere tiefer als die innere liegend und beide bis auf 25 Fuß hoch, den Raum der Stadt umſchlieſſen; ſie ſind in etru-

ſkiſcher oder noch cyclopiſcher Art aus Quadern oder formloſen Steinen und ohne Mörtel erbaut; von Zeit zu Zeit unterbricht die Linie ein höherer dreiſtöckiger Wartthurm. In ſolcher Art umgürtet, erſtreckt ſich die Stadt in ungefährer Eigeſtalt, nicht ganz eine Viertelmeile lang und etwa eine Achtelmeile breit, von Südweſt nach Nordoſten. Von den fünf Thoren, die jetzt noch da ſind (die im Süden ſind mit der Mauer weggebrochen), erſcheint als das bedeutendſte das grad im Weſten liegende, wo man nach Teglana und Herculaneum, mit den jetzigen Namen nach Torre dell' Annunziata und Reſina gieng: es hat bei nicht geringer Tiefe einen dreifachen Durchgang, in der Mitte für Wägen, links und rechts für Fußgänger; auſſen ſchlieſt ſich noch ein Wachthäuschen und ein halbrunder Steinſitz an. In jenem iſt das Gerippe eines Soldaten gefunden worden, die Hand vor den Mund haltend: der Brave hat ſeinen Poſten nicht verlaſſen wollen, bis die heiſſe giftgeſchwängerte Luft ihn erſtickte.

Der Boden der Stadt iſt faſt durchweg eine Ebene; nur in den Südrand, wo einſt das Meer ſich näherte, ſchneidet eine Vertiefung ein, die für den Bau der Theater und des Soldatenquartieres benutzt iſt. Die Straſſen, welche theils von den Thoren aus, theils ohne Verbindung mit den Thoren, die Stadt durchziehn (bereits ſind einige zwanzig bloß gelegt), gehen wie in ebner Fläche ſo auch meiſtens in gerader Linie und durchkreuzen ſich gewöhnlich im rechten Winkel; auffallend breit oder ſchmal iſt keine derſelben, am breiteſten, dreiſſig Fuß breit, die Straſſe des Abundantiabrunnens. In der Mitte, wo die Wägen giengen, deren Radſpuren oft tief genug eingefurcht ſind, iſt das Pflaſter von Lava; an den Seiten laufen ſtark erhöhte Fußwege, Trottoirs, wie wir gewöhnlich ſagen,

von Puzzolane oder auch mit Steinbeſetzung, öfters ſo, daß vielerlei buntfarbige Steinchen muſiviſch gemiſcht ſind. Gegen das Anfahren der Wägen ſchützten Prellſteine; häufig, namentlich an den Straſſenecken, ſind quer über den Fahrweg, ſo jedoch, daß Pferd und Wagen immer noch gehen konnten, groſſe Steine gelegt um bei der Höhe des Fußweges und für den Fall ſtärkerer Regengüſſe das Hinüberſchreiten zu erleichtern. Und faſt in allen Straſſen und beſonders wieder an den Straſſenecken finden ſich Brunnen von Stein. Sie wurden, eben wie die Brunnen in den Häuſern und die Waſſerbehälter der Bäder und der groſſen Waſchanſtalt, durch eine Waſſerleitung vom Sarnus her geſpeiſt; jetzt freilich, da dieſe zerrüttet und verſchüttet iſt, ſtehen ſie ſämmtlich leer, und der Mund der Larven, der einſt das Waſſer ſpie, iſt trocken. Nur zwei der bisher entdeckten Brunnen haben ihr eigenes und darum auch jetzt noch Waſſer, der eine im Caſernenhof, der andre in dem ſ. g. Hauſe des Mars und der Venus: letzterer iſt 116 Fuß tief gegraben.

Die dem Tageslichte wiedergegebnen Gebäude, wie ſchon bemerkt, reichlich ein Drittel der ganzen Stadt, ſind meiſtens im ſüdweſtlichen Theil derſelben gelegen, nur wenige auch an andren Punkten: man hat eben dort zufälliger Weiſe zuerſt gegraben. Aber der Zufall iſt zugleich ein Glück geweſen. Denn gerade da liegen auch faſt all die wichtigſten öffentlichen Gebäude, das Forum, die Baſilica, das Theater, das Odeum, die hauptſächlichſten Tempel u. ſ. f., und nur eins dieſer Art an der Oſtſeite, das Amphitheater. Dabei iſt zu bemerken, was auch ſonſt ſchon an Städten des Alterthums wahrgenommen worden, all dieſe Gebäude ſind an den äuſſeren Umfang der Stadt, gegen deren Mauern, ja unmittelbar an die Mauern hin geſetzt, mag

dieß nun geſchehen ſein, weil ſie erſt ſpäter gebaut wurden, nachdem der innere Stadtraum ſchon mit Wohnhäuſern gefüllt war, oder weil man den Sinn des Bürgers noch beſſer zur Vertheidigung der Heimath anzufeuern dachte, wenn gleich hinter den Gräben und Mauern die geheiligten Räume des religiöſen und des bürgerlichen Lebens ſtünden und ſie vor allen andern ihn zur Beſchützung mahnten.

Im Oſten alſo das Amphitheater, wahrſcheinlich dieſes der Schauplatz, an welchem nach der Erzählung des Dio Caſſius die Pompejaner eben verſammelt waren, da das fürchterliche Unglück über ihre Stadt hereinbrach: die Weitläuftigkeit des Gebäudes ſelbſt, der groſſe freie Raum, der es umgiebt, der Rindermarkt, welcher dicht daneben liegt, und ganz in der Nähe die zwei Thore machten es der erſchreckten Menge leicht, ſo, wie es ihr gelungen iſt, ſich zu zerſtreun und zu fliehen. Es iſt, wie die alten Amphitheater zu ſein pflegen, eirund, und von ſolcher Gröſſe, daß an 20000 Menſchen Platz darin fanden. Denn wie die Campaner der Luſt an Fechterſpielen mit noch gröſſerer Leidenſchaft als ſelbſt die Römer ergeben waren, wie ſich in Capua, ihrer Hauptſtadt, eine Art von hoher Schule dafür befand, und ſie deren ſogar im Hauſe bei ihren Gaſtmälern aufführen lieſſen, daß der Tiſch vom Blute der Kämpfenden und der Sterbenden beſpritzt ward, ſo hatten auch die Pompejaner ihr Amphitheater nicht für ſich allein, ſondern für die Nachbarſtädte mit gebaut: einmal, als von Nuceria zahlreicher Beſuch gekommen, ward es auf einen unbedeutenden Anlaß hin zum Schauplatze blutiger Händel zwiſchen den beiderlei Bürgern ſelbſt. Es hatten aber jene 20000 je nach Stand und Geſchlecht verſchiedene Plätze, wie das von Kaiſer Auguſtus für Theater aller Art war vorgeſchrieben worden:

doch iſt die Befolgung dieſer Vorſchrift nicht überall ſo wie hier erkennbar. Die ringsum in dreiſſig Stufen aufwärts ſteigende Reihe der Sitze, die ſ. g. Cavea, ſondert ſich deutlich in vier Abtheilungen: je die obre derſelben war die geringere, grade entgegengeſetzt der Anordnung, die jetzt in den Amphitheatern der Spaniſchen Stiergefechte gilt: zuunterſt muß man ſich die Stadtbeamten und die Prieſter ſitzend denken, darüber die Kaufleute, ſodann das übrige Volk, aber bloß die Männer: denn zu alleroberſt war der Platz der Frauen, einſt der geringſte, aber jetzt der angenehmſte, wegen der weiten ſchönen Ausſicht, die er über die Stadt und in das üppig grünende Land, hier nach dem Veſuv und dort nach den übrigen Bergen hin gewährt. Der Frauenplatz iſt überdeckt gebaut: die Sitze der Männer hatten über ſich den freien Himmel: doch konnten ſie nach einer Sitte, welche die Römer ſich angeeignet, aber ſelbſt als Campaniſche Weichlichkeit bezeichnet haben, mit übergeſpannten groſſen Tüchern geſchützt werden gegen Sonnenſchein und Regen: die Verrichtungen dazu im Mauerwerke ſind noch zu erkennen. Die Frauen hatten auch ihren eigenen, gleichfalls bedeckten Zugang; für die Männer ſind deren zwei vorhanden, einer dem andern gegenüberliegend, groß, gewölbt und einſt mit Standbildern geſchmückt. Der ebene, für die Thier- und Menſchenkämpfe beſtimmte Mittelraum, die Arena, öffnet ſich in drei ſchmale Gänge, den einen aus den Behältern der wilden Thiere, den andern für die Fechter, den dritten um die todten Menſchen und Thiere hinauszuſchleifen. Es war, ſcheint es, ein Thiergefecht, deſſen grauſame Freuden die Verſchüttung Pompejis unterbrach: auſſer einigen menſchlichen Gerippen ſind in den Behältern auch die Gerippe von nicht weniger als acht Löwen ausgegraben worden.

Leider iſt, wie ſchon bemerkt, dieſes Gebäude, namentlich durch Wegbrechung groſſer Stücke aus ſeinen Marmorſtufen, ſehr zerſtört und entſtellt; auch die Malereien, die urſprünglich rings um die Bruſtwehr der Arena liefen, haben an der Berührung der friſchen Luft ſich alsbald abgeblättert: aber auch ſo gehört das Amphitheater von Pompeji immer noch unter die beſt erhaltenen und jedesfalls unter die bedeutendſten Denkmäler ſeiner Art.

Zwei ganze reiche Gruppen öffentlicher Gebäude liegen, nicht weit von einander getrennt, im ſüdlichen Theile der Stadt. Einmal, faſt überwältigend durch die Gröſſe des maleriſchen Eindruckes, den die ſchöne Zuſammenfügung der einzelnen Glieder hervorbringt, das Forum mit dem Kranze ſeiner Um- und Anbauten, dem Tempel des Jupiter, denen der Venus, des Quirinus und des Auguſtus, dem Pantheon, der Curia, der Baſilica, dem Chalcidicum, der Fruchthalle und andern kleineren, einſtweilen unbenannten Gebäuden, theilweis auch von Tempelſorra.

Das Forum, der Hauptplatz von Pompeji, nimmt in der Geräumigkeit, die ſeine Beſtimmung zum öffentlichen Verſammlungsorte der Bürgerſchaft erforderte, ein längliches Viereck ein; auf der einen der ſchmaleren Seiten ſteht als Eingang ein hoher Thorbogen in der Mitte zweier jetzt leeren Bildernischen, auf den drei andern eine Halle, geſtützt auf doriſche Säulen von Travertin. Aber faſt keine der Säulen iſt mehr ganz; den Fußgeſtellen, die zwiſchen je zweien ein Standbild tragen ſollten, mangeln dieſe Standbilder, und das Mauerwerk, aus welchem ſie aufgeführt ſind, ſieht ohne bekleidende Marmorplatten da; auch der Marmor, der einſt die ganze Bodenfläche weiß überzogen, iſt verſchwunden bis auf ſpär-

liche Ueberreste. So ist die glänzende Schönheit, in welcher dieser Raum einst prangte, da noch das geschäftig geräuschvolle Leben des alten Campaniens auf und ab in ihm wogte, durch die Rohheit und Armuth eines spätern Geschlechtes verwüstet worden.

Gegen Norden hin, neben dem Eingange und denselben verengend, ist in den Platz ein Tempel eingebaut, der von der Höhe der gewaltigen Stufen, die zu ihm aufwärts führen, einen beherrschenden Blick über das Forum und dessen ganze Nachbarschaft eröffnet; der Vorderraum, in welchem der Altar gestanden, wird von korinthischen, der abgeschlossene Hinterraum, die s. g. Cella, zu beiden Seiten von einfacheren jonischen Säulen eingefaßt. Die Lage zuoberst am Forum und die Auffindung eines riesigen Jupiterkopfes haben diesen Tempel als den Tempel Jupiters bezeichnen lassen; architectonische Bruchstücke, die zum Unterbau verwendet sind, deuten auf Wiederherstellung eines älteren, durch das Erdbeben zerstörten Gebäudes hin.

Von den übrigen Tempeln, die sich an das Forum schliessen, mege nur noch jener der Venus, an der westlichen, und nächst ihm das Pantheon, an der östlichen Seite desselben, hervorgehoben werden. Der Venustempel, der leider gleichfalls sehr zerstört ist, dürfte einstmals, wie der grösste, so auch der schönste unter allen gewesen sein, die Pompeji besaß. Auch er ist, wie der des Jupiter und die meisten andern, ein längliches Viereck; 48 korinthische Säulen bilden den Umgang, in welchem vorn ein grosser Altar steht, und auf vierzehn Stufen steigt man zu dem Tempel selbst empor. Hier ist unter anderm das Standbild der Göttinn vorgefunden worden, und Wandgemälde hier und in den Zimmern eines dahinter liegenden, den Prie-

ſtern dienenden Gebäudes. Das ſogenannte **Pantheon** iſt ein groſſer viereckiger Hofraum, den auf der Vorderſeite gegen das Forum hin und ebenſo auf der einen inneren Seite eine Reihe gleichmäſſiger kleiner Zimmer mit breiter Thüröffnung, wie es ſcheint, Kaufläden, begrenzen, während die Hinterſeite einen Altar über Stufen, eine Art Capelle mit den Standbildern des Druſus und der Livia und ein groſſes Triclinium, ein ſteinern aufgemauertes Speiſelager, enthält; in der Mitte des Hofes ſtehen rings um einen nun verſchwundenen Altar zwölf Fuſsgeſtelle, wie beſtimmt für die Bilder der zwölf hauptſächlichen Gottheiten. Hierauf begründet ſich, der Grund mag aber unzureichend ſein, der Name Pantheon, Heiligthum aller Götter. Ein eigentlicher Tempel iſt es jedesfalls nicht geweſen: der ganzen Einrichtung nach ſind hier auch andere, mehr profane Dinge, Handelſchaft u. dgl. getrieben worden. Dazu ſtimmt auch das viele Geld, das man bei dem Altar an der Hinterſeite gefunden hat, über 1000 Münzen von Silber und von Bronze; dazu auch die Gemälde an den Wänden des Hofes und der Zimmer, die z. B. Land- und Meergegenden darſtellen, eine Schauſpielerinn, die von Thalia, einen Maler, der von dem Genius ſeiner Kunſt unterrichtet wird u. ſ. f. Und ſo meinen Andre, die Prieſter der verſchiedenen Tempel hätten hier die eſsbaren Ueberreſte der ihren Göttern gebrachten Opfer feilbieten laſſen, Andre, es ſei ein öffentliches Schlachthaus, wieder Andre, es ſei ein Gebäude für öffentliche Feſtmalzeiten geweſen. Auch dieſes alles kann richtig und unrichtig ſein.

Nun die **Baſilica**, d. h. das Gerichthaus und die Börſe der Pompejaner. Man tritt in dieſelbe von der weſtlichen Säulenhalle des Forums über etliche Stufen ein. Die Form iſt im

Ganzen die gewohnte der Baſiliken, ein längliches Viereck, innerhalb mit Säulengängen auf den Seiten, die Grundform unſrer mittelalterlichen Kirchen: während aber ſonſt dieſe Säulen nur gegenüber den Langſeiten laufen, ſtehen hier auch den ſchmaleren Seiten ſolche gegenüber, ſo daß nun die Säulengänge für ſich wieder ein vollſtändiges Viereck bilden; das Mittelſchiff erſcheint zu breit, als daß darüber, wie ſonſt in Baſiliken, ein Dach konnte geruht haben; über den Seitenſchiffen aber mochten Galerien angebracht ſein, getragen von den Säulen und den gegenüberſtehenden Wandpilaſtern. Das Tribunal, der Richterſitz an der ſchmalen Seite, die dem Eingange gegenüber liegt, ſonſt immer halbkreisförmig gebaut (in den chriſtlichen Kirchen iſt daraus der Chor geworden), erhebt ſich hier viereckig, gleich einer Bühne, und wird durch Säulen, die ihn eigens umfaſſen, von dem übrigen Raume abgeſondert. Darunter iſt ein Gewölbe, wahrſcheinlich für die Unterſuchungshaft beſtimmt; als man es öffnete, lagen hier zwei Gerippe. Unweit vor der Richterbühne findet ſich noch ein groſſes Fußgeſtell: aber die Bildſäule dazu fehlt. Uebrigens iſt allem etwanigen Zweifel, ob dieß Gebäude wirklich auch die Baſilica geweſen, ſchon durch die liebe Jugend von Pompeji vorgebeugt worden: ſie hat den Namen zweimal an der Auſſenwand eingegraben und angeſchrieben.

Das Chalcidicum endlich. Dieß Wort bezeichnet ſonſt eine Halle, die ſich als Vor- oder Nebenſaal an ein groſſeres Gebäude anſchließt: in Pompeji nannte man ſo einen öſtlich gelegenen Anbau des Forums, der als öffentliches Waſchhaus diente: die Zunft der Fullonen beſorgte darin von Obrigkeitswegen die Wäſche der Prieſter und der Magiſtrate. Deshalb iſt hier die Hauptſache ein groſſer Waſſerteich, mit weiſſem Marmor ausgelegt, und mit Steinbänken zum Klopfen der

Wäsche beſetzt, länglich viereckig, gleich der Halle von 48 Säulen, die ihn umgiebt; zuhinterſt in dieſer Halle ſteht das Bild einer Prieſterinn Namens Eumachia, mit einer Inſchrift, in welcher ihr die Fullonen Dank ſagen für die Erbauung des Chalcidicums. Eine andre Auslegung, die jedoch wenig empfohlen iſt, ſieht in der Halle ein Lagerhaus, in dem Waſſerteiche, der allerdings jetzt trocken ſteht, einen Börſen- und Handelsplatz und in den Waſchbänken Tiſche zum Auslegen der Waaren.

Eine zweite Gruppe öffentlicher Gebäude liegt weiter gegen Oſten hin, zwiſchen dem Forum und dem Amphitheater: es ſind dieß die Caſerne, das Odeum, das Theater, das Schulhaus und die Tempel der Iſis, des Aeſculap und des Hercules.

Unter den Tempeln ſind die des Hercules und der Iſis beſonders hervorzuheben. Jener wird auch als Tempel des Neptun bezeichnet, ſeiner Lage wegen nach der See zu, vielleicht auch weil der Bauſtil, welchem er folgt, an das gleichnamige Wunderwerk von Päſtum erinnert hat; Tempel des Hercules mag man ihn deshalb nennen, weil er zugleich ſo nahe den Theatern liegt, Vitruv aber in einer der Regeln, die er dem beſtehenden Gebrauch entnommen, die Errichtung der Herculestempel in der Nähe der Theater vorſchreibt, und weil es nicht unſchicklich iſt, ein ſo alterthümliches Gebäude auf den Heros zu beziehen, der nach der Sage der Gründer von Pompeji war. Inmitten eines groſſen dreieckigen, von doriſchen Säulen umgebenen Platzes, des ſ. g. Forum triangulare, erhebt ſich der länglich viereckige Unterbau; fünf hohe Stufen führen zu allen Seiten hinauf, an der Hauptſeite, die gegen Mittag liegt, unterbrochen durch eine neunſtufige Treppe; oben als Eingang eine Reihe von acht doriſchen Säulen; dahinter vierzig Säulen der gleichen Ordnung ins Quadrat geſtellt, als

Umſchluß der Altare, auf denen unter freiem Himmel geopfert ward, und der ummauerten und überdeckten Cella. Doch hier zu allermeiſt hat man die Verwüſtung durch räuberiſche Hand zu beklagen: jene vielen und gewaltigen Säulen (ſie waren von Tuffſtein) ſind faſt alle und faſt ganz verſchwunden, und mit ihnen, was ſonſt noch in die Höhe gieng; nur von einigen wenigen ſtehen noch kurze Stümpfe. Vollſtändiger erhalten, würde dieſer Tempel, obſchon nicht groß, dennoch durch ſeine Maaſſe und Formen ebenſo den Eindruck der Erhabenheit machen, wie jener der Venus noch jetzo den der anmuthigen Schönheit macht.

Weniger als der Tempel des Hercules hat der Iſistempel gelitten, den einer Inſchrift zufolge Numerius Popidius Celſinus neu geſtiftet hat, nachdem ein älteres Gebäude durch das Erdbeben des Jahres 63 zerſtört worden. Um das erhöhte Tempelhaus läuft im Viereck ein Säulengang mit mehreren Altären; ein gröſſerer Altar ſteht in dem offenen Vorraum; in die Cella mündet von hinten her eine Treppe, die einſt vielleicht verdeckt war, und dem Orakeltrug dienen mochte, wie ſolchen namentlich die Prieſter dieſer Gottheit übten. Auch ſonſt noch haben ſich mancherlei Denkmaler und Spuren des hier begangenen Gottesdienſtes und der Prieſterſchaft desſelben vorgefunden, die Standbilder der Iſis und ihres Sohnes Horus, das erſtere halb vergoldet, ein Venusbild und eines des Bacchus, Wandgemalde, welche Prieſter der Iſis und wiederum dieſe Gottheit ſelbſt, den Anubis, den Vogel Ibis u. dgl. darſtellen, allerlei Tempelgeräthſchaften und, den Untergang der Stadt wie ein ganz friſches, ja wie ein kaum geſchehenes Ereigniß vor die Sinne rückend, Kohlen und verbrannte Thiergebeine auf dem groſſen Altar, in den kleinen Zimmern, die

an den Säulengang ſtoſſen, Blumenkränze, die noch des Opfers warten, und die Ueberreſte einer Malzeit, Brot und Wein und Hühnerknochen und Fiſchgräten, und in einem Küchenhauſe, das einzeln hinter dem Tempel liegt, ebenfalls Speiſen und Kochgeſchirre und ein Gerippe noch mit dem Küchenmeſſer in der Hand. Des Gerippes mit dem Rettung ſuchenden Beile iſt ſchon vorhin Erwähnung geſchehn.

Gleich neben dem Iſistempel iſt noch ein unzweifelhaft öffentliches Gebäude gelegen, ein groſſer, auf drei Seiten von Säulen umgebener Raum; in der Mitte ein über Stufen erhöhter Steinſitz. Nach früherer Auslegung wäre das noch ein zweites kleineres Gerichtshaus neben der Baſilica und dieſer Steinſitz der Sitz des Richters geweſen: jetzt erkennt man darin, wohl angemeſſener, eine öffentliche Schule mit dem Katheder des Lehrers. Und der ſchöne freie Raum war auch ganz geeignet für die Leibesübungen, welche das Alterthum mit dem ſonſtigen Unterrichte verband.

Wenige Schritte weiter führen uns zum Theater hin. Der ſchöne Pariſche Marmor, aus welchem die Sitzſtufen gebauen ſind (im Uebrigen iſt es mit dem gewohnten Tuffſtein gebaut), hat auch hier die Raubluſt angelockt: doch iſt das Ganze ſo gut, wie ſelten ſonſt, erhalten, mit den drei Thüren, durch welche aus der Hinterwand der Bühne die Schauſpieler hervortraten, mit den zwei Treppen, welche die Verbindung zwiſchen Bühne und Orcheſtra, zwiſchen Schauſpielern und Chor vermittelten, mit derſelben Unterſcheidung der halbkreisförmigen Sitzreihen wie dort im Amphitheater, und auch mit derſelben Vorrichtung um oben anſtatt des Dachs eine Decke auszuſpannen. Die Sitze mochten für etwa 5000 Menſchen Platz gewähren.

Gleiche Form und Einrichtung bei viel geringerer Grösse und auch gleiche Zerstörung zeigt das Odeum, das unmittelbar an das Theater stoßt, ein Gebäude also zunächst für musicalische Aufführungen; nur hat es eben dieses Zweckes wegen ein Dach gehabt. Hier steht auch noch im Beginn der Sitzstufen, schon aus Marmor gebildet, der erhobte Sessel der Magistratspersen, welcher es oblag, die Aufführung zu leiten.

Theater und Odeum sind beide mit einer geschickten Benützung der Bodenverhältnisse, die auch anderweitig bei Gebauden dieser Art begegnet, an die Hügelwand angebaut, in welche die Fläche der Stadt hier auf einmal abfallt: nur ihre obersten Sitze liegen in Einer Ebene mit den übrigen Gebäuden, die untersten in der Tiefe. Hier schließt sich an die Bühnenseite des Theaters mit gleichmäßiger Fortführung der Linien ein grosser viereckiger Platz an, in welchem noch jetzt ein Brunnen ersehnte kühle Labung spendet; Säulen, die an der unteren Hälfte glatt geworfen und an der oberen canneliert sind, umgeben den weiten Raum; hinter denselben Hauser von der einfachsten Art und ziemlich alle von der gleichen Höhe, nur daß einige noch ein oberes Stockwerk haben; in einem Haus eine grosse Küche, in den übrigen keine. Man hat in dieser Räumlichkeit das Forum nundinarium, den Platz für die Wochenmärkte Pompejis, wiederfinden wollen; sie scheint auch durch ihre Lage beim Theater und ihre ganze Einrichtung den Anforderungen zu entsprechen, die Vitruvius an einen solchen Marktplatz stellt, und in der That haben sich mehrere der umgebenden Häuser als Handels- und Gewerbeläden erwiesen. Aber es erregt Bedenken, daß eine vielstufige Treppe der Zugang zu einem Marktplatze solle gewesen sein, und doch bildet eine solche den einzigen Hauptzugang. Demnach möchte die andre Auslegung

den Vorzug verdienen, nach welcher diese ſchmuckloſen einförmigen Häuſer mit der gemeinſamen Küche Soldatenwohnungen und Wohnungen der Gladiatoren waren, eine Caſerne mit ihrem Uebungsplatz. Wirklich ſind auch Waffen aller Art, namentlich kleine Schilde, wie die Fechter ſie brauchten, und Helme, zum Theil von der allerſchönſten Arbeit, hier gefunden worden; auſſerdem die Gerippe von nicht weniger als 63 Männern, man meint eben von Soldaten, die ohne Befehl nicht ihren Platz hatten verlaſſen wollen, und in einem Hauſe ein eiſerner Fußblock, der noch die Beine einiger Strafgefangenen umſchloß. Daß dann in einzelnen Räumen des Soldatenquartiers auch Handel und Gewerbe, zunächſt etwa für die Bedürfniſſe ſeiner Bewohner, getrieben ward, daß ſolcher Privatverkehr gerade in einem öffentlichen Gebäude dieſer Art einen Platz auch für ſich fand, das dürfte wohl nichts auffallendes haben.

Hiemit haben wir uns bereits dem zweiten Haupttheil unſrer Schilderung, nämlich dem, was über die Privatgebäude zu ſagen iſt, genähert. Für den Beſchauer iſt dieſer Theil von Pompeji, abgeſehen von ſeiner beſſern, friſcheren, beinahe noch ganz friſchen Erhaltung (denn der Schutt verbarg ihn ohne zu zerſtören), jedesfalls noch um vieles anziehender, hat viel mehr den Reiz der Neuheit, ſchließt eine gröſſere Fülle überraſchender Belehrungen in ſich, als der Anblick der öffentlichen Gebäude gewähren kann. Tempel und Theater und Baſiliken haben auch anderweitig genug die Zertrümmerung der alten Welt überdauert, und meiſt zeigen ſie anderweitig ein reicheres Maß der Gröſſe und der Kunſt: Häuſer, wie das alltägliche Leben ſie erſchuf, und wie es ſie eben

noch inne gehabt und kaum geräumt hat, und ganze lange Straßen solcher Häuser besitzt nur Pompeji.

Indem wir nunmehr zu diesen übergehn, gehn wir zugleich zu andern Gegenden der Stadt als den bisher von uns betretenen über. Denn an die öffentlichen Gebäude hin und hinein zwischen dieselben haben sich nur wenige Häuser der Privaten gedrängt: sie liegen fast alle nord- und westwärts von den besprochenen zwei Gruppen des Forums und des Theaters; und wiederum sind unter ihnen beinah gar keine Gebäude jener Art zu finden: die nennenswertheste Ausnahme ist für jetzt ein kleiner zierlicher Tempel, den zufolge einer Inschrift Marcus Tullius der Fortuna Augusta gewidmet hat. Der berühmte Redner Marcus Tullius Cicero, wie gemeint worden, kann das nicht wohl sein: das anzunehmen verbietet der Zusatz Augusta, der die Fortuna als eine dem Kaiser günstige Gottheit bezeichnet; wohl aber ein Nachkomme des Redners, wie auch dessen Standbild mit purpurbemalter Toga ebendort ist gefunden worden. Nach diesem Tempel wird jetzt die ganze Straße, an der er liegt, und die zuletzt in das Thor gegen Nola mündet, die Fortunastraße genannt.

Also die Häuser der Privaten, die Wohngebäude und die Gebäude für die sonstigen Bedürfnisse des Alltagslebens.

Die Wohnhäuser treffen, neben all den Verschiedenheiten im Einzelnen und Kleineren, wie die verschiedene Größe, wie die Besonderheit der Lage, wie Laune und Bedürfniß des Bauherren sie veranlassen konnten, doch in den wesentlichen Hauptsachen sämmtlich überein. Diese gemeinsame Einrichtung aller ist folgende.

Durch die Hausthür tritt man in das Vestibulum, einen schmalen und auch nicht tiefen Gang, so benannt, weil hier

der Kommende ſeine Oberkleider ab und nachher beim Gehn wieder anlegte. Gleich dahinter öffnet ſich in einem geraumeren Quadrate das Atrium, ein oben unbedeckter Hof, gewöhnlich nur von den vier Wänden des Hauſes, ſeltener von einem Säulengang umſchloſſen. In der Mitte iſt das Impluvium, eine mit Steinen ausgelegte viereckige Vertiefung um das vom Dache fallende Regenwaſſer aufzufangen; an einer der Wände oder oben in der Wand das Lararium, eine Säulenſtellung oder Niſche für das Bild der Hausgottheit; endlich öfters in einer Ecke eine groſſe Kiſte von Holz, mit Bronze oder Eiſen beſchlagen, und ſo feſt in die Wand und den Boden eingeklammert, daß ſie nicht wohl zu entführen war. Man meint, der Hausherr habe hier ſein Geld verſchloſſen gehalten: doch wäre der Ort übel gewählt, und in keiner von all dieſen Kiſten iſt auch nur das geringſte Geld geweſen. Vom Atrium aus gehen Thüren theils in ſchmalere Hausgänge, theils in Zimmer: rechts und links neben dem Veſtibulum und auf den zunächſt anſtoſſenden Seiten meiſt in kleine Schlafgemächer, in denen die Unterlage für das Bett ſchon gemauert zu ſein pflegt, und in den Gelaß des Thürhüters; auf der Seite aber, die dem Veſtibulum gerade gegenüber liegt, in drei Gemächer von etwas mehr Geräumigkeit. Das mittelſte und ſchönſte iſt das Tablinum, wo die Urkunden des Hauſes aufbewahrt und Beſuche empfangen wurden, falls man letztre nicht ſchon im Atrium abfertigte; von den beiden andern wird eines an den gemauerten Tiſch- und Bankgeſtellen deutlich als Triclinium, als Speiſezimmer erkannt. In beſſern groſſeren Häuſern befindet ſich hinter dieſen Gemächern noch ein zweiter Hof, den regelmäſſig ein Säulengang umgiebt, weshalb er auch Periſtylium genannt wird. Hier ſind rechts und links wiederum Zimmerräume,

darunter etwa ein zweites Triclinium, dieſes dann für die Zeit des Sommers beſtimmt: denn die freie Mitte des Periſtyls pflegte als Garten eingerichtet zu ſein. Zuweilen endlich folgt auf das Periſtyl noch ein drittes, gröſſeres, aber gleichfalls von Saulen umſchloſſenes Viereck, ein eigentlicher Garten, das ſ. g. Viridarium: beſonders in dieſem Falle, aber auch, wo kein ſolcher Garten vorhanden iſt, enthält das Periſtylium einen laufenden oder ſpringenden Brunnen mit einem Becken davor im Boden, das zugleich als Fiſchbehalter dienen konnte. Die Garten aber eigneten ſich für gröſſere und für kleinere Pflanzen: Straucher und Baume hatten im Mittelraume Platz, während für die Blumenzucht eine niedre Umfangsmauer angebracht iſt mit einer rinnenartigen Vertiefung um die Erde aufzunehmen: eine Vorrichtung, die ſich auch zu Rom in den Thermen des Titus findet. Vom Garten oder vom Säulenhof aus geht öfters ein unſcheinbares Thürchen in eine Hintergaſſe. Manche Hauſer haben unter ſich gewölbte Keller und dann in dieſen die Kuche, die Vorrathskammern, die Bäder; wo nicht, ſo iſt für alles das wie für ſonſtige Bequemlichkeiten im hintern Raume des Hauſes ſelbſt, in der Nahe des Triclinium, geſorgt. Zuletzt die Dacher waren flach, nach ſudlicher Art: jetzt aber ſieht man beinahe keines mehr: der ſchwere heiſſe Regen hat ſie verzehrt und eingedrückt. Hin und wieder ſtehn noch die ſteinernen oder zeigen ſich an der Wand die Spuren der holzernen Treppen, die zum Dache hinaufführten.

So groß Sie nach der gegebenen Aufzahlung ſo vieler Raume ſich die Hauſer von Pompeji denken möchten, ſo klein pflegen dieſelben doch in Wirklichkeit zu ſein, und ſelbſt in den Beſuch- und Speiſezimmern wahre Miniaturbilder deſſen, was uns Bedürfniß und Gewohnheit iſt. So haben ſie auch mei-

ſtens nur das Erdgeſchoß: obere Stockwerke kommen zur Seltenheit und etwa nur über einem Theil des Erdgeſchoſſes vor, wie es ſcheint, um noch mehr Platz für Sclaven zu verſchaffen. Aber die Alten lebten und noch jetzt leben die Bewohner des Südens weniger zwiſchen den vier Wänden als wir. Sie verlangten vom Hauſe beinah nur, daß es ihnen ein ſchattiges und kühles Gelaß für die Zeit des Eſſens und des Schlafens gebe: deshalb ſind hier auch die Fenſter ſo ſelten, und noch ſeltener Glasfenſter, und die Zugänge zu den Zimmern können öfter nur mit Vorhängen als wirklich mit Thüren verſchloſſen geweſen ſein. Wo ſie den Platz für ſonſtige Erholung und meiſt auch den für die Arbeit geſucht haben, zeigen uns Italien und Spanien noch heutiges Tags: in der groſſen Stadt Neapel ſitzen die Schneider und Schuſter auf offener Straße und treiben ihr Handwerk, das Haus giebt Schatten, und das Gewühl der Fußgänger und der Fahrenden ſtört nicht, es unterhält bloß, und kommt der Abend, ſo wird das flache Dach erwiegen und die kühlere Luft geathmet, die von der See her weht; der Andaluſier richtet ſich zur Sommerszeit das ſ. g. Patio, den Hof ſeines Hauſes, der Atrium und Periſtyl und Viridarium, alles zugleich iſt, für Tag und Nacht zur behaglichen Wohnung ein, und arbeitet und iſt und ſchläft im Duft der Pflanzen, im Geraunſch des Springbrunnens, im Schatten des Säulengangs oder der Decke, die er über den ganzen Raum ausſpannt um der zu heiſſen Sonne oder dem Thau der Nacht zu wehren. Und wie viel Zeit verbrachten die Alten entfernt vom Hauſe, wie viele Zeit des Geſchäftes oder der Muſſe in Forum und Baſilica und Tempel und Theater!

Bei alle dem iſt an den Häuſern Pompejis keine Gleichgültigkeit und Vernachläſſigung von Seiten ihrer Bewohner

wahrzunehmen. So wenig sie auch in diesen Räumen weilen mochten, so dunkel dieselben bei dem Mangel der Fenster meistens waren, so viel Liebe und Sorgfalt wandten sie doch auf Ausschmückungen aller Art. Und zwar nicht auf Schmuck des Aeußeren gegen die Straße hin: da erscheint Alles in möglichster Einfachheit, und die einzige Verzierung ist etwa, daß in der Mauer rothe und hellgelbe Ziegel streifenweis mit einander wechseln, oder daß eine rothgemalte Inschrift in Lateinischer, mitunter auch in der Oskischen Landessprache den Namen des Bewohners, öfters auch den seines vornehmeren Schutzherren nennt, wozu vielleicht noch ebenso angemalte Kundmachungen kommen von Kauf und Miethe und öffentlichen Schauspielen. Häuser, die auch im Aeußeren Anspruch machen, sind nur eine Ausnahme, die bedeutendste das Haus der Dioscuren an der Mercuriusstraße, dessen Außenseite schon, entsprechend dem reichen Inneren, mit einer Säulenstellung um die Thür und anderweitig geschmückt ist. Auf Schmückung des Inneren aber war man allgemein bedacht. Ganze Reihen von Sälen sind in den Studj zu Neapel angefüllt mit Bilderwerken von Marmor und Stuck und Bronze, die einstmals namentlich die Peristyle Pompejanischer Häuser verschönt haben, und selbst das geringste Haus hat irgendwelche Malerei. Der heitere Farbensinn, der den Südländern eigen ist, und den all der Glanz von Himmel und Meer und Land gleichsam herausfordert, hier in Pompeji hat er sich beinah bis zum Uebermaße geltend gemacht. Haus für Haus, Zimmer für Zimmer ist ein kräftiges Roth die immer wiederkehrende Haupt- und Grundfarbe: nicht bloß der Stucco, mit dem man die aus Lava oder Tuff oder Ziegeln aufgemauerten Zimmerwände überzog, ist beinah überall roth gemalt: die Säulen der Pe

riſtyle zeigen gewöhnlich von unten hinauf bis zur Mitte denſelben Anſtrich, und roth ſind ſogar diejenigen, die den Caſernenplatz, ja die Säulen und die Pfeiler, die den Tempel der Iſis umfaſſen. Aber der Farbenſinn iſt vom Kunſtſinne veredelt worden, und der rothe Grund der Wände trägt faſt immer noch Gebilde höherer Art. Schon manche öffentlichen Gebäude ſind reich an Malerei: wir haben deren früherhin genannt; noch reicher die der Privaten. Und ſie erſtreckt ſich über alle Gebiete, deren dieſe Kunſtart irgend mächtig iſt: hier iſt es eine einfache Linienverzierung, welche die Wand in Felder theilt; dort ſind die Felder mit bunten Arabeſken gefüllt und eingefaßt; dort im Triclinium ſollen Küchenſtücke oder Bilder des niederen Lebens die Eßluſt und die Fröhlichkeit der Tiſchgenoſſen reizen; dort wieder ſprechen Landſchaften im ernſten Stil und hiſtoriſche und mythologiſche Bilder die feinere und tiefere Empfindung an; und jene phantaſtiſche Architecturmalerei, mit welcher das ſechzehnte Jahrhundert auch in Baſel manche Hauswand überdeckt hat, kommt ſchon hier in zahlreichen Beiſpielen vor.

Allerdings ſind nicht all dieſe Gemälde wirklich Kunſtwerke zu nennen, aber doch die meiſten; manches iſt verzeichnet und vermalt, aber in der Mehrzahl kann die launige Zierlichkeit der Arabeſken und der Genrebilder, kann die kühne Leichtheit der architectoniſchen, kann die Großartigkeit oder Lieblichkeit der hiſtoriſchen und der Landſchaftsgemälde nicht übertroffen noch gemeiſtert werden, und es überraſcht, ſogar in den Landſchaften die vollſtändigſte Kunſt der Perſpective vorzufinden. Einige Darſtellungen, als die des Perſeus und der Andromeda und einer Jagd auf Löwen und Eber, wiederholen ſich an mehreren Orten: derzleichen darf man für Copien be-

liebter älterer Gemälde halten, wie auch die Benutzung einzelner Motive ſolcher, z. B. der Aldobrandiniſchen Hochzeit, ſchon mehrfach nachgewieſen iſt. Das kann aber für uns, da die Originale meiſt verloren, da überhaupt antike Gemälde faſt nur noch aus Herculaneum erhalten ſind, den Werth der Pompejaniſchen mehr nur erhöhen als herabſetzen. Ein andres iſt es, wenn ebenſo die Sculpturen häufig nur Nachahmungen ſind: denn hier haben wir den Mangel an urſprünglichen Schöpfungen minder zu beklagen. Was endlich noch die Technik der Gemälde betrifft, ſo ſind dieſelben, mit wenigen Ausnahmen, wo ſich Temperafarben angewendet zeigen, in Freſco ausgeführt: dem verdanken wir die Deutlichkeit und die Kraft und den Glanz, womit uns jetzt noch, nach ſo vielen Jahrhunderten, aus einer ſolchen Zerſtörung heraus, die Zeichnung und die Farben entgegentreten. Auf einem der vielen Bilder vereinigen ſich in eigenthümlicher Weiſe Malerei und Sculptur: die Fläche wird von erhabener Stuckarbeit unterbrochen, ſo daß theils die Malerei in Reliefverzierungen eingeſchloſſen iſt, was ſich allerdings auch ſonſt noch findet, theils ſogar Reliefſiguren mitten aus der Malerei hervorſpringen.

Auſſer der Malerei mit Farben iſt auch die mit bunten Steinen und Gläſern, iſt auch die Moſaikmalerei in Pompeji fleiſſig geübt worden, zumeiſt, wie das in der Natur der Sache liegt, um die Fußböden ſchön und dauerhaft zu ſchmücken, die der bedeutſameren Räume nämlich, des Veſtibulums, des Atriums, des Tablinums; hin und wieder findet man ſie auch auf die Wände der Zimmer übertragen. Gewöhnlich haben jene Moſaikböden nur eine einfachere Linearverzierung, und ſelbſt wo eine eigentlich bildliche Darſtellung damit verbunden iſt, pflegt die erſtere vorzuwalten, wie z. B. in dem

Hauſe des Labyrinths eben das ganze Labyrinth, d. h. ein räthſelhafter Kreuz- und Querlauf ſchwarzer und weiſſer Linien, und erſt in der kleinen Mitte desſelben der Kampf des Theſeus mit dem Minotaurus abgebildet, oder im Haus des Ebers, welches ſich durch die gute Erhaltung ſeiner übrigens ſehr einfachen Moſaiken auszeichnet, und ſeinen Namen von der gleich im Veſtibulum angebrachten muſiviſchen Eberjagd hat, wie alſo hier ein groſſes ſchachartiges Feld mit einer Einfaſſung von Mauern und Thürmen, beides auch nur ſchwarz und weiß, das Abbild einer Stadt iſt. Aber es fehlt auch nicht an groſſeren wirklichen Gemälden in Moſaik: ich führe nur das groſte und ſchönſte und berühmteſte von allen an, das in dem Hauſe des Fauns an der Fortunaſtraſſe neben andern geringeren iſt gefunden worden, ein kühn und kunſtreich entworfenes Schlachtbild, ein Gewirre von Mann und Roß und Wagen, und doch mit der überſchaulichſten Einheit der Handlung, nach früherer Auslegung eine Schlacht zwiſchen Alexander und Darius, nach neuerer und beſſerer zwiſchen Römern und Galliern. Vor eben dieſem Hauſe ruft ſchon eine in den Fußweg eingelegte Moſaikinſchrift dem Kommenden ein freundliches Have d. i. ſei gegrüßt! entgegen. Jetzt befinden ſich, wie ſchon erwähnt worden, gleich den Malereien der Wände, auch die meiſten und all die ſchönſten Moſaikfußboden in den Antikenſälen zu Neapel, und da wiederum als Fußböden: eine bedenkliche Probe ihrer Dauerhaftigkeit. Daß man es im Vatican zu Rom nicht beſſer macht, mag als Beiſpiel, aber kaum zu gegenſeitiger Entſchuldigung dienen.

Nachdem bisher von der Einrichtung und Ausſchmückung der Pompejaniſchen Häuſer im Allgemeinen geſprochen und einzelne derſelben nur gelegentlich ſind angeführt worden, dürfte

es zweckmäſſig ſein, noch die Namen einiger andern beizufügen, welche in der oder jener Rückſicht als vorzügliche Beiſpiele gelten können. Es ſind dieß folgende.

Das Haus des Cajus Salluſtius in der Conſularſtraße, ausgezeichnet durch ſeine mythologiſchen Wandgemälde, wie Mars und Venus, Diana und Actäon, Europa mit dem Stier, Helle auf dem Widder, durch den Brunnen, der im Garten ſteht, und die ſchöne Bronzegruppe Hercules mit dem Hirſche, die hier iſt ausgegraben worden. Und dieſes Haus, eins der gröſten und glanzvollſten der Stadt, iſt auf ſeiner Vorderſeite, links und rechts dem Veſtibulum, ganz eingenommen von einer Bäckerei, einer Wein- und Oelhandlung, einer Wirthſchaft für warme Getränke und noch andern zu ſolchem kleinen Verkehr beſtimmten Räumlichkeiten. Man ſieht, Cajus Salluſtius verſtand ſein Haus nutzbar zu machen, mochte nun er ſelbſt durch die Hand ſeiner Sclaven alle jene Geſchäfte treiben oder mochten es Miethsleute thun. Uebrigens kommt der berühmte Name Salluſtius außer dieſem Hauſe noch einmal in Pompeji vor: ein Fußgeſtell in dem freien Mittelraume des Forums, das einzige dort, welches noch mit Marmor bekleidet iſt, hat laut der Inſchrift ein dem Quintus Salluſtius gewidmetes Standbild, d. h. das Standbild des Quintus Salluſtius ſelbſt getragen.

Ferner an der Mercurinsſtraße das Haus des groſſen und das des kleinen Brunnens, ſo benannt, weil der augenfälligſte Schmuck beider in Brunnen beſteht, die an der Hinterwand des Periſtyliums in Niſchen angebracht ſind. Beide Niſchen ſind mit reicher Moſaik, die gröſſere noch links und rechts mit einer tragiſchen und einer komiſchen Maſke verziert. Bei dem kleineren Brunnen iſt auch das Becken muſiviſch aus-

gelegt, und mitten darin ſteht von Bronze ein Amorin mit einer Gans, die aus dem Schnabel noch einmal Waſſer geſpritzt hat.

Sodann das Haus des Dramatiſchen Dichters in der Fortunaſtraſſe, reich an den ſchönſten Malereien: hier befand ſich im Atrium der Abſchied des Achilles von der Briſeis, im Tablinum ein Dichter, der in Gegenwart Apollos und der Minerva ſeinen Freunden ein neues Werk vorträgt, im Triclinium Leda, die ihrem Gemahl die neugeborene Helena reicht, und hier und dort noch manches andre höchſt werthvolle Bild; auſſerdem auch Moſaiken: ſo im Tablinum ein Theaterdirector, der ſeinen Schauſpielern Anweiſungen giebt, und eine ſchon im Veſtibulum, ein Hund mit der Unterſchrift Cave canem, Nimm dich vor dem Hund in Acht! Bulwer, der dieſes Haus dem Helden ſeines Romanes zum Wohnhauſe giebt, will die übliche Benennung desſelben nicht gelten laſſen; und doch möchte hier die Namengebung ganz richtig ſein, nicht bloß jener bezeichnenden Bilder wegen, die allerdings auch ein bloſſer Liebhaber der Dichtkunſt hätte wählen können, ſondern auch und noch mehr wegen der Schauſpielermaſken, die ſich eben hier gefunden haben. Bei der Verſchüttung des Hauſes iſt auch eine Schildkrote, die ſich der Beſitzer in den Gartenanlagen des Periſtyliums hielt, mit umgekommen.

Neben dem Hauſe des Dramatiſchen Dichters, und nur durch eine Querſtraſſe von demſelben getrennt, liegt das Haus des Aedilen Panſa, das gröſte unter allen zu Pompeji, muſterhaft in der regelrechten Anordnung und ebenmäſſigen Vertheilung des Atriums, des Periſtyliums, des Viridariums und der zahlreichen gröſſern und kleineren Zimmer, und bis in die Küche hinein mit Malereien aller Art, die jedoch mehr

bunt als ſchön ſind, ausgeziert: der Beſitzer war eben ein gar reicher Mann, und noch an mehreren andren Gebäuden bezeichnet eine Inſchrift ihn als den angeſehenen Schutzherrn. Aber auch hier, wie dort im Hauſe des Salluſt, zeigt ſich neben der vornehmen Behaglichkeit die Nutzbarmachung: nicht weniger denn ſieben Zimmer ſind gegen die Straſſe hin als Kaufläden geöffnet. Einer derſelben muß vorzüglich Aufmerkſamkeit erregen, durch ein Kreuz, das in erhabener Stuckarbeit von der Wand herniederblickt: das einzige Merkmal des damals ſchon bis nach Pompeji vorgedrungenen Chriſtenthumes.

Endlich (ich will Sie mit keiner längeren Aufzählung ermüden, ſo manches Haus auch noch zu nennen wäre), die neueſte der groſſern Ausgrabungen, bei der man einmal eine billige Rückſicht genommen und wenigſtens von den Gemälden und Sculpturen nichts, wenn ſchon auch hier die übrigen Sachen ſämmtlich, entfernt hat. Es liegt dieſes Haus in einer Straſſe, welche die Fortunaſtraſſe quer durchſchneidet, ſelbſt aber, weil ſie nur noch unvollſtändig aufgedeckt iſt, noch keinen Namen trägt. Hier macht beſonders der zweite Hof (Periſtylium kann man nicht ſagen, weil ihm die Säulen fehlen) den anmuthigſten Eindruck: in einer bunt muſiviſchen Nische ſteht ein bemaltes Marmorbild des Silen um aus ſeinem Schlauche das Waſſer des Brunnens über Marmorſtufen hinab und ſo in das Becken zu ergieſſen, das vor denſelben in den Boden eingelaſſen iſt; um letzteres ſind im Kreiſe allerlei Figuren aufgeſtellt, thieriſche und menſchliche, ein Knabe, der die Hand gegen das Sonnenlicht hält, höchſt reizend, ein Satyr, dem ein junger Faun einen Dorn aus dem Fuſſe zieht, ein liegendes Pferdchen, ein Delphin, ein Pfau, eine Gans, ein Haſe u. ſ. f.: es ſieht aus wie eine Weihnachtsbeſcherung. Die

Wandgemälde der Zimmer (ſie gehören zu den beſten von allen) haben gleich jenem Bild in der Brunnennische und dem Satyrbilde meiſt einen Bezug auf den Dienſt des Weingottes: ein kleineres ſtellt z. B. traubenleſende Amorinen dar, zwei gröſſere einen trunkenen Hercules neben Omphale und einen Triumphzug des Bacchus: hier fährt Silen auf einem Wagen, den Stiere ziehn, und hält im Schooſſe den jungen gabenſpendenden Gott. So hätte man dieſes Haus füglich das Haus des Silen oder des Bacchus nennen ſollen, wo nicht lieber nach ſeinem einſtigen Herren, deſſen Namen eine Inſchrift giebt, dem Decurio Marcus Lucretius: man hat es aber, weil an die eine Wand des Veſtibulums ein muſicierendes Weib gemalt iſt, casa della sonatrice, Haus der Muſicantinn, genannt.

So viel von den Wohnhäuſern. Jetzt noch Einiges von den Gebäulichkeiten, die dem alltäglichen Leben und Verkehr auſſer dem Wohnhaus gedient haben, und ſomit gewiſſermaſſen wieder öffentliche Gebäude ſind, den Bädern, den Kaufmannsläden und den Wirthshäuſern.

Badevorrichtungen finden ſich ſchon in nicht wenigen Häuſern der Privaten, in einem Haus in der Conſularſtraſſe ſo reichlich und ſo in die Haupträume verlegt, daß man hier bereits an Benutzung auch durch andre als bloß die Bewohner desſelben denken möchte. Man hat dieſes Haus, weil darin drei Standbilder von Prieſterinnen der Veſta und Frauenſchmuck von Gold und Silber iſt ausgegraben worden, für das Wohnhaus ſolcher Prieſterinnen angeſehn und es in dieſem Sinne Haus der Veſtalinnen genannt: doch möchte dazu die Moſaik im Veſtibulum einer Hinterthür, das trauliche Wort Salve (ſei gegrüßt), kaum recht paſſen, und noch weniger die in und hinter dem Hauſe zahlreich gefundenen Männergerippe:

eines derſelben hatte einen Hund bei ſich, ein andres eine bronzene Laterne in der Hand, ein drittes vier Ringe von Gold an Einem Finger.

Ein unzweifelhaftes Badhaus aber, groß genug und ſelbſt großartig für Pompeji, und nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit den Thermen Roms, liegt gegen das weſtliche Ende der Fortunaſtraſſe hin, weshalb dieſer Theil derſelben auch Bäderſtraſſe genannt wird. Ein halbrund überwölbter Vorſaal, in welchem der Wand nach Bänke zum Niederſitzen angebracht ſind und am Geſimſe zierliche Reliefs von Stucco, hat als Apodyterium, als Zimmer zum Auskleiden gedient; aus ihm gelangt man in das Frigidarium, das kalte, in das Tepidarium, das laue, und von dieſem aus in das Calidarium, das warme Bad. Das Frigidarium iſt rund, von einer Kuppel bedeckt, und auch das groſſe, faſt den ganzen Boden einnehmende Marmorbecken beſchreibt einen Kreis; das Tepidarium dagegen und das Calidarium ſind längliche Vierecke, das letztere mit halbrundem Abſchluß und beide mit ebenſolcher Wölbung. Alle drei Gemächer hatten in der Decke Glasfenſter: ſonſt aber iſt beim Calidarium und namentlich bei dem Tepidarium auf die Bequemlichkeit und die Schönheit der Einrichtung mehr verwendet. Beide ſind mit Wandniſchen verſehn; im Calidarium läuft die flachen Pilaſter herab und über das ganze Gewölbe eine Cannelierung, offenbar um den ſich anſetzenden Waſſerdämpfen leichteren Abfluß zu verſchaffen; die Wölbung des Tepidariums iſt durch Reliefverzierung und Malerei in Felder eingetheilt, und die kurzen Pilaſter, die an den beiden Langſeiten das Geſimſe tragen und die Niſchen bilden, ſind mit Atlantiden von gebranntem Thon bekleidet, Figuren, die den Ausdruck haben auf Kopf und Nacken von einer ſchweren Laſt gedrückt zu ſein-

Auſſer dieſen Gemächern iſt auch noch der Waſſerbehälter vorhanden und die Röhrenleitung, durch welche das laue und das warme Bad von unten her geheizt wurden, und für eben dieſen Zweck im Tepidarium eine groſſe ſchön von Bronze gearbeitete Glutpfanne. Mit der Beſorgung der Bäder iſt aber, wie es ſcheint, noch eine Handelſchaft verbunden geweſen: man hat hier zugleich an 1300 Lampen von gebrannter Erde vorgefunden, ſicherlich um vieles mehr, als bloß für die Erleuchtung der Bäder und zum Schröpfen nöthig waren.

Von Läden, die in gröſſeren Wohnhäuſern angebracht ſind, und in denen Handelſchaft und Handwerk entweder von den Sclaven des Hausbeſitzers oder von Miethsleuten getrieben ward, iſt eben vorher zweimal die Rede geweſen: Häuſer, in denen ſie die Hauptſache und die nur um der Werkſtatt und des Kaufladens willen gebaut ſind (in den meiſten Fällen mochten dieſe beiden eins und dasſelbe ſein), zeigen ſich durch alle Straſſen hin verſtreut, am zahlreichſten jedoch, und das nicht unſchicklich, in der Nähe des Fortunatempels und an der Straſſe, die vom Forum aus nach dem Theater geht; in den erſteren iſt, den geſchehenen Ausgrabungen nach zu urtheilen, beſonders mit Glas- und Bronzegeſchirren gehandelt worden. Anderswo trifft man auf Schmieden, Seifenſiedereien, Oelhandlungen, wo noch die groſſen Krüge, Backhäuſer, wo noch die ungefügen Handmühlen ſtehn, der untere Stein wie ein Kegel, der obere wie ein doppelter Trichter gebildet u. ſ. f.; auch Apotheken mit Arzneivorräthen, Wohnungen von Wundärzten mit den Werkzeugen ihrer Kunſt und die Werkſtatt eines Bildhauers mit mehreren noch unvollendeten Statuen hat man aufgedeckt. Die Gebäude dieſer Art ſind faſt insgeſammt ſehr klein: auſſer dem Laden oder der Werkſtatt enthalten ſie nur

noch die nothdürftigſten Räumlichkeiten, einige Zimmerchen oder gar nur eines: man ſchränkte ſich eben im Hauſe ein, und breitete ſich dafür ſo viel als möglich im Freien aus. Gegen die Straſſe hin waren die Läden meiſt nur mit Holz verſchlagen; ein Theil des Verſchlages konnte als Thüre hin und her geſchoben werden. Neben der Thüre pflegen Inſchriften von rother Farbe Namen und Gewerb des Inhabers anzugeben; auch kommen Zeichen von Stein oder Thon vor und auch gemalte Darſtellungen, Bilder z. B. eines Schuſters, eines Neſſelſchmieds, einmal eines Schulmeiſters, der einen querübergelegten Knaben züchtigt, ähnlich alſo dem Schulhausſchilde unſeres Holbein. Häufig iſt vor den Läden durch die Schutzſteine des Fußweges ein Loch gehöhlt, es ſcheint, damit ein Käufer, der zu Wagen oder Pferd gekommen, dort den Zügel anknüpfen konne.

Endlich Wirthshäuſer gab es in Pompeji von aller Art, ſowohl geringere Speiſe- und Weinwirthſchaften (man ſieht da noch die Oel- und Weinkrüge, die Simſe zum Abſtellen der Gläſer, die kleinen, eben nur für eine Pfanne ausreichenden Feuerherde) als auch eigentliche Gaſthöfe. So der Gaſthof des Albinus mit groſſen Küchen und Kellern und kleinen Zimmern (im Stalle lagen Haufen von Pferdeknochen), und ein zweiter, der hinter ſich einen erhöhten Raum zum Genuſſe der ſchönen Ausſicht hat: hier iſt Geſchirr von Roß und Wagen gefunden worden und allerlei Geräthe zum Gebrauch und Schmuck, und fünf Gerippe, deren einige ſich umſchlungen in Armen hielten.

Faſt all jene Schenken aber und dieſe Gaſthöfe liegen an einer und derſelben Straſſe, derjenigen, die von Herculaneum her durch das dreifache Thor kommt und hier den Namen der

Consularstrasse empfängt, der Gasthof des Albinus innerhalb, der andre ausserhalb der Stadt. Durch dieses Thor also und auf dieser Strasse ist der lebhafteste Ab- und Zugang gewesen, wie der Verkehr mit der reichen Nachbarstadt das bedingte; und es ist noch andres, das eben darauf hinweist: vor dem Thor eine grosse Bank, schön aus Stein aufgebaut und halbkreisförmig, zum Ausruhn für den müden Fußwandrer; ihr schräg gegenüber eben solch ein Sitz in einer tiefen, mit einem Frontispiz über Säulen gekrönten Nische: nahe bei dieser lag im Schutte das Gerippe einer Mutter mit einem Knäblein im Arm und zwei erwachsneren Töchtern neben sich; sodann in der Stadt, aber noch an der gleichen Strasse, ein Haus mit weitem Thorweg, zwei geräumigen Höfen und nur einem Zimmerchen: vorgefundene Wagen und Gewichte lassen darin ein obrigkeitliches Waghaus, ein s. g. Ponderarium erkennen; zwei Pferdegerippe, die man auch hier ausgegraben, hatten noch die Glocken am Hals und die Reiter auf sich.

Wir sind jezt an das Ende der Stadt, es kann aber auch gesagt werden, zu deren Anfängen gelangt: denn eben hier, in der Gegend des Herculanumthores, geschahen vor hundert Jahren die ersten Entdeckungen. Lassen Sie uns aber hier noch einige Augenblicke verweilen: es zieht sich vor diesem Thore, wie vor keinem sonst, noch eine Vorstadt hin, der Wohnsiz einer von Augustus hergesandten Colonie und darum Pagus Augustus Felix geheissen, und die Bauwerke, die hier zu beiden Seiten der Strasse stehn (vieles muß noch dahinter der Schutt verdecken), sind bedeutsam genug um unsre lezte volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Jener Gasthof liegt vom Thor aus auf der rechten Seite; auf eben derselben, noch näher dem Thore, das Haus des

Mithras, so benannt von der kunstlosen Darstellung eines Stieropfers auf einem Altare, der sich hier befindet. Zur linken, wo sich der Boden südwärts senkt, gewahrt man, hinter einer Reihe von Kaufmannsläden, und noch auf der Höhe des Hügels, ein weitläuftiges Gebäude: leider ist dasselbe durch frühere Nachgrabungen übel zerstört und nach der letzten zum grösseren Theile wieder zugeschüttet worden, so daß sich der Zuschauer mit der schönen Aussicht über das Meer hin zu begnügen hat, die hier sich öffnet. Man nennt dieses Haus die Villa Ciceros: wirklich kann auch der Landsitz, welchen der Redner zu Pompeji besaß, an keiner anderen Stelle als eben dieser gelegen haben: er selber sagt einmal, nur die weite Entfernung und sonst kein Hinderniß mache es unmöglich, von Bauli aus sein Pompejanum zu erblicken: das paßt für ganz Pompeji lediglich auf diesen einen Punkt: an jedem andern würde selbst dem bewaffneten Auge der Anblick irgendwie sonst verdeckt sein.

Weiterhin auf der gleichen Strassenseite ist eine zweite Villa desto besser erhalten, die des Marcus Arrius Diomedes, eines Freigelassenen, welcher Magister der Vorstadt war, eines der grösten und in mehr als einem Betracht das merkwürdigste aller Pompejanischen Häuser. Es ist so an den Abhang des Hügels gebaut, daß man von der Strasse aus in das obere Stockwerk tritt; ein drittes Geschoß, das einst noch über diesem lag, ist jetzt verschwunden. Die Thüre, die von zwei Säulen eingefaßt ist, und zu der man über einige Stufen aufwärts steigt, öffnet sich gegen ein viereckiges Peristyl; daneben links ein zweites kleineres, dem die schräge Stellung zur Strasse nur die Form eines Dreieckes übrig gelassen hat. Gegen das Peristyl: wie nämlich die Alten darauf bedacht

waren, ihren Landhäuſern bei aller ſtädtiſch bequemen Einrichtung doch den Anſchein der Ländlichkeit und der ländlichen Einfachheit zu geben, ſo lieſſen ſie in denſelben das Atrium fort, das bloß für das Leben in der Stadt ſeine Bedeutung zu haben ſchien, und verlegten das Periſtyl, welches dort der zweite freie Raum war, hier gleich an den Eingang. In dem dreieckigen Hof und den daran ſtoſſenden Gemächern finden ſich Einrichtungen für kaltes und warmes Bad; von dem viereckigen, in deſſen Mitte auch hier ein Impluvium, geht es theils auf Treppen hinab in das untere Stockwerk, theils unmittelbar in gröſſere und kleinere Zimmer, wie einen Speiſeſaal und gegenüber der Hauptthür das Tablinum. Durch eine dahinter liegende zweite Zimmerreihe gelangt man auf das flache Dach des Untergeſchoſſes und zweier Bogengänge, die ſich links und rechts einem Garten entlang ziehn. Jenes Untergeſchoß, das alſo tiefer als die Straſſe und auf gleicher Erde mit dem Garten liegt, enthält noch eine gröſſere Zahl von Räumlichkeiten, Wohn- und Schlafzimmer und die Küche. Der Garten iſt groß, aber doch kaum gröſſer als der bei dem ſtädtiſchen Hauſe des Aedilen Panſa; auf allen vier Seiten umgeben ihn Säulen und links und rechts jene Bogengänge; in der Mitte iſt ein Fiſchbehälter, dahinter noch die Säulen eines kleinen Gartenhäuschens oder einer Reblaube. Endlich befindet ſich unter dem Erdgeſchoß und den Bogenhallen noch ein groſſer gewölbter Keller. Das Bild eines behaglichen Lebens, das ſich ſchon aus dieſer ſo höchſt vollſtändigen Einrichtung des Hauſes geſtaltet, wird noch vervollſtändigt durch den Anblick all der weiteren Dinge, die ſich hier vorgefunden haben, der Wandgemälde, der Statuen, der Schmuckſachen, der Kleider in einem Gemach am Badhofe, des mancherlei Haus- und

Kuchengeräthes, der langen Reihe von groſſen zweihenkligen Krügen, die an der Kellerwand hin aufgeſtellt ſind und auf deren Boden der Wein und das Oel ſich eingetrocknet zeigen. Es iſt auch den Bewohnern des Hauſes ſchwer geworden, ſich von ihm zu trennen. Zwanzig Perſonen, darunter zwei Kinder, hatten ſich in den Keller geflüchtet: aber ſelbſt da hinein wehte der Aſchenregen und erſtickte ſie und deckte ſie zu, und nichts von ihnen iſt geblieben als Staub im Staube, ihr Goldſchmuck und ihr Gebein, und in der feſtgekitteten Aſche der Abdruck eines jugendlich weiblichen Leibes. Auch an der Hinterthür des Gartens lagen zwei Gerippe mit einem Schlüſſel und ſilbernen Gefäſſen und einem Sacke voll Gold- und Silbermünzen: ſie hatten ihr Leben und ihre Schätze nicht retten ſollen.

Verlaſſen wir jetzt dieſes Haus des fröhlichen Lebens und des bittern Todes und richten wir unſre Schritte weiter: wir ſind auf den letzten Anblick, der ſich uns noch bieten wird, jetzt ſchon vorbereitet. Rechts und links der Straſſe, wo neben dem Gaſthof und den Villen noch freier Raum iſt, erheben ſich Grabmäler und ſonſtige zum Begräbniſsdienſt gehörige Bauwerke, und der Villa des Diomedes gerade gegenüber die Grabmäler ſeiner Familie. Wir ſtehen nicht bloß an der Straſſe, die zwiſchen Pompeji und Herculanenm hin und her eine lebendig regſame Menge trug, wir ſtehn zugleich an der Gräberſtraſſe von Pompeji. Und auch die Gräber und ſie beſonders geben uns Kenntniß von dem Kunſtſinn und dem Kunſtfleiſſe dieſer Stadt. Die meiſten, über einem hochaufgeſtuften Unterbau, haben die Würfelform von Altären, die Seiten bedeckt mit Inſchriften und mit Reliefbildwerk, welches theils auf das Leben des Beſtatteten, theils auf die antiken Vorſtel-

lungen von Tod und Unsterblichkeit Beziehung hat; andre sind ähnlich kleinen Tempeln gestaltet; Nischen im Innern des Unterbaues bergen die Urne mit der Asche. Auch ein kleines Gebäude zur Abhaltung des Todtenmales, des Silicerniums, steht da: noch ist der Tisch vorhanden mit dem Lagerplatz für drei Genossen; auch Kränze von Rosen und anderen Blumen sind hier noch vorgefunden worden.

Grabmäler die Landstraße entlang und zwischen den Wohnungen der Lebenden und dicht bei denen der Ueberlebenden: es lag das im Sinn und in der Sitte der Alten: sie mochten ihre Dahingeschiednen sich gern in der Nähe wissen, sie wollten, daß die Gedächtnißmale der Liebe und Verehrung alltäglich vor den Augen alles Volkes blieben. Uns aber mag, wie ganz Pompeji, so namentlich diese Stätte, wo einst an den Gräbern ein reich bewegtes Leben vorüberzog und in Fröhlichkeit lärmte und sich sonnte in allem Glanz des üppigen Behagens, uns mag sie noch ernstere Gedanken von dem Unbestand aller irdischen Dinge vor Augen führen, Gedanken, die man sich wohl noch näher als sonst darf treten lassen in einer Zeit wie dieser des Umsturzes und des jähen Todes und in einer Stadt wie Basel, die selbst einmal durch Erdbeben ihren Untergang gefunden hat, und vor deren Thoren die grasbewachsenen Trümmer der alten Augusta Rauracorum liegen. Aber auf den Grashalmen wiegt sich der Schmetterling, das trostreiche Sinnbild der Unsterblichkeit.

Sevilla.

Von

Wilhelm Wackernagel.

Basel,
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
1854.

6 M.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Öffentliche Vorträge,

gehalten zu Basel im Jenner und Hornung

1834.

L.

Wer das Mittelländische Meer befährt, den überrascht im Anfange, bis er bald auch dessen gewohnt wird, das bunte Gemisch der Völkerschaften, welche sich hier in Stellvertretern von ebenso mannigfacher Art durch einander bewegen: dasselbe Verdeck beherbergt in engem Raume den Griechen, den Italiäner, den Franzosen, den Spanier und jene zwei Wesen, die unvermeidlich überall zu finden sind, den Engelländer und den Handlungsreisenden aus Deutschland; vorüberseglnd begrüssen sich mit jauchzendem Rufe der Matrosen das Schiff, das den Prediger des Evangeliums auf den Weg nach Indien, und ein andres, welches Mekkapilger wieder heim nach Marokko führt. Denn es ist dieses Meer nicht sowohl zur Trennung als zur Verbindung und recht als eine grosse gemeinsame Strasse zwischen drei Welttheile hineingelegt, und östlich im Bosporus, westlich bei Tarifa rücken dieselben einander so nahe, daß dort kann hinübergeschwommen werden, und ich hier unter

einem Regenbogen hindurchgefahren bin, der mit dem einen Ende in Europa, mit dem andern in Africa fußte.

Und wie jetzt so iſt das Mittelmeer von je eine Wanderſtraſſe und iſt früherhin und zurück bis in die früheſten Zeiten eine Straſſe der Wanderung und der Überſiedelung auch für ganze Völker geweſen. Aber dieſe Bewegungen haben, wie überhaupt das Buch der Geſchichte ſich von Oſten nach Weſten zu aufrollt, auch ihren Zug ſtäts von Oſten nach Weſten genommen, und ihr letztes Ziel in der alten Welt, die Grenze, an der ſie inne hielten und ſich ſammelten, hat das Land werden müſſen, das in der alten Welt das äuſſerſte iſt, die Pyrenäiſche Halbinſel. So iſt denn über dieſe, iſt über Spanien und Portugal mehr als wohl über irgend einen anderen Theil Europas ein wiederholter Wechſel, eine immer neue Miſchung fremder, oſtwärts hergekommener Bevölkerungen ergangen. Selbſt die Baſken, die zwiſchen unwegſamen Gebirgen dem Urſprünglichen noch am getreueſten haben bleiben können, ſelbſt ſie erſcheinen bereits gemiſcht, und ihre Sprache iſt zugleich Iberiſch und Celtiſch. Aus welcher Zuſammenhäufung aber, wennſchon nicht überall unter gleichem Verhältniß der Beſtandtheile, ſind die übrigen Völker des Spaniſchen Reichs erwachſen! Und noch, da die letzte Feſtſetzung längſt ſchon abgethan war, noch da hat Spanien, als ſollte der öſtlich gehende

Bezug gar niemals abbrechen, hinter einander zwei Herrscherhäuser von Osten her empfangen, die Häuser Habsburg und Bourbon.

Am stärksten ist jene Völkermischung, so daß sie gleichsam Spanier der höchsten Potenz erzeugte, im Südwesten des Reiches gewesen, hinter den Uferſäumen, deren zunächst gegen Africa hervortretender Mittelpunkt die Meerenge von Gibraltar bildet. So auch natürlich, weil hier zugleich als am Westrande der Welt der Atlantische Ocean den Zudrang staute und zugleich der äusserste Süden den Nordländer durch eine Fülle ungewohnter Reize, den Asiaten und Africaner durch erneute Genüsse der Heimath lockte und festhielt. Denn Andalusien, von dem wir sprechen, ist zwar ein Land noch in Europa: aber ihm leuchtet und glüht Africanische Sonne, und der Hauch des doppelten Meeres und der niederthauende Schnee der hohen Grenzgebirge erfrischen es, und Gebirg und Ebene tragen eine Pflanzen- und Thierwelt, wie sonst nur der gesegnetste Boden Kleinasiens und Syriens sie gebiert. Darum auch giebt ganz Spanien diesem Lande mit neidischer Bewunderung den Namen *la tierra de dios*, das Land Gottes; darum auch sind, als nach der Arabischen Eroberung die Wohnsitze so unter die einzelnen Stämme vertheilt wurden, daß jeglicher wieder auf ebensolchem Boden, unter ebensolchem Himmel wie in der ver-

laſſenen Heimath ſich anſiedeln könnte, die Ortſchaften Andaluſiens an Stämme gefallen, die aus Hims, aus Damaſcus und vom Jordan zugewandert waren. Und es war in Andaluſien, bei Cordova, wo Abderrahman der Ommajade die erſte Dattelpalme, die Ahnherrinn aller, die jetzt in Spanien ſtehen, pflanzte, ſich ſelbſt zur wehmüthigen Erinnerung an die ferne Stätte ſeiner Geburt, Damaſcus oder Palmyra, und als gefeierten Gegenſtand heimwehvoller Lieder.

In dieſem Land aber tritt uns, bis in die graueren Fernen des Alterthumes erkennbar, mit vornehmſter Bedeutung unter allen Ein Punkt entgegen, ein Ort, der zwar nach der Seite des offneren Oceans hin gelegen, aber wenn man die Meerenge durchſegelt hat, in kurzer Küſtenſchifffahrt zu erreichen und deshalb von je auch für die Schiffer des Mittelmeeres ein geſuchtes Ziel geweſen iſt, deſſen Geſchichte und Alterthümer Jahrhunderte, Jahrtauſende hindurch und deſſen Leben noch heut Geſchichte und Alterthum und Leben des geſammten Spaniens in engerem Rahmen anſchaulicher wiederſpiegeln. Ich meine Sevilla. Geſtatten Sie mir den Verſuch vor Ihren Augen ein Abbild dieſes Bildes zu entwerfen, und möge, wo es farblos und unſicher und unvollſtändig iſt, Ihre Nachſicht und Theilnahme den Mangel ergänzen.

Sevilla liegt am Guadalquivir oder, wie das Alterthum ihn genannt hat, Bätis, zwölf Meilen von der Mündung entfernt: aber das Meer, das ebenhier ſich bereitet durch das ſchmale Felſenthor zwiſchen Africa und Europa einzudringen, tritt der Ausſtrömung des Fluſſes mit ſolcher Gewalt entgegen, daß Flut und Ebbe ihren Bereich bis an die Stadt erſtrecken. Somit kann auch auf Sevilla wohl angewendet werden, was ein Arabiſcher Dichter von Basra am Tigris ſagt, „So iſt eure Stadt geſegnet, daß in ihr ſich begegnet des Meerſchiffes Maſt mit der Landkarawane Raſt, der Löwe mit dem Seelöwen und die Taube mit der Möwen, der Stier mit dem Stöhr, der Luchs mit dem Lachs, der Fiſcher mit dem Jäger, der Kameltreiber mit dem Ruderſchläger“: Worte, die neben bloſſer Nennung noch von London und Hamburg wohl genügen um darauf hinzuweiſen, wie anziehend und vortheilhaft für den Handel, dieſen Grund alles Völkerverkehres, ſolch eine Lage iſt. Die Bedeutſamkeit muß auch erſetzen, was der Lage an maleriſcher Schönheit abgeht: denn von beiden Ufern aus dehnen ſich breite Ebenen und ſteigen erſt in geraumer Entfernung und nur allmälich und ſtufenweis empor.

Als Uranwohner des Bätis, d. h. als die früheſten, die wir dort einheimiſch finden, lernen wir die Turdetaner

kennen, ein Volk, das Wiſſenſchaften und Dichtkunſt geübt hat, unter allen Völkern Hiſpaniens das gebildetſte. Zuſammenklingend mit ihrem Namen, kommt ſchon im Alten Teſtamente Tharſchiſch als Name eines Handelsortes fern im Weſten vor: da wurden von den Tyriern und auch von den Iſraeliten Edelſteine und Metall geholt, da war um ein dem Hercules geweihetes Heiligthum eine Niederlaſſung der Phönicier, dahin wollte Jonas vor dem Angeſichte Gottes entfliehn. Auch die Griechen trieben Handel nach Tharſchiſch (ſie ſagten Tarteſſos und nannten ſo die Stadt und den Fluß), bis die Karthager es unterwarfen und es verkam oder zerſtört ward: ſchon um Chriſti Geburt war kein Tarteſſos mehr vorhanden. Es hat aber dieſe Stadt unmittelbar an der Mündung des Stromes gelegen, an anderer Stelle als jetzt Sevilla. Das überſehen jedoch die Sevillaner gern und nennen um jenes Tarteſſiſchen Hercules willen in Chroniken und Thorinſchriften Hercules den Gründer ihrer Stadt.

Sevilla ſelbſt kommt mit Sicherheit erſt zum Vorſchein, nachdem Hiſpanien ein Unterthanenland der Römer geworden: da iſt Hiſpal oder Hiſpalis einer der vier Gerichtsorte der Provincia Bätica und durch Julius Cäſar eine Römiſche Colonie, nach dieſem denn auch Julia Romula geheiſſen oder Colonia Romulenſis.

Der Zweck ſolcher Herpflanzung Römiſcher Mitbewohner, die Romaniſierung der Stadt und des Landes, war bald und ohne Schwierigkeit erreicht: die Turdetaner, durch ihre Freude an geiſtigen Genüſſen das gebildetſte, waren eben dadurch zugleich das unſtreithafteſte Volk Hiſpaniens und leiſteten aus dem wie jenem Grunde dem Neuen und Fremden keinen Widerſtand.

Vielleicht aber, daß der Glanz der Coloniæ Romulenſis in etwas verdunkelt ward durch eine andre, wie es ſcheint, ganz Römiſche Stadt, die nur eine kleine Meile von ihr entfernt jenſeit des Bätis lag, Italica, eine Anſiedelung von ausgedienten Kriegern Scipios. Italica hat dem Reiche mehr als einen ſeiner groſſen Männer gegeben: hier war Trajanus geboren, von hier ſtammte Hadrianus, von hier mit Wahrſcheinlichkeit auch Theodoſius ab. Mit dem achten Jahrhundert aber verſchwindet der Name wiederum, und jetzt liegt da ein elender Flecken, Santi Ponce, mit Kirche und Kloſter, die aus Trümmern der alten Stadt zuſammengebaut ſind. Auch ſonſt hat dieſe das ganze Mittelalter hindurch für die Moſcheen und Kirchen und Paläſte aller Nachbarſchaft, bis nach Cordova hin, Bauſteine und Bauſchmuck liefern müſſen, und an Ort und Stelle ſelbſt ſind nur noch ſpärliche Überbleibſel, Reſte eines

Amphitheaters und aus dem Hauſe der Familie Trajans eine ſchöne Moſaik.

Hiſpalis, obſchon zur Römerzeit faſt minder namhaft als Italica, ſollte dieß dennoch überdauern, kraft ſeiner Lage und kraft der erhöhten Bedeutung, welche das Chriſtenthum ihm gab. Die Sevillaner, wie ſie die Gründung ihrer Stadt von Hercules herleiten, leiten den Glauben derſelben von einem heil. Gerontius her, der ſchon im Zeitalter der Apoſtel Biſchof von Italica geweſen ſei. Beweislicher iſt, daß es ſchon vor der Mitte des dritten Jahrhunderts Biſchöfe in Bätica und ſeit Anfange des vierten einen in Hiſpalis gegeben, und daß ſchon im fünften und ſechsten Jahrhundert der Biſchof von Hiſpalis die Würde eines Metropolitans und bald nur für Bätica, bald für ganz Hiſpanien das Amt eines apoſtoliſchen Vicars begleitet hat. Und hiemit war Hiſpalis auch für auſſerkirchliche Verhältniſſe zu einer Hauptſtadt erhoben.

Dieſer Aufſchwung fällt in dieſelbe Zeit, wo die Herrſchaft der Römer auch über Hiſpanien in Trümmer gieng und auf den Trümmern zuerſt und bloß vorübergehend die Vandalen, dann um länger zu weilen und zu herrſchen die Gothen ſich niederlieſſen. Hiſpalis ward dabei einmal zerſtört, im J. 421, da die Vandalen von Gallä-cia aus einen Einfall nach Bätica machten. Doch muß

die Stadt ſich ſchnell wieder erholt haben: das zeigt die Stellung, welche ſie und ihr Bisthum gegenüber den Gothiſchen Königen eingenommen. Zwar die eigentliche Hauptſtadt des neuen Reiches war Toletum: doch galt daneben auch Hiſpalis als königlicher Sitz; und wenn der Bekenntnißunterſchied, der zwiſchen Herrſchern und Unterthanen beſtand, ſonſt auch oft das rechte Verhältniß beider ſtörte und den katholiſchen Spaniern Anlaß zu Umtrieben und Widerſetzlichkeit, den Arianiſchen Gothen zu grauſamer Verfolgung Anlaß gab, ſo haben die Katholiken in Hiſpalis und haben deren Biſchöfe von ſolcher Bedrängniß doch wenig nur erleiden müſſen. Vielmehr wurden die Herrſcher und mit ihnen ihr Volk gerade von hier aus für das rechtgläubige Bekenntniß gewonnen. Es war ein Biſchof von Hiſpalis, ein Freund Gregorius des Groſſen, der heil. Leander, dem es, etwa auch deshalb um ſo leichter, weil er ſelbſt von hochedlem Gothiſchem Geſchlechte war, im J. 578 gelang, den hier als Unterkönig ſeines Vaters wohnenden Erminigild aus der Arianiſchen Kirche in die katholiſche hinüberzuziehn. Wohl führte das viel Schweres, auch über die Stadt, herbei. Denn Liuvigild, der Vater des jungen Königes, ſchon vorher durch mancherlei Unſtelligkeiten desſelben gereizt, mußte durch dieſen Schritt die Auflehnung und den Abfall als vollendet betrachten,

und es entſpann ſich ein Krieg zwiſchen Vater und Sohn. Letzteren unterſtützten die Sueven, die gleichfalls Katholiken waren, und angerufen durch Leander die Griechen, damals die Herren der benachbarten Seeſtädte. Dennoch ſiegte der Vater. Zwei Jahre lang, indem er zugleich durch eine neue Befeſtigung Italicas ſeinem Heer einen Stützpunkt ſchuf, ward Hiſpalis belagert; es ward ausgehungert, ward zuletzt erſtürmt. Erminigild entfloh nach Corduba: da verriethen ihn die Griechen, und er und mit ihm Leander kamen in Liuvigilds Gefangenſchaft; die Gefangenſchaft endigte im J. 585 mit der Hinrichtung des jungen Königs. Die katholiſche Kirche hat ihn als Märtyrer unter ihre Heiligen aufgenommen.

Aber all dieſe blutige Trübſal hatte nur wie zur letzten Prüfung und Läuterung dienen ſollen: als Liuvigild ſchon im nächſten Jahre ſtarb, ſtarb er reuig und mit der Kirche ausgeſöhnt, und Reccared, ſein Nachfolger, durch Leander beſtimmt, wandte ſich derſelben entſchieden und für alle Zeit entſcheidend zu: auf einer Kirchenverſammlung zu Toletum im J. 589, unter dem Vorſitze des Biſchofs von Hiſpalis, ward von dem königlichen Hauſe, von den Biſchöfen und allem Volke das katholiſche Bekenntniß feierlich angenommen, das Arianiſche in den Bann gethan.

Durch die kirchliche Einigung mit Rom wurden ſofort noch mehr, als ſchon früher geſchehn, die Gothen auch in

den Mitbesitz der Römischen Bildung hineingezogen, und dieser selbst ward so ein noch länger andauernder Bestand gesichert. Gleich Isidorus oder, wie sie damals müssen betont haben, Isidorus, da auf Spanisch der Name *Isidro* lautet, gleich Isidorus, der Bruder Leanders und auf dem bischöflichen Stuhle von Hispalis dessen Nachfolger, eben wie dieser gleich wirksam thätig in Dingen der Kirche und der Welt, war auch einer der eifrigsten, vielseitigsten, fruchtbarsten Gelehrten seines Zeitalters. Und nicht bloß, daß er in seine Hauptarbeit, die zwanzig Bücher der Etymologien, die ganze Fülle seiner classischen Gelehrsamkeit niedergelegt und so von aller Wissensüberlieferung des Alterthumes, eben da es ausgieng, noch die letzte Summe gezogen: er hat auch, er, der selbst von Gothischem Geblüte war, über die Gothen, die Vandalen und Sueven ein Geschichtswerk hinterlassen, das, so kurz auch, dennoch im höchsten Grade schätzbar ist. Er starb, nachdem er all seine Habe unter die Armen vertheilt hatte, hochbetagt im J. 636. Auch ihn, wie Leander, wie Erminigild, hat die Folgezeit geheiligt, und die Kirche in Sevilla, die nächst der Cathedrale den höchsten Rang einnimmt, trägt den Namen des heil. Isidro.

Bei der neuen Befestigung der Kirchenordnung, die ein Ergebniß der neuen kirchlichen Einheit war, erhielt und

mehrte ſich noch die hohe Stellung der Stadt und des Bisthumes Hiſpalis: ſein Biſchof oder, wie er fortan hieß, ſein Erzbiſchof war unter den ſechs Metropolitanen des Reichs der zweite (der erſte und Primas aller der von Toletum), und ihm untergeben waren neun Bisthümer.

Aber ſolch eines Glanzes ſollte Hiſpalis, es ſollte Spanien überhaupt des glückvolleren Zuſtandes, welchen der ebenſo ſtaatskluge als fromme Sinn König Reccareds ihm gebracht, nur etwa noch vier Menſchenalter hindurch ſich erfreuen. Und wieder hat Hiſpalis (ſo tritt dieſer Name fort und fort bedeutungsvoll hervor) auch an dem wiederkehrenden Unglück einen Hauptantheil der Schuld getragen. Als im J. 711 das Arabiſche Eroberungsheer von Africa nach Spanien herüberſetzte, war unter den Verräthern, die ihm gerufen hatten, auch der Erzbiſchof von Hiſpalis, Oppas: er wollte verblendet dafür Rache nehmen, daß König Witiza, ſein Bruder, von Roderich war verdrängt worden. Das Jahr darauf zog Muſa, der Feldherr der Araber, in Hiſpalis ein, und es entwickelte hier wie überall ſich eine neue Ordnung der Dinge.

Das Chriſtenthum zwar ward geduldet, man ließ ihm Kirchen, und auch die Biſchöfe blieben: aber neben die Chriſten und ſie allmälich überwachſend kam noch eine Mohammedaniſche Bevölkerung und baute ſich auch Häuſer

des Gottesdienſtes und ſchuf gelegentlich auch Kirchen der Chriſten zu Moſcheen um. Den Kern dieſer neuen Einwohner erhielt die Stadt um die Mitte des achten Jahrhunderts, als Spanien unter die einzelnen Völkerſchaften, die es eingenommen, je nach Art ihres Heimathlandes vertheilt ward: Hiſpalis fiel dabei der Mannſchaft aus Hims in Syrien, der alten Emeſa, zu, deren gröſtes und vornehmſtes Geſchlecht die Beni Abéd waren. Nun änderten ſich auch die bisherigen Namen: Hiſpalis ward in Eſchbilia oder Aſchbilia entſtellt, der Bätis hieß nunmehr Wadi-l-kebir, der große Fluß, und das Land, das er durchſtrömte und deſſen Hauptſtadt Hiſpalis bis jetzt geweſen, nun Andaluſien oder eigentlich Andalos, ein Wort, das auf Arabiſch ſ. v. a. Abendland bedeutet. Zuerſt hatten die Eroberer ganz Spanien ſo benannt: allgemach aber ſchränkte die Benennung ſich auf denjenigen Theil des Ganzen ein, wo ſie zuerſt gelandet, zuerſt die Eroberer und Herren geworden waren. Mir iſt nicht unbekannt, daß man Andaluſia gewöhnlicher von den Vandalen her erklärt: aber abgeſehen von grammatiſchen Bedenken, und abgeſehen davon, daß der Vandalenſtamm, der auch einmal hier gewohnt hat, ſtäts unter einem anderen Sondernamen, dem der Silinger, erſcheint, es haben dieſe Silinger oder Vandalen nicht länger als nur ſieben Jahre hier gewohnt und

ſind im J. 418 gänzlich von den Gothen ausgerottet worden: ein Zeitmaß und Umſtände, die ſchon für ſich eine Benennung des Landes nach ihnen unglaublich machen, ebenſo unglaublich als die Behauptung Arabiſcher Geſchichtsſchreiber iſt, es habe der erſte Menſch, der nach Spanien gekommen, ein Sohn Thubals, des Sohnes Japhets, des Sohnes Noah, es habe dieſer erſte Spanier Andalos und dann nach ihm auch das Land ſo geheiſſen.

Andaluſien als der ſchönſte und der zuerſt eroberte Theil des neuen Reiches erhielt vor den übrigen Landſchaften den Vorzug, daß der oberſte Statthalter des Khalifen und, ſeit im J. 756 Spanien von Bagdad unabhängig geworden, der Khalif von Spanien ſelbſt in ihm ſeinen Wohnſitz hatte. Aber nicht zu Eſchbilia, der alten Hauptſtadt des Landes: deren chriſtliche Einwohnerſchaft hatte ſich, auf ihre Zahl und auf die Feſtigkeit ihrer Mauern trotzend, bis zum Aufſtand unbotmäſſig erwieſen. Statt Eſchbilias ward Kortoba, das vormalige Corduba, gewählt, das ſchwächer bevölkert, das in einer höheren, ſchöneren, aber darum nicht minder fruchtbaren Gegend und näher der erfriſchenden Bergluft gelegen war, zwar um ebenſo viel entfernter dem Meer: indeß die Araber machten nun den Wadi-l-kebir ſchiffbar bis nach Kortoba hinauf. In Eſchbilia wohnte fortan nur ein Statthalter.

Unter jener nunmehr aussterbenden Art von Geschichtsschreibern, die mit liebendem Vorurtheile die Lobrednerinn von allem macht, was sich dem Christenthume feindlich entgegenstellt, hat es bis auf heut namentlich auch an solchen nicht gemangelt, die für das Araberreich in Spanien nur Bewunderung empfinden und ohne zu wägen, ohne zu prüfen sich und Andre in den Wahn versetzen, hier sei während des Mittelalters der eigentliche Sitz, ja auch für das übrige Europa eine Heimath aller höheren und feineren Bildung in Kunst und Wissenschaft und Geselligkeit gewesen. Dadurch sind besonders in die Geschichte der Kunst und der Litteratur viele Verkehrtheiten gekommen. Einer Betrachtung, die gewissenhaft verfährt und sich unbefangen zu erhalten sucht, erscheint gar vieles von all dem anders. Ihr entgeht auch an dem Araberreich in Spanien nicht jener Mangel an tieferer sittlicher Kraft, dem alle Mohammedanischen Reiche bisher noch erlegen sind und erliegen, nicht die staatliche Zerrüttung, die eben dadurch und durch die bunte Mischung, in der die verschiedenartigsten Völkerschaften herüberkamen, schon von seiner Begründung an ihm innegewohnt hat, nicht die zerstörende Macht, welche daraus hervorgieng, daß all die wissenschaftliche und künstlerische und gesellige Bildung, welche die Araber von den Christen des Morgen- und des Abendlandes sich angeeignet

hatten, in keiner lebendigen Beziehung zu ihrem Glauben und der aus ihrem Glauben erwachsenden Sitte, ja theilweis hiezu in geradem Widerspruche stand. Niemand wird die Blüte, zu welcher Spanien durch die Araber gelangt ist, leugnen: aber die Blüte ist fruchtlos abgewelkt, weil an der Wurzel ein Wurm nagte. Beispiel und Beweis liefert uns, was ferner noch in Kürze von Eschbilia zu erzählen ist.

Hier saß und herrschte nur ein Emir oder Wali, ein Statthalter des Khalifen: aber im J. 1022 gelang es wie anderen so auch dem von Eschbilia, Mohammed, zugleich dem Haupte jenes großen Stammes der Beni Abëd, sich unabhängig und zu einem Herren mit königlicher Gewalt zu machen; ja unter Mohammeds Sohn und Enkel, Mohammed Almotadhed und Mohammed Moatemed, gedieh der neue Staat zu solchem Maasse der Ausdehnung, daß ihm selbst Kortoba, der alte Khalifensitz, im J. 1060 einverleibt ward und 1077 und 1079 auch noch Valencia und Murcia. Also Aufruhr, Krieg, Eroberung, eine Zeit des Waffen- und des Herrschaftsglanzes. Und von diesem angestralt, feierten hier, die man sich doch am liebsten als Kinder des Friedens denkt, auch Wissenschaft und Dichtkunst gerade jetzt ihr Blütenalter. Schon um das J. 960 hatte der Khalif Hakem II zwei Eschbilianer um ihrer Gelehrsamkeit willen an seinen Hof und in seine Gunst ge-

nommen, Ahmed ben Abdolmelik, der über Staatskunst geschrieben, und Mohammed ben Hasan, der durch ein Wörterbuch und andre dem ähnliche Werke sich für lange den Ruhm des grösten Kenners der Arabischen Sprache erworben hat. Jetzt, unter der Herrschaft der Beni Abed, gab es in Eschbilia selbst sogar eine Academie der Wissenschaften, deren Vorsteher den Titel „König der Weisheit" führte, und Moatemed war selbst ein Dichter, und mehr noch denn er machte sich als Dichter durch die ganze Arabische Welt hin sein Vesir berühmt, Abd-Allah ben Zeidun.

Aber der letzte der Beni Abed stürzte in übel berechnender Staatsklugheit sich selbst und die Macht seines Hauses und die Arabische Herrschaft. Während dieß Volk in Aufruhr und Zwiespalt die eigene Kraft immer mehr zersplitterte, waren von Norden und Osten her die früher zurückgedrängten Christen weiter und weiter aufs neue vorgedrungen; jetzt, im J. 1085, hatte Alfons VI von Castilien auch schon Toledo wieder eingenommen. Moatemed, für Eschbilia das Gleiche befürchtend, rief aus Mauritanien die Almoraviden zur Hilfe herbei; den kommenden führte er, recht ein Zeichen seines königlichen Reichthumes, auf tausend Kamelen Lebensmittel entgegen. Alsbald aber mußte er auch vor der Hilfe Furcht empfinden: es waren Mauren, und schon bei der ersten Arabischen Einwande-

rung waren Mauren mitgekommen, und dieſe hatten die Obergewalt der Araber ſtäts mit Widerwillen, öfters mit Auflehnung getragen. Sich wendend, warf ſich Moatemed lieber nun den Chriſten in die Arme und ſchloß im J. 1091 ein Bündniß mit Alfons, ja ließ um den König ſich als Eidam noch näher zu verbinden die eigene Tochter eine Chriſtinn werden. Vergebens. Das Caſtilianiſche Heer, das die belagerte Stadt entſetzen ſollte, ward, obſchon auch der Cid bei ihm ſich befand, von den Mauren zurückgeſchlagen, Eſchbilia erobert, Moatemed gefangen. Drei und ſechzig Jahre lang hatten die Beni Abëd geherrſcht: jetzt ward der letzte als ſchmählich überwundener nach Marocco abgeführt um ſeine Töchter in Dürftigkeit um Lohn ſpinnen zu ſehn; ihm in eigenem Elende blieb nur der Troſt der Dichtung und nach vier Jahren der Tod; ſein Geſchlecht verſchwand ſpurlos. Die Almoraviden aber waren nun die Herren Eſchbilias und von da aus, ſo viel noch in Spanien Mohammedaniſch war, die Herren Spaniens. Jetzt zuerſt alſo, im J. 1091, ward das Reich, das bisher ein Arabiſches geweſen, ein Mauriſches.

Und es blieb ein Mauriſches, als um zwei Menſchenalter ſpäter eine neue Einſtrömung aus Africa erfolgte, und die Almoraviden, auch ſie unter vergeblicher Anrufung Caſtilianiſcher Hilfe, wieder verdrängt wurden von den

Almohaden. Rückſichten der Kriegsführung lieſſen die neuen Herrſcher ihren Sitz gleichfalls in Eſchbilia, das beſſer als Kortoba befeſtigt war, behalten; unter ihnen denn kam die Stadt auf den Gipfel der Volkszahl und der Begüterung, und alles Glanzes: es wurden in ihr der Einwohner mehr als 400000 und längs den Ufern des Stromes und in der Ebene, die ſich hüben und drüben von den Ufern ausdehnt, an 12000 Dörfer gezählt. Aus dieſer Zeit, da Eſchbilia recht als eine Königsſtadt erſchien, mögen die Arabiſchen Geſchichtswerke ſtammen, die, wo ſie von der Einnahme der Stadt durch Muſa erzählen, ſie den früheren Sitz der Könige, ehe die Gothen denſelben nach Toletum verlegten, nennen. Alles lebte jetzt da in den Freuden der Sicherheit, die ein und der andre den Caſtilianern abgewonnene Sieg vermehrte; nur den Chriſten der Stadt ward es mit Leid vergolten, daß auſſerhalb die Macht ihrer Glaubensbrüder doch nicht zurückwich. Die bisherige Duldung wandelte ſich in Unduldſamkeit; der Biſchof (Clemens war der Name dieſes letzten) mußte fliehn, und von da an ſchwinden für ein Jahrhundert alle Nachrichten über die chriſtliche Kirche von Eſchbilia.

Aber die Sicherheit war eine thörichte: denn die entkräftende Zwietracht der Mohammedaner waltete fort, und immer mehr erſtarkend, immer näher heran, immer enger

wie ein Netz sie umstellend rückten die Könige der Christen. Weislich hatten diese das Blut, welches das übrige Europa gegen die Ungläubigen des Morgenlandes verspritzte, von je her aufgespart für die Glaubensfeinde in Spanien selbst und so des Erfolges gewisser und reicher an Erfolgen für das Kreuz gekämpft. Schon war, im J. 1236, selbst Kortoba den Mauren abgenommen worden, und endlich im J. 1248, demselben, wo Ludwig der Heilige zu seinem unglücklichen Kreuzzuge, zugleich dem letzten nach Osten, aufbrach, schloß auch, aber glücklicher, der letzte Kreuzzug gegen die Mauren: nach zweijährigem Kriege, nach fünfzehnmonatlicher Belagerung, unterstützt von dem Maurischen Könige von Granada, der sich der Castilianischen Krone als Lehensträger hatte unterwerfen müssen, zog Ferdinand III von Castilien siegprangend in Eschbilia ein; das Thor, durch welches er eingezogen, trägt darum heut noch seinen Namen.

Dieser letzte Krieg war wie lang so auch schwer und auf beiden Seiten an Zeugnissen des Heldenmuthes reich gewesen. Eines derselben, ein menschlich tief ergreifendes, wird durch ein Denkmal der Kirche S. Geronimo zu Santi Ponce noch immer ins Gedächtniß zurückgerufen. Die Mauren belagerten Tarifa; Befehlshaber in der Stadt war Don Alonso Perez de Guzman. Sein junger Sohn kam in die Gewalt der Belagerer; sie zeigten dem Vater die Beute und

legten ihm die Wahl vor zwiſchen Uebergabe der Stadt und dem Tode des Jünglings. Der Krieger und der Chriſt, der Spanier in ihm war ſtärker als der Vater: er warf als Antwort ſein eigenes Schwert hinab, und ſie, minder hochherzig als er, enthaupteten den Sohn. Bald aber waren ſie genöthigt die Belagerung aufzuheben: Tarifa blieb den Chriſten, und der König, der das Leiden und die That des Helden der Prüfung Abrahams verglich, der König und das Volk verliehen ihm den Beinamen des Getreuen, des Guten. Zu S. Geronimo in Santi Ponce hat Don Alonſo el bueno ſein noch gezeigtes Grabmal, die Gattinn neben ihm.

Ferdinand III zog ſiegprangend in Eſchbilia ein, und noch am gleichen Tage betrat, da ihm Leben und Freiheit geſchenkt waren, der letzte Mauriſche Beherrſcher, Abu Abd-Allah, ein Schiff um nach Africa in die Heimath ſeines Stammes zurück zu kehren. Auch faſt die geſammte Mohammedaniſche Bevölkerung verließ die Stadt, ihrer 300000, zwei Drittel der Einwohnerſchaft; die Einen folgten ihrem Könige, die Andern, und dieſer war die Mehrzahl, ſiedelten nach Granada über. Ferdinand füllte die Lücke mit verpflanzten Caſtilianern und gab der gleichſam neugegründeten Stadt das Recht von Toledo und der neu hergeſtellten Kirche wieder ihr Erzbisthum.

So war Eſchbilia oder, wie es nunmehr hieß, Sevilla (mit leichter Umänderung, der ähnlich, die aus Wadi-l-kebir, dem Arabiſchen Namen des Fluſſes, den Spaniſchen Guadalquivir gemacht hat), ſo war Sevilla, nachdem es mehr denn ein halbes Jahrtauſend lang ein Wohn- und Herrſcherſitz der Ungläubigen, der Araber, der Mauren geweſen, nun wieder, wie vormals unter Gothen und Römern, eine Chriſtenſtadt, nun eine Stadt den Spaniern gehörig, in denen Blut und Muth der Gothen und der Römer zuſammenfloß. Und ganz Spanien gehörte damit nun den Chriſten: zwar durfte in Granada noch über zwei Jahrhunderte länger ein kleines Mauriſches Königthum beſtehn: aber es war nur ein Scheinleben, das es führte, und auch dieſes ward ihm nur vergönnt, weil es ſich als ein Lehen der chriſtlichen Krone von Caſtilien bekannte. Vom Südweſten, von Andaluſien, von Sevilla aus war die Arabiſche Eroberung, von Nordoſten her, Fuß um Fuß breit erkämpfend, die Spaniſche Rückeroberung ergangen, und es nahm die Herrſchaft der Ungläubigen ebenda ihr Ende, wo ſie einſt den Anfang genommen hatte. Dem, welcher die ſchwere Arbeit von Jahrhunderten ſo glorreich abſchloß, dem Könige Ferdinand, hat die Kirche, zwar erſt lange nachher, erſt im J. 1671, mit dem Heiligennamen dafür gedankt.

Sevilla war keine Maurisch-arabische Stadt mehr: eine königliche Stadt aber blieb sie auch fortan, und bis auf Karl I (für uns den fünften Karl) haben hier die Castilischen Könige oft und viel und auch noch im Tode gern geweilt: der heil. Ferdinand und seine Gemahlinn Beatrix und sein Sohn Alfons der Weise, alle drei liegen hier begraben. Ganz eigentlich aber in Sevilla angesessen war Peter der Grausame, König von 1350 bis 1369, gewonnen etwa und gefesselt durch die großstädtische Nachsicht, die man hier eher als in dem sittenstrengeren Castilien mit seinen Verirrungen und Verbrechen haben mochte, und durch die witzig gewandte Art, in der man auch eine ernste Verurtheilung seines Thuns hier mit Laune zu umkleiden verstand. Die Geschichte und ein Alterthum der Stadt überliefern uns davon ein sprechendes Beispiel. Auf einem seiner einsamen Nachtgänge war es dem Könige begegnet, einen Mann, der ihm eifersüchtig den Weg vertrat, ermorden zu müssen. Tags darauf, als der Asistente, der oberste Beamte der Stadt, gewohnter Maassen bei Hof erschien, berichtete ihm Don Pedro, es sei in dieser Nacht Jemand ermordet worden; der Asistente solle den Thäter ermitteln und den Kopf desselben da aufpflanzen, wo die Unthat geschehn sei. Nicht lange nachher kam der König wiederum in jene Gegend, und siehe! in derselben Strasse, an der-

ſelben Ecke war in einer Mauerblende der gekrönte Kopf eines Königes, war ſein Kopf aufgeſtellt: ihm wohl verſtändlich und nicht ohne höflich zu warnen hatte der Aſiſtente den Befehl vollzogen. Der Kopf in der Mauerblende ſteht noch jetzt. Und noch eine zweite Erinnerung an Don Pedro und das gute Vernehmen zwiſchen Sevilla und ihm findet man an den Thoren, auf den Marksteinen, und wo ſonſt ein Mahl- und Wahrzeichen am Platze iſt, eine Figur nämlich gleich der Ziffer 8 in der Mitte der zwei Sylben *no* und *do*. Jene Figur aber ſoll eine Strähne, eine Fadenſtrange, auf Spaniſch eine *madeja* vorſtellen, und das Ganze iſt ein Rebus und wohl das älteſte Beiſpiel dieſer modernen Bilderſprache. Alſo *no m'ha dejado*, ſie hat mich nicht verlaſſen. Es iſt der Stadt dieſer Lobſpruch von König Peter verliehen worden, als ſie in ſeinen Kriegen mit Heinrich II, ſeinem unechten Bruder und Gegenkönige, getreu bei ihm aushielt.

So in der Gunſt ſeiner Könige, die nur hie und da, wie gern in ſo groſſen Städten, durch Aufruhr blutig getrübt ward, ſonnte ſich und blühte Sevilla, blühte die Stadt, während allerdings das offene Land umher durch Auswanderung der älteren Bewohner und durch Mangel an friſchem Erſatz ſchon damals mochte öder geworden ſein. Und mit dem fünfzehnten und dem Beginne des ſechzehnten Jahr-

hunderts schien die Blüte erst recht aufgehn und alles, dessen die Stadt unter den Almohaden sich gefreut, noch weit überholen zu sollen. In dieser Zeit ward die neue Cathedrale gebaut und beschäftigte vier Menschenalter hindurch Tausende von Männern des Gewerbes und zog bis aus weiter Ferne, aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus Deutschland, Künstler jeglicher Art und die Kunst selbst herbei: der Grund zu der Malerschule von Sevilla, der Zierde des sechzehnten und gar des siebzehnten Jahrhunderts, ist schon im fünfzehnten und durch den Cathedralenbau gelegt worden. Und wie der Kunst eröffnete sich in eben dieser Zeit auch der neu erstandenen Wissenschaft hier eine Stätte. Wiederum Deutsche (es kommen von 1481 bis 1511 die Namen Michael Dachauer, Meinard Ungut, Johannes Pegnitzer von Nürnberg, Jacob Cromberger und andre dergleichen vor), Deutsche brachten die Erfindung ihres Vaterlandes, den Buchdruck, auch nach Sevilla, und im J. 1504 ward eine hohe Schule gestiftet. Zumal aber dem Handel, ihm, dem Sevilla wohl allein zu verdanken hatte, daß es überhaupt bestand und je entstanden war, brach jetzt, wie es schien, ein Zeitalter noch unerlebten Aufschwunges an. Denn es eröffnete sich um den Handel auf neuen Bahnen zu neuen Quellen zu führen das westliche Meer und jenseit des Meeres das grosse Westland.

Und die Entdeckung all dieſer Wunder geſchah, nachdem die Mündung des Guadalquivir Jahrtauſende lang vergeblich darauf hingewieſen, zunächſt von Sevilla aus, und wiederum in Sevilla hatten auch ihre Ergebniſſe die erſte Einſtrömung. Hier als in einem Seehafen betrieb Columbus die Zurüſtungen zu ſeinen Reiſen; hier ſaß die Behörde, die gleich von Beginn die Angelegenheiten des neuen Indiens leitete; hier in den Goldthurm und den Silberthurm ward die Beute an edlen Metallen, welche die Schiffe ihr brachten, niedergelegt; hieher auch kehrte im J. 1504 ſiechen Leibes und gebrochenen Herzens Columbus zurück um endlich auszuruhen und zu ſterben; hier ward er auch, als er 1506 in Valladolid geſtorben war, zuerſt beſtattet.

Aber der Wiſſenſchaft wurden gleich bei ihrer erſten Regung Feſſeln bereitet, ja für Sevilla ward ſie ſchon in Feſſeln geboren. Denn noch ehe die Univerſität gegründet war, ſchon im J. 1481, war gerade hier zuerſt die Inquiſition eingeſetzt worden.

Allerdings, wie die Beſtimmung dieſes Gerichtes anfänglich und unmittelbar bezeichnet war, richtete ſich deſſen Schärfe zweiſchneidig nach ganz anderen Seiten hin.

Einmal gegen die Juden. Dieß unglückſelige Volk war ſchon ſeit uralten Zeiten durch ganz Spanien hin überaus zahlreich vertreten, beſonders aber in Andaluſien und in

Andaluſiens Hauptſtadt, Sevilla ſelbſt. Was man um dieſe Thatſache zu erklären vorgebracht hat, z. B. daß nach der Zerſtörung Jeruſalems durch Nebucadnezar eine groſſe Auswanderung nach Tharſchiſch ergangen ſei, oder daß Kaiſer Hadrian, der erbitterte Feind der Juden, ihrer nicht weniger als 50000 auf einmal mit Weibern und Kindern nach Hiſpanien verſetzt habe, das möchte beides kaum zu verbürgen ſein. Gewiß aber iſt, daß ſchon in der Zeit des Gothiſchen Reiches die groſſe Menge der Juden und ihr trotziger Widerſpruch gegen das Chriſtenthum, ihr feindſeliges Verhalten gegen die Chriſten ſelbſt nicht bloß jenem heil. Iſidorus Anlaß gaben in einer eigens an ſie gerichteten Schrift die Wahrheit der chriſtlichen Glaubenslehren zu beweiſen, ſondern auch Anlaß den Königen, einem nach dem andern, mit ſolchen Mitteln, wie ſie damals zweckgemäß ſchienen, vorbauend und beſtrafend gegen ſie einzuſchreiten. König Siſebuth zwang 90000 Juden zur Taufe; Chintila gebot den ungetauften allen das Land zu räumen; eine Kirchenverſammlung zu Toletum unter Receſvinth verordnete auch für die getauften die ſtrengſte Aufſicht: ein Mißtrauen, das ſich noch am Ende deſſelben Jahrhunderts, des ſiebenten, nur zu ſehr rechtfertigte: da, unter König Egiza, erwies ſich, daß die getauften Juden in verrätheriſchem Einverſtändniß mit den Mohammeda-

nern in Africa ſtünden: die Folge war der Beſchluß wiederum einer Toletaniſchen Kirchenverſammlung, es ſollten alle Juden zu Sclaven gemacht, die ſiebenjährigen und mehr als ſiebenjährigen Kinder den Eltern fortgenommen und chriſtlich erzogen, Jünglinge und Jungfrauen aber zur Verehlichung mit Chriſten und dadurch ſelbſt zum Chriſtenthume genöthigt werden. Das hätte vielleicht durchgegriffen: indeß ſchon ſiebzehn Jahre nachher brachen die Araber ein. Überall hieſſen die Juden als ihre Erretter von hartem Drucke ſie willkommen; die getauft waren, bekannten ſich wiederum offen zu dem alten Glauben, und die gemeinſame Feindſchaft gegen die Chriſten ließ ſie den Eroberern als ſo zuverläſſige Freunde erſcheinen, daß ihnen die Beſetzung und Vertheidigung mehr als eines feſten Platzes anvertraut ward, z. B. gleich die von Hiſpalis, da Muſa 712 es einnahm. Uns überraſchend: aber die Juden des früheren Mittelalters hatten die alte Streithaftigkeit noch wohl bewahrt: fand doch auch Beliſarius, als er Neapel gegen die Gothen belagerte und ſtürmte, die heftigſte Gegenwehr von Seiten der Judengemeinde. Nachdem die Arabiſche Herrſchaft begründet war, erlangte das vorher ſo tief unterdrückte Volk, nun weit vor den Chriſten bevorzugt, noch viel mehr als bloſſe Duldung, und nur vorübergehend im zwölften Jahrhundert mußten ſie, mir unbekannt aus welchem

Anlaſſe, zu Eſchbilia, zu Kortoba und ſonſt eine Verfolgung durch die Almohadiſchen Herrn erleiden. Dieſe ihre Stellung unter den Arabern und Mauren bewog auch die chriſtlichen Könige ſie wieder mehr zu ſchonen und zu ehren; Alfons VI in der Schlacht, die er 1086 bei Al-Zalakah gegen die Eſchbilianer und die Almoraviden kämpfte und verlor, hatte ſelbſt ohne Verrath zu fürchten und zu erfahren zahlreiche Juden unter ſeinen Kriegern. So wuchſen in der ganzen Halbinſel die Menge und der Reichthum, die Macht und wohl auch der Übermuth des Volkes von neuem an, und mit ihnen wuchs der erneute Haß der Chriſten und ſteigerte ſich, als wiederum dieſe die alleinigen Herren waren; Dominicaner und Franciſcaner entzündeten von friſchem und nährten den alten Bekehrungseifer. Und endlich nun kam das Inquiſitionsgericht um zumal da, wo noch immer die meiſten Juden lebten, auch nachdem um das J. 1400 das erbitterte Volk 4000 Familien niedergemordet hatte, um zunächſt in Sevilla den Übertritt aller zu verlangen, um den ungetauften nachzuſpüren, um die getauften zu überwachen, um die, welche getauft oder ungetauft insgeheim Juden waren, am Leben zu ſtrafen. Den Gräuel, welcher dennoch erfolglos blieb, beſchloß eine Härte, die ebenſo wohl eine Mildthat war: im J. 1492, als die Einnahme Granadas dem chriſtlichen Reiche neuen

groſſen Zuwachs an ungetauften brachte, ward die Austreibung ſämmtlicher Juden verfügt: ſo viel ihrer noch den Glauben der Väter bekennen mochten, verlieſſen nun den Boden Spaniens, mehr als 160000 Familien, über 800000 Köpfe.

Die gleiche Aufgabe zuletzt mit dem gleichen Ausgang ſtellte ſich die Inquiſition gegenüber den Mohammedanern. Der einzige Überreſt, der von der Mauriſchen Herrſchaft noch beſtanden hatte, das Königreich Granada, war endlich auch vernichtet: man ließ den Bewohnern die Wahl zwiſchen Bekehrung und Auswanderung: um ſo mehr aber war zu fürchten, daß auch die bekehrten heimlich doch Mohammedaner blieben. Nun alſo Aufſicht der Inquiſitoten; dann um noch ſicherer zu gehn Vertheilung und Verpflanzung in Landſchaften, deren Chriſtenthum ſchon älter war; endlich, im J. 1610,. Austreibung ſämmtlicher Moriſcos d. h. der getauften Mauren und Araber, Austreibung derſelben, gleich viel auch wo ſie wohnten, nach Africa. Die Volksanſchauung aber in Andaluſien betrachtet noch heutiges Tages die alten Eigenthumsrechte der Moriſcos als unaufgegeben und unerloſchen: man erzählt ſich, daß in Algier zu manchem Andaluſiſchen Hauſe der Schlüſſel immer noch bewahrt werde.

Mit den Moriſcos war dem offenen Lande wiederum eine groſſe Anzahl ſeiner Bebauer, mit den Juden dem

Handel und Gewerbe ein gewiß nicht unbedeutender Theil seiner Pflege entzogen. Und die letzteren hatten doch nicht bloß mit dem Handel, sie hatten sich von je her auch mit Künsten und Wissenschaften mannigfach beschäftigt: ich erinnere Beispiels halben an Benjamin von Tudela, den Reisebeschreiber, an Moses ben Maimon oder Maimonides von Cordova, den Arzt und Philosophen. So geschah durch ihre Austreibung auch diesen Seiten des Lebens ein empfindlicher Schade. Und wie der Zwang, den die Inquisition den Gewissen anlegte, wie der lauernde Argwohn, den sie übte, die Angeberei, die sie zum Gewerbe machte, wie das alles auch über die Gelehrsamkeit der Juden hinaus jegliche Wissenschaft und von vorn herein die der Wissenschaft zugehörige Kunst des Buchdruckes hat belasten müssen, ist Allen so begreiflich als bekannt. Und bald nach Vertilgung der Juden sollte, damit der einmal geweckte Blutdurst frische Nahrung fände, die evangelische Ketzerei aus Deutschland herüberwehen.

Der Wissenschaft also war kein Gedeihen vergönnt: auch die Entdeckungen des Columbus schlugen bald in Unheil aus. Schon für ganz Spanien waren sie ein Anstoß des Verfalles, indem sie eine Entwerthung aller Dinge und durch Goldgier, durch wilde Abenteuerlust, durch plötzlichen Reichthum Entsittlichung mit sich führten. Insby-

ſondere aber für Sevilla, das von all dieſen Folgen auf das nächſte und das ſonſt noch ſchwer betroffen ward. Augenblicklich wohl hob ſeine Handels- und Gewerbsthätigkeit ſich hoch empor: bloß die Seidengewerbe z. B. beſchäftigten mit Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts mehr noch als 130000 Menſchen. Aber ſchon erſtand ihm eine Nebenbuhlerinn und ſiegte. Cadiz mit ſeiner Lage unmittelbar an einer geräumigen Bai des Meeres ſelbſt hatte ſchon während des Verlaufes der Entdeckungsreiſen die erneute Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, und allgemach zog ſich die weſtliche Schifffahrt ganz dorthin. Wieder nun wie im Phöniciſch-griechiſch-römiſchen Alterthume brauſten die Seeroſſe der Gaditaner durch die Wellen: den Weg aber nach Sevilla verlernten die Seeſchiffe, und die Flußſchiffe den Weg nach Cordova. Der Guadalquivir verſandete.

Mit dem ſechzehnten Jahrhundert, da auch Karl I hier noch viel verweilte, hatte Sevilla zum zweiten Male den Höhepunkt erreicht: auf das ſiebzehnte brachte es ſchon nur den Verfall und die Seltenheit der königlichen Beſuche und königliche Vernachläſſigung. „Einzig“, wie Schlegel von Rom ſagt, „einzig die Bildnerinn Kunſt wetteiferte noch mit der Vorwelt“: gerade jetzt that ſich die Kunſt Murillos auf, und er und die Schule, die er um ſich ver-

ſammelte und nach ſich ließ, und die Academie, die nun gegründet ward, machten Sevilla in dieſen Dingen zu der leuchtenden Hauptſtadt eines noch gröſſeren Reiches, als es vormals unter ſeinen Mauriſchen Königen geweſen. Aber bei Murillo ſelbſt, welch ein Wink auf das Leben, das ihn umgab, ſind die immer und immer wiederkehrenden und ſichtlich recht aus dem Leben gegriffenen Bilder der Noth und des Elendes und öfter noch einer in ihrer Muſſe vergnügten Bettelei!

Von da ab iſt Spanien überhaupt immer tiefer geſunken, geſunken durch lange grundſätzliche Mißregierung und zuletzt durch den leider verſchuldeten Verluſt ſeiner groſſen Tochterländer in America. Noch hält, ein Denkmal der Spaniſchen Herrſchaft, ein Sinnbild ihrer in zwei Welten geübten Macht, der ſteinerne Löwe auf dem Scheldethor von Antwerpen ſeine Klauen über zwei Weltkugeln geſchlagen; noch laufen in Spanien ſelbſt die alten Piaſter und Realen um, die als Gepräge zwei Säulen, die Säulen des Hercules, und inmitten beider die Worte *Plus ultra*, vorwärts, Sinnbild und Wahlſpruch Karls I, zeigen: aber die Schelde iſt ſchon längſt wieder Flämiſch und das Vorwärts iſt dem Volk in Spanien ſo fremd geworden, daß es jene Säulen ſeiner Münzen für die Abbildung zweier Kanonenrohre hält. Cartagena, welch wunderbarer Kriegs-

hafen! liegt leer zwiſchen ſeinen von der Natur aufgethürmten Burgen da und leer und ſtill und verfallen die Becken und Werkhäuſer ſeiner Schiffbauſtätte. Und wie leer auch gegen ſonſt von Handelsfahrzeugen ſchlägt der Ocean über die ſchützenden Riffe hinweg an die Mauern von Cadiz! Dieſe Stadt, wie ſie mit ihren weiſſen Häuſern und grünen Schalterläden und Erkern und Dachthürmchen, mit Baumgängen und Palmengärten ſich keck in das blaue Meer hinaus auf die blendende Düne legt, ich habe einen Franzoſen nicht uneben ſie *une ville coquette* benennen hören: aber ſchon iſt es die Gefallſucht einer alternden Schönheit, die bereits der Schminke bedarf. Hat aber Cadiz ſo in Abnahme gerathen können, um wie viel mehr Sevilla, die neben jener ſchon längſt zurückgeſetzte ältere Schweſter! Die Bemühungen der Franzoſen die vormalige Schiffbarkeit des Stromes wieder her zu ſtellen ſind verſchwendet geweſen: es kommen doch nur wenige und nur kleine Fahrzeuge herauf; bereits ſchwemmt ſich das Bette ſelbſt wieder zu, und oberhalb gegen Cordova iſt es nur für die Kähne der Fiſcher tauglich. Der Gegenwart wie zu bittrem Hohne ſteht noch die gewaltige Lonja und begräbt in ihren Sälen das Archiv der erſten Fahrten nach America, der Eroberungen, der Verwaltung des dortigen Reiches, und wie zum Hohne die groſſe Stückgieſſerei, die einzige in Spanien, die doch

für keinen ehrenvolleren Krieg die Waffen bereitet als für den ehrloſen und verderblichen der inneren Parteiung. Die Stadt, die einſt 400000, die zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts noch ihre 300000 Bewohner umſchloß, jetzt zählt ſie deren keine 100000 mehr, und auf ihr Flußgelände, das einſt bedeckt war mit 12000 Dörfern, ſind jetzo keine 800 mehr verſtreut. Und es iſt nicht der Handel, nicht der Gewerbfleiß, nicht die Kunſt noch die Gelehrſamkeit, die jene 90 oder 100000 nährt: denn die Seidengewerbe haben ihre Bedeutung längſt ſchon eingebüßt, und die Hauptſache in dieſer Richtung des Lebens iſt die königliche Tabacksfabrik, die in weiten prächtigen Pallaſträumen zwiſchen 4 und 5000 Menſchen beſchäftigt, vor fünfzig Jahren aber noch die dreifache Zahl beſchäftigt hat; die Academie der Künſte iſt gleich der Univerſität ein Name geworden, und ihre Lehrer ſind ſelbſt des gewöhnlichſten Handgeſchickes ſo wenig Meiſter, daß die Lithographien, die aus ihren Werkſtätten hervorgehn, uns an die Zeit erinnern, da in Deutſchland dieſe Art des Zeichnens ihre erſten kindiſchen Verſuche machte. So iſt es auch in Sevilla wie in ſo mancher einſt bedeutungsreicheren Stadt weſentlich nur die Gewohnheit des Lebens, die noch das Leben erhält; jeder Einzelne zehrt von den täglichen Bedürfniſſen und dem Beſitze des Andern, das Volk von denen des Adels;

der hier zahlreich wohnt, die Laien von denen der noch zahlreicheren Geiſtlichkeit und wiederum die Geiſtlichkeit von den Laien, der Gemeindebeamte von den groſſen Reichthümern der Gemeinde, und ab und zu Alle von dem beſcheidenen Glanz des Hofes, den gelegentlich hier der Herzog von Montpenſier, der Gemahl einer ſpaniſchen Infantinn, hält.

Gleichwohl, da ja Spanien ſich überall entvölkert hat, iſt Sevilla immer noch eine der volkreichſten Städte Spaniens, die volkreichſte nächſt Madrid und Barcelona, und in der rechtlich gültigen Rangordnung, über welche dieß ehrgeizige Volk mit Eiferſucht wacht, die zweite nach Madrid. Und immer noch iſt ſie eine Herrſcherinn, und es muß ſie das Land umher wie zinspflichtig ernähren: Alcala de Guadaira bäckt ihr das Brot, Carmona läßt nach ihr ſein Trinkwaſſer flieſſen, und die Berge der Sierra Morena bei Conſtantina ſenden ihr in den Tagen des Sommers den kühlenden Schnee. Stolz darauf, ſeitdem ſie wieder chriſtlich geworden, nie mehr mit Gewalt erobert zu ſein (denn den Franzoſen hat ſie im J. 1810 ohne Gegenwehr ſich ergeben und den Engelländern im J. 1813 gern), nennt ſich die Stadt, weil Eſpartero ſie im J. 1843 neun Tage lang erfolglos belagert und beſchoſſen, *la inricta*, die Unbeſiegte, und ſtolz auf ihre Gröſſe, auf den Glanz, den Geſchichte und Kunſt ihr verliehen haben und der Adel

und die Geiſtlichkeit ihr noch jetzt verleihen, ſtolz ſogar auf natürliche Schönheit ihrer Lage, hat der Sevillaner den Reim erfunden *Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla*, wer Sevilla nicht geſehen hat, hat kein Wunder geſehen.

Und in der That, den Zeilen zum Trotz, die um Sevilla noch zu überbieten Granada hinzugeſetzt hat, *Quien no ha visto Granada, no ha visto nada* (wer Granada nicht geſehen hat, hat nichts geſehen), in der That, wie jener umlaufende Reim ſo manchen nach Sevilla lockt, niemand, der dort geweſen, wird die Wahrheit läugnen, wenn auch das Wunderbare ihm vielleicht nicht in den Dingen allen entgegengetreten iſt, worin die Eingeborenen es finden mögen.

Für den Fremden am günſtigſten um ſchon vor dem Eintritt in Sevilla ſelbſt das Bild des Ganzen in ſich aufzunehmen iſt der Weg von Cordova her. Wie allmälich über einzelne Hügelränder die groſſe Ebene ſich hinabſenkt, dämmert von weitem die Stadt auf und entfaltet ſich immer deutlicher, bis man ihr ſchon ganz nahe zu dem letzten gemächlichen Abfalle gelangt iſt, wo unter einer capellenartigen Ummauerung und Bedachung ein Kreuz, die *cruz del campo*, das Feldkreuz, ſteht. Hier ſchreitet, links neben der Landſtraſſe, die Bogenreihe einer Waſſerleitung

auf die Mauern zu, Kirche an Kirche ragt aus dem Häuſermeer hervor und über allen die Cathedrale mit ihrem hohen Glockenthurme, rechts in der Ferne ſchwingt ſich der Guadalquivir, und weiter hinten verfließt die Ebene wie endlos hinaus in Luft und Duft.

Aber dieſer Weg wird nur ſeltener eingeſchlagen. Denn die Straſſe, wennſchon beſſer als in manch anderer Gegend (Spanien hat zur Bezeichnung ſchlechter Straſſen den Ausdruck erfinden können, es vermöge nicht einmal ein Vogel darauf vorwärts zu kommen), die Straſſe iſt immer noch ſchlecht genug, und ſchlecht, unbequem, langſam ſind auch die Fahrgelegenheiten. Dazu noch der Mangel an landſchaftlicher Anmuth. Was eine Ebene einzig ſchmücken kann, Büſche, Bäume, Wald, die mit der Mannigfaltigkeit des Grüns ſie überkleiden und die Linie des Geſichtskreiſes wechſelnd brechen, das fehlt der Ebene des Guadalquivir. Kaum daß jene Hügelſäume der graue Schleier von Oelbaumpflanzungen überzieht: alles Übrige liegt in eintöniger Kahlheit da, und wenn die Frucht auf den nicht häufigen Äckern nach frühzeitiger Reife geerndtet iſt, in ſteppenartiger Entfärbung; das einzige Grün, das die Ebene dann noch zeigt, iſt das gelb oder graulich blaſſe der Kriechpalme, die als wucherndes Unkraut weite Strecken einnimmt, des Feigencactus, der, felderweis gebaut, ſeine eßbaren Früchte

reif kocht am glühenden Stral, oder der Aloeſtauden, die mit den ſtarren ſtachlichten rieſenhaften Blättern einen undurchdringlichen Hag um Felder und Gehöfte ziehen und abſterbend dorren, wenn ſie eben am ſchönſten geweſen ſind, wenn ſie bis zwanzig, dreiſſig Fuß hoch den vielarmigen Leuchter ihrer gelben Blüten getrieben haben.

Und ſo iſt Spanien faſt überall, faſt überall baumlos und dürr, wo nicht an quellenreicheren Gebirgsabhängen das Erdreich ohne Zuthun des Menſchen ſich mit Halm und Baum bekleidet. Wie dankbar es aber iſt, wo der Menſch dazu thut, das zeigen in grünem Laub die goldenen Früchte und die dunkelrothen Trauben Malagas, das, die Palmen und Maulbeerbäume, die Wieſen und Reisfelder des Gartens, der von Valencia bis an die Berge ſich hinaufzieht, das die Baumgänge und die Blumenbeete, welche ſelbſt die Klippe Gibraltar zu einem Garten machen und, wie da blanke Geſchütze zwiſchen hohen Geranien ſtehn, zu einem Bilde des Kriegsgottes, der in Blumen ſchlummert. Aber es ſind Ausländer, die ſolchen Schmuck nach Gibraltar gebracht haben und ſo in Malaga die edle Baumzucht fördern; es ſind die Arabiſchen Vorfahren, von denen Valencia ſeine Leben ſpendende Bewäſſerung, die Becken im Gebirge, die Gräben in die Thalfläche herab und durch die Fläche, geerbt hat. Auch das

Land um Sevilla iſt einſt dem ähnlich ein Garten geweſen, und der Anbau iſt, da hier noch die Tauſende von Dörfern lagen, ſelbſt in wiſſenſchaftlichem Sinne von der Stadt aus überwacht und zum Frommen der Wiſſenſchaft betrieben worden. Hier ſchrieb im zwölften Jahrhundert Abu Zakariah al Avam ein Buch über Ackerbau und Viehzucht und im dreizehnten Aben Zohar, der Lehrer des berühmteren Averroes, ein arzneiwiſſenſchaftliches Werk, das auch die Kräuterkunde in ſich ſchloß. Die Gärten der Stadt prangen noch in aller zauberiſchen Schöne des Südens, und über dem glühenden Flor der Granatenbäume ſchwebt da und wölbt ſich ſelbſt der Piſang: aber drauſſen im Felde den Roſſen, die der Landmann über die hingeſchütteten Garben treibt um die Frucht auszutreten, giebt kein Palmendach mehr Schatten, und wo einſt die glänzenden Fäden der Wäſſerung vom Strome her durch Gras und Kräuter gerieſelt ſind, ſeufzt nun, vom lechzenden Stiere getrieben, das ſchwere hölzerne Rad, das mit angehängten Krügen verdorbenes Regenwaſſer aus dürftiger Ciſterne ſchöpft. Der Andaluſier heißt ſprichwörtlich der Müſſiggänger Spaniens: aus Neid brauchte man ihn gerade nicht ſo zu nennen.

Dem Mißbehagen, das ſolche Zuſtände nicht bloß dem Auge, ſondern auch im ſittlichen und politiſchen Denken

erregen, iſt der enthoben, der, wie häufiger geſchieht, Sevilla auf der Waſſerſtraße ſucht, von Cadiz her auf dem Guadalquivir. Hier verſehen in regelmäſſiger Fahrt Dampfſchiffe den Dienſt, die zugleich groß und klein genug ſind um ſowohl für das andringende Meer als für das nicht gar tiefe Flußbett zu taugen. Zwar in der längeren Strecke iſt auch dieſer Weg nicht ſchön. Noch ehe man bei S. Lucar de Barrameda den Ocean verläßt, ſchon weit in deſſen blauen Spiegel hinaus wälzt der Guadalquivir dem Schiff ſeine dicken, trübgelben Fluten entgegen; von dem rechten Ufer der Mündung dehnt ſich ſtundenweit eine Wüſte beweglichen Sandes, die um ſo mehr an Africa gemahnt, als hin und wieder auch aus ihr einſame Palmen emporſteigen; gegenüber an dem öden linken Ufer Anflüge von Seefichten, weiter hinauf vergelbte Waiden, dem Auge unermeßlich und deshalb auch durch die zahlreichen Heerden von Rindern und Roſſen und Schafen, welche ſie durchirren, kaum belebt; dann wohl auch Getreidefelder. Hier aber befremdet den, welcher des Landes kundiger iſt, der Mangel einer volleren Begrünung nicht ſo: die ſalzige Schärfe, die von der See und dem mit der See flutenden und ebbenden Strome das nur wenig erhobene Erdreich ganz durchzieht, läßt nur ein ſpärliches und nur ein niedriges dürres Wachsthum aufkommen. Und man ſieht zwar weder,

wenn man der Stadt ſich nähert, noch ſelbſt wenn das Schiff bereits anläuft, viel von ihren Kirchen und Palä-ſten, und nur der höchſte Thurm winkt ſchon in weitere Fernen hinaus: denn ſie liegt faſt durchweg in der Tiefe, faſt in Einer Fläche mit dem Waſſerſpiegel, ja bei der ſtäts zunehmenden Verſandung theilweis ſchon darunter. Aber es ſind, und das mag der Ungeduld des Herzufah-renden Erſatz gewähren, beſtändige Schlangenwindungen des Fluſſes, die den Ausblick vom Schiffe maleriſch ändern; es ſind ſteilere Uferhöhungen mit hangenden Dörfern und Städtchen, mit Kirchen und gartenumhegten Landſitzen, es ſind zuletzt die Bäume einer Parkanlage, welche die Stadt verdecken und auf den Eingang zu ihr den erſehnten Schat-ten ſtreuen.

Mehr als hier an dem linken Ufer von Sevilla ſehen wir rechts von einer anderen Stadt, zu welcher weiter ob-wärts eine Brücke hinüberführt, noch vor wenigen Jahren, da ich ſie betrat, eine bedenkliche Schiffbrücke, jetzt vielleicht (ein Neubau hatte ſchon damals begonnen) feſter und ſchö-ner von Stein und Eiſen. Jene Stadt iſt Triana, eine der Vorſtädte Sevillas, von dieſer alſo auf die gleiche Art geſchieden wie Trastevere von Rom und Sachſenhauſen von Frankfurt. Aber die in Triana wohnen, ſind nicht bloß die Ärmern und Geringern und Roheren wie dort die

Trasteveriner und die Sachsenhäuser: Triana, obschon es seinen Namen von Kaiser Trajan herleiten und sich dadurch in Glanz und Milde und Gerechtigkeit hüllen will, ist der Schlupfwinkel alles Gesindels von nah und fern, Wohnort und Herberge und Zufluchtsstätte von Zigeunern, von Bettlern, von Mönchen ohne Kloster, von Schmugglern, von Dieben und Räubern. Hier in den engen schmutzigen Gassen und selbst in den düsteren Kirchen ist es schon bei Tag unheimlich, und es mehrt die Unheimlichkeit, daß eben hier, in Trümmer verfallen, der erste Palast des Inquisitionsgerichtes liegt: er mag nicht ohne Absicht in einem Orte gebaut worden sein, wo sicherlich einst auch Mauren und Juden einen Unterschleif fanden.

Nicht so anrüchig und abschreckend als Triana sind die übrigen ausserhalb der Thore gelegenen Vorstädte, aber unschön auch sie und die ländlichen Häuser mehr nur Hütten und alle wie halb vom Winde zerrissen, halb von der Sonne aufgezehrt. Hier irgendwo müßten die letzten Häuser stehen, deren in Brentanos melodischem Liede von Sevilla gedacht wird: aber Blumen an den Fenstern, reines Stübchen und helle Küche und einen glänzenden Hammer am Pförtchen, das dürfte man hier überall vergeblich suchen.

Lassen wir jedoch die Vorstädte: sie sind es nicht, derenthalben Sevilla sich ein Wunder rühmt; treten wir vom

Schiffe links an das Ufer und vorbei an dem groſſen zwölfeckichten Thurme (es iſt der Goldthurm, und der Thurm mehr oberwärts der Silberthurm): alsbald nach den Bäumen empfangen uns die noch feſteren und kühleren Schatten der groſſen Stadt.

II.

Die ganze Reihe der wechselnden Geſchicke, denen Sevilla unterlegen iſt, von der Zeit an, da die Römer hier geherrſcht haben, bis auf unſere Tage, ſehen wir Schritt für Schritt in tauſend Merkmalen und ſehen wir hier wie ſonſt vorzüglich in den groſſen und öffentlichen Bauwerken ausgeprägt. Am bezeichnendſten ſind in dieſer Rückſicht einige Gebäude, die zuerſt ſchon von den Römern aufgeführt, dann, als ſich Bildung und Bedürfniß änderten, von den Arabern und nach ihnen wiederum von der chriſtlichen Kunſt ſind umgeſtaltet worden. Der Art die drei Kirchen Omnium Sanctorum, Santiago el mayor und Santa Catalina, die vor dem heil. Ferdinand Moſcheen, vor den Arabern und den Gothen heidniſche Tempel geweſen ſind, die Allerheiligenkirche ein Heiligthum aller Götter, ein Pantheon, die zwei andern aber der Venus und der Ceres.

Ganz unverändert hat ſich aus der Römerzeit nur weniges erhalten, zwei hohe Säulen an dem einen Ende der Alameda vieja, eines Spazierganges, die Schäfte von Granit, die corinthiſchen Capitelle von weiſſem Marmor, beide mit neueren Standbildern beſetzt, denen des Hercules und Julius Cäſars, des vorgeblichen erſten und des zweiten Gründers der Stadt, und, bedeutender als dieſe vereinzelten Reſte, die ſ. g. *caños de Carmona*, die Leitung, die von Carmona her auf 410 hochgeſchwungenen Bogen das Trinkwaſſer nach Sevilla führt, der ganzen Bauart nach unzweifelhaft Römiſch, obgleich Manche erſt den Arabern die Erbauung zuſchreiben wollen: ſchon der Gothenkönig Liuvigild, da er Sevilla belagerte, fand dieſe Waſſerleitung vor und ſchnitt ihren Zufluß den Bewohnern ab; auch iſt Carmona unter dem Namen Carmo bereits den Römern ein feſter Ort geweſen. Hier aber ſteht wieder recht ein Bild der Verwahrloſung vor Augen, an der in Spanien Alles und Spanien ſelber noch zu Grunde geht: nicht ſchmuck und fröhlich wie dort auf Montpellier kommt die Waſſerleitung über die Ebne daher auf Sevilla zugeſprungen: aus allen Fugen hängt Geſtrüpp, überall durch Spalten träufelt verlorenes Waſſer und bleibt am Fuſſe der Pfeiler als Lache ſtehn. Welch anderen gröſſeren reineren Eindruck machen da in ihrer gänzlichen Zertrümmerung und

Austrocknung die vereinsamten Stücke von Aquäducten, die man in der Römischen Campagna gleich Riesengeschöpfen einer grauen Urwelt feierlich den Horizont beschreiten sieht!

Gleichfalls von den Römern, und wo man, wie in den neulich schon erwähnten Thorinschriften, einen bestimmteren Namen wagt, von Julius Cäsar wird zuweilen die Mauer hergeleitet, die, unterbrochen von mehr denn 150 viereckichten Thürmen und von zwölf Thoren, in ungefährer Kreisform die ganze Stadt einschließt, und allerdings mag namentlich das ausgezahnte Zinnenwerk, das Mauer und Thürme fortlaufend krönt, an die Befestigung Roms durch Aurelian erinnern. Indeß wie diese Mauer bei ihrer Länge von zwei vollen Stunden für das jetzige Sevilla viel zu weit geworden ist, so daß grosse Strecken innerhalb wieder öde liegen, so wäre sie gewiß auch für die Römische Hispalis zu weit gewesen, wohl aber gerade recht für das Eschbilia der Araber und gar der Almoraviden und der Almohaden. Sie ist sicherlich erst von diesen aufgeführt, deren bezeichnenden Stil auch all diejenigen Thore tragen, die nicht in noch viel jüngerer Zeit sind neu gebaut worden. Dazu kommt, daß sich hier eine Art von Baustoff angewendet zeigt, wie man sich in Italien dessen nur höchst selten und zu grösseren Werken niemals bedient hat, wie dagegen im Vaterlande der Mauren, in Africa, er recht

eigentlich alteinheimiſch iſt. Schon zu der Römer Zeiten hat man da gekannt und geübt, was ebenda heute noch, den jetzt ſo genannten Piſébau, Herſtellung von Mauern aus Erde, die zwiſchen Bretterwänden als in einer Form feſt geſtampft wird; durch Hannibal. der in Hiſpanien ſelbſt Wartthürme ſo gebaut, war dieß Verfahren ſchon damals auch hieher gelangt. Dem ähnlich nun die Mauern von Sevilla, nur daß zu ihrer Aufſchichtung nicht Leim oder ſonſt gemeine Erde, ſondern ein erſt künſtlich beſchaffter Mörtel gebraucht iſt, alſo ganz (um ein großartiges Beiſpiel aus unſerer Zeit daneben zu ſtellen) wie zu den Werkſtücken für den neuen Hafenbau in Marſeille. Den Arabern (denn auch als Baumeiſter der Mauriſchen Zeit hat man ſich ſtäts noch Araber zu denken), den Arabern, welche die Chemie zuerſt geſchaffen und der Chemie ſelbſt und ſo manchem ihrer Stoffe die Namen gegeben, lag es nicht fern, auch ſolch einen künſtlicheren Bauſtoff zu erfinden und maſſenhaft zuzubereiten.

Aber den Sevillanern thut es wohl, die Alterthümer ihrer Stadt wo möglich noch älter und deren ſo viel als möglich zu Werken der Römer zu machen. Es müſſen alſo die Mauern und die Mauerthürme doch von den Römern und von Julius Cäſar, es muß auch die *Torre del oro*, der Goldthurm am Guadalquivir, dem zu Füſſen die

Schiffe anlegen, und in deſſen Gewölbe einſt die Indienfahrer des Königs ihre goldnen Schätze geliefert haben, ein Gebäude, das groß in ſeinen Maaſſen und dennoch zierlich, zierlich beſonders durch die zwölfeckichte Form und das oben noch darauf geſetzte kleinere Thürmchen iſt, es muß auch die Torre del oro von den Römern und auch ſie von Julius Cäſar gebaut ſein. Hier aber, wenn nicht bereits die Römer Thür- und Fenſterbogen in Hufeiſenform ſollen gewölbt haben, iſt der Arabiſche Urſprung gar unzweifelhaft. Auch die Araber waren im Falle zu Schutz und Trutz auf dieß Ufer einen feſten Thurm zu ſtellen, und ſie noch mehr als die Römer, da unter ihnen der Strom noch an Eſchbilia vorbei und bis hinauf nach Cordova Schiffe trug. Eben deshalb hatten ſie hier ſelbſt eine Kette um je nach Erforderniß die Auf- und Abfahrt gänzlich zu ſchlieſſen.

Wozu uns jedoch mit Dingen verweilen, die vielleicht anderswo der längeren Rede werth, in der Wunderſtadt Spaniens aber Geringfügigkeiten ſind, verglichen mit den Schätzen, die im Übrigen ihr Schoß noch hegt, zumal und zunächſt mit ihrem alten Königsſchloſſe verglichen, dem gröſten Denkmale weltlicher Baukunſt in dem Spanien der Araber und der Mauren und unter allen auch dem beſt erhaltenen.

Der Alcazar (das auch ſonſt den Arabern übliche Wort für Schlöſſer der Könige) liegt am Südrande der Stadt, wo von einer neuen Krümmung des Guadalquivir herauf das Erdreich über die häuſerbedeckte Fläche ſich erhebt, in ſanfter Steigung und ſtufenweiſe durch Hilfe der Kunſt: von der Höhe mag der Blick über die Stufen hinab mit den Gärten ſinken, deren Farbenſchmelz und Duft ſie füllt, in denen ſich die Banane über Orangenbäumen und Myrten und Jasmin und Roſen wiegt und überall Springbrunnen auftanzen in die ſonnige Luft, oder er folgt den ſteingebauten Gängen, die ſich vom Schloß nach den Thürmen ziehn, welche den Garten begrenzen, oder ſchweift weiter hinaus nach der Cathedrale, der einſtigen Hauptmoſchee, ihrem Glockenthurme, dem einſtigen Minaret, und auf die endlos weite Ebene, durch die der Guadalquivir ſich dem Ocean entgegenwindet, als fürchte und verzögere er ſeinen Untergang. Dieſe Terraſſengärten ſind ſo, wie ſie jetzt erſcheinen, die Schöpfung des letzten Königes, der noch häufiger und länger in Sevilla und hier im Alcazar Hof gehalten, Kaiſer Karls V, eine jener glücklichen Verſchmelzungen von Gartenkunſt und Baukunſt, die dem Wandrer in den Ländern des Südens ſo oft und ſchön entgegentreten. Zu oberſt aber breitet ſich das Schloß, ein weitläuftiger, mannigfach gegliederter Bau, wie er im Verfluſſe

vielleicht mehr denn eines halben Jahrtauſends ſich nach und nach gedehnt und erneuert hat, und deshalb allerdings in ſeiner Anlage nicht mehr einheitlich, in der Ausführung nicht gleichmäſſig, aber um ſo überraſchender durch den Wechſel und um ſo maleriſcher, eine bald heitere, bald auch groſsartige Zuſammenreihung von gröſſeren und kleineren Gemächern (man zählt deren 78) und zwiſcheninnen von Höfen, die zu ebener Erde ein Bogengang, oben vielleicht ein zweiter umſchlieſst, und von Badegemächern noch unter dem Boden: Alles ſo ſchattenreich als luftig und recht ein Sommerſitz, da die ſpringenden Brunnen der Höfe noch die Kühlung mehren und der Baum- und Blumenſchmuck derſelben auch die weniger milden Tage ſtäts noch ſommerlich färbt.

Die erſte Gründung des Alcazar wird bis in das achte Jahrhundert zurückgeſetzt: von dem aber, was jetzo ſteht, das Älteſte und den Kern davon hat im J. 1181 der Almohadenkönig Juſef Abu Jakub bauen laſſen; der Baumeiſter hieſs Jalubi. Hier iſt das Bedeutendſte und wahrhaft auch bedeutend ein groſser Saal, kuppelförmig in Holz gewölbt, den man des Zweckes wegen, welchem er in der Hofhaltung der Könige gedient hat, den Geſandtenſaal und noch öfter wegen der eigenthümlichen Form, in welcher ſich die Kuppel hebt und ſenkt, *la sala de la media naranja*, Saal der halben Orange, nennt; vor ihm ein kleinerer

Hof mit dem mir unerklärten Namen *patio de los muñecos*, Puppenhof. Das Meiſte jedoch iſt theils Aenderung, theils Zuſatz erſt durch chriſtliche Könige, namentlich durch Peter den Grauſamen, der hier beſonders mit ſeiner Buhle Maria Padilla gehaust, eben hier auch die gräuelhafteſten ſeiner argen Thaten verübt hat, und dann aus noch viel ſpäterer Zeit durch Kaiſer Karl V. Von Peter rührt z. B. die Hauptfront des Gebäudes her, von Karl die obere Gallerie des Puppenhofes und der ganze Haupthof, der *patio principal*, ein Raum von 70 Fuſſen Länge und mehr als 50 Breite, über einander von zwei Bogengängen eingefaßt, die auf je 52 marmornen Säulen ruhn. Dieſe jüngſten Hinzufügungen halten nicht mehr recht und echt den Arabiſchen Bauſtil inne: der obere Gang des Puppenhofes hat einfache und ganz ungeſchmückte Rundbogen; der untere des *patio principal* iſt wohl auf das reichlichſte nach Arabiſcher Art geſchmückt, aber er wird wieder von Spitzbogen gebildet, Spitzbogen auf corinthiſchen Capitellen. Dagegen was Don Pedro gebaut hat, ſchließt ſich mit einer Übereinſtimmung, welche den Abſtand der Zeiten vergeſſen läßt, eng und ſchön dem noch älteren und urſprünglichen an und ſtellt, mit dieſem verbunden, eines der glanzvollſten und für Spanien das gröſte Beiſpiel Arabiſcher Palaſtbauten vor das ungeſättigte Auge.

Wie aber ſoll, was der Blick mit Mühe bewältigt, davon das Wort eine Beſchreibung geben? Denn Alles ſcheint in Zierrath zu vergehn, die Thorflügel, die mit Schnitzwerk überdeckt, die Fußböden der Höfe und der Säle, die mit Marmor wie in verſchlungenen Bändern oder mit gemuſterten Ziegelſteinen eingelegt, die Wände, die mannshoch von unten empor mit glaſierten Platten, oberhalb mit gevrägtem Mörtel bekleidet, durch Rahmen in Felder getheilt, von Bogenſtellungen auf Pilaſtern durchzogen ſind, die Wölbungen endlich, von denen es in geſchnittenem oder gemeiſſeltem oder gegoſſenem Holz und Stein und Gyps wie ein Tropfſteingebilde oder ein Gewebe von Spitzen herniederſchwebt. Und in bunteſter muſiviſcher Färbung, in reichſter Vergoldung funkelt all der Zierrath, und aller Zierrath, ſo mannigfaltig entwickelt er auch iſt, geht ohne irgendwelche Nachahmung der lebendigen Natur einzig auf geometriſche Anſchauungen zurück, auf gerade und krumme Linien, auf Dreiecke, Vierecke, Vielecke und Kreiſe, ſo daß auch die Kufiſchen Buchſtaben Arabiſcher, die eckicht lateiniſchen Spaniſcher Inſchriften in ihn ſich fügen, mit ihm verſchwimmen können.

Vielleicht aber, wenn wir dieſe Überfülle des Schmuckes in Gedanken beſeitigen, wenn wir gleichſam den Blumenſtaub abwiſchen um den Bau der Blume ſelbſt deſto un-

gehinderter zu betrachten, vielleicht gelingt es uns dann doch, die Bedeutung und die Formen aufzufinden, welche dem allem, welche dem Arabiſchen Stil überhaupt zu Grunde liegen. Da mögen uns denn (wir haben die Kunſt eines dem Nomadenleben entwachſenen Volkes vor uns) die gemuſterten Böden als ein Teppich, welcher die Erde bedeckt, die Wände als Teppichwände eines Zeltes, die Wölbung als das in der Luft ſich bauſchende Dach eines ſolchen erſcheinen; da ſtellt ſich als die bezeichnende Haupteigenheit der ganzen Bauart die in ſich ſelbſt gebrochene Linie und Fläche dar. Der Bogen geht noch über den Halbkreis hinaus, als wenn er zum vollen Kreiſe ſich ſchlieſſen wollte: aber plötzlich ablenkend weicht er zurück, und es entſteht die Hufeiſenform, gelegentlich auch dieſe wieder gleich dem Rand einer Muſchel in eine Reihe kleinerer Bogen zerſetzt, und Glied neben Glied, Stufe um Stufe tritt die Halbkugel des Gewölbes in zahlloſen kleineren Gewölbchen niederwärts und obwärts aus ſich ſelbſt heraus, ſo daß ſie der zellenbedeckten Abrundung eines Bienenkorbes ähnlich wird.

Und hiemit unterſcheidet ſich der Arabiſche Stil in genügender Augenfälligkeit ſowohl von dem altchriſtlichen, dem Byzantiniſchen und dem Romaniſchen, deren jeder einfach mit geraden und halbkreisrunden Linien und Flächen,

als von dem Germaniſchen, der mit Durchſchneidungen ſolcher die ihm eigenthümlichen Formen ſchafft. Gleichwohl iſt der Arabiſche Stil aus dem altchriſtlichen hervorgegangen und in ſeiner weitern Entwickelung mannigfach beſtimmt worden durch den Romaniſchen und mehr noch den Germaniſchen; die Abweichung dieſen Urſprüngen und Vorbildern gegenüber iſt zuletzt auch nur die Sache eines ausſchmückenden Spieles, nicht eines wahrhaft neuen Kunſtgeſetzes geweſen. Weiter indeß dieſen vergleichenden Betrachtungen nachzugehen dürfte hier nicht am Platze und ohne Verdeutlichung durch Abbildungen auch nicht wohl thunlich ſein; nur darauf ſei mir noch geſtattet aufmerkſam zu machen, wie irrig und irre führend die gewöhnliche Ausdrucksweiſe iſt, die von einem Mauriſchen Bauſtile ſpricht: irrig und irre führend, weil ſchon in Spanien ſelbſt (ich erinnere nur an die Moſchee von Cordova) der Stil um einige Jahrhunderte älter iſt als die Herrſchaft der Mauritaniſchen Stämme, weil dieſe mit all ihrer übrigen Bildung ihn nur von ihren Vorgängern den Arabern ererbt haben, weil er auch auſſerhalb Spaniens und überall da ſich findet, wo ein Land den Arabern zugehört oder doch vermöge des Islam Arabiſchem Einfluß offen geſtanden hat.

So viel, vielleicht ſchon zu viel von dem Alcazar Sevillas und auf Anlaß desſelben. Ich weiß wohl, eines

höheren und, wo von Mauriſcher Baukunſt die Rede iſt, eines beinahe ſprichwörtlichen Ruhmes genießt der Alhambra, das Königsſchloß von Granada. Hieran aber möchte den Hauptantheil die Romantik, die an letzterem in der Geſchichte der Abenceragen haftet, und der berückende Zauber der allerdings viel ſchöneren Lage haben, der baumgrüne Felſenhügel, auf welchen das Schloß ſich lehnt, der Vordergrund eines üppig blühenden Thales mit der auch noch Mauriſch bunten Stadt, der Hintergrund eines Gebirges, das unten mit Palmen umgürtet und hochanſtrebend mit ewigem Schnee gekrönt iſt. Im Übrigen, an ſich ſelbſt ſteht der Alhambra eher zurück. Er iſt kleiner, er iſt überall nur zierlich; der Neubau, womit Karl V auch ihn hat verſchönern wollen, iſt hier ein ſchreiender Mißton, da für denſelben ein ganz anders gearteter Stil, der Stil der Renaiſſance, iſt gewählt worden; die urſprünglichen Theile aber ſind früheſtens vom Schluſſe des dreizehnten, ja erſt aus dem vierzehnten und dem fünfzehnten Jahrhundert, und leiden, obwohl noch von Mohammedaniſchen Fürſten gebaut, doch ſchon ſehr an unvermittelten Einmiſchungen fremder, chriſtlicher Kunſtübung, wie wenn z. B., dem Koran ganz zuwider, der Thier- und Menſchenbilder ſtreng unterſagt, die Schale eines Springbrunnens von Löwen getragen wird oder die Decke eines Saals mit Gemälden aus Krieg und

Jagd geziert ist, von der Hand, wie es scheint, eines Deutschen Künstlers aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, dessen ganz zu geschweigen, wie der Germanische Spitzbogen sich hier bereits mit vollem Übergewicht eingedrängt und öfters unschön genug sich zu einem stumpfen Winkel zweier geraden Linien verflacht hat. Und endlich, der Alhambra verfällt je mehr und mehr, ja theilweis liegt er schon in Trümmern: der Alcazar von Sevilla ist nie in dem Maasse verwahrlost worden, und jetzt, wo er dem Herzoge von Montpensier zum Gebrauch überlassen, wo auf dessen Veranstaltung eine geschickte, gewissenhaft schonende und nur die Kosten nicht scheuende Wiederherstellung darüber gegangen ist, steht er vom Grösten bis zum Kleinsten in solchem Glanze der Frische da, als ob er jetzt erst gebaut wäre. Hiezu hat selbst eine Barbarei vergangener Zeiten eigenthümliche Dienste geleistet. In demselben vorigen Jahrhundert nämlich, wo all das kunstreich gemeisselte Steinwerk unseres Münsters mit dunkelrother Tünche überzogen worden um dem Auge durch eine kraftvollere Farbengebung wohl zu thun, hat man die Wände und Wölbungen des Alcazar dick mit Weiß übertüncht, damit die Räume nicht so düster oder irgend welche Hände für guten Lohn beschäftigt seien. Jetzt dankt man fast dafür: denn hinter diesem nun leicht wieder abgeblätterten

Schutze haben ſich die alten Formen und Farben nur um ſo friſcher erhalten, und der reiche Schmuck iſt bewahrt geweſen gegen die Beſchädigungen und Plünderungen durch Fremde und Einheimiſche, denen der Alhambra ſeit langem unterliegt.

Eine Wahrnehmung, die dem aufmerkſamer blickenden überall ſich aufdrängt, iſt der dauernde Einfluß, welchen bedeutende Bauwerke auf den Geſchmack der ſie umwohnenden üben, die Neigung der letzteren Denkmale der Kunſt, die mit ſtill nachhaltiger Wirkung ihnen täglich vor Augen ſtehn, bewußt oder unbewußt und ſelbſt in ungehöriger Weiſe nachzuahmen. So haben in Köln noch die Jeſuiten es gewagt, eine Kirche, dem Dome ähnlich, bauen zu wollen; ſo findet man in Heidelberg auch an geringeren Bürgerhäuſern immer wieder die groſſen Thorbogen, wie das pfalzgräfliche Schloß ſie hat; ſo um den Genfer See ſelbſt an Häuſern der Landſtädte jene runden Thürme mit der zugeſpitzten Bedachung aus gediegenem Stein, welche dort zuerſt den Schlöſſern der Adlichen eigen geweſen ſind. In Sevilla nun iſt eben dergleichen zu bemerken, ebenſolche den Baugeſchmack beſtimmende Einwirkung des Alcazar. Noch vor einem Jahrzehend etwa hat man dem Zuſchauerraume des vornehmſten Schauſpielhauſes, des *teatro principal*, die Form und den Schmuck und namentlich die bunt-

verzierte Holzwölbung des Saales der halben Orange und bis in das ſechzehnte Jahrhundert zurück mehr als einem Hauſe und Palaſt im Ganzen oder doch in Einzelheiten immer noch den Arabiſchen Stil gegeben, den Stil desſelben Volkes, das doch um des Glaubens willen verhaßt und vernichtet, desſelben Zeitalters, über das man doch mit Siegesgepränge hinausgeſchritten war. Eines der früheſten und das merkwürdigſte Beiſpiel der Art iſt ein Pallaſt in der Nähe der *Puerta de Carmona*, den im J. 1521 Fabrique Enriquez de Ribera, Marquis von Tariſa, erbaut, ſpäter jedoch das Geſchlecht der Herzoge von Medina-Celi erworben hat, ein Geſchlecht, dem an Macht und Reichthum nur das von Medina-Sidonia gleich und nur die Krone voranſteht: wie man in Italien ſagt, daß ein Doria die ganze Halbinſel durchreiſen und Tag für Tag auf eigenem Grund und Boden, in eigenem Haus übernachten könne, ſo in Spanien von den Medina-Celi. Als ihr Hauptſitz aber gilt Sevilla: darum iſt auch, als zuerſt hier die Inquiſition eingeſetzt ward, der Herzog von Medina-Celi mit dem Ehrenamte betraut worden dem feierlichen Aufzug eines Auto da fe die Glaubensſtandarte voranzutragen. Wie eine bittre Verhöhnung nun um dieſes Amtes willen erſcheint der Palaſt. Es iſt im Abendlande öfters geſchehen, daß man ſich Bauriſſe der heiligſten Kirchen der Chri-

ſtenheit, namentlich der Grabkirche zu Jeruſalem, geholt und daheim neue Kirchen nach dieſen gebaut hat: Ribera iſt dem Plane des Hauſes gefolgt, welches ehemals auch in Jeruſalem als das des Pilatus bezeichnet ward, der Jeſum in den Kreuzestod dahin gegeben und ſich die Hände rein gewaſchen hat von der Blutſchuld. Hievon alſo giebt der Palaſt, der Palaſt nun der Herzoge, die das Fahnenlehen des Ketzerverbrennens haben, in ſeinem Ganzen ein Abbild und heißt deswegen *Casa de Pilatos*, Haus des Pilatus, und nicht weil Pilatus in ihm ſei geboren worden, wie der Sevillaner aus Irrthum und hier ſehr übel angebrachter Eitelkeit gelegentlich auch erzählt. Der Stil aber, in welchem das Gebäude übrigens ausgeführt iſt, ſoll der Arabiſche, ſoll der des Alcazar ſein. Nur fehlt zur Ebenmäſſigkeit und Treue Vieles: es gerathen z. B. die Bogen des oberen der zwei Säulengänge, die den groſſen Hofraum umſchlieſſen, aus der Hufeiſenform in das flache Halbrund der Renaiſſance; zumeiſt nur die Ausſchmückung der Wandflächen und um die Thüren her iſt nachgeahmt, und auch ſie mit ſo erbleichtem Abglanz, daß die bunten Platten, welche den unteren Theil der Zimmerwände bedecken, faſt die Hauptſache ſind. So bleiben das Schönſte und Bemerkenswertheſte des Palaſtes einige Dinge, die eigentlich nicht zum Bau und zu dem gemeinten Bauſtil

gehören, ein Säulchen inmitten jenes Hofes, das auch aus Jerusalem stammt und noch dasselbe sein soll, auf welchem der Hahn dem verläugnenden Apostel gekräht hat; in einigen Gemächern Deckengemälde von Francisco Pacheco, einem Sevillaner des siebzehnten Jahrhunderts, mythologischen Inhaltes und von jener zuerst in Italien aufgekommenen Art, welche die Gestalten solcher Bilder durch allerhand oft sehr künstliche Wendungen und Verkürzungen als wirklich frei in der Höhe schwebend darstellt; endlich gleichfalls im Hof und in einem der Säle eine Sammlung von Inschriften und Bildhauereien aus der alten Italica. Auch dieß aber soll ein Wettstreit mit dem Alcazar sein: denn dessen jüngster, erst durch Karl V hinzugekommener Anbau enthält ebensolch eine Sammlung, die jedoch reicher an Zahl und durch höheren Kunstwerth einiger ihrer Standbilder ausgezeichnet ist, einer Urania z. B. und dreier Kaiser in Heroengestalt.

Schon vorher ist einiger Gebäude gedacht worden, die ursprünglich Tempel des Römischen Heidenthumes, unter den Arabern Moscheen gewesen und jetzo Kirchen sind, als Spuren aber solches Wechsels ein Gemisch Arabischer und Germanischer Bauart an sich tragen. Diesen Fortschritt der Zeit und der Einwohnerschaft von dem einen Glauben zum andern und von Stil zu Stil zeigt auch dasjenige

Bauwerk, das neben dem Alcazar das gröſte und ſchönſte der Stadt und erſt recht ihr Stolz vor vielen, ja vor allen Städten des Reiches iſt, deshalb auch das einzige noch, mit deſſen mehr ausgeführter Betrachtung ich Sie aufzuhalten gedenke: ich meine die Cathedrale, die Kirche des Erzbiſchofs.

Sevilla mit ſeinen faſt anderthalbhundert Kirchen, mit ſeinen 68 Klöſtern, die jetzt freilich meiſtentheils leer ſtehn, ſeitdem die neueren Staatsumwälzungen alle Mönchsorden aufgehoben und nur die Klöſter der Frauen und das der Benedictiner auf dem Athos Spaniens, dem Montſerrat, noch verſchont haben, Sevilla mag wohl das Spaniſche Rom heiſſen. Welchen Reichthum auch beſitzt hier die Kirche, welchen noch mehr als fürſtlichen der Erzbiſchof und ſein geiſtlicher Hofſtaat! welcher Glanz begleitet den Gottesdienſt und die Feierlichkeiten, die den Gottesdienſt noch aus den Hallen der Tempel auf Markt und Straſſe verpflanzen! Denn in Spanien ſo wenig als ſonſt im Süden ſcheut die Religion vor einem oft ſehr weltlich bunten und bewegten Schaugepränge zurück: zu Barcelona miſchen ſich Rieſengeſtalten, zu Valencia Knaben, die als zwergenhafte Mohrenkönige ausgekleidet ſind, in die Aufzüge bei Kirchenfeſten, und zu Sevilla beim Frohnleichnamszuge iſt es Sitte, daß von Zeit zu Zeit, indem dieſer ſtille hält, ſechs

Chorknaben zu Geſang und Caſtagnettenſchlag einen Tanz mit Gebärdenſpiel aufführen. All dergleichen ohne Harm und Arg: den Katholicismus des Südens, dem kein evangeliſches Bekenntniß läuternd und beſchämend zur Seite ſteht, hindert nichts mit Sinn und Gebräuchen in ein neues Heidenthum auszuarten oder in das frühere zurück zu fallen; ihm ſind Maria und die Heiligen wieder ebenſo viel Götter geworden, ja jedes einzelne Marienbild eine Gottheit, und es kann geſchehen, daß die verſchiednen Marien einer Stadt an gewiſſen Tagen ſich beſuchen und mit einander durch die Straſſen ziehn: des eigentlichen einigen Herren der Kirche iſt darüber längſt vergeſſen. Hat doch in Rom, der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, ein Capuziner als warnendes Beiſpiel, wie übel es denen ergehe, die ihre Eltern mit Geringſchätzung behandeln, Chriſtum aufſtellen dürfen, der zu ſeiner Mutter geſagt habe „Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen?“ der aber auch dafür am Kreuz geendet!

Für Sevilla nun der ſtralende Mittelpunkt ſolcher Religionsübung iſt die Cathedrale mit ihrem faſt unberechenbaren Schatze von heiligen Geräthſchaften und Gewändern und Kleinoden aller Art, von edlen Metallen und Edelſteinen: die *Custodia* z. B., das Gefäß, in welchem bei jenem Frohnleichnamszuge das Allerheiligſte getragen wird,

und welches ſelbſt wieder die Geſtalt eines vierſtöckigen Tempelbaues hat, iſt bei 12 Fuſſen Höhe ganz von Silber und ſo ſchwer (1570 Pfund), daß ſechzehn Träger dazu erfordert werden; die Cathedrale alſo mit ihren 300 Meſſen täglich an 82 Altären, mit ihren mehr als 150 Canonikern und Präbendarien und Caplanen u. ſ. f. und an der Spitze dieſer aller einem Erzbiſchofe, der ein Jahreseinkommen von 400000 Franken bezieht, mit den Bettlern endlich, die in nicht viel kleinerer Zahl die Thüren umlagern und durch Schauſtellung oft der ekelhafteſten Gebrechen auch ihr reichlich Einkommen finden: denn Almoſengeben iſt ja das verdienſtlichſte Werk, und namentlich dem Spanier hat vor dem alten Erbübel ſeines Landes, der Bettelei und dem Landfahren auf Bettel, ſtäts ſo wenig gegraust, daß ihm Geſtalten und Lebensläufe der Art ein Lieblingsgegenſtand der Malerei wie der Dichtkunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts haben werden können.

Solcher Fülle der irdiſchen, ſolcher der himmliſchen Schätze, die über den Stuhl des Erzbiſchofes von Sevilla ausgeſchüttet ſind, entſpricht mit allem die Großartigkeit und Pracht des Gebäudes. Hier hatte, ehe Ferdinand der Heilige die Herrſchaft des Chriſtenthumes wieder eingeführt, ſchon die Hauptmoſchee der Mohammedaner geſtanden, begonnen im J. 1171 von Juſef Abu Jakub, demſelben

Könige, der auch den Alcazar gebaut, und im J. 1195 von deſſen Sohne Jakub Abu Juſef vollendet; umgeweiht zur Kirche, ward ſie von Ferdinand dem neu geſetzten Biſchof übergeben. Und wiederum der Moſchee ſoll an der gleichen Stelle ſchon eine Kirche der Chriſten vorangegangen ſein: als Überbleibſel davon wird noch eine Mauer mit einem hochverehrten Bilde der heil. Jungfrau gezeigt, das wunderbarer Weiſe ſelbſt die ganze Arabiſche und Mauriſche Zeit hindurch ſich unangetaſtet erhalten und dem chriſtlichen Könige zur Einnahme der Stadt Hilfe geleiſtet habe. Nur hat dieß Gemälde doch ſchwerlich ein ſo hohes Alter und möchte wohl erſt, da die Moſchee zur Kirche ward, gefertigt ſein.

Gröſſer und unzweifelhafter in ſeinem Urſprung iſt, was noch von der Arabiſchen Baute da ſteht. Der bedeutendſte dieſer Ueberreſte iſt das alte Minaret, das ſeiner Zeit auch als Sternwarte ſoll gedient haben, ein viereckichter, ſiebenſtöckiger Thurm mit zierlichen, theils einfachen, theils Doppelfenſtern hinter Balconen, die Mauerflächen belebt durch Eintheilung in Felder und Füllung dieſer mit einem Netz ewebe von Roſetten; innen führt anſtatt einer Treppe ein fünfunddreiſſigmal in rechten Winkeln gebrochener, mit Ziegelſteinen beſetzter Weg hinauf, von ſo gemächlicher Steigung, daß man ihn gleich dem ähnlichen

Aufgang im Schloſſe zu Berlin fahren und reiten könnte, und die jetzige Königinn, die gern und gut zu Pferde ſitzt, wirklich auch ſoll hinauf geritten ſein; zu oberſt, wo der Weg zu Ende geht, hat ſich dereinſt noch ein kleineres Thürmchen erhoben, von buntgebrannten Steinen, deſſen Spitze vier vergoldete Kugeln trug oder nach anderem Bericht nur eine, dieſe jedoch von ſolcher Gröſſe, daß man um damit in die Stadt zu kommen ein Thor derſelben breiter ausbrechen mußte. So bis zu einer Höhe von 250 Fuſſen, um vieles höher als unſre Münſterthürme, hat den Thurm der Moſcher Muhamad Djeber gebaut, ein berühmter Mathematiker, derſelbe, von deſſen Namen (wie man aber ſagt, nicht richtig) der Name der Algebra hergeleitet wird; ſo auch, nur daß ein Erdbeben im J. 1395 jenes Thürmchen mit den Goldkugeln herabgeſtürzt hatte und im J. 1400 hier die erſte Thurmuhr in Spanien angebracht worden, hat er noch im J. 1493 da geſtanden, als die Gegenwart der Königinn Iſabella einem jungen Edelmann, Alonſo de Ojeda, Anlaß gab von der gefahraufſuchenden Kühnheit, die er nachher als Begleiter des Columbus oft bewähren ſollte, ſchon hier eine Probe abzulegen. Nah der Höhe ragte zwanzig Fuß weit ein Balken aus dem Thurm hervor: Alonſo ſchritt bis an deſſen Ende; dann, das eine Bein erhebend, wandte er ſich ſchnell auf

dem anderen um und ſchritt zurück. Und noch einmal trat er hinaus, mit dem einen Fuß auf den Balken, mit dem andern gegen die Mauer, und warf in dieſer Stellung eine Orange auf die Höhe des Thurms. Das ſechzehnte Jahrhundert aber um das Minaret zum Glockenthurme und wie zu einer Warte des nun herrſchenden Chriſtenglaubens zu machen hat noch ein Stockwerk mehr und wieder einen kleineren Thurm hinaufgeſetzt, beide zwar in neuerem, nicht im Arabiſchen Bauſtil, und auf die Kuppel des Thurmes ein Erzbild von 14 Fuſſen Höhe, den Glauben. Man ſagt, das Bild drehe ſich im Winde: ich habe das nicht geſehen und möchte es ungern nachſprechen, da man zugleich das Gewicht auf 2800 Pfund angiebt. Der rieſige Erzengel auf dem Vordergiebel von San Michele zu Lucca bewegt doch nur die Flügel: ebenſo iſt hier die Fahne, welche der Glaube in der Rechten hält, und ſie wohl allein beweglich. Eine Wetterfahne heißt im Spaniſchen *giralda*: hier nun wird der ganze Thurm, den eine ſo ſtattlich angebrachte Wetterfahne ziert, *Giralda* genannt.

Dieſe ſpäteren Aufſätze haben dem Thurm eine Höhe von 374 Fuſſen gegeben, ihn zum höchſten über ganz Spanien und zu einem ſprichwörtlich berühmten und ſo bewunderten Schmucke der Cathedrale und der Stadt gemacht, daß er auch, wennſchon in verjüngtem Maaßſtabe, an der

Kirche von S. Marco zu Sevilla, an der Hauptkirche von Carmona und anderswo iſt nachgeahmt worden und in Sevilla ſelbſt und von der Cathedrale aus ſein Abbild im Frohnleichnamszuge mitgetragen wird. Dieß letztre jedoch hat noch ſeine beſondre Begründung und Bedeutung. Von zweien der Heiligen, die in Sevilla ſelbſt einheimiſch ſind (und es giebt nicht wenige ſolcher: wir ſ' n kennen deren einige), zweien Blutzeuginnen des Glaubens aus der Gothiſchen oder noch älterer Zeit, den Jungfrauen Juſtina und Ruſina, erzählt die Legende, daß ſie bei jenem Erdbeben von 1395 hilfreich unter die wankende Giralda getreten ſeien und ſo dieſelbe der Stadt ſei erhalten worden. Daher die Umtragung des Bildes und mitgetragen auf beiden Seiten zwei Jungfrauen, welche die Heiligen vorſtellen.

Aber nicht bloß der Anblick, welchen von unten und von auſſen her die Giralda ſelbſt gewährt, iſt ein Ruhm Sevillas, ſondern auch die Ausſicht, deren man von ihrer Höhe genießt, in ſtiller Abgeſchiedenheit, während das Gewühl der Straſſen nur dumpf wie ferne Meeresbrandung heraufbraust, eine Ausſicht, die um ſo weiter ſich dehnt, als gegen Weſten hin den Blick nichts hemmt und er der Sonne bis dahin folgen mag, wo ſie in den Ocean darniedertaucht, auf den anderen Seiten aber die Zacken und Kegel der Gebirge auch erſt in weiterem Abſtande den

Horizont begrenzen. So ist der Rundblick groß und reich und fesselnd durch die Gegensätze von Stadt und Land, von Land und Wasser, von Ebene und Gebirg, und er müßte für all die Vielen, die einer landkartenmäßigen Aussicht den Vorzug vor abgeschlossenen Landschaftsbildern geben, wahrhaft entzückend sein, wenn Spanien die Luft und das Licht Italiens hätte. Aber während in Italien die Luft so dünn und rein ist, daß auch dem Entferntesten noch der scharfe Umriß und eine fast ungedämpfte Kraft des Lichtes und Schattens und der Farbe bleibt, füllt den Spanischen Himmel stäts ein gewisser Dunst, der die Linien verschwimmen, die Grenze zwischen Licht und Schatten sich verwischen, die Farben sich brechen läßt und so schon das Nähere in die Ferne, die Ferne in weichen Duft entrückt. Und im Hochsommer verdichtet gerade über der schwülen Ebene des Guadalquivir dieser Dunst sich so, daß er den Himmel in ein mattes Grau verkleidet und vor den die Weite suchenden Blick alsbald einen trüben Schleier spannt. Uns aber hat, obschon auch im Sommer, ein ungewohnter Regensturm den Schleier gelüftet, und wir mögen nicht bloß tief unter uns in die bunte Stadt mit den höher ragenden Palästen und Kirchen ohne Zahl und in die Vorstädte ausserhalb des Mauerkranzes und jenseit des Guadalquivir blicken, sondern auch weiter hinaus, bis wo

die Umbüſchung der Ufer und die Gärten der Landhäuſer ſich in öderen Raum verlieren und nur ſpärlicher noch Schlöſſer und Städte und Dörfer hier im Spiegel des Waſſers ſich beſchauen, dort kühn oder wie ermüdet ſich auf Hügel lagern, und weiter und weiter abwärts, wo der Strom mit breit aufgethanen Armen dem Meere zuſinkt und immer häufiger ſich verbirgt und immer ſchmäler wieder hervorblitzt, und aufwärts nach den blaßgrünen Streifen durch das Gelb der Ebene, den Olivenhügeln, und der Waſſerleitung folgend nach Carmona hin, und fort und fort, bis zuletzt im Süden die Felſen des zinnengekrönten Ronda, nördlich in mild verfließendem Schimmer die Sierra Morena die Scheidewand erbaut. Was unten in der Ebene ſelbſt das Auge ſchmerzt und das Gemüth belaſtet, die Dürre, die Verwüſtung, mit der Höhe und Ferne, in der wir ſtehn, iſt das alles verſöhnend aufgehoben und eint ſich in ein Bild der ſanfteſten Farben.

Reiſſen wir uns jedoch los aus dem Zauber, der uns feſt hält: ſchon beginnen die zweiundzwanzig Glocken des Thurmes ſich zu rühren, und ſo ſchön zum Einklange ſie geſtimmt ſind, wir hören ihnen beſſer von unten zu. Steigen wir hinab und gehn, wohin ſie rufen, in die Cathedrale ſelbſt. Die Giralda liegt, wie das bei Glockenthürmen die alte Sitte des Südens iſt, baulich von der Kirche

geſondert und berührt nur wie zufällig mit einer ihrer Mauern das hinterſte Ende: ſo treten auch wir gleich hinten ſeitwärts durch den Orangenbaumhof ein.

Die älteren Kirchen Spaniens haben das von den Moſcheen der Araber geerbt, daß vor den Eingang ſich im Viereck eine Säulenhalle zu legen pflegt, in deren offener Mitte ein Brunnen ſpringt (einſt haben die geſetzlichen Waſchungen einen ſolchen nöthig gemacht) und rings umher Orangenbäume gepflanzt ſind: davon der übliche Name *corte de los naranjos*, Orangenbaumhof. Den gröſten und großartigſten möchte die Cathedrale von Barcelona haben, mit Spitzbogen und Gewölben wie einer Kirche: hier in Sevilla iſt er noch ein Theil der früheren Moſchee ſelbſt, und es iſt ein Thor mit hohem Hufeiſenbogen und mit gleichfalls noch Arabiſchen Thorflügeln, das in ſeinen Umſchluß hineinführt. Erſt von da aus gelangt man über Stufen in die Kirche.

Dieſe Kirche nun, welch ein Rieſen- und Wunderwerk! die gröſte im ganzen Reiche, vielleicht auch die ſchönſte, und ſicherlich die geſchmückteſte durch alle Künſte. Sie ſelber hat, wie ſie vor uns ſteht oder, hier paßlicher, vor uns liegt, von der ehemaligen Moſchee nichts weiter feſt gehalten als die Grundfläche. Aber ſchon das iſt folgenreich genug geweſen. Die Moſcheen, wie z. B. die wenig veränderte

zu Cordova uns zeigt, liebten es nicht ſowohl in die Höhe aufzuſteigen als ſich mit Hallen neben Hallen breit auszudehnen, und ſo nimmt denn noch jetzt die Cathedrale ein Viereck von beinahe gleichen Maaſſen der Breite wie der Länge ein, iſt im Inneren 431 Fuß lang und, die mächtigen Capellen und andre Nebenbauten ungerechnet, die beide Seiten entlang ſich noch anreihen, 315 Fuß breit. Darüber verſchwindet, im Inneren wenigſtens, beinah die Kreuzform, die allerdings auch hier dem Ganzen zum Grunde liegt, und das öſtliche Ende ſtatt nach gewohnter Weiſe rund oder vieleckicht auszugehn iſt gleich dem weſtlichen, der Vorderſeite, in gerader Linie, mit rechten Winkeln abgeſchnitten. Und da kein Dachſtuhl vorhanden iſt, ſondern wie öfters bei den gröſſeren Kirchen Spaniens alle Kappen des Gewölbes unter freiem Himmel liegen (möglich unter einem Himmel, der wenig regnet und nur zum Wunder ſchneit), da ſomit nirgend ein Giebel ſich erhebt, hat auch der Aufbau des Ganzen, trotz der Höhe, die im Inneren bis auf 158 Fuß geht, mehr Wagerechtes und Viereckichtes, eine Geſtaltung mehr in der Art des Morgenlandes, als dem ſonſt beobachteten Stil entſpricht. Denn es iſt die Kirche, gemäß der Zeit, in welcher ſie an die Stelle der früheren Moſchee geſetzt worden, im Germaniſchen Stile gebaut, und zwar in derjenigen Art desſelben, die Spanien

ſich aus Frankreich angeeignet hatte, deren Merkmal eine vorwaltende Neigung allem Scharfen und Eckichten auszuweichen oder es doch zu verkleiden und eben deshalb eine ſo groſſe Fülle der Ausſchmückung iſt, daß damit nicht ſowohl die Maſſe gegliedert als ihr Gewicht durch Überladung noch ſchwerer gemacht wird.

Es war im Jahre 1401, als Erzbiſchof und Capitel den Neubau beſchloſſen: es ſolle, ward verabredet und urkundlich ausgeſprochen, eine Kirche werden, deren gleichen es ſonſt nirgend gebe, eine Kirche ſo groß und ſchön, daß die Nachwelt ſie, die Begründer, für Narren halten ſolle. Und in der That, der Bau, zu deſſen Ausführung und Schmückung alle Künſte ſich vereinigten, der über ein Jahrhundert lang, bis zum J. 1519, währte, er iſt groß, er iſt ſchön geworden. Ich wiederhole die eben vorher ſchon angegebenen Maaſſe und ſtelle daneben zur Vergleichung und Veranſchaulichung die Maaſſe unſrer doch nicht gerade kleinen Münſterkirche. Unſer Münſter iſt im Mittel- und Querſchiffe 67 Fuß hoch, iſt 220 Fuß lang und mit Einſchluß der beiden äuſſeren Seitenſchiffe, die urſprünglich nur Capellen ſind, 116 Fuß, ohne dieſelben nur 74 Fuß breit: die Cathedrale von Sevilla mißt in der Höhe des mittelſten und des Querſchiffes 158, in der Länge 431, in der Breite mit Ausſchluß der Capellen 315 Fuß, in

Höhe und Länge mithin das Doppelte, in der Breite faſt das Dreifache unſeres Münſters. Sie hat aber auch um dieſe gewaltige Breite zu füllen und zu überſpannen neben einander der Schiffe fünf, deren jedes an der Vorderſeite ſich in ein groſſes Thor aufthut, das mittelſte Schiff in das gröſte, und die Seitenſchiffe ſtehn, damit die Breite nichts Drückendes habe, nicht in dem Maß unter der Höhe des mittelſten, als ſonſt wohl üblich iſt. Nur die Vierung des Kreuzes erhebt ſich beträchtlicher über die Seitenräume und über das Mittel- und Querſchiff ſelbſt. Hier nämlich hatte die Cathedrale zuerſt auch einen eigenen Thurm erhalten: die Schwäche der Grundlegung aber nöthigte denſelben alsbald wieder abzutragen und ſich an ſeiner Statt mit einer bloſſen Kuppel, 171 Fuß hoch, zu begnügen. Die Zahl und das Verhältniß der Schiffe mag an den Dom zu Mailand erinnern, der ungefähr zu derſelben Zeit iſt erbaut worden; eine Übereinſtimmung noch im Einzelnen, die an beiden Orten, man darf wohl ſagen, ſtörend in die Augen fällt, iſt die Umgürtung der Säulen des Mittelſchiffes mit zwei Capitellen, deren unteres die Wölbung des nächſt anliegenden Seitenſchiffes, das obere die Mittelwölbung trägt. Der Säulen ſelber ſind nicht viel, und um ſo mächtiger die Spannung der Bogen und der Gewölbe: ihrer nur 32 ziehn in vier Reihen neben

einander her. Auch die Masse jeder einzelnen ist auffallend gering: sie haben einen Umfang nur von 13 Fussen. Und so könnte das ganze Innere wohl einen leichten, lichten, luftigen Eindruck machen. Aber schon die graue Farbe der überall angewandten Steinart, eines unedlen Marmors, und der in der That sehr hohe Hochaltar und die Chorbestuhlung, die beide nach allgemeinem Gebrauch der Spanischen Cathedralen nicht zuäusserst der Kirche, sondern mitten in sie hineingesetzt sind, trüben das Licht zu einem Halbdunkel. Und das Licht fällt nicht einmal ungebrochen ein: so viel Zugänge ihm auch geöffnet sind, neunzig Fenster und über dem Hauptthor vorn eine Rose von gröster Kreisung und wiederum Rosen über zweien der Nebenthore und über den Thoren des Querschiffes, all dieses Glaswerk ist gemalt, nach Vorbildern Albrecht Dürers, Raphaels, Michele Angelos und Andrer um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gemalt von Arnau d. h. Arnold, einem Flamländer (für jedes der neunzig Fenster hat er 1000 Ducaten erhalten), von Carlos de Brures d. h. Brügge und sonst dem und jenem, und wo Anfangs vielleicht die hellsten und glänzendsten Farben gewesen sind, hat sich im Lauf der Jahrhunderte durch Sonnenbrand und Staub der Glanz verloren. Dieser dunkelfarbige Teppich, der rings die Düsterniß umhängt, schließt den geheiligten Raum gegen

alles ab, was von auſſen iſt, ſelbſt gegen das Licht der Sonne, und wie in ſtiller blumendurchrankter Waldeinſamkeit ſchwebt unter den Gewölben der Hauch der Andacht und der Schwermuth. Aber eben dieß Waldesdunkel, verbunden mit der Weitläuftigkeit und theilweis Unüberſichtlichkeit der Räume macht auch die Überwachung durch eine zahlreiche Dienerſchaft nöthig; leider begegnet man unter derſelben auch hier, wennſchon nicht mehr wirklichen Schweizern, doch Schweizern der Benennung nach, Jünglingen, halben Knaben, die in phantaſtiſcher Umbildung der altſchweizeriſchen Tracht den Wachedienſt verſehen helfen.

Der Stil des Gebäudes iſt alſo der altfranzöſiſch-germaniſche, doch nur im Ganzen, im Groſſen und nicht ohne fremdartige Zumiſchung. Man vergeſſe nicht, daß der Kirche eine Moſchee, ein Gebäude im Arabiſchen Stil vorangegangen, und daß durch räumliche und zeitliche Verhältniſſe mannigfach eine Wechſelwirkung zwiſchen der Arabiſchen und der Germaniſchen Baukunſt iſt herbeigeführt worden. Schon haben wir Beiſpiele von der Aufnahme des Spitzbogens in die erſtere kennen lernen; umgekehrt iſt bekannt, wie viel Arabiſches z. B. die Normannen Unteritaliens und Siciliens in ihre Bauten aufgenommen haben. So auch möchte es bei dem alten Kunſtverkehr von den Niederlanden aus nach Spanien kaum ab Wege ſein,

die Verzierungen wie aus gewobnen Spitzen, die in niederländiſchen Kirchen oft von den Bogen und den Gurten und Rippen der Gewölbe herniederhangen, aus den Muſtern Spaniens abzuleiten und ebenſo vielleicht die ganz Arabiſche Art, in welcher auf einem Grabdenkmal der Lauſanner Cathedrale die Inſchrift als Verzierung behandelt iſt. Da darf es denn noch weniger befremden, wenn in der Cathedrale von Sevilla hin und wieder der Spitzbogen der Fenſter ſich noch hufeiſenförmig zuſammenzieht, und das in Theilen des Gebäudes, die unzweifelhaft erſt dem chriſtlichen Bau, nicht der alten Moſchee noch angehören.

Anderswo, und um vieles häufiger und maſſenhafter, jedoch immer nur in ſpäteren An- und Einbauten, die ſich aus dem urſprünglichen Plane deutlich herauslöſen, tritt der Renaiſſanceſtil hinzu, mit all der anmuthigen und ſchwelgeriſchen Pracht, welche dieſer ſpielenden Erneuerung der Antike zumal in Spanien eigen iſt, und welche ebenſo wie hier neben den ernſteren Germaniſchen Formen, ſchwerlich aber reicher und großartiger in den Cathedralen von Burgos und Toledo ſich entfaltet. Es hat den Renaiſſanceſtil ein Theil der Capellen, die gleichſam als ſechstes und ſiebentes Schiff ſich anlehnen an die äuſſeren Seitenſchiffe und ſo das länglichte Viereck des Ganzen faſt in ein völliges Quadrat verwandeln, und eben dieſen die *Sacristia mayor* und die

Sala capitular (die gröſſere Sacriſtei und der Capitelſaal) und die *Capilla real*, die königliche Grabcapelle. Letztere, an Gröſſe ſelbſt einer Kirche gleich und kreisförmig, iſt mitten in die gerade öſtliche Schlußwand eingefügt, ſo daß, wer den Bau von auſſen betrachtet, vermeinen könnte das Halbrund eines Chores zu ſehn. Den Meiſter, nach deſſen Entwürfen die eigentliche Cathedrale ſelbſt iſt errichtet worden, kennt unſere Zeit nicht mehr: für dieſe gröſſeren aber unter den Renaiſſancetheilen iſt der Meiſter wohlbekannt: die Pläne dazu hat Diego de Riaño gemacht und nach deſſen Tode die Ausführung Martin de Gainza geleitet, beide im zweiten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts. Noch andere Bauten und Umbauten, namentlich wieder unter den Capellen, zeigen, ſo daß die kürzeſte Erwähnung genügt, den Geſchmack und Ungeſchmack noch ſpäterer Zeiten. Das Letzte von Erheblichkeit, das zur Verherrlichung nicht ſowohl der Cathedrale ſelbſt als des Gottesdienſtes in ihr geſchehen, iſt der im Jahre 1792 vollendete Bau einer neuen Orgel, der gröſten, wie der Sevillaner ſtolz erinnert, in der ganzen Welt: ſie hat 5300 Pfeifen und 110 Regiſter.

So gewaltig, ſo mannigfaltig in ſich, ſo groß iſt dieſes Gotteshaus: angemeſſen der Gröſſe iſt auch der Schmuck, der die Steinmaſſe belebt. Nicht daß er gleich-

falls rieſige Verhältniſſe hätte, wie dort zu S. Peter in Rom, wo, weil Alles groß iſt, der Maaßſtab der Gröſſe fehlt und der Beſchauer anſtatt dieſelbe unmittelbar empfinden und bewundern zu können ſich erſt durch Nachrechnen in ein kaltes Erſtaunen verſetzen muß. Dem ähnlich iſt hier in Sevilla nur eines verſucht worden, aber eben nur eines, ſo daß man gleich bei dem erſten Aufblick die Gröſſe ſpürt. Das ſ. g. *Retablo*, die Bilderwand des Hochaltares, der wie bemerkt mit dem Chor inmitten des Hauptſchiffes ſteht, baut ſich bis nah an deſſen Wölbung, 145 Fuß hoch auf: aber die ganze groſſe Wand, ſie iſt nichts als Zierrath, nichts als die feinſte Schnitzarbeit, wie man ſagt, durchweg von Lerchenholz, und Alles vergoldet: umrankt und eingerahmt von dem Laub- und Bogenwerk der Germaniſchen Kunſt, vierundvierzig Felder mit Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, und auf der Rückſeite drei ebenſolche Gemälde. Der Meiſter des Schnitzwerkes iſt ein Deutſcher Namens Dancart, der Gemälde ſein Bruder Jorge Fernandez geweſen; die Ausführung des erſteren hat mehr als ein Menſchenalter, die vierundvierzig Jahre von 1482 bis 1526 gebraucht, ungerechnet die Vergröſſerungen, die um der Breite mehr Ebenmaß mit der Höhe zu geben ſpäter noch auf den Seiten ſind hinzugefügt worden. Nicht weniger reich geſchnitzt ſind die Chorſtühle, die ſich in länglichtem Viereck, ihrer 127,

vor dem Hochaltar zuſammenreiben, und in zierlicher Behandlung des Eiſens ebenſolch ein Kunſtwerk iſt das Gitter, mit welchem man ſchon im Jahre 1519 Altar und Beſtuhlung gegen die übrige Kirche hat verſchlieſſen laſſen.

Es hemmt dieſes Retablo, wenn man von der Vorderſeite her das Hauptſchiff entlangſchaut, gänzlich den Raum ausfüllend den weiteren Durchblick, allerdings ſchöner als anderswo (die Barbarei ſoll in England vorkommen) eine Holz- und Glaswand zwiſchen Schiff und Chor, aber nicht ſo ſchön, als wenn das Auge, durch keinerlei Unterbrechung gehindert, vorwärts dringen und in das offene Halbrund oder Halbvieleck des Chores, vielleicht noch über hebende Stufen, aufwärts ſteigen kann um da erſt, indem es den wahrhaft künſtleriſchen Abſchluß findet, geſättigt zurückzukehren.

Was die Kirche auſſer dem Retablo an ſchmückender Zuthat beſitzt, hat nicht dieſes rieſige Übermaß. Das Auſſere iſt minder reich daran. Zwar die zahlloſen Thürmchen auf den Abſätzen der Strebepfeiler und in dem Zinnenkranz hoch oben fehlen hier ſo wenig als in Mailand: wohl aber fehlen an dem vorderen Hauptthor und deſſen vier Nebenthoren und an der ganzen Vorderſeite die Standbilder ſämmtlich (es wären vielleicht Hunderte), für welche doch die Fußgeſtelle und die zierlichen Tächlein bereits vorhanden ſind: hier alſo hat der Eifer und haben die Mittel, die er ſchaffte,

gestockt, oder die Kunst selber hat nicht mehr nachkommen können.

Desto voller an Schmuck, und an Schmucke, der als Maß der Grösse zu dienen vermag, ist das Innere. Da hat (von den Glasgemälden ist vorher schon gesprochen worden) in und ausser den Capellen jeder der 82 Altäre sein Bild und mancher mehr als nur eines, und auch manche Stätte, die kein Altar heiligt, ist doch so geziert. Da sind, obwohl bei dem Dunkel, welches herrscht, meist nur mit Mühe zu geniessen und oft kaum erkennbar, Bilder aller Jahrhunderte schon vom dreizehnten an, zumal aber seit dem fünfzehnten, wo Juan Sanchez de Castro den Einfluß van Eycks bis nach Sevilla trug; aus dem sechzehnten, wo Luis de Vargas und Pedro Campaña in Rafaelischem Geist hier malten und Juan de las Roelas mit der üppigen Farbenkraft der Venetianer: von ihm z. B. das heldenhafte Bild eines heil. Nago, der den Christen voran über Mauren siegt; von Vargas eines, das Adam und Eva und die Patriarchen flehend zu der in Wolken schwebenden Maria darstellt, und das wegen der Verkürzung, die an dem einen vorgestreckten Beine Adams herkömmlich angestaunt wird, den Namen *la gamba*, das Bein, führt; von Campaña in der grossen Sacristei eine Kreuzabnahme, dieselbe, vor welcher oft Murillo soll bewundernd gestanden

und geſtanden haben, indem er ſagte (ſo ſtark iſt der Eindruck der Naturwahrheit), er wolle warten, bis der gute Knecht da den todten Heiland herabgenommen habe; aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, wo durch Franciſco Herrera den älteren die naturaliſtiſche Richtung der Sevillaner Schule eröffnet, durch Franciſco Zurbaran mit Glanz verfolgt, durch den, der das Haupt und die Krone aller Spaniſchen Kunſtübung iſt, durch Bartolom. Eſteban Murillo vollendet und in nicht auszuſtaunender Weiſe mit der empfindungsvollſten Vergeiſtigung der Natur vereinigt ward: zum Beiſpiel — doch ich würde kein Ende finden, wenn ich fortfahren wollte Beiſpiele aufzuzählen, und würde ein Gröſſeres unternehmen, als ich zu leiſten im Stande bin. Denn bei der Fülle von Gemälden, die Jahrhundert für Jahrhundert die Cathedrale aus den Händen einheimiſcher Künſtler empfangen, ſie, deren Bau erſt ſolch ein langes Blütenalter der Malerei ſich zur Begleitung und zur Nachfolge erweckt hat, tritt uns hier die Geſchichte der Sevillaniſchen Malerſchule in ihrem ganzen Zuſammenhange vor Augen, und dieſe müßte erzählen, wer länger verweilend von allen oder auch nur von den Hauptbildern reden wollte. Und nicht bloß die Geſchichte der Malerei hat auf den Altären der Cathedrale ihre Beiſpielſammlung: auch von jener Vereinigung der Malerei mit der Bildhauerei, die als Aus-

fluß der naturaliſtiſchen Richtung eben hier und im ſiebzehnten Jahrhundert geübt ward, finden ſich Erzeugniſſe ſo herrlicher Art, daß ſie wohl das Vorurtheil, mit dem man etwa herzutritt, überwinden: aus Holz geſchnitzte, dann gemalte Figuren von Juan Martinez Montañes: ſo, eines ſeiner ſchönſten Werke, eine Empfängniß Mariä in der Capelle des heil. Auguſtinus.

All dieſe zahlloſen Bilder aber und Bildſäulen, die der betenden Andacht geheiligt und Gegenſtände der kirchlichen Verehrung, deren manche deshalb auch unkünſtleriſch genug entſtellt und wie z. B. die Maria des Montañes mit allerhand Schmuck von Gold und Edelſteinen überhängt, ja ſogar mit Kleidern angethan ſind, welche nach Gelegenheit der Feſte wechſeln, all dieſe Bilder aber ſind noch nicht Alles: es kommen um ferner noch die Kirche und die Capellen, um die Wände und die Pfeiler und ſelbſt den Fußboden noch zu füllen und zu ſchmücken, in gleich unzählbarer Menge Denkmäler aller Art hinzu, in der Capilla real ſelbſt königliche Grabdenkmäler, Ferdinands des Heiligen, der Sevilla zurückerobert, ſeines Sohnes Alfons des Weiſen, der auch den Namen eines Königes von Deutſchland getragen hat, der Gemahlinn Ferdinands, Beatrix, aus dem erlauchten Haus der Hohenſtaufen. Mehr aber als ſelbſt dieſe vom Glanze der Heiligkeit und der

Herrlichkeit umſtralten und von der Kunſt reich aufgeſchmückten Wäler feſſelt das Auge und den Fuß des Wanderers eine Steintafel, die unweit dem Haupteingange in das ſchwarz und weiß gewürfelte Marmorpflaſter eingelaſſen iſt, ſo daß auch die Hunde, dieſe häufigen Gäſte ſüdländiſcher Kirchen, darüber hinlaufen mögen; klein und unſcheinbar, zeigt ſie in vertieften Umriſſen eine Abbildung der weſtlichen Erdhälfte, wie dieſelbe vor dreihundert Jahren noch erſchien, und rechts und links zweier Schiffe, rund um das Erdbild aber die Worte *A Castilla y a Leon Mundo nuebo dio Colon*: Caſtilien und Leon hat Columbus eine neue Welt gegeben. Es iſt ein Denkmal des Columbus, wie es ihm in ſtolzer Beſcheidenheit von ſeinem Sohne, das einzige, das in dem undankbaren Spanien ihm geſetzt worden. Die Pflicht es würdiger zu thun hat Spanien gern an Genua überlaſſen, dem doch mit Columbus weiter nichts gemein iſt als der noch bezweifelte Ruhm ihn geboren zu haben.

Wir verlaſſen die Cathedrale und wenden uns mit den kürzeren, ſchneller verübergehenden Blicken, die nunmehr möglich werden, zu anderen Gebäuden Sevillas hin, von dem Hauptwerk des Arabiſchen Stiles, dem Alcazar, von dem des Germaniſchen, der Cathedrale, nun zu ſolchen, in denen der weitere Fortgang der Zeiten und der Kunſt ſich

uns vergegenwärtigt. Da ſtellt ſich als glänzendes Beiſpiel der Renaiſſance das Stadthaus dar, die *Casa del Ayuntamiento*, deren Bau, bereits von Karl V angeordnet, doch erſt nach deſſen Tode, erſt im Jahr 1564 die Vollendung gefunden hat; da ferner die *Lonja* oder Börſe, die wieder ein Beiſpiel jenes ernſten, düſtern, die Anmuth gegen das Maſſengewicht vertauſchenden Stiles iſt, den unter Philipp II namentlich Juan de Herrera in Aufnahme gebracht hat, und der uns näher auch in den Städten der ehemals Spaniſchen Niederlande nicht ſeltene Denkmäler beſitzt: die Lonja, ein Werk Herreras ſelbſt, birgt in ſtolzen Räumen das Indiſche Archiv, die ganze groſſe Urkundenſammlung zur Geſchichte der Americaniſchen Entdeckungen und der Macht und der Ohnmacht, welche für Spanien daraus hervorgegangen. Endlich noch mancherlei andre theils öffentliche Gebäude der Regierung, theils Kirchen, theils Paläſte, die entweder in den Abenteuerlichkeiten des Rococo, für manchen Sevillaner dem ſchönſten Wunder ſeiner Wunderſtadt, oder in der kalten und nüchternen Bauart prangen, mit der man im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert echter, als die Renaiſſance gethan, die antike Kunſt wiederherzuſtellen meinte. So die königliche Tabacksfabrik, deren Erzeugniſſe und keine ſonſt der Andaluſier kaufen und rauchen ſoll: denn der Tabak iſt auch in Spanien Monopol

der Regierung, und was die Habana, bloß eine Colonie, erzeugt, wäre durch hohe Zölle so gut als ausgeschlossen, wenn die Engelländer in Gibraltar und die Schmuggler in Spanien selbst nicht dagegen thäten. Ferner der Palast des Erzbischofes, der mit vornehmer Geringschätzung und uns zu Leide ein gutes Stück der Cathedrale verbaut, und der des Herzogs von Montpensier, bis vor kurzem noch der Sitz einer königlichen Marineschule. An dieser mag uns Basler vorzüglich die Benennung ansprechen, die sie geführt hat und die man auch noch jetzt dem Gebäude zu geben pflegt. Sie hieß *Colegio de San Telmo*, nach dem Heiligen, der in Spanien die Seefahrer beschützt; *San Telmo* aber ist aus *Sant Elmo* entstanden: das *t* des Vorwörtchens ist an den Eigennamen herübergezogen. Ganz ebenso hat noch das Spanische selbst aus *Santiago*, S. Jacob, den Eigennamen *Diego*, die Bairische Mundart aus Sanct Urban einen Sanct Turban, aus Sanct Annen Brunn den Ortsnamen Tannenbrunn gemacht, die Mundart unsres Landes aus Sanct Urs Durs und hier in Basel aus Sanct Alban Dalben, aus Sanct Elisabethen Delsbethen udgl.

Ein Gebäude noch, das Hospicio de la Caridad, das die geschmackvolle Geschmacklosigkeit seines Erbauungsalters, der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, recht zur Schau trägt, verlangt gleichwohl von uns die

Auszeichnung eines längeren Aufenthaltes. Einmal des Namens wegen, den eine, ich weiß nicht, ob bereits alte Sage mit der Gründung dieser milden Anstalt in Bezug bringt. Don Juan, den wir alle durch Mozart, durch Byron, durch Grabbe kennen, vollständiger Don Juan de Mañara, hat hier, hat in Sevilla gelebt, und noch wird in einem seitab gelegenen Winkel der *Plaza de la feria*, des Marktplatzes, dicht hinter dem Chorende der Kirche Omnium Sanctorum, ein mehr zierliches denn grosses Haus mit einem halb Arabischen, halb Germanischen Doppelfenster über dem Balcon als das bezeichnet, welches Don Juan bewohnt habe; jetzt gehört es dem gräflichen Geschlechte Montijo y Theba, demselben, aus dem die Kaiserinn der Franzosen entsprossen ist. Das Ende aber von Don Juans Leben schildert die Sevillanische Überlieferung nicht wie Mozart oder vielmehr der Italiänische Verfasser seines Textes: sie wendet dasselbe in einer Weise, die dem Denken des Volkes nicht minder angemessen und jedesfalls um vieles dichterischer ist. Einst bei Nacht durchstreift Don Juan, nachdem er eben eine Schwelgerei verlassen, die Stadt auf frische Abenteuer. Ein Leichenzug kommt ihm entgegen. Mit trunkenem Hohne hält er denselben an und fragt nach dem Gestorbenen: er empfängt die Antwort „Wir begraben Don Juan de Mañara“. Halb be-

troffen, halb noch zum Spotte ſchließt er ſich an und wandelt mit durch die dunklen Gaſſen. Endlich tritt der Zug in eine Kirche ein; unter Geſängen, die wie Stimmen des letzten Gerichtes dröhnen, wird der Sarg vor dem Altare niedergeſetzt und der Deckel abgehoben; da wirklich erkennt Don Juan in dem Sarge ſich ſelber liegend. Bewußtlos ſtürzt er nieder, und als er am Morgen in der nun wieder leeren Kirche erwacht, erwacht er auch zu einem neuen Leben: ſein altes haben die Geiſter zu Grabe getragen. Er baut aus den Reichthümern, die ihm noch übrig ſind, das groſſe Armen- und Krankenhaus der chriſtlichen Liebe, das *Hospicio de la Caridad*, und widmet eben dieſem in büſſender Frömmigkeit den Reſt ſeines Lebens.

Schon dieſe Sage mag dem Hoſpicio einen bedeutungsvollen Reiz verleihen, noch mehr, was in gegenwärtiger Wirklichkeit ſich vor Augen ſtellt, der Bilderſchmuck ſeiner Kirche. Keines unter den vielen Gotteshäuſern der Stadt iſt ohne ſolchen, wennſchon keines an Fülle desſelben der Cathedrale nur von ferne gleich kommt; faſt jedes hat wenigſtens doch Ein namhaftes Gemälde aufzuweiſen. Die Caridad nun beſitzt zwar deren auch nicht viel: aber die wenigen ſind nur Werke des erſten Ranges, und alle werden, worin ein Vorzug ſelbſt vor dem Überfluſſe der Cathedrale liegt, durch Einen gemeinſamen und gerade hier

wohl angemeſſenen Grundgedanken zuſammengehalten; ungeſtört durch Wechſel der Eindrücke, bleibt die Seele des Beſchauenden überall in der gleichen Stimmung. Es ſind lauter Bilder eines Armen- und Krankenhauſes, Darſtellungen hier des Elendes, der Krankheit, des Todes, dort der Milde und Barmherzigkeit bei Gott und Menſchen, hier z. B. mit einer Meiſterſchaft der Naturwahrheit, die Grauſen erregt, der Leichnam eines Königes und der eines Biſchofs, beide von Juan de Valdes Leal, und angemalt von eben demſelben, ſo daß man vor den Farben der ſchon eingetretenen Verweſung zurückbebt, eine Grablegung Chriſti, deren mehr als lebensgroſſe Geſtalten Pedro Roldan, ein Schüler des Montañes, geſchnitzt hat; dort aber, rechts und links vom Chor einander gegenüber, zwei Bilder Murillos, die gröſten vielleicht, die unter ſeinen Händen hervorgegangen ſind, und ſicherlich von ſeinen ſchönſten, das eine Moſes, der mit dem wunderbar aus dem Felſen erweckten Quell die Iſraeliten tränkt, das andre die Speiſung der fünf Tauſende. Zwar erſcheint in der breit gruppierten Perſonenfülle des erſteren kaum noch der Mann Gottes als die Hauptperſon: er iſt mehr zurück und auf die Seite geſtellt, und Auge und Empfindung werden nur von der Menge in Anſpruch genommen, die ſich herzudrängend, Männer und Weiber, Alt und Jung, Menſch und Thier, den Vorder-

grund und den übrigen Raum erfüllt: aber in mannigfaltiger und ſtäts in der wahrſten und ergreifendſten Weiſe kommt, wie die Einen der Durſt noch quält, die Andern ſchon mit Begierde und Luſt ihn ſtillen, ſowohl die Veranlaſſung des Wunders als deſſen plötzlicher Segen und damit die Wunderthat ſelbſt zur Anſchauung, mit ſtärkſter Wirkung und wahrhaft das Herz umwendend in der Gruppe einer Mutter und des Kindes, das ſie im Arme trägt: die Mutter trinkt, aber haſtig und mit abgekehrtem Antlitz, damit das Kind den Becher, nach welchem es verſchmachtend langt, ihr nicht entreiſſe. Desbalb iſt in Spanien dieß Gemälde (ein ſchöner Kupferſtich hat es auch auſſerhalb Spaniens und bis zu uns verbreitet) nicht unter dem Namen des Moſes, ſondern unter dem des Durſtes, *la sed*, bekannt. Das gegenüberhangende Bild der Speiſung bleibt, ſo meiſterhaft gruppiert und gemalt und ſo naturwahr in den Einzelbeiten der Darſtellung es auch ſein mag, doch in der Hauptſache hinter dem Durſt zurück: die Aufgabe bot unüberwindliche Schwierigkeiten: das Wunder konnte nicht ſichtlich, das Eſſen mit aller Kunſt nicht ſchön gemacht werden.

Die Gemäldeſchätze der Sevillaner Kirchen ſind aber oft ſchwer, oft gar nicht zugänglich, oft wie in der Cathedrale wegen der Finſterniß und oft der Höbe wegen, in der

sie angebracht sind, auch mit bewaffnetem Auge kaum zu erfassen. Das Letztere gilt z. B. von den zwei so eben besprochenen Murillos in der Caridad, und ich mußte, als ich dort war, der Gunst des Zufalles dafür danken, daß ein gerade aufgeschlagenes Gerüst mir ermöglichte bis ganz hinaufzusteigen. Unter solchen Umständen ist eine willkommene Ergänzung jener Schätze das in dem ehemaligen Karthäuserkloster angelegte Provincialmuseum, wo, gut beleuchtet und dem Auge erreichbar und täglichem Besuch gewidmet, ausser anderen Kunstdenkmälern, Antiken z. B. aus Italica, auch all die Gemälde bei einander sind, die bei Aufhebung der Klöster in Stadt und Umgegend des Sammelns und Bewahrens würdig schienen. Aber ich sage zu viel: nicht alle die Gemälde. In einem Lande von so alter und tief eingewurzelter Mißverwaltung schlagen die Dinge sehr oft einen andern Weg ein als den öffentlich vorgeschriebnen und vorgegebenen, und namentlich die Kunstliebe und der Sammlereifer können sich da Unrechtfertigkeiten aller Art erlauben. Hat doch die Caridad ausser ihren jetzigen sechs Murillos deren früher noch mehr besessen; die Franzosen haben dieselben entführt, und nun, da sie schon seit Jahrzehenden wieder erstattet sind, hält sie immer noch um sie nicht mehr heraus zu geben die königliche Regierung selbst für ihre Sammlung in Madrid zurück. In-

deß, mag auch dem Provincialmuſeum zu Sevilla manches, das ihm gebührte, ſeitwärts gegangen ſein, auch ſo noch iſt es reich und bietet dem Kenner und dem Freunde der Kunſt Belehrung und Genuß in Fülle, und abgeſehen von Roelas, von Zurbaran, von Montañes und Alonſo Cano, welche letztern auch hier mit dem täuſchenden Farbenſchmelz ihrer Standbilder prangen, abgeſehen von dieſen und all den andern, gröſſern und geringeren Meiſtern der heimathlichen Schule, iſt namentlich Murillo, das ruhmbekränzte Haupt ihrer aller, hier ebenſo würdig als viel- und mannigfach und überall in der bezeichnendſten Art vertreten. Zwar von ſeinen Bettlerbildern findet ſich nichts, begreiflich bei dem Urſprunge der ganzen Sammlung: doch iſt auf einem Heiligenbilde jene bis zu den äuſſerſten Grenzen niederwärts gehende Richtung ſeiner Kunſt mit der höheren geſchickt verbunden, einem Bilde des heil. Thomas, Biſchofs von Villa nueva: eine edle Geſtalt, deren Angeſicht die Frömmigkeit der Seele und das eben geübte Werk verklären, tritt Almoſen ſpendend unter einen Haufen von theilweis kranken und verkrüppelten Bettlern, und da iſt denn, ſo wahr auch Alles ſein mag, doch nicht gerade alles wohlthuend für das Auge: denn auch das Ekelhafteſte wird ihm nicht erlaſſen. Reiner, erhebender iſt der Eindruck anderswo. Ein Antlitz freilich, das ſchon an ſich von höherer Schön-

heit wäre, giebt Murillo ſelbſt der Jungfrau und dem Chriſtuskinde nicht: ſelbſt ſie tragen nur Züge, die er Andaluſiſchen Mädchen und Kindern von friſch geſundem Naturreiz täglich abſehen konnte. Und doch, wie tief innerlich, wie geiſtig iſt die Wirkung, wie unwiderſtehlich durch die Gewalt der Kunſt auch da, wo der Stoff, den der Künſtler darſtellt, für uns keine Wirklichkeit beſitzt und wir ebenſo wenig die Geſinnung, die ſolchen Stoff ergriffen hat, zu theilen vermögen. Denn aus jedem Zuge des Angeſichtes, aus dem Blick des Auges und der Gebärde der Hand leuchtet die Seele hervor, die göttlich liebevolle, die in trunkner Andacht verſchwimmende, die in Verzückung brünſtig aufwärts fliegende. So in einer Geburt Chriſti, die, wenn man will, als Nachahmung, aber als Nachahmung, welche ihr Vorbild hinter ſich läßt, wetteifert mit der Nacht Correggios; ſo in drei Bildern (denn der Gegenſtand gehört zu Murillos beliebteſten), drei Bildern der Empfängniß Mariä, deren eines, das rieſenhaft gröſte, Maria oder eigentlich die Seele Marias auf dem Vollmond ſtehend zeigt, umringt von vier in den Wolken ſchwebenden Engelknaben, das Auge gnaden- und erbarmungsvoll geſenkt, nach der Erde hier unten, auf der ſie ſoll geboren werden; ſo in einem heil. Antonius, vor dem über den Blättern des aufgeſchlagenen Buches in mildem Lichte das Chriſtuskind gaukelt; einem

heil. Philipp von Cantalicio, dem bei der Wanderruhe im Wald die Jungfrau erscheint um ihm das Kind auf den Arm zu geben; einem heil. Franciscus, dem, da er den gekreuzigten Heiland umfaßt, dieser die vom Kreuz gelöste Rechte liebreich auf die Schulter legt.

Wahrlich, im Museum von Sevilla, in der Caridad, in der Cathedrale, in den übrigen Kirchen und Klöstern und ausserdem noch in mancher Privatsammlung, hier überall und nirgend so wie hier möchte sich ein forschender Kenner der Kunst und der Kunstgeschichte die reichste Anschauung von der Blüte, von der auch vergangenen Blüte der Spanischen Malerei gewinnen: aber das Geschick vertheilt seine Gaben mit Ungleichheit und läßt zum öfteren nur solche hieher gelangen, die aus all dem Genusse, worin ihr Auge schwelgt und ihre Seele sich wiegt, doch weder für sich noch für Andre den vollen Nutzen zu ziehen wissen.

III.

Wir haben uns bisher fast lediglich mit der Vergangenheit Sevillas und dem, was von der Vergangenheit her noch geblieben ist, beschäftigt. Allerdings auch ist diese Seite bedeutungsvoller und für die Betrachtung ergiebiger: es gilt von der Hauptstadt Andalusiens, was Schlegel von der Hauptstadt der Welt gesagt hat: „„Gewesen" ist Roms Wahlspruch, nennt, welches Bestreben ihr wollt." Es gilt aber auch mit derselben Einschränkung. Wenn das Rom Italiens nicht auszuschauen ist, wenn es das Gemüth des Wanderers so erfüllt, daß er nur schwer von ihm sich trennen mag und ihn fortan stäts eine Empfindung wie des Heimwehes dahin zurücktreibt, so geschieht das nur, weil Rom doch nicht bloß trümmerhafte Vergangenheit, weil es ein ununterbrochen bis heut fortlaufendes Bild der Zeiten, weil es ein Inbegriff der Weltgeschichte ist, weil neben dem Colosseum auch die Kirchen und Paläste des Mittelalters und die Villen und die Winzerhäuser von heut und gestern

ſtehn und ſo überhaupt auf den grauen Trümmern auch das Leben der Gegenwart noch mit ſeiner friſcheſten Begrünung ſpielt. Nicht anders in dem Spaniſchen Rom: auch da, ſo viel des Alten, des Groſſen dahingegangen, immer neue Geſchlechter ſind in die halb verwiſchten Spuren der früheren eingetreten, und bis auf heut entrollt ſich auch da, nur da mit anderen Geſtalten, in anderer Beleuchtung, ein Bild von weltgeſchichtlicher Inhaltsfülle. Wie aber in Rom durch das neue Leben hindurch noch immer der Grund des altrömiſchen Lebens ſchimmert, mit groſſen und überraſchend oft auch mit kleineren feineren Zügen, deren Mancher kaum achtet, ſo in Sevilla der altarabiſche Grund. Denn dieſer iſt hier ſo ſtark und feſt gelegt worden als ſonſt nirgend: in Barcelona z. B., das ſchon im Jahr 801 dem Chriſtenthume wieder gewonnen ward, hat die Herrſchaft der Ungläubigen nicht einmal ein Jahrhundert lang gedauert, in Sevilla dagegen länger als ein halb Jahrtauſend: hier hat ihr Reich den Anfang, hier, wenn wir abſehen von Granada, das ſeitwärts von den gröſſeren Wegen der Geſchichte noch um einige Zeit mehr ein ſchwindendes Daſein friſten ſollte, hier in Sevilla hat es ſein letztes Ende genommen. Mögen auch, da Ferdinand der Heilige das Königthum der Almohaden brach, die Mohammedaner meiſt davon gezogen ſein, ſie hatten das Leben hier einmal geſtaltet, und die

Christen, die sie hinter sich liessen oder die nun erst in den leeren Platz einrückten, nahmen es wie eine Erbschaft in Besitz und führten es fort. Keinem Spanier ist von der Arabischen Art so viel geblieben als dem Spanier Andalusiens und zumal in dem Haupt und Herzen Andalusiens, in Sevilla; Arabische Art durch alle Alltäglichkeiten des Lebens hin: geht doch sogar (und es mag uns dieß zugleich als Sinnbild dienen) im kleinen Handelsverkehr noch manches Kupferstück mit Arabischem Gepräg als Scheidemünze!

Betrachten wir nun Sevilla, wie es jetzo ist, wie es in und ausser seinen Wohnungen lebt und sich des Lebens freut. Zu einer grösseren, viel in Einzelheiten gehenden Ausführlichkeit kann ich freilich für diesen Theil des Bildes, das zu entwerfen ich bestrebt bin, mich nicht wohl anheischig machen: weder ist mir, da ich in Sevilla weilte, hinreichende Zeit vergönnt gewesen um alles, was hier von Belang wäre, selbst auch zu sehen, noch würde die Zeit, die mir jetzt vergönnt ist, hinreichen um alles, was ich gesehen, wieder Ihnen vorzuführen. Wollen Sie mir gestatten eine Auswahl bloß der hauptsächlichen Züge zu treffen.

Wenn die Häuser Sevillas nicht öfters noch Arabische Bogen der Thüren und der Fenster und gelegentlich diese und jene Verzierung in dem gleichen Stile zeigten, so würde in ihrem gegen die Gasse gekehrten Äusseren allerdings

nichts mehr an Araber und Mauren als die früheren Bewohner der Stadt, ja es würde, wenn nicht vor den Fenstern häufiger als bei uns Balcone wären, kaum etwas daran erinnern, daß Sevilla eine Stadt des Südens ist; es giebt sogar den Häusern ein eigentlich nordländisches Ansehen und mag lediglich auch ein Nachlaß der vormals hier so zahlreichen Vertreter der Kunst des Nordens sein, daß man überall steil aufsteigende Dächer erblickt, welche doch, wie am deutlichsten die gänzlich dachlose Cathedrale zeigt, keineswegs in den Bedürfnissen des Climas liegen und deshalb auch in dem viel nördlicheren Barcelona schon selten werden. Das störend befremdliche, das anderswo der Mangel des Dachs besonders den geringeren Häusern giebt (denn die Baukunst bezeichnet da zu oberst keinen Abschluß der Mauer, und es ist nun stäts, als wären Dach und Stockwerk abgebrannt) dieß störend befremdliche begegnet hier also, ausser vielleicht in den halb schon dorfartigen Vorstädten, unserem Auge nicht: nach der Gasse hin sind es Häuser wie bei uns, und es hebt sich, hier wie überall in Spanien, Stock über Stock und Fensterreihe über Fensterreihe. Das ist denn freilich nicht mehr in der Art des Arabers und des Mohammedaners überhaupt: dieser läßt seinem Hause des Harems wegen keinen Ausblick der Bewohner, keinen Einblick den Vorübergehenden: schon in

den groſſen Dörfern Maltas, deren Bevölkerung zwar chriſtlichen Glaubens, jedoch Arabiſchen Urſprunges iſt, wandelt man deshalb nur zwiſchen fenſterlos öden Mauern. In den Malteſiſchen Städten und in Spanien zu Stadt und Land iſt das ſeit Annahme des Chriſtenthumes aufgegeben: die Frauen dürfen ſich am Fenſter und auf den Balconen zeigen und zeigen ſich gerne da.

Das Innere des Hauſes dagegen hat eine andre Haupteigenheit der Arabiſchen Einrichtung getreu und beharrlich feſtgehalten, weil dieſer die Änderung des Glaubens und der Sitte nicht entgegenſtand und das Clima nach wie vor ſie begünſtigte, ja nothwendig machte. Es iſt das ſ. g. *Patio*, ein viereckichter Hof, den das Haus in ſeiner Mitte umſchließt oder den die Hintergebäude bilden (Häuſer, die aus zweien zuſammengeſtoſſen ſind, haben dann etwa auch zwei Patios hinter einander), ein Hof, der aber ganz als Wohngemach, ja als Prunkgemach behandelt wird. Da ſteht ein Brunnen, ein Springbrunnen, und vereinzelt oder einem Garten gleich in Beete geſammelt, Blumen, Geſträuch und Bäume, und zwiſchen Laub und Blumen flattern die zahmen Tauben und nippen, auf dem Rande gaukelnd, aus dem Becken des Brunnens oder baden in deſſen Strale den beweglichen Hals. Zu allen vier Seiten des Patios laufen unten und oben Bogengänge, auf welche ſich das Haus mit Thüren

öffnet, Thüren, die zugleich den Zimmern dahinter als Fenſter dienen; es mehrt die Kühlung, die ſchon der ſpringende Brunnen unterhält, und bringt die Luft in erfriſchende Bewegung, daß zwiſchen den Pfeilern der Halle leichte Teppiche oder aus Reisſtroh geflochtene Decken herniederhangen, und daß ſonſt alles von Stein und der Stein zumeiſt ein heller Marmor iſt und ſelbſt die Wege zwiſchen den Beeten mit Marmor belegt ſind. Gartenhöfe der Art mit Galerien hat in Andaluſien, hat namentlich in Sevilla jedes beſſere Wohnhaus, wie ſchon der Alcazar ſie hat und in Granada der Alhambra. Dahin zieht der Andaluſier für die Tage ſeines langen Sommers; geſchloſſene Räume werden dann beinahe nur noch für den Schlaf geſucht. Alte verdunkelte Gemälde an den Wänden der Bogengänge, vielleicht auch Steinbilder in den Ecken des Hofes ſind ſchon immer da: jetzt bringt er auch noch die unentbehrlichen Wohngeräthe mit, und darin kann der Spanier überall ſehr viel entbehren; der taglange Aufenthalt aber auf ſteinernem Boden ſchreckt den nicht ab, der auch in den Zimmern kaum einen andern und wärmeren als dieſen kennt. Und mag man vor der geſtiegenen Sonne nicht hinter die Schatten der Vorhänge flüchten, will man auch einem ſeltenen Regen zum Trotz im Freien und im Grünen bleiben, ſo ſchirmt eine gröſſere Decke, die man über den ganzen Raum hin

ſpannt. Freilich kann alles das in ſeinem rechten Genuſſe nur da beſtehn, wo ein Haus von einer Familie allein bewohnt wird, und ſo wird es auch in der eigentlichen Stadt faſt durchweg gehalten: Häuſer, die miethweis mehreren Familien zugleich Obdach gewähren, finden ſich faſt nur in den ärmeren und ärmlicher gebauten Vorſtädten.

Aber wiederum recht ein abweichender Gegenſatz der neueren Lebensweiſe zu der vormaligen und der ſonſt im Islam geltenden: ſelbſt die Behaglichkeiten des Patio mag der heutige Sevillaner nicht in abgeſchloſſener Heimlichkeit genieſſen: überall ſteht dasſelbe gegen den breiten Hausgang und ſteht der Hausgang ſo gegen die Gaſſe offen, daß ſich Alles dem Auge des Vorüberwandelnden zeigt, anmuthig bei Tage und doppelt reizvoll bei Nacht, wenn noch Erleuchtung durch die Pfeiler und die grünen Gebüſche ſchimmert. Und es iſt ſelbſt ohne die verzeihliche Neugier eines Fremden ſchwer, den Einblick nicht zu thun oder gar das Ohr zu ſchlieſſen, wenn man in der Stille ſpäterer Stunden faſt die Gewänder und die Fächer könnte rauſchen hören: denn die Gaſſen ſind ſchmal und in beſtändigen Krümmungen und Winkeln gebaut, und man geht zur Nachtzeit um ſo lieber dicht den Häuſern und dem aus den Häuſern hervorbrechenden Lichte nach, als auch die Erleuchtung der Gaſſen noch in ſehr altväteriſcher Weiſe ſehr übel beſtellt iſt. In

anderen Städten Spaniens von geringerer Bedeutung wird Gas gebrannt, in Sevilla nicht: der Volksmund behauptet, solch eine Neuerung sei der Geistlichkeit mißbeliebig, und das genüge. Jene Krümmen und Engen der Gassen aber sind nicht das Ergebniß neueren Unverstandes und Ungeschmackes, sondern wiederum Arabische Ueberlieferung und Berechnung der Araber: wir wissen, daß es in seinen Städten das Morgenland noch immer so mit Absicht macht und festhält, um des Schattens, um der Kühle willen. Zu dem gleichen Zwecke sind sogar nicht wenige Gassen, selbst unter den breiteren, durchaus mit Marmorplatten belegt. Denn Marmor ist hier in Ueberfluß vorhanden: Jahrhunderte lang hat dessen Italica gespendet, und in nicht zu grosser Entfernung liegen die zahlreichen und unerschöpflichen Brüche der Sierren.

Wir müssen jedoch (die Räumlichkeit ist ja anziehend genug) noch einmal zu dem Patio zurück. Andre, die Andalusien besucht haben, pflegen in dieser Hofeinrichtung einen Nachlaß der Römischen Bauart, das s. g. Atrium der Häuser Altitaliens, zu erkennen. Die Vergleichung und Herleitung trifft aber nicht wohl zu. Das Atrium lag zu vorderst im Hause, gleich hinter der Thür, nicht wie das Patio in dessen Mitte oder gar dahinter, und leer und nackt, ohne Brunnen, ohne Bäume, ohne Säulengang auch, hatte es nur

die Bedeutung einer Hausflur zum Hindurchgehn. Was in den Wohnungen der Römer mit etwas besserem Fug dem Spanischen Patio an die Seite könnte gestellt werden, sind das Peristylium und das Viridarium, jenes wie dieses ein freier Raum weiter hinten im Beschluß des Hauses, jenes auch mit einem Umgange hinter Säulen und einem laufenden oder springenden Brunnen, dieses ein eigentlicher Garten und nur ein Garten, aber gleichfalls zwischen Säulen. Sie sehen, vollständig ist die Übereinstimmung auch hier nicht. Und wozu überhaupt solch eine Ableitung fern von den Römern her? Sie überspringt oder umgeht, als wäre das völlig bedeutungslos, das halbe Jahrtausend, in welchem die Araber das Land bewohnt und darin gebaut haben; sie mißachtet, daß der Islam noch überall so baut, und achtet auch nicht auf den Fingerzeig, daß diese Patios nirgend in Spanien sonst als nur in Andalusien üblich sind, nur in demjenigen Theil des Reiches, der zulängst und zumeist die Herrschaft zahlreich angesessener Araber und Mauren getragen hat. Deshalb ist hiebei so wenig an Römischen Ursprung zu denken, daß vielmehr im südlichen Italien selbst und in Sicilien, da, wo die Araber auch einst Herren gewesen sind, auch nur von dem Arabischen Beispiel die patiosartigen Räume herkommen werden, die sich öfters in alten Klöstern vorfinden, der kleine Kreuzgang

z. B. in Monreale bei Palermo, der einen hoch ſpringenden Brunnen in der offenen Mitte und in ſeinem ganzen Vierecke nicht mehr als nur zwölf Bogen hat.

Dieß alſo die Wohnart der Sevillaner, der Andaluſier. Gerade in denjenigen Häuſern aber, welche in der dargeſtellten Einrichtung die geſchmückteſten ſind, weilt doch ſonſt am wenigſten mehr das voll und echt Andaluſiſche Leben: denn die höheren Stände haben ſich, wennſchon nicht in ſolchem Maaſſe, als der Beſucher der Reſidenz Madrid das wahrnehmen und beklagen und da nicht bloß an den höheren Ständen beklagen muß, den Einflüſſen der Franzöſiſchen Bildung und Verbildung bloßgeſtellt. Nicht aus eitler Ausländerei: die liegt im Weſen des Spaniers nicht und möchte ſelbſt in dem des Andaluſiers nicht liegen; es iſt ein Drang nach Weiterem und Höherem, der in der Heimath keine Befriedigung, ja nur Hemmniß und Verſuche ihn zu unterdrücken findet, und der deßhalb ſeinen Ausweg dahin nimmt, wohin geographiſche und politiſche Verhältniſſe zunächſt ihn leiten, wo ein auch katholiſches Volk ſich gleichwohl zu gröſſerer Beweglichkeit und zur Freiheit des Geiſtes entwickelt hat oder ihm doch ſcheint ſich entwickelt zu haben: derſelbe Drang und ähnliche Umſtände, die länger denn ein Jahrhundert auch für Deutſchland der Anlaß geweſen ſind ſich nach eben jener Seite nur allzu willfährig aufzuthun.

Allerdings nun ſucht und zeigt der vornehmere Sevillaner, zu träg um bei all jenem Drange doch tiefer und auf Ernſteres und auf Ganzes zu gehn, ſeine Bildung nach Frankreichs Art mehr nur in Einzelheiten, Kleinigkeiten, Äuſſerlichkeiten: er weiß einige von den Gedanken oder Worten der Freiheit in Dingen des Glaubens und des Staates; er wechſelt die Moden, wie Paris ſie wechſelt; er verlangt, auf ſeiner Schaubühne Stücke, die von daher ſtammen, und ſelöſt die heimathlichen Tänze nur ſo auf ſeiner Bühne zu ſehn, wie das Pariſer Ballett ſie theils überkünſtelt, theils gezähmt und vereinfacht hat. Doch geben, trotz aller ſonſt Pariſiſchen Tracht, die Männer nicht ſo leicht den Mantel auf, der einmal zum Spanier gehört, und der auch bei gröſter Hitze immer noch Stoff zu einem maleriſchen Faltenwurfe bietet, und die Frauen nicht gern den ſchwarzen Schleier noch die Mantilla, die einem Schleier ähnlich vom Hinterhaupte hinab und über die Schultern fällt, und noch weniger den Fächer, der nicht bloß, weil er Kühlung facht, ſondern auch als ſpielende Beſchäftigung der Hände und zur Gebärdenſprache unentbehrlich iſt, der ſie überall hin begleitet und ſelbſt, wenn ſie in kühler Kirche betend vor dem Altare knieen, ſich regt: auf ihn denn als ein Hauptſtück des Putzes wird auch viel Geld verwendet: es giebt Läden, wo man bloß mit Fächern handelt und man

chen um mehrere hundert Franken verkauft. Ebenso nehmen zwar die Tertulias, die Abendgesellschaften, in denen ein Haus die Verwandten und Freunde und die etwa vorgestellten Fremden ohne jedesmalige Einladung frei empfängt, je mehr und mehr die Formen der Französischen Salongeselligkeit an: aber der Tertulia voraus geht noch eine andre Abendunterhaltung, welche Frankreich so nicht kennt.

Schon bei unsrer ersten Zusammenkunft ist dessen Erwähnung geschehen, wie arm an Bäumen, ja wie baumlos in Spanien das offene Land sei: es giebt Städte, wo man, zum Thor hinausgetreten, auch nicht ein Blatt, während des Sommers auch nicht einen grünen Halm erblickt. Gleichwohl haben die Städtebewohner ein Bedürfniß sich zuweilen unter Bäumen zu ergehn, und dem zu dienen sind in Stadt für Stadt bald nahe vor dem Thor, bald und noch öfter innerhalb der Mauern s. g. *Alamedas* angelegt, eigentlich Ulmengänge, wie das Wort es besagt, aber auch von andren Bäumen und meistens so höchst unansehnlichen, dürr und dünn belaubten, daß man ein Spanier, das Kind eines Landes ohne Bäume, sein muß um darin so, wie er zu thun pflegt, die preiswürdigste Zierde seines Ortes zu erblicken. Wahrhaft schön sind freilich die Alameden von Gibraltar und Cadiz, schön durch die Waldeshöhe ihrer Bäume und die Fülle der Gebüsch- und

Blumengruppen, noch schöner durch die Lage: auf beiden (die von Cadiz befindet sich in der Stadt selbst, die von Gibraltar macht ausserhalb den Beginn des Weges nach der Punta d'Europa) auf beiden begleitet den Wandelnden stäts der Blick in das glänzende blaue Meer hinaus und der Anhauch der frischen Meereslüfte.

Sevilla hat solcher Alameden zwei, die eine, die jedoch aus der Mode gekommen, im nördlichen Theile der Stadt, jene *Alameda vieja* (alte Alameda), von deren antiken Granitsäulen früher schon die Rede gewesen (auch der neuere Palast des Inquisitionsgerichtes liegt an ihr), und eine zweite, jüngere, allerdings auch schönere, die gleich ausserhalb den Streifen Landes zwischen den Gärten des Alcazar und dem Guadalquivir füllt, da, wo bei der Torre del oro die Schiffe vor Anker gehen, den Anfang nimmt und weiter hinab sich in noch dichter belaubte, noch schattenreichere Parkanlagen verliert; Haupttheil und Mittelpunkt der letzteren ist ein weiter, hell und glatt mit Marmor ausgelegter Platz, der einem ähnlichen, aber grösseren zu Madrid im Prado nachgeahmt ist und ebenso auch *Salon* heißt, *Salon de Christina*: denn der Königinn-Wittwe verdankt Sevilla dessen Schöpfung. Aber eine Stadt von so ausgedehntem Flächenraume und immer noch so zahlreicher Bevölkerung hat an diesen zweien und seitab entfernten Alameden nicht

genug: es kommt zu denſelben als dritter Spaziergang, mitten in der Stadt gelegen, die *Plaza del duque*, gewöhnlich nur *el duque* genannt, der Herzogsplatz, der Herzog, nach dem anſehnlichſten der ihn begrenzenden Gebäude, einem Palaſte des Herzogs von Alba.

Hier denn, auf den Alameden, der jüngeren namentlich, und zwiſchen den Baumgängen dieſes Platzes, verſammelt ſich Abends, noch bevor die Sonne niedergeht, die gute Geſellſchaft, ſchöpft friſche Luft und genießt des Vergnügens zu ſehen und geſehn zu werden, die Frauen meiſt, indem ſie beiderſeits auf den ſteinernen Bänken ſitzen, die Männer im Auf- und Abwandeln. Nur wird doch, bloß der Gewohnheit und einer Einbildung zu Lieb, mehr Vergnügen dabei ausgeſtanden als genoſſen und friſche Luft nur wenig geſchöpft: obſchon auf der einen Seite Alle nur hin, auf der andern nur hergehn (hier eine freiwillige Uebereinkunft der Sitte, was auf der Elbbrücke zu Dresden polizeiliche Vorſchrift), ſo iſt das Gedränge dennoch dicht, der dürre Boden wirbelt auf, und mag auch vielleicht vom Guadalquivir herüber und herab aus den Bäumen eine abendliche Kühlung wehen, ſie erſtickt in dem Dampf der Tauſende von Cigarren. Denn hier in Spanien raucht jedermann (in den mittleren Ständen und tiefer hinunter wohl auch Weiber), und der Cigarro im Munde verletzt

ebenſo wenig den Anſtand als der Fächer in Frauenhänden; jedermann raucht und überall, das gemeine Volk ſogar im Theater und die Abwarte des Muſeums in den Bildersälen; eine ſtumme Bewegung der Hand reicht hin um von dem erſten dem beſten, der vorübergeht, ſich Feuer zu erbitten und für das erhaltene zu danken, wäre es ſelbſt auch ein Soldat, der ſo vom Poſten aus einem Offiziere winkte; und wenn das Fächerſpiel der Frauen ſelbſt vor dem Altare nicht zur Ruhe kommt, ſo nimmt der Mann den brennenden Cigarro wenigſtens doch an Leichenbegängniſſe mit. Wie viel mehr nun hier auf die Alameda zum ſo genannten Spaziergang! Gut iſt, daß bloß eben gegangen und nicht wie bei ähnlichen Gelegenheiten in Italien und Frankreich auch durch all das Gewimmel noch gefahren oder gar geritten wird. Aber das beides geſchieht hier überhaupt auffallend wenig, und der Reiſende iſt getäuſcht, der in allen Gaſſen Andaluſiſche Pferde zwiſchen den Sporen friſcher Jünglinge oder daherbrauſend vor ſtiebender Carroſſe erwartet hat. Nicht mit Pferden, ſondern mit Maulthieren pflegt man hier die Kutſchen zu beſpannen, mit Maulthieren, denen auch ſonſt im ſüdlichen Europa vielfach vor den Pferden der Vorzug gegeben, für die in Andaluſien ſelbſt ein höherer Preis gezahlt wird als für Pferde. Denn trotz dem zarten Ausſehen ihrer Beine und der Zierlich-

keit ihrer ganzen Geſtalt, welche nur durch die gedrungene Kürze des Rumpfes in etwas beeinträchtigt wird, ſind ſie viel ſtärker, viel länger den Tag und längere Jahre hindurch ausdauernd als das Pferd, und da ſie keiner beſſeren Koſt als der väterlich verwandte Eſel bedürfen, viel wohlfeiler auch zu unterhalten. So wird begreiflich, was unſer kriegeriſches Ehr- und Schönheitsgefühl verletzen würde, daß in Spanien wie in Neapel ſelbſt die Artillerie Beſpannung mit Maulthieren hat.

Unverkürzter als in den höheren Ständen tritt uns die eigentlich Andaluſiſche Art in den niederen und im Mittelſtand entgegen, bei denen, die in den abgelegneren Gaſſen und den ſchlechteren Häuſern der Stadt und die in den Vorſtädten, in Triana und den übrigen wohnen. Und dazu wirken, ungerechnet, daß die ärmern und geringeren Leute eher unberührt von jenem ausländiſchen Einfluß bleiben, wohl noch Unterſchiede der Abſtammung mit. Die vornehmeren mögen meiſt Nachkommen der von Ferdinand hieher verpflanzten Caſtilianer ſein: in den Adern der Armen fließt ſchwerlich ſo viel altchriſtliches Blut. Betrachten wir nur das Dunkel ihrer Geſichtsfarbe, um deſſentwillen ſie ſich ſelber *la gente morena*, das ſchwarzbraune Völkchen, nennen, noch mehr den oft überraſchend morgenländiſchen, ja recht Jüdiſchen Schnitt ihres Geſichtes, die kurze Blüte

der weiblichen Schönheit unter ihnen und die faſt erſchreckende Häßlichkeit, die ſchon ſehr bald an deren Stelle tritt: ſo ſind das Dinge, die uns weder für überhaupt ſüdeuropäiſch gelten dürfen: denn bis in die ſpäteren Jahre von wie feiner Schönheit ſind die Frauen zu Arles, von wie ſtattlicher die zu Rom und in den Römiſchen Gebirgen! noch als Ergebniß etwa einer mühvollen Lebensweiſe: Sevilla iſt die Hauptſtadt des Landes, deſſen Bewohner die Müſſiggänger Spaniens heißen; auch der ärmere Sevillaner arbeitet nicht gar viel: arm an Bedürfniſſen, wie er gleichfalls iſt, findet er aus der Fülle, die ihn umgiebt, ſich bald befriedigt; noch weniger, ſei es im eigenen Haushalt oder in Dienſten Anderer, müht die gemeine Sevillanerinn ſich ab: werden doch z. B. alle Leiſtungen der Kindsmägde hier von Dienern männlichen Geſchlechtes verſehn! Die bezeichneten Merkmale ſcheinen vielmehr mit Deutlichkeit darauf hinzuweiſen, daß die niedre Bevölkerung ihrem Grundſtocke nach der herabgeſunkene Ueberreſt derer, die vormals hier als Herrſcher gewohnt haben, der Araber und der Mauren ſei, gerade wie auch jenes ihr Beiwort ſelbſt, *moreno*, ſchwarzbraun, ſich herleitet von *Moro*, Maure, daß ſie zu einem andern Theile (ich erinnere an früher erzähltes) von Juden abſtammen, die lieber auf den Glauben als den heimathlichen Sitz haben verzichten wollen, daß neben dieſen zwei

Elementen die Beimiſchung noch eines dritten, des Caſtilianiſchen, nur in ſo weit ſtattgefunden habe, als bei der Neugeſtaltung der Dinge unvermeidlich, zu friedlicher Verſchmelzung nothwendig war. Stattgefunden hat eine ſolche: das zeigt ſchon die Sprache Andaluſiens und Sevillas, die nur eine Abzweigung von der Caſtilianiſchen iſt, durch gröſſere Weiche und die Luſt an Ziſchlauten und durch zahlreichere Einmengung Arabiſcher Worte unterſchieden. Darum iſt auch der Wechſel in der Sprechart des Volks dem Ohre minder auffällig, wenn man von Madrid, als wenn man über Valencia und Murcia nach Sevilla gelangt: denn Valencia und Murcia, die von Catalonien und Aragon aus neu ſind beſetzt worden, gehören beide noch mit zu dem Provenzaliſchen, nicht zu dem Caſtiliſchen Sprachgebiete.

Auch die ganze Gemüths- und Sinnesart des Volkes mag das Arabiſche Weſen als die Grundlage und zugleich eine darüber hingewachſene Caſtiliſche Zumiſchung bezeugen. Sevilla iſt, als die morgenländiſchen Eroberer Spanien unter ſich vertheilten, denen zugefallen, die von Hims in Syrien ſtammten, einem Orte, der durch die verkehrte Geiſtesmunterkeit, durch die thörichten Streiche ſeiner Einwohner weit berüchtigt, das Abdera der Araber war. Der Art nun freilich ſind die Sevillaner nicht mehr: die ritterliche Tapferkeit Caſtiliens iſt hinzugetreten, und das Ergebniß iſt,

daß Sevilla und mit ihm das Land, dem es leitend voransteht, daß Andaluſien überhaupt für die Spaniſche Gaſcogne, zumeiſt aber der Sevillaner für den Gaſcogner Spaniens gilt. Den Grundzug alſo des Gemüthes bildet nun die Eitelkeit, wohl eine Untugend, die jedoch, da Selbſtſucht und Geſelligkeit in ihr verſchmelzen, nicht gerade zu den unliebenswürdigſten gehört, die etwas kindliches hat, mehr nur lächerlich iſt als widerwärtig. So ſind denn in Wort und Gebärde die Weiber gefallſüchtig, die Männer prahleriſch, und wenn letztere einen Streit, zu dem ſie leicht gelangen, mit dem Meſſer beendigen, ſo geſchieht das weder aus Tücke noch aus Tapferkeit, ſondern nur in der Uebereilung des Augenblickes. Und es geſchieht überall nur ſelten: meiſt gehn die zwei Hähne, die ſich lange mit ſträubenden Federn beſchaut und angeſprungen, friedlich, ja neu befreundet aus einander. Drohend gerüſtet ſind ſie aber ſtäts, und iſt das Meſſer als Waffe auch polizeilich verboten, ſie führen es dennoch lang und wohlgeſchärft und geſpitzt im Gürtel um damit, wie ſie ſagen, für ihre Cigarren den Taback zu ſchneiden. Und beide Geſchlechter putzen ſich gern und halten unwandelbar, weil ſie in Schnitt und Farbe ſo wohl anſteht, die alte Volkstracht feſt und ſitzen um noch gewiſſer die Augen auf ſich zu lenken gern zu Pferde. Was anderswo die höheren Stände ſich vorbehalten, oder

wer über ſeinen Stand höher hinaus will, das findet ſich hier im gemeinen Volke, die Stutzerei, ein Prunken mit der Tracht, die nur ihm gehört, verbunden mit all jenen Herausforderungen des Leichtſinns. Wenn ein Feſt in Triana, wenn gar in einem kleineren Orte der Nachbarſchaft, z. B. in Mayreña, Jahrmarkt iſt, da kann man den *majo* und die *maja*, den Stutzer und die Stutzerinn aus dem Volk, in ihrer ganzen Herrlichkeit funkeln und flittern ſehn, die Maja mit Blumen im Haar und hoch emporſtehendem Kamme, mit ſchwarzem, aber bunt gefüttertem Schleiermantel über den Kamm herab und mit Leibchen und Röckchen wiederum von anderen hellen Farben, den Majo faſt noch bunter und prahleriſcher angethan, Jacke und Weſte und die engen Hoſen und der Gürtel von Sammt und Seide, überall und ſelbſt auf den Knieſtrümpfen von hellbraunem Leder Stickerei, ſeitwärts die Hoſen hinunter blanke Knöpfe, auf den Achſeln Schleifen von Gold- und Seidenbändern und ebenſolche an dem niedrigen Hute, deſſen ringsum emporgebogener Rand den Kopf wie eine Rinne umgiebt, und der hinten aufſtößt auf den Wulſt der hoch im Nacken zuſammen- und aufgebundenen Haare. In der Tracht alſo eben nicht viel Arabiſches mehr: das findet ſich als dem einzigen Beiſpiele für ganz Spanien nur noch bei den Landleuten von Valencia, die mit Sandalen, mit weiten aus

einem weiſſen Überwurfe nur leicht zuſammen gehefteten Beinkleidern bis zum Knie, mit der Jacke ohne Ärmel, dem vielgefalteten Gürtel und dem um das Haupt gewundenen bunten Tuche noch ganz ſo durch die Palmengärten wandeln und gelbe Seide nach der Stadt zu Markte tragen wie einſt ihre Vorgänger Mohammedaniſchen Glaubens.

Nicht minder als mit dem Kleiderprunk ins Auge fällt das Leben und Treiben des Sevillaniſchen Volkes auch ſtark ins Ohr und macht ſchon den Alltagsverkehr der Gaſſe trotz der verringerten Einwohnerzahl zu einem laut geräuſchigen. So nun gar, wo die Menge durch neugierige Schauluſt, durch die Luſt ſich erbauen oder rühren oder zum Lachen reizen zu laſſen verſammelt wird, in eines der Schauſpielhäuſer zum Beiſpiel, deren das Volk auch andre hat und mit Ausübung freierer Sitte beſucht als die höheren Stände, oder wo ſonſt ein Anlaß ungewöhnlich feſtlicher Art vorhanden iſt. Und ſolcher ſind ſtäts und überall nicht wenige vorhanden, und wo keiner von auſſen oder oben, von Staats oder von der Kirche wegen dargeboten wird, weiß die müſſiggängeriſche Heiterkeit der *gente morena* ſich jederzeit einen ſelbſt und leicht zu ſchaffen. Da wird denn getanzt, von Majo und Maja oder um geringes Geld von Zigeunerinnen, und der Ole, der Bolero, der Fandango, die Cachucha, all dieſe Tänze ſind eben ſo viel Gebärden-

ſpiele der leidenſchaftlichſten Erregung; Caſtagnetten klappern, die Guitarre klirrt und girrt darein und zur Begleitung des Saitenſpieles vielleicht Geſang, abwechſelnd altbekannte und lieder noch friſch aus dem Stegereif erfundene Lieder, ähnlich den Schnitterhüpflein des Bairiſchen Landvolkes, harmlos muthwillig oder auch voll witziger Bosheit. Denn ſo wenig dem Andaluſier eine kalte ruhige Verſtändigkeit kann nachgerühmt werden, ſo fern auch ſeinem Weſen jene an den Spielen der Liſt ſich freuende Verſchlagenheit ſteht, die Beaumarchais ſeinem Figaro gegeben hat, ſein ſpöttiſcher Witz, ſein Salz iſt berühmt und iſt ihm ſelber ſo bewußt und werth, daß ihm zur Vollkommenheit des andern Geſchlechtes Schönheit und Witz untrennbar ſcheinen und *salero* (Salzfaß) ein Schmeichelname für Frauen iſt. Oder (wir kehren zu der feſtlich verſammelten Menge zurück) es trägt ein Blinder, deren auch hier mit ſolchem Gewerbe genug umherziehn, ſeine kunſtreicheren Guitarrenweiſen vor und Lieder, in denen zu heiterer Überraſchung Singen und bloſſes Reden ſich wechſelſeitig plötzlich unterbrechen. Geſang und Saitenſpiel: hier zeigt ſich, ſo viel ähnliches ſonſt dieſe Äuſſerungen der Volksluſt in Spanien und Italien haben, eine auffallende Verſchiedenheit der beiden Länder. Dem Italiäner iſt der Geſang die Hauptſache, und überall hin, da er bloß der Stimme bedarf, folgt ihm Geſang: wer

hat nicht, wenn er durch Italien reiste, bald vom Ackerfeld herüber, wo die Männer, bald von der Schwelle eines ländlichen Hauses, wo mit der Spindel die Weiber thätig waren, jene kurzen in Dissonanz abbrechenden Mollsätze wie einsamen Vogelruf ertönen hören? Nicht so in Spanien: der Spanier ist stumm, wo ihm die Guitarre fehlt; ja ihm recht eigentlich eigen ist das Spiel der Guitarre allein ohne die beseelende und beseelte Menschenstimme.

Jene Geräuschigkeit aber und jene Witzelei füllen nicht das ganze Wesen des Andalusiers und auch seine Belustigungen nicht gänzlich aus. Derselbe Majo, der alle Welt nur herauszufordern scheint, wird dich, wenn du in einer Schenke seinem Tische nahst, mit ernstlich meinender Gutmüthigkeit zu ihm heransitzen und Theil nehmen heissen und ebenso ernstlich, wenn du vielleicht seinen gestickten Gürtel rühmst, dir ihn zum Geschenk anbieten. Auch die Vornehmeren sprechen unter dergleichen Umständen so, sprechen so: dem gemeinen Manne, welcher hierin noch ganz die Gesinnung und die Gebräuche morgenländischer Gastlichkeit bewahrt hat, ist es mehr als blosse Rede: darum aber erwartet er, daß andrerseits du ebenso gegen ihn verfahrest. Und neben all dem Lärm des Tanzens und Singens und Redens geht eine wahrhaft bewundernswerthe Nüchternheit in den gröberen leiblichen Genüssen her. Ich habe Anda-

gehabt: der Asturier z. B., der mit Kühnheit den Herrn seiner Gebirge, den Bären, sucht und Aug in Auge stark und gewandt und siegreich mit ihm es aufnimmt, er würde zum Schauspiel des Volkes eher eine Bärenhatz erkoren haben; das alteigenthümliche Schauspiel Castiliens aber wissen wir, einen Kampf, welchen Blinde mit Stöcken gegen Ferkel führen: der Ernst, der sonst diesen Stamm bezeichnet, ist hier einmal mit der ganzen Schroffheit des Alterthums recht in sein Gegentheil umgesprungen. Wenn es gleichwohl nun auch in Madrid und in Oviedo Stiergefechte giebt, so wird die Sitte dahin erst eingewandert sein, gerade wie man vor mehreren Jahren auch zu Nimes in dem grossen alten Amphitheater und kürzlich noch zu Brüssel die Nachahmung derselben versucht hat. Die eigentliche Heimath ist unzweifelhaft Andalusien, ein Land, das gleichermaassen an Stieren und an Pferden reich ist, an Stieren, die umherirrend auf den Weiden der Gebirge und der gedehnten Flußthäler, zu einer Grösse und Stärke wie nirgend sonst und fast zur Wildheit erwachsen, an Pferden, welche Spanien als seine muthigsten und schönsten preist, Nachkommen der Arabischen und derer, die mit den Mauren aus der Berberei herübergeschifft sind. Hier mögen auch schon die Römer (noch liegen zu Italica die marmornen Ueberreste eines grossen Amphitheaters) und nach ihnen die Gothen sich an Kämpfen der Thiere ergötzt haben:

von den Vandalen, dem Brudervolke der Gothen, ist es bekannt, wie in Africa, da sie allen Vergnügungen der besiegten Römer nun sich ergaben, auch Thierhetzen ihnen ein gesuchtes Bedürfniß geworden. Und nach den Gothen wiederum die Ungläubigen, die Mauren wenigstens zu Granada, hatten Stiergefechte. Dazu kommt noch, daß diese Kampfspiele bei weitem gefahrvoller scheinen, als sie sind, daß in ihnen weniger Heldenmuth wirklich bewiesen, als damit nur geprahlt wird, daß Grausen und Grausamkeit ersetzen müssen, was an Gefahr und Muth gebricht: wie übereinstimmend das alles mit der Art der Andalusier, ihrem Gasconischen Sinne, der bald tapfer, bald feige, ja tapfer und feige zu gleicher Zeit und deshalb gerade der rechte Sinn ist für eine so in den grösten Maassen und mit allem Prunke geübte Thierquälerei! Von je her sind auch die berühmtesten Meister im Stiergefecht aus Andalusien hervorgegangen, zuletzt Francisco Montes und José Redondo, beide von Chiclana, einem Flecken bei Cadiz, der letztere deshalb gewöhnlich nur *el Chiclanero* genannt, der erstere kürzlich gestorben. Und in Andalusiens Hauptstadt Sevilla ist diesen Kämpfen nicht bloß vor nun bald hundert Jahren ein Amphitheater gebaut worden, grösser als dafür sonst in Spanien eines steht, an Umfang und Stattlichkeit (20000 Zuschauer finden Platz darin) den grösten des Rö-

miſchen Alterthumes vergleichbar: es hat ebenda König Ferdinand VII zur Vervollkommnung der edlen Kunſt, deren beſonderer Gönner er war, und für den Unterricht in ihr ſogar eine eigene Academie, die *Academia de tauromaquia*, gegründet und Montes derſelben als oberſten Lehrer vorgeſetzt: nicht ganz ſo ungehörig, wie uns das erſcheinen mag: denn es wird der Stierkampf wirklich in allen Formen und mit all den Feinheiten einer gelehrten Kunſt getrieben, und kaum, was damit zuſammenhängt, möchte ſeine Kunſtſprache an eigenthümlichen Worten und Wendungen ärmer ſein als die des Fechtens und ſelbſt die Weidmannsſprache. Jedesfalls aber iſt mit dieſer Stiftung anerkannt und beſtätigt worden, daß Andaluſien, daß Sevilla das Hauptland, die Hauptſtadt und noch immer für ganz Spanien die Vorbild gebende Heimath dieſer Kämpfe ſeien, und es hat, wer hier ein Stiergefecht ſah, ein Beiſpiel und Muſter der Vollkommenheit geſehn, die überhaupt darin noch erreicht wird. Mir iſt das zu Theil geworden, und noch unter beſonderer Gunſt der Umſtände, um die Zeit eben des S. Johannistages, wo ringsum alle, ſelbſt die kleineren Städte ſich dieſe Feſtlichkeit bereiteten und um ſo mehr die Hauptſtadt ſich gedrungen fühlte durch ungewöhnliche Leiſtungen ſich hervorzuthun. Ich will nun verſuchen das Miterlebte und Mitangeſehene Ihnen zu beſchreiben, ohne

Verschönerung, der Wahrheit gemäß, auf die Gefahr hin nach dem, was man über diese Dinge zu erzählen und wie man sie abzubilden pflegt, Sie vielfach zu enttäuschen: ich auch habe mich sehr enttäuscht gefunden.

Abends vor dem anberaumten Tage wurden die Stiere, die kämpfen sollten, die *toros de muerte* oder Todesstiere, in Sevilla hereingetrieben, eingeholt von der erwartungsvollen Menge des Volkes. Sie kamen wie gewöhnlich theils von den rauhen Weiden bei Ronda, wo das höhere und wildere Gebirge seinen Anfang nimmt, theils von den breit gedehnten Ebenen Utreras, der zweitnächsten unterhalb an der Strasse nach Cadiz gelegenen Stadt. Reiter, mit Speeren bewaffnet, hatten sie dort aus den Heerden ausgelesen; hinab und hinauf Sevilla zu wurden sie aber nicht sowohl von eben diesen Reitern als von gezähmten und eigens dazu abgerichteten anderen Stieren, s. g. *cabestros*, geführt, dem ähnlich also, wie man wilde Elephanten mit zahmen fängt. Die Wildlinge folgten dem Geleit ohne Widerstreben, und wo etwa einer sich ungebärdig stellte, wiesen ihn einige Stösse der zahmeren Gefährten alsbald wieder in die Bahn des Gehorsams. Näher der Stadt war der Weg, den der lange Zug durchschreiten sollte, mit Seilen abgeschlossen, zum Schutze wie zur Abwehr der Menge, die immer dichter und ungestümer herzudrang und schon heut über Werth und Un-

werth der einzelnen Kämpfer, über Wünsche und Vorherſagungen ſtritt. Je gehäufter und lauter die Menſchen, deſto wilder wurden die ſolch eines Anblickes und Lärmes nicht gewohnten Thiere, und da man ſchon faſt am Ziele war, brach eines in Wuth und Scheu aus dem Zuge hervor, überſprang das Seil, rannte hin durch die aus einander ſtiebenden Gaffer und ſtürzte ſich, da es ſonſt nirgend einen freien Raum ſah, in den Guadalquivir. Es durchſchwamm glücklich den gewaltigen Strom, aber glücklich nur für ſich. Jenſeits neben einem der halbgebauten Brückenpfeiler bei Triana lag ein Arbeiter und ſchlief. Gerade da erſprang der Stier das Ufer, und das erſte Werk ſeines wiederkehrenden Grimmes war den Schläfer zu durchbohren und hoch von den Hörnern fortzuſchleudern. Der Mann war todt; der Stier entrann in die weitere Oede. Alles dieß war in wenigen Minuten geſchehen und geſehen; mit verdoppelter Eile gieng ſofort der Zug nach dem Kampfplatz um die noch übrigen Stiere für dieſe Nacht und bis zum Beginn des Gefechtes jeden in einen beſonderen Verſchlag zu liefern.

Aber noch Ein Geſchäft war heute abzuthun. Es ward, während die Stiere noch lebten, ſchon dieſen Abend ihr Fleiſch verſteigert: der *gente morena* eine willkommne Gelegenheit ſich um geringes Geld einen recht guten Tag zu verſchaffen: das in Wuth und Todesängſten ſchon gekochte

Fleisch dünkt dem Volke ein Leckerbissen, und doch, da man ihm die Ersteigerung überläßt, da auch von diesem Fleisch keine Abgabe erhoben wird, kommt es ihm wohlfeiler als das gewöhnliche zu stehn.

Die Nacht ist in Unruhe und manchem, der schon eine Vorfreude geniessen mußte, in der Schenke mit guten Gesellen und doch nicht ohne Streit vergangen. Der Tag bricht an; jede Stunde mehr spannt die Ungeduld höher, und um Mittag schon beginnt die Menge nach dem Kampfplatz hin zu strömen. An den Ecken der Gassen werden von Knaben Fächer feilgeboten, einfach aus Rohr und Papier: aber auf das Papier sind Abbildungen und ist ein Gedicht zum Lob der Stiergefechte und zum Preise des Chiclanero gedruckt; auch die Männer kaufen: sie müssen sich auf Stunden eines beissen Gedränges gefaßt machen, und der Fächer wird heute noch sonst seine Nutzbarkeit besitzen. Wir folgen dem Zug des Stromes: er bringt uns sicher wie der beste Führer an Ort und Stelle.

Das Amphitheater oder, wie der Sevillaner hier mit bescheidener Einfachheit sagt, *la plaza de toros*, der Stierplatz, liegt am südlichen Ende der Stadt, unweit dem Guadalquivir, ein grosses um die Kampfbahn aufsteigendes Rund von Stufen. Es ist von Stein und den Mustern des Alterthumes nachgebaut, und beinah möchte man ge-

täuſcht es für einen Reſt aus der Römerzeit ſelbſt anſehen: denn an der einen Seite iſt ſchon vor Jahren ein Theil des Mauerwerkes zuſammengeſtürzt, und die breite Lücke hat noch immer nicht die Ausfüllung gefunden. Für dieſes Saumſal aber dankt man wegen des Blickes, den es uns eröffnet, und des Bildes wegen, zu welchem ſich Nähe und Ferne nun vereinen. Die großartig ſchöne Vorderſeite der Cathedrale, dieſer weit aufſteigende und breitgelagerte Bau mit den fünf mächtigen Portalen neben einander und hoch oben den drei Fenſterroſen, der bei der Enge des vor ihm frei gelaſſenen Platzes das Auge, welches ihn dort beſchauen und ermeſſen möchte, hoch überwächst und ſo demſelben faſt nur die zahlloſen Stellen zeigt, wo an Portal und Mauer die beabſichtigten Standbilder fehlen: die Vorderſeite der Cathedrale und hinter ihr der rieſige Glockenthurm, die Giralda, treten gerade zwiſchen den Sturz des Amphitheaters ein, nahe genug, daß der ſommerliche Duft ſelbſt die feineren Theile der Formgebung noch nicht verwiſcht, entfernt genug, daß gleichwohl der Mangel der Standbilder nicht mehr auffällt. Und dieſe groſſe ſtille Maſſe, der Ernſt des mittelalterlichen Gotteshauſes hinter den weitgeſchweiften Kreiſen des gleichſam Römiſchen Amphitheaters und dem Menſchengewimmel, das in dem bunteſten Leben der Gegenwart und der Weltlichkeit von Stufe zu Stufe

herniederquillt: welch ein Gemälde, wie reizend und bedeutsam durch all die Gegensätze der Form und der Farbe und der Empfindung, die es in sich schließt, und wie schön diese Gegensätze wiederum zur Einheit ausgeglichen durch den warmblauen Himmel, der über allem sich wölbt, durch die Sonnenstralen, die mit dem gleichen Golde sich auf die grauen Zackenthürme der Cathedrale und hier auf das unruhig bewegte Volk, auf die noch ruhende Arena legen!

Aber schränken wir den Gesichtskreis auf das, was unsre Betrachtung heut allein beschäftigen soll, auf die *plaza de toros* und deren Begegnisse ein.

Um den Kampfplatz läuft zunächst eine hölzerne Schranke, etwa mannshoch und hie und da von einer schrägen Öffnung durchbrochen, die einen Menschen eben hindurchschlüpfen läßt; nur ein schmaler Gang trennt sie von dem untersten Zuschauerplatze. Es sind aber hier, dem gerade entgegengesetzt, was in den Theatern des Alterthumes Sitte gewesen, je die untern Plätze die geringeren, die wohlfeileren, weil sie nicht gefahrlos sind: denn nicht selten geschieht es, daß, zu wachsender Wuth gereizt, ein Stier die Schranken überspringt. Höher hinauf sind die Plätze auch bequemer eingerichtet und, während die weniger bezahlenden in heisser Sonne schmachten, von Dächern beschattet. Bezahlen aber, welch ein Gepräge der größten und vollsten Öffentlichkeit

auch Alles trägt, bezahlen muß den Eintritt Jeder, auch der Ärmſte, und auch der Ärmſte zahlt hier gern: Mancher hat ein Kleid vom Leibe, ja noch heute früh ſein elendes Bett verpfändet, nur daß er dabei ſein könne. Und Jeder thut damit nicht allein ſich ſelber wohl, er nimmt auch Theil an einem kirchlich guten und heiligen Werke. Denn alles Geld fließt in den Seckel irgend eines Armen- und Krankenhauſes, das auf ſeine Koſten und mit Herausrechnung eines erheblichen Gewinnes die heutige Schauſtellung unternommen, die Stiere und die Pferde gekauft und den Chiclanero gedungen hat, der ſeinerſeits wieder für die übrige Mannſchaft ſorgen mochte: alles das Ausgaben von nicht geringem Belang: der Chiclanero mag etwa 10000 Realen erhalten, der Stier im Durchſchnitte 1200, das Pferd (man nimmt eben nicht mehr von den beſten) 150 Realen gekoſtet haben. Ein Real iſt ſo viel als ein halber Franke und Einiges dazu.

So ſtehn denn und ſitzen und harren, Jeder auf ſeinem Platz, die Tauſende, durch einander beide Geſchlechter und Jugend und Alter und alle Stände: ſelbſt Geiſtliche ſind, halb ſchüchtern, halb verwegen, da; und während die Geringeren des Volkes ſich feſtlich herausgeſchmückt haben, ſo gut ſie es nur vermocht, und Majo und Maja unter ihnen im bunteſten Putze hervorleuchten, haben ſich heute, da es

ſolch ein Volksfeſt gilt, wohl auch Jünglinge und Jungfrauen vornehmerer Herkunft als Majo und Maja angethan: heut treffen ſie alle in Einer Luſt, heut wollen ſie auch in Einer Tracht zuſammentreffen. Auf und ab durch das bunte Gedränge bieten Knaben Orangen umher, und was ſonſt zur Erfriſchung dienen mag, namentlich aber, weil heut und hier ein Genuß am Platze iſt, der zugleich Beſchäftigung und damit eine Verkürzung der langen Zeit gewährt, die geſottenen Scheeren kleiner Seekrebſe: man bricht dieſelben in der Zuverſicht daß ſie von neuem wachſen, den Thieren ab, wenn die Ebbe ſie am Strande zurückläßt.

Schon aber ſind ſeit Mittag, wo das Volk ſich zu verſammeln und zu warten begonnen hat, mehr als vier Stunden vergangen: die Geduld wird zur Ungeduld, und es iſt Zeit, daß endlich auch das Haupt der Bürgerſchaft, der Aſiſtente, ſich einfinde und damit das Zeichen des Anfangs gebe. Er erſcheint, begleitet von einem zahlreichen Gefolge anderer Beamten; ſie nehmen einen abgeſchloſſenen und beſonders bequem und ſtattlich hergerichteten Platz in der mittleren Höhe des Amphitheaters ein, ſchräg gegenüber jener Lücke, die ſo ſchön nach der Cathedrale hinausſchaun läßt. Alsbald auch kommen durch ein Thor der Arena einige Männer eingeritten in der ſchwarzen Spaniſchen Hoftracht, die wir aus alten Bildern kennen: es ſind Alguacils,

niedere Beamte der Stadt; vor dem Platze des Aſſiſtente halten ſie, und dieſer wirft ihnen einen Schlüſſel zu: es ſoll der ſein, welcher den Behälter der Stiere öffnet. Sie heben ihn auf und entfernen ſich. Und wieder thut ein anderes Seitenthor ſich auf, und herein bewegt ſich unter Trompetengeſchmetter feierlich ein langer Zug, Reiter voran, die Übrigen zu Fuſſe: es ſind die *toreadores* und *toreros*, all die Mannſchaft, die heut es mit den Stieren aufnehmen, ſie necken und reizen, ſie quälen und tödten ſoll. Sie wollen ſich, ehe das Werk beginnt und der oder jener unter ihnen vielleicht auch endet, ſich den Zuſchauern noch einmal in ihrer Geſammtheit und zugleich ſo geordnet zeigen, wie ſie nachher an dem Kampfſpiel ſich betheiligen werden, die *picadores*, die *chulos*, die *banderilleros*, zuhinterſt mit Ernſt und Stolze die, denen das Gefahrvollſte obliegt, die aber ſchon oft die Gefahr ſiegreich überſtanden haben, die *espadas*, unter ihnen, von allen Seiten her mit ſtürmendem Zurufe begrüßt, Joſé Redondo, der Chiclanero: Alle in der Majokleidung des Volkes; in der reichſten, funkelndſten, die zuletzt gehn, die *espadas*. Langſam umreitet und umſchreitet der Zug den ganzen Kreis der Arena; dem Aſſiſtente werden ehrerbietige Verneigungen; vor der Thür aber, aus welcher die Stiere kommen werden, halten ſie länger verweilend inne; die Reiter entblöſſen ihr Haupt, die Fuß-

gänger knieen: sie beten: über der Thür in einer Mauerblende steht ein Marienbild. Dieß vollbracht, ziehen sie durch das gleiche Thor, welches sie eingelassen, wieder hinaus; nur einige *picadores* und *chulos* bleiben, jene beritten, diese zu Fusse. Die Chulos, denen viel Laufens und Springens bevorsteht, und die, was auch ihr Name besagt, mitten in all den Gefahren und Ängsten die Spaßmacher sein werden, sind leichter und luftiger angethan, gewandtes junges Volk, weshalb man sie noch lieber mit der Verkleinerungsform *chulillos* nennt. Die Tracht der Picadores weicht von der üblichen der Majos darin ab, daß ihr Hut zum Schutze gegen Sonne und Staub mit einem äusserst breiten flachen Rande versehen und daß nicht bloß ihre Kniestrümpfe, sondern die ganzen Hosen von Leder sind, von starkem Leder und dick gefüttert; lange Speere, auf Spanisch *picas*, in der Hand, sitzen sie fest zwischen den fußhohen Bogen ihrer Sättel.

Die Picadores, die Chulos vertheilen sich in Zwischenräumen an die Schranken; rings umher die Tausende athmen kaum vor banger Erwartung: der seit Wochen ersehnte Augenblick ist da.

Gerade gegenüber den Sitzen des Asistente, unterhalb jenes Marienbildes geht eine niedere Holzthür auf, und heraus in die Arena stürzt der erste *toro de muerte*, groß, silbergrau, mit „den speergleich ragenden Hörnern", die

dem Andaluſiſchen Stiere mit dem der Römiſchen Campagna gemein ſind. Er ſtutzt ob all dem Neuen und Fremden, das er um ſich her erblickt, ob dem Jubelgeſchrei, das an ſein Ohr ſchlägt, und um einen Ausweg zu ſuchen rennt er bald quer durch die Arena hin, bald durch den ganzen Umkreis derſelben. Er ſieht ſich gefangen, und dieß und der wachſende Lärm der Menge verſetzt ihn in Wuth, und los in kurzen ſchnellen Sprüngen geht er auf einen der Picadore. Mit hohlem Murren, den Kopf geſenkt, den Schweif gehoben, ſtellt er ſich dem Reiter dicht entgegen und wühlt mit Hörnern und Klauen den Staub auf. Bewunderungswerther Muth des Pferdes, das vor ſolch einem Feinde nicht zurückweicht! Es ſpitzt nur die Ohren, es tänzelt nur. Aber das arme iſt blind, iſt geblendet, die Augen ſind ihm mit einem Tuche verbunden: es ſieht die Gefahr nicht, es hört ſie nur mit Ungewißheit. So mit dem Pferde kaum beſchäftigt, kann ſicherer zielend der Picador, deſſen Aufgabe es nicht iſt, tödlich zu verwunden, ſondern nur durch Verwundung noch zu reizen, das zollang geſpitzte Eiſen ſeines Speeres einmal und ſchnell zum zweiten Male dem Stier in den Nacken, in die Seite ſtoſſen. Da mit einem jähen Schritt iſt dieſer hart am Pferde; er geht nicht auf den Mann: dem Pferde bohrt er, halb es erhebend, die Hörner in den weichen Leib und zieht ſie reiſſend zurück;

dann läßt er ab und wendet ſich wie ſiegreich brüllend anderswohin. Das Pferd, obſchon ihm die Eingeweide lang und tief herausquellen, iſt nicht geſunken: es ſteht noch, es kann noch gehn, noch laufen, und vom Reiter angeſpornt und in ſeiner Blindheit gezügelt, beginnt es, während es mit den Hufen ſein eigenes Innere zertritt, noch einen Trab dem Stiere nach. Die Menge, deren Beifall hier unparteiiſch ſtäts dem Stärkeren, dem Sieger lohnt, dem Stiere, wenn er das Pferd, ja wenn er den Menſchen verwundet oder tödtet, dem Menſchen, wenn er den Stier darniederſticht, die Menge läßt dem Stier ihren jauchzenden Zuruf und ihr Klatſchen folgen, und in Männer- und Weiberhand klappern und rauſchen die geſchlagenen Fächer. Der Stier aber, als ob er barmherziger wäre denn die Menſchen, kümmert ſich um das Pferd, das hinter ihm und bald wieder ihm zur Seite iſt, jetzo nicht mehr: ihn haben inzwiſchen die Chulos in Empfang genommen, und es beginnt nun unter beiden eine dem Zuſchauer ergötzliche Wechſeljagd. Die Knaben ſpringen ihm entgegen und hüpfen vor ihm her und laſſen dabei, geſpannt zwiſchen beiden Händen, ein Tuch von greller Farbe flattern: dringt er, hiedurch noch mehr gereizt, auf ſie ein, ſo geben ſie etwa das Tuch dem Spiele ſeiner Hörner Preis und entweichen ſeitwärts oder ſchlüpfen, wenn ſonſt keine Flucht mehr offen

iſt, durch die ſchmalen Lücken der Schranke oder ſchwingen auch (dieß jedoch nur in der äuſſerſten Noth und nicht mit Ehren) ſich flugs hinüber. So geht, indem die wehenden bunten Tücher den Stier bald da, bald dorthin locken, die leichten Chulos ihm bald hier, bald da entſpringen, die Hatz unter Stier und Menſchen wohl eine Viertelſtunde fort. Und die ganze Zeit hindurch hat mit ſchwindender Kraft der Sehnen, mit nachgeſchleiften, zerriſſenen Eingeweiden das Pferd immer noch dem rennenden Stiere nachrennen, hat noch erſterbend laufen, hat im Laufe ſterben müſſen: endlich ſinkt es darnieder und verendet, kaum noch blutend, da es ſchon die ganze lange verſchlungene Spur ſeines Marterweges mit Blute bezeichnet hat, verendet langſam, lautlos, nur einmal wie mit Gewimmer leiſe wiehernd. Der Stier bleibt ſcheu und mit verhaltenem Brüllen von der Leiche fern; er hat auch den Picador, da er abgeſtiegen den Sattel löste und von dannen trug, unbehelligt machen und geben laſſen, iſt auch den übrigen Reitern nur ausgewichen, und ebenſo wenig haben die Reiter ihn geſucht. Jetzt aber auf die Neckereien der Chulos folgt, ihn umringend, eine Schaar von Peinigern, die ***banderilleros***. In der Kleidung, in Jugend und Gewandtheit den Chulos gleich, aber geübter als ſie und kühner, treten ſie von da und dort an den rennenden Stier und ſchlagen ihm von

der Seite her oder, wenn ſie muthig genug ſind und es glückt, ſogar mitten zwiſchen die Hörner hindurch in Haut und Fleiſch den eiſernen Widerhaken eines faſt ellenlangen Holzes, das mit Bändern und Papierſtreifen umwickelt iſt und davon *banderilla*, ein Fähnchen, heißt. Bald trägt er um Aug und Ohr und an den Achſeln ein ganzes Gehänge ſolcher Hakenſtäbchen; das Blut, aus den ſchmerzhaften Wunden rinnend, trübt ihm das Geſicht; das beſtändige Anſchlagen und Rauſchen und Kniſtern betäubt ihn: in Angſten der Verzweiflung ſchießt er nun hier, nun dort quer über den Schauplatz, und ſein Brüllen wird zum durchſchneidenden Geheule. Die Menge klatſcht und läßt, wie er die *banderillas*, ſie die Fächer klappern; ſie jubelt, Alt und Jung, Mann und Weib, Laie und Prieſter.

Plötzlich verſtummt Alles: denn in die Arena iſt der *matador*, der Tödter, oder wie man in Spanien eigentlich und auch edler ſagt, die *espada*, der Degen, getreten. Solch eine Waffe in der Rechten, in der Linken ein rothes Fähnchen, die Banderilleros für den Nothfall als Hilfe hinter ſich, geht er langſam auf das Thier zu, deſſen Haltung bereits zweifeln läßt, ob die Wuth oder die Angſt, ob jetzt noch die Kraft oder ſchon die Erſchöpfung gröſſer ſei. Wirklich braucht es längeren Harrens und immer lebhafteren Schwenkens der Fahne, ob endlich der Stier, ſei es auf das rothe

Tuch, ſei es auf die Eſpada, losbricht: ein Tritt des Mannes ſeitwärts, und dicht neben ihm iſt der Nacken des Stieres und begraben bis an das Heft im Nacken des Stiers der Degen: einen Augenblick nur ſchwankt das Haupt und zittern die Kniee des gewaltigen: dann kracht er leblos zuſammen. Nun ein Beifall wie verder noch nie, der nur abgebrochen wird durch das Hereinklingen eines mit Schellen behängten, bunt mit wehenden Federn aufgeputzten Viergeſpanns kräftiger Maulthiere: ſie ſchleifen die erſtarrten Leichname des Stiers und des Pferdes durch den widerſtrebenden Sand hinaus. Die breite Spur, die ſie laſſen, die Spuren des Blutes überall werden von Ghulos verſchüttet und ausgebnet, die von dem Stiere zerriſſenen Tücher und die von ihm abgeſchüttelten Banderillas beſeitigt: die Arena iſt leer; das Volk wartet.

Und wiederum fliegt jene niedere Thür auf, und laut ſchon brüllend, ſchon in vollſter Wuth (das Todesgebeul des Vorgängers mag ihn darein verſetzt haben) kommt ein zweiter Stier, ſchwarz und noch gröſſer, noch wilder. Er legt ohne ſich erſt umzuſchauen gleich auf das geblendete Pferd des nächſten Picadors die Hörner ein, und im Nu, ehe dieſer noch den gezückten Speer hat brauchen können, ſchwebt das aufgeſpießte Roß ſammt ſeinem Reiter emporgehoben über dem Haupte des wüthenden; dann ſchmettert

er es zu Boden und ſtürzt ſich tobend auf die Ghulos. Der Reiter iſt unbeſchädigt geblieben; das Pferd liegt auf ihm: aber die hohen Sattelbogen und ſeine reich gefütterte Kleidung haben trotz der Gewalt des Wurfes ihn geſchützt; Ghulos helfen ihm auf und fort. Und es iſt Zeit geweſen. Denn ſchon, da das Jagdſpiel mit den Fußgängern ſchnell beendigt und deren jeder über die Schranken davon geſtoben iſt, kehrt der Stier nach ſeiner erſten Beute zurück und zerwühlt mit den Hörnern das auf den Boden geſtreckte noch lebende Pferd, hebt es auf und ſchleudert es nieder und noch einmal und zerſtampft es mit den Klauen. Die übrigen Picadore im Anblick ſolches Raſens halten ſich und ihre Speere ſtill; auch die Banderilleros thun das Ihrige nur mit ſcheuer Haſt. Das Volk, das den Sturz des erſten Reiters ſtürmiſch bejubelt hat, iſt ebenfalls nun beinah verſtummt, aber aus Unzufriedenheit, daß nicht mehr der Art geſchehe: ihm wäre es willkommener, wenn noch einige Pferde dem Stier geopfert, ja wenn auch dieſer und jener aus der Mannſchaft auf die Hörner wäre genommen worden. Harrt doch in einem Gemache neben dem Verſchlag der Stiere während des ganzen Kampfs ein Prieſter mit aller Bereitſchaft um plötzlich ſterbenden noch die Beichte zu hören und die letzte Wegzehrung zu ertheilen. Nicht für die Menſchen noch die blindlings in den Tod geſchickten Pferde, für den

Stier, wenn er deren ſchon viele zu Grunde gerichtet hat, regt ſich das Erbarmen der Zuſchauer: dann wird die Eſpada ihm erlaſſen und ihm, wie man ſagt, das Leben geſchenkt: zahme *cabestros*, wie ſie ihn ſchon aus der Freiheit der Weide hereingelockt, müſſen ihn dann auch hier in den Stall zurückführen, freilich kaum jemals, damit er leben bleibe: er erliegt nur langſamer, qualvoller in dem Blute, das grimmig und geängſtet durch die Adern und aus den Wunden der Speere und der Banderillas ſiedet. All dergleichen iſt aber heute dem Volk verſagt, und aus der noch ſtummen Unzufriedenheit würde ein Murren und ein Toben werden, wenn nicht das Auftreten Joſé Redondos von Chiclana beſchwichtigend zuvorkäme und neuen laut hallenden Jubel weckte: denn kein geringerer als dieſer iſt mutbig genug und würdig ſolch einen Stier zu fällen. Er erſetzt, was die feigen Ghulos an Neckerei geſpart haben; er läßt wiederholendlich und jedesmal mit vergeblicher Wuth den Stier auf ſich eindringen: endlich ein ſchnellblitzender Stoß, und das angſtvolle Spiel iſt beendigt. Ihm aber lohnt noch andrer Beifall als jenem, der den erſten Stier erlegt hat, nicht bloß ein Zuruf und ein Zuſammenſchlag der Hände und der Fächer, als ſollte deſſen kein Ende ſein: von allen Seiten auch, ſo weit ihn der Wurf nur erreichen kann, fliegen ihm Hüte zu. Wie bei Tanzbeluſtigun-

gen des Volkes, wenn ein Paar durch Anmuth und kühne Gewandtheit die Zuschauer entzückt hat, diese ihm die Hüte zu Füssen werfen als Zeichen ihrer bewunderungsvollen Ergebung, so hier dem kühnen, gewandten, anmuthigen Kämpfer. Er dankt durch Verbeugung und indem er einen der Hüte sich selber aufsetzt und dann ihn zurückwirft.

Es kommt ein dritter Stier, weiß und rothbraun gefleckt; sichtlich mehr in Furcht als Grimm, geht er mit zagender Langsamkeit bis in die Mitte des Platzes und bleibt hier heiser aufbrüllend stehn: es ist, als flehe er um Erbarmen. Die Picadores, die Chulos vermögen über seine Schläfrigkeit oder Verzagtheit nichts; kaum daß er einem Pferde den Schenkel lähmt. Statt seiner geräth nun das Volk in Wuth: in Wuth gegen den Stier, und es fehlt nicht viel, daß es, wie in solchen Fällen wohl geschieht, verlange ihn mit Hunden gehetzt oder doch anstatt der Banderillas ihm brennende Raketen angehängt zu sehen; in Wuth gegen den Unternehmer, der Sevillanern solches zu bieten wage, gegen den Asistente, daß er solchen Betrug an der besten Lust des Volkes dulde. Und da endlich auf den Stier auch ein Matador geschickt wird, der nicht viel besser als er ist (denn er verfehlt beim ersten Stosse die rechte Stelle oder den rechten Druck der Hand, und der Stier läuft davon, während ihm bald aus dem Nacken noch der Degen her-

vorragt), da erhebt ſich mit Schreien, mit Stampfen, mit Fächerklopfen ein Getöſe, thieriſch wild, betäubend und erſchütternd, wie das Ohr dergleichen noch nie vernommen hat und niemals wieder vernehmen möchte. Es ſchweigt erſt, da Kehle und Hand ermüden und ein neuer Stier wieder auf ſich die Aufmerkſamkeit zieht.

So geht es denn fort, drei Stunden lang, und während dieſer Zeit ſind hinter einander acht Stiere, geſtern, vorgeſtern noch der Stolz und die Herrſcher ihrer Weiden, todt hinausgeſchleift worden. Aber nur ſechs Pferde: neulich in dem kleinen San Lucar, wird zugleich mit Prahlerei und mit Neid geklagt, ſeien ihrer mehr als zwanzig umgekommen, weil gleich der erſte Stier gleich bei dem erſten Rundlauf dreie getödtet habe, und hier in Sevilla, in Sevilla nur ſechs! Und auch der Prieſter dort im Verſchlage hat umſonſt gewartet. Mißvergnügt und kaum hörend auf den heiteren Trompetenruf, der den Schluß bezeichnet, brechen die Schaaren auf.

Wir aber, froh der langen Qual entledigt zu ſein, laſſen noch einmal um Abſchied zu nehmen unſern Blick empor nach der Cathedrale ſteigen, die jetzt ſchon dunkler herüber und ernſt auf die wiederum leeren und ſtummen Räume und auf das Volk herabſchaut, das lärmend in ſeine Häuſer und zu neuen Vergnügungen ſich zerſtreut. Wir

nach diesem Kampfe voll Blutes und ohne Ehren, nach diesem frevelhaften erbarmungslosen Spiele, das von beiden, der Blindheit und der Wuth, nur die Leichen im Staube zurückgelassen hat, wir müssen des Dichterwortes gedenken, das auf ebendieselbe Entartung des sinkenden Roms gesagt ist: „Grausamer Spott! es erkennet die Menge in dem Bilde sich selbst nicht."

Inzwischen ist es Nacht geworden: denn plötzlich, ohne die lange Abendröthe, mit welcher von uns die Sonne scheidet, ohne die Dämmerung nachher, plötzlich wie ein Verhang fällt über den südlichen Himmel die Finsterniß hernieder. Und schon im Dunkel taucht reflexglühend der Mond empor und zittert durch das Laub der Bäume, unter denen wir nach dem Ufer des Stromes und längs dem Ufer wandeln. Was auch von bänglichen Nachgefühlen des Gesehenen unser Herz bewegen mag, die sanften Strahlen breiten begütigend ihren Schleier über die wilde Lust und unsern Abscheu und verschönend über das öde Land umher. Es ist still: tiefer als sonst ermüdet, ist die Stadt zur Ruhe gegangen; nur ein fernes Saitenspiel noch klingt einsam in das schwere Rauschen des Guadalquivir, der dunkel von der Nacht, schimmernd im Monde, dem harrenden Grab im Weltmeer sich entgegenrollt.

Die Lebensalter.

Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte

von

Wilhelm Wackernagel.

Basel,

Bahnmaier's Verlag (C. Detloff).

1862.

Den Herren

Dr. Wilhelm Theodor Kraut.

Hofrath und Professor der Rechte zu Göttingen,

und

Christoph Riggenbach.

Examinator zu Basel,

zugeeignet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die nachfolgenden Blätter sind zuerst für eine Schulfeierlichkeit hier in Basel ausgearbeitet, jedoch nur zum geringeren Theile und sonst auch abgekürzt bei diesem Anlass vorgetragen worden; ich übergebe sie nunmehr um fremdem und eigenem Wunsche zu genügen, gedrucktem Drucke. Sie sprechen von den Altersstufen, über welche das Leben des Menschen abläuft, von den Lebensaltern. Nicht auf physiologische Weise: das stünde mir nicht zu; sondern vom antiquarisch-historischen Standpunkt aus: ich möchte versuchen in schnellen Zügen zu entwerfen, wie die vorzeitliche Anschauung des deutschen und derjenigen Völker, die mit beständiger Einwirkung uns die nechsten sind, sich das Leben gegliedert und Schritt für Schritt von der Geburt an bis zum Tode in ihm selber abgegrenzt hat. Es liegt in diesem Theil der Alterthumskunde eine reiche Fülle von gemüthlichen Bezügen, er hat Bedeutung zugleich für Sitte und Recht, für Sprache und Dichtung und bildende Kunst, und da der unterste Grund all der Festsetzungen, um die es hier sich handelt, ein unwandelbar gegebener Naturgrund ist, so fehlt es denselben nicht an Geltung noch für uns jetzt und nicht an vielfacher Anwendbarkeit auf die Verhältnisse auch noch unseres Lebens.

Zunächst nun mögen die verehrten Freunde, denen diese Blätter zugeeignet sind, wohlwollend beurtheilen, der eine, ob ich genugsame und überall die passenden Beispiele von künstlerischer Darstellung der Lebensalter beigebracht und diess und jenes derselben vielleicht richtiger als Didron

angedeutet, der andre, ob ich recht daran gethan habe, von der Art, wie er in seinem Werk über die Vormundschaft die deutschen Altersstufen ordnet, so durchweg abzuweichen.

Basel im Mai 1862.

W. W.

Die Lebensalter.

Ein altes Rathselbuch[1] fragt »Von wann get yedes ding und wo hin get es?« Antwort »auß der jugent in das alter.« Also Jugend und Alter, jung und alt, in homerischer Zusammenstellung *νέος* und *παλαιός*, *νέος* und *γέρων*:[2] dieses die erste, nur einmal abschneidende Theilung des Lebens, der einfache Gegensatz bloss zweier Stufen desselben, entsprechend dem der Morgen- und der Abendhälfte des Tags und dem alterthümlichen nur zweier Jahreszeiten, des Sommers und des Winters.[3] Wirklich stellen auch schon altdeutsche Dichter die Jugend und das Alter als den Morgen und den Abend des Lebens[4] und als den Wechsel jener Jahreszeiten dar,[5] und es ist dieselbe Bildlichkeit, wenn die bekannte Fabel Aesops von der Ameise und der Grille, deren eine im Sommer arbeitet, die andere nur singt,[6] bereits bei Avianus[7] auf die sorglos unthätige Jugend und den Mangel nachher im Alter ausgedeutet wird.[8] Und gerne verweilt auch sonst noch unsre alte Dichtung bei

[1] Augsburger Druck (s. meinen Aufsatz in Haupts Zeitschr. III. 26) Bl. e 6 rw. Ebda Bl. f 5 vw. »Es wirt von yederman begert und ist doch also gar unwert, so man es umb ain haller kaufen möcht, kainer baldt das selbig zuo thuon gedecht. Antwurt: Das alter: yederman begert sein, liebt doch mer die jugent.«

[2] Il. IX. 527 *πάλαι, οὐτι νέοι γε*, wie Wolfram im Parzival 43. 14 *den jungen, niht den alden* u. Titurel 28 *die jungen zwuo gespilen, niht die alten.*

[3] Weinholds Altnord. Leben S. 375 fg. Im Hildebrandslied *ih wallôta sumarô enti wintrô sehstie*; Wolfr. Titur. 88 *er qual êt al die mânen, swie sich diu zit huop, winder und den summer*; überhäufige Belege in der Minnedichtung.

[4] Reinmar v. Zweter in vdHagens Minnes. II. 209 b. Regenbogen ebd. III. 345 b. Griechische Stellen, die bloss den Abend nennen, so dass vorher ausser dem Morgen auch noch ein Mittag kann gedacht sein, s. Anm. 54.

[5] Die Warnung in Haupts Zeitschr. I. 500 fgg.

[6] Fab. Aesop. ed. Halm 401. Babrius 137.

[7] Avian. 34; nach ihm Bonerius 42.

[8] Mit abkürzendem Bezuge Virg. Georg. I. 186 *inopi metuens formica senectæ* u. Hor. Sat. I. 1. 30 sqq. Von der Nothwendigkeit schon in der Jugend Vorsorge für die Tage des Alters zu treffen singt

der Gegenüberstellung dieser beider,[9] und die bildende Kunst veranschaulicht sie: das obere Halbrund einer Fensterrose an der Cathedrale zu Amiens[10] ist von siebzehn Figuren eingefasst, links achten, die empor, rechts ebenso vielen, die hinuntersteigen: die ersteren, bartlos, meinen die Jugend, die bærtigen letzteren das Alter, wæhrend die jugendliche Kœnigsgestalt, die neben sich den Hund, das Sinnbild der Treue, fest oben in der Mitte sitzt, wohl jenen Einen bedeutet, der unter allen Wechseln auf Erden unveränderlich derselbe bleibt.[11]

Zu bunterer Mannigfaltigkeit, als dieses ernste Bildwerk darbietet, hat sich der Gegensatz von Jugend und Alter und das Heimweh des Alters nach der Jugend in einer anderen, einst vielbeliebten Darstellungsform entwickelt. Man erzæhlte schon frühzeitig von einem Brunnen, worin der altersschwache und erblindende Adler sich verjünge;[12] von Brunnen des fernen Orients, des Pfefferlandes, des Paradieses, worin das gleiche mit Menschen geschehe, brachten die Kreuzfahrer und Pilger[13] und im vierzehnten Jahrhundert der Reisende Montevilla[14] mærchenhafte Kunde nach Europa; auch die heimische Sage derselben Zeit[15] und nach derselben der Scherz der Volksdichtung[16] und mehr und fruchtbarer noch die bildende Kunst, auch hier

Spervogel in des Minnesangs Frühling v. Lachmann u. Haupt S. 26 fg.

[9] Freidank S. 51 fg.; auf Deutsch und auf Latein der Renner S. 7: in minniglichem Bezug Veldeke, des Minnesangs Frühling S. 62.

[10] Abbildung u. Beschreibung von Didron in den Annales archéolog. I. 424. 431.

[11] Zu vergleichen, wie auch bei Darstellungen des Glücksrades die Gestalt des Herrn zuoberst hinauf oder, noch bezeichnender, in die unwandelbar feste Mitte gesetzt wird: s. Haupts Zeitschr. VI. 139 fg. und Heider in den Mittheilungen zur Erforschung der Baudenkmale IV. 119 fg. Sonst könnte auch jener zu oberst sitzende bloss ein Jüngling und eben nur darum, weil er noch so triumphierend oben sitzt, gekrœnt sein, ganz wie die Jünglinge auf dem Rad der Zeiten Anm. 63 u. 134: eine Uebertragung wieder von den Glücksrædern her, deren Figuren sich nach dem Spruch vertheilen *Regnabo. Regno. Regnavi. Sum sine regno*, so dass den hœchsten Platz ein Kœnig mit der Krone einnimmt: Carmina Burana S. 1 u. a.

[12] *Ἔπια πτερόεντα* S. 11.

[13] Daher die Jungbrunnen in Albrechts Titurel 701. 4473. 6054 Hahn.

[14] S. vdHagen im Museum für Altdeutsche Literatur u. Kunst I. 259 fg.

[15] Der Jungbrunnen, der die rauhe Else zur Frau Sigeminne verschœnt, im Hugdieterich: vdHagens Heldenbuch I. 208.

[16] H. Sachsens Gedicht der Jungbrunn: Hopf I. 181 fgg.; vgl. ebd. S. 222 »Auch ist in dem Land (dem Schlauraffenland) ein Jungbrunn: Darinn verjungen sich

wieder diese, bemächtigten sich des abenteuerlich anziehenden Gedankens, und Lucas Kranach z. B. malte[17] und ein Jude des funfzehnten Jahrhunderts zeichnete auf Pergament,[18] der eine mit grösserer, der andre mit geringerer Fülle verschiedenartiger Gestalten, wie die gebrechlichen Greise und Greisinnen in den Jungbrunnen steigen um nach kurzem Baden als blühendste Jünglinge und Jungfrauen, ja wohl gar als Kinder daraus hervorzugehen. Wie alt der Ursprung des ähnlichen Fastnachtsspasses mit der Altweibermühle sei, ist mir unbekannt.

Noch lieber und öfter jedoch, getrieben von der Neigung das Characteristische aufzusuchen, auch wo ihm keine Anmuth innewohnt, schildert die Kunst unsrer alten Dichter bloss die Greisenzeit, nicht apologetisch wie im römischen Alterthum Ciceros Gespräch de Senectute, sondern meist nur so, dass von all den Leiden und Gebrechen des Alters, von dem schmerzlichen Dahinsinken des Leibs, des Geistes, des Gemüths die Rede ist,[19] in der Art also, wie am Ende der classischen Latinität Maximianus seine erste Elegie gedichtet hat.[20] Einzig Hans Sachs, der aber berührt sein mochte von den catonischen Gedanken Ciceros, weiss in einem seiner Gespräche auch das Licht, das noch auf die Greisenjahre fällt, das zum mindesten auf die seinigen fiel, gebührend zu zeigen; zwar überschreibt er es »Ein Klaggesprech über das schwere Alter«[21] und erzählt im Beginn abschreckend genug, wie zu ihm

»einschleichen thet
In langem Bart ein uralt Mann,
Eisgraw, der hett Filzsocken an,
Zitternd, und gieng an zweien Krucken,
Bleich, hustend, mit gebogem Rucken«:

desto erfrischender aber und sittlich verjüngend lautet weiterhin der Zuspruch eben dieses uralten Mannes, des Alters selbst:

die alten« und Uhlands Volkslieder S. 73 fg. »Bei meines buolen fuessen da fleußt ein brünnlein kalt: Und wer des brünnleins trinket, der jungt und wirt nicht alt.«

[17] Bild im Königl. Museum zu Berlin.

[18] Hebräisches Lieder- und Gebetbuch auf der Grossh. Bibliothek zu Darmstadt.

[19] Die Warnung bei Haupt I. 396 fgg.: der Stricker in Docens Miscellaneen II. 211 fgg.: Martina 124, 67 fgg.

[20] Wernsdorfs Poetæ lat. minores VI, 1. 209 sqq.

[21] Hopf II. 298 fgg.

»Laß ab dein Klag
Und hab in dem allen Gedald,
Trœst dich der Gottes Gnad und Huld,
Der dir mancherlei Gab hat geben:
Voraus auf Erd so langes Leben,
Das ist ein Gottes Gnad und Gab.
Deshalb laß dein Ungeduld ab,
Trag freimütig[22]) das Alter dein
Mit allen den Gebrechen sein.
Hast an Leib abgenommen du,
So hat dein Gmüt genommen zu
In Verstand, Sitten und der Tugend:
Darinn übertriffst du die Jugend,
Die sich in manches Unglück stürzt,
Ihr oft das Leben selber kürzt.
Hast du gleich auch Unglück erlitten,
Hast du doch ehrlich das durchstritten,
Stehst wie ein triumphierend Pferd.
Des ist dein Alter Ehren werth,
Standhaft, lobwirdig und ganz adelich.
Das erhalt nun forthin untadelich,
Laß gen mir ab die Klage dein.«

So Hans Sachs an seinem fünfundsechzigsten Geburtstage: ein Zuspruch auch für die unter uns, die durch Gottes Gnad' und Gabe schon ebenso weit haben vorwärtsschreiten und noch darüber hinaus haben schreiten dürfen.

In Lacedæmon erwies man den Greisen Ehrerbietung: sonst aber (ich erinnere an den Kahlkopf von Beth El[23]), sonst und auch bei unseren Vorfahren steigerte sich die Bitterkeit des Alters und der Klagen des Alters leicht noch deshalb, weil ihm noch öfter und noch herzloser, als etwa jetzt die Rohheit der Jugend sich gestatten mag, mit Geringschätzung begegnet, weil es von den Jüngeren verachtet und seiner gespottet,[24] weil dieser und

[22] D. h. frohen Muthes.

[23] Kön. II, 2, 23.

[24] Walther (nach Riegers und meiner Ausgabe) 20, 3 fgg. Renner 16361 fgg.: »liedermans alter narre.« Agricola Sprichw. (Wittenb. Ausg. 1592) 390.

jener vielleicht auch begründete Vorwurf nicht mit Schonung zurückgehalten, sondern gar zum Sprichworte gestempelt ward und durch solche Allgemeinheit doppelt verletzte. Nicht bloss von Juden und Wölfen und bairischem Weine sagte man, sie seien wohl in der Jugend ganz gut, aber mit dem Alter komme die Untugend:[25] man sagte auch überhaupt »Je älter, je ärger«:[26] die Anerkennung, dass Jugend und Alter jedwedes eben seine besondere Art und Natur, jedwedes auch seine eignen Tugenden habe, ward nur selten geäussert.[27]

Eines jedoch zeigt sich fest und durchgängig schon in der Sprache der Vorzeit anerkannt, und wahrlich etwas, das nicht vom niedrigsten Belang ist, der Vorzug der Weisheit nämlich, den das Alter, der Mangel an Erfahrung und Einsicht, den die Jugend hat: dem Mittelhochdeutschen sind auf der einen Seite *alt* und *wis*,[28] auf der anderen *junc* und *tump*[29] vollkommen gleichbedeutende Worte; in beinah zahllosen Fällen wird von *tumben*, von *touben*,[30] ja von *tören*[31] gesprochen, wo der heutige Uebersetzer nur *jung* gebrauchen darf: unseren Vätern war das beides untrennbar eins, sie sahen

[25] Renner 22570 fgg.

[26] »Ie elter, ie kerger« Agric. Sprichw. 671, der aber *karg* im Sinne von geizig nimmt; in Simrocks Deutschen Sprichw. 260 »Je länger, je ärger; Je älter, je karger.« Anwendung auf die bezeichnenden Untugenden niederländischer Völker in einem lat. Gedicht bei Aufsess u. Mone, Anzeiger III, 52:

Hic Agrippina mos dicitur esse coloniae,
Quanto plus senior, tanto parat sibi maior.
Vos modo, Clevenses, estis producere testes:
Quo magis antiqui, tanto magis ebriosi.
Geldria quem genuit, tanto magis ille superbit,
Quo magis aetatem pertingit ad usque senilem. U. s. f.

[27] Gregor. 1615 fg. Tristan 4445 fgg.; Agric. 671 »Einer iegliche zeit und alter folget sein laster.«

[28] *Der man si junc oder wis* Kolowzaer Handschr. S. 87, *die jungen und die wisen* Justinger S. 189: dort auch die Lesart *gris* (vdHagens Gesammtabenteuer I, 382), hier *grisen*. Die Warnung Haupt I, 440 *begrebt daz kint den wisen, sô heizet er sich wisen alles, des der alte hât*; Greg. 1081 fg. Freid. 51, 25 fg. Im Hildebrandslied *altê anti frôtê*; *altwis* Parziv. 160, 13, *gráwise* 127, 21.

[29] *Die jungen künege tumbe* Ravennaschl. 900, *unnâ tumbe; kindelîn* Hahns Ged. d. XII u. XIII Jahrh. 129. 69. *Tumben werlt* ihr jungen Leute: Walth. 37, 9; *der tumbe riche* im Gegensatze zu *wisheit, adel* u. *alter* ebd. 67, 6, 13. *Tump* und *wis* d. h. jung und alt: Veldeke in d. Minnesangs Frühl. 62, 17. Nib. 33, 36, 711, 2187; *daz dô die tumben wâren, wie grîse die nu sint* ebd. 1736.

[30] Singenberg 236, 13, 18.

[31] Walth. 66, 14, 17, 171, 25 fgg. 196, 3 unten Anm. 245; vgl. *von siner dörheit oder kintheit* Sachsensp. Landr. I,

keinen Unterschied dazwischen: harmlos sagt Agricola[32] »were die Jugent klug, so were sie Gelts werd«, sagt Ulrich von Lichtenstein[33] *ich was ein kint und tump, als noch die jungen sint*, und beginnt noch Hans Sachs ein Gedicht mit den Worten »Als ich was bei achtzehen Jaren in meiner thummen Jugend blüt«.[34] Also das Alter nur hat Weisheit: deshalb gebührt es auch ihm allein zu rathen; die Jugend kann daneben nur das ansprechen, wozu ihre grössere Kraft sie geschickter macht, nur die Ausführung des Raths der Alten:

Παλαιὸς αἶνος »ἔργα μὲν νεωτέρων,
βουλαὶ δ' ἔχουσι τῶν γεραιτέρων κράτος«,[35]

auf Deutsch »Die Alten zum Rath, die Jungen zur That«;[36] ein Sprichwort, das sich auch schon frühzeitig, schon im zwölften Jahrhundert nachweisen lesst.[37] Und erinnern wir noch an die Aeltesten in Israel, an die *πρεσβύτεροι* unserer Kirche,[38] an die *γεραίτεροι* der Perser,[39] die *πρέσβεις* und *γέροντες* der Griechen, die *senatores* der Römer,[40] die *seniores* der Karthager,[41] so sehen wir mit all diesen Namen die Berathung und Leitung des Volks und der Gemeinde als ein selbstverständliches Ehrenrecht des Alters bezeichnet. *Magna fuit*, sagt Ovidius,[42]

23, 2. *mi dem dat it kint noch als junk is, dat it sie van dörheit nicht verstân kan arges unde gûdes* Richtst. Landr. XLIII, 4. Iwein 5821 *daz der tôre und diu kint vil lihte ze wenenne sint.* Arm. Heinr. 333 *daz diu kint sô lihte ze gewennne sint.*

[32] Sprichw. 671.

[33] Frauendienst 3, 22.

[34] Hopf I. 24; ähnlich S. 121 u. 127.

[35] Eurip. Menalippe fragm. 25; bei Plutarch An seni sit gerenda respublica pg. 789 d sinnlicher ausgedrückt *Μάλιστα ἀᾴδεται τάδε, ἔνθα βουλαὶ γερόντων καὶ νέων ἀνδρῶν ἀριστεύοισιν αἰχμαί.*

[36] Simrock 212. Abschatz in den Vermischten Gedichten (1704 S. 191)

»Junger Thaten
Alter Rathen
Geht von Staten.«

[37] Rudolandes liet 53, 13 *mit den wisen sal man râten, mit den tumben vechten.* Walther jedoch klagt bereits, dass es nur vormals so gewesen sei (68, 4), und ein Ungenannter unter den Gedichten Spervogels (vdHag. Minnes. II, 376) *si der alten rât versmâhet mit den kinden.*

[38] Isidor. Origg. VII, 12 *Presbyter graece latine senior interpretatur, non pro aetate vel decrepita senectute; sed propter honorem et dignitatem, quam acceperunt, presbyteri nominantur.*

[39] Xenoph. Cyrop. I, 2.

[40] *Altherro* Uebersetzung von *presbyter* und von *senator*: Graffs Althd. Sprachsch. IV, 993. Anno 263. Deutsche Pred. von Leyser 85, 17.

[41] Liv. XXXIV, 61; *senatus* XXX, 16. *γερουσία* Polyb. X, 18.

[42] Fast. V, 57 sqq.

Magna fuit quondam capitis reverentia cani
Longa sua pretia rupta senilis erat.
Martis opus juvenes animosaque bella gerebant
Et pro dis juverant in statione suis.
Viribus illa minor nec habendis utilis armis
Consilio patriae saepe ferebat opem.
Nec nisi post annos pulsit tua cura seros.
Nomen et aetatis mite senatus erat.

Diese Zweitheilung lediglich von Jugend und Alter nimmt jedoch die Sache zu sehr nur im Grossen, und es muss für eine Unzahl von Fällen unentschieden bleiben, wo denn die Grenze zwischen den beiden laufe: Kraft und Unkraft verwischen sie: mit hübscher contradictio in adjecto wird einmal Berther von Meran, ein Greis, dem der Bart bis auf den Gürtel geht, *der alde jugelinc* genannt,[42] und Walther von der Vogelweide[43] schilt über *alte juncherren* und *junge altherren*. Solcher Weitschichtigkeit und Unbestimmtheit sucht die Unterscheidung einer grösseren Zahl von Theilen und somit kleinerer Theile abzuhelfen, zunächst indem dreifach und vierfach begränzt wird.

Dreifach in altdeutschen Quellen: *kintheit, jugut, alter*;[45] und schon in der Rätselfrage der Sphinx, was zuerst auf vier, dann auf zwei, dann auf drei Füssen gehe:[46] also Kind und Mann und Greis; bei Maximianus[47] ausdrücklich so, dass die Mannesjugend ihm für die rechte Mitte gilt zwischen Kindes- und Greisenalter:

Exultat laetitia puer, gravitate senectus:
Inter utrumque manens stat juvenile decus.

Dem ähnlich hat Hesiodus und haben nach ihm um das Jahr 1600 deutsche Reimer den schönen Spruch vom Rathen abgestumpft: Hesiodus

Ἔργα νέων, βουλαὶ δὲ μέσων, τέρψις δὲ γερόντων[48]

auf Deutsch

Der jungen that,
Der mitlen rat,

[42] Ruther 3701: 2135.
[43] 71, 11 fg.
[45] Ruol. I. 26 fg. Haupts Zeitschr. VII. 151.
[46] Asclepiades bei Athenaeus X. 83. pg. 456 b. Apollodor. III, 5, 8.
[47] Eleg. I. 105.
[48] Hesiodi etc. fragm. ed. Marckscheffel pg. 371. Strabo XIV. 5, 11 führt gelegentliche Parodien des Schlusses an: τερπαὶ und βουναὶ δὲ γερόντων.

Der alten gebat [49]
Vil nutzen hat«

oder

»Der jungen that,
Der mitlen rat,
Der alten wundsch
Sind selten umbsunst.« [50]

Besser ein Andrer, der zwar auch in drei abtheilt, aber doch den Alten den Rath und nicht allein das Beten oder gar nur das Wünschen übrig læsst:

»Der Jungen That,
Der Alten Rath,
Der Männer Muth
Sind allzeit gut.« [51]

Jugend und Alter haben wir vorher dem Morgen und dem Abend verglichen gesehn: auch für die Dreitheilung des Lebens bot die Natur mehr als ein Gegenbild und Sinnbild: ein deutsches Gedicht des zwölften Jahrhunderts [52] stellt ihr die drei Erscheinungen des Mondes, den wachsenden, den vollen und den abnehmenden, gegenüber, Marcianus Capella [53] die Morgen- und Mittag- und Abendsonne, und so sind spæter auch in das Ræthsel der Sphinx die drei Zeiten des natürlichen Tages gebracht worden: sie fragt nun, wer des Morgens auf vier, des Mittags auf zwei und des Abends auf drei Füssen gehe. [54]

Geläufiger aber als diese Theilung und überhaupt wohl die geläufigste unter allen ist von je her die in vier gewesen. Schon die Rœmer waren ihrer ganz gewohnt, nur dass sie in den Unterscheidungsnamen schwankten: die Aufzæhlung in Horazens Brief an die Pisonen, die so schœn durch Characterschilderung belebt ist, [55] nennt *puer, juvenis, vir, senex;* eine andre bei

[49] D. h. Gebet.

[50] Gœdekes Gengenbach S. 566 aus Friedr. Petri, der Teutschen Weisheit 1604.

[51] Hoffmanns Spenden I. 39 aus Lehmans Florilegium 1630.

[52] Diemer S. 342 fg.

[53] I. 17, 4; in der althochd. Uebersetzung S. 57 Graff.

[54] Gœdeke a. a. O. S. 566. Das Greisenalter der Abend des Lebens: ἤδη γὰρ ὁ βίος εὐμὸς ἑσπέραν ἄγει Bruchstück aus Alexis Titthe; andere Stellen in Meinekes Anmerkung. Fragm. Comic. Græc III. 486. Vgl. oben Anm. 4, unten Anm. 113.

[55] Z. 158 fgg. Durch grœssere Kürze nicht

Servius[56] *puerilia*, *adolescentia*, *juvenilis ætas*, *senecta*; Florus,[57] indem er sinnreich den Entwicklungsgang der rœmischen Geschichte darnach gliedert, *infantia*, *adulescentia*, *juventus*, *senectus*; Cicero endlich *puerilia*, *adolescentia*, *constans ætas*, *senectus* oder *infirmitas puerorum et ferocitas juvenum et gravitas jam constantis ætatis et senectutis maturitas*;[58] die *constans ætas* (wir sprechen landschaftlich ganz ebenso von einem *bestandenen Alter*) und damit gleichbedeutend Virgils *firmata ætas*[59] ist der Gegensatz zu der *mobilis ætas*, wie auch bei Virgil die Jünglingsjahre heissen.[60] Im Altdeutschen *kintheit*, *jugent*, *manheit*, *alter*.[61] Anders jedoch auf einem Holzschnittbogen, wie es scheint, noch des funfzehnten Jahrhunderts.[62] Hier sind mit den Ueberschriften *das erst*, *das ander*, *das drit*, *das letst Alter* ein lesender Knabe, ein Jüngling in Kriegertracht, ein bærtiger Mann und ein gebeugter Greis am Krückstock abgebildet: der begleitende Text aber giebt Namen und Ausführungen, welche dazu wenig passen, *das wachsent*, *das gestanden*, *das abnement* und wieder *das letst Alter*; während die Bilder den puer, den juvenis, den vir und den senex vorführen, gründet sich der Text eher auf die Unterscheidung von adolescentia, constans ætas, senectus und ætas decrepita. Andre Darstellungen durch die bildende Kunst — es kann dahin noch gerechnet werden, wie man vom funfzehnten Jahrhundert an die heiligen drei Kœnige zu malen pflegt, Caspar als Jüngling, Balthasar als Mann, Melchior als Greis, und all die drei anbetend um das Kind vereinigt: diese und andre, die unmittelbar und eigentlich die vier Alter zeigen sollen, enthalten gar keine Benennung: es genügt, dass jedes durch seine Erscheinung selbst gekennzeichnet ist: der Art ein Holzschnitt ebenfalls aus dem funfzehnten Jahrhundert[63] und ein, ich weiss nicht wie altes Wandgemælde in dem Athos-Kloster Iviron.[64] Diesen beiden ist noch das gemeinsam eigen,

minder treffend die Grabschrift unter Gœthes Reimsprüchen

»Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmasslich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig:
Auf deinem Grabstein wird man lesen
»Das ist fürwahr ein Mensch gewesen.«

[56] Zu Virg. Aen. VI, 114: *senectæ sors quies est et otium, sicut puerilis ludus, amor adolescentiæ, ambitus juvenilis ætatis.*

[57] Epit. I, 1.

[58] de Senect. XX, 13; X, 7. Vgl. II, 4.

[59] Eclog. IV, 37.

[60] Georg. III, 165.

[61] Meinauer Naturlehre S. 9.

[62] Bechstein in Aufsess Anzeiger II, 183 fg.

[63] Sotzmann im Kunstblatt 1830 S. 85.

[64] Didron, Ann. archéolog. I, 428.

dass sie die vielgebrauchte Form des Glücksrades[65] anwenden um den Kreislauf der Zeiten, der ebenso wie das Glück fortschreitend wechselt,[66] zu versinnlichen: es ist hier der Knabe, der an der einen Seite aufwärts, der alternde Mann, der auf der anderen wieder hinabgeführt wird: aber noch steht an dem Rade des Holzschnittes Fortuna und dreht dasselbe. Mit gesteigertster Fülle jedoch der sinnbildlichen Zusammenstellung ist eben solch ein Rad des vierfach gegliederten Zeitenlaufes in der Kirche eines thessalischen Dorfes, Sophades am Penëus, gemalt.[67] In der Mitte *Χρόνος*, eine blumengeschmückte Jünglingsgestalt; rings um ihn die vier Jahreszeiten: aber mit einer Verschmelzung, die auch sonst genug vorkommt[68] (ich erinnere aus neuerer Zeit an die schœnen Basreliefe von Thorwaldsen), ist der Frühling zugleich als Jüngling, der Sommer als blühender, der Herbst als gereifter Mann, der Winter als Greis gebildet, und jedem ist noch sein Element, die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde, beigegeben; auf den Speichen des Rades Kind und Jüngling und Mann und Greis noch einmal selbst; über all dem schwebend ein jugendlicher Kœnig, *Κόσμος*, und in den vier Enden des Viereckes, das den Kreis noch umgiebt, Sonne und Mond, Tag und Nacht, die zwei letztern als geflügelte Genien, in den Händen Seile um das Rad der Jahreszeiten und der Lebensalter in beständigen Umschwung zu setzen. In der Litteratur hatte die Vergleichung dieser beider schon Cicero angestellt:[69] das Mittelalter folgte und that noch die unsern liegende der vier Tageszeiten und der vier Himmelsgegenden hinzu;[70] ein Prediger aber[71] legt sinnreich auf die vier Alter das Gleichniss von dem Feigenbaum aus, dem nach drei Jahren ohne Frucht die Geduld seines Herrn noch ein viertes gestattet.[72]

[65] Vgl. hierüber die Aufsätze von mir in Haupts Zeitschr. VI, 134 fgg. u. von Heider in den Mittheilungen zur Erforschung der Baudenkmale IV, 113 fgg.; oben Anm. 11.

[66] Notker Ps. XXX, 14 *Umbe die ecclesiam sizzent die, wanda sie dara in ne wellen; in circuitu (umbeturnun) sizzent sie, wanda sie rotam temporis (die unstatigi zitis) minnont, nals stabilitatem æternitatis (statigi ewicheite).*

[67] Didron a. a. O. S. 425 fg.

[68] Vgl. Pipers Mythologie u. Symbolik d. christl. Kunst I, 2, 319. 338. 344.

[69] de Senect. XIX, 14 sq. Die Jugend der Frühling des Lebens: Catull. LXVIII, 16 *jucundum cum ætas florida ver ageret* u. a.

[70] Diemer S. 362 fg. Meinauer Naturl. S. 9.

[71] Haupts Zeitschr. VII, 150 fg.

[72] Luc. XIII, 6—9.

Indessen auch da, wo man so der Lebensalter drei oder viere zæhlt, wiederholt sich unbeantwortet die Frage nach deren Grenzen. Zwar liest man in einer Stelle Ciceros[73] *Omnium ætatum certus est terminus:* aber einer ganzen Reihe der besten Handschriften fehlen diese Worte, und jedesfalls deutet schon der unsichere Wechsel der Benennungen, den wir im Lateinischen wahrgenommen haben, auf eine entsprechende Unsicherheit über Anfang und Schluss der Zeiten selbst. Servius Tullius, als er seine Rœmer für Steuer und Kriegsdienst in Classen theilte, rechnete die *pueros* bis zu 17 Jahren, dann *juniores* bis zu 46 und darüber hinaus *seniores:*[74] es haben jedoch diese Zahlen keinen gleichmæssig durchgreifenden Bestand gehabt, so wenig als in Deutschland die, welche der eben erwæhnte alte Prediger, theilweise wohl ganz treffend, aufstellt: das erste Alter sind ihm die Jahre unter 16, das zweite geht von da bis zu 24, das dritte bis zu 40, das vierte endlich bis zu 60 Jahren.[75] Die Perser sollen gleichfalls bei 16 oder 17, dann bei 26 oder 27 und bei 51 oder 52 Jahren eingetheilt haben: aber die einzige Nachricht, welche das besagt, ist das ziemlich phantastische, anderweit wenig beglaubigte Bild, das Xenophon[76] von der Erziehung und der gesellschaftlichen Einrichtung dieses Volks entwirft. Und es ist auch in Deutschland, dem Deutschland des Mittelalters, mit den Benennungen, die für die einzelnen Stufen gelten, wie dort in Rom: wæhrend das einemal Knaben von vierzehn,[77] von funfzehn,[78] überhaupt von den Jahren, ehe der Bart gewachsen ist,[79] *Kinder* heissen, ja im Nibelungenliede selbst König Giselher trotz seinem männlichen Heldenthume *daz kint* genannt wird[80] und anderswo

[73] de Senect. XX, 1.

[74] Gell. X, 28.

[75] Haupts Zeitschr. VII. 151. Auch der Holzschnitt Anm. 62 enthält Zahlbestimmungen: leider jedoch theilt Bechstein dieselben nur unvollständig mit, nur 25 als Anfang des andern, 65 und 81 oder 100 als Anfang und Ende des letzten Alters.

[76] Cyrop. I, 2. Vgl. unten Anm. 193.

[77] Tristan 3717.

[78] *In dem xv jar ist der jugget alle boesheit bekant Unde werden nochtent kinder genant:* Reimspruch zu dem Holzschnittbilde des funfzehnten Jahrhunderts Anm. 122; *die kintheit — under sehzehen jören:* Predigt in Haupts Zeitschr. VII. 151.

[79] *ein knappe schöne ân bart — daz was ein kint lassam* Wernhers Maria 194, 6 fg. Hoffm. *Adolescentia ist ein alter des mennisken inzuisken dere chindiske unde dere sterchern jungede, daz ist, sô dem chnappen der bart aller êrist beginnit springen unde dere magede die bruste wohsen beginnent:* Interlinearversion der Psalmen S. 555.

[80] Str. 266. 1064, 5. Auch Wigalois, da er schon Ritter, selbst Candaulus, der bereits verheirathet ist: Wigal. 80, 37. Lamprechts Alex. 5547.

sogar *aaz kindelin*,[81] vielleicht nur weil er der jüngste der drei Brüder ist,[82] erstreckt sich dem gegenüber der Name *Jüngling* noch bis weit in frühe Jugendjahre zurück und wird nicht bloss auf funfzehnjährige Knaben,[83] denen auch wir schon häufig mit dem Jünglingstitel schmeicheln, sondern ebenso wohl auf zwölfjährige,[84] ja bereits auf Kinder in der Wiege angewendet:[85] *kint* und *knabe* und *jungeline* sind vollkommen synonym: in Wernhers Marienlegende[86] heisst ein Engel, welcher Joseph und der heiligen Jungfrau erscheint, in einer Thiergeschichte[87] der junge Wolf, den seine Eltern in die Schule geben, der also nur etwa sieben Jahre zählt, abwechselnd bald so, bald so. Für die Greisenzeit aber hat unsre Sprache nie bestimmt besondere Worte gehabt: *alter* ist eben auch s. v. a. Lebensalter, Lebensabschnitt,[88] *Greis* eigentlich ein Adjectivum und dessen Uebertragung auf den ergrauten, den hoher bejahrten Mann keineswegs eine immer und überall gebräuchliche: z. B. der hiesigen Mundart ist sie fremd, und deswegen wird auch in dem hiesigen Hochdeutschen das Wort entstellt und sein *ei* wie ein *ai* ausgesprochen.

Folge von dem allem ist, dass man abermals noch weiter getheilt hat, dass man um genauer und gewisser zu sein auch fünf, auch sechs, auch sieben, auch zehen Lebensalter unterschied und zugleich jedem derselben eine bestimmte Zahl von Jahren, allen aber eine durchgehend gleiche oder doch gleichmæssige zuwies.

Das war jedoch nur mœglich, indem man eine gewisse Länge des Lebens als durchschnittlich für Alle geltend voraussetzte: und so wird, ehe wir fortschreiten können, auch dieser Gegenstand noch zu betrachten und es wird die Betrachtung um so lieber vorzunehmen sein, als wir dabei auf noch eine Art der alterthümlichen Lebenstheilung stossen, die nicht auf dem sonst von uns betretenen Wege liegt.

[81] Dietleib 6768.
[82] *Giselher der junge* Nib. 319.
[83] Gregor. 1205.
[84] Reinmar v. Zweter, Minnes. II, 213 a. Troj. Krieg 6302.
[85] Konrads Flore 599.
[86] Hoffm. 194, 6. 7. 16.
[87] Altd. Lesb. 639, 29. 641, 1.
[88] Graffs Althochd. Sprachschatz I, 198 fg. Diemer 346, 16. Haupts Zeitschr. VII, 151. Martina 263, 99 fgg. Gengenbach S. 54 fgg. u. a. Lateinisch *ætas*, griechisch *ἡλικία*.

Schon in Griechenland war es, wie spæterhin wieder zu erwæhnen ist,[89] herrschender Grundsatz, dass sich der Mann am passlichsten erst mit dreissig Jahren oder in einem der zunæchst darauf folgenden vermæhle: ein natürlich Ergebniss hievon war der Gebrauch, in welchem sich all die spæteren Völker und auch wir uns den Griechen angeschlossen haben, einen Zeitraum von dreissig Jahren *γενεά* oder *αἰών* zu nennen, auf Lateinisch *ætas, ævum, sæculum*,[90] seit dem Mittelalter auch *generatio*,[91] auf Altdeutsch *weralt*,[92] auf Neudeutsch *Menschenalter*. Denn es tritt, indem der Ehe sofort Kinder entspriessen, ein zweites Menschenleben dem Erzeuger an die Seite, ein neues Geschlecht bereitet sich die Stelle des schon zurückweichenden älteren einzunehmen. Darum auch sind dreissig Jahre nach rœmischem und nach deutschem Rechte[93] die übliche Verjæhrungsfrist.

Ein Menschenalter dreissig Jahre: dass gleichwohl der Mensch diese dreissig Jahre weit und zwiefach und mehr als zwiefach zu überleben pflegt und er nicht dahinwelkt einer Pflanze gleich, sobald sie ihre Frucht gezeitigt, dass er auch längerer Dauer sich erfreut als die Thiere, die sonst doch seine vertrauten Begleiter durch das Leben sind, dass aber Manches in der Art seiner Lebensführung wieder an eben diese Thiere erinnert: das alles hat man sich durch ein Mærchen zu erklæren gesucht, welches, unzweifelhaft altmorgenlændischen Ursprunges, in jüdischer und auch in volksmæssig deutscher Erzæhlung vor uns liegt.[94] Gott der Herr will seinen Geschöpfen die Lebenszeit bestimmen und setzt dem Esel, dem Hund, dem Affen, zuletzt auch dem Menschen jedem dreissig Jahre aus: aber den Thieren ist daran zu viel, und Gott erbarmt sich und giebt dem Esel nur achtzehn, dem Hunde zwölf, dem Affen zehn Jahre; der Mensch hat an dreissigen zu wenig, und Gott erbarmt sich und legt ihm noch die achtzehn und zwölf und zehn der Thiere zu. Daher denn lebt der Mensch wohl seine ersten dreissig Jahre lang ein Menschenleben: dann aber kommen ihm nach einander die Lastjahre des Esels und die knurrigen des Hundes und die nærrischen des Affen, der ein Kinderspott ist. Auch Aesop,[95] schon er hat dieses Mærchen, aber er in dürf-

[89] Anm. 217.

[90] Gerhard zu Cic. de Senect. X, 1. Jahn zu Censorinus de Die natali XVII, 2. *Aetas saecularis* Symmachus Epist. V, 51.

[91] S. du Cange unt. d. W.

[92] Graffs Althochd. Sprachschatz I, 933.

[93] J. Grimms Rechtsalterth. S. 218; mit Zugabezahl 30 und 1 Jahr oder 30 Jahr und 1 Tag: ebd. S. 224. 550.

[94] Mærchen d. Br. Grimm 176. III, 248. Thierfabeln bei den Meistersængern v. Wilh. Grimm S. 21 fg.

[95] Fab. Aesop. ed. Halm 173, Babrius 74.

tiger Abblassung: Pferd und Rind und Hund schenken dem Menschen als Dank für freundliche Bewirthung jedes die eigene Lebensfrist und zwar so, dass seitdem der Mensch gleich im Beginn seiner Jahre muthwillig lebt wie ein Pferd, dann in Mühsal und Arbeit wie ein Rind und zuletzt wie ein Hund mürrisch gegen Alle, ausser wer ihm gute Bissen giebt. Wie lang jedoch jeder dieser Abschnitte, wie lang somit das ganze Leben sei, diese Hauptsachen fehlen bei Aesop. In der jüdisch-deutschen Erzæhlung folgen auf das dreissigjæhrige Menschenalter noch vierzig Thierjahre, zusammen 70.

Diese Siebenzigzahl als Maass des menschlichen Lebens hat auch Solon in einem Gedicht und gegen Cræsus ausgesprochen,[96] und ebenso rechneten die Rœmer, wenn man eine Stelle des Servius richtig bessert,[97] ebenso die Derbiker, ein Scythenstamm, insofern sie nach Vollendung des siebzigsten Jahres die Männer niederhieben, die Weiber erhenkten;[98] ebenso auch lehrten die Etrusker, bis zu 70 könne man die Verlängerung der Jahre von den Göttern erflehen; was darüber hinaus, sei Gabe des Schicksals.[99] Der Psalmist aber sagt an bekannter Stelle[100] »Unser Leben wæhret siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre«: die grœssere Zahl zugleich die seltnere, nur die Ausnahme. Barsillâi in der Geschichte Davids ist so alt: aber er schildert sich selbst als zurückgesunken von aller Kraft des Leibes und des Geistes und bis in die Kindheit:[101] »Wie sollte ich kennen, was gut oder bœse ist, oder schmecken, was ich esse oder trinke, oder hœren, was die Sænger oder Sængerinnen singen?« Auch bei unseren deutschen Voreltern waren die achtzig Jahre nicht eben hâufig;[102] zwar im Schwabenspiegel heisst es[103] *Sümliche liute jehent, sô der man sehzic jâr alt sî, sô sî er ze sînen tagen komen. des ist niht. Wir erzingen mit dem salter wol unde mit der schrift, daz der man ze sînen tagen komen ist, sô er ahtzic jâr alt ist:* aber damit giebt der Verfasser selbst die fremde Gewæhrschaft an, der allein zu Liebe er dem widerspricht, was in Deutschland Rechtens war.[104]

[96] Unten Anm. 135 u. Herod. I. 32.

[97] zu Virg. Aen. IV, 653: *CXX* in *LXX*.

[98] Aelian. Var. Hist. IV, 1.

[99] Censorinus XIV, 6 mit Jahns Anmerkung.

[100] XC, 10.

[101] Sam. II, 19, 35. Ein Gegensatz Kaleb, der mit fünfundachtzig Jahren noch ebenso streithaft ist, wie er mit vierzigen gewesen: Jos. XIV, 7. 10 fg.

[102] Martina 264, 45 *fgg.*

[103] Landr. XLVII; vgl. Schmellers Bair. Wörterb. I. 434.

[104] Vgl. unten bei Anm. 414.

Ein Denkmal jedoch der altdeutschen Spruchweisheit, das wiederum die Lebensjahre des Menschen in vergleichenden Bezug mit denen der Thiere bringt, stellt die 80 oder, genauer gerechnet, 81 Jahre auch für die allgemeine und die volksmæssige Anschauung fest: es ist dieses die Umgestaltung, welche die Hesiodischen Verse von dem Alter verschiedener Thiergeschlechter [105] seit dem dreizehnten Jahrhundert [106] gefunden haben. Sie lautet nach der Aufzeichnung Joh. Agricolas [107]

»Ein Zaun weret drey Jare,
Ein Hund überweret drey Zeune,
Ein Pferd drey Hunde,
Ein Mensch drey Pferde,
Ein Esel überlebt drey Menschen,
Ein wilde Gans überlebt drey Esel,
Ein Kra überlebt drey wilde Gens,
Ein Hirsch überlebt drey Krawen,
Ein Rab überlebt drey Hirschen,
Ein Phœnix überlebt neun Raben.«

Es kommen mithin auf den Menschen 81 Jahre, [108] auf den Phœnix aber 177147. Agricola setzt hinzu »Und wiewol dis nicht mœglich, so dienet es doch darzu, das man lerne, was multiplicatio thu von dreien zu dreien, wie hoch der numerus und die zal steige.«

Also noch einmal »Unser Leben wæhret siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre.« Innerhalb dieser Doppelgrenze halten sich nun auch all die kleinern Gliederungen, von denen jetzt noch zu sprechen ist.

Zunæchst fünf Theile hat Varro [109] unterschieden, næmlich, wie Servius [110] angiebt, *infantia, pueritia, adolescentia, juventa, senecta,* jeden wieder

[105] Hesiodi etc. fragm. ed. Marckscheffel pg. 376.

[106] Zuerst nachweisbar bei Reinmar von Zweter, vdHagens Minnes. II, 210 a: Spruch zu Ehren Herrn Hoiers, der *wol drin rosses alter verslizzen* habe. Vgl. meine *Ἔπια πτερόεντα* S. 10.

[107] Sprichw. 661.

[108] Daher wohl dieselbe Zahl auf dem in Anm. 62 u. 75 erwæhnten Holzschnittbogen: »Das vierdt Alter — wert biß auff 81 — jar«.

[109] Wahrscheinlich in den *libris de gradibus,* die Servius zur Aen. V, 412 anführt.

[110] zur Aen. V, 295.

mit der dreifachen Unterabtheilung *prima, viridis, præceps:* nach der Angabe des Censorinus aber,[111] deren grœssere Genauigkeit verbürgt scheint durch die grœssere Ausführlichkeit, rechnete er für jedes Alter 15 Jahre, und es kamen ihm die *pueri* gleich auf die ersten 15, dann bis 30 *adulescentes*, bis 45 *juvenes*, bis 60 *seniores*, von da an bis zu dem oder jenem Schluss der Zahlung und des Lebens *senes*. Auf die 15 mochte ihn der Umstand führen, dass mit dem funfzehnten Jahr die Toga pflegte ertheilt zu werden und mit dem sechzigsten auch nach sonst gewohnter Anschauung die Greisenzeit eintrat. Doch ist Varro mit dieser seiner Theilung ohne Nachfolge geblieben, und wenn auch einmal im Mittelalter die Fünf wieder vorkommt, so geschieht das ohne Anschluss an ihn. Nœmlich mit der Ueberschrift *De chronica* d. h. von der Zeitrechnung steht in einer Münchner Handschrift des achten Jahrhunderts[112] *Mane quippe intellectus nostri puericia est. Hora autem tertia adoliscentia intellegi potest, quasi jam sol in altum proficit, dum calor ætatis crescit. Sexta vero juventus est, quæ velut in centro sol figitur, dum hæc plenitudo roboris solidatur. Nona autem senectus intellegitur, in qua velut sol ab alto axe discendit, quia ætas a calore juventutis defecit. Undecima vero hora est ea ætas, quæ decrepita, vel veterana dicitur.* Der Tagesanfang, neun Uhr, zwölf Uhr, drei Uhr Nachmittags, fünf Uhr: es wird also wieder mit den Tageszeiten verglichen, wie wir das schon vorher gehabt, und wie auch Crassus zu Kœnig Deiotarus, der noch in hohem Alter eine Stadt erbaute, spottend sprach: »O Kœnig, du fängst in der zwölften Stunde an zu bauen«, Deiotarus aber dem mehr als sechzigjährigen darauf erwiederte »O Herr, und du selber ziehst eben nicht frühmorgens gegen die Parther aus.«[113] Den Anlass jedoch zur Wahl gerade jener fünf Zeiten kann nur das evangelische Gleichniss gegeben haben von dem Hausvater, der *primo mane*, dann *circa horam tertiam, circa sextam* und *nonam* und *undecimam* Arbeiter in seinen Weinberg dingt.[114] Man wird der Anwendung auf das Leben des Menschen Sinn und Tiefsinn nicht absprechen können.

Weiter sich erstreckende Geltung als die Fünfzahl hat die Sechszahl gefunden, die zuerst Isidorus aufstellt:[115] seine Abschnitte, deren jeglicher wieder eine oder mehrere Sieben umschliesst, sind *infantia* bis zu 7 Jahren,

[111] de Die natali XIV, 2.
[112] Hofmann in Pfeiffers Germania II, 94 fg.
[113] Plutarch. Crass. 17. Vgl. Anm. 4 u. 54.
[114] Matth. XX, 1—16.
[115] Origg. XI, 2.

pueritia bis 14, *adolescentia* bis 28, *juventus* bis 49, *ætas senioris* bis 70, *senectus* bis zu ungewissem Ende. Der fernere Verlauf des Mittelalters, für dessen Wissen die Encyclopædie des gelehrten Bischofs eine der vornehmsten Quellen war, hielt gern auch diese seine Eintheilung des Lebens fest,[116] und noch in einem Sinngedichte Logaus kehrt sie, wenn auch ohne die Zahlangaben, wieder:[117]

»Ein Kind vergist sich selbst; ein Knabe kennt sich nicht;
Ein Jüngling acht sich schlecht; ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter nimmt Verdruß; ein Greiß wird wieder Kind:
Was meinstu, daß doch diß für Herrligkeiten sind?«

Litteratur und Kunst fanden hier ebenfalls ihre Parallelbezüge: für Otfried[118] sind *thesâ sehs zîti* gleichsam die sechs Wochentage, worauf jenseits in einer siebenten die Ruhe des Sabbaths folge; ein Glasgemælde in Canterbury[119] stellt zu Seiten der Hochzeit von Cana mit den sechs Krügen, deren Wasser der Herr in Wein verwandelt, hier die *Sex hominis ætates* auf, die *Infantia*, *Pueritia*, *Adolescentia*, *Juventus*, *Virilitas* und *Senectus*, dort aber sechs andre Figuren als Vertreter der *Mundi sex ætates*, der Zeiträume, in die man seit Origenes gewohnt war die ganze Weltgeschichte einzutheilen:[120] eine Vergleichung derselben Art, nur in grœsserem Stile, als dort bei Florus die der rœmischen Geschichte mit den vier Lebensaltern; endlich eine Reihe von Reliefbildern am Westportal des Baptisteriums zu Parma, gefertigt zu Ende des zwölften Jahrhunderts, zieht ausser den sechs *Etates seculi* noch jene Stunden der Arbeiter im Weinberge mit herein; es sind der Stunden nur fünf: der Bildhauer hilft sich, indem er die letzte derselben, die *undecima*, zwischen *Gravitas*, *Quinta etas* und *Senectus*, *Sexta etas* vertheilt.[121]

Logau und Otfried, der englische Glasmaler und der Bildhauer von Parma, keiner unter ihnen bestimmt zwar die Zahl der Jahre, die auf die einzelnen Stufen falle: um so mehr aber darf man annehmen, es seien überall die aus Isidor geläufigen gemeint. Ausdrücklich weicht hierin nur ein deutscher Holzschnitt des funfzehnten Jahrhunderts[122] ab, wieder eine Umbildung des Glücksrades in ein Rad der Zeiten, ein Rad des Lebens: *Rota*

[116] Glossæ Junianæ col. 336. Martina 263, 99 fgg.
[117] Bresl. 1654 II, 23: »Deß Menschen Alter«.
[118] I, 1, 49 fg.
[119] Didron, Ann. archéol. I, 435.
[120] Vgl. Massmanns Kaiserchr. III, 354 fgg.
[121] Didron, Ann. archéol. XV, 421 fgg.
[122] Hoffmann in Aufsess Anzeiger I, 253.

vite, que fortuna vocatur lautet die Inschrift. Ringsum acht Figuren, die erste das Wiegenkind, die letzte der Todte im Sarg; bei den sechs übrigen, denen, die eigentlich allein auf Stufen des Lebens stehn, geben beigesetzte Reimverse die Jahre 7, 15, 25, 35, 50 und 80 an: Zahlen, die ihrer Mehrheit nach, ganz von Isidorus abgesehen, sonst auch keinerlei Begründung noch Bedeutung haben; die 80 kommt wieder nur aus jener Psalmenstelle.

Noch häufiger aber sind sieben Altersstufen: so bei Shakespeare,[123] indem er dieselben mit sieben Acten, das Leben mit einem Schauspiel, die Welt mit der Bühne vergleicht: im Mund eines Schauspieldichters und innerhalb eines Schauspieles weniger anstössig, als wenn Cicero[124] und der ernsthafte Seneca[125] das Bild auch gebrauchen und Augustus gar sein Leben damit schliessen mochte.[126] Eigentlich aber sind es nicht sowohl die Lebensalter selbst und deren Namen, die Shakespeare aufführt, vielmehr die Zustände und die Umstände des Menschen, wie sie dem Alter entsprechend allmählich wechseln: auf das Kind folgt der Schulknabe, der weinend und langsam wie eine Schnecke mit dem Bücherbündel daherkriecht u. s. f. Wo die Namen selbst vorkommen, sind es auf Lateinisch jene sechs des Isidorus mit Hinzufügung noch der *decrepita ætas*,[127] auf Griechisch bei Philo[128] *βρέφος, παῖς, ἔφηβος, μειράκιον, νεανίας, ἀνήρ, γέρων*; die französischen hat vormals ein Glasgemälde zu Troyes von 1498 oder 1510[129] gegeben: jetzt sind bei den sieben Ältern, zu denen immer wieder dasselbe Frauenbild, ich denke das personificierte Leben,[130] tritt um jedem ein bedeutsam Geschenk zu reichen, dem Kind auf dem Steckenpferd ein kleines Kirchenmodell, dem Jüngling ein Schiff, dem Mann mit dem Buch eine Monstranz, dem schon an Krücken gehenden Greis eine Uhr u. s. f., jetzt sind dabei auf dem stark beschädigten Glas nur noch die Namen *Enfance* und *l'âge de puérilité* vorhanden. Die deutschen enthält neben den lateinischen unser Vocabularius optimus[131] und bei einigen auch die Zahl der Jahre: *Infans Kind under siben Jar, Puer*

[123] As you like it II, 7.

[124] de Senect. XIX, 13.

[125] Epist. 77 fin.

[126] Sueton. Octav. 99.

[127] Diemer 346. 16 fgg.; Z. 22 ist vor *ætas* zu ergänzen *senioris*.

[128] S. dessen Buch v. d. Weltschöpfung in der Ausgabe J. G. Müllers S. 318.

[129] Didron. Ann. archéolog. I, 434 fg.

[130] Vita, la Vie: nur zu ihr passen all die Geschenke, die sie giebt, und wenn sie zuletzt am Bett des Sterbenden mit entblösstem Schwert dem Tode gegenüber steht, so ist das jener Kampf des Lebens und des Todes um den Menschen, von dem eine sprichwörtwörtliche Redweise jetzt noch geht.

[131] III, 13—25.

Knab und *Puella Tohter*, *Adolescens Ein zwelfjerig knab*, *Juvenis ein junger man* und *Juvencula Ein jungs wip*, *Vir Ein man drisigjerig*, *Senex Ein man funfzigjerig*, *Senex a senio decrepitus Ein man in der alterwitz*. Diese 12 und 30 und 50 Jahre, so passend und richtig sie erscheinen mogen, sind dennoch hier unrichtig, sind hier nicht die ursprünglichen: denn die Siebenzahl der Alter ist Ueberlieferung von Hippocrates her, Hippocrates aber hatte auch jedem Alter selbst wie dort Isidor eine Siebenzahl der Jahre, einfach oder vervielfacht, zugetheilt: er rechnete bis zu 7 Jahren das *παιδίον*, bis 14 den *παῖς*, bis 21 das *μειράκιον*, bis 28 den *νεανίσκος*, bis 49 den *ἀνήρ*, bis 56 den *πρεσβύτης* und von da an den *γέρων*.[132] Mit diesen Zahlen sind auch die einzelnen Alter in dem Bilde des Lebens bezeichnet,[133] wie die *Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς*, ein wahrscheinlich im funfzehnten Jahrhundert geschriebenes Kunstbuch, es malen lehrt.[134] Vier concentrische Kreise: in dem mittelsten thront Konig *Κόσμος*, in dem naechsten umgeben ihn als vier Männer die Jahreszeiten, den dritten füllen die zwölf Zeichen des Thierkreises in ihren Häusern und mit den Namen ihrer Monate, den letzten und äussersten die sieben Alter des Menschen, vom Siebenjæhrigen an hinaufsteigend bis zum gekrœnten Achtundzwanzigjæhrigen und von da wieder hinab bis zum Siebzigjæhrigen und zuunterst dem Höllenrachen und dem Tode; zu beiden Seiten des Ganzen aber, wieder eines Rades, stehn die zwei Genien Tag und Nacht und drehen es an Seilen. Man sieht die Uebereinstimmung mit dem Zeitenrade von Sophades: der Verfasser, ein Athos-Mönch Dionysios, erfindet eben nicht, sondern wiederholt nur Ueberliefertes, und die Kunst von Byzanz schafft überall mit grœster Ständigkeit und Gleichmæssigkeit.

Die Hippocratische Siebenzahl und vorher die Sechszahl des Isidorus, beide sind jedoch nur aus einer ältern, noch reicheren Eintheilung zusammengezogen und haben nur den Zweck, was an dieser gar zu bloss theore-

132 Anführung Philos de Opificio mundi § 36, des Censorinus de Die natali XIV, 3, der aber in den Zahlen theilweis abweicht, des heil. Ambrosius (Gaedekes Grundriss S. 509 fg.), der dieselben ganz weglæsst und die bezeichnenden Namen mit *infans, puer, adolescens, juvenis, vir, veteranus, senex*, mit *infantia, pueritia, adolescentia, juventus, virilis aetas, aevi maturitas, senectus* wiedergiebt, und Anderer (s. Müllers Philo S. 318); nach Philo auch des Apostolius in den Paroemiogr. graec. ed. Leutsch II, 626.

133 Denn 28 kann nur Schreib- oder Druckfehler für 49 sein und ebenso 75, die letzte Zahl, für 70 oder 77.

134 III, 438: Schæfers Uebersetzung S. 382 fgg.; vgl. Pipers Mythol. u. Symbolik d. christl. Kunst I, 2, 336.

tisch war, in besseren Einklang mit der Wirklichkeit zu bringen. Nœmlich Solon in einer Elegie, die uns gleich jener Stelle des Hippocrates durch den Juden Philo ist erhalten worden,[135] setzt zehn Lebensalter und giebt deren jedem sieben Jahre; Philo selbst stimmt dieser Lehre bei, und auch sonst noch wird sie im Alterthum öfters vorgetragen.[136] Hœren wir, wie zuletzt Abraham a S. Clara, hie und da nur leise ändernd, sie in sein Deutsch gebracht hat.[137] »Im siebenten Jahr zeigt sich der Verstand; im zweimal sieben d. i. im vierzehnten Jahr stüpfelt die erste Woll heraus um die Lefzen; im dreimal sieben d. i. im einundzwanzigsten Jahr wächst der Bart; in viermal sieben d. i. im achtundzwanzigsten Jahr hat der Mensch seine vollkommene Stärke; im fünfmal sieben d. i. im fünfunddreissigsten Jahr ist der Mensch in der Natur zum vollkommensten; im sechsmal sieben d. i. im zweiundvierzigsten Jahr, da hat der Mensch den allerbesten Verstand; im siebenmal sieben d. i. im neunundvierzigsten Jahr, da ist der Mensch in seinem besten Alter; im achtmal sieben d. i. im sechsundfünfzigsten Jahr, da ist der Mensch zu allen guten Rathschlægen am allertauglichsten; im neunmal sieben d. i. im dreiundsechzigsten Jahr, da nehmen die Kräfte ab; im zehenmal sieben d. i. im siebenzigsten Jahr ist meistens das End des Lebens.«

All die bisher besprochenen Theilungen und Gliederungen, mit Ausschluss nur der ganz umstandlosen in Jugend und Alter, hat die neuere Welt erst von der griechisch-rœmischen Vorzeit erlernt und mehr oder weniger sich auch angeeignet. Noch aber ist eine übrig, die bloss uns gehœrt, von der Griechenland und Rom noch nichts gewusst haben, von der auch wir erst seit dem funfzehnten Jahrhundert etwas wissen. Es ist das die Gliederung im Fortschritt von zehn zu zehen Jahren.

Den Anfang hiezu scheinen Lehrsprüche gemacht zu haben, die bloss drei oder vier oder auch fünf Jahrzehendzahlen nach einander zusammenstellten, Sprüche von der Art der s. g. Priameln. Drei- und viergliedrige haben wir mehrfach in deutscher Aufzeichnung,[138] den fünfgegliederten nur so,

[135] de Opificio mundi § 35; nach Philo bei Apostolius Paræmiogr. græc. II. 626.

[136] Censorinus XIV. 4. 7; Stelle des heil. Ambrosius in Gœdekes Gengenbach S. 572 fg.; Müllers Philo S. 512; Jan zu Macrob. Somn. Scip. I. 6. 62 sqq.

[137] Hui u. Pfui der Welt, Passau 1836 S. 473.

[138] 20 stes, 30 stes, 40 stes Jahr: Schade im Weimarischen Jahrb. III, 423 fg.; 30. 40. 50: Gœdekes Gengenbach S. 591; 20. 30. 40. 50: Agricola Sprichw. 296. Gœdeke S. 590 fg. Hoffmanns Spenden I. 9. Weidners Apophthegm. III (Leiden 1644), 387.

wie ihn der Schwabe Heinrich Bebel[128] auf Lateinisch wiedergiebt: *Si quis ad vigesimum usque annum non formosus factus fuerit, ad trigesimum robustus, ad quadragesimum prudens, ad quinquagesimum dives, ad sexagesimum pius, ille non facile sperat se post assecuturum illa.* Einmal aber, in einer Priamel des funfzehnten Jahrhunderts,[129] findet sich der gleiche Sinn und Inhalt noch des weiteren ausgesponnen:

»Wer in zwanzig jahren nicht wird schlank
Und in dreissig jahren nicht wird krank[130]
Und in fünf und dreissig nicht wird stark
Und in vierzig jahren nicht wird karg[131]
Und in fünf und vierzig jahren nicht hat muth
Und in fünf und sechzig nicht hat gut
Und in fünf und siebenzig jahren nicht wird weis
Und in fünf und achtzig jahren nicht wird greis
Und in fünf und neunzig jahren nicht gefangen
Und in hundert jahren nicht erhangen,
Und soll er das alles überleben,
So hat ihm gott viel glücks gegeben.«

Also von 20 an vorwärtsgegangen bis zum Abschluss der Zehner, bis zum Quadrat 100, nur mit einem Sprung in der Mitte und so, dass ein neckender Eigensinn den runden Zehnzahlen ausweicht und lieber die gebrochenen Fünfer setzt. Mit solchen Beispielen aber war der Weg gewiesen in ähnlicher Art wie Solon aus 10 × 7 so nun auf Deutsch aus 10 × 10 den gesammten Stufengang des Lebens aufzubauen und einen Spruch zu erfinden, der nicht so wie jene kleineren bloss auf einen Theil herausgehobener Einzelglieder und nicht so bloss mit Spott und Verneinung darauf gerichtet war, sondern alle von 10 bis 100 und alle zehn positiv characterisierte. Dieser deutsche Spruch von den zehn Lebensaltern (durch Zufall oder durch Nachbildung steht ihm der hebräische eines Rabbinen zur Seite, der mit kleineren Abschnitten bei 5 und 10 und 13 und 15 und 18 Jahren anhebt, dann aber von 20 bis 100 ohne dergleichen Zwischenstufen rechnet[132]), dieser

[128] im dritten Buch seiner Facetiae, Amstelod. 1660 pg. 216.

[129] Eschenburgs Denkmäler S. 298.

[130] d. h. schlank: aber dann ist das schlank der ersten Zeile in lank zu ändern, wie wirklich auch in dem kürzeren Spruch des Weim. Jahrb. III, 429 steht.

[131] d. h. klug.

[132] Goedekes Gengenbach S. 565. Ebenda S. 587 fg. eine jüdische Dichtung, die

uns allen wohlbekannte Spruch ist zwar von Anfang an bis auf den heutigen Tag und ist überall, auf Hochdeutsch, auf Niederdeutsch,[114] auf Niederländisch,[115] wesentlich der gleiche und dem Gehalt und Sinn und auch den meisten Worten nach unabgeändert geblieben: dennoch lassen sich mit Rücksicht auf einige Punkte zwei Hauptabfassungen unterscheiden, die beide bis in das funfzehnte Jahrhundert zurückreichen, von denen aber nur eine jetzt noch lebt.

Die ältere (ich meine damit die, welche nicht mehr ganghar ist) begegnet uns zuerst auf einem Holzschnittbogen von 1482;[116] sie lautet

Zehen jar ein kint,
Zwanzig jar ein jungling,
Dreissig jar ein man,
Viezig jar wolgetan,
Funfzig jar stillstan,[117]
Sechzig jar abgan,
Siebenzig jar die sele bewar,
Achtzigk jar der welt tor,
Neunzig jar der kinder spot,
Hundert jar: nu gnad dir got!

Diess ist die Form, auf die unser Pamphilus Gengenbach, von den drei Basler Dichtern, die Gengenbach geheissen, der älteste, aber auch der dürftigste, seine *zehen alter dyser welt* begründet hat, eine Art von Drama, indem er einen Einsiedler an das Kind, an den Jüngling und so weiter der Reihe nach die jedesmal passenden Vermahnungen richten lässt.[118] *Und sind*, wie die frühesten Drucke besagen, *dyse alter von wort zuo wort nach inhalt der matery und anzaigung der figuren gespilt worden Im xv^c Jor uff der herren fastnacht von etlichen ersamen und geschickten Burgeren eir loblichen stat Basel*, im J. 1517 auch *von etlichen ersamen und geschickten Burgern ainer loblichen stat Memmingen* und 1531 *Durch ein Ersame burgerschaft einer loblichen statt Colmar*. Diese wie-

mit dem fünften Jahr beginnend, dann von 10 bis zu 80 geht.

[114] Goedeke S. 525 fgg.

[115] *Gemeene duitsche sprekwoorden*, Campen 1550 (Uebersetzung von Agricolas Werk?): Mones Anzeiger IV, 267.

[116] Ottes Handb. d. kirchl. Kunst-Archeologie 1854 S. 286.

[117] Auf dem Holzschnitt oder nur bei Otte *stillstand*.

[118] Vgl. meinen Aufsatz über den Todtentanz: Basel im vierz. Jahrh. S. 285 fg.

derholten Aufführungen und die Häufigkeit der verschiedenen Ausgaben, Baslerischer, Augsburgischer, Nürnbergischer u. s. f. bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein (in neuester Zeit hat wieder Goedeke das Gedicht abdrucken lassen[109]) erklären sich ebenso wohl aus der Eindringlichkeit und Beliebtheit des zu Grunde liegenden Spruches, als wiederum sie nothwendig dazu beigetragen haben, denselben immer noch allgemeiner beliebt zu machen. Doch hat eine Abänderung, die Gengenbach trifft, wenig Eingang gefunden;[110] es heisst bei ihm *vierzig jor stilstan, fünfzig jor wolgethan*. Irrthum oder Muthwille ist diese Umstellung schwerlich: denn, wie wir späterhin sehen werden,[111] galten vierzig Jahr allerdings für die Zeit der Reife, ja der Ueberreife, und ein schon viel älterer Dichter[112] hatte fünfzig für die der besten Kraft gehalten: aber eben dieser erkennt die fünfzig zugleich als die Mitte des Lebens und empfiehlt damit wieder selbst die gemeinübliche Anordnung »vierzig Jahr wohlgethan, fünfzig Jahr stille stahn.«[113] *Der kinder spot* aber beim neunzigsten Jahre meint ursprünglich wohl etwas anderes, als woran wir bei diesen Worten denken, nicht Verhöhnung durch all die Kinder, denen der Neunzigjährige vor Augen kommt,[114] sondern die üble Behandlung von Seiten bloss der eigenen, weil er ihnen gar zu lange lebt: dieser Ueberdruss der Erben wird in der alten Dichtung öfters mit besonderem Nachdruck hervorgehoben,[115] und gerad in solchem Bezuge sagt Hans Sachs[116]

»Du, Alter, hast mir bracht solch Schätz,
Daß ich bin meiner Kinder Spott,
Die nur hoffen auf meinen Tod,
Auf daß sie erwerben mein Gut.«

[109] Pamph. Gengenbach S. 54—76; ein Verzeichniss der älteren Drucke S. 142 bis 438.

[110] Sie findet sich nur in einer 1521 zu Leipzig gedruckten Spruchsammlung (Weimar. Jahrbuch III, 424) wieder, die überhaupt den Spruch wörtlich von ihm entlehnt hat, und einmal bei Agricola, Sprichw. 661.

[111] Unten bei Anm. 398 fgg.

[112] Unten Anm. 411.

[113] Letzterer folgt auch Eyring in der von Goedeke S. 579 angeführten Stelle, obschon er sonst den Spruch in derselben Fassung vor sich hat als Gengenbach.

[114] Vgl. den Schluss des 176sten Märchens der Br. Grimm: »Da (im letzten Jahrzehend seines Lebens, von 60 bis zu 70 Jahren) ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.«

[115] Vgl. die Anm. 19 und 270 angeführten Stellen.

[116] Hopf II, 305.

Von der zweiten Gestalt des Spruches sodann giebt eine Breslauer Handschrift ebenfalls des funfzehnten Jahrhunderts [117] folgende früheste Aufzeichnung.

10 jor ein kint,
20 jor ein jungeling,
30 jor ein man,
40 jor wolgethan,
50 jor [118] *stille stan,*
60 jor abelin,
70 jor ein greise,
80 jor aus der weise,
90 jor der leuthe spott,
100 jor, erbarme dich unser, barmherziger almechtiger gott!

60 jor abelin d. i. ablassen, den Schluss machen, und vorher *abgân* d. h. abtreten, zurücktreten, beides ist im Grund dasselbe: die Hauptabweichung liegt in den Worten bei den 70 und den 80 Jahren: dort *die sele bewar* und *der welt für* oder, bei Gengenbach, *der welt naer*, hier *ein greise* und *aus der weise* d. i. aus der Weisheit, der Weisheit verlustig. Diese unterscheidenden Gedanken und Reime zeigt auch neben einigen Aenderungen von nicht so grosser Erheblichkeit die Form, in welcher zuerst Agricolas Sprichwörtersammlung von 1528 u. s. w. unseren Reimspruch anführt:

»Zehen jar ein Kindt,
Zweinzig jar ein Jüngling,
Dreissig jar ein Man,
Vierzig jar wolgethan,
Funfzig jar still stan,
Sechzig jar geht dichs alter an,
Siebenzig jar ein greis,
Achtzig jar nimmer weis,
Neunzig jar der Kinder spott,
Hundert jar: gnad dir Gott!« [119]

Zugleich diejenige Form, in welcher die Verse jetzt noch gäng und

[117] Hoffmann in Aufsess Anzeiger I, 300.
[118] *jor* ist hier und von hier an in der Handschrift weggelassen.
[119] Sprichw. 287 u. 661 (vgl. Anm. 150) niederdeutsch 297: s. Gödeke S. 576. Wie Agricola (und nach ihm?) auch die niederländische Sammlung Anm. 145.

gehe sind; nur haben wir bei den 60 Jahren den lebensvolleren Ausdruck »geht dichs alter an« d. h. es kommt über dich, es überfällt dich, vertauscht gegen ein abstract entfärbtes »geht's Alter an« (eine Feststellung, die übrigens schon im sechzehnten Jahrhundert stattgefunden [illegible]) und aus dem harten »Achtzig jar nimmer weis« d. i. nicht mehr weise, hat das siebzehnte Jahrhundert [illegible] ein milderes »wunderweis« d. i. wunderwitzig, neugierig, und haben wir gar »schneeweiss« gemacht: *der welt tor* oder *der welt narr* in dem ersten Text war noch härter gewesen.

Aber gehen wir weiter. Fast an all den Zählungen der Lebensalter, die wir früher besprochen, haben wir neben dem litterarischen Vortrag und Gebrauch mit kaum geringerem Eifer auch die bildende Kunst sich betheiligen sehn: an dieser äussersten zehngegliederten hat sie mit einem Eifer wie nirgend sonst sich betheiligt. Gleich der ersten Ausgabe von Gengenbachs Drama sind die Bilder eines Knaben, eines Jünglings u. s. w. mit eingedruckt, und später im gleichen Jahrhundert zeichnete Tobias Stimmer von Schaffhausen als eigentliches und besondres Kunstwerk zehn Holzschnitttafeln, [illegible] die jedesmal zwei Figuren mit den Reimen dazu enthalten, zuerst die zehn männlichen, die unser Spruch allein verlangt, [illegible] dann noch zehn weibliche mit den Reimen eines andern Spruches, der neu und eigens erst für sie gemacht und nicht wie jener sprichwörtlich geworden ist, auch dessen nicht würdig war:

»X Jar Kindischer art,
XX Jar ein Jungfrau zart,
XXX Jar im hauß die Frau,
XL Jar ein matron genau,
L Jar ein Großmuter,

[illegible] Anm. 169; Goedeke S. 327 fg.; bei Guarinonius (Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts 1610) Mannsnamen in Aufsess Anz. II. 98: »Sechzig Jahr fehlet das Alter an«; vgl. auch unten Anm. 186.

[illegible] Guarinonius am oben angeführten Orte.

[illegible] Bartsch Peintre graveur IX. 337 fg.

[illegible] Er lautet hier
»X Jar Kindisch,
XX Jar Kindisch (vgl. Anm. 173),
XXX Jar ein Man,
XL Jar haußhalten kan,
L Jar still stahn,
LX Jar gehts alter ahn,
LXX Jar ein Greis,
LXXX Jar nimmer weis,
XC Jar der Kinder spot,
C Jar: genad dir Got!«

L. Jar deß Alters Schuder,
LX Jar alt [161] Ungestalt,
LXX Jar wüst und erkalt,
XC Jar ein Marterbildt,
C Jar das Grab außfüllt.« [162]

Sodann im siebzehnten Jahrhundert abermals ein Schweizer, der geistreiche und im Zeichnen und Stechen gleich zierlich gewandte Konrad Meyer von Zürich: er schränkt sich nicht wie all die früheren auf vereinzelt dastehende oder sitzende Figuren ein: seine »Nützliche Zeitbetrachtung« (der zweite Titel sagt »Nützlicher ZeitSpiegel«) bringt grössere und reichere und zugleich so componierte Lebensbilder, dass beide Geschlechter jedesmal vereinigt sind; vorangestellt ist aber nur der alte echte bloss auf die Männer zielende Spruch, hie und da mit Abänderungen, die den Bau der Verse mehr regeln sollen. [163] Den Beschauer besonders anmuthend ist hier die Darstellung des Dreissigjährigen, des Künstlers selbst, der an einem Bilde Adams und Evas nach der Vertreibung aus dem Paradiese malt, während hinter ihm, ein Kind stillend, seine Gattinn sitzt. Konrad Meyer war im J. 1618 geboren: demnach ist die Nützliche Zeitbetrachtung nicht etwa von 1648, ist wenigstens in diesem Jahre noch nicht herausgegeben worden, sondern tragt die Bezeichnung 1675. Endlich auf den ausgemalten Holzschnittbogen, die jetzt, wie übrigens schon vor Jahrhunderten geschah, [167] von den Jahrmärkten an die Stubenwände des deutschen Landmanns wandern [168] und vom Épinal aus, wo noch Deutschland nachbarlich einwirkt, auch durch ganz Frankreich hin vertrieben werden, [169] auf diesen jetzigen Bildern der zehn

[161] alt scheint überflüssig und ein Versehen.

[162] Nachgeahmt und umgebildet 1804 von Friedr. Peter: Gedicke S. 561.

[163] X Jahr Kindischer Art.
XX. Jahr ein Jüngling Zart.
XXX. J. ein starker Mann.
XL. Jahr wol gethan.
L. Jahr stille stehen.
LX. J. ins Alter gehen.
LXX. J. ein alter Greis
LXXX. J. nicht mehr weis.
XC. J. der Kinder spott.
C. J. genad dir Gott.

[167] »Die gemeine Einfalt theilt die ganze Wehrung menschlichen Lebens in zehn gleiche Theil biß auf hundert ab, mit gemeinen Mahlbriefen und Reimen, wie man allenthalben im Teutschland an den Stubenwänden herumb find.« Guarinonius: Aufmess. Anzeiger II, 80.

[168] Beschreibungen in Gedeken Gengenbach S. 579 fgg.

[169] Didron. Ann. archéol. I, 438 fg.

Lebensalter pflegen dieselben pyramidalisch geordnet zu sein: die männlichen oder auch je zu zweien männliche und weibliche Figuren gehn stufenweis auf der einen Seite vom Neugeborenen an hinauf und auf der anderen wieder hinab bis zum Hundertjährigen: den Platz zu oberst und zu mittelst hat also in ganz passlicher Weise das »Fünfzig Jahr stille stahn«, die zwei Seiten aber heben und senken sich einander gegenüber als die zwei grossen Gegensätze von Jugend und Alter: so heben und senken sich auch über der Fensterrose dort zu Amiens[170] die zwei Hälften des Halbkreises. Es klingt, als hätten Bilder der Art schon dem alten Agricola im Sinn gelegen, wenn er bei Erklärung unseres Spruches sagt[171] »Funfzig jar ist der berg, dahin des menschen leben kommen ist: was drüber ist, das leuft den berg wider herunter.« Jedesfalls ist die Benennung *Altersstufe*, die bereits den Griechen und Römern geläufig war,[172] mit diesem Stufenbild verwirklicht und veranschaulicht und ein Seitenstück zu den Treppen gegeben, die der weise Pittacus in den Tempeln von Mitylene aufstellen liess als Gleichniss für das Hinauf- und Hinabsteigen zu Glück und Unglück:[173] neben einander eine Treppe des Glücks und eine Treppe des Alters, wie wir auch die *Rota fortunae* wiederholendlich haben umgewandelt gesehn in eine *Rota vitae*.

Aber Bild und Sinnbild haben zur Darstellung der zehn Lebensalter noch des weiteren mitgewirkt.

Das s. g. Liederbuch der Hätzlerinn, das im J. 1471 zu Augsburg geschrieben ist, bezeichnet den Character jedes derselben so mit einem Thiere:[174]

X jar ain kitz,
XX jar ain kalb,
XXX jar ain stier,
XL jar ain leo,
L jar ain fuchs,
LX jar ain wolf,
LXX jar ain katz,
LXXX jar ain hund,
LXXXX jar ain esel,
C jar ain gans.

[170] Oben S. 30 bei Anm. 10.
[171] Sprichw. 297.
[172] ἡλικιῶν. *gradus aetatis.*
[173] Aelian. Var. Hist. II. 28.
[174] S. LXIX b.

Wir können uns dabei jenes morgenländisch-griechischen Mærchens erinnern, wonach in das Leben des Menschen Eselsjahre, Hundsjahre, Affenjahre oder Pferdsjahre, Rindsjahre, Hundsjahre eingeschlossen sind; zugleich erklärt sich hier eine Abänderung, die auf den Holzschnitten von Tobias Stimmer gleich den Beginn des alten Reimspruches getroffen hat. Die Hätzlerinn schreibt *XX jar ein kalb*, Tobias Stimmer »X Jar Kindisch, XX Jar Rindisch.«[175] Auch diese Thiersymbolik nun ist in die zeichnende Kunst und die Bildnerei übergegangen. Der vorher[176] schon erwæhnte Holzschnittbogen von 1482 begleitet Vers für Vers des Spruches mit den Thiernamen der Hätzlerinn und auch mit den Bildern der Thiere; ebenso steht in einem Nachdruck des Gengenbachischen Dramas, dem Augsburger von 1518, bei jedem Alter ein in Holz geschnittenes Thierbild, zwar nicht durchweg dieselben wie dort und noch weniger in derselben Anordnung, statt des Zickleins ein Rehkalb u. s. w.[177] Getreuer halten sich an die Ueberlieferung die Reliefbilder in Stein, mit denen Herzog Georg von Sachsen in der S. Annenkirche zu Annaberg, deren Bau 1525 vollendet ward, die Brüstungen der Emporen hat schmücken lassen;[178] nur hat der Siebzigjæhrige nicht die Katze, der Achtzigjæhrige nicht den Hund bei sich, sondern umgekehrt: da aber der Holzschnitt von 1482 die beiden Thiere gleichfalls auf die letztere Weise stellt, so wird eher die Hätzlerinn sich verschrieben haben; und die Gans des Hundertjæhrigen ist gegen den Tod vertauscht. Sie hat jedoch sonst ihre Anwendung gefunden. Næmlich auch hier veranschaulicht eine zweite Figurenreihe noch die Lebensalter des Weibes, und wie in der ersten bloss Vierfüsser, dienen da bloss Vœgel als Sinnbild, allerdings die wenigsten (es ist eben bloss eine Nacherfindung) mit einer auch so von selbst einleuchtenden Passlichkeit, bei 10 Jahren die Wachtel, bei 20 die Taube, bei 30 die Elster, bei 40 der Pfau, bei 50 die Henne, bei 60 die hieher nun versetzte Gans, bei 70 der Geier, bei 80 die Eule, bei 90 die Fledermaus; endlich bei den 100 Jahren steht abermals der Tod da. All diese Bilder und Sinnbilder, männliche wie weibliche, Vœgel wie andere Thiere, wiederholt im J. 1579 das Stamm- oder Gesellenbüchlein von Jobst und Hercules de

[175] Vgl. Oswald v. Wolkenstein LVIII. 4 *spring kelbrisch.*

[176] Anm. 146.

[177] Goedeke S. 573 fg.

[178] Ottes Handb. d. kirchl. Kunst-Archæologie S. 286 fg.

Necker,[179] und noch in einem Buche von 1702[180] finden sich zwanzig Holzschnitttafeln eben dieses Inhaltes, die sehr ungleiche Arbeit verschiedner älterer Meister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts,[181] neu abgedruckt: neben dem Hundertjährigen sehen wir da ausser dem Tod auch noch die Gans; unter die Männer ist wiederum der alte Reimspruch vertheilt, bei 80 Jahren noch mit dem echten Ausdruck »nimmer weiß;« die Weiber jedoch haben keine eigenen Reime: da lautet es, zur Hälfte mit Wiederholung derer, die den Männern gehoren,

»Zehen Jahr ein Magdlein.
Zwantzig Jahr eine Jungfrau.
Dreißig Jahr eine Frau.
Viertzig Jahr ein Hertzen-Müttergen.
Fünffzig Jahr stille stahn.
Sechzig Jahr gehts Alter an.
Siebentzig Jahr ein Alt Mütterchen.
Achtzig Jahr nimmer weiß.
Neuntzig Jahr der Kinder-Spott.
Hundert Jahr gnade dir Gott.«

So weit nun von der Eintheilung auch in zehen Alter. Meine Leser sehen, wie mannigfach schon von dem frühesten Alterthum an und wie mit Wetteifer in den Weisesten desselben und fort und fort in der Menge des Volks, in Wissenschaft und Poesie und bildender Kunst das Streben sich geregt hat den Entwickelungsgang des menschlichen Lebens auf eine festgeregelte Gliederung zurückzuführen, und werden es erklärt und gerechtfertigt finden, dass ich jetzt wieder sie und mich mit einer so weitläuftigen Erörterung solcher Dinge beschäftigt habe.

Doch ist der Gegenstand damit noch bei weitem nicht erledigt. All die Eintheilungen, die bisher an uns vorübergegangen sind, von der bloss zwei-

[179] Angabe Massmanns in Aufsess Anzeiger II. 14.

[180] Abbildung. Derer VIII. ersten Hertzogen zu Sachsen, — Sammt kurtzer Beschreibung ihres Lebens. Auch der beygefügten Zehen-Alter Des Menschen, Mannlichen und Weiblichen-Geschlechts, Mit ihren *Studiis*, Verrichtungen und Zuneigungen Ordentlich beschrieben. [P. o. O.

[181] Beim fünfzigjährigen Manne als Monogramm ein zusammengezogenes MF, beim siebzigjährigen, achtzigjährigen und hundertjährigen Weibe eben ein solches IR mit dem Schnitzermesser darunter.

gliedrigen der alltäglichsten Denk- und Sprechweise an bis zu der reich und künstlich zehngegliederten des Weisen von Athen und des deutschen Volksmundes, sind doch nicht die rechten echten eigentlichen. Die Trennung in nur wenige und grössere Stufen, in zwei oder drei oder vier, leidet überall an Unbestimmtheit, weil die Abgrenzung durch festgesetzte Zahlen mangelt; bei mehr und kleineren stehn wohl Stufe für Stufe die Zahlen fest, aber der gleichmässige Fortschritt derselben ist ein willkürlich erfundner und aufgedrungener. Zum Beispiel die 10×7 Jahre Solons und die 10×10 der deutschen Reime. Allerdings hatte in dem wie in jenem Falle die Wirklichkeit Anlässe und Anknüpfungen dargeboten: mit sieben Jahren war in Griechenland die Kindheit, mit siebzigen meist das ganze Leben aus, mit zwanzigen begann in Deutschland die Wehrhaftigkeit und das volle Mannesrecht, mit sechzigen das Greisenalter: dass jedoch die Sieben sich unabgeändert zehnmal wiederholen, dass ebenso die Zehn gar bis zu hundert Jahren musste fortgeführt werden,[182] einem Alter, das selbst vielleicht nur alle hundert Jahre vorkam, das hatte keine Begründung mehr in der Wirklichkeit, das geschah allein um jener Zahlenmystik willen, für welche die 10 und zumal die 7 bekannter Massen höchst bedeutsam sind.[183] Von Andern im Alterthum werden noch andere Zahlen der Art gebraucht um die einzelnen Glieder und die Länge des gesammten Menschenlebens zu berechnen, von Plato die Neun, das Quadrat der heiligen Drei,[184] wenn er dasselbe auf 81 Jahre, das Quadrat von neunen, ansetzt,[185] von den Etruskern und Staseas dem Peripatetiker die Zwölf,[186] wenn sie ihm 7×12, also 84 Jahre

[182] Die hundert Jahre des Holzschnittbogens Anm. 62 u. 75 (»das letst Alter — werdt biß auff 81. etwa auff hundert jar«) mögen auch aus dem Spruch von den zehn Lebensaltern stammen. Wie aber kam schon das römische Recht dazu, hundert Jahr als das äusserste Ziel des menschlichen Lebens zu bezeichnen (Schillings Lehrbuch des römischen Privatrechts II, 98)? Sollte damit nur die Neunzigjährigkeit, die etwas häufiger und leichter möglich ist, auf ähnliche Weise abgerundet werden wie in der Rechnung Herodots II, 142, dann drei grosse ein Jahrhundert seien? So mag auch die deutsche Verbannung auf hundert Jahr und einen Tag (J. Grimms Rechtsalterthümer S. 225) ursprünglich die grosse Zahl dreier Verjährungsfristen meinen.

[183] Müller zu Philo v. d. Weltschöpfung S. 211—213. 311; 293—345.

[184] Müller S. 143 fg. 219. 303 u. a.

[185] Censorinus de Die natali XIV, 12.

[186] Plato de Legg. VI pg. 771 sq.

geben:[187] bei Ausonius aber die 96 d. h. 8×12 Lebensjahre[188] sind in dem ersten dieser Factoren vollkommen bedeutungslos.

Das wirklich lebendige Leben des Alterthums, seine Sitte, sein Recht, seine unbefangnere Weisheit zeigen uns andre und zeigen uns fester gezogene Abgrenzungen als die bisherigen alle, Abgrenzungen, deren untersten Grund die natürlichen Entwickelungsstufen des leiblichen und des geistigen Menschen bilden, deshalb auch nicht die gleichen bei allen Völkern, sondern theils Uebereinstimmung, theils Abweichung derselben. Ueberall aber werden innerhalb des Verlaufs der Jahre je drei besonders ausgezeichnet als die hauptsächlichsten Marksteine der Unterscheidung und des Maasses, das Jahr, mit welchem die Kindheit schliesst, das, mit welchem die Geschlechtsreife entweder anhebt oder sich vollendet, und endlich das, in welchem das Greisenalter seinen Anfang nimmt. Was noch von Jahren dazwischen hervorgehoben wird, hier deren mehr, dort weniger, hat stets nur die Bedeutung untergeordneter Halt- und Ruhepunkte.

Und noch in Einem treffen die Völker, die wir hier in Betracht ziehn wollen, gleichmässig zusammen. Volle Bedeutung in Recht und Sitte haben die Altersunterschiede einzig für den freien Mann, nicht für den Unfreien, der ausserhalb der Gliederung des Volkes steht, auch nicht für das Weib, dem das Alterthum ebenfalls nur eine dienende Stellung im Hintergrunde des Lebens und beständige Unmündigkeit anzuweisen pflegt: und so ist denn auch bei den Festsetzungen jener Haupt- und Nebenunterschiede der Unfreie so gut als gar nicht, das Weib nur wenig berücksichtigt.

Die Völker, die wir ins Auge zu fassen haben, wenn wir auf das uns beschränken wollen, was lebensvollen Bezug noch für uns besitzt, sind das Volk Israel, die Griechen, die Rœmer, die Völker germanischen Stammes.

Israel. Hier werden uns die drei entscheidenden Jahreszahlen im dritten Buch Mose[189] bei Gelegenheit der Gelübdelosung angegeben: bis zu

[187] Censorinus XIV, 5. 6.

[188] Eclyll. XVIII. Uebersetzung der Verse des Hesiodus Anm. 105: *Ter binos decies que novem super exit in annos Justa senescentem quos implet vita virorum.* *Senescentem*: auch er also hat bei Hesiodus nicht ἥβαων, sondern γηράων gelesen: vgl. Marckscheffel pg. 377.

[189] XXVII. 3—7.

fünf, zu zwanzig, zu sechzig Jahren und nach dem sechzigsten gelten da verschiedene Schätzungen des Menschen. Von diesen drei Zahlen bezeichnet 5, wie aus rabbinischen Festsetzungen [190] sich ergiebt, das Ende der Kindheit; mit zwanzig Jahren ward nach andern Mosaischen Stellen [191] der Israelit kriegspflichtig, und wenn wir dafür auch das fünfundzwanzigste, auch erst das dreissigste anberaumt finden, [192] so vereinigen sich diese Abweichungen wieder darin, dass sie als Schlussjahr der Kriegspflichtigkeit das fünfzigste nennen. Die gleiche Bedeutung haben die Jahre 5, 20 und 50 bei den Persern besessen; bis zu dem fünften kam da der Knabe seinem Vater nicht einmal zu Gesicht: er lebte gänzlich bei den Frauen. [193] Mit sechzig Jahren aber fieng dem Israeliten schon die Entwerthung der Menschen durch das Alter an: der Schätzungsbetrag des Mannes über sechzig ist geringer als der eines solchen von fünf bis zwanzig.

Mehr und mannigfaltiger ist auch in diesem Stücke, was wir von den Griechen wissen. Hier theilte sich der Verlauf des Lebens auf folgende Art. Die Jugend war umschlossen von Zurückgezogenheit in das Elternhaus, war gleichsam geborgen und verborgen in dessen Schatten: daher auf Kreta *σκότιοι* der Name der Knaben [194] Und zwar waren auch die Knaben voraus der Mutter anvertraut, und der Freie wuchs auf mit dem unfreien Glied der Familie, einer der Spielgenoss und wie der Bruder des andern (ich erinnere an Odysseus und Ktimene und den göttlichen Sauhirten) [195] und ursprünglich beide zu gleichen Diensten im Haus verpflichtet, so dass *παῖς* und *παιδίον* und *παιδίσκος*, im Neuen Testament [196] *νεώτερος*, Benennungen überhaupt

[190] Gengenbach von Goedeke S. 565. 587.

[191] IV. 1. 3 fgg. 26. 2.

[192] IV. 8. 24 fg.; 4. 3 fgg. Auch die Stelle im Buch Josua V. 6, wonach die aus Egypten gezogenen Kriegsmänner sämmtlich während der vierzigjährigen Wüstenwanderung umgekommen waren, setzt als Beginn der Kriegspflicht das dreissigste Jahr voraus: vgl. S. 22 Anm. 100.

[193] Herod. I. 136; Strabo XV. 3. 18. 19. Die 24 in der ersten Stelle Strabos berichtigt sich aus der 20 in der zweiten und bei Herodot, während sie durch die 25—27, womit nach Xenophons Cyropaedie I. 2 die *ἔφηβοι* in die Classe der *τέλειοι ἄνδρες* übertraten, kaum unterstützt wird: vgl. oben S. 19. Die Männer von 51 oder 52 Jahren, die *γεραίτεροι*, werden auch von Xenophon als *οἱ ὑπὲρ τὰ στρατεύσιμα ἔτη γεγονότες* bezeichnet.

[194] Schol. zu Eurip. Alcest. 986 u. a.

[195] Odyss. XIV. 146 fg. XV. 362 fgg.

[196] Luc. XXII. 26.

der Dienenden werden konnten und *πρέσβυς* die des Herrn, des Fürsten. »Ich sage« schreibt der Apostel Paulus an die Galater,[197] »so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter.« In diesen Zustand brachte jedoch, wenigstens was das Verhältniss zur Mutter betrifft, das erste Stufenjahr des griechischen Lebens eine entscheidende Aenderung. Die Menschenkinder des silbernen Zeitalters hatten noch, wie Hesiodus berichtet,[198] ein volles Jahrhundert unter mütterlicher Obhut bleiben können: in der kurzlebigen spæteren Wirklichkeit war es das siebente Jahr, das der Kindheit ein Ende machte. Da begann für den jungen Athener der Unterricht ausserhalb des Hauses, die geordnete Leibes- und Geistesübung in der Schule;[199] der junge Lacedæmonier aber ward zu dem gleichen Zweck gänzlich dem Staate übergeben.[200] Der öffentlichen Erziehung, die der Letztere von Stufe zu Stufe nun durchschritt, ward er erst dann entlassen und trat erst dann mit Selbständigkeit in sein Volk ein, wenn er zwanzigjæhrig geworden, wenn er ein *πρωτείρης* oder *ὀφταρεύς* war.[201] Zu der gleichen Zeit (es war die, wo dem Jünglinge der Schmuck des Mannes, der Bart, gewachsen[202]) kam auch für den Athener ein zweites Hauptjahr. Er hatte bereits mit sechzehn Jahren die Ephebie begonnen, mit achtzehn sie vollendet;[203] ein Haaropfer, das er brachte bezeichnete sinnbildlich seinen Dank für die Reife des Wachsthums,[204] und die öffentliche Wappnung mit Schild und Speer erklærte ihn für wehrhaft und für mündig: aber zur Ausübung der bürgerlichen Rechte gelangte er doch erst zwei Jahre nachher, auch der Athener erst mit dem zwanzigsten.[205] Und Manches blieb noch spæteren vorbehalten. Zwar an der Volksversammlung nahm in Athen schon der Zwanzigjæhrige Theil, wæhrend in Sparta das gleiche Recht erst dem Dreissigjæhrigen zustand;[206] aber auch der Athener konnte erst mit dreissig Jahren in den Rath der Vier-

[197] IV, 1.

[198] Op. et dies 124.

[199] Plato de Legg. VII pg. 794.

[200] Plut. Lycurg. XVI.

[201] Hesychius und Photius v. *κατὰ πρωτῆρας* u. *πρωτείρας*; Pausan. III, 14, 6.

[202] Solon und Hippocrates an den früher Anm. 132 u. 135 genannten Stellen.

[203] Hermanns Lehrb. d. griech. Antiquit. I (1841), 271 fgg. Westermann in Paulys Realencyclop. III, 162 fgg.

[204] Hermanns Lehrb. II (1858), 310.

[205] Hermann I, 271, 273. Westermann a. a. O. S. 164.

[206] Hermann I, 271, 68.

hundert und zum Beisitz in der Heliæa kommen,[207] und an das Amt eines Diæteten erst mit fünfzig.[208] Denn zu diesem, dem Schiedsrichteramt, gehœrte noch mehr als bloss das gesetzte und verständige Wesen, das man in Griechenland schon dem Vierzigjæhrigen beimass[209] (Hesiodus ræth deshalb nur einem solchen den Pflug anzuvertrauen[210]): es gehœrte dazu jene reichere reifere geprüftere Erfahrung, um derentwillen es auch in Athen einst Sitte war bei öffentlicher Berathung zuvorderst die Fünfzigjæhrigen aufzurufen;[211] nach andern Berichten verlangte man von dem Diæteten sogar sechzig Jahre.[212] Sechzig Jahre, diess nun war bei den Griechen wie dort in Israel die letzte wichtige Lebensstufe, der Anfang des Greisen- und des Weisenalters: so viele mussten die Geronten der Spartaner haben,[213] und ebenso viele verlangte der Apostel von den Wittwen, die zur Gemeindezucht helfen sollten;[214] in Athen[215] gieng damit die Verpflichtung zum Kriegsdienst, die mit achtzehn Jahren angehoben, ja auf Ceos das Leben selbst zu Ende: der Sechzigjæhrige starb durch Gift.[216] Und wo auch dergleichen nicht geschah, ward doch über 60 hinaus nicht mehr gezæhlt: wer so alt geworden, um den hatte sich schon zum zweiten Male die Welt erneut, der hatte sich selbst auch überlebt und war gleichsam der Verjæhrung anheimgefallen, die jede Veränderung, jeden Fortschritt ausschloss. Denn, wie schon früher bemerkt, dreissig Jahre rechneten die Griechen für eine *γενεά*, und rechneten so, weil erst mit diesem Alter es allgemein für schicklich galt und üblich war sich zu verehlichen, næmlich der Mann mit diesem, die Frau mit dem achtzehnten Jahre;[217] die Berechtigung dazu hatte freilich schon mit der Ephe-

[207] Hermann I. 238. 299.

[208] Hermann I. 325.

[209] Solon, durch seine Siebenzahlen genœthigt, verlegt diese Eigenschaften auf den Zweiundvierzigjæhrigen: oben S. 28 Anm. 135.

[210] Op. et dies 441.

[211] *Τίς ἀγορεύειν βούλεται τῶν ὑπὲρ πεντήκοντα ἔτη γεγονότων καὶ πάλιν ἐν μέρει τῶν ἄλλων Ἀθηναίων*; Aeschines adv. Ctesiph. 1 Hermann I. 288.

[212] Hermann I. 327.

[213] Plut. Lycurg. XXVI.

[214] Timoth. I. 5, 9.

[215] Hermann I. 341.

[216] Strabo X. 5, 6; Aelian. Var. Hist. III, 37 sagt *οἱ πάνυ γεγηρακότες*. Vgl. unten bei Anm. 234 fgg.

[217] Hesiod. Op. et dies 641. 643. Andre setzen zum Theil andre, aber immer noch der 30 und der 18 nahe liegende Zahlen: Plato de Republ. V pg. 460 30 u. 20, Legg. VI pg. 785 30—35 u. 16—20, Aristot. Polit. VII, 14, 6 37 u. 18, für den Mann allein Solon (oben Anm. 135) 35 und ebenso mit zweima-

hie begonnen, und Demosthenes zum Beispiel war erst achtzehnjährig, als er schon Gatte ward.[218]

Wir kommen zu den Rœmern. Die Sieben und namentlich die Sechzig treten uns hier mit demselben Werth entscheidender Abgrenzung entgegen: aber mitteninne der Uebergang vom Jünglinge zum Mann fällt hier auf einen anderen Zeitpunkt als in Griechenland. Zuerst die Kindheit verlebte auch der junge Rœmer in der engern mütterlichen Zucht: Beispiel die Gracchen und ihre Mutter Cornelia;[219] das siebente Jahr jedoch änderte dieses sein Verhältniss. Nicht, dass er innerhalb des Hauses nun mit einem Male frei wie sein Vater und auch ein Herr geworden wære: *puer* ist wie παῖς ein Knabe und ein Diener, die ganze *familia* bestand, wie schon der Name bezeugt, aus *famulis*, und dem gegenüber hat *pater* die Benennung eines Herrn auch im Volke werden können. Auch nicht, dass die bisherige Zurechnungslosigkeit des Kindes und seine Unfæhigkeit zu Rechtshandlungen nun sofort ganz ihr Ende genommen hätten: diese wie jene blieb, weil der Verstand ihm mangle, wenig gemildert noch um etwas länger an ihm haften.[220] Aber doch war schon in manchem Bezuge der Anfang einer gewissen Mündigkeit gemacht, und namentlich begann nun auch das öffentliche Leben den Knaben zu berühren. Bei den Galliern durfte der Sohn, bevor er gereift und waffenfæhig war, sich nirgend öffentlich mit dem Vater zeigen:[221] den Rœmern war eine solche Strenge unbekannt, und bis die mærchenhafte Geschichte mit dem jungen Papirius[222] sich zugetragen, durfte der Knabe den Vater sogar in den Senat begleiten. Den Uebergang zur volleren Mündigkeit, zur Freiheit von der Vormundschaft, zur Handlungsfæhigkeit, zu selbständiger Theilnahme an dem Leben des Staats machte[223] die feierliche Vertauschung

ligen Wiederholung (aber das erste Mal steht unrichtig 25) Plato de Legg. VI pg. 772.

218 Adv. Boeotum pg. 1009. 1011.

219 Plut. Tib. Gracch. 1. Val. Max. IV, 4, 1. Dial. de Orator. 28. Quintil. I, 1, 6. Cic. Brut. 27. 58.

220 Schillings Lehrbuch des rœm. Privatrechts II, 133. 138. Reins Privatrecht d. Rœmer S. 146 fg.

221 Caes. de bello Gall. VI, 18.

222 Gell. I, 23 nach Cato; Macrob. Saturn. VI, 1, 19 sqq. Aus Macrobius die Gesta Rom. 126 und wohl aus diesen Bonerius 97, der Z. 85 dem Knaben ein Alter von acht Jahren giebt. Nachwirkung der Geschichte in dem Schwanke Markolfs 1218 fgg.

223 Rein a. a. O. S. 147 fgg.

der Toga prætexta, die der Knabe bis dahin gleich den Töchtern im Haus[221] getragen, gegen die Toga virilis, das bezeichnende Kleid des römischen Mannes und Bürgers: der *investis* ward ein *vesticeps*. Es geschah das, worauf schon der Umstand hinweist, dass *vesticeps* hat den Begriff von mannbar erhalten können, zu der Zeit, wo die Geschlechtsreife anfieng, d. h. mit Vollendung des sechzehnten Jahres (bei den Mædchen fieng sie schon im zwölften an); nur in Zweifelsfällen mochte der Entscheid durch eine Untersuchung des Körpers gegeben werden.[223] Das war die ursprüngliche Frist: bis dahin hatte auch Servius Tullius die *pueros* gerechnet; mit siebzehn Jahren wurden dieselben *milites*.[224] Erst die spatere Zeit hat mit der Ertheilung der Toga bis in das funfzehnte, mit dem Zugeständniss der Mündigkeitsrechte noch bis in das vierzehnte Jahr zurückgegriffen. Dergleichen mochte, eh es zur allgemeinen Regel ward, nur gelegentliche Nachgiebigkeit gegen Einzelne und Rücksicht auf besondere Umstände sein: gab doch Claudius seinem Britannicus die Toga schon, da derselbe kaum dreizehn Jahre zæhlte;[227] mœglich, dass die Festsetzung des vierzehnten Jahres auch durch das Gleichmaass mit dem siebenten empfohlen ward. Solchen Erleichterungen stellte sich aber, und wohl als eine nothwendige Folge derselben, manch Anderes zur Seite, das dem mündig gewordenen die Fülle des neuen Rechtes wieder in dem und jenem Stück verkürzte, wie namentlich die an das funfundzwanzigste Jahr geknüpfte Unterscheidung zwischen *minores* und *maiores*, welche den minor theilweise noch in der Unmündigkeit zurückhielt.[228] Nicht ohne alle Begründung im natürlichen Leben: bis um dieses Jahr ist der Mensch noch immer im Wachsthum seines Leibs begriffen, ist immer noch im eigentlichen Sinn des Wortes *adolescens*.[229] Sodann das fünfzigste befreite wie einst den Israeliten so auch den Rœmer vom Kriegsdienst,[230] und mit eben diesem begann für das Weib, mit dem sechzigsten

[221] Hertzberg zu Propert. IV, 11, 33.

[223] Vgl. Instit. I, 22. Schilling a. a. O. S. 132. 135 und das deutsche Verfahren unten Anm. 317.

[224] Gell. X 28.

[227] Sueton. Claud. 43.

[228] Lex Plætoria: Schilling S. 133 fg. 138 fgg. Rein S. 150 fg.

[229] Auf dem deutschen Holzschnittbogen des 15. Jahrh. (oben S. 17 Anm. 62) »Das ander heist das gestanden alter. Darinn der mensch manpar wirt und still stat und nit mer wechst in die lenge, sonder also in aller stercke, hüpsche und krefftе beleibt: facht an nach 25 jaren.«

[230] Rein S. 151.

für den Mann die Zeit, die zu fruchtbarer Verehlichung nicht mehr taugte,[231] das Greisenalter, das letzteren ursprünglich gleich im sechzigsten Jahr selbst, spæter erst im siebzigsten auch all der übrigen öffentlichen Pflichten nächst dem Kriegsdienst überhob,[232] ja beraubte. Der *sexagenarius* ward, wenn er in den Comitien den Steg zur Stimmabgabe betreten wollte, zurückgewiesen, ward hinuntergeworfen: daher auch sein Name *depontanus senex*.[233] Ja, wenn den mehrfachen Berichten eines Varro, eines Cicero, eines Ovid u. a.[234] zu glauben ist, so nannte man den Sechzigjährigen eigentlich und ursprünglich deshalb *depontanus*, weil es Sitte des Alterthums gewesen in Hungersnoth sich der Greise durch Hinabstürzen von einer Brücke in die Tiber zu entledigen oder jährlich ihrer einen dem Gotte der Unterwelt so zum Opfer zu bringen. Und kaum möchte ein genügender Grund sein zu bezweifeln, dass solch ein Verfahren wirklich einmal zu Recht bestanden habe, wenn das auch nicht in allen Fällen ausgeübt, wenn auch schon frühzeitig die lebenden Menschen gegen ein Opfer von Strohbildern sind vertauscht worden. Die Rœmer wæren nicht das einzige Volk der Vorzeit, welches Greisen und Kranken, deren man müde und die wohl selbst des Lebens müde waren, aus grausamem Mitleid den Tod beschleunigt hätte, zumal wenn Theurung den Unterhalt Aller im Land erschwerte: wilderer Völker, auch germanischer, noch zu geschweigen,[235] meldet z. B. Herodot[236] dasselbe von den Padæern in Indien, Cæsar[237] von den Galliern zur Zeit der cimbrischen Wanderung, und dass eben dasselbe sogar von einem Theil des zunächst verwandten griechischen Volks, von den Joniern auf Ceos, und hier mit Angabe grade auch des sechzigsten Jahrs gemeldet wird, haben wir bereits vorher vernommen.

[231] Ehegebot der Lex Julia et Papia Poppæa für Frauen bis zum fünfzigsten, für Männer bis zum sechzigsten Jahre: Ulpian 16 u. a.

[232] Rein S. 152.

[233] Varro bei Nonius pg. 523. Festus v. Sexagenarios.

[234] Afranius bei Festus v. Sexagenarios; Varro bei Nonius pg. 86; Cic. pro Rosc. Amer. 35; Ovid. Fast. V, 621 sqq.; Lactant. I. 21. 6. Vgl. dazu noch die von Roth in Gerlachs Sallust von 1852 S. 399 zusammengetragenen Stellen. Varro de Ling. Lat. VII. 44, Macrob. Saturn. I, 7 u. 11 und Niebuhrs Rom. Gesch. II. 642.

[235] Vgl. oben S. 22 Anm. 98, unten Anm. 438 fg. und Liebrecht zu den Gervasius von Tilbury Otia imperialia S. 84 fg.

[236] III. 39.

[237] De bello Gall. VII, 77.

Jetzt endlich gelangen wir in unserm Fortschritte durch Raum und Zeit an die germanische und germanisierte Welt des Mittelalters, ein Geschlecht von Nachkommen und Erben, das sich auch auf diesem Gebiete nicht hat erwehren können mancherlei eigentlich rœmisches unter das Altheimathliche mit aufzunehmen, sich um so weniger dessen hat erwehren können, weil ihm diess Fremde durch seine christliche Gesittung, dann auch durch tief eingreifende staatliche Umbildungen vermittelt ward: es hat jedoch nirgend seine Schwierigkeit Deutsches und Undeutsches gegenseitig auszusondern. Schwieriger ist die Bewältigung der grossen und durch ihre Mannigfaltigkeit leicht verwirrenden Fülle von Belegen.

Auch das deutsche Kind ist, vielleicht ebenso ausschliesslich als einst das persische,[238] der Pflege und Zucht der Mutter und sonst der Frauen im Haus überlassen gewesen.[239] Daher rührt noch unser Ausdruck *Muttersprache*, Sprache der Mutter: denn von ihr lernt das Kind, das zuerst nicht sprechende, sprechen. Nur wolle man nicht, wie im Lateinischen *infans*, im Griechischen *νήπιος* zuerst auf das sprachliche Unvermœgen des Kindes sich beziehn, dann aber beide auch von längst schon redenden gelten,[240] den gleichen Sinn unserm deutschen Wort *unmündig* geben. Diess hat von Beginn an rechtliche Bedeutung und bezeichnet den, der nicht in der *munt*, der manus seiner selbst, nicht in eigner Gewalt, eigenem Schutze steht, sondern in der des Vaters oder des Vormundes, und der Mündling, der Bevogtete eines Andern ist.[241] Es ist aber das Kind so gewaltlos über sich selbst, es ist auch, was es thun mœge, keiner Zurechnung fæhig, weil es sich noch nicht versinnt,[242] d. h. noch keinen Verstand besitzt und zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gut und Bœse noch nicht zu unterscheiden vermag.[243] Das Mittelalter veranschaulichte sich das in sagenhaften Erzæhlungen, wie ein Kind, das eine schwere Missethat begangen, das etwa im Spiel ein Schwesterchen getœdtet hat, nun auf die Zurechnungsfæhigkeit und Strafbar-

238 Oben S. 40 Anm. 193.

239 Diemers Deutsche Ged. d. XI u. XII Jh. 348, 4. Trist. 2042 fgg. Gudrun Z. 93 fgg. 791. Das zwölfj. Mœnchlein 26.

240 *Infanciâ — an niben jâre zil — ein unerstanden kintheit, diu niht rehter witze treit an sprâche noch an worten* Martina 263, 104 fgg.

241 J. Grimms Rechtsalterth. S. 447. 465.

242 *Ein kindischer man, der sih versinnen nit ne kan* Lampr. Alex. 1288.

243 Vgl. Mose V, 1, 39 und die Worte des kindischen Greises oben S. 22 Anm. 101.

keit dafür geprüft wird: man hält ihm Gold und einen Apfel vor: in seiner Unschuld greift es nach dem Apfel;[244] man stellt vor den jungen Moses, der dem König Pharao die Krone vom Haupt geschlagen, ein Becken mit Gold und ein andres mit glühenden Kohlen: er greift nach den letzteren, die ja noch heller glänzen, und führt sie kindlich an den Mund: daher dann sein lebenslängliches Ungeschick im Sprechen.[245] Auch das griechische Alterthum erzählte so von der Wahl eines Kindes zwischen Gold und Spielzeug.[246]

Aber »die Kindheit der Gedanken, die Obst für Gold erkiest«,[247] bleibt dem Menschenherzen nicht mehr für immer vergönnt: es kommt ihm, womit schon die ersten Eltern den Stand der Kindeseinfalt eingebüsst haben,[248] die Zeit, da es Uebel und Gut verstehn und sich der beider versinnen lernt;[249] es kommen, wie es im Recht und sonst die alte Sprache bezeichnet,[250] die *bescheidenen* d. h. die unterscheidenden, die *kenntlichen* d. h. die erkennenden, die *versunnenlichen* Jahre[251] d. h. die des Bewusstseins, die *anni intelligibiles* oder *discretionis* und damit der Zurechnungsfähigkeit.

Diese Jahre nun, wann nehmen sie ihren Anfang? wann also endigt nach altdeutschem Begriff die Kindheit? Bonerius beraumt das auf das siebente Jahr an, wenn er sagt[252] *wer nu ân geværde si und alt si über siben jâr, der hab dank:* aber Bonerius ist ein gelehrter Dichter, der die Siebenzahlen des Isidorus kennt. Unter den Rechtsbüchern begrenzt der

[244] Wend-Vnmuth od. Hanns gukk in die Welt S. 101. Mærchen d. Br. Grimm II (1819), VII. Sprichwörtliche Beziehung auf Sagen der Art bei Hermann dem Damen in vdHag. Minnes. III, 170 b, im Liederb. d. Hatzl. S. 243 a und bei Opitz Anm. 247.

[245] Mærchen II, VII fg. Abr. a S. Clara Judas I (Passau 1835), 54 fg.; Erzählungen, die das Gold weglassen, Diemer S. 33 fg. Liebrecht und Bartsch in Pfeiffers Germania I, 476 u. VI, 209 fgg. In einem mittelhochd. Liede (Walth. 195, 3 fg.) *dô greif ich, als ein tôre tuot, zer wintern hant reht in die gluot:* obgleich kein Kind mehr, handelte ich doch noch thöricht wie ein Kind.

[246] Aelian. Var. Hist. V, 16.

[247] Worte Opitzens in seinem Lied auf Herrn Flandrins lieben Kindes Begræbnüß.

[248] Mose I, 2, 17. 3, 5.

[249] *Merken übel unde guot* Walth. 195, 2; *übel unde guot verstân* Ulr. v. Lichtenst. 105, 14. Richtsteig Landr. XLIII, 4. J. Grimms Weisth. II, 542; *üb. u. g. bedenken* Gregor. 1399; *sit ich mich guotes alrêst versan* Wigal. 6, 27.

[250] Haltaus Gloss. col. 140. 991 sq. Krauts Vormundsch. I, 111.

[251] Parziv. 108, 24.

[252] LXXIV, 111.

Deutschen- und der Schwabenspiegel die Zurechnungslosigkeit[253] und die Unverbindlichkeit für gethane Gelübde[254] einige Mal gleichfalls mit dem siebenten Jahre: aber ungerechnet, dass hier sichtlich ein Lesefehler gegenüber der niederdeutschen Urschrift, dem Sachsenspiegel, mit unterläuft,[255] steht der Deutschenspiegel mit diesen Bestimmungen ganz vereinzelt da, und sie können ihm nur wie so vieles, was er enthält, aus dem rœmischen Rechte zugeflossen sein. Denselben Ursprung aus fremder Vorzeit hatte der Gebrauch, den die undeutsch lebende Geistlichkeit eingeführt, den Besuch der Schule und allen sonstigen Unterricht mit dem siebenten Jahre zu beginnen;[256] daran schloss sich folgerecht der zweite Gebrauch die Erziehung bloss durch die Mutter und sonstige Frauen mit dem gleichen Zeitpunkt abzubrechen.[257] Aber das alles ist eben undeutsch. Nach genugsam belegter echtdeutscher Auffassung steht der Siebenjährige nicht am Ende, sondern vielmehr noch mittendrinnen in aller Blüte und Fülle der Kindheit, der Kindesunschuld, der Kindesunerfahrenheit: wie könnte sonst z. B. gesagt werden *kinscher danne ein kint von siben jâren*,[259] *tumber dan bi siben jâren si ein kindelin*,[260] »ein kind von sieben jahren das do nit sehr weiß ist«?[261]

Unsere Vœter sind länger als bis zu sieben Jahren oder gar nur bis zu fünfen, sie sind bis zu zwölfen Kinder geblieben. Bis dahin war nach westgothischer Bestimmung[262] der Knabe immer noch in der Zucht der Mutter; bis dahin, nahm man noch im dreizehnten Jahrhundert gerne an, sei ein Kind nicht wohl einer Hauptsünde fähig;[263] bis dahin wird auch in all den ältesten Rechtsquellen und namentlich den alterthümlichen des Nor-

[253] Schwabensp. Landr. 151, 9. 363. 1.

[254] Spiegel deutscher Leute Landr. 29 b = Schwabensp. Landr. 27, 1.

[255] *Binnen sinen iaren* Sachsensp. Landr. I, 25, 2 u. II, 65, 1 ist verlesen worden *binnen sinen iaren*.

[256] Berthold S. 220. Gregor. 986. Trist. 2055. Sept. Sages 297. Bühebers Duodet. 21. H. Sachs I, 9. Frühreife Kinder liess man auch früher anfangen: Flore mittelhochd. 627, mittelniederl. 285; Weinholds Deutsche Frauen S. 89.

[257] Diemer 348, 5. Gudr. Z. 93 fgg. Zwölfjæhr. Mönchl. 27 fgg.

[258] *So wir dan niben jaer sin alt, kintlich geberde driben wir dan manchfalt* Holzschnitt oben S. 25 Anm. 122: *nu hât er mich betwungen sô gar in sinen gewalt, als ich von siben jâren sî ein kleinez kint* Rosengarte W. Grimm S. 91.

[259] Winli vdHag. Minnes. II, 31 b.

[260] Neidhart 87, 34.

[261] Weisth. II, 263.

[262] Lex. Wisigoth. X. 1. 17.

[263] Berthold S. 218.

dens die Unfæhigkeit der Zurechnung ausgedehnt,[264] und die Kirche, die doch bereits vom siebenten Jahre an die Vorweihen zum Priesteramt[265] und Ehegelœbnisse[266] zulæsst, verschiebt die Firmung lieber bis in dieses zwölfte.[267] Eine mehrfach entscheidend wichtige Wendung und darum dieses die erste Hauptstufe des Lebens: es hat seine Bedeutung, dass der Vocabularius optimus[268] *Infans Kind under siben jar*, *Adolescens* aber *Ein zwelfjerig knab* übersetzt, dass Reinmar von Zweter einen Spruch über die wichtigsten Abschnitte im Leben des Mannes[269] mit dem zwölf Jahr alten Jüngling anhebt und Freidank die trostlose Erfahrung aussprechen kann, das zwölfjæhrige Kind sei schon verständig und bœse genug um dem Vater auf den Tod und die Erbschaft zu warten.[270]

Aber Selbständigkeit, Handlungsfæhigkeit, Mündigkeit war ursprünglich mit dem zwölften Jahr noch nicht gewonnen, und selbst die Zurechnung war

[264] Wildas Strafrecht d. Germanen S. 641 fgg. u. unten Anm. 288. Nach K. Ines Gesetzen VII, 2 könnte schon ein zehnjæhriger Knabe Mitwisser eines Diebstahls sein; aber die Zahl ist schwerlich richtig; die Gesetze Aethelstans II, 1 und VI, 1 bezeichnen für die gleiche Sache den zwölfjæhrigen. Vgl. unten bei Anm. 291.

[265] Walters Lehrb. d. Kirchenrechts 1839 S. 402. Buss in Wetzers u. Weltes Kirchen-Lexicon I, 187.

[266] Walter S. 571. Buss a. a. O. S. 186. *Wan mac mit den kinden* (unter sieben J.) *dekeiner ê sich verbinden. Daz ander* (alter zu streichen) *puericiâ heizet, daz von siben jâren kreizet unz an diu vierzehen jâr, danne sô sint siu sunder bar, daz si wol der ê bant beidiu lîdent unde hânt* (so umzustellen) Martina 264 fgg.

[267] Walter S. 538. Berlage bei Wetzer u. Welte IV, 75.

[268] III, 13. 16.

[269] Minnesinger Bodm. II, 142 a. vdHagen II, 213. Es wird auf diesen Spruch noch wiederholendlich zu verweisen sein; er lautet in berichtigter Schreibung

Ein zwelf jâr alter jungeline,
stille, zühtic, dienesthaft, daz sint driu houbetdinc,
diu des urkunde gebent, daz man sich fürbaz mac an im versehen,
Ob er kom an diu zwênzic jâr,
daz er gemeine und ouch geminne werde, und wirt daz wâr,
sô lêrent in diu vier und zwênzic jâr zuht unde manheit spehen.
Und kome er dan ze sînen drizec jâren,
sô sol er stæte und ganzer triuwe vâren;
hab er sich kintlich ê vergâhet,
daz sol er büezen mit des rât,
die lip und guot ze gebenne hât:
wie schône er dan dien fünfzec jâren nâhet!

[270] *Ez enist dekein riche man, er enmüeze an sînen kinden hân einen vient über zwelf jâr* 42, 5.

einstweilen noch unvollständig.[271] Vollständig ward sie, für den Knaben wenigstens, erst mit dem funfzehnten Jahr,[272] mit der Zeit also, wo er die Reife des Geschlechts antrat, wo der Bart ihm keimte[273] und er bereits für fæhig galt sich zu verehlichen;[274] für Mædchen war die Frist um drei Jahre früher angesetzt:[275] eins wie das andre in Uebereinstimmung mit dem Recht der Kirche.[276] Und eben diess Alter von funfzehn oder auch, mit leicht wechselnder, am Ende gleichbedeutender Bestimmung, von vierzehn Jahren[277] ist es, wo der Unterricht des Knaben zu endigen pflegt,[278] und wo er, was für ihn noch um vieles wichtiger, mündig wird: fortan bedarf

[271] Wilda S. 641. 643.

[272] Wilda S. 641 fgg.

[273] Stelle der Windberger Psalmenübersetzung oben S. 19 Anm. 79. Dem so der Bart zuerst wächst, heisst ahd. *kranasprungi*: Graffs Sprachschatz VI, 399; mhd. *gransprunge*: Spervogel in d. Minnes. Frühl. 26. 23 (31); vgl. Parz. 244, 10. Wilh. 67, 15. Rud. Gerhard 1544 (1540 *drizic* wird in *zwénzic* zu bessern sein: in Wernhers Maria Hoffm. 151, 15 *als er zweinzic jâr alte wart unt im chûme erspranch der bart*). Silvester 1087. Vgl. noch unten Anm. 317.

[274] Leg. Liutprandi VI, 70 (129), wo die gewœhnliche Lesart wohl der gewœhnlichen Ansicht folgt: Schwabenspiegel Landr. 48.

[275] Krauts Vormundsch. I, 124 fgg. 412. Weinholds Deutsche Frauen S. 191. Lex Sal. nov. 274. Deutschensp. Landr. 29 b = Schwabensp. Landr. 27, 4. 8. ebd. 48. 5. Weisth. I, 278. Geschichtliche Beispiele sind, wenn Mathilde v. England mit Heinrich dem Lœwen (den seine Mutter selbst, da sie erst vierzehnjæhrig war, geboren hatte), Beatrix v. Schwaben mit Otto IV, Hedwig v. Meran mit Heinrich dem Bærtigen von Schlesien zwölfjæhrig vermæhlt ward; sagenhafte die Gemahlinn des armen Heinrich und die blumengewachsenen Weiber der Griechen: *rehte alse si hâten aldir umbe zeelif jâr* Lampr. Alex. 5118. Nach der Dhidhriks Saga Cp. 241 war auch Hildegund, da Walther mit ihr als seiner Geliebten floh, erst zwölfjæhrig.

[276] Walter S. 571.

[277] Die Worte der Predigt in Haupts Zeitschr. VII, 251 *Daz êrste (alter) daz ist die kintheit, wanne du under sehzehen jôren bist* bezeichnen das vollendete funfzehnte Jahr.

[278] Berthold S. 230. Tristan 2129. Sept Sages 307 fgg. 469. Bühelers Dioclet. 296. HSachs I, 10. Hier überall hat (vgl. oben S. 48 Anm. 256) der Unterricht sieben Jahre gedauert: der Schwabenspiegel bezeichnet als die gewœhnliche Frist zwei Jahr, aber indem er den Anfang auf das zwölfte zu setzen scheint: Landr. 313, 6. 15; Hartmanns Gregorius 1379 zwölf Jahr, aber nur für Klosterschulen; Flore und Blanscheflur, die fünfjæhrig in den Unterricht gekommen, brauchen auch nur fünf Jahre für denselben: mittelhochd. 837, mittelniederl. 350.

er nur, wenn er selbst es wünscht, eines Vormundes und setzt sich dazu, wen er wünscht,[279] und ist er Sohn und Erbe eines Kœnigs, so kann er jetzt selbständig, ohne Reichsverweser herrschen.[280]

Auf diese Art nach unsern ältesten Rechts- und Geschichtsurkunden,[281] auf diese nach zahlreichen noch des spæteren Mittelalters und namentlich im oberen Deutschland.[282] Jedoch nicht nach allen, besonders nicht nach langobardischem Recht und dem der Völker sächsischen Stammes, wie das zuerst im Sachsenspiegel und dann unter dessen Einfluss noch weiterhin sich gestaltet zeigt: hier ward, mochte nun Kenntniss davon, dass bei den Rœmern die infantia schon mit dem siebenten Jahr ablief, mochte der Wunsch einen jungen Edeln mœglichst früh lehensfæhig und fæhig zu einem Ehabschluss zu machen,[283] oder was sonst so stœrend einwirken mochte, es ward hier bereits das zwölfte Jahr oder mit einer Zugabe, die unser Recht bei Zahl- und Zeitbestimmungen liebt,[284] das Alter von dreizehn Jahren und sechs Wochen[285] als der Anfang der Mündigkeit,[286] als Anfang des Rechtes anberaumt sogar selbst Vormund, Ehevormund seines Weibs zu sein,[287] dieselbe Frist also, die nach älterer echterer, ja nach sächsischer Weise selbst[288] nur noch die Zurechnungslosigkeit des Kindes aufgehoben

[279] Kraut I, 144 fgg.

[280] Waitz Deutsche Verfassungsgesch. II, 112 fg. Kraut III, 113 fgg.

[281] Kraut I, 133.

[282] Kraut I, 134. Graf Konrad v. Freiburg 1238 *completa ætatis nostræ anno duodecimo*, 1240 u. 41 *nos in annis legitimis constituti*: Schreibers Urkundenb. I, 50 fg. *Vormunt puerorum, videlicet infra XIV annos*: Stælins Wirtemb. Gesch. II, 674. Augsb. Stadtr. Freyberg S. 84. Schwabensp. Landr. 14, 227. 1. 4. (Deutschensp. 29 b). 54, 12. 55, 12. 151. 313, 15; Lehnr. 48 c. Weisth. I, 3. 278. 311. Aber auch Herborts Troj. Krieg 18284—95 *è er quême zu sinen tagen — er was alt funfzehen jâr*; Gulich- u. Bergische Rechtsordnung (Düsseld. 1565) S. xliij »die unmundigen, nemmlich die junge Sohne under veirzehen und die Dochter under zwelf jaren.«

[283] Langobardische Ehe mit vollendeter Zwölfjæhrigkeit: Kraut I, 127 fg.

[284] J. Grimms Rechtsalterth. S. 220 fgg.

[285] Kraut I, 141 fgg. Sachsensp. Lehnr. XXVI, 1. Schwabensp. Lehnr. 48 b. Haltaus col. 1000. Unten Anm. 292. 297.

[286] Rechtsalterth. S. 415. Kraut I, 113 fgg. Weisth. I, 369.

[287] Sachsensp. Landr. I, 42. 2. Man beachte jedoch die Worte *al si't binnen sinen dagen*: der Verfasser will nicht sowohl bestimmen, was gleich nach dem zwölften, als was, auch so auffällig, noch vor dem einundzwanzigsten Jahr geschehen könne.

[288] Oben S. 49 Anm. 264. *Si duo pueri infra XII annos existentes ad invicem*

und es der erziehenden Hand der Mutter entnommen hatte. Wahrlich ein jæher Sprung aus der noch unreifen Kindheit in fast alle Mannesrechte hinein, und doppelt auffällig, wenn man sieht, dass anderswo und auch und zuerst gerade bei den Langobarden noch mehr als funfzehn, dass achtzehn Jahre für Handlungen der Mündigkeit gefordert wurden,[289] ein Alter, das Karls IV Goldene Bulle auch den Kurfürsten vorschrieb.[290] Um so gewisser waltet an den wenigen ganz vereinzelten Stellen, wo westgothisches und angelsächsisches Recht sich selbst widersprechend die Unmündigheit sogar schon beim zehnten Jahr abzugrenzen scheinen,[291] nur ein Fehler der schriftlichen Ueberlieferung.

Gleichviel jedoch, ob man nach der älteren und nachher mehr oberdeutschen Weise die Mündigkeit des Knaben erst mit dem funfzehnten oder nach spæterer Weise der Sachsen sie schon mit dem zwölften Jahr eintreten liess, in beiden Fällen und ebenso da, wo es sich um Mædchen von zwölf Jahren handelt, liebt die Rechtssprache, damit sie nicht genœthigt sei, bald diese, bald jene Zahl zu setzen, einen abkürzenden Ausdruck und sagt von dem, der funfzehn- oder zwölfjæhrig und darüber ist, er sei *zu seinen Jahren gekommen*[292] oder er habe sich *gejæhrt*[293] oder er sei *jæhrig*,[294] von dem,

usque ad effusionem sanguinis læserint, advocatus hoc judicare non tenetur nec aliquam inde percipiet compositionem Just. Lubec. a. 1158 in Westphalens Monum. III, 631. Sachsensp. Landr. II, 65, 1. Richtst. Landr. XLIII, 4.

[289] Kraut I, 134–136, 138 fgg. Liutprand VI, 64 (117) bezeichnet ausdrücklich die Achtzehnjæhrigkeit als eine Verlängerung der sonst üblichen Frist: *usque ad illam ætatem produximus caussam de infantibus.* In anderen Fällen könnte sie als eine Ermæssigung der Zwanzigjæhrigkeit gemeint sein: Weisth. I, 311 *Ein probst sol ouch eim ielichun gotzhûsman, der zwêncegjêrig ist ald XVIII jêrig, gebietun ein wib ze nemmene*, so auch, wenn der Schwabenspiegel den Ausdruck *tage*, der sonst von zwanzig Jahren gilt (unten Anm. 360), auf das achtzehnte anwendet: Landr. 44, 11. Lehnr. 49 a.

[290] VII, 4 *legitimam ætatem — quam in principe electore decem et octo annos completos censeri volumus.*

[291] Kraut I, 112 fg. Vgl. oben S. 49 Anm. 264.

[292] Kraut I, 111, 145 fg. 150. Schwabensp. Landr. 27, 8: *wanne di kint zu iren jâren komen sint, daz ist drizên jâr unde sechs wochen nâch irre geburt* Erfurter Stadtr. 9.

[293] Sachsensp. Landr. II, 58, 3. Deutschensp. Landr. 173 = Schwabenspiegel Landr. 183, 2 fgg.

[294] altfries. *jêroch*: Richthofens Wörterb. S. 486 b. Im Hochdeutschen ist *jârig jæric* s. v. a. einjæhrig.

welcher jünger, er sei *binnen seinen Jahren*[294] oder *unjæhrig*,[296] und nennt jene Zahl von zwölf oder funfzehn Jahren kurzhin die *Jahrzahl*[297] oder *anni legitimi*[298] oder *legitima ætas*[299] oder bloss auch *ætas*,[300] welch letzteres an eine ähnliche Sprechweise der classischen Latinität erinnert, *ætas* s. v. a. adolescentia oder Minderjährigkeit.[301] Mit Naivität heisst es auch von jungen noch arbeitsunfähigen Pferden, dass sie unter ihren Jahren seien.[302]

So zu seinen Jahren gekommen, kam der junge Deutsche wohl zur Mündigkeit, aber damit noch immer nicht zu allem vollem Mannesrechte. Einmal, so lange noch der Vater am Leben und er unabgesondert in dessen Hause war, bot sich ihm kaum Gelegenheit die bezeichnenden Handlungen eines Mündigen auszuüben, es ward ihm vielmehr jede Freiheit seines Thuns und Lassens durch die strengere Sitte des Alterthums verkürzt. Denn der Sohn stand gleich den Weibern und das Kind überhaupt gleich den unfrei geborenen in væterlicher Dienstbarkeit, zu Haus und in Feld und Wald und Weide:[303] das ist denn auch für die germanischen und die germanisierten Völker und für sie noch zahlreicher als sonst der Anlass geworden die Benennungen der Kindschaft und der Jugend auf das Dienstverhältniss wie umgekehrt Benennungen des letztern zurück auf jene zu übertragen. *Kind*, *Knabe*, *Knappe*, *Knecht*, *Degen*, *Bube*, *Bursche*, *Jünger*, *Magd* haben alle zuerst das Kind, den Knaben, den Jüngling, die Jungfrau bedeutet und erst dann den

[294] Sachsensp. Landr. I. 23. 1. 25. 2. 3. Lehnr. XXVI. 1 fgg.: *de wile it binnen sinen jären si*: *dat sin twelf jär* Richtst. Landr. XLIII. 4; *inner sinen jären* Deutschensp. Lehnr. 76 = Schwabensp. Lehnr. 49 b.

[296] altfries. *unjêrock*: Richthofen S. 1104.

[297] Sachsensp. Landr. II. 58. 3: *kindere jârtale is drittein jär unde ses weken von ir bort* Lehnr. XXVI. 1: Deutschensp. Landr. 173 = Schwabensp. Landr. 183, 1.

[298] oben S. 51 Anm. 282.

[299] *Legitima autem ætas est, postquam filii duodecim annos habuerint* Edict. Rotharis 155.

[300] *Qui intra ætatem est — antequam in legitimam ætatem perveneril* Leg. Liutpr. VI. 45 (98): *infra ætatem legitimam — intra ætatem — impleta ætate* 76 (129).

[301] Otto zu Cic. de Senect. XVII. 7. Schillings Rom Privatrecht II. 139. Vgl. die Einschränkung des griech. ἥλικια auf die Zeit der vollen Manneskraft.

[302] Sachsensp. Landr. III. 51. 1.

[303] *Delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia* Tac. Germ. XV: *cætera domus officia uxor ac liberi exequuntur* XXV: unten bei Anm. 315.

Diener und die Dienerinn. *sucin* aber im Althochdeutschen einen Knecht, den Schweinhirten, im Altnordischen einen Knaben, selbst von edler Geburt,[304] *Dirne*, das von derselben Wurzel als *dienen* herkommt, schon im Althochdeutschen öfter die Jungfrau als die Dienstmagd,[305] *mancipium* oder, wie das Rechtslatein des Mittelalters auch gesagt, *mancipius* in der provenzalischen und spanischen Umgestaltung *mancip* und *mancipa*, *mancebo* und *manceba* den Jüngling und das Mædchen.[306] Für den Herrn oder Vorgesetzten gelten dem entsprechend Worte, die ihn eigentlich nur den Aelteren heissen: er wird im Gegensatz zu den *juniores*, seinen Untergebenen,[307] *senior* genannt, woraus dann *seigneur* und *sire* u. dgl. geworden,[308] und wenn der oberste Priester der Burgunden, da sie noch Heiden waren, den Titel *sinistus* führte[309] und ein Oberhofmeister auf Französisch den Titel *sénéchal*, so ist auch jenes s. v. a. der Aelteste,[310] und diesem liegt ein deutsches *siniscalch* zu Grunde d. i. Altknecht, der Knecht, der über den anderen steht.[311] Solche Gleichstellung von Kind und Gesinde hob jedoch das letztere ebenso wohl, als die ersteren mögen dadurch herabgesetzt erscheinen: der Hausherr ward nun auch den Knechten gleichsam der Vater,[312] und wie er Weib und Mægde beide zusammen deshalb mit *Kind* anredete,[313] so redet landschaftlich noch heut das Gesinde den Herrn mit *Vetter*, die Frau mit *Base*[314] und redet in ähnlicher Meinung der Reisende den Postillion mit *Schwager an*.

[304] Im Rigs mál 38 Eigenname eines der Sohne Jarls, des ersten Edlen.

[305] Graffs Sprachsch. V. 90.

[306] Diez Wörterb. d. roman. Spr. II, 147.

[307] du Cange unt. d. W.; Gregor. Turon. Hist. Franc. V. 27. Vgl. althochd. *jungiro*, *jungiro* junior, puer, inferior, subditus: Graffs Sprachsch. I, 603; *herejungere* curtilis Gloss. Jun. cod. 308, *hofjunger* Weisth. I, 21. 27 fgg. 250 fgg. 259 fgg. 263. 266 fgg.

[308] Diez a. a. O. I. 381.

[309] Ammian. Marcell. XXVIII, 5.

[310] J. Grimms Gramm. III. 617.

[311] Rechtsalterth. S. 302.

[312] Zu vergleichen, was in diesem Bezug Macrobius von den Roemern sagt: *maiores nostri omnem dominis invidiam, omnem servis contumeliam detrahentes dominum patrem familias appellaverunt* Saturn. I. 11. 11.

[313] Bähelers Diocletianus 1391.

[314] Riehl, die Pfälzer S. 338 »an der Nahe und am Glan die Magd in vielen Stücken noch wie die Tochter behandelt, sie schläft selbst bei dieser und der Knecht beim Sohn, und in der nordpfälzischen alten Welt, bei Landau, nennt der Dienstbote den Herrn noch Vetter und die Frau Base und isst in

Tacitus sagt von seinen Germanen *Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec ætas separet ingenuos, virtus agnoscat.*[315] Diese ætas, die endlich das Kind des freien Mannes von dessen Gesinde schied und dem Sohne den Weg aufthat sich auch vor der Virtus zu bewahren, diess Alter war, wie der Zusammenhang der Taciteischen Worte und die Vergleichung anderweitiger rœmischer und spæterer Berichte lehrt,[316] die Zeit der vollendeten Geschlechtsreife, d. h. für den Sohn das zwanzigste oder mit gleichbedeutendem Ausdruck einundzwanzigste, für die Tochter das funfzehnte oder auch vierzehnte Jahr: den beweisenden Zeichen des Leibes schaute man, wie wohl auch die Rœmer, dann nur nach, wenn man sich über das Alter in Unkenntniss oder Streit befand.[317] Damit nun war das germanische Leben auf seine zweite grosse Stufe vorgeschritten: denn auf ihr beseitigte sich der letzte Mangel, der dem Jünglinge noch bis dahin geblieben: sie brachte ihm die feierliche Ertheilung und Anerkennung des Waffenrechts und holte damit noch weitere Rechte von hœchster Wichtigkeit nach, die allein aus jenem hervorgehn oder damit zusammenfallen. Zwar wie Tacitus in seiner sittlichen Theilnahme für die Germanen es auffasst, hätte erst die Volksgemeinde eigens und immer aufs neue zu bestimmen gehabt, mit welchem Jahr im Leben jedes Einzelnen die Wehrhaftmachung geschehen sollte:[318] in

den meisten Bauerhäusern der Pfalz noch immer mit der Herrschaft an demselben Tisch.«

315 Germ. XX.

316 Tacitus fæhrt unmittelbar auf obige Stelle fort *Sera juvenum venus eoque inexhausta pubertas. Nec virgines festinantur: eadem* (übereinstimmende) *juventa, similis procerilas; pares validaque miscentur.* Dazu Mela III, 3 *Maximo frigore nudi agunt, antequam puberes sint, et longissima apud eos pueritia est* und Cæsar de bello Gall. VI, 21 *Qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem —. Intra annum vero vicesimum feminæ notitiam habuisse in turpissimis habent rebus.*

317 *Swelkes mannes alter man nicht ne weit, hevet he hâr in dem barde unde nidene unde under iewederme arme, sô sal man weten, dat he tô sinen dagen komen is* Sachsensp. Landr. I, 42, 1; vgl. Weisth. I. 366 *der sich gurtet zwischent zweine herte.* Im Deutschensp. Landr. 29 b = Schwabensp. Landr. 27, 12 fgg. 48, 8. Lehnr. 18 d wird diese Beweisführung zurück auf den Knaben von 14 und 13 Jahren übertragen.

318 *Arma sumere non aule cuiquam moris, quam civitas sufficiendum probaverit* Germ. XIII.

dergleichen Dingen hat jedoch kein Volk des Alterthums und hat auch nirgend das deutsche Ungewissheit und Willkür zugelassen; so gut als die entsprechenden Feierlichkeiten in Athen und Rom muss diese germanische auf einen festen Zeitpunkt gefallen und es kann derselbe, wie aus allen Umständen sich ergiebt, kein anderer als das zwanzigste Jahr gewesen sein. Da, vor versammeltem Volk, schmückte der Vater selbst oder ein Verwandter oder ein Fürst, ein Gefolgefürst, den Jüngling mit Schild und Speer:[319] wenn der Vater es that, so war damit die Befreiung aus der munt des Vaters ausgedrückt, wie auch sonst die Freilassung mit der Ueberreichung von Waffen als dem natürlichen Sinnbild begleitet ward;[320] that es ein Andrer (die Langobarden hatten den Gebrauch es durch einen Anderen geschehn zu lassen[321]) und übte somit dieser ein Recht aus, das eigentlich dem Vater gebührte, so nahm er den Jüngling an Kindesstatt an und machte ihn dadurch frei vom Vater: die Adoption durch Waffenübergabe kommt noch anderweit bei germanischen Völkern vor[322] und Freilassung auf dem Wege der Adoption durch einen zweiten bekanntlich auch in Rom.[323] Nun erst war der Jüngling innerhalb des Hauses seinem Vater gleichgestellt: erst nachdem Alboin von demselben Gepidenkœnige, dessen Sohn er erschlagen, mit den Waffen eben dieses Sohnes war ausgerüstet worden, durfte er mit an die væterliche Tafel sitzen;[324] und selbst die Aufnahme eines Kœnigssohnes in die Mitherrschaft konnte sich gleich mit dessen Wehrhaftmachung verbinden: so gab Ludwig der Fromme im J. 838 seinem Sohne Karl *arma et coronam necnon et quandam portionem regni.*[325] Nun erst trat auch der Jüngling in all die angeborenen Rechte seines Standes ein, ward nun erst voll ein Freier oder ein Edler und ganz geschieden und unterschieden von den Unfreien, mit denen er bisher im Vaterhause war gleichgehalten worden. Hierauf nun zielt und hieraus allein erklært sich ein sonst rætselhaftes

[319] Tac. Germ. a. a. O.

[320] J. Grimms Rechtsalterth. S. 162. 332.

[321] Paul. Diac. I, 23.

[322] Rechtsalterth. S. 166 *fg.* 464. Vgl. die langobardische Sage von Lamissios Rettung aus dem Fischteiche bei Paul. Diac. I. 15.

[323] Gell. V. 19.

[324] Paul. Diac. I. 23. 24.

[325] Nithard I. 6. Vgl. die Stelle Gregors v. Tours Hist. Franc. V. 18, wo die Adoption Childeberts und die Abtretung des Reiches an denselben wenigstens in den Worten, die Kœnig Gundcramn dazu spricht, als eine Ueberreichung von Schild und Speer gefasst erscheint: *Una nos parma protegat unaque hasta defendat.*

Wort der langobardischen Rechtssprache, *widarboran* oder *widriboran* im Sinne von frei.[326] Die Inder, unser uraltes Brudervolk, betrachten den Uebergang aus der Jugend in die Mannesreife und die Mannesrechte, den sie mit der feierlichen Anlegung einer Schnur wie die Parsen mit der eines Gürtels bezeichnen, bei den drei oberen Casten als eine zweite Geburt: denn bis dahin haben auch diese mit auf der unteren Stufe der Sûdras gestanden und rücken erst jetzt in ihren eigentlichen Stand empor: daher nun heissen die Brahmanen und die Kshatrijas und die Vaisjâs zweimalgeborene, *dvijâs*, die Sûdras aber, da sie zeitlebens Sûdras bleiben, einmalgeborene, *ekajâs*.[327] Hievon denn ist jenes langobardische *widarboran* ein entfernter spæter Nachhall.[328] Ferner nun erst, erst durch die feierliche Wehrhaftmachung, erhielt der Jüngling, was ja der næchste Sinn des Sinnbildes war, das Waffenrecht: er mochte, wie dort Alboin, schon früher und schon heldenhaft genug den Speer geführt haben, das aber nur aus freiwilliger Lust: jetzt ward es ihm zur Pflicht und damit erst zu einem wahren Recht gemacht, und er übte beide kraft des Volksrechtes. Denn er war endlich auch in dieses nun erst eingetreten: *ante hoc domus pars videntur, mox rei publicæ*.[329] Und sie ward nach Gebühr als die Blüte und als der Kern des Volks geschätzt, die wehrfæhige und wehrpflichtige Mannschaft, und die Reihe der Jahre, die jetzt begann um weiter durch drei Jahrzehende zu reichen, als die Blüte und der Kern des ganzen Lebens: das war die *plena ætas*,[330] die *perfecta ætas*;[331] von zwanzig bis zu fünfzig Jahren hatte der Westgothe, die Westgothinn von funfzehn bis zu vierzig Jahren das hœchste Wergeld.[332]

Aus der Wehrhaftmachung der Germanen hat sich im Fortgange des Mittelalters der Ritterschlag, die *swertleite*, wie der altdeutsche Ausdruck ist, entwickelt. Auch dieser ward zunæchst nur solchen ertheilt, denen die Waffen zwar nichts neues, die jedoch nur durch die Vorübungen ihrer Knappenzeit damit vertraut geworden waren;[333] auch dieser zeigt sich noch gern verbunden mit

[326] Edict. Roth. 223. Leg. Liutpr. VI, 53 (106); vgl. Graffs Sprachsch. III. 142.

[327] Bohlen, das alte Indien II. 11.

[328] Vgl. in Graffs Diut. II. 285a die althochd. Glosse *regeneratione aburboreni, widarboreni*.

[329] Tac. Germ. XIII.

[330] du Cange v. Aetas plena; Krauts Vormundsch. I. 147 Anm.

[331] Lex Wisig. IV. 3. 3.

[332] ebd. VIII. 4. 16.

[333] Wie z. B. Ulrich v. Lichtenstein schon als Knappe turnieren fæhrt: Frauendienst S. 10.

dem Antritt kœniglicher Herrschaft: im Nibelungenliede[334] darf Siegfried, gleich nachdem er das Schwert empfangen, Kœnigsrechte üben, und Wilhelm von Holland, nachdem man ihn zum Kœnig erwæhlt, eilte Ritter zu werden;[335] auch diesen betrachtete man als einen Fortschritt zu hœherer Altersstufe, und dem er zu Theil geworden, nunmehr als einen Mann.[336] Und auch die Zwanzigzahl der Jahre war noch für den Ritterschlag die eigentliche Forderung:[337] Wilhelm von Holland zum Beispiel hatte sie und Ulrich von Lichtenstein, als er Ritter ward,[338] und wenn es im Gregorius heisst,[339] wer zwölf Jahr in der Schule sitze ohne je zu reiten, der tauge nicht mehr zum Ritter, sondern nur noch zum Geistlichen, so macht das mit dem siebenten, dem gewohnten des Schuleintrittes, wieder die neunzehn Jahre vor dem des Ritterschlags. Indess schon von den Germanen berichtet Tacitus,[340] *insignis nobilitas aut magna patrum merita* verschafften gelegentlich auch *adolescentulis* die Wehrhaftmachung durch einen Fürsten und Aufnahme unter dessen Krieger; Ludwig der Fromme[341] zæhlte erst dreizehn Jahre, als ihn sein Vater Karl, Karl der Kahle erst funfzehn, als ihn Ludwig mit dem Schwert umgürtete,[342] und æhnlich finden wir bei den Rœmern die Toga schon vor dem streng gesetzlichen Alter und bei den Indern jene heilige Schnur sogar gesetzlicher Weise den Brahmanen früher angelegt als den Kshatrijas und diesen früher als den Visâs, den Brahmanen schon von acht bis funfzehn Jahren, den Kshatrijas im zweiundzwanzigsten, den Visâs erst im vierundzwanzigsten.[343] So kommen denn auch genug Schwertleiten solcher vor, die weniger als zwanzigjæhrig waren,[344] namentlich aber funfzehnjæhri-

[334] Str. 40 fgg.

[335] Magnum chronicon Belg. bei Pistorius III. 266 sq.

[336] *Wan er niht worden wære ze man nâch riterlichem rehte* Gerhard 3548; Wolfr. Wilh. 66, 7. 67, 16. Vgl. im Renner 1616 fg. von einem jungen Bauern *hiur elter denne vert — er treit sin êrstez swert.*

[337] Sainte Palayes u. Klübers Ritterwesen II, 183. 231. Raumers Hohenst. VI. 595.

[338] Frauend. 10, 32: vgl. 4, 6. 5, 7. 10, 31. Auch der Cid (Rom. XXV)? vgl. Rom. XIII *los veinte annos no ha cumplido.*

[339] Z. 1379.

[340] Germ. XIII.

[341] Funck S. 12.

[342] Nithard I, 6.

[343] Bohlens altes Indien II, 14.

[344] Du Cange v. Militia; Raumers Hohenst. VI. 596. Heinrich VI u. Friedrich V v. Schwaben 1184 neunzehn- u. achtzehnjæhrig: Abels K. Philipp S. 4; Ludwig v. Thüringen 1218 achtzehnjæhrig: Friedr. Kœdiz S. 24; Friedrich IV v. Schwaben 1157 dreizehnjæhrig: Stælins Wirtemb. Gesch. II. 95.

ger,[345] wie z. B. Heinrichs IV zu Worms im J. 1065:[346] ein Alter, das die schon sonst damit verknüpften Vorzüge rechtfertigen durften und bei Kœnigssœhnen noch der Umstand, dass ja eben dasselbe sie regierungsfæhig machte. Aber, und darin ist die Schwertleite von ihrem germanischen Ursprung abgeartet, wæhrend die Wehrhaftmachung dem Gemeinfreien so gut als dem Edlen galt, wurden zu Rittern bloss Edle geschlagen.

Und so hat überhaupt das Mittelalter den hohen Rechtswerth, welchen die Frist der zwanzig Jahre vordem besessen hatte, je mehr und mehr verwischt, sicherlich indem es manche der Wirkungen, die einst mit dieser verknüpft gewesen, auf die funfzehn und die dreizehn Jahre zurückverlegte.[347] Wohl kennt, um eine Haupturkunde anzuführen, noch der Sachsenspiegel die Einundzwanzigzahl: wæhrend z. B. bis zum zwölften Jahre jedermann einen Vormund haben muss, darf er einen haben bis zum einundzwanzigsten, von da an aber keinen mehr,[348] und eben diess Alter wird gefordert für den Besuch des Sendgerichtes,[349] aber nicht mehr für das Waffenrecht, sondern bereits vom zwölften Jahr an musste der Sachse dem s. g. Gerücht, ja dem Heerbann folgen: letzteres bezeugt uns eine Chronistenstelle schon des zehnten Jahrhunderts;[350] bei dem ersteren setzt freilich das Rechtsbuch selbst hinzu[351] *also verne dat sie sverd vüren mogen.* Die grœste Bedeutung, welche die zwanzig Jahre noch für das Mittelalter hatten, fällt der Sitte und der sittlichen Betrachtung und Beurtheilung zu. So, wenn die alte Spruchweisheit den Satz aufstellt, dass man in dieser Zeit Gelehrsamkeit besitzen und schœn sein müsse um überhaupt je gelehrt und schœn zu sein,[352] und Reinmar von

[345] Lampr. Alex. 410—412 *nu bin ik funfzehen jâr alt — unde bin sô komen zô sinen tagen* (vgl. unten Anm. 365), *daz ih wol wâfen mac tragen*; Gregor. 1062 fgg. Trist. 4391 (vgl. 2129). Dhidhrike Saga Cp. 14 u. 15: neben xv die Lesart xii. So fasst auch die von Birlinger herausgegebene S. Martins-Legende (Von S. Martin. Freib. 1862) S. 3, 11 den Eintritt des 15 Jahr alten Heiligen in die rœmische Reiterei als Annahme der Ritterschaft. Helgi erschlægt *fimtân vetra* alt den Kœnig Hunding: Helga kvidha Hundingsbana I. 10.

[346] Lamberti Annales unter d. J.

[347] Vgl. Krauts Vormundsch. I. 136 fg. 147 fg.

[348] Landr. I. 42, 1.

[349] Landr. I, 2, 1 = Deutschensp. Landr. 2 = Schwabensp. Landr. 1, 90.

[350] Liutprandi Antapodosis II. 25.

[351] Sachsensp. Landr. II, 71, 3.

[352] Weimar. Jahrb. III, 424; oben S. 29 Anm. 139. Gœdekes Gengenb. S. 500 fg.

Zweter sagt, in ihr sei das Aufwachen der Liebe zu erwarten;[353] so auch, was hiemit und mit der Schœnheit dort zusammenhängt, wenn in eben diese, für den Mann also in das zwanzigste,[354] für das Weib in das entsprechende vierzehnte oder funfzehnte Jahr[355] die gewœhnlich früheste Eingehung der Ehe fiel. Noch wir nennen jeden, auch den ältesten Hagestolz einen *Knaben* oder *Junggesellen*, die Franzosen *garçon*, darum weil der Knabe nicht schon als Knabe, als Jüngling geheirathet und so den Jünglingsnamen aufgegeben hat; *Hagestolz* selbst hat anfangs, wie es scheint, ein jeder geheissen, der, sobald ihm doch der Bart gewachsen, noch ohne Weib blieb,[356] und erst allmælich ist das Wort auf solche beschränkt worden, die schon fünfzig Jahre alt und doch noch ledig waren,[357] und ausgedehnt worden auch auf ledig gebliebene Weiber[358] und auf die Kinder von Ledigen.[359]

So sehr aber auch die altrechtliche Bedeutung der Zwanzigjæhrigkeit sich verwischt hat, eine Erinnerung daran ist wenigstens der Sprache des Rechts geblieben: diese unterscheidet, obwohl man die Unterscheidung müssig finden möchte, von den *Jahren* immer noch die *Tage:* der Zwölfjæhrige ist zu seinen Jahren gekommen, der Jüngling aber, der einundzwanzig,[360] das Mædchen, das funfzehn Jahr alt ist,[361] zu seinen Tagen, und wer noch

[353] oben S. 49 Anm. 269.

[354] vgl. oben S. 51 Anm. 287 und S. 52 Anm. 289.

[355] Weinholds Deutsche Frauen S. 191 fg. *Ein probst sol ouch eim ielichin wib gebietun einen man ze nemmene, din vierzechinjærig sie* Weisth. I, 311. Die heil. Elisabeth, geb. 1207, hielt ihr Beilager mit Landgraf Ludwig 1221: Friedr. Kœdiz Leben d. heil. Ludwig 27, 21.

[356] Weisth. I, 366 (vor 1341) *Ein hagestalz, ein getling, der âne wip ist unt ân ê, swenne der sich gurtet zwischent zwêne herte* —

[357] Weisth. III, 231: mit Beziehung auf das Dienstverhältniss entstellt in *hoffestolte.*

[358] *Ain hagstolz, es sig knaben oder dochtren* Weisth. I, 240; *hoffestoltinne* III, 231.

[359] Arx Gesch. d. Cant. S. Gallen II, 165. Ausgegangen scheint das Wort (die ursprüngliche Form ist *hagastalt*) von dem Begriff eines Menschen ohne Grundbesitz (Rechtsalterth. S. 313: vgl. ebd. *lôsjungere*), der gleichsam vor den Hag hinaus, der in das Gebüsch der Wildniss gestellt und dessen Bewohner ist, und so übergegangen auf den eines Tagelohners wie den eines Familienlosen. Vgl. Graffs Althochd. Sprachsch. II, 744. IV, 762. VI, 667. J. Grimm, das Wort d. Besitzes S. 33.

[360] Kraut I, 116. Sachsensp. Landr. I, 42, 1. Lehnr. XXVI, 1. Berthold S. 220. Weisth. I, 34. Renner 18299 *ein vater erzüge ê von der spünne ze vollen tagen sîben sûne,* bis zu dem vollen Alter von 21 Jahren.

[361] Renner 448. Pfeiffers Mystiker I, 242, 35: *getagete megede* mannbare Mædchen: Ulrichs Tristan 286.

nicht so alt, der ist binnen[362] oder unter seinen Tagen.[363] Es mag diese Sprechweise veranlasst worden sein durch den üblichen Ausdruck *Jahr und Tag*, der ein Jahr mit noch einer Zeitzugabe und zwar einer längeren bezeichnet, als das Wort vermuthen lässt, mit der Zugabe von sechs Wochen und drei Tagen:[364] ebenso wird nun die weitere Zeit nach den s. g. Jahren des Menschen, die Zeit, die noch auf sein zweites Jahrzehend folgt, mit dem Namen der Tage belegt. Aber wieder auch hier zeigt sich die Bedeutungslosigkeit der ganzen Fristbestimmung: die Beispiele sind häufig, wo Rechtsschriften selbst, der Dichterstellen zu geschweigen, hinüber und herüber beide Namen verwechseln, von Tagen sprechen,[365] wo Jahre, von Jahren,[366] wo Tage gesagt sein sollte, oder von Jahren und Tagen,[367] wo bloss das eine der beiden. Und ausserhalb der Rechtssprache meint der Ausdruck *tage* überhaupt nur ein hœheres Alter,[368] und selbst von einem Hunde, der alt wird, kann es heissen *dô der kam ze sînen tagen.*[369]

Die Tage im rechtlichen Sinn erstrecken sich vom zwanzigsten Jahr bis zu der letzten gezæhlten Lebensstufe, bis zu den sechzig Jahren des Mannes. Es giebt jedoch einige Punkte des Innehaltens auf diesem langen Wege.

Zunæchst das vier- oder auch fünfundzwanzigste Jahr, wo der Jüng-

[362] Von dem noch nicht einundzwanzigjæhrigen Sachsensp. Landr. I. 42. 2.

[363] Ein *meidichin — under sînen dagen* in Bodmanns Rheing. Alterth. II, 670. *Ueber ir tage gangen* vgl. unten Anm. 413.

[364] J. Grimms Rechtsalterth. S. 223.

[365] Rechtsalterth. S. 414. Augsb. Stadtr. S. 79. 84. Schwabensp. Landr. 14, 2. 48, 5. Kl. Kaiserrecht II. 17. Weisth. I, 278; Lampr. Alex. 412. Herbort 17388. 18284–95.

[366] Rigisches Ritterrecht Cp. 40. *ze seinen vollen jâren* Deutschensp. Landr. 2 = Schwabensp. Landr. I, 90; Wernh. Maria 172, 16. *die wol gejârten maget* Ulr. Trist. 222. Geiler gebraucht *jar* für beides zugleich: *wenn ain mensch zuo seinen jaren ist komen — das ist umb xv, xvj, xvij, xviij, xix, xx jar* (Hæfilin (Das buch Granatapfel. Strassb. 1511) Bl. b v 4.

[367] Haltaus col. 991.

[368] Veldekes Aen. 20, 31. Lampr. Alex. 6931. Boner. XLII, 3; *komen zu iren alden tagen* Mystiker I, 142, 37: vgl. *ze sînen tagen komen* von einem Achtzigjæhrigen oben S. 22 Anm. 103. *Betaget* alt: Müllers Mittelhd. Wörterb. III. 10 a; und wieder mit Verbindung beider Worte *dêr sich nie an ir betagete noch bejârte* alt würde Singenb. 236, 26. *getaget und gejâret* Trist. 2623: vgl. ebd. 19554 *ich alte in wunderlîcher klage mîniu jâr und mîne tage.*

[369] Bonerius XXXI, 5.

ling in der frischen Blüte des nun fertigen Wachsthumes dasteht und der freudige Knabe und der kräftige Mann sich in ihm begegnen. In solchem rein natürlich-sittlichen Bezuge gedenken unsre Dichter dieses Zeitpunktes öfters[370] und ein Prediger spricht von ihm als dem Gipfel der *ætas juvenilis.*[371] Rechtliche Bedeutung jedoch, Bedeutung næmlich für die Verhältnisse der Mündigkeit, hat derselbe erst allmælich vom dreizehnten Jahrhundert an gewonnen,[372] erst durch rœmischen Einfluss[373] und unter Mitwirkung der Zahlenparallele 12 und 24: mit dem zwölften Jahre nimmt die vollkommene Unmündigkeit ihr Ende, mit dem vierundzwanzigsten die vollkommene Mündigkeit den Anfang. Hierauf weist z. B. eine Stelle des s. g. kleinen Kaiserrechtes:[374] *Ein ielich mensche sal wissen, daz der keiser hôt gegebin von aller êrst deme sone zwelf jâr zu sînen bescheiden tagen — und waz se thûn under den jâren, dô sint se ungebunden zû und mogen ez widersprechin — Wanne se aber obir di jâre komen, wes se sich vorwilkoren, dorzû sint se vorbunden — Der keiser gap aber zwelfe zû den zwelfen: dy entheldet me in dem rechte nicht, mi heldet aber di êrstin gift von den êrsten zwelf jâren.*

Ebenso legt einmal die Lex Burgundionum[375] den funfzehn Jahren, womit sie die Unmündigkeit begrenzt, eine zweite Funfzehnzahl hinzu: *Minorum ætati ita credidimus consulendum, ut ante XV ætatis annos eis nec libertare nec vendere nec donare liceat, et si circumventi per infantiam fuerint, nihil valebit, ita ut, quod ante quintum decimum annum gestum fuerit, intra alios XV annos, si voluerint, revocandi habeant potestatem; quod si intra expressum tempus non revocaverint, in sua firmitate permaneat.* Sonst jedoch sind die dreissig Jahre nur das bezeichnende Alter der ersten noch jugendlich vollen Manneskraft: wer im Mai vor Sonnenaufgang und nüchtern aus dem wunderbaren Brunnen des Pfefferlandes trinkt, der ist dreissig Jahr

[370] 24: Walth. 172, 12. Leutold v. Seven 261, 6. Reinm. v. Zweter oben S. 49 Anm. 269; 25: *So wir dan zu xxx jaren kommen sin, danzen, springen, sperber dragen ist ausser gewin* Aufsess Anzeiger I, 253.

[371] 24: Haupts Zeitschr. VII, 151.

[372] 24: Kraut I, 137 fg. 141. 145; 25: ebd. S. 151 fgg.

[373] Im K. Ruther 5002 nimmt Pipin das Schwert, da er 24 Jahr alt ist: ich weiss nicht, ob das zu den übrigen Gelehrsamkeiten dieser Dichtung gehört.

[374] II, 17; vgl. Auctor vet. de benefic. 65 u. Görl. Lehnrecht 65 *Adolescentia* (Görl. *Diu jugit*) *a duodecimo anno incipit et vigesimo quarto desinit.*

[375] LXXXVII, 3.

lang aller Krankheit ledig *und schinet in der jugende velt als in jâren drîzic;*[276] es ist der Wunsch Hans Sachsens[277]

»O hett ich noch beibendig
Die Jugend noch ein zehen Jar,
Als da ich dreissigjæhrig war!
Da war mir wol, war frisch und frey,
Frewdreich, vermuglich, gsund darbei,
Wolgestalt und frœlicher sitten.
Erst wolt ich mich der Jugend nieten:
O wers noch umb dieselben zeit!«

und die Lehre der Spruchweisheit desselben Jahrhunderts, wer mit dreissig Jahren nicht stark werde, der solle für alle Zeit darauf verzichten;[278] der Vocabularius optimus aber[279] sagt *Vir Ein man drisigjerig* und der Reim von den Lebensaltern »Dreissig Jahr ein Mann.« Und diess Wort hatte auch in dem Sinne Geltung, dass nach Gebrauch und Urtheil so gut der Deutschen als der Griechen und so gut des Mittelalters[280] als noch unsrer Tage[281] eben diess das rechte Alter war sich zu verehlichen: ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts beklagt, dass man nicht mehr bis dahin zu warten pflege.[282] Wir haben gesehen,[283] wie aus dieser Vermæhlungsfrist die griechische Berechnung eines Menschenalters abzuleiten sei: auch die Deutschen müssen letztere früh gekannt haben, da sie ja auch die wieder hieraus fliessende Verjæhrung binnen dreissig Jahren kennen und sichtlich auf den Begriffen von Menschenalter und Verjæhrung Sprüche beruhen wie der bei Johannes von Rinkenberg,[284] *daz leie zweinzic wie gewerte drîzec jâr*, oder bei Bone-

[276] Albrechts Titurel 6054 Hahn.
[277] Hopf II, 302.
[278] Oben S. 29 Anm. 159; Weimar. Jahrb. III, 423; Goedeke Gengenbach S. 590 fg. Ebd. S. 591 eine deutsche und eine lateinische Fassung, die mit Uebertragung von den zwanzig Jahren her (oben S. 59 Anm. 250) statt der Stärke die Schœnheit nennen, wie die Priamel oben S. 29 die Schlankheit.
[279] III, 19.
[280] Weinholds Deutsche Frauen S. 191.
[281] Beispiel aus Riehls Pfälzern S. 241 «Das Durchschnittsalter des in den Ehestand tretenden Pfälzers ist 25—30 Jahre, in den übrigen bairischen Kreisen dagegen 30—40.»
[282] Dietrichs Ahnen 161 fgg.; Z. 182 wird auf dieses Alter der Ausdruck *tage* angewendet.
[283] Oben S. 21.
[284] Minnes. vdHag. I, 339 b.

rius[385] *kein anfang werit drizic jâr*, der des Winsbecken[386] *drizic jâr ein tôre gar, der muoz ein narre fürbaz sîn*, und der einer spæteren Priamel,[387] wer dreissig Jahr ohne Ehre gelebt, müsse froh sein im Spital zu sterben. Wenn aber Reinmar von Zweter[388] das dreissigste Jahr als dasjenige aufführt, wo der Mensch die Vergehungen seiner Jugend gut machen solle, so mag da im Hintergrund das Wort des Apostels stehen von dem vollkommenen Mann, der da sei in der vollkommenen Maasse des Alters Christi:[389] Christus zæhlte, da er zu lehren anfieng, dreissig Jahre.[390] Darum auch fordert das Kirchenrecht eben diese Zahl für die Weihe zum Bischof und zum Abte, während es für die niederen Weihen zum Subdiaconus, zum Diaconus und zum Priester nur ein- oder zwei- und vierundzwanzig Jahre setzt.[391]

Das vierzigste Jahr sodann bringt dem Weibe die Entschaft ihrer volleren Kräftigkeit: nur bis zu diesem erstreckt sich nach westgothischem Recht[392] die hohe Stufe des Wergeldes, auf die sie mit dem funfzehnten Jahr getreten; ihre Schœnheit hat sich schon früher dem Ende zugeneigt und *des alters zeichen* ist aufgegangen.[393] Ganz angemessen also ist dieses Jahr für die Wahl zur Äbtissinn vorgeschrieben[394] und hat man die sechzig Jahre, die nach dem Apostel[395] eine Wittwe alt sein sollte um bei der Kirchenzucht mitzuwirken, für die Beginen auf nur vierzig ermæssigt.[396] Der Mann aber steht jetzt in voller und starker Reife[397] und nun erst recht als ein Mann da;[398] ja er ist, da alles Jünglingshafte nun von ihm gewichen,[399] bereits mehr als reif, ist nicht mehr jugendlich schœn: den Frauen sind an

385 LV, 68.

386 Str. 57.

387 Weim. Jahrb. III. 424.

388 oben S. 49 Anm. 209.

389 Ephes. IV, 13.

390 Luc. III. 23.

391 Walters Lehrb. d. Kirchenrechts S. 402. Baur in Wetzers u. Weltes Kirchen-Lexikon I. 187. 188.

392 Lex Wisig. VIII. 4. 16.

393 *Des schœnen wîbes anschîn, dem ist ein wîzen sô geschehen, daz ir ein nirmen kunt wart, der ougen ê dicke blikten dar, daz liebe sich allez vil frœ, dem ist niht zerinnet jâr zwei, daz diu jugent rûmen danne hât unt des alters zeichen üf gât*: die Warnung in Haupts Zeitschr. I. 230.

394 Baur a. a. O. S. 188.

395 Timoth. I. 5. 9.

396 Schmidt in Stœbers Alsatia 1860 S. 237.

397 Renner 2284.

398 *Das dritte alter (etas virilis) ist, wanne da bis zuo vierzig jâren kumet*: Predigt in Haupts Zeitschr. VII. 151.

399 Renner 20013.

dem, der um sie wirbt, vierundzwanzig Jahre lieber als vierzig; er geht schon dem Greisenalter entgegen, und hie und da ergraut sein Haar.[380] In geistiger und in geistlicher Beziehung jedoch hat er noch nicht die Ueberreife; nur ist es jetzt an der Zeit und die äusserste Zeit, dass er auch darin sich vollende: vor dem vierzigsten Jahr, lehrten Tauler und Suso und andere Mystiker,[381] könne kein Mensch zu der wahren inneren Gelassenheit und zur Vereinigung mit Gott gelangen; wer in den Vierzigen nicht klug, nicht weise, nicht witzig ist, dem ist alle Hoffnung ungleich.[382] Wir haben die Verständigkeit als die bezeichnende Eigenschaft und das Lob dieses Alters schon bei den Griechen kennen lernen; wenn es von den Schwaben heisst, im vierzigsten Jahre würden sie gescheidt, und darum diess das *Schwabenalter* genannt wird, so besagt das, sie warteten damit bis zur allerletzten Frist, und schon ihr Name bezeichnet sie ja als die Schlaefrigen, die Langsamen.[383] Die Tiroler warten damit, bis sie fünfzig Jahr alt sind: sie behaupten jedoch die Schwaben bald einzuholen.[384]

Diess fünfzigste Jahr ist in mehr als einem Betracht bereits ein Jahr des Endes, wie denn auch Reinmar von Zweter seinen Spruch über die einzelnen Altersstufen[385] mit dieser abschliesst. Wer sich bis dahin nicht verehelicht hat, der, nimmt man an, thue es auch nicht mehr und er heisst, wie wir gesehen haben, ein Hagestolz, und ebenso muss, wer nicht für immer arm bleiben will, bis dahin reich geworden sein;[386] deshalb wird der Fünfzigjährige auch als geldgierig und geizig bezeichnet:

Die l jare bringen die girchet herzu:
So zelen wir daz gelt spat unde fruo.[387]

Für den Westgothen lief mit diesem Jahre der Anspruch auf das hoechste Wergeld aus, der mit dem zwanzigsten begonnen hatte;[388] vorher und nachher die Schätzung des Knaben wie die des Greises war niedriger angesetzt.

380 Walther 172, 13 fgg.
381 Schmidt, der Mystiker Heinr. Suso S. 23.
382 Oben S. 28 u. 29 Anm. 158 fgg.
383 Mein Aufsatz über die Spottnamen der Völker in Haupts Zeitschr. VI. 260.
384 Aurbachers Geschichte von den sieben Schwaben (Stuttg. 1832) S. 40.
385 Oben S. 25 Anm. 269.
386 Oben S. 29 Anm. 135; Goedekes Gengenbach S. 200 fg. In dem Spruch des Weim. Jahrb. III. 424 auf das vierzigste Jahr zurückversetzt.
387 Aufsess Anzeiger I, 253.
388 Lex Wisigoth. VIII. 4, 16.

so dass jene dreissig Jahre eine breite Mittelstufe bildeten, eine *media aetas*, wie nach Cicero[398] der Zeitraum zwischen adolescentia und senectus auch genannt ward; der Fünfzigjährige stand noch mit darauf, wennschon er als der letzte und am letzten Rande. Diese Stellung an das Ende der Mitte übersieht, vielleicht weil er selbst gerade fünfzig zählte, ein oesterreichischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts[399] und spricht allein von der Mitte, ja meint sogar, hier sei der Mensch in seiner besten Kraft. Die Westgothen aber werden nur deshalb gerade hier das höchste Wergeld abgeschlossen haben, weil der Fünfzigjährige nicht mehr zum Dienst im Kriege verpflichtet war: bei den Israeliten und bei den Persern war diess der Fall. Und mag sich auch der Vocabularius optimus[400] zu weit nach unten hin verirren, wenn *ein man funfzigjerig* ihm die Uebersetzung von *senex* ist (Isidor beginnt mit 50 Jahren erst die *aetas senioris*), so braucht es doch von der Fünfzigjährigkeit in das Greisenalter nur noch eines Schrittes.

Es geschieht dasselbe mit dem sechzigsten Jahre, der letzten Stufe, welche die Deutschen, welche auch Römer und Griechen und Israeliten zählten, und darüber keine mehr: hat etwa darin der Anlass für die französische Sprache gelegen, dass sie überall nur bis 60 zählt?

Sechzig Jahr, und das Leben, diess Wort in seinem vollen Sinne verstanden, ist aus, und der Mensch blickt darauf zurück als auf ein Abgethanes.[401] Der Sechzigjährige ist *nach seinen Tagen*, *über seinen Tagen*,[402] ist hinaus über jene Tage der Kraft, die mit dem einundzwanzigsten Jahre den Anfang genommen; zu den ersten dreissigen, welche ihm die volle Stärke des Mannes gebracht, hat er jetzt noch eine zweite Dreissigzahl und schon das

398 de Senect. XX. 13 *constans aetas — quae dicitur media*.

399 der Teichner: *Swenn der mensch ist bi funfzic jâren, sô hât er allez hiet gebâren, wande ist er der besten kraft, unde ist noch ein meisterschaft aller hiute bî der zît, der wîle er ûf der mitte lît*: Karajan über Heinrich den Teichner S. 15 Anm. 11. Vgl. oben S. 31 u. 35.

400 III. 20.

401 Renner 2165 fg. 2094 fg.

402 Sachsensp. Landr. I. 42, 1. Ungenau der Schwabensp. XLVII *Swelch kint jârent, sô der man sehzic alt si, sô ist er ze sînen tagen* (andere Lesart *jâren*) *komen*. In Stillfrieds Gesammtabent. I. 276 *ein juncvrouwe . . . diu was aber ze tage gegangen unde ir tage hinz jâr oder mê*: d. h. sie hatte das mannbare heirathsfähige Alter (oben S. 60 Anm. 255 u. 262) schon um fünf Jahre überschritten.

zweite Geschlecht von Menschen hinter sich.[663] Es beginnt nun das Alter in der engeren Bedeutung dieses Ausdrucks: *Die da hie junc sint*, predigt Bruder Berthold,[664] *die werdent doch gar schiere alt. Ueber sehzic jâr sô sprichet man »er ist ein alt man« und wagt einer sîn houbet gein im und sprichet etewenne »er ist wol sehzic jâr alt.«* Sechzig Jahr geht dich's Alter an, geht dich die Greisenzeit an mit ihren Krankheiten,[665] deren jede (und daran denke der sündige Mensch und bekehre sich endlich jetzt noch[666]) ein Bote des immer näher kommenden Todes ist;[667] ja, wie ein Sprichwort sagt,[668] das Alter selbst ist eine Krankheit. Schon der sechzigjährige Edle ist nicht mehr zum Kampfe vor Gericht, nicht mehr zum ritterlichen Lehendienst verbunden,[669] und es geht immer schneller bergab: das Recht der Westgothen lässt das geringere Wergeld, das mit dem fünfzigsten Jahr eintritt, nur bis zu 65 sich erstrecken: dann aber kommt eine Summe, die noch geringer ist.[670] Zugleich und je mehr und mehr gesellt sich der körperlichen Schwäche die des Geistes, welche den Greis aufs neue zum Kinde,[671] zu einem *man in der aberwitz*,[672] zu einem *toren* macht.[673] In der That auch war bei den West-

663 60 = 2 × 30. *wan wol aht sehzic jâr gelebten, der in einer jugent hât daz getân, wie wart sît af ein helfe jâr?* Renner 23627 fg. Vgl. die 60 Jahre, mit denen ein Gut nach nordischem Rechte Odal wird (Rechtsalterth. S. 530) und die 30 der Verjährung.

664 Kling S. 258.

665 Martina 121, 67 fgg.

666 Predigt in Haupts Zeitschr. VII. 151. Siehe oben S. 29.

667 Die alte und die volksmässige Dichtung sprechen von diesen Boten des Todes viel; vgl. meinen Aufsatz über den Todtentanz, Basel im XIV. Jahrh. S. 261; Kopenhagen Museum III. 345. Ist der Fluch »Dass dich die ...schaft ankomme« hieraus zu erklären, nicht aber so, wie Agricola Sprichw. 228 thut?

668 »Das alter ist auch ein kranckheyt« Seb. Francks Sprichw. I (1541) III. 29 ...; diese senectus morbus Martina 125, 65.

669 Sainte-Palaye u. Klüber Ritterwesen II. 211; Kelmmar's Zweiter Minnes. II. 290 a von dem 60 jährigen der an den kampf ze gerihte sprichet, daz alle burcreht ez im ze brichet.

670 Lex Wisig. VIII, 4, 16. Merkwürdig, aber doch wohl nur durch Zufall, stimmt damit die 65 in Arm. 76 überein.

671 die Warnung in Haupts Zeitschr. I. 521 fg.; ie elt man noch baz (?) S. 198. »Wie ist das Sprichwort, das thut schon Die Alten wider Kinder werden« H. Sachs II. 365. »Alte Leute sind zweimal Kinder« Simrocks Sprichw. 190.

672 Uebersetzung von Senex et senilis decrepitus. Vocab. opt. III. 21. »Sanct geh ich in die Aberwitz« H. Sachs II. 303.

673 der Stricker in Docens Miscell. II. 215.

gothen dem Greise von fünfundsechzig Jahren an nur das gleiche Wergeld vorbehalten wie dem Knaben von zehn[465] und bei den salischen Franken der Greisinn von mehr als sechzig nur dasselbe wie dem Mädchen von zehn bis zwölf.[466] Diese neue Kindheit ist folgerichtig auch eine neue Unmündigkeit: dem Sachsen gestattete sein Recht *wê sînen dagen* wie *ê sînen dagen*, nach sechzig Jahren wie früher zwischen dem zwölften und dem einundzwanzigsten sich einen Vormund zu setzen;[467] und wollte der alte Mann ein Amt versehen, wollte er diese und jene Rechtshandlung noch mit Gültigkeit vollziehen können, so musste er, wenn es verlangt ward oder er selbst es so begehrte, zuvor sich ausweisen, dass er an Leib und Geist noch ein gewisses Maass von Manneskraft besitze: so ebenfalls bei den Sachsen, so bei den Alamannen, den Baiern und anderweitig;[468] es schreibt z. B. die Lex Baiwariorum vor[469] *Si quis filius ducis tam superbus vel stultus fuerit, ut patrem suum dehonorare voluerit per consilium malignorum vel per fortiam et regnum eius auferre ab eo, dum adhuc pater eius potest judicium contendere, in exercitu ambulare, populum judicare, equum viriliter ascendere, arma sua viriliter bajulare, non est surdus nec caecus, in omnibus jussionem regis potest implere, sciat se ille filius contra legem fecisse et de haereditate patris sui se esse dejectum et nihil amplius ad eum pertinere de facultatibus patris sui, et hoc in potestate patris sui erit, ut exiliet eum*, so redt und der Sachsenspiegel[470] *Alle varende have gift de man ane erven gelof in allen steden unde lêt unde liet gût, al de wîle he sik sô vermach, dat he begort mit ime swerde unde mit ime schilde up ên ors komen mach von ênem stêne oder stocke êner dûmelen hô sunder mannes helpe, deste man ime dat ors unde den stegerip halde. Svenne he dises nicht dôn ne mach, sô ne mach he geven noch lâten noch lên, dâr he't jeneme mede geverne, de it nâ sîneme dôde wardende is.* Und auch darin waren die Alten, waren wenigstens die Ältesten unter ihnen wiederum den Kindern gleichgestellt, dass sie in Dienstbarkeit, wie sie auf den letzteren lag, verfielen: schon Tacitus berichtet[471] *delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia.*

465 Lex Wisig. VIII. 4. 16.

466 Lex Sal. emend. 27. 1: *quando jam parturire amplius habere non potuerit.*

467 Sachsensp. Landr. I. 42. 1. Kraut Vormundsch. I. 18. 204. II. 204 fgg.

468 J. Grimm Rechtsalterth. S. 95 fgg.

469 II. 10. 1.

470 Landr. I. 52. 2 = Deutschensp. 71 § = Schwabensp. 15.

471 Germ. XV.

und dasselbe bezeugen die mythischen Geschlechtstafeln des altnordischen Liedes vom Gotte Rîg,[illegible] wo als Ahnherren des Stands der Knechte *Ai* und *Edda* d. h. Urgrossvater und Urgrossmutter genannt werden, während die Freien von *Afi* und *Amma* Grossvater und Grossmutter, die Edeln aber von *Fadhir* und *Modhir* Vater und Mutter kommen; *edda*, ein Verkleinerungswort zu *ane*, jenem *ái*, bedeutet nun s. v. a. Knecht, wie im Lateinischen *ancilla* zu *anus* gehört und *famulus* eins ist mit dem griechischen [illegible] und dem althochdeutschen *gamal* alt. Aber die Sprache hält noch Schlimmeres als dieses fest. Nicht bloss zu Diensten wurden die Alten im Haus erniedrigt, sondern auch durch Geringschätzung, ja Misshandlung von Seiten der Kinder: es ist eine alte, viel und vielfach erzählte Geschichte, die von dem Grossvater, der unter die Treppe aufs Stroh verstossen ist, und dem einst in grimmiger Kälte der kleine Enkel eine Decke bringt, aber nur die halbe, indem er die andere Hälfte für den Vater, wenn der einst auch so alt sein werde, zurückbehält.[illegible] Aus solcher Missachtung der Alten nun rühren Worte her, die noch heutzutage der gemeine Mann, auch in unserer Schweiz, zu deren Benennung braucht, Worte wie *Stiefatti*, *Pfaffenkind*, *Pfaffenkinder*.[illegible]

So war der Alte seinen Nachkommen, so ward er alsbald sich selber eine Last, und er selbst und die Andern mussten täglich wünschen, dass der Tod doch bald, dass er endlich als Erlöser komme.[illegible] Und weil ihnen beiden dünken musste, es habe, wie ein Sprichwort[illegible] das Überalter bezeichnet, die Seele sich in ihm verwickelt und wisse nicht, wo hinaus, ja er trage sie schon am Arm, so half man rasch und roh und doch aus Erbarmen nach und kam dem zögernden Tode zuvor durch Tödtung. Wir sind dieser gleichsam liebenden Grausamkeit schon vorher bei den Indern, bei den Galliern, bei den Römern, bei den Griechen begegnet: bei den Germanen wird sie von Procop für die Heruler bezeugt, dasselbe Volk, in welchem sich auch die

[illegible] Rigs mál 2. 16. 21.

[illegible] vollfügens Gesammtabent. II. LV fgg.; Märchen der Br. Grimm 78. III. 137. Aus dem bezeichnenden Zuge, dass dem Alten beim Essen wieder etwas aus dem Munde läuft, erklärt sich vermuthet, im Gemeine Bewegtesten Uebe-

sie gegen Bose gebrauchtes Schimpfwort. W. Grimm hätte nicht anders ändern sollen.

[illegible] Stalders Idiot. I. 92.

[illegible] die Warnung in Haupts Zeitschr. I. 490. Ergänzungen Minnes. III. 345.

[illegible] Seb. Franck I. 29 rw.

Wittwen über dem Grabe des Gatten selbst erhenkten;[137] andre Zeugnisse gehören der Geschichte und Sage noch viel spæterer Zeiten und zumal des scandinavischen Nordens an: gewœhnlich wirkt da als drängendste Ursach eines solchen Verfahrens eine Hungersnoth mit.[138] Und auch das geschah, dass lebenssatte Greise sich selber tœdteten.[139]

Stellen wir aber, damit dieses Bild von dem Leben und Sterben unserer Alten nicht so mit Zügen heidnischer Härte beendigt werde, all dem als versœhnlichen Gegensatz eine Geschichte gegenüber, die sagenhaft wandernd bald hier, bald dort ihre Anknüpfung in Zeit und Raum gefunden hat; Peter Lauremberg erzehlt sie folgender Maassen aus Michael Neanders Physica.[140] »Eine fürstliche Person war auf eine Zeit auf die Jagt geritten, und wie sie sich verspætet und von der andern Gesellschaft verloren und in der Irre geritten, ist sie endlich gelanget an ein kleines Bawerhaus mitten im Walde gelegen. Für dieser Bawerhütten hat der Fürst einen alten greisen Mann sitzen sehen, sehr heulend und weinend: den hat er gefragt, warumb er weine. Der Alte antwortete, er weine darumb, weil er von seinem Vater sehr hart geschlagen und übel tractiret worden. Der Fürst verwundert sich, dass so ein alter Mann noch einen Vater lebend hatte, und der noch so stark, dass er Schlæge könne austheilen, fraget derhalben den alten Greisen ferner, was dann die Ursache sey, und warumb ihn sein Vater geschlagen. Da hat der Alte geantwortet, das wehre die Ursache, dieweil er seines Vaters Vater oder seinen Grossvater hette sollen vom Stul aufheben und auf eine andere Stelle setzen; so hette er ihn unversehens auf die Erde fallen lassen.«

137 Procop. de bello Gotth. II. 14.

138 Rechtsalterth. S. 487 fg. Weinholds Altnord. Leben S. 473. Wolfs Niederländ. Sagen S. 330. Die Geschichte vom Schlegel mit ihrem Kernspruch (Gesammtabent. II. LXIV fg.) geht zuletzt auch auf diese Sitte der Altentœdtung zurück; nach Aelians Var. Histor. IV. 1 schlugen die Sarden ihre ergreisten Væter mit Knütteln todt.

139 Rechtsalterth. S. 486; vgl. 972. Geyers Gesch. Schwedens I. 102 fg. Weinhold a. a. O. S. 472 fg.

140 Acerra Philologica 1651 I, 57. S. 100 fg. Vgl. Deutsche Sagen d. Br. Grimm I. 464 u. Holbergs Irrthümer I. 9.

Nachtrag.

Der von S. 17 an wiederholendlich erwähnte Holzschnittbogen (eher des sechzehnten als noch des funfzehnten Jahrhunderts) ist, während der Druck dieser Schrift bereits lief, aus dem Nachlasse Bechsteins in die hiesige Mittelalterliche Sammlung gelangt. Ich theile den Text desselben gerne vollständig mit, wegen der Charakterzeichnung der vier Alter, die er giebt, wegen der Hereinziehung der Temperamente und der damit verbundenen astrologischen und diätetischen Lehren,[1] endlich auch wegen des Anklangs an die Zehnalterreime, der im letzten Absatz unverkennbar ist. Also:[2]

Das erst heist das wachsent altter darinn der mensch wechst[3] vnd zuo nympt, die zelyder gemestiget vnd alle natürliche krafft vnd stercken auff das höchst kommen, das facht an so der mensch geporn wirt, vnnd werdt biß auff fünff vnd zwayntzig jar vngeferlich, ist warm vnnd feücht, hatt drey vnnderschyd. Dann die Vier ersten Jar (Spricht Ptholomeus) würdt das kind vonn dem Mon regyert, allain auff milch, vnnd annderer feüchtte narung gerycht. Darnach vonn Sechß oddler Sybenn jarenn byß auff zehen Jar, regyert Mercurius ein Mayster aller Künst, Darumb man dann das kynd soll zuo dem guotten ziehen, ettwas lernen vnnd zuo Schuol thon. Dann zuo dyser zeyt ist es (sagt Arestotoles) wie eyn rhayne tafel endt-

[1] Vgl. z. B. das Regimen sanitatis Salernitanum 27 sqq. und die Meissner Naturlehre S. 1 fgg.: warm und feucht die Sanguiniker, warm und trocken die Choleriker, kalt und feucht die Phlegmatiker, kalt und trocken die Melancholiker u. s. f.

[2] Die Abkürzungen habe ich aufgelöst.

[3] Das durchschossen gedruckte hat im Original grössere und rothe Schrift

pfenngklich, was man yhn es schreibt odder byldet, guots vnnd böß, vonn zwelff Jaren byß zuo end dyß Altters regyert Venus. Dann facht der knab an byebelen, vnnd wechßt dann dem junckfrewlin der ayerstock, vnnd heben an eynander lyeb zuo haben. Darumb sy dann mehr huot vnd straff bedürffen dann zuo annder zeyt.[444] Dyß altter muoß vil vnnd offt essenn, zuo enthalttung vnd mehrung des leybs, zymlich yebung haben, aber nicht schwer arbaitt, vil schlaffenn wenig weyn trincken, allerlay speiß vnd eranck,[445] auch des rauchen luffts gewonen, vnnd[446] sych ein böß natürlich naygung an eym ertzaygten,[447] soll man es bey zeyt darnon zyehen, vnnd wann es nach uoiertzehen[448] Jaren auß nott zuo Ader lassen bederffte, soll es nach dem New byß auff das erst Vyerrhel[449] des Mons geschehenn.

Das ander heist das gestanden alter. Darinn der mensch manpar wirt vnd still stat vnd nit mer wechst in die lenge, sonder also in aller stercke, hüpsche vnd kreffte beleibt, facht an nach 25. jaren, vnd werdt auf 40. oder 45. jar vngeferlich, ist warmb vnd trucken, wirt regiert von dem herlichen vnd weisen planeten der Sonnen, dann facht der mensch an sorg haben, betracht was götlich vnd ehrlich sey, wie er sich wöl erneren, legt die narren schnoch von im. Dann ist die natürlich hitz des mages[450] starck, mag grobe speyß vnd vil auf ein mal verdewen, vnd stond alle glider in ir volkommenheit, darumb sol man sych dann fast leiplich ueben vnd sich yedlichs in seinem stand brauchen vnd arbeiten so beleibt es gesund. Diß alter sol meyden zorn, haiß baden, hitzig speiß vnd tranck, vnd so es Aderlassen bederfft, soll das geschehen von dem ersten vierteils[451] des Mons biß auff den bruch. § Galenus an dem buoch der gesundtheit schreibt das man dem alter der menschen nit mag eigentlich ein zal der jaren bestymmen, dann etlich belder etlich spater erwachsen, etlich belder abnemen vnd alt werden dann die andern, darnach ein mensch conplexioniert ist oder wol geporn, oder in eim land erzogen, dann die in kalten landen werden vil elter dann die in haissen landen, wie man sagt dreissig jar im Morenland sy das letst altter darüber selten kein mensch lebt, darumb kain man[452] so pünctlich anzaigen auff wölches jar ein yetlich alter anheb oder auffhör.

Das drit heist das abnement alter. Darinn die krafft des men-

[444] Raum für ein Paragraphenzeichen.
[445] [447] [448] [449] [450] [451] So.
[446] Fehlt so.
[452] Lies *kan kain man* oder *kan man nit*

schen heimlich gemindert, die natürlich hitz geschwecht, vnd alle gelyder verborgenlich abnemen, vnd hebt an der reyff in das har fallen, vnd die runtzlen vnder das angesicht, facht an nach 40. oder 45. jaren werdt biß auff 60. oder 65. jar vngeferlich, ist kalt vnd trucken wirt regiert erstlich von dem planeten Mars biß auf 50. jar, nachmals durch auß von dem guettigen fridsamen Jupiter, dann facht der mensch an trachten nach vil guots vnd hochem stand sucht fryd, braucht tapfferkeit, witz, vnd vernunft, wirt sorgfeltig vnd karg vber zeitlich guot vnd (als Cicero spricht) je neher er der heimet ist je mer er zerung begert. § In disem alter sol man die arbeit des leibs mindern vnd uebung des gemuets meren, essen feüchte vnd warme kost guot jung fleisch, lind gesoten ayer vnd der gegleichen[442] dewige speiß, auch gewürtz brauchen sol, sich[443] huetten vor grober speiß essig vnd salat vnd was kelt, guot alt wein ist im gesundt der macht wol harnen, erweckt die natürlich hitz feüchtiget die gelider vnd vertreibt die Melancoli zymlich uebunge vor dem essen ist im guot vnd etwa wasserbaden, ersamlet[444] vil schleim vnd rotz darumb bedarff er ettwa purgieren, vnnd so er aderlassen bederfft sol das geschehen von dem bruch biß auff das letst viertel.

Das vierdt Alter heist das letst Alter, darinn der mensch scheynbarlich abnympt, vnd im die gelyder nit mer wöllen helffen, facht an in vnsern landen nach 65 jaren, vnd werdt biß auff 81. etwa auff hundert jar, ist gantz kalt, dürr vnnd trücken,[445] besonder im fürgang des alters, so man sagt es gang auff der gruob oder in die aber witz, wiewol vberflüssige feüchtigkait rotz vnd schleym vil bey im gesamlet wirt geregieret von dem alten Saturno biß auff 88 jar der bringt mit im nichts dann traurigkait, wunder, kranckheit, vnd beschwerd, vnd so der mensch lenger lebt, so facht dann der mon yn im wider an zuo regieren, zerstört die vernunfft vnd macht wider auß im ein hundert järig kind, der welt spot, in disem alter sol man offt vnd allweg wenig auff ein mal essen, Dann Galenus sagt, es sey wie ein liecht in einer ampel, das wenig dacht mer hat, vnd leichtlich erlüschst, so man nit offt vnd allweg wenig öl daran thuot, sol guot wein trincken, ring dewig speiß essen, vnd in ruewen leben. § Merck die natürlich hitz im menschen wirckt stättigs on vnderlaß in die erste angeporne feüchtigkait, vnd

[442] So.
[443] Lies *brauchen, sol sich*
[444] Lies *er samlet*
[445] So.

vertzert sy wie ein liecht das vnschlytt an einer kertzen, aber sy wirt täglich gemert vnd ersetzt durch essen vnd trincken, doch ye lenger ye gröber, also das hinndennach sy so grob vnd dürr würt das die natürlich hytz jn yr nitt mag mer auffenthalten werden, so stürbt der mensch natürlich als so ein liecht erlüscht nach dem willen Gottes, des nam sey gelobt in ewigkait. Amen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Schultze) in Basel.

Voces variæ animantium.

Ein Beitrag
zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache

von

Wilhelm Wackernagel.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Basel.
Bahnmaier's Verlag (C. Detloff).
1869.

An die Naturforschende Gesellschaft in Basel.

Das neue Universitätsgesetz hat die Philosophische Facultät auch unserer hohen Schule in eine philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung zerlegt. Nicht ohne Grund, da es allerdings Fälle giebt, die solch eine Itio in partes mögen wünschen lassen. Gleichwohl sind beide Hälften nicht blosse Theile, sondern zusammenlebende Glieder eines grœsseren Organismus; ja von der einen zur andern (ich denke namentlich hier an die Physiologie und die Naturgeschichte, dort an die Sprachforschung und die Erforschung der ältesten Cultur) laufen mannigfach die Fæden einer so innigen Verbindung, daß zuletzt anstatt jeder Trennung nur noch Einheit bleibt. Lediglich bei physiologischer Handhabung können die Elemente dessen, was an der Sprache sinnlich ist, richtig erfaßt werden, und jene zwei Gesetze, deren eines die Entwickelung aller Sprachen, das andre noch besonders die der sogenannten Arischen beherrscht, das der Angleichung und Ausgleichung der Laute und das weiter daraus fliessende der Lautverschiebung, sind nur die Gesetze eines grossen naturgeschichtlichen Verlaufes. Und wie viel die Geschichte, wo sie die Anfänge unserer Welt und der Menschheit behandelt, von der Naturforschung zu lernen hat, stellt sich mir immer neu vor Augen, wenn ich auf den berühmten Geologen blicke, dessen Name vor allen ihre Gesellschaft ziert, und auf den andern Gelehrten, von dem es längst zweifelhaft ist, ob die Kunde der vorzeitlichen Fauna oder die der Culturalterthümer ihm mehr verdanke.

Es war mir, als im vorigen Jahre Ihre Gesellschaft das erste Halbjahrhundert eines gesegneten Bestandes feierte, nicht so wie Anderen vergönnt Ihnen dazu mit einer Festschrift Glück zu wünschen. Gern aber nehme ich jetzt, wo ich ein für das

letzte Rectoratsfest abgefaßten Programm neu und in erneuter vervollständigter Ausarbeitung dem Druck übergebe, diesen Anlaß wahr und erlaube mir nachfolgende Blätter von jenseit des Hages, der uns nicht trennt, als nachträglichen und nachbarlichen Gruß Ihnen darzubringen. Nachbarlich genug ist derselbe: denn der Gegenstand der Schrift sind die verschiedenen Wege, auf denen die menschliche Sprache die Laute der ausermenschlichen Natur, der Thierwelt namentlich, wiedergiebt und in sich aufnimmt: ein Gebiet der Sprachgeschichte, das in wissenschaftlicher Art bisher noch von keinem ist betreten worden. Möge dieser erste und darum noch wenig gelungene Versuch einer Anbauung, wie er schon in seiner früheren noch viel mangelhafteren Gestalt den Mitsprachforschern nicht unwillkommen gewesen, nun auch bei Ihnen wohlwollende Aufnahme und die Nachsicht finden, deren er bedarf.

Basel 18 Oct. 1868.

W. W.

Voces variæ animantium.

„S isch emal en Güggel gsi, de het sibe Hüendli gha, und fæht do emal a und locket ene: *„Chum, chum! mer wend in Siberg ufe. Chum, chum! mer wend in Siberg ufe.“* De Siberg isch aber en schœne Wingerte gsi, und s isch do grad gegem Wümmet zue ggangen, und do hend si denn eben au solle ga ge Trube bicke. Aber die Hüendli hend nüt welle dervu wüssen und hend gseit *„Nei nei, de Fux nimt is, de Fux nimt is.“* Aber de Tusigs Güggel hets nu ußglachet, was si für Fürchtibutze seigid, und het halt nit naegla, bis daß s zletst ggange sind. Und wo si do eben afæhnd Trube bicke, so chunt de Fux und thuet denn so recht hübscheli mit ene und seit zun Hüenere „Das isch iez au brav vun eu, ir liebe Hüener, daß ir emal zue mir ufe chömed,“ und seit zum Güggel „Chum, i will der e Schmützli ge, Güggel,“ und bißt em grad de Chopf ab. Aber die Andere, die sind duß gloffe wie dSchölme und grennt und gfladeret de Berg ab und hend überebigs lut grüeft *„Han is nit gisiggisagt, han is nit gisiggisagt, de Fux nimt is?“* Do isch es aber z'spat gsi.“ Und

„Der Güggel het einisch zue sine Hüendlene gseit „Chömet weidli i dStuben ufe go Brotbræsmeli zämmebicke ufem Tisch: euse Frau isch ußgange go ne Visite mache.“ Do säge do dHüendli „Nei nei, mer chöme nit: weist, dFrau balget amme mit is.“ Do seit der Güggel „Se weiß jo nüt dervo. Chömet er numme: se git is doch au nie nüt guets.“ Do säge dHüendli wider „Nei nei, s isch uß und verbi: mer gœnd nit ufe.“ Aber der Güggel het ene kei Ruei glo, bis se endlig gange sind und ufe Tisch und do Brotbræsmeli zämmeglese hend in aller Strenge. Do chunt justement dFrau derzue und nimt gschwind e Stecke und stäubt

se abe und regiert gar grüseli mit ene. Und wo se do vorem Hus unde gsi sind, so säge do dHüendli zum Güggel *„Gse gse gse gse gse gse gsehst aber?“* Do het der Güggel glachet und numme gseit *„Ha ha han is nit gwüßt?“* Do hend se chönne go.“

Diese Kindermærchen, deren erstes aus dem nördlichen Zürichbiet, das zweite, welches nicht mehr so deutlich ein Ausläufer der alten Thiersage ist, aus dem Aargau stammt,[1] geben mit den Worten, die sie dem Hahn und seinen Hühnern in den Mund legen, ganz anmuthige Beispiele ab zu vielen andern, wie der noch kindlich dichterische Mensch die Laute, die aus der unvernünftigen und der leblosen Welt an sein Ohr erklingen, in articulierte Menschenrede umsetzt, der Art daß zwar das Gehœrte mit grœsserer oder geringerer Treue nachgeahmt, zugleich aber der Nachahmung, sei es auch nur durch den Zusammenhang, in welchem sie auftritt, ein characteristischer Begriffs- und Gedankengehalt verliehen wird. Die Mærchen- und Spruch- und Liederdichtung der Kinder aus dem Volk ist reich an solchen Scherzen: in dem Deutschen Kinderbuch von Simrock und in der ähnlichen Sammlung, die bloß aus dem Alamannischen Theile der Schweiz Rochholz angelegt hat, finden wir Reihen von Seiten,[2] unter den Mærchen der Brüder Grimm das 171ste ganz mit dergleichen angefüllt;[3] noch andres mehr, zunæchst für den Nordosten Deutschlands, gewæhrt die fleissige und sinnvolle Arbeit Karl Schillers, „zum Thier- und Kräuterbuche“[4]. Als besonders anziehend möchten

[1] Letzteres habe ich schon früher einmal nach der Mittheilung des Hrn Hieron. Hagenbuch, jetzt Pfarrers in Suhr, veroffentlicht, in Haupts Zeitschrift III (1843), 36 fg.; von daher ist es auch in die Sammlung der Brüder Grimm (Nr. 190) gelangt. Das erstere verdanke ich, wie noch manch andern erwünschten Beitrag aus der gleichen Gegend, einem meiner jetzigen Zuhœrer, Hrn Ferd. Vetter aus Hauggart.

[2] Das deutsche Kinderbuch von Simrock 1857 S. 166—178. Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz von Rochholz S. 75—97.

[3] In dem siebenten wird das *Ack ack ack ack* der Frœsche für das Zahlwort *acht* verstanden und der Hund bellt *Was was* oder vielmehr, da die Erzæhlung in Westfalen daheim und es so auch paßlicher ist, *Wat wat!*

[4] Drei Hefte, Schwerin 1861—1864.

aus diesem Vorrath diejenigen Stücke zu bezeichnen sein, die mehrere Thiere oder sonstige Wesen hinter einander und um so deutlicher jedes einzelne nach seiner Eigenart sprechen lassen, oder zwar nur eines, aber dieß eine mehrmals, mit Zwischenräumen, in wechselndem Tempo und doch immer aus dem gleichen Tone: in den verschiedenen Darstellungen der Sage vom Müller kommt beides vor. Zum Beispiel[1] „Wenn der Müller die Mühle anläßt, so fragt sie erst langsam *Wer ist da? wer ist da?* und antwortet dann schnell *Der Müller, der Müller* und setzt geschwind hinzu *stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, drei Sester vom Achtel.* Oder sie spricht zuerst, wenn das Rad noch langsam geht, *Es ist ein Dieb da* und fragt dann in schnellerer Bewegung *Wer ist er? wer ist er?* und antwortet sich schnell und ohne Aufhœren *Der Müller, der Müller, der Müller.*“ Oder, wie man die Sage hier zu Lande erzæhlt, der Hahn schreit *'s sind Diebe do;* der Hund fragt *Wo wo wo wo?* die Hühner *Wer wer wer wer wer wer ischs?* und die Mühle antwortet *Der Müller, der Müller, der Müller, der Müller,* die Katze aber berichtigt das und spricht *DFrau au, dFrau au.* Kürzer das Gespræch beim Einzuge der Franzosen in das Schaffhausersche Städtchen Neunkirch: die Hühner *DFranzose chömed, dFranzose chömed,* der Hahn *Si sind scho hie, si sind scho hie.*

Wæhrend jedoch die Beispiele, welche die angeführten Sammlungen uns bieten, lediglich der Kinderwelt und aus der jetzigen Zeit entnommen sind, giebt es noch manch anderen Beleg, der in seinem Ursprunge hœher hinauf geht und zurück auf solche Quellen, daß damit einestheils die Volksmæssigkeit überhaupt, anderntheils ein schon sehr alter Bestand dieser ganzen Art von Sprachdichtung bezeugt wird. Es ist ein Puppenspiel, also kein Drama von heut und gestern, in welchem Kasperle bei Ankündigung der Heimkehr des verlorenen Sohnes den Eltern erzæhlt, „ihr Herr Sohn sei auf der Insel Sumpfus Kœnig einer wilden Völkerschaft gewesen, die in niederen Hütten gewohnt habe und hœchst wahrscheinlich aus Frankreich abstamme, weil sämmtliche Unterthanen, wenn das Horn des Herrschers zur Weide rief, stæts mit *oui oui* geantwortet“;[2] nicht anders habe ich hier in Basel ganz bestandene, mehr

[1] Simrock a. a. O. S. 176.

[2] Karl von Holteis Vagabunden III, 173.

als bestandene Leute versichern hœren, in dem Städtchen Hauenstein am Schwarzwald werde durch alle Erdgeschosse hin Franzœsisch gesprochen: denn da sind abermals die Schweineställe der Bürgerschaft;[7] schon das dreizehnte Jahrhundert hat aus dem Gezwitscher der Schwalbe die zwei Worte *Du diep, du diep!* herausgehœrt;[8] in einem Gedichte des sechzehnten[9] heißt es „Der Fink der sang sein *Dalt herzu!*“ und das Schaf einer Fabel von Eucharius Eyering klagt „Wann ich schon lang schrey *me me mee,* Wil niemand sein, der mich versteh, Das ich nicht sat gern me wolt han“.[10] Weiter zeigt sich nichts weniges der Art in die zierliche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts, das Geistliche Vogelgesang,[11] eingeflochten; vor allen aber ist hier Georg Rollenhagen zu nennen, der, wie sein Froschmäuseler durchweg reich ist an den glücklichsten Würfen des Witzes und der Laune und voll von Empfindungen der Liebe gegenüber den Thieren, deren Leben er darstellt, auch diese Vermenschlichung der Sprache der Thiere sich nicht hat entgehen lassen. Da werden Deutungen, wie sie sonst auch gäng und gæbe sind, gern benutzt: „Wenn die holderblüt kreucht herfür Und im dorf ruft der Wide-

[7] Vgl. den von Brentano in seinen Bærenhäuter aufgenommenen Scherz, wie Gans, Ente und Taube die Bœhmische Sprache stiften.

[8] Spruch des Meißners in vdllagens Minnesingern III, 109 b. Oder irrt sich der Dichter? Denn sonst wird der Schlag des Finken in diesen Scheltruf übersetzt, und der Finke meint damit den Sperling (vgl. das Geistl. Vogelgesang Str. 10 u. 28), wie die Küchlein im Zürichbiet den räuberischen Weihen, wenn angstvoll sie auch pipen *Dieb Dieb!* Oder der Spatz ruft hœhnisch selber *Gerst Gerst! Dieb Dieb!* (Aug. Stœbers Elsässisches Volksbüchlein I. 1859. S. 70); „des Spatzen *Diebe* und Zwilchgeschrey“ Ezelkœnig S. 223. Den Schwalbengesang aber faßt ein anderer Dichter des Mittelalters in die Worte *Quittel zwitter schurphen swarz:* Minnes. II, 369 b; vgl. unten Anm. 171.

[9] Naumanns Serapeum V, 355. Vgl. im Geistl. Vogelgesang Str. 9.

[10] Proverbiorum Copia S. 301. Damit zu vergleichen die zwei immer wiederkehrenden Reden der Ziege im 36sten der Grimmischen Mærchen „Ich bin so satt: Ich mag kein Blatt — *me me*“ und „Wovon sollt' ich satt sein? Ich sprang nur über Grœbelein Und fand kein einzig Blättelein — *me me.*“

[11] s. die sechste Beilage.

wohl *Pfingsten ist da: baur, dein bier hohl!*“ [11] oder „Drauf schloß die Wachtel ernstiglich: Ich warn, *hüte dich, hüte dich!*“ [12] Da ruft aber auch, und das hat dann der Dichter selbst erfunden, der Hahn seiner Trabantenschaar den Hühnern zu *Ruck ruck ihn herausser beim kragen*, so daß die lauschende Maus darob erschrickt und flieht (I, 2, 2), und ein ander Mal zum Schrecken sogar des Wolfes *Wacht wacht wacht auf! wacht auf, wacht auf! — Eilt hinden nach, eilt all hernach!* [13] und die Frösche, wie sie den Kœnig Bloch als Bloch erkennen, „*Quad quad* sprachen sie, *quad quad quad* (d. i. bœse): Bei solchem Kœnig ist kein Rath“ (II, 4, 3), und das hungernde Spätzlein im Pfarrgarten, da es den Pfarrer Herr Cyriacus nennen hœrt, schreit emsig *Cyriax Cyriax:* aber umsonst, der Herr Pfarrer ist in Gedanken (II, 2, 7).

Schon die bisher gegebenen Beispiele haben aufmerksam darauf machen können, wie es unter allen Wesen zumal die Vœgel sind, denen so der Mensch sein menschliches Denken und Sprechen zuschiebt; seltener den Vierfüssern, so oft auch und so laut und zuweilen so ausdrucksvoll diese selbst sich vernehmen lassen; noch seltener leblosen Dingen, und geschieht es mit solchen, so dürfen sie doch nicht zugleich klanglos, es muß vielmehr der Klang und der Rhythmus im Klang eine ihrer Haupteigenschaften, ja die Hauptsache an ihnen sein: der volksmæssig natürlichere Sinn bequemt sich nicht einmal annæherungsweise dem Verfahren der Æsopischen und schon der voræsopischen Fabel, in der gelegentlich selbst Dinge, die man niemals oder nie so hœrt, genœthigt werden dennoch zu sprechen und Gespræche zu führen. [14] Nein, es ist z. B. der

[11] II, 3, 7. Vgl. „des Wydwohl oder Bierholffen pfeiffen, *Krug her Bier hol, außtrink mer hol*“ Eselkœnig S. 222 und unten Anm. 116.

[12] II, 4, 2. Vgl. unten Anm. 26.

[13] III, 1, 8. Dem ænlich hœrt in der Sage von der Seeburg der Knecht, der die Sprache aller Vœgel verstehn gelernt hat, den Hahn im Schloßhof krœhen: *Eil, eil, eh die Sonne untergeht! Willst du dein Leben retten, eil, eil! aber zieh allein!* Deutsche Sagen d. Br. Grimm 131.

[14] Vor Æsop die Bäume im Buch der Richter IX, 8 fgg. Wenn aber in dem 18ten Mærchen der Br. Grimm Strohhalm, Kohle und Bohne und in dem 19ten und dem 85sten sogar Fische sprechen, so wolle man darin nur die Laune erkennen, die das Mærchen auf mannigfaltigste Weise liebt und übt.

Hobel, dessen weithin tœnenden Stoß und Strich man auf das Wort des Schreinergesellen auslegt *Kes und Brot das mag ich nicht: Wurst! Wurst!* [16] oder man deutet in æhnlicher Art das Dreschen, das zu dreien, das s. g. Drittetrösche, *Bald bald bald! Samstig zNacht! hei hei hei! dideldum!* und das Sechsetrösche *s Jerli Pope Töchter — chochet chochet Oepfel*, oder, auf unsrer Nordostbahn, die Athemzüge der abfahrenden Locomotive *Iez rennts guet, iez rennts guet* und so immer schneller und schneller, oder, wie wir bereits vernommen haben und was schon älter als dieses Allerneueste ist, das Geklapper des Mühlrades oder auch den Glockenschall und diesen besonders gern und oft und characteristisch: [17] giebt doch, ungerechnet mancherlei Anschauungen mythischer Art, schon der Gebrauch die Glocken zu taufen und jede eigens zu benennen denselben eine gewisse Persœnlichkeit, wie wenn sie Menschen wæren. [18] Von den zwei Rathhausglocken zu Stein am Rhein fragt die kleinere *Sind dLumpen all da?* die grœssere antwortet schweren Klangs *Bi n âm* (bei einem d. h. bis auf einen), und als vor Jahren die deutschen Naturforscher sich in Wien versammelten, erfand der muntere Witz der Bürger, es würden dieselben gleich anderen Fürsten oder Helden mit Geläut empfangen, und da sprach zuerst die äusserste Glocke *Sie kommen, sie kommen,* und so fort eine nach der andern bis in die Mitte der Stadt *Sie sind schon da, sie sind schon da; Was wollen sie machen? was wollen sie machen? Fressen und saufen, fressen und saufen; Wer wirds zahlen? wer wirds zahlen? Bürger und Bauern, Bürger und Bauern.* [19]

Wie aber gesagt, es sind vor allen zumal die Vœgel, deren Gesang und Geschrei man so in die Sprache der Menschen übersetzt, und erst nach ihnen und von ihnen aus wagt man sich damit auch an andere

[16] Simrocks Kinderbuch S. 177.

[17] Eine Reihe von Beispielen der Glockensprache in Rochholz Alem. Kinderlied S. 57 fgg.

[18] Vgl. meinen Aufsatz über die Deutschen Appellativnamen in Pfeiffers Germania IV, 158 fg.

[19] Noch ein Beispiel, das hieher gehœrt, schickt sich doch besser unter den Strich. „Ein frag, Welcher dreck reden kan. Antwurt: der kuodreck: so er von seiner muoter felt, spricht er *schlapp schlaap*" Rath- und Fragebuch um 1500 (s. Haupts Zeitschr. III, 26) Bl. b iiij rw.

Thiere und sogar an Unbelebtes. Sicherlich ist das kein Zufall, sondern Grund und Anstoß dazu ist der uralte, vielleicht überall einheimische, vorzüglich aber deutsche Glaube an eine eigene Vogelsprache, die Annahme daß auch die Vœgel sprechen, so gut als der Mensch, nur anders als dieser[20] und, wie das bei jeder fremden Sprache der Fall ist, nur wenigen Weisern und Beglückteren verständlich; von den Vierfüssern nahm man das Gleiche bloß zur Seltenheit an.[21] So haben denn die Vertauschungen der Vogelstimmen gegen Laute, die zwar ähnlich klingen, aber articuliert und zu Worten gesammelt sind, ursprünglich gewiß eine bessere Bedeutung gehabt als nur die eines müssigen Spiels mit ungefæhrer Nachahmung: sie sind wirklich im Sinne eben von Uebersetzungen gemeint gewesen, sollten Dolmetschungen dessen sein, was der Vogel, der „βάρβαρος", bei seinem „Latein" sich denke und empfinde. Es ist das um so wahrscheinlicher, da ja diese Dolmetschungen keineswegs nur Scherz, sei es mit den Thieren selbst, sei es mit dem oder jenem Menschen treiben. Bisher freilich sind uns nur Uebersetzungsversuche von solcher Art entgegengetreten: aber es sind das bei weitem nicht die einzigen, die es giebt, und lange nicht alle, die es giebt, sind beschaffen wie diese. Und wohl zu beachten, namentlich die, welche uns bereits aus älterer Zeit, aus jener die noch eine wirkliche Vogelsprache glaubte, belegt sind, gehn doch der Mehrzahl nach über den blossen Spaß hinaus in den baaren wahren Ernst, in die auch auf Ernst abzielende Ironie, in den Humor der beides Tragik und Komik in eins

[20] Ælian aber, wenn auch er (de Nat. anim. V, 51) die verschiedenen Sprachen der Thiere mit denen der Menschen auf Eine Linie stellt, thut das wohl auch mit grœster Naivitæt, nur er gerade nicht mit der des kindlichen Glaubens. *Πολυφωνότατα δὲ τὰ ζῷα καὶ πολύφθογγα, ὡς ἂν εἴποις, ἡ φύσις ἀνέφηνεν, ὄρνιθι οὖν καὶ τοὺς ἀνθρώπους. Ὁ γοῦν Σκύθης ἄλλως φθέγγεται καὶ ὁ Ἰνδὸς ἄλλως, καὶ ὁ Αἰθίοψ ἔχει φωνὴν ἐμφερῆ καὶ οἱ Σάκαι, φωνὴ δὲ Ἕλλὰς ἄλλη καὶ Ῥωμαία ἄλλη· οὕτω τοι καὶ τὰ ζῷα ἄλλο ἄλλως προῆκται τὸν ἀγγελῆ τῆς γλώττης ἠχόν τε καὶ φόρον.* Wie ganz anders die Erörterung des Aristoteles (Hist. anim. IV, 9), daß den Insecten und den Fischen nur *φόρος*, den Vœgeln und den Vierfüssern nur *φωνή* eigen sei und nur dem Menschen *διάλεκτος!*

[21] *Ἔπεα πτερόεντα* S. 16 fgg.

begreift; der verliebte Waldgesang wird in Worte der heldenhaftesten Art, es wird das Latein der Vœgel sogar in das der Kirche, ihrer Frömmigkeit und ihrer Lehre, umgewandelt. Auf alten Holzschnittbildern von des Heilands Geburt kræht der Hahn *Christus natus est*, das Rind fragt *Ubi* und das Lamm antwortet *Bethlehem;*[22] Dichtungen des zwölften und wieder des siebzehnten Jahrhunderts brauchen als Warnung gegen die leichtsinnige Trægheit, welche die Besserung von einem Tag auf den andern verschiebt, das *Cras cras* des Raben;[23] ebenso knüpft Sebastian Brant in seinem Narrenschift das Capitel XXXI „von uffschlag suchen" an das Bild eines Narren an, dem auf Haupt und Händen Raben sitzen; Geiler von Kaisersberg in der Predigt über diese Stelle laßt auf den lateinischen Ruf noch einen deutschen folgen: „Dum juvenis es, cantat tibi *cras cras*; dum senex es, cantat *grap grap*": der Bartüsser Berthold aber stellt dem *Cras* des Raben das *Hodie* der Taube als dem Zurufe des Teufels den des heiligen Geistes gegenüber.[24] Die weiteren Beispiele, die ich vorzubringen habe, gehœren wieder in unser Deutsch oder sonst in Sprachen der Zeit nach Rom: das Mærchen welches erzæhlt, wie Rohrdommel und Wiedehopf einst Menschen gewesen seien, Kuhhirten, und schon damals der eine immer *Bunt herüm*, der andere *Upp upp upp* gerufen;[25] das schœn volksmæssige alte Lied vom Wachtelschlag mit den Schlagworten, die Strophe für Strophe sich hindurchziehn, *Lobet Gott, lobet Gott! Guten Tag! Hartes Bett! Furcht mich nicht! Wehe mir! Harte Zeit! Hut dich Gott!* u. dgl.;[26] das Schwalbenlied *Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh, Sind Kisten und Kasten voll: Wenn ich wieder-*

[22] Rochholz S. 69; in deutschen Worten bei Simrock S. 173.

[23] Litanei Z. 988; Geistl. Vogelgesang Str. 23 u. a.

[24] I, 423. Bei Rollenhagen (Froschm. I, 2, 8) ruft der Rabe Doctor *Hippocras*, der zu einem durch Gift erkrankten Bauernweibe kommt, in bloß ærztlichem Sinne *Mors cras*.

[25] Mærchen d. Br. Grimm 173.

[26] Arnims u. Brentanos Wunderhorn I (1845), 257—259; ein æhnlich gemeintes, aber nicht so wohlgelungenes auf den næchst folgenden Seiten bis 261. Die in der Schweiz geltende Verdeutschung lautet halb zaghaft, halb zutraulich *Tritt mi nit!* Demüthiger *Buck den Ruck* im Eselkœnig S. 223 und gar *Blütter dich* d. i. bekothe dich im Vogelgesang (Beilage IV) Str. 4.

komm, wenn ich wiederkomm, Ist Alles verzehret:[27] wir alle kennen und lieben das grœssere schœnere, das wieder hierauf Rückert gebaut hat; die wehmüthigen Rufe der Nachtigall nach älterer deutscher, die heroischen nach altfranzœsischer Auffassung: *Zieht zieht zieht! Schwestern, zieht!*[28] und *Fier fier! oci oci!* d. i. schlage schlage! tœdte tœdte![29] das Fluchtlied des Rothbrüstchens, wenn im April noch einmal der Winter kommt, *Wit weit! Nüt me gseh, nüt me gseh. Flieh flieh!* sowie der Stufenpsalm der steigenden Lerche *Mi Vatter ist im Himmel, im Himmel. Im Himmel ist nüt als Friden und Freud. Wie ists so wit wit wit!*[30] Und damit wir abermals von den Vœgeln auf noch andre Thiere, überhaupt noch andere Wesen übergehn, das Epigramm Logaus „Viel Sprachen reden können ziert einen Hofemann: Wer was der Esel redet, der ist am besten dran“ (der Dichter meint *Ia* und *Ja*);[31] die Worte Emerentiens in Arnims Novelle die Kirchenordnung „Kommt er nicht und wißt Ihr keinen Rath, so muß ich wohl dem Rufe der Unken im Schloßteiche folgen: jeden Morgen rufen sie mir zu *„Du, du, spring zu! Hier ist Ruh““*; das letzte Abenteuer der sieben Schwaben, die nach ihrer Hasenjagd jämmerlich alle im See ertrinken, weil ein Frosch beständig schreit *Wat wat, wat wat, wat wat, wat wat* und sie das mißverstehn, sie

[27] Simrock S. 166; wie unfein daneben der gleich folgende andere Text S. 167! Vgl. auch den Geistl. Vogelgesang Str. 26 und die anderweitigen Anführungen und Nachweisungen bei Karl Schiller II. 16 fg.

[28] Joh. Klaj: in meinem Lesebuch II. 410.

[29] Uhland in Pfeiffers Germania III, 146. vgl. 136. Auch Oswald v. Wolkenstein XLI, 23 fg. hat dieß *oci*, er aber in der Nachbildung des Gesanges vom Zaunkœnig, Zeisig und Meise.

[30] Die zwei letzten Beispiele nach Rochholz in der illustrierten Zeitschrift die Schweiz 1865 S. 79. Ein Anklang in dem Herbstliede Tiecks „Feldeinwärts flog ein Vœgelein Und sang im muntern Sonnenschein Mit süssem wunderbarem Ton „Ade! ich fliege nun davon. *Weit weit* Reis' ich noch heut.““

[31] Schon früher in Spangenbergs Gaunkœnig „Wir hoffen auch, jhr werd vns weichen. Der Esel fieng an gumpen da: Vnd schrey als baldt *i, a. i, a.* Deß wurd erfrewt der gantze hauff: Sperten ihm Thor vnd Thüren auff“ D 6 vw. Und mit breiterer und breitester Ausführung im Eselkœnig S. 116 u. 337 fg.

sollten *waten*,[32] oder die Art wie Abraham a S. Clara[33] das *Gieb Acht* der Frösche auf die weibliche Eifersucht wendet: „Die grünhosete Lackendrescher verbringen ja eine verdrießliche Musik die mehreste Zeit, wann sie auf einem moosigen Gestad eines Fischweihers oder Teichs ihre Pfundgosche aufsperren, daß fast der Kopf nit sicher ist, daß er nicht zum Maul hinaus falle; sie machen solche Triller in ihrem Gesang, daß gegen ihnen ein kropfeter Pinzger ein lieblicher Amphion im Singen scheint zu sein, und so viel man den Text ihres liederlichen Lieds versteht, so quakezen sie nichts anders als *Gieb Acht, gieb Acht, gieb Acht!* Der eifersüchtigen Weiber Gedanken reden nichts anders als eben diese Fröschsprach *Gieb Acht!* Wann der Mann nur aus dem Haus geht, so heißt es *Gieb Acht*, wo er den Weg hin nimmt! Wann er einer Anderen einen guten Morgen giebt, so glaubt sie, es sei schon der Abend seiner Treu vorhanden: da heißt es *Gieb Acht*, wie er sie nit anlacht! Wann er bei einem hochzeitlichen Ehrentanz zweimal mit einer tanzt, so heißt es schon *Gieb Acht*, ob er ihr nit die Händ druckt!“ u. s. w. Sodann die Frösche und die Mühle in der Anrede, die vormals der Gesellenpathe an den loszusprechenden Schmiedelehrling hielt um ihm Weisungen für den Antritt seiner Wanderschaft zu geben:[34] „So wirstu kommen vor einen Teich, darin werden ein Haufen grüne Männer herumsitzen, die werden immer schreien *Arg arg!* Laß dich das aber nicht irren, sondern denke „Ei, du hasts wohl so arg bei deinem Meister ausgefressen, als es da ist“, und geh immer fort. So wirstu hœren eine Mühle, die wird immer gehen *Kehre wieder, kehre wieder!* Geh du aber immer fort, bis du an die Mühle kommst.“ Raben und Mühle in ebensolch einem Zuspruch an den angehenden Böttichergesellen:[35] „Wenn du nun den Weg fortziehest, wirstu vor einem Misthaufen vorübergehen, da werden schwarze Raben darauf sitzen, die schreien *Er zieht weg, er zieht weg*. Wie wiltu es machen? wilt du wieder umkehren oder weiter fortgehen? Antwort Ja oder Nein. Du solt deinen Weg fortgehen und gedenken

[32] Wunderhorn II (1846). 483 fg. Vgl. unten die Einleitung zu Beilage VI.

[33] I (Judas). 311 fg.

[34] Altdeutsche Wälder der Br. Grimm I, 91.

[35] Altd. Wälder I, 107—109.

„Ihr schwarzen Raben, ihr werdet nicht meine Boten sein.“ Wenn du nun weiter fortgehest, so wirstu kommen vor ein Dorf, da werden dich drei alte Weiber sehen und sagen „Ach Junggeselle, kehrt doch wieder um! denn wenn ihr eine Viertelmeilwegs gehet, so werdet ihr in einen Wald kommen und euch darinnen verirren: da wird denn niemand wissen, wo ihr hin seid.“ Wie wiltu es machen? wiltu wieder umkehren? Antwort Ja. Ei, du solt es nicht thun: denn es wære dir ein Spott, daß du dich liessest drei alte Weiber überreden. Wenn du nun bis an des Dorfs Ende gegangen bist, so wirstu kommen vor eine Mühle, die wird sagen *Kehre wieder, kehre kehre wieder, kehre!* Wie wilt du es machen? Denn das sein die drei Rathgeber: erstlich kommen die Raben, hernach die drei alten Weiber, jetzund die Mühle: es wird gewiß ein groß Unglück vorhanden sein. Wiltu wieder umkehren oder fortgehen? Antwort Ja. Du solt deinen Weg fortgehen und sagen „Mühle, geh du deinen Klang, und ich will gehen meinen Gang.“[34] Ferner die zwei Mühlen, des armen und des reichen Mannes, bei Hugo von Trimberg:[35] „Ein mül mit einem redelîn Bî einem cleinen dörfelîn Het hie vor ein armer man. Sô waʒʒers dem redelîn zeran Und eʒ niht hete vollen swanc, Mit jâmer eʒ umbe gie und sanc *„Hilf, herre got! hilf, herre got!* Dir ist aleine bekant mîn nôt.“ Nu was dâ bî ein dorf vil grôʒ, Bî dem ein kreftic waʒʒer flôʒ, Daʒ treip zwei reder krefticlich: Diu clapperten[37] mit einander glich *„Hilf oder lâʒ! hilf oder lâʒ!* Diu erde sî trucken oder naʒ, Sô habe wir doch guot tac und naht: Uns wirt sô manic sac her bräht.“[36] Die, von welcher die altnordische Dietrichssage erzählt:[38] „Und als Heime an einen Strom kam, da sprang sein Hengst Rispa so gewaltig, daß er hinüberflog wie ein Bolzen von der Senne. Und es wird gesagt, daß eine Mühle auf dem Strome war, und die Mühle gieng. Heime aber hœrte, als wenn die Mühlræder riefen *Schlag schlag!* und *Triff triff!* (*Slag slag!* oc *Drep drep!*) und wæhnte, der alte Biterolf

[34] Renner 7876 fgg.

[35] In der Bamberger Ausgabe *dapyærten*.

[36] Cap. 116 der Ausgabe von Unger; ich gebe die Stelle nach der Uebersetzung v. d. Hagens. Wilkina-Saga Cap. 94.

ritte hinter ihm her und sagte zu seinem Sohne Dietleib *Han. han!* und *Triff! (Hogg hogg!* or *Drep!)* Heime ritt also immer zu, beides Tag und Nacht, und ließ nicht eher ab, als bis er heim kam zu Bern." Und so ist das *Accipe accipe accipe! Redde redde redde! Fuge fuge fuge!* einer Sage der Gesta Romanorum, wie aus den anderweitigen Darstellungen eben derselben hervorgeht, ursprünglich gleichfalls Mühlradsprache gewesen.[1] Endlich noch Glocken. „*Lass Lass* ist des Wolfs vesperglock" sagt ein altes Sprichwort[2]; „*Mehr her, gelt her! Bringt her, mir her!* lauten der Geizigen Glocken" ein anderes[3]; „la campana de Manfredonia dice *dame e dotte*"[4]; von den drei Glocken zu Roggenburg, einem Dorfe im Sundgau, wohin vormals auch Edenschwiler und Kiffis eingepfarrt waren, sangen zuerst die beiden grösseren *Roggeburg nun Ederschwil, Ederschwil nun Roggeburg Sinn zwei arme Dörfli*, dann fiel noch die kleinere ein *Kiffis o, Kiffis o*[5]; das Hochzeitgeläute zu S. Jacob bei Basel wird angelegt *Ins Elend, ins Elend!* in Zürich aber jammert bei dem gleichen Anlaß die erste Glocke *Ach min Gott, ach min Gott!* die zweite *Chrüz und Noth, Chrüz und Noth!* das Zusammenläuten beider *Und das mi Lebe lang, und das mi Lebe lang!*[6] Also wiederum hier wie schon früher auch die Glocke und das Mühlrad, und hier besonders das letztere viel und vielfach und mit ernstester Rede. Es ist, als habe in den Zeiten, wo Deutschland zuerst nach den Handmühlen des Alterthumes solche sah,[7] die das lebendig strömende und rauschende Wasser trieb,[8]

[1] Gesta Rom. 20, verglichen mit den Deutschen Sagen der Br. Grimm 180.

[2] Gruters Florilegium I, 54. Vgl. Haupts Zeitschr. VI. 286 fg.

[3] Hoffmanns Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte I. 50.

[4] Basiles Pentamerone IV, 7; *damme* d. i. da mihi, *dotte* do tibi.

[5] Aug. Stoebers Alsatia 1851 S. 169 fg.

[6] Noch andere Beispiele von ernster Glockensprache in Müllenhoffs Sagen der Herzogth. Schleswig Holstein und Lauenburg S. 117—119 u. 595.

[7] Die älteste Erwähnung einer Wassermühle auf germanischem oder doch benachbartem Gebiete findet sich um das J. 370 in Ausonius Mosella 362.

[8] „Rat, welche sein die fünf köstlichsten und besten wasser? Antwurt: der tauf, das weihwasser, das wasser so man für die sünden weist, wasser der weinenden kind so man sie straft, und das wasser so die mülen treibe" Rath- und Fragebuch (s. oben Anm. 19) Bl. b. iij vw.

die Anschauung des Volkes diesen etwas Dämonisches beigemessen;“ vorher hatten die Mägde, die den Mühlstein drehten, zu der sauren Arbeit im Tact gesungen: “ jetzt drehte denselben das Rad, und jetzt sang dieses: „mit jäuer er; mahe gie und sank“ heißt es dort im Renner.

Mit der Art von Nachahmung des thierischen und aussermenschlichen Sprechens, deren häufige und so mannigfach sich gestaltende Uebung uns bisher beschäftigt hat, ist es aber noch nicht abgethan: es sind noch zwei andre Verfahrungsarten übrig, und von diesen unterscheidet sich die bisher behandelte hier durch grössere Treue und vollkommnere Objectivität, dort durch mehr Subjectivität und Freiheit: sie steht insofern vermittelnd und zusammenfassend zwischen beiden, zugleich aber beiden durch Reichthum und naturwüchsigen Gehalt voraus. Stellen wir uns aus den Unterschied zu veranschaulichen neben jene *Arg arg* und *Quad quad quad* und *Gieb Acht, gieb Acht, gieb Acht*, die uns vorher das Geschrei der Frösche wiedergegeben, die entsprechenden Beispiele der zwei anderen Arten, das βρεκεκέξ κοάξ κοάξ des Aristophanischen Lustspiels und den Vers Ovids *Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant.*“ Dort bei *Arg arg* u. s. w. sind es die Frösche selber, die so rufen, und die Eigenart ihres Rufes wird erkennbar nachgebildet, jedoch nur in so weit, daß zugleich eine Umänderung in den Klang der Menschenrede und in Menschenworte von der jedesmal passenden Bedeutung eintritt. Davon gewähren Aristophanes und Ovid nur je die Hälfte. Ovid läßt nicht die Frösche sprechen, er spricht von ihnen, und nur als eine melodia begleitende Andeutung klingt aus dem, was der Dichter sagt, auch noch die Stimme der Frösche, das dreimalige *qua qua qua*, hervor. Dem gegenüber das βρεκεκέξ und κοάξ κοάξ bleibt wohl in dem Mund des Thieres, der

[1] Abergläubische Verwendungen des Mühlradwassers: Jac. Grimms Mythol. S. 459.

[2] Freja und Menja, die Mägde König Frodis: Saemu Edda. Reykjavik S. 79. Vgl. die Mühllieder der Finnen in Schwetters Finnischen Runen S. 118 fgg. und über die der Griechen Köster de Cantilenis popularibus veterum Graecorum pg. 78 sqq.

[3] Renn. 309 u. s. w. und Metamorph. VI. 376. Sub aqua auch im Geistl. Vogelgesang Str. 31.

Dichter nimmt es ihm nicht ab: aber es bleibt auch dort, bleibt gänzlich dort, und nichts geschieht um aus dem Naturlaute ein Wort zu machen. Also wie in den Versen der Lenore Bürgers „Und aussen, horch' giengs *trapp trapp trapp* Als wie von Rosseshufen", „Und *hurre hurre, hopp hopp hopp* Giengs fort in sausendem Galopp",[10] während es wiederum Beispiele der feineren und subjectiveren Malerei gleich jener Ovidischen sind, wenn es bei Virgil[11] von einem Reitergeschwader heißt *Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum* und bei Voß, im siebzigsten Geburtstag, *Nöher und nöher Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.*

Es würde uns zu weit und von dem Gegenstande, der uns betrachtenswerther vorliegt, nutzlos abführen, wenn wir diese letztere Art von Nachahmung, die Malerei mit Lauten und Accenten, noch eingänglicher besprechen wollten. Voraus die deutsche Litteratur hat genug solcher Dichter, ja sie weist deren im siebzehnten Jahrhundert eine eigene Schule, die Pegnitzschäfer, auf, die von dergleichen voll sind bis zum Ueberfliessen.[12] Aber eben diese zeigen uns auch, wie nahe hier die Verirrung in pedantische Spielerei und den Ungeschmack liegt, und welchen Schaden es überall der Kunst bringt, wenn ein Dichter Dinge, die ihm selber unbewußt wie aus Sprachnothwendigkeit sich ergeben sollten, geflissentlich und mit Berechnung aufsucht: die ganz richtige Erkenntniß schon des sechzehnten und nun noch mehr des siebzehnten Jahrhunderts, daß der deutschen Sprache eine seltene Kraft und Fülle des malerischen Ausdrucks inne wohne,[13] ward damit nur in Mißbrauch ge-

[10] Das Wunderhorn I, 206 fgg. hat ein Volkslied, in welchem *hopp hopp hopp* durch alle Strophen wiederkehrt, und eben damit beginnen zahlreiche Lieder und Sprüche, zu denen wir unsere Kinder reiten lassen.

[11] En. VIII, 596.

[12] Vgl. die Nürnberger Dichterschule von Tittmann S. 228 fgg.; bezeichnende Proben auch in meinem Lesebuche II, 409—418. Gleichzeitig und gleichartig, nur mehr im Volkston das Lied von den Schmiedern Wunderh. II, 78 fgg.

[13] Davon, ausserhalb der Nürnberger Schule, z. B. Logau „Kann die deutsche Sprache *schnaufen, schnarchen, poltern, donnern, krachen*, Kann sie doch auch *spielen, scherzen, lächeln, gäteln, kurnaln, lachen.*"

zogen. Die Kunst soll über die gemeine Naturwahrheit hinaus- und hinaufgehn: jene Dichter von Nürnberg aber meinten das Hœchste geleistet zu haben, wenn ihr Vers die Natur noch überbot an Klängen der Natur, und Johann Klaj mochte sich rühmen *Der kekke Lachengekk koakset, krakkt und quakkt; Des Krüppels Krükkenstokk krokkt, grakkelt, humpt und zakkt; Des Gukkuks Gukken trotzt dem Frosch und auch der Krükke: Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeflikke.* Er rühmt sich dessen noch: denn das Wort, mit welchem er schließt, hat schwerlich er selber so gemeint, wie nun wir es verstehen, sondern ist ihm bloß von dem Reim so abgenœthigt. Wie viel besser doch trifft in solchen, auch in solchen Dingen die Mæssigung das Ziel, wie viel besser z. B. Rollenhagen I, 1, 2 mit zwei kurzen Versen, ja mit nur zwei Worten! „Das nicht allein die nachtigal Da *sang*, das *klang* in berg und thal."

Wenden wir uns, um da etwas länger zu verweilen und zugleich den Ausgangspunkt für eine vielleicht nicht unergiebige Fortsetzung unsers sprachgeschichtlichen Weges zu gewinnen, noch einmal zu der rein objectiven Art der Nachahmung, jener die der Stimme des Thieres zwar so viel Articulierung verleiht, daß dieselbe menschlich zu sprechen und aufzuschreiben ist,[14] sonst jedoch sie unverändert laßt, sie nicht übersetzt. Das *Koax* der Frösche, und wie man sonst versucht hat deren Geschrei aufzufassen, findet sich nach Aristophanes noch bei genug andern.[15] In eben der Weise wiedergegeben, ist die Stimme der Vœgel (ich bin von jetzt an immer weniger im Fall mit den Beispielen, die ich bringe, mich auf das Mittelalter und die neuere Zeit und auf unser Deutsch zu beschränken) die Stimme der Voegel überhaupt ist bald

[14] Im Ganskœnig B rw. wird die Gans auch darum gepriesen, daß ihre Stimme schon an sich articuliert sei: „Die Gauß aber, nach rechtem brauch, Ob sie schon nit studieret hat, Doch bringt sie ihre Stimm fein satt, daß mene vernehmen kan zumahl Die Consonant vnd den Vocal. Dann jhr Gesang ist, kack gag gag: Welchs man leichtlich verstehen mag."

[15] *Βρεκεκεκὶξ κοὰξ κοὰξ* Æsop. 298; *qua qua qua* Geistl. Vogelgesang Str. 31; *kuoß* Stöbers Els. Volksb. I, 69; *vol* oben S. 10 Anm. 3; *vot* S. 17.

tirili Wunderhorn IV, 173 fg. oder „*schyr* und *tyrelyre*" Trutz-Nachtigall von Spee 1841 S. 35 oder *tirilille* Brentanos Mærchen II, 83, bald τιοτιοτιοτιοτιοτίγξ oder τοροτοροτοροτορολιλιλίξ Aristoph. Av. 260. 262, bald τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιοτίγξ und τοτοτοτοτοτοτοτοτοτίγξ ebd. 738 fgg. Insbesondere aber singt oder ruft oder schreit, kurz spricht

die Drossel deutsch *zir zir*.

die Ente deutsch *pak pak pak* oder *quak quak quak*; „der Enten *Quackgeschrey*" Eselkœnig S. 222; *gagak* Stebers Volksb. I, 69.

die Eule κικκαβαῦ: zwar steht das bei Aristoph. Av. 261 mitten im Gesange sämmtlicher Vœgel (nach einzelnen Ausgaben gar in dem des Wiedehopfes); aber die Nachteule heißt κικκάβη, und verbal bezeichnet κικκαβάζειν deren Stimme. — Lat. *tu tu* Plaut. Menæchm. IV, 2, 89. — Deutsch *uhu uhu* Luther Lesch. III, 1, 111. „des Nachtraben *Uhu*" Eselkœn. S. 222; *huhu huhu* oder *hu hu hu* Geistl. Vogelgesang Str. 8. *huhu huhu* Sagen d. Br. Grimm 177? *schu hu hu hu* Mærchen 69; „*Schuderihu!* Wenn gomer is Bett? ZNacht um zwölfi" ruft im Zürichbiet der „Heuel" oder „Schuderheuel" (Schuhu). *schu hu* in Goethes Zigeunerlied; *pu pu*: nach Stalder *Puvogel* im Entlibuch der Name der Strix bubo. Zu dem Verse Aldhelms (Præf. in librum de Laude virginum) „ne possit cabula raptor Regales vastans causas bis dicere *pup pup*" eine Glosse der althochdeutschen Zeit, welche diesen Hohnruf für das Geschrei des Uhus nimmt: „*puppup* in nostra lingua *huf*" Hoffmanns Althochd. Glossen 59, 8 fg.

der Finke deutsch *pink* Vogelgesang Str. 12.

Die Gans auf deutsch *ga ga ga* Ackermann von Beheim Cap. 22. *gag gag* Eselkœnig S. 228. 232. „*Kak kak* oder *Gak gak*" ebd. S. 219. *kack gag gag* Gauskœnig B ro.; ein länger ausgeführter Beleg aus derselben Dichtung hinten als Beilage V. *gagag* Waldis Æsop IV, 87; *gigu* Heinr. v. Müglin Fabel III, 10. *gigack* Froschm. III, 1, 8. *gickgack* Uhlands Volkslieder S. 573. „das *Gick*- und *Gackgeschlecht*" Bürgers Fabel der Vogel Urselbst; *da da, da da, da da* Uhlands Volksl. S. 570; *drußa drußa* ebd. 573.

der Habicht auf Deutsch *pip*: Vossens Idylle die Kirschenpflückerin.

der Hahn κόκκυξ: zu schliessen aus dem Beinamen κοκκυβόας, den die spätere Gravität ihm giebt, sowie aus dem Zeitwort κοκκύζειν. — Lat. *cucurru*, das zwar an der einzigen Stelle, wo es vorkommt, einem Bruchstücke des Afranius bei Charisius pg. 214, als menschliche Ausrufung gebraucht, aber doch sicher die Grundlage des Zeitwortes *cucurrire* ist. — Deutsch *kikeri*: Voss auf unsern Haushahn und in der fünften Fabel; im Zürichbiet *güggehü*, in Schaffhausen *güggeriha*: „*Güggeriha*, De Morgen isch dä"; *kikeriki*: in Stöbers Volksb. I, 69 u. 74 fg. *giggerigi* und *giggelige*, *giggelagi*: *kickeriekyh* Eselkorn S. 223. 250. Der Truthahn in der Schweiz *gorri*, im Elsass *golle*: Stöber S. 162.

die Henne, wenn sie Eier legt, deutsch *gack gack*: *Gack gack gack gack a ya* Titel einer Schrift Abrahams a S. Clara (Bd XX); „*Gagaagaagagigg*, Han e Ei gleit" Schaffhausen; „Statt der Dame, statt der Zofe Macht die Henne *glu glu glu*" Goethes Musen und Grazien in der Mark. Lockruf der Henne an die Küchlein *tuck tuck tuck*, und dem Hahn und der Henne nachgebildet der des Menschen an die Hühner *putt putt putt*, den Küchlein nachgebildet der an die Küchlein selbst *bi bi bi*.

der Kakadu *kakadu*.

der Kranich γρῦ oder γρῦ. — Deutsch *kurr*: „Der Kranich ruft *kurr* Und fliegt dem Süden zu" Hoffmann von Fallersleben; mittelhochd. *unsam* Ernst 2706?

der Kiebitz deutsch *kiwitt*. Aber auch der Vogel in dem Märchen vom Wachholderbaum (Br. Grimm 47), der doch kein Kiebitz ist, beendet seinen Gesang stets mit den Worten „*Kiwitt kiwitt*, wat vörn schöön Vagel bün ick!"

der Kuckuck κόκκυξ. — Deutsch *cuco* Oswald v. Wolkenstein XLI, 11 (Z. 78 *kuccu ucu*, *cu cu*), *kuku* Froschm. II, 4, 2 und Goethes Frühlingsorakel, *güggü* Stöbers Volksb. I, 69, *gugu gugu* oder *gu gu gu*, *ku ku ku* Geistl. Vogelgesang Str. 8; *kuk kuk* Eselkorn. S. 213. 228. „*Kuk kuk* oder *Guk guk*" ebd. S. 219. *cukuk* (*guggug*, *guckug*) Konr. v. Megenberg 178, 11. *kuckuck* Leseb. II, 175, 22. *guckguck* Megenb. 228, 8. Uhlands Volksl. S. 43 fgg.; *Kuckuck* Voss Naturfreude. Im Eselkönig S. 225 fgg. (Leseb. III, 1, 614 fg.) die Kabbala dieses Vogelrufes.

die Lerche deutsch *tirdi* Grimms Gramm. III, 308. „Horch, wie grüsset die Lerche die Sterne! *Tirdi tirdi!*“ Brentanos Märchen I, 339.

die Meise deutsch *zizi zizi* Stöbers Volksb. I, 69.

der Nachtigall deutsch *zuckut zückut zückut* Märchen 69, *zidiwik zidiwik zidiwik*, *zifzigo zifzigo zifzigo* Osw. v. Wolkenst. XLI, 51 fg.; *tétidon zi zi* Uhland in Pfeiffers Germania III, 137; *tandaradei* Walther von d. Vogelweide 109, 15 fgg.;* *deilideiei falalirunzundei lidundei fala-*

* [illegible] an das [illegible] des En[illegible] („At tuba terribili sonitu taratantara dixit“ bei Servius zu Virg. Æn. IX, 503); einen anderen Sinn, den das Mittelalter diesem Lautworte gegeben, weist die Cange nach: denn die Nachtigall „*[illegible]*, trompet“ Lesch. II, 109; vgl. unten bei Anm. 141. Möglich übrigens, daß mit *tandaradei* nicht so bloß nachgeahmt, sondern zugleich [illegible] dann ebenso in dem Refrain *di [illegible] [illegible] [illegible]* Neidhart S. XLVI fg.) ein Begriff soll angedeutet werden: *[illegible]*, *[illegible]*, *[illegible]* ist leeres Geschwätz, althochd. *[illegible]* die Uebersetzung von delirare, und das Mädchen muß fürchten, daß die Nachtigall plaudern werde (vgl. das niederländische Volkslied in Hoffmanns Hor. Belg. II. 171); zuletzt ist es freilich selbst und allein die Schwätzerinn gewesen. Der Ausgang *dei* wie oben in *[illegible]* und neueren Refrains bei Stöber, Volksb. I. 29. 172, wie in Brentanos *Dudeldei* (Märchen II. 81 „das bunte Dudeldei“ all der durch einander singenden Vögel) und in *Dudeldi*, dem Märchennamen eines thörichten Fischers (Br. Grimm 19 Anm.), wie in dem *dudeldumdei* Goethes und Schillers (Jahrmarkt von Plundersweilen und Wallensteins Lager), dem *[illegible]* oder *[illegible]* eines Liedes im Wunderhorn III, 281 und, um ein *r* erweitert, den Refrains *[illegible]* Carm. Burana S. 200 und *[illegible]* Neidh. 3, 7. Aber die Weingartner Handschrift liest *[illegible]*, und das könnte ein Schreibfehler sein für *[illegible]*; doch dann eine Bildung eben der Art wie *guggaldei*, das gleichfalls bei Walther vorkommt (55, 21) als ein Name, wie es scheint, des Kuckucks (vgl. unten Anm. 129), wie ferner die Tanznamen *[illegible]*, wie vielleicht auch *[illegible]*, in Mones Altt. Schauspielen S. 136 Schimpfwort gegen ein Weib, wie endlich *[illegible]* in dem Refrain des Brautsingens von Voß, woneben in dessen Winterreigen und dem Freier kürzer *[illegible]* und *[illegible]*. Welchen Ursprung aber hat und was bedeutet dieses *aldei*? Ist es eins mit *[illegible]* d. h. ade? Die schweizerischen *adei*, *ade*, *ande*, die das Mittelhochd. Wörterbuch I. 22 b vergleicht, sind erst später aus *[illegible]* und *[illegible]* entstanden.

daritturei Heinrich v. Stretlingen in v. d. Hagens Minnes. I, 110 fg. „Das *Ahi* der Philomele" in Bürgers Bacchus ist die bekannte mittelhochd. Interjection, die auch Hölty im Mailied erneuert, und hat wohl gar nicht den Sinn einer Nachahmung.

der Φοινικόπτερος in Aristophan. Vögeln 267 τιριτίξ τιριτίξ.

der Rabe deutsch *cwen* Oswald v. Wolkenstein XLI, 29; „*Rapp* und *rapp* und *rapp* erschallt Augenblicklich durch den Wald" Gleims Fabel der Fuchs u. der Rabe; „er schrie *grâ grâ*: jâ, grâ trag ich mit leide" Hadamars von Laber Jagd Str. 529; *krapp krapp*: so auch die Krähe, die man gern mit dem Raben vermengt; in der Nordostschweiz *gwägg*.

der Rohrsperling deutsch *kuka* Vogelgesang Str. 11 (denn mit dem Spatzen hier und in der vorhergehenden Strophe kann nur der Rohrsperling gemeint sein); niederdeutsch *karra karra kikik*.

die Schnepfe, die Moorschnepfe deutsch *lulu* Staldet II, 189.

die Schwalbe deutsch *tisch tasch*: ich finde wenigstens in Schmellers Bair. Wörterbuch I, 400 ein Zeitwort *tischtascheln* angeführt.

der Sperling auf Deutsch *zir zir* Uhlands Volksl. S. 573; *schjirp* Grimms Gramm. III, 308; „des Spatzen Diebs und *Zwitschs* geschrey" Eselkœnig S. 223.

die Taube deutsch *ruck ruck* Brentanos Mährchen II, 559; *ruchs-digruck* Mährchen d. Br. Grimm 21.

die Wachtel deutsch *wachdiwach* oder *wappdiwapp*; *kanwanw* Vogelgesang Str. 4.

der Wiedehopf πάππα zu schliessen aus dem Zeitworte παππάζειν; ἐποποποποποποποποί Aristoph. Av. 227. vgl. unten S. 30. — Deutsch *hupp hupp* oder *huppuppupp*; *hoz hoz hoz* Konr. v. Megenb. 228, 8.

der Zeisig deutsch *kre kre kreen* Geistl. Vogelgesang Str. 36.

der Esel deutsch *ia* Eselkœnig S. 228. „Seid lustig, Compagnia! Ich hier den Esel wohl: Er schreiet *ia ia*" Lied von 1601 Wunderhorn II, 468. „*Fah Fah!* Ich und mein Esel sind auch da" Goethes Jahrmarkt v. Plundersweilen: vgl. oben S. 17; *iko* BWaldis Æsop I, 13. IV, 28. *hika* Froschm. II, 4, 4. III, 1, 8; Neidhart 37, 29 braucht *hiekâ* als einen menschlichen Ausruf frohen Bewunderns. Der Esel, den der

Pfaffe Amis lesen lehrt, hat es im Abc glücklich bereits bis zum *d* gebracht: Z. 297.

der Hund: den Römern hieß *R* die „littera canina". — Deutsch *wau wau* oder *hau hau*; *wün wün* Stœbers Volksb. I, 69. *wu wu wu* Mærchen d. Br. Grimm 21 Anm.; *hau hau* Schmidts zu Werneuchen Almanach 1798 S. 68. Mærchen a. a. O.; *huhu huhu* Sagen d. Br. Grimm 172?

die Katze deutsch *mau* und *miau*; *murmau murmau murmau* Karsthans in Murners Lutherischem Narren von Kurz S. 164; *pfuch pfuch pfuch*, *miau*, *mau mau* Wunderh. III, 94.

das Pferd auf Deutsch *hui* Hiob XXXIX, 25 „*Hui* sagte Roß und Mann zugleich" Gleim Schlacht bei Lowositz. Eben dieses und *hü* oder *hi*, niederd. *his* der Zuruf an das Pferd.[1] Das Füllen nach Oswald v. Wolkenstein XLI, 54 *upchuchi*.

das Rind auf Niederdeutsch *bu*, auf hochdeutsch *mu* und vormals *mach*: „*Muh muh muh*, So spricht die Kuh" Simrocks Kinderbuch S. 18. „und sol och da; selb rint an dem wege gên und sol frige sin und sol schrigen *mach mach*" Hofrecht von Rastatt um 1370 in Jac. Grimms Weisthümern I, 440: davon jetzt noch (s. unten S. 37) *Mucheli Muh*; *mo* Eyerings Proverb. Copia S. 557. *Muhkühchen moh* Simr. Kinderb. S. 38; *hu hu* Stœbers Volksb. I, 69.

das Schaf in allen drei Sprachen *be* und *me*: Varro de Re rust. II, 1, 7 mit Victorius Anmerkung (vgl. unten Anm. 209) und oben S. 12; „s Lämmele schreit *me me*" Stœbers Volksb. I, 69. Nach dem Summarium Heinrici (Graffs Diafiska III, 240) und nach lateinischen

[1] Vgl. oben bei der Henne *ki ki ki* und *pult pult pult*. Der Regel nach haben die Lock- und Treib- und Scheuchrufe, die der Mensch an seine Thiere oder auch an wilde Vögel richtet (Jac. Grimm giebt Gramm. III, 309 fg. ein Verzeichniß, das noch sehr der Vervollständigung fähig ist), keinen Bezug auf die Stimmen derselben, sondern wiederholen entweder, vielleicht mit Entstellungen, deren Namen (z. B. *aut aut*, *schæp schæp*) oder sind, und das in der Mehrzahl der Fälle, durchaus selbständige und dann so rætheselhafte Bildungen, daß sie wie Zufall und Willkür aussehn. Aber die Art, in der man sie braucht und behandelt, geht gerne, wie wir mehrfach bemerken werden, gleichen Schritt mit der Behandlung der nachgeahmten Thierstimmen.

Versen, welche die neue Ausgabe von Schmellers Bair. Wörterbuche I, 1 bringen wird, schreien aber die weissen Lämmer *be*, die schwarzen *me*, die bunten beides *be me*: ein Unterschied, den freilich Abraham a S. Clara nicht beachtet: bei ihm sprechen sowohl die weissen Schafe die Nonnen als auch die schwarzen die Mönche *me- me- me- mento* I, VIII. VIII, 511.

das Schwein γρύ oder γρῦ; das Ferkel κοΐ, deutsch *quik*.

der Wolf deutsch in Gœthes Zigeunerlied *Wille wau wau wau! Wille wo wo wo!*

die Ziege deutsch *meck meck* oder gleich dem Schafe *me*: oben S. 12 Anm. 10.

die Fliege und der Kæfer deutsch *summ summ* und *brumm brumm*: Volkslied in Büschings u. vdHagens Sammlung S. 156 fgg.

die Unke: Zürichbieter Nachahmung des Unkenrufes „s Mœndli isch in Brunne gfalle: *Grügg grügg grügg!*"

Das alles hat nun freilich, auch wenn es Aristophanes oder ein Minnesänger unserer Vorzeit noch so bunt und in noch so vielen und langen Worten erklingen læßt, auf den ersten Anblick etwas armseliges starres todtes, sobald man es gegen die malerischen Lautspiele Ovids und der Pegnitzschæfer und gar dagegen hält, wie unser Volk und die Jugend von je gewohnt ist die Stimmen der Thiere sich zu übersetzen. Aber einmal læßt die Poesie auch dieser buchstæblichen Nachahmung bei Gelegenheit eine ganz dichterische Wendung und Verwendung angedeihen, indem sie dieselbe unmittelbar mit der Ausdeutung auf menschliche Rede verknüpft oder auch unvermerkt aus ihr in die letztere übergeht. So gleich im Anfange des schœnen Liedes, ich weiß nicht welches Dichters, „Es singt ein Vœglein *witt witt witt! Komm mit, komm mit!*" so bei dem alten Tiroler Oswald von Wolkenstein[18] in der Sprache der Lerche und der Mühle *Liri liri liri liri liri liri lôn* und *rigo rigo rigo rigo rigo rigo kum* und in den meisten Beispielen, wie die Vogelsteller des Thüringer Waldes die verschiedenen Arten von Finkenschlag noch viel ausführlicher und umständlicher zurecht zu legen wissen;[19] so ferner

[18] XLI, 37 u. 60.

[19] Bechsteins Forst- und Jagdwissenschaft X. 1. 629. Ernst Wagners Reisen aus der Fremde in die Heimath I (1808), 50.

in einer Erzæhlung Eyerings, wo ein Ochse *Mo Mo Mo Monch* brüllt, wæhrend eben das Dorf hœchst unwillkommen ein Mönch besucht;[60] in dem vorher aus Abraham a S. Clara angeführten *Me- me- me- mento* der klœsterlichen Schafe und bei ebendemselben und anderswo in den volksmæssigen Scherzen gegen die Ziegenböcke die Schneider, wenn diese den Müller ansingen „du du du *Me-Me-Mehldieb*“[61] und im Abrahamischen Gehab dich wohl[62] erzæhlt wird „Zu Zeiten geschieht es gar, daß wenn man das Kleid anlegen will, so lauft der Meister Schneider [vorher hat er Bockhard geheissen und sein Sohn der Böckel] in das Haus und spricht „Mein Herr, ich hab das Maß vergessen, muß es euch von neuem wieder *me-me-me-messen*““; so auch bei Aristophanes in den Vœgeln Z. 227 fgg.: an das ἐποποποποποποποποποποῖ, womit da der Wiedehopf ganz waldvogelgerecht beginnt, schließt sich sofort ἰὼ ἰώ und ein fünfmaliges ἴτω an, und das ist zugleich Vogel- und Menschensprache:[63] dann wieder nur aus der ersteren τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιὸ τιό und τριοτὸ τριοτὸ τοτοβρίξ; weiterhin zweimal ἀτταγᾶς und zum Schlusse viermal δεῦρο, beides Worte des Menschen, denen aber die Wiederholung und der eigenthümliche Laut auch das Gepræge, das hier zuvorderst erstrebt wird, geben. An anderen Stellen (Z. 59 fg. 310. 315) die vogelhaft beginnenden Fragen ἐποποῖ, ποποποποποποποῦ, τιτιτιτιτιτιτίνα. Vor allen jedoch ist in dieser Beispielreihe abermals der Dichter unseres Froschmäuselers auszuzeichnen, dem der Hahn und die Nachtigall und die nach Gebühr am häufigsten zu reden kommen, die Frösche, gern aus der eigenen Sprache in noch andre, sogar die hebræische oder was doch so klingt, gerathen. Der Hahn um seine Hühner herbeizulocken „Scharret mit den zween Mistgabeln Und ruft *guck guck, curith, merk auf*“.[64] Frau Nachtigall „*Kyöbutz, David, David, Vedod, Kitzeach, Urih, Zir, Merikod:* From was David, ihr lieben leut, Er tœdt Urias,

[60] Proverbiorum Copia S. 557.

[61] Wunderhorn II, 374.

[62] Werke XI, 79.

[63] Dreimal ἴτω in dem Gesange des Vogelchores Z. 857.

[64] 1. 2. 2. Rollenhagen scheint dabei das lateinische *cucurrire* im Sinne zu haben: das bezeichnet jedoch nicht die Lockstimme des Hahns, sondern dessen Kræhen.

macht wenig freud" IV, 4, 2. Die Frösche: „Etlich die unterlefs auch hiengen In see und fiengen an zu singen *Sol fa, ut ut, sol fa sol ut, Concordia ist zu allen dingen gut. Zu guter stund sing alt und junk Concordia klunkerleknnk!*" I, 1, 2. „Sie antworten „*Ja ju ja jo!* Wir habens befohlen also. *Vivat rex, vivat, vat, rex, lex! Er soll sein unser rex und lex*"" II, 5, 1. „Niemand mag auch fürüber gehen, Wenn unser kinder ihn ersehen, So rufen sie „*Mohr, thor, nar, nar, Ein geckereckekeck fürwar!*"" III, 1, 14. „Viel ander Meus blieben auch tod Oder kamen in wassers noth, das sichs nicht anders ansehn lies, die Frösch hetten den sieg gewis: Darumb etlich schon riefen da *Quack quock quuck queck quictoria!*" III, 3, 4.

Sodann. Was auf den mehrfachen Wegen, die wir bisher wahrgenommen haben, hier Dichter wie Aristophanes, dort solche wie Ovid und Klaj, dort auch der Mund des Volkes und der Kinder aus den Stimmen der Thierwelt und sonst der Natur heraus zu gestalten wissen, es ist das alles doch nur die Sache Einzelner, kommt nur gelegentlich und geht wieder ebenso dahin, und nur die Lehre vom Stil, wo sie die Formgebung der Poesie einläßlicher behandelt, und etwa noch die Litteraturgeschichte hat diese bald wirklich dichterischen, bald bloß pedantischen Spiele in Betracht zu ziehen. Nicht so verhält es sich mit den ganz einfachen, ganz objectiven Nachahmungen selbst. Sie stehen gleich dem, wovon sie das Abbild sind, fest für immer, und sie haben Bedeutung und die erheblichste Bedeutung auch für die Geschichte der Sprache und namentlich für die Forschungen über deren Ursprung. Allerdings mit ihrem Hauptgrunde, mit dem Boden, welcher die endlos wachsenden und treibenden Wurzeln hegt, ruht die Sprache nirgend auf dem, was der Mensch nur hört: sondern was er wirklich oder gleichsam sieht, das macht sie hörbar, hörbar nämlich für den äusseren Sinn, für den inneren auch nur wieder sichtbar. Aber es giebt doch Wahrnehmungen, die mit überwiegendem Eindruck oder gar ausschließlich an das Ohr gelangen: für solche denn ist die Sprache eher geneigt oder ist sie genöthigt nun auch die Worte unmittelbar aus diesem Sinn und zu Handen dieses Sinnes zu schöpfen, die Dinge, die Thätigkeiten mit denjeni-

gen Lauten zu benennen, die ihnen jedesmal bezeichnend eigen sind, kurz onomatopoetisch zu verfahren. Und für diesen Theil der Sprachbildung sind die Nachahmungen, welche die Stimmen der Thiere getreu wie ein Echo wiederholen, die erste und ergiebigste Vorrathskammer. Zwar sind das, wenn man so sagen darf, insgesammt nur Interjectionen, keine Verba, keine Wurzeln, denen eine Fæhigkeit zu noch weiterer Entwickelung in sonstiger Art der Wurzeln innewohnte, und doch können aus ihnen Verba hervorwachsen, können sie sich zu Substantiven umgestalten, ja können sie selbst schon eine Behandlung ihrer Laute erfahren, als ob sie dennoch Wurzeln wæren.

Fassen wir zu allervorderst dieß letztere ins Auge. Besonders die deutsche Sprache liebt es (und sie hat das voraus vor ihren pelasgischen Schwestersprachen,* die romanischen aber haben es erst von ihr erlernt) ein Wort zweimal so zu wiederholen, daß bloß der Vocal und zwar von *i* in *a* sich verændert, zuweilen sogar dreimal, indem als Drittes noch ein *u* hinzukommt, z. B. *bimm bamm bumm*, *piff paff puff***; d. h. die Worte bewegen sich durch dieselben Lautschattierungen wie die verbalen Wurzeln, wenn man sie conjugiert oder Nomina aus ihnen bildet: *Klingklang* und *Singsang* wie ich *singe*, ich *sang*, es *klingt*, es *klang*.*** Und gleich diesen vieren bezieht wohl die Mehrzahl der Ausdrücke, in denen man solch ein Lautspiel übt, sich auf Wahrnehmungen des Gehœres, wie ja zumal bei solchen die Wiederholung Anlaß und Bedeutung hat. Aber

* Das Homerische *τρίχθά τε καὶ τετραχθά* (Iliad. III, 363. Od. IX, 71) hat wohl denselben Zusammenklang, nur ist es hier nicht so wie im Deutschen die Wurzel und Eine Wurzel, die mit den zweierlei Vocalen wechselt.

** Wunderhorn II, 127. Nur pflegt bei solcher Dreistufigkeit das dritte Wort lieber in seinem Ausgang abzuweichen: z. B. *stripp strapp stroll* Mærchen 46. Die Romanen beschrænken sich auf *i* und *a* (comme ci comme ça, *fic et fac*, *clopin-clopant*, *ninna nanna* u. dgl.): ein dritter Laut verrückt ihnen sogleich das rechte Geleise; in der Leandra Durantes da Gualdo „un *tiche tiche tache* se martella."

*** In einer Legende des dreizehnten, wo nicht schon des vierzehnten Jahrhunderts „Tûsent harpfen *klingen klanc* (d. i. *kling und klang*) waren niht sô süeze" vdHagens Gesammtabenteuer III, 619.

nur zu der Minderzahl giebt es ebenso wie zu *Klingklang* und *Singsang* Verba mit demselben Ablaut der Flexion, und der Begriff nur der wenigsten ist so wie dort ein substantivischer: die meisten vielmehr und die geläufigsten sämmtlich sind Interjectionen wie *bimm bamm bumm, piff paff puff* und kommen entweder von schwachen Zeitwörtern, die selber den Vocal gar nicht verändern, oder aber sie stehn völlig vereinzelt da und haben keinen anderen Sinn und Ursprung als jenen onomatopoetischen: z. B. *klitsch klatsch, knick knack, pitsch patsch, schnipp schnapp,*[68] *tiff taff,*[69] *ting tang, trick track,*[70] *lirum larum.*[71] Der Begriff der wenigsten ein substantivischer, und doch werden sogar solche Interjectionen gern wie Substantiva behandelt: man setzt einen Artikel davor: z. B. „Da gieng die Katz *die Tripp die Trapp*, Da schlug die Thür *die Klipp die Klapp*“;[72] oder man hängt ihnen, was auch bei anderen Interjectionen öfters geschieht,[73] das *s* eines adverbialen Genitivus an: *gribs grabs, rips raps*, im Mittelhochdeutschen selbst mit *en* d. i. *in* verbunden *enpfipfes unde enpfapfes.*[74] Dieser Drang nun unserer Sprache Worten, die oft kaum rechte Worte, geschweige Wurzeln sind, gleichwohl einen wurzelhaften Anschein zu verleihen hat sich denn auch mehr als einmal

[68] „*Schnip schnap* mit dem holzschuoh machen“ Seb. Brant Narrensch. XLIV, 10. *Schnipp schnapp schnurr* hat alle drei Vocale, aber bei dem dritten wieder Änderung des Auslautes.

[69] „*Piff paff (puff ?), tiff taff* gehts auf mich drein“ klagt der Hase im Wunderhorn IV, 125.

[70] „Schlagt auf, *ting tang*, ting tiren, *Ting tang*, ting tiren, tang! Laßt ihm noch baß hofiren Mit lindem Beckenklang“ Trutznachtigall S. 125. „Ich seiner (des Eichhörnleins) oft muß lachen, Wanns nur die Nüßlein packt Und schnell sie thut erkrachen, *Trick track*, wohl just zum Tact“ ebd. S. 198.

[71] Da *Lirum* mundartlich als Substantivum eine Kurbel bezeichnet, wird es wohl ein imperativisch gebildetes Wort und s. v. a. *leire* um sein. Dazu denn paßt auch Bürgers (im Ständchen) *Trallirum larum leier* und der *Lirumlarumpümpernelleger* in Müllenhoffs Sagen S. 503. Sonach wære hier ein ursprünglich langes *i* mit dem Ablaut *a* zusammengebracht, wie umgekehrt *Sesumiren Sesumarum* (Andreas Gryphius Peter Squentz) von diesem langen *a* seinen Ausgang nimmt.

[72] Mærchen der Br. Grimm 38.

[73] z. B. *husses, klappes, plumpes, schwuppes.*

[74] Helbling III, 364.

da gerührt, wo es die Nachahmung von Naturlauten, wie sie uns hier beschäftigen, von Thierstimmen und was der dichterische Sinn auf dieselbe Art behandelt, gilt. Die Gans also schnattert nicht bloß *ga ga ga* und *gack gack*, sondern auch *giga* und *gickgack*. Kinderreime auf sie beginnen mit *Gickes gackes*,[75] und die Redweise „nicht *gick* und nicht *gack*“ oder „nicht *gicks* noch *gacks* wissen“ bedeutet nichts zu sagen, noch weniger Bescheid als selbst die Gans die dumme wissen;[76] die Schwalbe zwitschert mit gleicher Abstufung der Laute *tisch tasch*; vom Storche heißt es bei Hebel „Jo frili“, seit er, „*chlipp* und *chlapp*“ Und schwenkt de Schnabel af und ab“; für das Bellen des Hundes ist *klif klaff*,[77] für das Auffallen der geschwungenen Dreschflegel wiederum *klipp* und *klapp*[78] die Bezeichnung, und in dem Mærchen vom Wachholderbaum[79] wird erzæhlt „de Mæhl güng *klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe*, nun in de Mæhl door seeten twintig Mæhlenbursen, de hauden enen Steen unn hackden *kick kack, kick kack, kick kack*, nun de Mæhl güng *klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe*.“ Vgl. unten Anm. 196. Wenn aber eine Kinderpredigt (ich denke, ein Nachlaß oder Nachklang derer, wie sie einst am Gregoriusfeste der junge Kinderbischof hielt) mit den Worten beginnt[80] „*Quibus quabus*. Die Enten gehn barfuß, Die Gäns haben gar keine Schuh; Was sagen denn die lieben Hühner dazu?“ so soll dieß *quibus quabus* wohl nicht wie Entengequak, trotz dem zweimaligen *qu*, sondern bloß gekehrt klingen: im vierten Aufzuge von Gryphius Horribilicribrifax hebt die alte Cyrille ebenso zu beten an: „*Quibus quabus*, Sanctus Harcalus, Surgite mortis, Fenitur sie judis.“

[75] Simrocks Kinderbuch S. 59. 193.

[76] Vgl. unten Anm. 204 und „nicht *mu* nicht *gnau* sagen dürfen“ bei Schmeller II. 578: „daß der Kasper lächerlich verdutzt drein schaute und nicht *mu* zu sagen wagte“ Meich. Meyrs Neue Erzæhlungen aus dem Ries S. 321. In der Mark Brandenburg „nicht *pip* sagen können,“ anderswo (z. B. in Brentanos Mærchen II. 108) „kein *Pipewortchen* sagen.“

[77] Sagen der Br. Grimm Nr. 172: „*Klif* und *Klaf* und Hörnerschall“ Bürger im Wilden Jager.

[78] Vossens Dreschерlied; „Des Dreschерflegels *Klipp* und *Klapp*“ Friedr. Wilh. Aug. Schmidts Gedichte 1797 S. 249.

[79] Br. Grimm Nr. 47.

[80] Simrocks Kinderbuch S. 84.

Jene einfachsten Nachahmungen der Thierstimmen geben aber auch Namen der Thiere, also Substantiva her.[illegible] Und hiebei wird nicht selten der kürzeste Weg, der denkbar ist, eingeschlagen und kein Schritt weiter gethan, als daß man den Naturlaut eben declinabel macht. Der Art in den pelasgischen Sprachen βοῦς und *bos* (Anm. 209), βόας und *grus*, ψάρ und ταώς, ersteres (vgl. Anm. 194) auf Lateinisch in *passer* gedehnt, letzteres, damit man naeher bei der Stimme des Vogels selber bleibe, auch ταώς geschrieben; im Deutschen *Galle* elsässisch und *Gurri* schweizerisch der Truthahn, *Kaladu*, *Kiwitt* oder hochdeutsch *Kiebitz*,[illegible] althochd. und im Niederdeutschen und Niederländischen *câha* und *kâ* die Kræhe, alamannisch *Krapp* oder *Gwägg* der Rabe, *Lui* oder *Luwi* die Bruchschnepfe, *Murrman* die Bezeichnung eines katerhaft mürrischen und zänkischen Menschen,[illegible] *piro* mittelhochd. die Goldamsel,[illegible] neuhochd. *Schnarre Schnerre* Drossel, *Schuhu* Uhu,[illegible] althochd. *sparo* Sperling, *sprâ* und *stara* Staar, *unch* Molch, *zîs* oder *zîse* Zeisig, vielleicht auch unser *Weihe*, althochd. *wiho*, falls man hiebei nicht lieber an *wîh* heilig denken mag, da auch auf Griechisch eine Falkenart ἱέραξ und in den romanischen Sprachen *sacre* oder *sagro* genannt wird.[illegible]

[illegible] Varro de Ling. Lat. V. 75 „plerasque ab suis vocibus ut haec: *upupa cuculus corvus hirundo ulula bubo*; item haec: *pavo anser gallina columba*." Nicht grade alle Beispiele passen. Vgl. unten in 131 Anm. eine ähnliche Stelle Isidors.

[illegible] Mittelhochd. *gîwiz* Labers Jagd Str. 528; *Gyfitz* Vogelgesang Str. 10; noch andere Formen, auch so mit *z*, in Schmellers Bair. Wörterb. II, 13. Ich weiß nicht, ob man in der Schweiz, wo der Vogel allgemein *Giritz* genannt wird, so auch dessen Ruf mit einem *r* auffasse.

[illegible] Schmeller II, 612. [illegible] Murner im Lutherischen Narren Z. 3515.

[illegible] „Wir haiʒen in ze däutsch *pruoder Piro* nâch sîner stimm: wan er ruoft mit seiner stimm, sam er sprech *pruoder Piro*." Konrad von Megenberg 217, 27. Vgl. Anm. 116.

[illegible] Das vlæmische *scuvut* (Reinaert 2593), niedersächs. *schuvüt* (Reinke 2449 und Glosse zu III, 4) scheint undeutschen Ursprungs: s. Diez Wörterb. d. Roman. Sprachen II, 248.

[illegible] Lockrufe (oben Anm. 57) als Namen der Thiere gebraucht: in der Schweiz zum Beispiel *bus* für die Katze, verkleinert *Busi*, *Busseli*; *hüz* oder *hutz* oder *hutsch* für das Schwein, verkleinert *Hutschi*; in Baiern *zib* für Hausgeflügel, verkleinert *Zibel*; daher auch niederd. im Reinke 1779 „*Tibbeke* de aut."

Nur selten jedoch stoßt ein Thier bloß vereinzelte Laute aus, meist folgen sich gleichartig deren mehrere, und das *ga*, das *ku*, das *hupp* wiederholt sich zwei- und dreimal und noch öfter; die Sprache des Menschen, wie sie das schon da in Acht nimmt, wo sie bloß die Stimmen der Thiere nachahmen will, schließt sich dem ebenso wohl und vielleicht noch öfter an, wo sie aus der Stimme Benennungen derselben schöpft, und bildet diese entweder auch mit vollständiger Gemination oder so (bei der Nachahmung selbst geschieht das nur noch seltener[87]), daß die Gemination sich zur s. g. Reduplication verkürzt: letztere kann an den Beginn, sie kann auch an den Schluß des Wortes fallen, und dann wiederholt sich hier bloß der characteristische Anfangsconsonant, nicht aber auch der Vocal oder noch sonst ein Laut dahinter. Beispiele aus dem Griechischen κακκάβη, κακκαβίζ, κόκκυξ,[88] ἔποψ, πίπος, ποποῖ, τοτοῖ und κέρκηξ d. i. κρέξ; aus dem Lateinischen *upupa*, *turtur*; aus dem Deutschen *Uhu*, *Gaggag*,[89] *Kuckuck* oder *Guckn*,[90] althochd. *hûf* der Uhu und andre, die bloß der Kindersprache zugehoeren wie *Wauwau* oder *Baubau* der Hund.[91]

[87] Κικκαβαῦ, [illegible], in Aristophanes Wolken 390 fg. bei Nachahmung einer anderen Stimme die Steigerung [illegible].

[88] Nach Aristot. Hist. anim. IV, 9 auch der Name eines Fisches, der einen ähnlichen Laut wie der Vogel von sich gebe.

[89] „Gleich wie ein Ganß fleugt vber Rein, Kumt ein *Gagag* wider allein" Gauskönig G 6 vw.; „wie ein Gans so vber meer fleugt, die kompt ein *Gagack* wider heim" Narrenschiff, Basel 1574, Bl. 99 vw. Vgl. „Damit ein Ganß über Meer fahr, Vnd komm ein Ganß herwider dar" Gauskön. F 8 rw. und weiterhin Anm. 104.

[90] *Kutul* Helbling II, 484, IV, 809, VIII, 1234. *Kukkuk* Eselkoen. S. 215 fgg. *Kukuck* Froschmäus. II, 4, 21. *Guggu*, *Guguck*, *Guggock* Geistl. Vogelgesang Str. 8, *guggug* Heidelb. Liederhandschr. 187, 16, *guggue* Minnesinger II, 4 b, *Guggauch* Stoebers Volksb. I, 79, *Guckguck* Uhlands Volksl. S. 28, Chr. Gryphius Lob-Schrifft des Guckgucks u. a. *Gukkuk* Klaj oben S. 23, *Guckug* Vogelgesang Str. 2, *Guguck* als Fluchwort und *Guggu* im Zürichbiet, *Gucku* Schmeller II, 26. Hiemit denn das franz. *coucou* zu vergleichen.

[91] Betont auf der zweiten Sylbe und ebenso (Schmellers Bair. Wörterb. IV, 1) wenn es die Bedeutung Kinderschreck, Popanz, Teufel annimmt: „Wann ich dich betrachte Und überall beschau, So thust mir vorkommen Als wie der *Wauwau*" Schluß eines schwäbischen Liebesliedes im Wunderhorn IV, 231: „dem wüsten Teufel

Gurrigurri alamannisch der Truthahn. *Huhu* das Pferd, *Mucheli Muh* die Kuh, *Bibi* und *Bibeli* oder *Vipeli*[1] und *Bibele bib* oder *Bi Bibele Bi*[2] das Küchlein, das Hühnchen, *Wurriquakquak* die Ente (*Wurri* bedeutet Koth), *Karrakarrakikik* in Meklenburg der Rohrsperling; oder die nur bei Gelegenheit von Dichtern erfunden sind wie von Rollenhagen[3] der Zuruf des Kuckucks an die Frösche „Ist euch zu wol in ewerm dreck, Ihr närrischen *Geckrekekek!*“ und in einem Volksliede,[4] Strophe für Strophe wiederkehrend, die Bezeichnung der Ziege und des Ziegenbocks und eines Schneiders mit „Zick Zick Zick, Bock Bock Bock, *Meck Meck Meck.*“[5]

Indessen das Deutsche hält ja mit Gemination und Reduplication überhaupt mehr zurück als seine Schwestern im Süden: Nominalbildungen wie die alten *tatto* und *atto* und *amma*, wie *alal*, *selbselb* und *wiltwilde*, wie *fifaltra* und *wiwist*, die den griechischen und lateinischen *tata atta amma* und *papilio* buchstäblich, dem πάππαν Homers, dem αὔταυτος Sophrons, dem *ipsipsus* des Plautus sonst entsprechen, stehen doch sehr vereinzelt da, und auch in der Conjugation sind die reduplicierten Formen schon frühzeitig theils gänzlich aufgegeben, theils bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden. So findet sich denn auch in unsern lautnachahmenden Thierbenennungen dergleichen minder häufig. Nur das Altnordische wiederholt in *hrafn* Rabe und *hrâka* Krähe ebenso das *k*, wie das in κόραξ κόρακος geschieht, die übrigen Mundarten aber nicht: althochd. *chrâa* u. s. f.; wir sagen *Kuckuck* wie die Griechen κόκκυξ, aber im

und garstigen *Wiesen*“ Abr. a S. Clara I, V. Mit falscher Betonung Platen in der Verhängnißvollen Gabel „Cornelius Nepos, Für die Kinder ein Schreck: wir kannten doch bloß, da wir selbst jung waren, den *Wiesen*.“

[1] Daraus entstellt *Bibelein* Simrocks Kinderb. S. 82.

[2] Stalders Elsäss. Volksbüchlein I, 73.

[3] Froschmäusler II, 4, 2.

[4] Wunderhorn II, 202.

[5] Auch bei den Lock- und Scheuchrufen meist Gemination, und so werden z. B. die Schweine gelockt mit *zuck zuck* (Schmeller IV, 225), Kälber gescheucht mit *zehe zehe* (Waldis *Æsop* IV, 75). Abkürzung zur Reduplication in *zi* und *zitz*, dem Ruf für die Katzen (Stalders Schweiz. Idiot. II, 470). Letzteres dann auch Name des Thieres: ebenso wird der Hund *da da* oder *do do*, die Gans *ei ei* gerufen und von den Kindern jener *Duda*, *Dodo*, *Dodi*, *Dudeli*, *Dudauli*, diese *Wiwelein* genannt: Schmeller I, 347. IV, 4. Stalder I, 286.

Mittelalter war das einfache *gouch* viel üblicher, und ebenso nur einsylbig ward der Hahn auf Angelsächsisch *coc* genannt[97] wie noch auf Englisch *cock* und durch germanische Einwirkung französisch *coq;* wir sagen jetzt *Uhu*[98] wie Rudolf Heüßlin, der Uebersetzer von Konrad Gesners Vogelbuche, *Huhu*,[99] noch früher jedoch hieß es ohne Gemination bloß *ûfo* oder *âwo* oder *hûwo* und davon mit Verkleinerung *âwila* oder *hûwila*, unser *Eule*, mundartlich *Heul*; wir hören wohl das *huppuppupp* des Wiedehopfes, nennen ihn auch danach auf Niederdeutsch *Huppupp* oder *Wuppupp*, auf Hochdeutsch aber mundartlich und eher nur in der kindlichen Sprache *Hoppevogel*, oder zusammengesetzt mit *witu* d. i. Holz, Wald, eben *Wiedehopf*, althochd. *wituhoffa witihopfa*, so daß nun auch der ursprüngliche Sinn in den Begriff des Hüpfens sich verändert,[100] und neben jenes *Mucheli Muh* unsrer Kinder kommt aus demselben Munde ein anderes Mal auch nur ein *Müggeli* oder nurein *Muh*.[101] Gleicher Weise sind die Eigennamen, die Rollenhagen seinen Fröschen giebt, noch öfter einfach als verdoppelt: z. B. *Kachs, Kouchs, Wreck, Marx, Morx, Amor, Quarc, Coard, Mohrard, Marquard, Morquetera, Kükre, Quadroquor, Kekechs, Deckdeck, Kakokera, Klunkerdekunk*.[102] Wenn wir aber auch das bereits gesehen, daß unsere Sprache gern den Doppelruf eines Thieres von *i* in *a* ablauten läßt, so kehrt dasselbe bei mehreren dieser Doppelnamen

[96] Monos Quellen u. Forschungen I. 314 b. *Kachleia*, mitteldeutsch *kachle* (Pfeiffers Mystiker I. 81, 5), niederd. *Kakes* sind Deminutivbildungen hiezu und bedeuten also eigentlich das Hähnchen.

[97] Ganskornig A iij vw.

[98] Zürich 1557 Bl. CLX vw.: daneben noch *Huw* und *Haw*.

[99] *Wildhopt* Geistl. Vogelgesang Str. 35. „Der *Wildhopt*, derselbig tropf, Der *huptet* vor der Braut auf“ Uhlands Volksl. S. 35. Das französische *huppe*, provenz. *upa* scheint unter Einwirkung dieses deutschen Wortes so um die Hälfte aus *upupa* verkürzt (vgl. unten Anm. 195), während ital. *lallodola* u. s. w. (Diez Wörterb. I. 433) nur den Anlaut davon beseitigt hat. Daneben sagen mit eigener neuer Nachbildung der Stimme des Vogels die Spanier *putput*, die Franzosen *pupu*.

[100] „Gute *Muh* heißt meine Kuh“ Simrocks Kinderbuch S. 263.

[101] Froschmäuseler I. 1, 2. II. 1. 2. 4. 5. 5, 6.

wieder und steigert hier gleichfalls die Lebendigkeit des Ausdrucks:[103] die Gans schreit *gick gack* und sie heißt auch so,[104] ähnlich und mit befremdender Ähnlichkeit der Wiedehopf bei den Tyrolern *Giggas Gaggas*, bei Bürger der Hund aus der Pfennigschenke *Kliffklaff*, und die Kinder in Norddeutschland singen das Huhn an „mein *Kikelchen*, mein *Kakelchen*,“[105] die Alten aber rufen *Gickes Gackes*[106] oder *Kikel Kakel* und wollen damit sagen, es rede jemand so dumm wie eine Henne.[107]

Kikel Kakel: ich habe mit diesem Beispiel einer Bemerkung vorgegriffen, die erst noch zu machen ist, daß nämlich in einer Anzahl von Fällen auch Ableitungsmittel gebraucht werden, daß man dem Laute des Thiers, damit daraus dessen Name erwachse, die Zuthat weiterer ihm fremder Consonanten oder ganzer Sylben giebt; vorzugsweise zeigen sich die Liquidæ dabei angewendet. Wir finden einfache und Doppelnamen von solcher Bildung und die einen wie die andern in den antiken Sprachen und der unsrigen. Griechisch also γρῦλος oder γρύλλος, μῆλον (Anm. 209), φρυγίλος, γέρανος d. i. γράνος, κορώνη d. i. κρωνή, τρυγών, κίσσα oder

[103] Vgl. „Herr *Triptrapp* der Widder“ Eselkœnig S. 18. *Pink pank, pinke pank, pinke panke* ahmt den Hammerschlag des Schmiedes („das geschäftige Hammerge*pink*“ Voß Heumad), in einem Mærchen Brentanos II. 36 *pinke pank* das Stossen im Mörser nach, und ebenso wird der Schmied selber *Pinkepank* genannt (Laurembergs Scherzgedichte I. 166), bei Brentano aber ein Apotheker; auch ein alter Teufelsname ist *Pinkepank* oder *Binkenbank* d. i. *Bink und Bank*: Lauremb. S. 214. Unten bei Anm. 203 ein Zeitwort *pinkepanken*; über das einfache *pinken* Anm. 212.

[104] In dem Sprichwort (vgl. oben Anm. 89) „Es flog ein Gänslein über Meer Und kam ein *Gickgack* wieder her:“ Bürger im Epigramm Gänsegeschrei „Ihr dummer *Gickgack* rettet' einst Roms Capitolium.“

[105] Die Schwalbe in Brentanos Mærchen II, 153 „die fleissige emsige sitzende Gicksende gacksende kratzende kritzende *Gickel Gackel* Gallina.“

[106] „*Gickes Gackes* Ploderzung, Rede dannoch einmal bscheid“ Abraham a S. Clara VIII, 13.

[107] Vgl. die alten und provinciellen Abfertigungen *jâ henne! jâ Hennenbere! Spack Hennenei!* Jac. Grimms Gramm. III, 307. Ob auch *Gickel Gackel Gackel*, der dreilautige Refrain eines niederrheinischen Volksliedes (Simrocks Volkslieder S. 599), hieher gehöre, ist bei der Unklarheit seiner Bedeutung nicht ersichtlich.

κίττα, βῦζα, ὀλολυγών, τέττιξ und ἴυγξ; lateinisch *bubalus*, *cuculus*,[108] *querquedula*, *ulula*, *graculus*, *fringuilla* oder *fringilla*, *grillus* oder *gryllus*, *bubo bubonis*, *bufo*, *buteo*, *pipio*, *sturnus*, *quaquila quaquara quacara quaquadra quarqua*. Namen der Wachtel im Mittelalter, aber gewiß aus älterer Ueberlieferung, *cicada*, *cornix*, *coturnix*[109] und *curruca*; deutsch *Bulle* oder *Bolle*,[110] *Gaggel* oder *Kakel* das Huhn,[111] *Gugel Gogel Gockel Gückel* der Hahn,[112] *Hummel* als Insect und als Zuchtstier,[113] *Mummel* das nur die letztere Bedeutung hat,[114] *quakele* mittelniederlän-

[108] *Cuculus* wie noch im Italiænischen *cucula*; die mittelalterliche Kürzung *cúculus* zuerst in Juventinus Philomela 35, dann in Bedas Conflictus veris et hiemis (Anthol. Lat. ed. Meyer 391) u. s. w. Aus *cuculus* das franz. *cocu* im Sinne von Hahnrei; gleicher Bedeutung die romanischen Neubildungen mit *t* (vgl. *putput puput* Anm. 100), catalonisch *cucut*, provenz. *cogot* *cout*, altfr. *cous*, welch letztres Jac. Grimm (Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 54) unrichtig mit *coq* in Verbindung bringt: s. Diez Wörterb. I, 148 und oben S. 38. Neben *cuculus* bestand aber auf Lat. auch ein unabgeleitetes *cucus*: Isid. Origg. XII, 7; davon ital. *cucco* und im Griechischen des Mittelalters κοῦκκος: Suidas Κόκκυξ εἶδος ὀρνέου, ὃ παρ' ἡμῖν κοῦκκος.

[109] *Coturnix*, dessen *o* nach den älteren Autoritæten lang, dessen frühere Form *cocturnix* gewesen und die noch frühere, wie die Lesart *quod turnicibus* bei Lucrez IV, 641 verræth, *quocturnix* d. i. *quacturnix* muß gewesen sein (vgl. Lachmanni in Lucr. commentar. pg. 37. 251), geht somit auch auf den Stamm von *quaquila* u. s. f. zurück. Mit dem Ausgange *nix* vergleicht sich eben *corvus cornix*, mit *quactur* ausser dem mittellat. *quaquadra* das deutsche *quahtila* sowie *quater* Ente, *quatern* quaken.

[110] Voß (die bunte Reihe) von einem Schmause an dem bloß Herren sitzen „In Hamburg, wo man Sitte kennet, Wird solches *Bollenschmaus* genennet."

[111] *Gaggelei* Wunderhorn III, 28; davon Brentanos *Gackelein*, Herrn Gockels und der Frau Hinkel Töchterlein.

[112] *Gugel Gogel* in *Gugelhan Gogelhan* unten Anm. 126. Wie ein andres älteres *gogel* (s. v. a. Scherz) sich in *gôl* zusammenzieht, unser mundartliches *gaulen* (Possen treiben) aus mittelhochdeutschem *gougeln* und schon früher aus *kugele* Kugel *kûle* geworden ist, ebenso *Gûl*, ein alamannischer Name des Hahns, aus jenem *Gugel*.

[113] Althochd. *humbal* attacus: „Herr *Hummel*, der Ochs" Eselkœnig S. 19.

[114] Stœbers Elsäss. Volksb. I, 159. Ich sehe kein Hinderniß schon das altfränkische *Mummolus* („Eunius cognomento Mummolus" Greg. Tur. Hist. Franc. IV, 22 u. a.) auch so zu verstehen, obwohl nach Anm. 219 noch eine andere Deutung mœglich ist.

disch und *quahtila quattala wahtala* althochd. die Wachtel,[115] *Wiggle* in der Schweiz eine Eulenart, *Pirol* die Goldamsel,[116] *zinzala zizala* ahd. Mücke, *zîsel* mittelhochd. Zeisig,[117] angelsächs. *cran* niederd. *Krôn* Kranich,[118] *Mœnli* alam. Unke. *Muni* oder *Moni* wiederum der Zuchtstier,[119] *quater* mittelhochd. Ente,[120] ob auch *ûr* lat. *urus? Mauz* die Katze, *Schnarz* und *Schnarf* der Wachtelkœnig, *wutsch* die Steineule,[121] *Bœggi* und *Mœggi* Schæfchen, *Zeisig*, *Kranich*, mittel- und neuhochd. *sperke spirke* der Sperling,[122] *Sperling* selber und *Zirling* Misteldrossel.

Endlich wird hie und da noch mehr gethan als bloß so abgeleitet: die Sprache der Kinder greift den Naturlaut auf (es kann auch zugleich ein Treibe- oder Lockruf sein) um ihn mit dem Namen, den die Erwachsenen dem Thiere geben, zusammenzusetzen, und nennt den Hund *Baubauhund*, anderswo *Wauwauhündlein*, das Lamm *Be-* oder *Melämmchen*, die Nachteule *Hueule* oder *Puvogel*, das Pferd *Hüroß* und dessen Junges niederdeutsch *Hisföllen*, den Hahn *Kikerikihahn* oder *Putthæhnchen*, die Henne *Putthühnchen*, die Kuh *Muhkuh Mukæken*, *Buko Bukæken*,[123]

[115] *Quahtila* in Haupts Zeitschr. VI. 324: *wahtala* schließt sich näher an den Ruf des Vogels *wackdiwack* und leitet den Namen zugleich in den Begriff des Wachens über.

[116] In die Bildungsweise menschlicher Eigennamen gezogen *Bierold Bierolf* u. dgl. Vgl. Frischs Wörterb. I 161 b. *Bgrholff* Ganskœnig A iij vw. und die Stellen aus dem Eselkœnig und dem Froschmäuseler oben Anm. 12.

[117] Noch ein Wort mit derselben Liquida, *wispel* als Benennung einer Schlangenart, hat Konrad v. Megenberg 279, 27 nur erfunden um das lat. *sibila* zu übersetzen.

[118] *Kron* als hochdeutscher Name des Vogels noch in Geßners Vogelbuch Bl. CLXV rw. Jetzt bezeichnet diese kürzere Form nur noch bildlicher Weise, ebenwie in den alten Sprachen γέρανος und *grus*, eine Art Maschine zum Heben von Lasten.

[119] Aber *Gans* kommt nicht ebenso von dem Laute *go*, sondern gehœrt mit χήν und dem lat. *anser* d. i. *hanser* zu dem Stamme χαίνειν, althd. *ginên*.

[120] „ein ente ein *quater*" Ruprechtslied in Aufseß Anzeiger I. 300.

[121] Konrad von Megenberg S. 223 fg.

[122] Megenberg S. 220 fg. Das *i* in *spirke* verwehrt es diese Formen mit *k* für Deminutiva von *sparo* anzusehen.

[123] „*Mukæken* van Bremen, Lat mik betemen" Hoffmanns Glossar zu Reineke Vos unter dem Wort betemen; *Muhkuhchen moh* Simrocks Kinderbuch S. 88. „*Buko* von Halberstadt," „*Bukæken* van Halle" ebd. S. 34.

die Ente *Pakente* oder *Entequentlein*[124] d. i. *Entequa-entlein*, die Elster *Schackelster*.[125] Verschieden davon sind Zusammensetzungen wie *Gugelhan Gogelhan*[126] *Gockelhan*, wie *Guckuggouch*[127] und vielleicht auch *Murmeltier*, die in oft vorkommender Weise zwei Worte von derselben Bedeutung, eines das minder und eines das allgemein geläufig ist, verbinden. Und wie diese nicht gerade auf den Sprachbereich der Kinderwelt beschränkt erscheinen, so noch zwei wieder anders geartete Classen von Substantiven. Zu der einen gehoeren *Bladergans, Brummbar, Brummfliege, Brummochse, Gluckhenne, guegouch* oder *Gutzgauch, Hürä* d. i. *Hüruhu* oder *Hürhu, Klapperstorch, Krickente, Murmeltier? Murrkater, Quikferkel, Schätterhätz, Schnadergans, Schnarrdrossel, Surrimutz* (s. v. a. Brummbar), *Truthahn*;[128] zu der andern „Herr *Brummer*, der Beer,“[129] *Gücker* oder *Gücker* der Hahn, *gugger* und *guckezer* der Kuckuck, *Gluckerinn* die Gluckhenne, *Güger* ein altes Kalb, *Güller* der Truthahn, *Maukzer* und *Maukezer* und *Murner* der Kater, *murmeierin* d. i. *murmänerin* die Katze, *Mummeler* der Stier, *Quicker* der Buchfink, *Quakelir* in der Thierdichtung der Eigenname des jungen Raben, *Röler* abermals der Stier, *Schnarrer Schnerrer* und *Zärrer Zärrezer* die Schnarrdrossel. Hier überall liegt der Ableitung und liegt dem ersten Theile der Zusammensetzung

[124] „*Entequentlein* Heißt mein Entlein“ Simr. Kinderb. S. 262.

[125] Noch eher jedoch könnte *Schael* (der Ausdruck ist in Niederdeutschland üblich) das hochdeutsche *Schach* sein und wie *Scheckte* und *scheckicht*, die ja eben daher kommen, auf die Mischung der zwei Farben Schwarz und Weiß sich beziehen, die von je her (vgl. z. B. den Eingang von Wolframs Parzival und den Vogelgesang Str. 12) an diesem Vogel ist besonders beachtet worden. Offenbar ist auch ein *Scheckte* gemeint, wenn die Kinder singen „Geht das Pferdchen tripp trapp, Geht das Pferdchen *Schick Schack*“ u. dgl. (Simrocks Kinderb. S. 29 fg.), und *pica*, der lat. Name der Elster, ist von einer Wurzel mit *varius*, althochd. *fêh*.

[126] *Gugelhan* Vogelgesang Str. 8. *Gogelhan* Uhlands Volksl. S. 38.

[127] Vogelgesang Str. 2.

[128] *Murmeltier* jedoch wolle man nicht hieher rechnen: dieses kommt, wie die ältern und noch die mundartlichen Formen deutlich darthun, gleich dem franz. *marmotte* von *mus montanus* her: s. die Undeutschung fremder Wörter S. 58.

[129] Eselkoenig S. 18.

nicht unmittelbar ein Naturlaut, sondern ein Wort zum Grunde, das in verbaler Form der Ausdruck für ein Hervorbringen desselben, für das eigenthümliche Sprechen des jedesmal bezeichneten Thieres ist.

Wir haben jetzt noch diese Lautzeitwörter des näheren zu betrachten. Zuvörderst jedoch, da deren Zahl im Deutschen wie im Griechischen und Lateinischen groß und die Bildungsweise überall sehr mannigfaltig ist, erscheint es zweckgemäß und nothwendig, daß dieselben[19] und mit ihnen die Substantiva und Adjectiva, die dazu gehören, in übersichtlich vertheilter Aufzählung uns vor Augen treten. Die Mühe solch einer Zusammenstellung wird dadurch verringert, daß zum wenigsten für die beiden pelasgischen Sprachen dergleichen schon wiederholendlich im Alterthume selbst und auch, zumal für die lateinische, noch im Mittelalter oft ist unternommen worden, mit größter Vollständigkeit immer da, wo der Sammler lediglich den glossographischen Zweck verfolgte und somit ein einfach Verzeichniß der Thiere und ihrer Stimmen gab. Die Quellen der Art, aus denen ich schöpfe, die auch dem Zweck in solchem Maasse genügen, daß es nur hie und da noch eines Zuflusses von anderswoher bedarf, sind für das Griechische

A und *Aa* kleinere mit dem Namen Zenodotus überschriebene Stücke: *A* aus einer Leidener Handschrift abgedruckt in Valckenaers Animadversiones ad Ammonium III, 18; *Aa* aus einer Handschrift des Escurials in Iriartes Biblioth. Matrit. Codices Græci I, 308.

B Julii Pollucis Onomasticon V, 89. 90 der Ausgabe von Imm. Bekker. Mit wenigen Ausnahmen nur Vogelstimmen.

Ba Verzeichnisse in einer fast gänzlich von Constantin Lascaris geschriebenen Handschrift grammatischen Inhaltes zu Madrid, gedruckt bei Iriarte a. a. O. S. 308 fg.: Ὀρνίων φωναί, Ζώων und wiederum Ὀρνέων. Das erste, mit Abkürzungen, aus Julius Pollux.

[19] Ich wünschte sagen zu können „alle", muß aber um so mehr darauf verzichten, als ich es, schon was die Zahl der aufgeführten Thiere betrifft, nicht weit über 100 gebracht habe, während das „Glossarium Zoicum", das Joh. Iriarte bloß für das Lateinische zusammengestellt, aber soviel ich weiß nicht herausgegeben hat, deren 120 enthielt: Bibl. Matrit. Codd. Græci I. 309.

C Elianus de Natura animalium V, 51: nur eine Reihe von Stimmen, ohne daß der Verfasser auch die Thiere dazu benennte.

D Ammonius de Differentia adfinium vocabulorum unter dem Worte Φωνὴ.

E Verzeichniß eines Unbenannten: Handschrift und Abdruck wie bei *A*. Für das Lateinische, wo uns befremden darf, daß Isidorus solch einen Stoff sich hat entgehen lassen.[1])

F Varro de Lingua Latina VII, 103. 104: eine Anzahl solcher Ausdrücke, die von Dichtern auf das Reden und Thun der Menschen sind übertragen worden.

G Bruchstück aus Suetonius Pratum de Naturis rerum, in dem Thesaurus novus latinitatis (XII Jahrh.) zu dem Wort Barrire ausgezogen: Classic. auctorum cur. Maio tom. VIII, 77 fg. Vgl. Suetoni Reliquiæ von Reifferscheid S. 247—254.

Ga ungenauere Aufzeichnung derselben Stelle Suetons in dem Glossar Ugutios: s. du Cange unter Baulare.

H Apulei Florida III, num. 17.

J Ælius Spartianus im Leben des Antoninus Geta 5.

K Elegie de Philomela, nach Goldasts Angabe in einer Handschrift mit dem Namen Albus Ovidius Juventinus bezeichnet. Ich benütze den neuesten von Reifferscheid a. a. O. S. 308—311 gegebenen Abdruck.

L Verzeichniß „ex Regula Phocæ grammatici" unter den Auszügen aus alten Glossaren bei Maj a. a. O. VI, 610.

La. *Lb* andere Texte des vorigen, ohne den Namen Phocas: der erstere, kürzer als *L*, aus einer Paduaner Handschrift in Arevalus Anhängen zu Isidors Origg. XVII. überschrieben „de sonitu avium": es sind aber nicht bloß Vogelstimmen; der letztere in Papias Vocabulista unter Vox: ich benütze die Venediger Ausgabe von 1496.

[1]) Er sagt in Bezug darauf nur (Origg. XII. 7. 9) „Avium nomina multa a sono vocis constat esse composita, ut *grus corvus cygnus pavo milvus ulula cuculus gracculus* etc. Varietas enim vocis earum docuit homines, quid nominarentur", und nur eben dergleichen wiederholt sich nachher bei den Namen *grus ciconia ulula bubo corvus pavo turtur cuculus*.

M kleineres Gedicht „de vocibus animalium“: Reifferscheid a. a. O. S. 311 fg. Lesarten einer Wolfenbüttler Handschrift giebt Klein im Rhein. Museum XXIII, 379.

N Verzeichniß Aldhelms in seiner Schrift de Septenario et de Re gramm. ac metrica: Maj a. a. O. V, 569 fg. Beruht auf Sueton *(G)*, aber zugleich auf noch andrer alter Gewährschaft, darunter etwa Phocas *(L)*: Aldhelm selber sagt pluralisch „ut maiorum auctoritas tradidit.“ Eine Eigenheit theilt er mit den Griechen *AAaBaE*: wie diese auch die Angabe ἐπὶ ἁμαξῶν τετρηγέναι oder τρίζειν oder ἅμαξα τέτριγεν gewähren, obschon *E* die Ueberschrift hat Περὶ φωνῶν ζώων und *Ba* Ὀρνέων, ebenso und noch viel häufiger mischt Aldhelm Wörter auch für solche Töne ein, deren Urheber Menschen, ja Götter sind, wie *Infantes vagiunt*, *Rustici jubilant*. *Juppiter tonat*, oder leblose Dinge, wie *Amphora profusa bilibit* (zu lesen *bilbit*). *Litora murmurant*. Und das offenbar nur um noch über die Grenze hinaus vollständig zu sein, nicht aber weil er die Ankündigung, er wolle „species vocis confusae“ geben,[132] genau und in ihrer ganzen grösseren Dehnbarkeit nimmt: denn unmittelbar vor jenem „Rustici jubilant“ steht auch *Homines loquuntur*. Dergleichen Stimmen, die doch keine Thierstimmen sind, hie und da auch in den weiteren Wörtersammlungen bis *Nc*: all diese sind ja lediglich Wiederholungen Aldhelms, entweder Abschriften aus ihm und vollständig gemeint oder Verkürzungen oder auch Erweiterungen.

Na. *Nb*. *Nc*. *Nd*. *Ne* Abschriften von Aldhelms Verzeichniß, jedoch ohne Aldhelms Namen. *Na* in einer Handschrift des Vaticans: auszugsweise bei Maj a. a. O. V, LII. *Nb* in einer Leidener Handschrift: auszugsweise in Burmanns Anthol. Lat. II, 423 fg.; die Ueberschrift „Auguria multarum vocum.“ *Nc* in einer Sammelhandschrift Is. Vossens: wiederum nur auszugsweise bei Burmann a. a. O. S. 434 fg.; *Nd* in einer Wolfenbüttler Handschrift: die Lesarten theilt Klein im Rhein.

[132] Die Unterscheidung, die er zwischen *vox articulata* und *confusa* macht, stammt beinahe wörtlich aus Isid. Origg. I, 14 „Omnis vox aut est articulata aut confusa. Articulata est hominum, confusa animalium. Articulata est quae scribi potest, confusa quae scribi non potest.“

Museum mit, XXIII S. 379. *Ne* in einer Freisinger Handschrift des XI Jh. zu München, Cod. lat. 6292, Bl. 162: nach einer Abschrift, die ich Hrn Dr Lucian Müller zu Bonn verdanke, hinten als Beilage I abgedruckt.

Nf dasselbe Verzeichniß, jedoch mit Zusätzen hie und da, in einer Madriter Handschrift, unter dem Titel „Scarpsum in modum glose. ex lib. iosepi": bei Iriarte, Bibioth. Matrit. Codd. Graeci I, 310 fgg.

Ng gleichfalls Aldhelm, aber mit einigen Kürzungen und so, daß durchweg die pluralische Form der Worte gegen den Singularis, *Aquila clangunt* gegen *Aquila clangit* u. s. f. vertauscht ist; paßlicher als andre Texte überschrieben: „de vocibus sensibilium et insensibilium rerum." Aus der Abschriftensammlung des Franz Junius zu Oxford gedruckt in Nyerups Symbolæ Sp. 332—334.

Nh noch weitere Kürzung des singularischen Verzeichnisses, Vocis VARIÆ ANIMANTIUM betitelt: der Anfang aus einer Ambraser Handschrift zu Wien in Lambecii Commentariis de Bibl. Vindob. II, 951; das Ganze aus einer Leidener Handschrift in Burmanns Anthol. Lat. II, 424, dorther also auch die in Nyerups Symbolæ S. 334 fg. gedruckte Junianische Abschrift. „Animantium": aber den Schluß machen hier wie in *Ng* die Glossen *Ignis cupitat*, *Ferrum stridet* u. s. w.

Ni dieselbe und ebenso überschriebene Abkürzung: aus einer mir unzugänglichen Quelle, ‚Polemi Silvi latereulo", in Reifferscheids Sueton S. 251.

O Frühlingsdichtung, ich weiß nicht ob von Wernher von Tegernsee, in einer Tegernseer Handschrift des XII Jh. zu München, Cod. lat. 19411, S. 15 b —16 b: hinten abgedruckt als Beilage II. Die am meisten gebrauchte, oft aber auch mißverstandene und verderbte Quelle des Verfassers ist *K* gewesen.

P Frühlingslied der Benedictbeurer Handschrift zu München: Schmellers Carmina Burana S. 185; nur Vogelnamen und -stimmen.

Q Beilage III aus der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Basel (XIV Jh.) B XI. 8, Bl. 41 rw.

R die drei von Wernsdorf Poetæ lat. min. VI, 1, 255 aus einer Helmstädter Handschrift mitgetheilten Anfangsverse (leoninische Hexameter)

eines „fragmentum carminis de vocibus animalium, quod plures versus cum nostro [Juventini Philomela] communes habet.“

Für das Deutsche endlich, auch wenn ich dabei wie schon bisher mich wesentlich auf das Hochdeutsche in seiner dreifachen Abstufung beschränke, gehen mir leider fast alle derartigen Vorarbeiten ab. Die althochdeutschen Worte sind nirgend zu ihrer Zeit selbst gesammelt, weil Isidorus, die gewohnte Grundlage der damaligen Realglossare, die lateinischen nicht gesammelt hatte; spæterhin sind es einzig Frauenlob, der in einem seiner Sprüche, dann der Verfasser des Eselkœnigs und Abraham a S. Clara, die öfters geflissentlich ganze Reihen solcher Ausdrücke häufen, jener S. 184 u. 222 fg., letzterer z. B. I, 52. IV, 400. VII, 6 u. X, 692. Næchst diesen beiden, die für den Gegenstand, der uns vorliegt, auch sonst noch reich ergiebig sind, gewæhren dem Stoffe gemæß, welchen sie behandeln, Konrad von Megenberg und das Geistliche Vogelgesang das Meiste. Also

S Frauenlob, in Ettmüllers Ausgabe Spruch LIV, 1—6.

T Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg, hsggb. von Franz Pfeiffer.

U Eselkœnig durch Adolph Rosen von Creutzheim (kein wahrer Name, sondern erfunden mit Bezug auf die Rosenkreuzer), nach der Vorrede „Anno 1617 — schon getichtet vnnd volbracht“, aber erst acht Jahr nachher gedruckt.

W Das Geistliche Vogelgesang, wie hinten Beilage VI dessen Text und Lesarten giebt.

Y Abraham a S. Clara nach der neuen seit 1835 zu Passau und Lindau erschienenen Ausgabe seiner Werke.

Sonst füge ich den deutschen Worten meist keine Belegstellen bei, ausser wo ein älterer Ausdruck in den gangbaren Wörterbüchern fehlt oder deren Angaben nicht genügen oder für einen neueren sich die passende Gewæhrschaft zumal eines Hölty, Bürger, Voß, Schmidt von Wernenchen bietet.

Vogel.

Aeredula: *rurilulans* oder *rurirulans* K. *rupillulat* O.

Adler: κλάζειν AaBBa: κλαγγή BBa(C); κλαγγάνειν, κλαγγάζειν; καγκλάζειν AE. κλαγκάζειν A; φθέγγεσθαι. — *clangere* GKLLabNNbcegO. *glangere* Ga: *clangor* Plin. Hist. nat. X, 3; *murmuratio* ebd. — Mhd. *glîen* Wigamur 1452. 1470; *wîen* ebd. 1453.

Amsel: κοψίχων σίζειν Ba. κοψίχους σίζειν B; κόσσυφος πιπίζει E. — Merulus *cincinat* K; *zinzilat* M. *zinzilant* Nabede; *cincitat* O *zinzitant* NNf; *zinziare* GLLab. mulorum *zurgiare* Ga; *tinnitat* K Lesart; *frindire* LLbNg *frendere* La. *frendit* Ni; merulae *fringultiunt* H; *sclingit* Nb.

Auer- und Birkhahn: nhd. *balzen; pfalzen* Uhlands Volksl. S. 244. *falzen* W 33.

Brachvogel: nhd. „der grüne Regenvogel *pfeift*“ Schmidt Gedichte S. 44: *Regenpfeifer.*

Distelfink: ἄιδον ἀκανθίδες Theocr. VII, 141.

Dohle κλώζειν BBa; κολοιᾶν B. — graculorum *fringulire* GKLLb. *frinculire* La. gabriarum *fringulare* Ga. *fringulat* Ng. *frigulat* K Lesart; *fringit* O; *grincire* Lb. *grinciunt* Nf. *grintiunt* Nbede. *griciunt* N. — Nhd. *krächzen; kecken* Luther Leseb. III, 1, 169 fg.

Drossel: καχλίζειν; καχλάζει E. καχλάζειν Ba. — *trucilare* GGaLLaNi. *trucilat* oder *trutilat truculat turculat* K. *truculat* O. *cucillare* Lb; *faccilat* MNNc. *faccillant* Na. *facillant* Nbef. *facilare* Lb; *soccitare* GGaLLbNNfg. *socitant* Nede. *sotitant* Nb. — Nhd. *schnarren, schnerren; zürren, zürrezen: Schnarrer Schnerrer Schnarrdrossel* und *Zürrer Zürrezer* die Misteldrossel; „Jene Fichten, wo, trotz hærnen Schleifen, Unbesorgt die Sommerdrosseln *pfeifen*“ Schmidt Almanach 1798 S. 7.

Elster: pica *concinnat* O: aus „pica loquax varias concinnat gutture voces“ K. — Nhd. *gaken* Stalder; „schwetzen vnd *hetzen* U 219 (ohne die Elster zu nennen): Name des Vogels *Hetze* oder *Hetzel: schättern:* Name *Schätterhätz* Schmeller; *Schackelster?* s. oben S. 42 Anm. 125; „der Hetzen *schwetzen*“ U 222. vgl. 219; *schwätzen, blodern* Schmeller

I, 334. „Doch der Jude scheint mir auch ein Elstermännchen, welches *plaudert*“ Platen Gabel III.

Ente: *tetrinit* od. *tretinnit* od. *titinnit* K. *tetrinnit* O; *recrissare* d. i. *tetrissare* Ga. *tetrissitare* GLNg. *tetrisitare* Lb. *tegunnitare* La. *tretissant* Na. *teretissant* NNe. *teretrissant* Nb. *teretrissitant* Ne. — Nhd. *quaken; gaken* Stœbers Volksb. I, 69; *platzen* Froschmäuseler II, 4, 2; *schnattern,*[133] *schnadern* U 222: „Hier unterhält uns mit *Geschnatter* Der Erpel (Entrich) hinterm Lattengatter“ Schmidt Ged. S. 245. „Bei des Entrichs Lust-*geschnatter* Grüßt man freundlich den Gevatter“ Schmidt Alm. 1802 S. 91; *kricken? Krickente.* Die wilden Enten *schreien* den Jægern: „Dœrtchen hœret zuerst — *Schreien* die wilden tauchenden Enten“ Schmidt Ged. 156. „die Enten *schrien* im Seegesträuch“ dessen Almanach 1798 S. 30.

Eule. Γλαῦξ: κικκαβάζειν, κικκαβίζειν; κακκαβίζειν, κακαβάζει E. κακαβάζειν A; ἰύζειν B. entstellt νίζειν Ba. Σκῶψ: γαρύσσθαι Theocr. I. 136. Ὀλολυγών? τρύζειν Theocr. VII, 140. — Bubo *bubulat* K. *bubilat* KO; *murmur* K; *stridor.* Noctua *cucubat* K. *cucubire* GLbNNbeefg. *cuccubire* L. *caccubire* Ga. *cubire* La; *gemere; garrire? garrula* Plin. Hist. nat. XVIII, 87. Strix: *stridere* K; *sonans* K. „Ast *ululant* ululæ lugubri voce canentes“ K. — Eule: *heulen* U 222. „Auch die Eul, die nicht singen kann, Zeigt doch mit ihrem *heulen* an, Daß sie Gott auch thu preisen“ Mitternachtslied im Simplicissimus I, 1, 7; *wixen* Simplic. I, 2, 31; „und die Eul' im Glockengestühl *schnob*“ Voß Luise I; *stuzen* T 223, 33 fgg.; *pfeifen, Pfiff;* „wie des Thurms Horneule *schreit*“ Schmidt Alm. 1802 S. 95. „zum *Geschrei* der Fledermäus' und Eulen“ 1798 S. 22; Noctua, nocticorax althochd. *nahtagala nahkela* Graffs Sprachschatz IV, 178: also das Zeitwort *galan* oder *gelan?* vgl. unten die Nachtigall und bei Anm. 176; mhd. *singen:* „aber daz *singen* hieze paz greinen und wainen“ T

[133] In Konr. Geßners Vogelbuch Bl. XXIX vw. „Etliche breitfuessige vœgel habend breite schnæbel, als die Gauß vnd Ent, vnd all jr geschlächt: dann also sind sy kommlich zuo graben vnd im kaat zuo *schnatteren*“: hier bezeichnet dieser Ausdruck nur das mit dem Wühlen im Koth verbundene Geräusch und das geräuschige Wühlen selbst. Vgl. Anm. 145.

208, 26. Uhu: *heulen*. Uhu*geheul* Voß der bezauberte Teufel; *huren, hauren*, Name des Vogels *Huri Hauri* Stalder, *Hüru* d. i. Hürhu Geßners Vogelbuch Bl. CLIX rw. fg.; *tuten* Sagen der Br. Grimm 311; „d H *krœjt* Uhu" Stœbers Volksb. I, 67; *schuhen, schuhuhen* Rückert Lieder u. Sprüche S. 113 fg. Eule und Uhu in der Waidmannssprache *rufen*. „Und das Leichhuhn schlug an die Kammerfenster und *heulte*" Hölty der arme Wilhelm; „das Leichhuhn *schreit*" desselben Adelstan.

Fasani *cucurritant* Nf.

Finke: *frigutire* F. — Nhd. *pinken, hinken* Wunderhorn I, 400; *quicken:* der Buchfink *Quicker* Schmeller; *schlagen:* „Wenn beim Eiernest ertönt des Finken *Schlag*" Schmidt Alm. 1802 S. 122.

Galvae d. i. galbulæ? *fringilliunt* NNbc *fringilunt* Ne

Gans: παππάζειν B; πλαταγίζειν. — *gracitat* od. *graccitat* K. *craccitat* O *gingrum, gingrire; griare* Lb; *gliccire* LLa; *trinnit* M *trinniunt* Nabc. *trinnunt* Ndc *trisniunt* N. *crinniunt* Nf. *crinciunt* NNbcc; *sclingere* GaLb. *sclingire* La; *clingere* L. *clingit* Ng *glingit* Ni; *clangere* G. *clangor* Liv. V, 47. Plin. Hist. nat. XVIII, 87. — Mhd. *gâgen*, ebenso noch Vogelgesang 9. „Ey so *gag* dir in deinen Hals" Ganskœnig E iij vw; nhd. *gaken* Stalder, „Bald *gackten's* auch den ganzen Tag die Hühner und die Gänse nach" Bürger Vogel Urselbst; *dadrauen, dadern* Uhlands Volksl. S. 570. „Ja man wird auch zu jeder frist Von jhrem (der Gans) lob viel han zu *tadern* Vnd gleichsam wie die Gänse *schnadern*" Gansk. F viij rw.: diese beiden auch, aber ohne die Gans zu nennen, U 219. „*schnattern* Gans und Gänserich" Schmidt Ged. 224; *bladern:* „die *Schnadergans*, die *Bladergans*" Leseb. II, 234; *quitelu* T 168, 26 fgg.; „die *zischende* Gans, die die wolligen Kleinen in Schutz nahm" Schmidt Ged. 8; mhd. *schrien* Helbling I, 579. „indeß die Gans des Nachbars *schreit*" Schmidt Alm. 1802 S. 257; *singen, Gesang* s. Anm. 54 u. 172. Rollenhagen in dem Widmungsgedicht seines Froschmäuselers häuft um das Sprechen der Frösche, der Gänse und der Weiber zu bezeichnen folgende Synonyma (wir haben nun nach jeder der drei Seiten hin das Aussuchen): *köddern, kdzen, kosen, kallen, kackeln, quackeln, klappern, lallen, plappern, pletteren, plerren, parlaren, reden, rühnen, rufen, rahren, schwatzen.*

sprachen, sprücken, schnattern, sagen, seggen, schnacken, tattern. Wilde Gänse *schreien* den Jægern; „Sieh da! sieh da! *trompetend* zieht Her über Feld die Gans“ Schmidt Ged. 103.

Geier: *pulpare* GGaKLLaNgO. entstellt *pionpant* NNbcef; *pulpulare* Lb. — Mhd. *glîen* Wigamur 1452. 1470; *wîen* ebd. 1453.

Habicht: ἱέραξ κρίζει BaE (κριγμός C); ῥύζειν BBa. — Accipitres *pipant* KNN[illegible]; *pipilat* Q. *pipitare* Ga. *piplant* Nc. *plipiare* GLLabNNg. *piplunt* MNabcde. aquila vel accipiter *quillat* Nf. Muriceps (falls nicht *sorex* zu bessern ist) *desticat* Ng. — Mhd. *glîen;* nhd. *pipen* Voß Kirschenpflückerinn.

Hacher: κίττας κιτταβίζειν BBa. — Nhd. „des Hægers spotten und *kæken*“ U 222; „es *krächzte* der Rack mit himmelblauem Gefieder“ Voß Luise I; mhd. *schrîen* Wolfr. Wilh. 407, 11.

Hahn: κοκκύζειν BE. ἀλέκτωρ κοκκύσδων Theocr. VII, 124; ᾄδειν AAaBBaE (ᾠδή C): ἀοιδός Theocr. XVII, 56; κλαγγή — *cucurrire* GKLLabNNbceg. *gugurrire* K Lesart; *canere, gallicinium, cantus, cantare* LLabNNbcefg. — Goth *hrukjan*, Subst. *hruk;* ahd. u. s. w. *chrâan*, Subst. *hanachrât*; nhd. „zu *krehen*, zu *kirren*“ U 250; *kürlücken* Froschm. III, 1, 8; *gocken gucken! Göcker Gücker* Schmeller;[134] mhd. *singen* und *gesang* Isengr. Noth 125. 133. T 192, 13 fgg. (Z. 25. 168, 27 *kræen*); „er sah in manchen offenen Hofraum, in dem nur der Haushahn bei seinem Einblick *schätterte*“ Auerbach Neues Leben I, 227; *quiteln* T 192, 29; „si *grisgramt*[135] als ein hane“ Altd. Wäld. III, 206. Vom welschen

[134] Mit Spitzung des *ü* in *i* und nun dem Ablautspiele *i* und *a Gickerle Guckerle:* Schlesisches Kinderræthsel in Stœbers Volksb. I, 186. Eine Vermischung von *Gockel* und *Göcker* ist „Herr *Göckler* der Hahn“ U 234 fgg.

[135] Den ersten Bestandtheil dieser allitterierenden Zusammensetzung habe ich in meinem Altd. Wörterbuche falsch erklärt. Das altsächs. *gristgrimmo* und die mehrmaligen auch althochd. Schreibungen mit *crist* (ja noch in Grieshabers Predigten I, 111 mit *grust*) weisen auf das angelsächs. und engl. *grist* Mehl: *cristcrimmôn criscramôn* u. s. w. heißt also eigentlich wie malend mit den Zæhnen knirschen, und das Sprichwort „*Gries* kennt den *Grawen*“ (Pfeiffers Germania IV, 331) hat den ursprünglichen Sinn von *Griesgram* auch verkannt.

Hahne *truten?* Im Elsaß *Drud* das Hirtenhorn, *druden* es blasen: daher *Truthahn;* „der *kollernde* Puter" Voß Luise I. „Der Truthahn *kullert*" Schmidt Alm. 1802 S. 103; *güllen* Stœbers Volksb. I, 162; *kaudern* Schmeller.

Henne: Eier legend κακκάζειν, κακάζει BaE. μελεαγρίδης κακκάζειν B; κακλάζειν A; κλώζειν, κλωγμός. Die Küchlein μυρίζειν? ὀρταλιχοὶ μυροί Theocr. XIII, 12. — *pipat* Varro bei Non. pg. 156; *crispire* G; Eier legend *cacillat* KMNNf *gacillat* O. *caccinant* Na. *cacinnant* Nbdc. *cracinnunt* Ne; *gracillat* K Lesart, *cracitat* Ng; *glocinnt* Nf. *glocitare; gluttire.* Die Küchlein *pipiunt* Colum VIII, 5, 14; *pipare* Varro bei Non. pg. 450. NNf: *pipatus, pipulum* F; *perpitant* Nae. *perputant* Nb. *perpipant* Ned. entstellt aus *pipilant?* — Ahd. mhd. *singan* Otfried IV, 13, 36. Isengrins Noth 125. Neidhart 40, 1 (vgl. Schmeller III, 271). T. 194, 1; Eier legend nhd *gacken* Y VI, 469. *gagacken* Simrocks Kinderbuch S. 76. *gagagagen gagagacken* W 13; *gagern* Y I, 52. *gackern*; „Die Henn' erweckt dich dann vom Schlaf, Sitzt auf der Pfort' und *kakelt* brav" Schmidt Alm. 1802 S. 11. „Hat ein Hühnchen beim Eierlegen *gekakelt?*" Voß Luise 1; mhd. *gagzen* vdHagens Minnesinger II, 384 a. Mones Anzeiger IV, 370. *gakazen* Schmeller II, 23. nhd. *gagezen gagizen gackezen gackzen* Y I, 423 II, 60. VII, 6. X, 602. XIX, 71 „Täglich sängen unterm Dach die Vœgel, *Gaxten* Hühner, brummten Stier und Kuh" Schmidt Ged. S. 186. „Wann die henn je *gatzen* ließ, so wißt man nit das sie gelegt het" SFranck Sprichw. I, 89 rw.; im Züricbiet *gugelen;* die Küchlein hütend *glucken (Gluckhenne, Gluckerinn):* „Sobald die Henne warnend *gluckt*" Schmidt Ged. S. 245. „laß dein *Glucken,* du Küchlein!" Voß Luise II; *gluckzen;* mhd. *krotzen* aus *krockezen* Frauenlob Spr. 304, 3. Mhd. zuweilen auch wie von dem Hahne *krœjen:*[126] wenn aber Spervogel sagt „dan *krœt* diu henne noch der han" Minnes. II, 376 a. und es in einem

[126] „Es was dennoch sô spæte, daz nindert huon dâ *krœte*" Parziv. 194, 6; „gans enschrit noch huon en*krœt*" Helbling I, 579. Oder darf man annehmen, *huon* sei gelegentlich das allgemeinere, den Hahn mit einbegreifende Wort gewesen? In Isengrins Noth 125 wird von einem Hahne gesagt „er — sang im als ein vrœlich *huon.*"

Lied aus dem Kuhländchen heißt (Meinert I, 14) „da *kræhte* das andere Höllenhuhn," so ist jenes ein Zeugma,[131] und mit dem Höllenhuhne kann nur, im Gegensatz zu der Himmelstaube die vorhergeht, der Höllenvogel der Rabe gemeint sein.[132] Die Küchlein *pipen, pipizen* Y VII, 6. *pipsen; zipen* Schmidt Ged. S. 105. 251. Almanach 1802 S. 51.

Kiebitz: nhd. „Und horchten auf die Melodien, Die Kiebitz und Rohrdommel *schrien*" Voß die Kirschenpflückerinn; „Fernher *rief* Rohrdommel und Kiebitz" dessen Luise 1; „Der Kiebitz *ruft* im Binsenthal" Schmidt Alm. 1802 S. 12.

Krache: κρώζειν BBaE. Aristoph. Av. 2. 24. — *butant* NNbce. *bittant* Nf; *garrit* Ng. *garrulat* O: vgl. *garrula cornix* Ov. Met. II, 547 u. a.; *lupilulat* P. — Nhd. *kecken* Luther Leseb. III, 1, 169 fg.; *gaken* Stalder; *krüchzen* U 222; mhd. *ruofen* Wigal. 160, 2; *schrîen; singen* Geßners Vogelb. Bl. CLXIII vw.

Krauich: κλαγγή BBa. κλαγγάζειν BBa. καγκλάζει E. καγκάζειν καὶ κλαγκλάζειν Ba; κρώζειν Aristoph. Av. 710. — *gruere* GGaKLLabNNfgh. *gruuit* Ni. *grurit* O; *grugulant* NNf. *gurgulant* Nd; *gruddant* N. *gluddant* Nf; *susurrare* Isid. Origg. XII, 7; „*Arisare* gruis est quando *clamat*" Papias; *grocitat* Herzog Ernst in Haupts Zeitschr. VII, 218, 5; *clamor*. — Nhd. die Kraniche des Ibycus bei Schiller *krahn;* „mit *Geschrei* und vorgestreckten Hälsen Kraniche" Schmidt Alm. 1802 S. 40.

Kuckuck: κεκκύζειν B. Auch das einfacher gebildete und anders vocalisierte κωκύειν, das Homer von wehklagenden Weibern braucht, mag eigentlich den Kuckucksruf bezeichnet haben. Den Slaven ist derselbe ein Geschrei der Klage, und ihre Dichtung liebt es wehklagende Weiber mit dem Kuckuck zu vergleichen: s. Ἔπεα πτερόεντα S. 42. — cuculi *cuculant* KP. guculus *guculat* O. cucularum *cucusare* Ga. *cantans* M (statt

[131] Noch stärker, durch die Entstellung von *Hahn* in *Hund*, das Zeugma „Da wird nicht *Hund* noch *Hahn* nach *krahn*" Burger zum Spatz. Vgl. Anm. 182.

[132] Vgl. noch unten bei der Taube, über Hahn im Sinne von Vogel unten Anm. 183, über den Gegensatz von Taube und Rabe Ἔπεα πτερ. S. 38 fgg. Der alte Spruch aber „Wenn die Henne *krähet* vor den Hahn Und das Weib redet vor den Mann, So soll man die Henne braten Und das Weib mit Prügeln berathen" (Leseb. II, 235) geht auf eine Henne, die unnatürlicher Weise für den Hahn, anstatt des Hahnes krœht.

nunculus mit der Wolfenb. Handschr. zu lesen *nunc cuculus*). — Ahd. *gucchôn* Leseb. I, 139, 16. mhd. *guggen*, mhd. nhd. *gucken* Lesarten zu Konr. Gold. Schmiede 132. „die Predicanten haben gethon, wie die gäuch in den dörffern thun, da *guckt* ein gauch einmal, der ander zweymal, der drit dreymal &c. Also hat ein Predicant den Passion in einer stund geprediget, so hat der ander vber jn wöllen sein vnd hat zwo stund dar an geprediget, der dritt drey stund, ist in gewonheit komen, das einer acht stund soll predigen" Pauli Schimpf u. Ernst 401 Frankf. 1550. Klaj oben S. 23. *kucken* GSchmiede 132. U 228. *gugugen* GSchm. 132. *guckuken* Renner 5862. *kukuken* Rückerts Lieder u. Sprüche S. 114: dazu der Name des Vogels *gugger* Mones Anzeiger VI, 346 u. Stalder, *Gucker* Geßners Vogelbuch Bl. LXX vw. und zusammengesetzt *gucgouch* Minnes. II, 213 b. *Guggauch* Geßner a. a. O. *Guckgauch* Ganskœnig A ij rw. *Guckauch* Sittewald I (1650), 448;[138] ferner mhd. nhd. *gugezen, gugizen guckezen gugzen guchzen gutzen* GSchmiede 132. Renner 11341. Schmeller:[139] dazu *guckezer guckitzer* Schmeller, Pfeiffers Germania VI, 190. *Gutzgauch* Uhlands Volksl. S. 36. 43. 387. 573. *gützgauch* Pf. Germ. VI, 88. „Rat. Im winter auß. im summer an. mein kindt zeucht ain ander man. an meinem gesang kent man mich. rat wer bin ich. Antwurt. ain *gütz gauch*" Rath- u. Fragebuch Bl. c ij vw.; nhd. *rufen:* „Der Güggück *rueft* Güggü" Stœbers Volksb. I, 69. „Fernher *rief* Rohrdommel und Kiebitz, nahe der Kukuk, Ringsum Amsel und Fink und Emmerling" Voß Luise I. „Indessen *ruft* die Unk' im Teich, Der Kuckuck in der Ferne" Schmidt Almanach 1802 S. 46. „Du *Rufer* zwischen Rohr und Sträuchen" Hagedorn der Guckguck; *schreien* Leseb. II, 36, 25. Hagedorn a. a. O.; *scherzen* Uhlands Volksl. S. 244; „Dœrtchen hœret zuerst den Kuckuk *lachen* im Seerohr" Schmidt Ged. S. 156; *singen*

[138] *Guggaldei* in einem Spruche Walthers 55, 21, wenn es ebenfalls den Kuckuck bedeutet, beginnt wohl auch mit dem Zeitworte *guggen*, lenkt dann aber auf einen ganz andersartigen Begriff, vielleicht nur in ein Lautspiel ab: vgl. oben S. 26 Anm. 56.

[139] Wie *gucken* oder *kucken* (U 228. 230) wird dann *guckezen* und *gutzen* auch von einem Schauen nach Art dieses neugierigen Vogels gebraucht: Schmeller II, 27. Leseb. II, 89, 26.

Mones Altt. Schauspiele S. 131. Pf. Germania VI, 88. Froschm. I, 1, 10. *sane* Freidank 140, 9. 143, 15 fgg. *gesank* Germ. a. a. O; *gouchen* S und *kuckauzen* U 218.

Lerche: ἄειδον κόρυδοι Theocr. VII, 141. — *garrit* P. — *Tirelieren*: „Gott giebet so genau auf das Koaxen Acht Als auf das *Direlirn*, das ihm die Lerche macht" Angelus Silesius; „es *dirdirlir, dirdirlir, dirdirlirlret* die Lerche" Burken.

Meise: *tinnipat* M, *tinnipant* NNbc (s. unten Anm. 147) f. *tinipant* Ne. Conjunctivus *tinnipet* oder *tinnînet tinnîtet timpanet* K. noch entstellter (vgl. jedoch beim Rebhuhn und bei der Schwalbe τιτυβίζειν) carrus d. i. parrus *titubat* O; *zinzilat* M Lesart. — „S Maisle *pfift* Ziwi ziwi" Stœbers Volksb. I, 69.

Nachtigall: τερετίζει BaE; μινύρεται Soph. Oed. Col. 671; ᾄδων BBa; εὐστομῶν BBa aus Soph. Oed. Col. 18.[141] — *pipillare* Anthol. Lat. 1459; *minurire; garrire* H; *garrula* Anthol. Lat. 1459; *murmurare; cantare* K. — *zücken* W 20; „Da fieng erst die Nachtigall für sich allein an, so Kunstreich zu *singen*, daß es nit außzusprechen. Dieselbe wuste jhr stimlein so artig zuführen vnd sittsam zuänderen, halt hoch, dann nidrig: ytzt heimlich dann Laut, halt zog sie jhr stimlein in langen Thon: vnd brach dann widerumb ab, *schlug* darauff die stimme mit dem Zünglein, halt *Zwitzert* sie, vnd wuste die intervallen der Stimme recht wol vnd Kunstreich zuverwechslen. Also das der Elephant vnd Hirsch für grosser Anmut darvber schier verzucket waren" U 222; *zinzeliren* Klaj nach dem lat. *zinzilare;* „die melodische Nachtigall *gluckte*" Schubart der Frühling; „Sie *gurgelte* tief aus der vollen Kehle Den Silber*schlag*" Hölty auf den Tod einer Nachtigall; „Eine Nachtigall flog, als ich mein erstes Lied, Süsse Liebe, dir sang, *flotend* um mich herum" Hölty die Liebe; mhd. *toubieren* Minnes. II, 84 a, mit undeutscher Endung das deutsche Wort *touben* d. h. etwa auch s. v. a. floten oder als

[141] *Εὐστομοῦσ' ἀηδόνες* wie Spee Trutzn. S. 275 „Schenes Fräulein, Stimm der Wälden, *Wohlberedte* Nachtigall!"

trompeten;[161] „der Wälder Wiederhall Antwortet überall Und froher *schlägt* die Nachtigall“ Voß Pfingstreihen; *singen;* ahd. *gelan, galan?* davon *nahtegela nahtegila nahtagala nahtegula:*[162] vgl. oben bei der Eule u. unten zwischen Anm. 171 u. 172. *gal, schal* und *gebreche* Minnes. II, 29 a. *schal* und *gal* ebd. III, 200 b.[163]

Papagei: *plappern;* in Baiern der Vogel selber *Papperl* (Schmeller I, 290. Brentanos Mærchen II, 22 fgg.), eine Umdeutung des fremden Namens auf *pappern pappeln* schwatzen, während das anderswo gebräuchliche *Papchen* nur eine Abkürzung desselben ist. In Bürgers *Papelpapchen* (Vogel Urselbst) beiderlei Worte zusammengesetzt.

Pelican: mhd. *rüeheln* T 209, 17.

Pfau *paupulare* GGlaLLab. *pupulat* KNg. *papulant* Ne. *paulidant* NNbe60. *pululat* K Lesart.

Rabe κράζειν; κρώζειν AE. — *craxare* L. entstellt *cruxare* LB. *grahant* Nf; *crocit* Nhi. *croccinat* Nbedef. *croccant* NNbede. *crocant* Nf. *crocitare* GGaKLLabNNgQ. *crocitat* O; *coracinare; singultu* quodam *latrantes* Plin. Hist. nat. XVIII, 87. — Ahd. *chrockezan;* nhd. *krächzen; gecken*

[161] Vgl. Anm. 56. „Mit pfifen und mit *tüben* Füert man die brüte heim“ Lied in Tschudis Chron. Helvet. II, 412 b. *tüben tuben* Mittelhochd. Worterb. III, 45. Vom lat. *tuba* oder doch als Lautwort damit zusammen zu stellen.

[162] So wird auch das lat. *luscinia,* falls man den ersten Theil dieses Wortes mit *lucidus* und *lucus* verbinden darf, die Dämmerungssängerinn bedeuten.

[163] Die ältere Dichtung liebt es dem Gesange der Nachtigall das Geschrei der Frosche gegenüber zu stellen: Walther 27, 21 fgg. (wonach ein ungedrucktes Gedicht des Strickers) Froschmäuseler I, 1, 2; oder das des Ochsen: Freidank 139, 20 fgg.; des Esels: ebd. 142, 7 fgg. auch Bürger in dem Epigramm Die Esel u. die Nachtigallen; namentlich aber des Kuckucks: Minnes. I, 310 b. II, 213 b. Gold. Schmiede 131 fgg. Uhlands Volksl. S. 45. 387. Froschm. 1, 1, 10. Im sechzehnten Jahrhundert ein Lied, wie Nachtigall und Kuckuck um das Meisterstück singen und der Esel zu Ehren des letzteren das Urtheil spricht: Leseb. II, 175 fg. Der Eselkönig Cap. 19 führt das weitläuftig aus, und auch Chr. Gryphius in seiner Lob-Schrifft des Guckgucks macht Gebrauch davon.

Hoffmanns Spenden I, 12; *gaken* Stalder; *quaken* bei demselben; *quakeln*? niederd. in Reinke 4625 *Quakelêr* der Sohn Rabe; *krœhen* oben S. 53 (Henne) und Wunderh. II, 200; „dort *kreischen* Rab' und Wiedehopf" Schmidt Alm. 1802 S. 88; mhd. *singen* Anm. 175.

Rebhuhn: κακκαβάζειν A. κακκαβάζειν BE. κακκαβίζειν Aa; τρίζειν: τῶν περδίκων οἱ μὲν κακκαβίζουσιν, οἱ δὲ τρίζουσιν Aristot. Hist. anim. IV, 9; τιτυβίζειν[115] B: ἀμφιτιττυβίζειν Aristoph. Av. 235. — *caccabat* K. *caccabare* LLa. *cacabat* K Lesart, LbMNNbeeg. *cacubant* Nf. *cicabat* O; *racitat* K Lesart. — „des Rebhuns *kirren*" U 223.

Rohrdommel: butio *buttit* oder *butit* oder *bubit* K. *butit* O. — „Und horchten auf die Melodien, Die Kiebitz und Rohrdommel *schrien*" Voß die Kirschenpflückerinn; „Die Lerche singt aus blauer Luft, Die Grasmück' im Klee, Und dumpf dazu als Brummbaß *ruft* Rohrdommel fern am See" Voß Heureigen.

[115] Das lat. *titubare* hat erstlich ebenso den Sinn des Stotterns angenommen wie von der Henne aus *gacken* und *gackezen* (Stalder u. Schmeller) oder ablautend *gicksen* und *gucksen* (*Gigacks* ein Stammler) und sodann den des Hin- und Herschwankens wie mittelhochd. *gegen* (s. unten Anm. 204) und *gegenen* Parziv. 149, 26; *gegen* und *gegern* so auch bei Stalder. So lassen auch *zeig* (Anm. 194) und *zeigern* sich verbinden, und mit derselben Uebertragung von einem Laut auf eine dem ähnliche Gebærde bezeichnet uns *dudeln* auch ein træge sich dahinziehendes Handeln und kann *zittern* sehr wohl von *Zither* abgeleitet sein, während umgekehrt *geigen* ursprünglich (altnord. *geiga*) s. v. a. zittern ist. Die Lautworte *bummeln* und *bummeln* drücken dann auch das erstere ein Herunterhangen und Schwanken, das letztere ein unthætiges Schlendern aus: hier vermittelt die Anschauung des bewegten Glockenschwengels den Uebergang. Ebenso, wenn *wispeln* im älteren Hochdeutschen nur zischen bedeutet, im Niederdeutschen des Fuchs Reinke dagegen Z. 5109 wedeln und in der Schweizer Mundart ruhelos hin und her fahren, *Wispel* aber einen Menschen, der in solcher Art unstæt ist, liegt der Begriff des Züngelns in der Mitte. Mit all dem vergleichen sich nächst den Ausdrücken in Anm. 219 die in Anm. 133. 150. 151. 152 gegebenen Beispiele (einige von den vielen, die sich ringsum bieten), wie Worte für einen Laut sich noch auf die begleitende Gebærde oder Thætigkeit und solche für eine Gebærde auf den begleitenden Laut ausdehnen.

Rothkehlchen: *zinzinulare* oder *zinzilulare* oder *tintinulare* K.[160] — Nhd. *zicken* W 24.

Schwalbe: τερετίζειν; τρύζειν; ψιττυρίζειν BBa; τιτυβίζειν Ba. τετυβίζει L; τιτίζειν — *trisat* KMNNabedef. *trutissant* NNf. *tricissare* Lb. *trissitant* Nabcde, entstellt *trisphat* O. *trinsat* K Lesart; *finsat* P; *fintinire* Ga; *minurrire* GGaLLabNgh; *garrire: garrula* hirundo Virg. Georg. IV, 307. M. — Nhd. *tischtaschela* Schmeller; *zwitschern; girren:* „die lärmende Schaar der liebe*girrenden* Schwalben" Schmidt Ged. S. 12; niederd. *quattelu* KSchiller II, 16 b.

Schwan: ᾄδειν BBaL (ᾠδή C). — *drensare* GaKLLbO, entstellt *trinsat* P. *dresesat* Ng. *dresare* G. *densare* La; *drensitant* NNbeef *desitant* Nade. *desitant* Nb. *denistant* NNf; *clangere; canere: canor, canorus; carmen* H. — Ahd. mhd. nhd. *singen.*

Specht, merops: *zinzinulare* oder *zinzilulare* oder *tintinulare* K. *sincidulat* O. — „des Spechtes *kicken* und picken" U 222; „der Grünspecht *knarrt*" Schmidt Ged. S. 227.

Sperling: τρίζειν Ilias. II, 314. — *pipit* K, entstellt in der Lesart *ripit; pipilare* Catull. III, 10; *titiare* KMNNbce. *tiziare* La. *ticiant* Nf. *tittiare* L. *titeiare* G. *tutiat* Ng. *cinciare* Ga. *triciare* Lb. *constitiare* K Lesart. *sonstitiat* O; *tinnipant* Ne.[161] — „Vom Hofe, wo der Sperling *zirpt*" Schmidt Ged. S. 257; „mit dem Sperling, der vor Hunger *girrt*" ebd S. 135.

Staar: *parsitant* NNbe. *parritant* Nf. *passitare* GGaLLbNeg. *pardare* La. *pusitat* KO. *pisitat pulsitat* Lesarten K. — Mittelhochd. *murmeln* T 225, 3. 5.

Storch: κροτεῖν. — *crotolare* GLb. *croctolat* Ng. *grotolant* Nbde. *gortolant* Na. *grottolare* L. *protollare* La. *cocclant* Ne; *gratulant* NNbe. *gratulantur* Ne. *grattullant* Nf; *critalant* NNbedef; *glotorat* K. *glottorant*

[160] Der Dichter braucht (Z. 43) den mythologischen Namen *Progne*, kann damit aber nicht wie Andere die Schwalbe meinen, da diese bereits Z. 26 als *hirundo* da gewesen: auf das Rothkehlchen weist der Zusatz „rubro pectore."

[161] „Passeres titiant vel tinnipaut": es ist aber vielmehr, ebenwie sonst in den Glossen der Folge N, entweder zu lesen „Passeres titiant vel parri tinnipant" oder „Passeres titiant. Parri tinnipant."

NNg. *gloctorat* KM. *clocturat* O. *gloitolare* Ga; *crocitat* K. Lesart; sono quo *crepitant* Isid. Origg. XII, 7. *crepitante* rostro Ovid. Metam. VI, 97. — Mhd. *snateren*, nhd. *schnattern* Brentanos Mærchen II, 575. süddeutsche Redweise „vor Kälte *schnattern* wie ein Storch"; nhd. *klappern: Klapperstorch*, „*klappern* und *happern* und *blappern*" Klaj; nhd. *clăppern* T 175, 9 fgg „*kleppern* und *schneppern*" (ohne Nennung des Storches) U 219; Schmidt Alm. 1802 S. 35 „Störch' im Neste *klappen*" wie S. 129 „Zwar her' ich — nur meine Mühle *klappen*."

Taube: Περιστερὰ λαρύνει E; γογγύζειν BBa. Τρυγόνας τρύζειν BBa; κωτίλλουσαι τρυγόνες Theocr. XV, 87; στένειν ebd. VII, 141; τρυγόνος λαλίστερος. — Palumbes *plausitat* KO; *raucitant* NNg. entstellt *paucitare* LLab. *pacitat* Ng. *runcitant* Ndc. *runtitant* Nb. *runcitrant* Nc. *truncitant* Na; *minurriunt* J. Von den Jungen *pipire?* Lamprid. Alex. Sev. 41 nennt dieselben *pipiones*. Turtur atque columba *gemunt* K. *gemere* LLabNghi. *gemitat* O. — „Der niedlichen Tauben, Die, schon munter, sich schnæbeln am Dach und *gurren* am Flugloch" Schmidt Ged. S. 147; „Seht, der Tauber *girrt*" Hölty Mailied; *gurrezen;* „der Dauben *ächzen* vnd *rucken*" U 223. *ruckern, ruckzen* (so schon anstatt *ruckavzzen* im Renner 7019); *guruckezen* Y VII, 6; „der *trommelnde* Tauber" Schmidt Ged. S. 14: *Trommeltaube; Lachtaube.* Ringel- und Holztaube *heulen* den Jægern: aber Voß Luise I „die Ringeltaub' in dem Ulmbaum *Gurrt*", Schmidt Alm. 1798 S. 6 „der wilde Tauber Freut mit *Gurren* unsrer Ankunft sich", Ged. S. 121 „Hier *girren* die wilden Tauben in seliger Ruh." Die *kræhende* Himmelstaube in einem Volksliede des Kuhländchens (oben S. 53) ist nur durch den kræhenden Raben, der ihr folgt, vielleicht auch noch dadurch veranlaßt, daß im Hintergrund dieser beider doch der Dämmerungsruf der Hæhne liegt.

Taucher: *clamor.*

Wachtel: τρυλίζειν B. — „Hort, wie die Wachtel im Grünen schon *schlagt*" Wunderhorn I, 257. „Er *schlug* der Wachtel hell gellenden *Schlag* Im Weizenfeld hinter dem Garten" Bürger des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

Weihe: *jugere* L. *juiere* Lb. „*Jugit* milvus cum clamat: proprium est milvorum" Papias, *jugiunt* Nbf. Entstellungen „milvus *uigit*" Papias

unter Arisare, *jungiunt* Ndc. *lugere* La. *lugiunt* NNc. *lingit* Nh. *linguit* Ni; *jugilat* oder *jugalat* M. *jugilant* Ncdf. Entstellung *vigilant* NNc; *lupire* GKLLab. *lupit* entstellt in *lipit* K Lesart, O. *lapit* Ng. *lupiunt* entstellt in *luriunt* NNef. *ruriunt* Nc.

Wiedehopf: ποππύζειν Ba. entstellt πιπίζειν B. — „Dort *kreischen* Rab' und Wiedehopf" Schmidt Alm. 1802 S. 88.

Zaunkönig: *zinzinulare* oder *zinzilulare* oder *tintinulare* K. — Nhd. *zwinzern* oder *zwitzern* W 15.

Säugethiere.

Affe: *stridor*.

Antilope: mhd. *luon* Hoffmanns Fundgruben I, 27, 38.

Bær: βράζειν; ὀμάζειν ΛΛaE; βρυχᾶσθαι Ba; καγκάζειν καὶ κλαγκάζειν Ba — *uncare* GGaKLLabNg; *urgant* NNbeef; *rudere; savire* GGaJLLabNbeefhi. — Mhd. *brimmen* Leysers Pred. 72, 24. *erbrimmen* Leseb. I, 651, 6. nhd. *brummen* U 184. „Wir *brummten* noch als Bæren Durch düstre Wälder fort, Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet Und uns gestellt und aufgerichtet" Voß die bunte Reihe: *Brummbær*,[118] „Herr *Brummer*, der Beer" Anm. 129; *murren* Y VI, 324. „Der Beer that auß dem Himmel traben. Zwar, jhn verdroß der Spott vnd Hohn: Er *murt* vnd gieng *Brummend* darvon" Ganskœnig D 8 vw.; *surren?* in der Schweiz *Surrimutz* s. v. a. *Brummbær*; mhd. *limmen*; *grînen* Leseb. I, 650, 19; *schrîen* ebd. 651, 7.

Dachs: mhd. *snüden* Renner 376. Haupts Zeitschr. VI, 490; nhd. *schmatzen; grunzen; brummen; trommeln*.

[118] *Brummbær* wie nachher *Surrimutz* nur noch von Menschen gebraucht. In Konr. Forers Verdeutschung des Thierbuches von Konr. Gesner. Zürich 1563 Bl. XX vw. „Es sind auch etliche sprüchwort vom Bæren hær, als da yemants vnwürß vmbgadt mit jm selbs redende, oder widerbäfftzend, da man sagt: Er gadt brummen wie ein Bær." „Cain, der lief daher Und brommet wie ein wilder ber" Hans Sachs Leseb. II, 65. Eigentlich und von einem Bæren Voß Knecht Robert und Holty (oder vielmehr Voß bei Hölty) der alte Landmann zu seinen Sohn.

Delphin: ἀφύης τριγμὸν καὶ μύζει Aristot. Hist. anim. IV, 9.

Einhorn: mhd. *lüejen* Barlaam 116, 28.

Elephant: βρυχᾶσθαι; τρίζειν. — *barriunt* JLbNNbcefgh. barrus *barrit* K: *barritus*[167] HR; *stridunt* NNbef: *stridor*.

Esel: βρωμᾶσθαι AAaBaDE: βρώμησις Ba; ὀγκᾶσθαι AaBaE (ὄγκησις C), letztres aber nach Aa das seltnere: ὀγκητής; μυκᾶσθαι: μεγάμυκος. — *oncat* KNNde. *concant* Nb. *nocant* Ne; *rudere* Varro bei Nonius pg. 450. GGaLLbOQ. *rudunt* JK. *rudit* Ngbi. *rudiunt* NNedef: *ruditus* R; *rugiunt* Nb. — Nhd *iaen*; *gigagen gigaken gigagzen* Stalder: eine scherzhafte Etymologie des ersten U 115; mhd. *brieschen; gurren*, nhd. *kirren, kühren* Y IV, 400; mhd. *rauwen* Frauenlob Spr. CCCIV, 4. *raulen* Mones Anzeiger VI, 436. *rauxen* Simpliciss. Th. III B. 8. nhd. *rühein röheln rohezen* Schmeller; ahd. *luon*, mhd *lüejen* Freid. 109, 12. Amis 288. Minnes. II. 332 a. Oswald v. Wolkenstein XLI, 58; *lûten* Leysers Pred. 72, 25. S; nhd. *rehren* Froschm. III, 1, 8; *schreien* Simplic. I. 2, 31. Y X, 602.

Onagri: *mugilare* GaKLaO. *magilare* GL. *mugillat* Ng. *magillare* Lb *vagillant* NNbcc. *bagillant* Nf. — Mhd. *luon lüejen* Hoffm. Fundgr. I, 26, 11. 19. T 153, 24. 26.

Fledermaus: τρίζει E. τετριγέναι B: τριγμός. — *stridere* KO: *stridor; platerat* Ng. — „Zum *Geschrei* der Fledermäus' und Eulen Blækt auch hier des Küsters Lamm zuweilen" Schmidt Alm. 1798 S. 22.

Fuchs: γηρύεσθαι Ba; ὑλακτεῖν Ba. — *gannire* GGaKLNgQ. *gennire* Lb; *eiulant* NNbdef. *heiulant* Ne. — Mhd. *gekzen; hünnôn* Mones Anz. VIII, 396 c; neuhd. „wenn die Füchse *bellen* sehr" Matth. Claudius Lied hinterm Ofen zu singen; „Doch lockte mit *Gebelfer* Vielleicht am fernen Hasenbau Ein Fuchs die schlauen Helfer" Schmidt Alm. 1798 S. 68; mhd. *winsôn* Mone a. a. O; mittelniederd. *grimmen* Reinke 3338. 3650 = Reinaert 3544. 3906; nhd. *kirren: kurret* Y II, 60.

Gemse: nhd. *bäckeln* Stalder; *meckern; ratschen; schnauben; trillern; pfeifen*.

[167] Dasselbe in der spæteren Kriegssprache (Veget. III, 18. Amm. Marcell. XVI, 13. XXI, 13. XXVI, 17. XXXI, 7) als Entstellung des germanischen *barditus*: vgl. Fest. v. barbaricum. Und aus diesem *barritus* macht wieder Nf „*Garritus* vox exercituum ad bellum."

Hase: μηκάσθαι Iliad. X, 362. — *vagire* GGaKLLbNgO. *vagitant* NNbee. *augitant* Nf.

Hirsch: Hirsch- oder Rehkalb μηκάσθαι Iliad. X, 362; φθέγγεσθαι Theocr. XIII, 62. — *rudere; rugire* GGaLaNNbeef. *augire* L. „*augit* quartæ conjugationis" Ng. *surgire* Lb; *clocitant* oder *glocitant* K. entstellt *docitat* O. — Nhd. *rehren, reren, rieren* Altd. Wäld. III, 111; ahd. *luon*; mhd. *trensen, trenzen; klagen; schrecken; schreien, Geschrei.*

Hund: ὑλάν, ὑλακή, ὑλακτεῖν AAaBaF; ἀραρίζειν D (ἀρράζειν C); ὠρύεσθαι AAa: ωρυγή AAaBa (ὠρυγμός C); ῥάζειν; ῥύζειν; (ῥοῖζος C) ῥοιζεῖν; κνυζεῖσθαι Theocr. VI, 30; κραυγάζειν; κλάζειν, κλαγγή, κλαγγεῖν, κλαγγάνειν. Vom jungen Hunde βαῦζειν Ba (Theocrit aber auch von einem alten βαύσδει VI, 10), βαΐζει E. — *latrat* FGGaKLNNbeefghiOQR: *latratus; baubantur* NNb. *baubant* Neef. „canis *baubat*" Papias v. Arisare, „*Baubare:* latrare. canum est" derselbe; *baulare* Ga. *baiulant* Na; *gannire* Varro bei Nonius pg. 150. FNNbeef: *gannitus, gannitio; hirrire: hirritus; fremere: fremitus; ululare: ululatus; clangere? clangor.* Canis venatica *nictit* Nabede. entstellt *cusnitit* N. Catulorum *glatire* G. *clatire* Lb. *glattire* GaL. *glactit* Ng; *glatillant* Naed. *glattillant* Ne. *glattilant* N. *glactilant* Nf. weiter entstellt *glutinat* oder *glaucitat* K. *glutinat* O. *gratulant* Nb. — Ahd. u. s. w. *pellan:* Subst. *bel;* mhd. *bîlen, peilu* T 306, 11: Subst. ahd. *pîl*, mhd. *bîl; pullen* T 126, 33; *wehen* oder *wîhen* Hadamars v. Laber Jagd Str. 119. 129; ahd. *kaluaget* mutiet, *luotida* latratus Graffs Sprachschatz IV, 1096; mhd. *buffen;* nhd. „Holla, da *blafft* an der Pforte Packan" Voß Luise II. „Fern nun *blafft* und *belfert* mit nahendem Laut, und auf einmal Braust wie ein Donnerwetter das wüthende Heer aus dem Walde" Voß die Leibeigenen; *bäffen, bäffzen; kläffen; anschlagen;* mhd. u. nhd. Adj. u. Subst. *lût*[150] *laut Laut* und weihl. *lâte* Laber Str. 556. *fahrtenlaut, vorlaut, lautbar* Spee Trutz-

[150] Man hüte sich jedoch bei Walther v. d. Vw. 26, 13 (sins hundes *louf*, sins hornes dœz erhelle im unde erschelle im wol nâch êren) etwa *louf* in *lout* d. i. *lût* bessern zu wollen. Zur Rechtfertigung des *louf* der Handschriften braucht man nicht einmal ein Zeugma anzunehmen, sondern bloß jene Metapher, die anstatt des Begleitenden das Begleitete nennt: der Lauf des Hundes schließt das Geläute mit in sich. Vgl. Anm. 145.

nachtigall S. 193. *Gelaut, Geläute,* Zeitw. *lauten, erläten;* mhd. *schellen, schal* Heinr. Krone 1498. Minnes. II. 97 b. *geschelle* Laber Str. 215; *ergellen* Krone 1500; ahd. *kelzôn,* nhd. *gelsen* Schmeller; mhd. *pfûchzen; gelfen, gelf;* nhd. „nun *gelfert* er freundlich Einem Bekannten den Gruß" Voß Luise II; mhd. nhd. *hiulen heulen:* „die Hunde *heulen* froh und wittern Schweinebraten" Schmidt Alm. 1802 S. 136; *hienen, hinnen* Schmeller; „Bestie, schweig! dir schiess' ich den *jaulenden* Rachen voll Kugeln" Voß das Ständchen; *gauzen* Rückert Theocr. VI, 10 (βαῦσδα). *gauzen kauzen kaunzen* Schmeller; *güssen geussen* Stalder; *güxen güxeln* derselbe; *wichsen* im Schaffhauser, *weinsen* im Züriehbiet, letzteres wohl aus mhd. *winsen* entstanden; nhd. *winseln:* „Anfangs kratzte der Dogg' und *winselte*" Voß der siebz. Geburtstag, „Dich grüßt der Hund froh *winselnd*" der Bettler; *schnarzen; schnawen* Narrenschiff XXXV, 3; *knurren;* „Nachbarlich dort im Schatten des blütendoldigen Flieders Nagte des Festmals Knochen Packan und *murrete* seitwärts Gegen die lauernde Katz'" Voß Luise I. „Wer *greinen* oder *murren* will, Ut canes decet rabidos" Leseb. II, 133; mhd. *grînen,* ahd. *krînan;* mhd. nhd. *zennen zannen* Y XI, 350. Schmeller, Stalder: ursprünglich aber bezeichnen *grînen* und *zennen* nicht den knurrenden Laut, sondern das Verziehen des Maules und das Zeigen der zusammengebissenen Zähne, das jenen Laut hervorbringt und begleitet.[151] Jenes *winsen, winseln* noch insbesondre von jungen Hunden.

Hyaene: *hirriunt* NNbeef.

Kamel: μωκᾶσθαι; μωκᾶται E. — *blaterare.*

[151] Eben daraus erklärt sich, wie die eine Mundart *greinen* und *zannen* im Sinne von lachen, die andre in dem von weinen gebrauchen kann. So bezeichnen auch *flennen* und *grennen* zuerst ein Verzerren des Gesichts, des Mundes (mhd. *flans, grans*), dann ein widerliches Weinen und Ächzen und Klagen (Althochd. Sprachsch. III, 773. Schmeller I, 588. Stalder I. 471), und *Briegge,* das jetzt in der Schweiz ein weinerliches Gesicht bedeutet wie *briegen* weinen, bedeutete auf Ahd. (*prieko*) ein lächerlich verzogenes. Wenn *iulgare,* das Lautzeitwort für den mulus, aus *hinlcare* entstellt ist, so drückt das eigentlich auch nur das Maulaufreissen aus. Vgl. Anm. 145 und die nächstfolgende 152.

Katze: mhd. nhd. *mauwen* U 184. nhd. *mauen:* „mein Kater *maut* Tragœdie" Uhlands Mærchen: *maueln, mauken, mauzen, maugezen* Y II, 60. *maukezen maukzen* VII, 6. IV, 400. *mauuzen* XI, 350: *Mauki Mauker Maukezer* der Kater; *mianen; schreien* U 184. „s Kätzle *schreit* Mian mian" Stœbers Volksb. I, 69; *pfuchzen, pfugezen* Schmeller; „wie mit *Gemurr* fortrennt ein *prästender* Kater, Traf ihn für nächtliches *Mauen* ein Wurf von der Zofe Pantoffel" Voß das Ständchen; „Wie mit behaglichem *Murren* am Napf hier schmauset der Kater" Luise II: *Murrkater, Murner:* schon im Beginn des gegen Dr Thomas Murner gerichteten Karsthans u. Froschmäuseler I, 2, 2. „Herr *Murner*, die Katz" U 18. Zacharias *Murner* in der Hölle, „Meister *Murrner*" und „Frau *Murrnerinn*" Bürger Bellin I, 2; *murmauen* Froschm. III, 1, 8. *murmeierin* als Schimpfwort in Murners Lutherischem Narren 4282; *rauen rauwen rauweln räueln rauwezen ranzen*, der Kater *Räuel Rauz:* Stalder und Schmeller; „seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches *schnurrt*" Voß siebz. Geburtstag; *spulen:* „Nett ist unser Stübchen: da Hängt gemalt die Großmama Bei dem braven Eltervater; Unterm Ofen *spinnt* der Kater" Schmidt Alm. 1802 S. 94.

Loewe: βρυχᾶσθαι AAaBaDE(C): βρύχημα und βρυχηθμός Ba; χνοᾶν; ὠρύεσθαι: „ἐπὶ σκύμνων" Aa. — *rugire* GGaJKOQR; *rudere; fremere* FGLLabNNbcefghi: *fremor* H. *fremitus*. — Ahd. mhd. *ruohen, rohôn, rohen*, mitteld. *rûhen* Litanei 1287. *rûwen* Hartm. Glauben 939. mnd. *rûghen* Haupts Zeitschr. I, 546. *rûhlen* Leysers Pred. 72, 25; *ltiejen* Heinr. Krone 20903. Martina 175, 26; nhd. *brüllen;* mhd. Subst. *gelf; schrîen; mauwen* Leseb. I, 1113, 5 ironisch von der Katze übertragen; ahd. *preman*, mhd. *brimmen brummen;* ahd. *kremizôn;* mhd. *limmen;* ahd. *crisramôn* Boeth. 106 Graff.

Luchs: *urcare* GaLLab. *ucare* G. *orcare* K; *hircare* MNbcef; *hyrcant* N; *frennit* O.

Maus: *mintrit* oder *mintrat* K. *mintriunt* NNbcef. entstellt *minnit* O. *minitat* Ng. *miniture* G. *mintare* L. *muniunt* NNbef. *munniunt* Nc. *murire* Lb; *pipitare* Ga. *pippitare* G. Soricum *desticare* GGaKLO. *destalare* Lb. *denticant* NNef. *dentitant* Nbc. — Nhd. *pfigezen* Schmeller; „so *pfeift* und nagt Ein Nest voll Mäus' in deiner Kammer" Schmidt Alm.

1802 S. 88; *pfiffern* Brentanos Mærchen II. 128 fg.; *pipen; pispern* d. i. *pfispern; quiken; zwickezen;* mhd. *kerren* T 153, 8.

Maus *iulgant* Nf. d. i. *hiulcant?* s. Anm. 151.

Murmelthier: nhd. *pfeifen, l'fiff.*

Panther, Parder. Panther: βρυχᾶσθαι Ba. — *chaurire* La. *chauriunt* N. *chaurriunt* Nbde. *chausriunt* Nc. *chatriunt* Nf. *caurire* GGaKLLbNgO. — Mhd. *rohôn* Hoffm. Fundgr. I, 23, 11; *brüelen* Martina 97, 32. Πάρδαλις: ὀμάζειν AAaE; βρυχᾶσθαι Ba. — Pardus: *felire* GGaKLLabNNg. entstellt *ferit* O. *peliunt* Nabcde. *phelphant* Nf. Leopardi *rictant* J.

Pferd: χρόμη, χρεμίζειν, χρεμετίζειν AAaBaDE (χρεμέτισμα C); φρυάττεσθαι und φρυμμάττεσθαι Ba; φθέγγεσθαι; πνεῖν; ῥέγκειν. — *hinniunt* Varro bei Nonius pg. 156. GGaJKLLaNNabcdefghiOQ. *hinire* Lb: *hinnitus* FH; *gurgulant* Nabce; *anhelare: anhelus; fremere: fremitus; frendere.* — Ahd. *hweiôn*, mhd. *weien, wihelen, wihenen*, nhd. *wiehern;* mhd. *hüenen*, nhd. *hünen hienen hünnen hinnen hinnern* Schmeller u. Y I, 423. X, 602; *heissen* Schmeller; mhd. *rühelen, rücheln* T 171, 8. 237, 2. nhd. *rühcln rülen röhcln rohezen* Schmeller, *rüchelen* Stalder; nmländ. *briesehen briesgen* Hoffm. Hor. Belg. VII, 15. Grafis Diutiska II, 217 b; mhd. *grâzen;* nhd. *mickern* Schmeller; mhd. *kerren; schrîen, schreien;* Subst. *lût; snarchen*, nhd. *schnarchen:* „Da fieng des jægers rößlein an Zu *schnarchen* und zu *schnauben*" Uhlands Volksl. S. 244; nhd. *winzlen* Weckherlin Leseb. II, 265, 33. wonach *winhelt* Mones Anz. VI, 436 vielleicht noch eher in *winzelt* oder *winselt* als in *wihelt* zu bessern ist; ahd. *fnehan, fnâhten;* mhd. *grînen*, Subst. *grîn; negen;* ahd. *limmen.*

Ratte: nhd *wicken* Schmeller.

Reh: vom Reh- oder Hirschkalb μηκᾶσθαι Iliad. X, 362. — Nhd. „wenn die Ricke *pfeift* nach ihrem Bock" Schmidt Ged. S. 228.

Rind: μυκᾶσθαι AAaBaDE(C). vom Kalbe Theocr. XVI, 37: μύκημα Ba; βρυχᾶσθαι. — *mugit* Varro bei Nonius pg. 156. FGGaJKLLabNNbefghi: *mugitus* H; *bovare* F; *reboant* NNbef. — Neuhochd. *muhen* U 184. „Indeß im Erlenbusch mit Wonnetonen Der Sprosser klagt und ferne Kühe *muhn*" Schmidt Ged. S. 205. mittelniederländ. *mûghen* Haupts Zeitschr. 1, 546; *mûelen* und *muhezen muezen mûchzen* Stalder u. Schmeller; *mûggen* Stalder; *gugen gügen* derselbe; ahd. *rohôn: rohunga* mugitus; mhd.

und noch mundartlich *rüelen* d. i. *rüthelen*: *Ruler* der Zuchtstier; mhd. *brüelen*, nhd. *brüllen*; mhd. *püllen* T 108, 24; ahd. mhd. *luon, lüejen* Heinr. Krone 9500. Minnes. II, 384 a. Konr. Silvester 4827. Wigamur 323. 8 T 108, 24. 159, 27. „Blüemi, läß din *lüejen*" Lied in Tschudis Chron. Helv. II, 412 b; nhd. *rehren rahren rahren* Y I, 423. II, 49. IV, 109. VI, 170. X, 602. XI, 350. XIX, 71; mhd. *blæren, blëren*, nhd. *plärren*: Subst. *geblerre* Haupts u. Hoffm. Altd. Blätter I, 54; „s Echsle *blekt* Hu hu" Stuebers Volksb. I, 69. „Zum Anger eilt im *blökenden* Gedränge Voll Übermuth der Stier mit seiner Kuh" Schmidt Alm. 1802 S. 22; *brieschen* Stalder; mhd. *schrîen* Konr. Silv. 4762: Subst. *geschrei* Altd. Blätt. I, 54; nhd. *trensen, trenzen*; „Unsre Milchkuh auch im Stalle Nimmt ihr Theil und *brummt* am Trog" Voß Kartoffelerndte: *Brummochse; mummeln: Mummeler* Schmeller, *Mummelstier* Konr. Geßners Vogelbuch Bl. CXXIII vw.; *grisgramen* Silvester 4827. Vom Kalbe *bæggen* Stalder; *blægken* Geßners Vogelbuch Bl. XII vw. *blæken* U 184; *gæken* Stalder.

Schaf: βληχᾶσθαι AAaBaDE βληχεῖσθαι Theocr. XVI, 92: βληχή Ba (βληχηθμός C), βληχάς; μηκᾶσθαι: μηκάδων ἀρνῶν Eurip. Cycl. 189. — Aries *blatterat* K. *blatterant* Nb. *blaterant* NNe. Entstellungen *blacterat* K Lesart, *braterat* ebenso und O; arietum *lovectare* G. *lorettare* Ga. *horectare* L. *horrectat* Ng; *crissitare* LbNede. *crisitant* Nb. *trissitant* N; *craterant* Ne. Ovis *balat* Varro bei Nonius pg. 150. F *(dibalare)* GGaKLLbNbcefgOQ. entstellt *bobat* Nh: *balatus* R. Agni *balant* J; über die Form *belare* unten Anm. 269. — Nhd. *bæggen* Stalder; mhd. *blæjen*, nhd. *blæhen* U 184; *blægken* Konr. Geßners Vogelb. Bl. XII vw. *blæken*, niederd. *bleken* Reinke 1989; mhd. *blæren, blëren, blerren* Mones Anz. VI, 436. nhd. *blæren* Y I, 52. *blæren* XIX. 71. *blerren blärren plärren* IV. 400. VI, 170. I, 423. II, 49. 60; ahd. *plâzan*, nhd. *blæssen* Schmeller; *blättern*; im Züricbiet *mæggen*; „Schon hie und da die Frösche quäckern, Die ersten jungen Lämmer *meckern*" Schmidt Alm. 1802 S. 10; „s Lämmele *schreit* Mæ mæ" Stuebers Volksb. I, 69.

Schakal? ἐπὶ ὄνων τὸ ὑλακτεῖν καὶ γηρύεσθαι E.

Schwein: γρύζειν AAa; γρυλλίζειν AAaBaE: γρυλλισμός Ba; ὑΐζειν und ὑϊσμός Ba; κλαγγή. Von den Ferkeln κοΐζειν. — Porcorum *grunnire*

GGaLNgQ. *grunire* Lb. *grundiunt* NNcef. Porca *vehilat* Nf. Sus *grunnit* KNhi. *crunniunt* Nf; *stridor*. Verris *quiritare* GKLbNNbd. *quirritare* K (Lesart *quirritat*) GaLNfg. *queritant* Nc. *quitant* Nc. Aper *frendit* oder *frendet* K. *frendunt* NNbedeO. *frendet* NgQ. *frendere* Lb. — Nhd. *gronen gronnen* Y I, 423. VI, 324. X, 602. XI, 350; *grunzen* U 184: Subst. ahd. *crunnizôd*[152]; ahd. mhd. *kerren*, nhd *kirren kürren* Y VII, 6. XIX, 71; mhd. *rohen* Urstende 111, 68 (für *roben*). T 122, 7: ahd. *rohunga* grunnitus; nhd. *rochelen rüchelen* Stalder, *röheln rüheln rohezen* Schmeller; „und *smatzet* als ein Beierfachs“[153] Haupts Zeitschr. VI, 490;

[152] Das einfache ahd. *grun* oder *grunni*, angelsächs. *gryn* ist Schmerz, Leid, ahd. *grunzen* die Stirne runzeln, Leid bezeigen, Schmerz empfinden; also, da das Wort in seinem Ursprunge doch gewiß eins mit γρύζειν und *grunnire* und gleich diesen eine lautnachahmende Bildung ist, hier ein Begriffsübergang derselben Art, wie wir vorher (Anm. 151), nur da in umgekehrter Ordnung, bei *grinen* u. s. w. wahrgenommen haben. Minder auffällig, aber ganz gleichartig ist, wenn im Mittelhochd. das Zeitwort *klagen* öfters auch die sichtbare Gebærde meint, die den Klagelaut begleitet: z. B. in Hartmanns gutem Sünder 2379. 3145; ebenso *brimmen*, *kerren*, *limmen*, *rûnen*, *schrien*: JGrimm in Haupts Zeitschr. VI, 1 fg. Gleichfalls mhd. ist *klac* ein Krach und zugleich was unter Krachen geschieht, ein Bruch, ein Riß. *Knappen* oder *gnappen* drückt uns eine schnell auf- und niedergehende Bewegung (W 4), ein Auf- und Zuschlagen aus, aber auch den Ton, der dabei entsteht: so *knappt* z. B. die Eule mit dem Schnabel in Brentanos Mærchen II, 44. 156. 284. 415. Auch hier wird die Sprache, malerisch wie der Laut ist, von diesem ausgegangen sein.

[153] Bei Haupt steht *Beiersahs*, wie in der Handschrift (von 1393, und das Gedicht selbst ist kaum viel älter) *payrsachs*. Unsre Sprache liebt es aber, und es ist das bald ein religiœser, bald ein ironischer Euphemismus, der eigentlichen Form von Fluch- und Schimpfworten durch irgendwelche halbe Änderung auszuweichen, und ein Spottname für die Baiern ist *Baierfarch*, *Baierfark*: Schmeller I, 562; Anlaß dazu hat der altbairische Schwung der Schweinezucht und des Schweinehandels (vgl. Schm. III, 178. Grüneisens Manuel S. 408. Schuppius I, 820) gegeben, um dessentwillen stattliche Säue noch jetzt in Zürich *Baiersäue* heissen. Ein Euphemismus hiefür kann *Beiersachs* nicht sein und nicht hieraus erklært werden, da *Beiersau* und *Beiersachs* verschieden im Geschlechte wæren: *Beierfarch* und *Beierfachs* dagegen sind beide Neutra oder Masculina. Der *Beierfarch* in obiger Stelle kann nun ebensowohl ein Bairisches Schwein als einen Baiern bezeichnen sollen.

beim Schlachten *wîchsen* in Schaffhausen, *weissen* im Zürichbiet.[184] Vom Wildeber mhd. *pfâchen;* ahd. mhd. *limmen; grisgramen* Urstende 111, 71; nhd. *knirschen.* In der Jägersprache Wildeber und Wildsau *schrecken.* Vom Ferkel „Wie so lustig die Ferken *quiken!* Gütig ist doch und weise Gott" Voß in Schlegels Wettgesang; *quitschen;* mhd. *schrien* Renner 3532. T 122, 6.

Tiger: *rachare* GLLb. *rhaccant* Nbc. *hraccant* Nd. *raccant* KN. entstellt *raceat* O; *rhancant* Ne. *rancant* K Lesart, Nag. *rancare* La. *raucant* K Lesart; *racharat* Ng. *rechanare* Ga; *fremere, fremitus; murmur.* — Nhd. *kürren* d. i. *kirren kerren* Y VI, 324.

Wiesel: *drindit* oder *dintrit* K. *drindant* Nabcde. *dindrant* NNf. *drindrit* O. *drinorare* d. i. *drindrare* GLLb. *driuorare* Ga. *drinodat* Ng. — Nhd. *pfauchen; blasen* Y I, 275. VI, 324.

Wolf: ὠρύεσθαι AAaBaDE: ὠρυγή Ba ὠρυγμός Ba(C); γηρύεσθαι Ba. — *ululare* FGGaKLLabMNNbcefghiOQ: *r'ulatus* H; *fremere.* — Mhd. *hiulen,* nhd. *heulen* U 184. niederd. „he lach unde *hûlede* alse ein hunt" Reinke 3804 = Reinaert 4080; „sô *grimmede* he unde makede sik gram" Reinke 2018 = „sô *grongierdi* ende maecte hem gram" Reinaert 2118.

Ziege: μηκᾶσθαι BaDE: μηκάδες αἶγες Homer, μηκασμός Ba(C); βληχᾶσθαι; φρυάττεσθαι und φρυαγμός Ba: wohl nur aus Stellen wie z. B Theocr V, 141 und eigentlich kein Lautwort. — *miccire* GGaKLNabd. *mictit* Ng. *mictiunt* Ne. *mittiunt* Ne. *micuunt* Nf. *mucciunt* N. *mutire* K Lesart; *gemere; caprisat* Q. Hædi *balant* vel *bebant* NNbcc. *balant* vel *belant* Nf. *vehare* GLLbNg. *vehare* Ga; *vagit* F. — Nhd. „Und *meckert* oft als Ziegenbock Im ganzen Dorf herum" Voß bei Hölty der alte Landmann an seinen Sohn; *meckeln, meckezen meckizen megizen* Y I, 423. II, 60. VII, 6. XIX, 71; niederd. *bleken* Reinke 1989. nhd. *pleken* Simplicissimus I, 2, 31. *blaken; hetteln* Schmeller. Vom Zicklein althochd. *rîrîn.*

[184] Trotz diesem abermaligen Zusammenstehn wiederholt sich die bereits auf S. 63 gemachte Bemerkung, daß *weissen* nicht aus *wîchsen* zu erklären sei: beides, *ei* für *î* und *ss* für *chs,* würde entschieden der Mundart widersprechen.

Andres Gethier.

Biene: βόμβος: βομβεῖν BE. Aristot. Hist. anim. IV, 9. — *bombus: bombire* GGa. *bombit* Ng. *bobire* L. *bobit* Nh. *bubbit* Ni. *bovire* Lab; *bombilare* GGaKLLaO. *bombillare* Lb; *bombitare: bombitator*; *bombizant* N. *bambizant* Nbcde. *ambizant* NNbcc: *bombizatio; muzzare; susurrare; stridere. stridor; fremere, fremitus; clamor.* — Mhd. nhd. *brummen* T 289, 15. 290, 13 fg. *brommen* Spee Trutzn. S. 71. 119. 121. *erbrommen* S. 117; *brummeln:* Subst. *Brummel* Wunderh. III. 63; mhd. *hummen* T 289, 16 290, 15; nhd. *hummeln? Gehummel* Wunderh. a. a. O.; nhd. *summen*[193]: „ringsum *summet* das Bienenvolk" Höltys Maigesang; „es *summeln* und *brummeln* die Hummeln" Birken; „der Bienen, die um diese Blumen *surren*" Schefer Laienbrevier: „Linden — voll Bienen*gesurres*" Voß Luise I.

Cicade: τερετίζειν AΛaBBaE; τιττίζειν B Lesart; τρύζειν; βαβράζειν: Subst. βαβραδών, βεβρᾶς βερβρᾶς; βάβακος; ἠχεῖν ABaE. ἀχεῖν Theocr. XVI, 96: ἠχέτα τέττιξ Hesiod, ἀχέτας Aristoph. Av. 1095; λαλαγεῖν Theocr. VII, 139; βοᾶν Aristoph. Av. 1096; ἀείδειν Anacr. XXII, 4. ᾄδειν Aristoph. Av. 40. Aristot. Hist. anim. IV, 9. Theocr. I, 148. — *fritinnit* K. *fritinnire* LLa. *fritunire* Lb. *frintinnire* Ga. *fretinnunt* NNbcc. *fretenniunt* Nf. *fretendit* O. *frinitare* G. noch weiter entstellt *tunnit* Ng; *stridor; garrire? garrula* Phaedr. III, 16. 10; *cantare*, Subst. *cantus*. Adj. *canora; clamor.*

Drache: συρίττειν BBaE. — *sibilare*, Subst. *sibila*; *stridere.* — Mhd. *liuejen lliewen* Wigalois 132, 37; Subst. *liut* ebd. 136, 27. 166, 18.

Eidechse: *stridor.* — Mhd. *wispeln* T 274, 11 fg.

Fisch: Fränkischer Tanzreim im Wunderhorn III, 347 „Droben in dem Weierle *Schnalzt* a Fisch."

Fliege: nhd. *summen:* „Wann ein Fink im stillen Holze schlægt Zum *Gesumm* der Wespen und der Fliegen" Schmidt Ged. S. 5; „Packan

[193] In der älteren Sprache wird es *humben* und *sumben* geheissen haben, wie die Hummel *humbel* hieß und eine Handtrommel *sumber*.

— schnappte sich *sumsende* Fliegen" Voß Luise I. „und scheuchte die *sumsenden* Fliegen, Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft" Voß siebz. Geburtstag; *brummen: Brummfliege.*

Frosch: Subst. βάβακος; λάλαξ; ὀλολυγών Aristot. Hist. anim. IV, 9. Plin. Hist. nat. XI, 65; κράζειν; βοᾶν. — *coaxare* GGaJKLLbNNbceghi. *cohaxat* Q. *quaxare: coazant* vel *quassant* Nf; *blaterare; garrire: garrula* rana K; *ranire* LLb. — Nhd. „Ihr des Torfmoors Schwätzer, deren *Quaken* Froh beginnt nach heisser Sonne Brunst" Schmidt Alm. 1802 S. 74; *quakezen, quakzen* Y I, 311. XIX. 71; *quecken* Hoffmanns Spenden I. 12; „Es *krekken, krerekken* und *quekken* grüngelbliche Frösche. Sie *lechzen* und *ächzen* und *krächzen* mit hellem *Gedrösche*" Birken und Klaj; „Schon hie und da die Frösche *quäckern,* Die ersten jungen Lämmer meckern" Schmidt a. a. O. 10; *quatern* Wunderhorn II, 483; „Fröschlein *quarrten* vergnügt auf den Mümmelchen" Voß die büssenden Jungfraun; *koaxen* oben S. 55 (Lerche), „*koakset, krakkt* und *quakkt*" S. 23; „mit inniger Wollust *Gurgeln,* versteckt im Geschilf, die Frösch' am kreidigen Ufer" Schmidt Ged. S. 155; mhd. *snateren;* „seiner Wiese Klee, wo Frösche *knarren*" Schmidt a. a. O. 197; „*Geröchel* des Sumpfs" Voß Luise I. III, 2; *schrîen* Minnes. II, 384 a. nhd. *schreien.* Vgl. noch die oben S. 50 fg. bei der Gans angeführte Stelle des Froschmäuselers. Vom Laubfrosche *rüpsen* [186] Schmeller; „Dœrtchen hœret zuerst — *knarren* den Laubfrosch" ebd. S. 156; mhd. *singen* Anm. 178.

[186] Eigentlich s. v. a. *rulpsen* (vgl. Anm. 220), sonst gewöhnlich mit *f* oder *pf* ahd. *roffazen rophezon,* mhd. *roffezen rophazen* u. dgl. Die seltnere nicht aspirierte Form (*roupzen roubzen* Brants Narrenschiff CX a. 143 mit Zarnckes Anmerkung) auch in den glossierten Denkversen einer Straßburger Handschrift des vierzehnten Jahrh., C. 173 Bl. 71 b: „Oscito *gewen* singulto *gichsen* sternuto *nissen* nauseo *swulken* sterto *snarken* Glucio *slinden* masticas [masticans] *kuwen* yo *gewen* tussio *husten* ructo *röbcen* stico [screo] que *rinstern.*" Eine andre Aufzeichnung eben derselben, in der Würzburger Handschrift zu München Bl. 212 a, giebt gerade dieß Wort durch Unvollständigkeit entstellt: „Oscito *geschen,* singulto *sintzen* sternuto *nissen,* nauseo *wullen,* sterto *snarchen,* Glucio *slinden,* masticans *kiuwen,* hyo *geuwen,* tussio *husten,* ructo *groen,* screoque *rinstern.*"

Grille: *grillat* KO; *stridere.* — Nhd. „es *zirpten* Grillen und Heimen“ Hölty Schnitterlied; *schrillen;* „rastlos tönte der Heimen *Geschwirr*“ Voß Luise I; mhd. *singen* Walther v. d. Vw. 77, 22.

Heuschrecke: *stridor.* — Nhd. *zirpen; schrillen;* „Heuschrecken *zwitschern* uns im Korn“ Schmidt Ged. S. 247.

Hornisse: mhd. *diezen* Iwein 209. Subst. *duz* Heinr. Krone 1490, um so paßlicher, da der *hornuz* vom Horne benannt[181] und *diezen* der übliche Ausdruck für den Ton eines solchen ist; *prummen* T 300, 27.

Kaefer: nhd. „dem einsamen *Surren* des Kæfers“ Voß Luise I; „wann die Abendkæfer *schwirren*“ Schmidt Ged. S. 49. „Hirschkæfer und Phalæne *schwirrt*“ Alm. 1802 S. 258; „Es ruht sich süß, wenn Maienkæfer *schnurren* Im Fliederblütenstrauch am warmen Frühlingstag“ ebd. S. 121.

Lachs: mhd. *smackezen:* „swer — *smakicst* als ein lachs, als er iszt“ Fischzucht in Rauchs Scr. Rer. Austr. I, 198.

Mücke: σφιγξ d. i. σφηκξ E; βομβεῖν. — Nhd. *summen; sumsen* Y I, 52; *surren; singen; gelsen* und Subst. *Gelse* Mücke: Schmeller.

Schildkroete: σίζειν? σιγμός Aristot. Hist. anim. IV, 9.

Schlange: συρίττειν AAaE. συρίζειν Ba: συριγμός Aristot. Hist. anim. IV, 9. — *sibilare* GGaKLaNabcdefg09. *sibillare* LbN: Subst. *sibila; stridere, stridor.* Aspis *bolit* Nb. — Mhd. *wispeln* T 108, 24. 254, 22. 264, 14. 266, 6. 279, 29. 286, 13: Subst. *wispel;* nhd. *pfeissen, pfisen* Frisch; *zischen:* „welch *Gezisch!* War's von Nattern? oder rauscht die Kiefer Seitwärts hier voll Harz und Rindenschwamm?“ Schmidt Alm. 1798 S. 37; mhd. die Schlangen am Leibe des Höllenhundes *bliesen, gullen, hullen* Veldekens Aen. 98, 25 fg.; nhd. *pfeifen* Y VI, 324.

Unke: nhd. *güggen* Stalder; „Hœrst du links die Siedler in den Binsen Traurig *unken* ihren Klagesang?“ Schmidt Alm. 1798 S. 4; „Indessen *ruft* die Unk' im Teich, Der Kuckuck in der Ferne“ Alm. 1802

[181] Noch deutlicher in dem andern althochd. Ausdruck, *hornobero*, womit zugleich die Erklærung des lat. *crabro* gegeben ist: haben die Griechen ihn κερασφόρος auch in diesem Sinne gebraucht?

S. 46: „Hœrt' ich erst am Binsensumpfe Fern dem *Unkenruf*. wie du, Auf gekrümmtem Buchenrumpfe Dem Gesang der Finken zu" Ged. S. 224.

Wespe: βομβεῖν Ba. — Nhd. *summen: Gesumm* s. Fliege; *sumsen* Y I. 52; mhd. *diezen?* Subst. *duz* Heinr. Krone 1490.

Meine Leser haben bemerkt, in wie unheilbarer Verderbniß viele der ausgezogenen Worte, namentlich unter den lateinischen, uns überliefert sind: es ist das, ausser der Beschränkung im Raume die stets noch geboten schien, mir ein Grund mehr gewesen mich der Regel nach aller Uebersetzung der fremden und alten Verba durch deutsche und neudeutsche zu enthalten und eine solche nur etwa durch den Platz, den jedes in der grœsseren Reihenfolge einnimmt, anzudeuten. Jener Uebelstand in Einzelheiten thut jedoch der mannigfachen Belehrung, die aus der grossen Gesammtzahl zu entnehmen ist, keinen Eintrag. Ich will auf die Hauptpunkte aufmerksam zu machen suchen.

Erstlich. Es begreift sich von selbst, daß die Sprache überall die grœste Menge und Mannigfaltigkeit der Ausdrücke um diejenigen Thiere sammelt, die dem Menschen und seiner Liebe und seiner Beobachtung am nächsten stehn und zum Theil auch wirklich, indem sie mit von den entwickeltsten Wesen dieses Naturgebietes sind, die grœste Mannigfaltigkeit von Kundgebungen durch die Stimme bieten, unter den Vœgeln also um Hahn und Henne, unter den Vierfüssern um den Hund, das Pferd, den Esel, das Rind, das Schaf, das Schwein und den Blutsfreund des Jægers den Hirsch. Nicht wenige aber von den Worten, die wir hier und sonst noch kennen lernen, besitzen eine weitere, ja die weitest ausgedehnte Anwendbarkeit: solche wie κλάζειν und κλαγγή, *clangere* und *clangor*, *fremere* und *fremitus*, *stridere* und *stridor* und unser *schreien* werden gleicher Maassen für die verschiedensten Thierarten gebraucht, andere doch für mehr als eine Art der Vierfüsser, namentlich der wilden: so ὠρύεσθαι, *brüllen*, *kerren*, *luejen*, *ruohen*; oder für alle Raubvœgel: so

glien, wien,[158] *kreischen;*[159] oder für alle Sänger in Wald und Feld und besonders gern für die Jungen aller: so τρίζειν, τρύζειν, τερετίζειν, τιτίζειν, πιππίζειν;[160] auf Lateinisch *frigutire, fritinnire* F, *garrire* KQ, *minurrire* oder *minurire,*[161] *trittilare* F (wenn da nicht *trittiles* in *truciles* zu bessern ist); auf Deutsch *girren,*[162] *pipen,*[163] *trillern,*[164] *tütelüren,*[165] *wicken,*[166] *quickezen, zwickezen, zitschern* und *zwitschern* ahd. *zwizirôn,*[167] und gar so ganz allgemeine wie *pfeifen,*[168] *schlagen, rufen,*[169] *locken,*[170] auf

[158] Im Wigamur 1452 fg. hœrt der Held überhaupt nur wilde Vœgel „lûte *glien, wien* unde schrien“: dann erst erweist sich, daß es ein Adler und ein Geier sind.

[159] „*Kreischendes* Waldgeflügel“ Rückert Nal u. Damajanti XIV.

[160] *Οἷα πιππίζουσι καὶ τρίχουσι διακεκραγότες* Aristoph. Av. 306.

[161] „*Minurrire* est omnium minutissimarum avicularum“ Ga; „aves *minurriunt* (*minuriunt minuuriunt*)“ NNbedef.

[162] „Und im schattigen Neste *Girren* brütende Vœgelein“ Voß Mailied eines Mædchens.

[163] „Nestvœgel *pipen* Im Fliedergrün“ Schmidt Alm. 1802 S. 51.

[164] „Ich sah sie, wann die Vœgelein Des Morgens *trillerten* im Hain“ Holty Erinnerung.

[165] Spee Trutznachtigall S. 109.

[166] „der hat vögely do ghœrt *wicken* — so *wickten* die vögelin alle nacht do“ Heuman Offenburg: die Schlacht bei S. Jacob. Basel 1844, S. 19.

[167] Birken und Klaj „Es *witzschern* und *zitzschern* und *zwitzschern* die hupfenden Büsche“ d. h. die in den Büschen hüpfenden Vœgel: „Es schweben die Vœgel empor Mit ihrem krausen *Gzitzer* Und bringen erstaunend hervor Ihr flatterndes *Gezwitzer*“ Wunderhorn I, 398. „Wie die Alten *sungen*, so *zwitschern* die Jungen.“

[168] „Lieblicher *pfeifst* du im Ernst als Hänflinge“ Voß Heumad; „des Wydwohl oder Bierholffen *pfeiffen*, Krug her Bier hol, außtrink mer hol“ U 222; „des Windhals *quergpfeiff*“ ebd. S. 228. Von den Singvœgeln gesammt Wunderh. IV, 173 fg.: „O Süssigkeit der Stimmen! Wie *pfeifens* also rein!“ Spee Trutzn. S. 98; „Sie sich lan der Stimm gelüsten, Blasen ihre *Pfeifslein*“ ebd. S. 297; „Der Luft klingt voller *Pfeifen*“ S. 109; „Und dVœgeli sin au scho do, si stimmen ihri *Pfifli* scho“ Hebel der Morgenstern.

[169] „Fernher *rief* Rohrdommel und Kiebitz, nahe der Kuckuck, Ringsum Amsel und Fink und Emmerling“ Voß Luise I.

[170] W 30. „Drüben vom Kornfeld *Lockte* die streifende Wachtel“ Voß Luise I; „rings *lockte* die Nachtigall aus den Gebüschen“ ebd. II; „Als wackrer Ehemann Rührt' er kein Körnchen an, Was wir ihm vorgebrockt, Bis er die Fraun *gelockt*“ Voß auf unsern Haushahn; auch mhd. von dem Hahn Altd. Wäld. III, 230.

Mittelhochdeutsch *quitelen*,[111] bei den Dichtern *ergellen* und *gal*, *schellen* und *schal* und *schallen*, *dön* und *dænen* u. s. w. Indeß auch von dergleichen Worten schränkt sich das eine und andre wieder eigens auf besondere Thiere ein und tritt da an die Stelle eines individuell bestimmteren Ausdrucks: κλαγγή, κλάζειν, κλαγγεῖν und κλαγγάνειν gelten ebenso wie im Deutschen *laut* u. s. f. zumal von Jagdhunden, *kerren* zumal von den Schweinen, *schreien* im edleren Stil, der die gar zu auffallende Lautnachahmung meidet, von Eseln und Fröschen, und *pfeifen* und *zwickezen* werden neben den Vœgeln noch auf die Maus, das erstere auch auf die Fischotter, das Murmelthier, das Reh, die Schlange angewendet.

Namentlich aber ist in dieser Beziehung das Zeitwort *singen* zu beachten und gleicher Maassen mit ihm das veraltete *gelan* oder *galan* und bei den Griechen und Rœmern ᾄδειν, *canere*, *cantare*. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man all diese Worte, wie sie der eigentliche Ausdruck für das Singen der Menschen sind, zunæchst auch nur von den wirklich singenden Vœgeln gebraucht hat, und die Nachtigall heißt darum eben *nahtegala* u dgl., auf Lateinisch *luscinia* (Anm. 143), auf Griechisch ἀηδών; vielleicht daß auch κύκνος zu der Wurzel *canere* gehœrt. Dann aber tritt eine Ausdehnung und auf deren Grund wieder eine Beschränkung, eine ziemlich enge, des Begriffes ein. Nicht bloß von dem eintœnigen Zirpen oder Summen der Cicade, der Grille, der Mücke wird *singen* u. s. f. gesagt (das für die letztere angegebne *Gelse gelsen* kommt von *galan*), sondern auch von dem Rufe des Kuckucks, ja von dem übellautenden Geschrei der Gans,[112] des Adlers,[113] der Eule, der Kræhe,[114]

[111] Oben S. 50 u. 51 unter Gans und Hahn: „von der vogel *quitela* und von irem gesang" Konr. v. Megenberg 227, 26. Es ist das althochd. *quitilôn*, womit Otfried V, 9, 5 ein lebhaftes Sprechen bezeichnet und eine Glossensammlung (Graffs Sprachsch. IV, 648) das lat. mussitare übersetzt. Auch Meister Raumsland benützt dieses Verbum, wo er (oben S. 12 Anm. 8) den Schwalbengesang in Worte bringt: *quittel switter schürphen snarz*.

[112] „Da flog sie hin und *sang* gagag" BWaldis Æsop IV, 87. „Die Gauß *sang* immer jhr gagag" Gauskœnig F ij rw.; *gesang* oben Anm. 54.

[113] Altnordisch „orn *gól* árla" Helga kvidha Hiörvardhs sonar Str. 6.

[114] Altnord. „*galandi* kráku" Hava mál Str. 84. Vier junge Kræhen, „Die riefen unde *sungen* Ze schalle nach der muoter site" Altd. Wäld. III, 211.

des Raben [175]; althochd. *nahtagala* ist nicht bloß Nachtigall, sondern auch Nachtrabe, [176] und der Storch, der bloß mit seinem Schnabel klappert, heißt doch auf Lateinisch *conia* oder *ciconia* von *canere*. [177] Daher, wenn das auch meist nur eine Ironie unserer Alten sein mag sogar von einem Singen des Frosches, [178] des Esels, [179] des Wolfs [180] zu sprechen, darf man dennoch meinen, das Wort solle überhaupt nun Vogelstimmen oder gar Thierstimmen überhaupt bezeichnen: ist es doch eine Erweiterung noch darüber hinaus,

[175] In Isengrins Noth 236 fgg. kann das *singen* des Raben Diezelin freilich auch ironisch gemeint sein.

[176] S. 49. So könnte auch das *edula*, worauf ausser *acredula* und *ficedula* noch *monedula*, *querquedula* und (Isid. Origg. XII, 7) *coredulus* ausgehn, mit *ἀείδειν* und *ἀηδών* zu verbinden sein. Aber nicht ebenso mit *galan* zu verbinden (JGrimms Gramm. II. 133. 367. 708) ist das ahd. *agalastra*, das jetzige *Elster*, und nicht, indem man das erste *a* als lang annimmt, der singende oder schreiende oder übelsingende Vogel darunter zu verstehn; denn all die weiteren alten und neuen Umbildungen des Wortes beweisen die Kürze jenes *a*. Man wird vielmehr, wenn man die nahe sich darbietende Parallele mit *ganeistra ganastra gänster* u. s. f. ins Auge faßt, in *agaleistra* mit *ei* die ursprüngliche Form erkennen müssen: dieß dann gehört zu *agalei*ȥ*i*, goth. *aglaiti*, und die Art des Vogels macht für seine Benennung sowohl den tadelnden Sinn zulässig, den dieses Wort im Gothischen hat (Begehrlichkeit u. s. w.), als den besseren althochdeutschen der munteren Schnelligkeit. Die Wurzel ist demnach nicht in *gal*, sondern in *ag* enthalten.

[177] „*Ciconiæ* vocatæ a sono, quo crepitant, quasi *cicaniæ*“ sagt in seiner Weise Isid. Origg. XII, 7. *Conia*, ohne Reduplication, in der Mundart der Prænestiner: Plaut. Trucul. III, 2. 23.

[178] *frosche sanc* Welscher Gast 10402. Ganz unironisch aber braucht T 306, 16 *singen* vom Laubfrosch und singt Schmidt Alm. 1802 S. 21 „Wenn bald wir nun bei *Froschgesang* An unserer Hüttenthür die Bank Zum Plauderstündchen niederklappen.“

[179] Welscher Gast 13266. Freidank 140, 8. Altd. Wäld. III, 188. Minnesinger II, 219 b. Vgl. Bonerius 82.

[180] Isengrins Noth 511. Altd. Leseb. 643, 21 fg. Reinke 5132. „Das *Wolffgesang*“ Titel einer Schrift des sechzehnten Jahrhunderts in Schades Satiren u. Pasquillen III, 1 fgg.; „es ist *wolfsgesang*“ ebd. 31, 31. *Singulf*, *Lupicinus* persœnliche Eigennamen, jener in Förstemanns Altd. Namenbuch I, 1107. II, 1267, dieser z. B. in Gregor. Turon. Vit. Patr. 13; über den Personen- und Ortsnamen *Chanteloup Chanteloure* s. JGrimms Reinhart Fuchs S. XX. CXCIV.

wenn wir auch das Zischen des siedenden Wassers, des glimmenden Feuers *singen* nennen,[181] und noch mehr, wenn κανάζειν, κναχή, κόναβος, Ableitungen also von der Wurzel *canere*, auf jedes lautere Tœnen gehn. Dann aber, die zwei vertrautesten Thiere für den Menschen, diejenigen deren Stimme für ihn so bedeutend ist wie keines andern, sind der Hund und der Hahn.[182] Und so wird jener mit Rücksicht nur auf seine Stimme und wieder von der Wurzel *canere* benannt: lat. *canis*, griech. κύων κυνός, gothisch und so fort im Deutschen *hund;* Hahn und Huhn sind vorzugsweise die Vœgel: sie insbesondre heißt der Grieche ὄρνις, umgekehrt, aber aus demselben Grunde, übertrœgt unser Deutsch beides, *Huhn* und *Huhn*, auch auf ganz andere Vœgel,[183] und zumal von ihnen wird gesagt, sie *singen*. Im Deutschen freilich seltener so:[184] in den beiden pelasgischen Sprachen aber hat sich das für den Hahn so fest gestellt, daß da neben ᾄδειν und *canere cantare*[185] die eigentlichen Lautworte κοκκύζειν und *cucurrire* beinah verschwinden. Und im Deutschen selber sind *Hahn* und *Huhn*, goth. *hana*, ahd. *huon*, aus der Wurzel *canere* erwachsen, das lat. *gallus* vielleicht aus jener, die bei uns *galan* lautet (auch sonst findet sich im Lateinischen öfter schon ein *g* nach germanischer Art für pe-

[181] *Sengen* das Bewirkungswort zu dem *singen* des Feuers. Vgl. Mittelhochd. Worterb. II, 2. 299.

[182] Pfeiffers Germania IV, 145. Das Zeugnus von dem Krœhen des Hundes und des Hahns Anm. 137 wird dadurch erleichtert.

[183] *Goldhœhnchen*; *Hœhnchen* jedes Singvogelmännchen. *Höllenhuhn* der Rabe S. 53; *Leichhuhn* S. 50 das Käuzchen; *Herrgotthühnlein* alle Singvœgel: der Name zielt darauf (Wunderhorn IV, 98), daß es für Sünde geachtet wird ihre Nester zu berauben.

[184] Altnord. „*gôl* — fagrraudhr hani, *gôl* — Gullinkambi" Völu spâ Str. 34. 35; hochd. *singen* oben S. 51.

[185] Letzteres ist dann auch in die romanischen Sprachen übergegangen. In der französischen Thierepik die Hahnennamen *Chantecler* (Vater), *Chantecler* (Sohn) und *Chanteriau* (Enkel). Isengrins Noth 45 fgg behält *Schanteclêr* bei, an die Stelle Chanteclins aber tritt Z. 107 ein deutsch benannter *Sengelin* oder wohl besser *Sengerlin* und so die Uebersetzung von Chanteriau. Im vlœmischen Reinaert wieder französisch *Canticlêr* und *Cantaert;* letzteres von daher auch im Reinke.

lasgisches *ch*),[166] während ἀλέκτωρ von ἀλέκειν nicht auf die Stimme des Hahnes, sondern darauf sich bezieht, daß er ein Hüter des Hauses ist.

Sodann was den Ursprung der Verba für die voces animantium und deren verschiedene Bildungsarten angeht. Nur ganz ausnahmsweise ist die Grundlage ein Wort von so weit abstehendem Begriffe wie *sævus* zu *sævire* (s. Bær) oder *ver* zu *vernare* und *vernicare*, Ausdrücken deren Mitaufzeichnung in NNbede überhaupt wohl nur aus einem Mißverständniß kommt:[167] aber auch der Name des Thieres, dessen Stimme soll bezeichnet werden, liegt nur ausnahmsweise zum Grunde. Fälle der Art sind κολοιός κολοιᾶν, γρύλλος γρυλλίζειν, ὗς ὑΐζειν; *barrus barrire, feles felire, rana ranire, grillus grillare*, κόραξ *coracinare, capra caprisare; gouch gouchen, Guckgauch kuckauzen, Hett* Schmeichelname der Ziege und *hetteln;* vielleicht auch *bos bovare* und *wîho* mittelhd. *wîe wîen:* wenigstens beruht schwerlich in umgekehrtem Verhältniß dieses Substantivum auf dem Zeitwort, es hat aller Wahrscheinlichkeit nach einen ganz anderen Sinn als den einer Lautnachahmung.[168] *Murire* (s. Maus), man könnte meinen von *mus* gebildet, ist eher nur eine fortgeschrittene Entstellung aus *mintrire; wispeln* aber, das alte Wort für das Zischen der Schlange, leite man nicht etwa von Wespe her: *Wespe* ist aus *wefse*, althochd. *wefsa* umgestellt, und *wispeln* heißt althochdeutsch *hwispalôn*.

Wenn man von der kleinen Anzahl solcher Ausnahmen und auch von Bezeichnungen so allgemeiner Art wie φάσκειν und *canere*, wie *galan* und *singen* u. dgl. absieht, so haben die Zeitwörter jedesmal onomatopoe-

[166] Sonst könnte man *gallus* auch mit altnord. *kalla*, ahd. *challôn* rufen, laut und viel reden in Verbindung bringen: der Rufer, wie ein Hahn im Reinaert und Reinke *Cheiant* heißt.

[167] „Aves minurriunt vel *vernant* vel *vernicant* (*vermicant* Ne)": vgl. Ovid. Trist. III, 12, 8 „Indocilique loquax gutture *vernat* avis."

[168] Oben S. 35. Das bairische *Weier* dagegen, zusammengesetzt *weiʒarar* (Schmeller IV, 2 fg.), ist in der auf S. 42 reichlich belegten Art von dem Zeitwort abgeleitet. Von *wîho* und *wîen* wohl zu sondern (was im Althd. Sprachsch. 1, 643 nicht geschieht) ist *wehe wehe*, der alte Name, wie es scheint, des Fischadlers, nebst seiner halb unklaren Zusammensetzung *wannowehe wannenwehe:* dieser verbindet sich mit dem Zeitwort *wehen* oder *wîhen* oben S. 62.

tischen Sinn, und es wird derselbe auf Wegen und Seitenwegen hergestellt, die Schritt für Schritt den vorher bei den Substantiven beobachteten entsprechen. Den Ausgangspunkt gewährt wiederum der thierische Laut, gleichviel ob der Mensch ihn unmittelbar und bloß für diesen einzelnen Fall erfasse, wie das bei βομβεῖν, bei βλημᾶσθαι, bei βρυχᾶσθαι, *brieschen* und *brüllen* mag geschehen sein, am schlagendsten aber bei *kirrire*, ῥάζειν, ῥοῖζος, ῥύζειν, ἀραρίζειν, deren gemeinsamer Kern lediglich ein *r*, die „littera canina" ist, oder ob er schon früher auch eigens für sich und selbständig ist nachgebildet worden, z. B. *bau* und *miau* und κοΐ, und nun das Zeitwort zunächst auf diese Interjection sich begründet: *baubari*, *miauen*, κοΐζειν, *quiken*. Letztres Verfahren ist das gewohntere, und die Sprache hat es gewiß noch viel häufiger, als wir jetzt meinen, eingeschlagen: von den Thierstimmen, welche schon die entlegnere Vorzeit, die eigne wie die fremde, nachgesprochen, sind begreiflich nur die wenigsten uns überliefert. Und wie diese Interjectionen selbst, wie auch die Substantiva, ebenso lassen die Verba den Naturlaut bald nur einmal, einfach, einsylbig, bald (und zwar in den beiden Sprachen des Alterthums so noch viel häufiger) mit Gemination oder doch mit Reduplication, im Deutschen auch mit dem Ablaut wiederklingen, und das eine wie das andre bald so, daß man die Stimme des Thieres ohne weitere Zuthat als etwa die eines *i* oder *a* u. dgl. eben nur flectierbar macht, bald auch so, daß man gewichtigere Ableitungsmittel, Consonanten oder ganze Sylben, dazu verwendet: der Regel nach ergeben sich somit schwache Verba.[100] Ich habe jede dieser Einzelarten mit Beispielen zu belegen.

Zuerst solche in denen sich das Zeitwort unmittelbar an den einfach genommenen Naturlaut schließt. Von griechischen, wenn ich absehe von dem noch zweifelhaften κωκύειν S. 53, weiß ich hier keines,

[100] Auch *klingen*, wo es s. v. a. *klang machen* bedeutet, schwach flectiert: „alle noch einmal *klingten* sie: „Hoch, hoch lebe der Bräutigam! lebe die Braut hoch!" Voß Luise III, 2. „hatte — mit Mütterchen auf die Gesundheit Ihres Sohns Zacharias *geklingt*" siebz. Geburtstag. Sogar „*Angeklingt!*" Luise I und Herbstgelag: „alle zugleich nun *klingten* sie *an*" Luise II.

von lateinischen nur *fremere, gruere, garrire, hirrire, bovare* oder *boare*[109], *coaxare, rachare;* desto mehr aus dem Deutschen: *breman, cherran kerren* nhd. *kirren, blœjen, chrâjan krehen, girren, pinken binken, zipen, zirpen, zicken zücken, koaxen, schnarren, mauen, miauen, rauen, pfûchen, hweiôn, muhen, brummen, hummen, summen, gurren, murren, surren, rucken, unken, Murmauen* enthält wie das Subst. *Murrmau* S. 35 zwei Laute in sich.

Mit Gemination oder mit Reduplication im An- oder Auslaut βομβεῖν βόμβος, γρύζειν Fut. γρύξειν, κλάζειν Aor. κλαγεῖν, κλώζειν κλώξειν, κράζειν, κρίζειν, κρώζειν; lat. *cucurrire, gingrire, bombire, bubire, crocire, glocire, grincire, pipire, murmurare murmur, titiare, susurrare susurrus, baubari, bebare, drindrare dindrare dindrire, pipare;* deutsch *gagagacken gagacken gacken, guckucken, dadrauen dadern tadern, krerecken, gâgen gaken, quaken, kœken gœken, kecken, krecken, quecken, kicken, kricken, pipen, quiken, guccôn, glucken, gugen* oder *gügen, tuten* und *truten.*[110]

Die mit Consonanten sodann abgeleiteten hängen an den Stamm, den Laut des Thieres, entweder bloß und unmittelbar eine Liquida oder Muta, oder es geht dem Consonanten noch ein Vocal, ein *a*, ein *i*, ein *u* voraus, so daß die Bildung vermittelst einer vollen Sylbe geschieht. Von Lippenlauten kommt nur *b* und auch dieß nur einige wenige Mal in den pelasgischen Sprachen vor, die Liquidæ und *s* sind beinahe nur lateinisch und deutsch, die übrigen aber allen dreien gleich gemeinsam. Am zahlreichsten sind überall *l* und *t* oder *z* vertreten: natürlich bei dem iterativen, frequentativen, intensiven Sinne, welchen sonst auch diese Wortausgänge mit sich führen.

[109] Das griechische *βοᾶν* sieht von der Stimme des Rindes und überhaupt der Thiere ab.

[110] Bezeichnen sonst und eigentlich, ebenwie die Interjectionen *tu tu tu, tut tut tut, tru tru tru,* das Blasen eines Hornes: „Schon hœrt' ich hinter mir Den Wächter zwölf in unserm Dörfchen *tuten*" Schmidt Alm. 1802 S. 190; *truten* oben S. 52. In Gryphius Horribilicribrifax (gegen den Schluß des ersten Actes) „Denn wird der Engel Uriel nehmen sein Horn und blasen drein *tittitu*": eine Vocalisierung wie bei griechischer Reduplication und ähnlich der deutschen des Trommelschlages *rum bum bidibum* Simrocks Kinderbuch S. 275. *pidipom pom pom* Wunderhorn 1. 217 fgg. Vgl. indeß auch Anm. 208.

B: lat. *caccabare, cucubare, titubare,* wie die Griechen schon den Naturlaut κακκαβᾶ so fassen und ebenfalls, nur mit noch weiterer Ableitung, κακκαβάζειν, κακκαβίζειν, τιτυβίζειν sagen.

L hinter einfachem Laut des Thieres: griech. ὐλᾶν, lat. *balare; ul* lat. *eiulare;* im Deutschen *ll al il el: bellen, güllen, jaueln, maueln, rauweln, hwispalôn wispeln, hiuweln heulen, wihelen.* Mit Gemination oder Reduplication lat. *bombilare, bubilare, cacillare, cucilare, pipilare pipillare, trittilare* (s. jedoch S. 73), *zinzilare, bubulare, cuculare, grugulare gurgulare, paupulare, zinzulare;* deutsch *kakeln, mummeln, quakeln.*[193] Zu bemerken, daß hie und da im Lateinischen auch die Liquida sich zweimal wiederholt, mit gleicher oder mit verschiedener Vocalangabe: *ululare,*[193] *paululare, rurilulare, zinzilulare.*

N oder, durch ein noch folgendes *i* veranlaßt, *nn: caccinare, cincinare, tetrinnire tretinnire trinnire, gannire, grunnire, hinnire; wihenen, hinnen.* Verbindung von *n* und *l* in *tintinnulare* und *zinzinnulare:* oder sind beide Worte aus Formen mit zweimaligem *l* dissimiliert? *Zinzilulare* haben wir so eben kennen gelernt, und ausser *rurilulare* findet sich, mit Entgleichung sowohl als mit Angleichung, auch *rurirulare.* Hinter dem *n* noch ein *r* in μινυρός μινύρεσθαι, *minurire* oder *minurrire* und *hinnern.*

R, ir, ur, or, er: ausser den eben angeführten μινύρεσθαι u. s. f. und andern, die sogleich unter *t* anzuführen sind, noch im Lat. *chaurire, grurire;* im Deutschen *gagern gackern, quarren, rêrôn, huren hauren, ruckern, wiehern, belfern, blaren, pispern, zitzern, zwizirôn* und *tuteluren. Tirelieren, dirdirlirliren* und *zinzeliren* sind in undeutscher Art gebildet, letzteres auf Grund des lat. *zinzilare.*

[193] Ebenso, zusammengehörig mit den Worten der vorigen Anmerkung (vgl. auch Anm. 145) *dudeln:* „Aber was dünkt euch, Liebe Herrn, wenn ihr ihnen ein lustiges Stück zu der Mahlzeit *Dudeltet?* Schœne Musik bringt Herz und Bein in Bewegung" Voß Luise III, 2.

[193] Davon italiænisch *urlare,* während das französische *hurler* Miteinwirkung des deutschen *hiuweln hiulen heulen* zeigt; das ältere *huler* oder *uler* beseitigt auch wie dieses die Gemination. Vgl. ital. *zirlare* aus *zilulare* d. i. *zinzilulare* und oben Anm. 100. Stammt auch das Walliser *lullen* (Stalder II, 184) von *ululare?*

S: lat. *drensare, trissare, craxare.* Wo in deutschen Worten ein *s* erscheint, wie in *wixen, wîchsen, sumsen, gûxen,* verkleinert *güxeln,* und *rauxen,* ist es eher nur entstellt aus *z,* wie ja für *rüpsen* die nachweisbar älteren Formen ein solches zeigen (Anm. 156) und *gackzen* jetzt auch *gacksen, pipizen* und *gelzen, gluckzen* und *ruckzen* jetzt auch *pîpsen gelsen glucksen rucksen* gesprochen werden. Ebenso mag jenes lat. *craxare* zuletzt nur s. v. a. *crucitare* sein. Aber in dem mundartlich deutschen *heissen,* insofern es nicht auf *hi.* sondern auf den Lockruf *hîs* (S. 28) zurückgeht, ist der *S*-laut ursprünglich; so auch in *winsen weissen,* das mit *weinen* verwandt scheint.

T hinter einfach aufgefaßter Stimme des Thieres: lat. *butare, butire, glutire, mutire;* mit *tt buttire* und *gluttire.* Mit *it.* und dann immer nach der ersten Conjugation, *drensitare, parsitare* oder angeglichen *passitare,*[196] *plausitare, quiritare, rauciture, soccitare, tinnitare, trissitare,* die sämmtlich schon vorher mit anderen Consonanten abgeleitet sind. Reduplicierter Stamm in *cucurritare, tetrissitare, bombitare, cincitare, clocitare, cracitare, crocitare, glocitare, graccitare.* All diese Worte gehœren nur dem Lateinischen an, und ihr *t* ist, wie die Parallele des griechischen ζ d. i. δ und des hochdeutschen z d. i. *ti* beweist, ursprünglich auch ein *di* gewesen. In andern dagegen ist das *t* ein echtes: es sind das solche, die noch einen zweiten Ableitungslaut, ein *l* oder *n* oder *r,* damit verbinden: hier weist das Deutsche kein *z,* sondern gleichfalls ein *t* oder *d* auf. Also lat. *crotolare* oder *glotorare, glatillare, fritinnire, latrare, blaterare, mintrire;* deutsch *quatteln, blättern, bladern, quatern, snateren schnadern* und *schättern.*

Z im Griechischen: κοΐζειν, βράζειν, βάζειν, βύζειν; bei γογγύζειν, κοκκύζειν, ποππύζειν ist der Stamm reduplicierl; ebenso, mit Ausnahme von χρεμίζειν, bei allen übrigen die auf ein voll selbständiges αζ oder ιζ ausgehn: κλαγγάζειν κλαγκάζειν κλαγκλάζειν καγκλάζειν, κακκάζειν, κακκαβάζειν, καχλάζειν κιχλάζειν, παππάζειν; ἀραρίζειν, κακκαβίζειν κακκαβίζειν, κιχλίζειν,

[196] Grundlage der Naturlaut von welchem die oben S. 35 u. 41 angeführten pelasgischen und deutschen Namen des Staars und des Sperlings und nach Anm. 145 das Zeitwort *ψαίρειν* hergeleitet sind. Vgl. noch unten S. 88.

παππίζειν, τερετίζειν, τιτίζειν, τιτυβίζειν. Lateinisch *coazare* und *bombizare* gehœren zu den Worten, welche erst die spætere Zeit in so unlateinischer Art gebildet hat.

T im Lateinischen, ζ im Griechischen nehmen, wie die Beispiele zeigen, nur dann noch einen Ableitungsvocal vor sich, wenn der Stamm consonantisch endigt, nicht aber bei Vocalausgang desselben. Der gleiche Unterschied gilt für die deutschen Worte mit *z:* wie hier zu der Anrede *du* das Zeitwort *duzen*, zu der mit *ir* dagegen auf Mittelhochd. *irezen* lautet, ebenso wenn ein Sprechen der Thiere soll bezeichnet werden. Also lediglich mit z d. h. *ß* oder *tz* gebildet altbochd. *plâzan*, neuhochd. *blæssen* und *platzen*, mhd. *grâzen*, nhd. *gauzen, mauzen;* dagegen mit *az* oder *iz* und spæter mit *ez* (ursprünglich muß das hellere *a* vorgewaltet haben, auch da wo die Mundarten spæterhin ein *i* gebrauchen; unser Hochdeutsch tilgt den Vocal am liebsten gänzlich) *balzen* oder *falzen, beffzen, muhezen, pfigezen, pfâchzen pfugezen, rauwezen rauzen, ruckezen, schnurzen, zürrezen;* zugleich mit reduplicierender Auffassung der Thierstimme *guckzen gatzen, geckzen, gluckzen, gugezen guchzen gutzen, krächzen, chrockezan krotzen, pipizen, quakezen, quitschen* d. i. *quikezen*;[105] mit ebensolcher Verbindung zweier Stimmen, wie wir vorher S. 79 bei *murmauen* angetroffen haben, *guruckezen.*

Anhängung von Consonanten der Kehle: es zeigen sich diese alle drei so verwendet. Griechisch μηκᾶσθαι, μυκᾶσθαι, ὑλακή ὑλακτεῖν, ὶζειν ἰυγή ἴυγξ, σίζειν σεσιγέναι, τρίζειν τετριγέναι, τρύζειν τρυγών, βληχᾶσθαι, βαύζειν βαῦξειν; lateinisch *hircare, urcare, micire, mugire, rugire, vagire, jugire* oder *jugere;* deutsch *blæken blæken, mauken, mûghen, rohôn, wehen* oder *wêhen.* Mehrmals folgt auf den Kehllaut als weiteres Ableitungsmittel noch eine Sylbe mit *l* oder *r*, mit *t* oder *z: fringulire fringillire fringulare, jugilare, mugilare* oder *mugillare, trucilare, rühdn röhdn, fri-*

[105] In *gatzen, gutzen, kratzen, kuckauzen* S. 55 und *quitschen* Ausfall des Kehllautes vor dem *z:* vgl. *schmatzen* d. i. *schmackezen* (S. 60. 67. 71), *stutzen* d. i. *stockezen* (Schmeller III, 673. Stalder II, 390), *blitzen* d. i. *blickezen* und *kotzen* neben dem *kocken* Luthers. Ist so auch *quatschen*, der norddeutsche Ausdruck für ein undeutliches sinnloses Reden, aus *quackezen* entstanden?

putire, cogitare, maugizen maukezen, rohezen, zwickezen und *meckeln meckern mickern meckizen.*

Und noch eines. Das Deutsche verbindet mit dem zweimal wiederholenden Ausdruck öfters auch hier wie bei den Substantiven den bewegenden und lebendig färbenden Ablaut: es sagt von Dingen, die tönen, und sagt von Menschen *hicken hacken,*[196] *klinken klanken,*[197] *klippen klappen* (oben S. 34), *klippern und klappern,*[198] *knicken und knacken* (vgl. S. 33), *knirren und knarren,*[199] *knistern und knastern,*[200] *trippen und trappen,*[201] mittelhochd. *timpen tampen*[202] u. s. w.: es spricht auch von den Thieren so und sagt, indem es jenes Lautspiel bald ebenso unter zwei getrennte Worte, die aber auch das Asyndeton vielleicht schon nacher zusammengerückt hat, bald wie das *Pinkepanken* des hämmernden Schmiedes[203] auf die enger verwachsenen Glieder eines einzigen vertheilt, von den Gänsen *gicken und gacken,*[204] von den Hühnern *gicksen*

[196] „*Hicke hacke* Heu, *Hicke hacke* Haberstroh" Simrocks Kinderbuch S. 186; auch *hick hack* oben S. 34 kann als Imperativ genommen werden, wie das daneben stehende *klippe klappe* gewiß ein solcher ist.

[197] „Laß *klinken*, laß *klanken*" Wunderhorn III, 125; *klinkeln klankeln, klinkern und klankern* Brentanos Märchen II, 13. Vgl. *kling und klang* Anm. 67.

[198] „Dann *klipperts und klapperts* mitunter hinein. Als schlüg man die Hölzlein zum Tanze" Goethe der Todtentanz: Anm. 201.

[199] BWaldis Äsop III, 95 von einem neuen Wagen „Er weinet, seufzet, *knirrt und knarrt*."

[200] Deutsche Sagen d. Br. Grimm 48; Brentanos Märchen II, 9.

[201] Simplicissimus I, 1, 34. „Es *trippelten trappelten* Zwerg' um ihn her. Die *klipperten klapperten* rappelten sehr" Fr. Schlegel die Zwerge.

[202] JGrimm in Haupts Zeitschr. V, 501. Zu den hier angeführten zwei Belegen aus dem jüngeren Titurel kommt noch ein dritter, Str. 4686, wo das einfache *timpan* gleichfalls in *timpen tampen* muß gebessert werden.

[203] Lauremberg S. 214. Vgl. oben S. 39 Anm. 103.

[204] Die Redensart „Er weiß weder *gicken* oder *gacken*" in Schmellers Bair. Wörterb. II, 25 gleichbedeutend mit den oben S. 34 angeführten. Aber in dem Refrain des volksmäßigen Wiegenliedes von Gottfried von Neifen 26, 13, 22 brauchte das handschriftliche *gugen gugen* (Bezeichnung des Schwankens der Wiege: vgl. oben Anm. 145) nicht in *gigen gugen* geändert zu werden: auch *gugen* ist noch mundartlich s. v. a. schwanken; auch *u* und *a* werden, wenn schon seltner, im Ablautspiele verbunden: z. B. *bumm bamm* Simrocks Kinderb. S. 18, 19, 87 (danach in Bren-

gacksen (Anm. 105), von den Hunden *kliffen und klaffen*,[205] von dem Esel (oben S. 61) *gigagen gigaken gigagzen*, von den Schwalben (S. 58) *tischtascheln*: damit vergleicht sich, wie in dem ersten Mærchen auf S. 9 den Hühnern die Participialform *gisiggisagt* in den Mund gelegt wird.

Nachdem wir bisher mit Sonderung der zwei Wortclassen, welche die Sprache lautnachahmend aus den Stimmen der Thiere bildet, zuerst von den Substantiven, die Thiernamen sind, dann ausführlicher, wie die Masse und die Bedeutung des Stoffs es forderten, von den Verben gehandelt, ist um vollends abzuschliessen noch eine Bemerkung übrig, die auf beide mit einander, diese Verba und jene Substantiva, geht.

Hält man unser jetziges Deutsch gegen das ältere oder das Deutsche überhaupt gegen die mit ihm verwandten anderen Sprachen, so erweist sich, daß die Interjectionen, mit denen der Mensch irgend einer vorübergehenden Empfindung Ausdruck giebt, von den Veränderungen, welche sonst von Sprache zu Sprache und von Zeit zu Zeit die einzelnen Laute treffen, nicht pflegen berührt zu werden: wenig anders als wir rief z. B. schon der Rœmer *ah* und *ahah* und *o*, *hui* und *phy* und *fi*, *hei* und *hem*, *eia* und *ohe*, *hahahe* und *vœ* und *st*.[206] Denn es sind das eigentlich und

tanos Mærchen II, 69 fgg. *Pampam* der Kœnig von Glockotonia), *schancker schancker* Uhlands Volksl. S. 710, im Mhd. *traz und traz*, und gerade *gugen und gagen* selbst, „g. u. g. wie ein wagend ror", hat Geiler von Kaisersberg (Schmeller II, 21); vgl. *gugagen* schwatzen, Geschwätz bei Stalder I, 490.

[205] Bürger in der Ballade vom wilden Jæger.

[206] Dieß letzte Beispiel ist allerdings wie noch mehrere der übrigen ein Fall, wo auf keiner Sprachstufe eine Aenderung der Laute mœglich wære, zugleich aber ein Hauptbeleg, wie bezeichnend die Sprache solche Ausrufungen bildet. Denn eben dieses *st* erscheint regelrecht als der consonantische Kern der Wurzel, wo der Begriff des Aufrechtstehens und somit auch des Starrens wie des Steigens, der des Stehns überhaupt und somit auch des Stilleseins soll ausgedrückt werden. Die romanischen Sprachen verwischen diese Malerei der blossen Consonanten, indem sie dieselben durch Vocalisierung aus einander ziehn und dann sonst noch entstellen: franz. *chut*, span. *chito*, ital. *zitto* und, wenn man einem Weibe zu schweigen befiehlt, *zitta*. Das haben indeß auch schon die Griechen gethan, falls ich *σίττα* oder *σίττι*, den lockenden oder trei-

wirklich keine Worte, keine Bilder von Begriffen, wie sonst der Strom der geistigen Entwickelung sie in sich aufnimmt und fort und fort ihr Leibliches frisch umgestaltet, freilich immer nur in der Art umgestaltet, die von den organischen Gesetzen dieser Leiblichkeit bedingt ist: es sind eben nur Empfindungslaute, blosse Laute der Natur, und wie die natürlichen Empfindungen selbst bleiben mit Nothwendigkeit auch sie stets und überall die gleichen und gehen nicht mit in den Fortschritten der Sprachveränderung. Gilt das nun schon von den Interjectionen der Menschen, wie viel mehr ist eben ein solches Verhalten bei denen, die der Mensch dem Thiere abhœrt und giebt, und so nun auch bei den Substantiven und Verben, die wieder auf diesen beruhn, wie viel mehr ist hier ebensolch eine Unwandelbarkeit der Vocale und der Consonanten zu erwarten: die menschlichen Empfindungen mæssigen oder verfeinern sich doch etwa mit dem Wechsel der Geschlechter und haben selber so viel fliessendes, daß auch ihre Ausdrücke gelegentlich mit dem verschiedensten Sinne wechseln: der Fink unserer Wälder aber singt nicht anders als sein Ahnherr einst im Paradiese, und der Hund von heute bellt noch so wie jener, den alle Welt vernehmen konnte.[207] Und in der That, durchmustern wir die ganze Reihe der Beispiele, die an uns vorübergegangen, so stellt sich auch hier als Regel heraus, daß der Deutsche den Laut nun dieses, nun jenes Thieres ganz so wie der Grieche und der Rœmer und daß er ihn im neunzehnten Jahrhundert noch ganz so auffaßt wie im neunten.

Indessen auch diese Regel wird durch Ausnahmen und zum Theil sehr beträchtlich dadurch eingeschränkt. Die Substantiva, die ein Thier nach seiner Stimme, die Verba, die das eigenthümliche Sprechen des

benden oder scheuchenden Ruf der Ziegenhirten, richtig mit *st* und *zitto* u. s. f. vergleiche; die andere Form *ψέττα* oder *ψάττα* verhält sich dazu ebenso wie im Deutschen *pst* zu *st*. Und *pst*, was die Vergleichung unterstützt, verlangt nicht sowohl Schweigen als Stillestehn.

[207] „An einer stat ein hunt erbal, Daȥȥ über al die werlt erschal" Freidank 109, 10 fg. „Dar nâch ein hunt erbal, Daȥ alle liute, die dô lebten, hôrten sinen schal" der Tannhäuser in v. d. Hagens Minnesingern II, 97 b. Sie meinen den Hund in der Arche Noæ.

Thieres bezeichnen, es sind nun einmal Worte so gut als andre, sie sind gebildet und werden decliniert und conjugiert gleich all den übrigen, die keinen bloß onomatopoetischen Sinn, sondern ein Phantasiebild oder einen Begriff des Verstandes in sich schliessen: das nun zieht oft und mannigfach genug auch sie in den naturgeschichtlichen Verlauf hinein, dem diese folgen. Und sehen wir, wie das Deutsche schon in die unmittelbare Nachahmung der Thierstimmen einen Wechsel von Laut und Ablaut, der doch diesen Stimmen selber fremd ist, wie es auch in den Ruf des Hahnes, der Henne, der Lerche, der Taube, des Uhus, der Wachtel, des Frosches Einschaltungen bringt, von denen das Thier nichts, wohl aber der Mensch in seinen Ausrufungen weiß[209]; sehen wir ferner, wie alle drei Sprachen die vollen Wiederholungen, in denen die Thiere schreien oder singen, gegen die abgekürzte Form der Reduplication zu vertauschen lieben, wie also auch in dieser Beziehung von der onomatopoetischen Treue sehr merklich abgewichen wird: so darf es nicht befremden, daß die Sprache der Thiere, sobald sie der Mensch einmal in den Bereich der seinigen versetzt hat, auch sonst noch deren Wandelungen theilen und die Genauigkeit der Nachahmung je mehr und mehr muß schædigen lassen. So in den Vocalen. Ganz der Wirklichkeit an-

[209] *Gagerageragägg*, *kickeriki*, *treli* wie mittelhochd. *jâraja jâriâ*, *wôrawoch wohriwoch*, *ptoripfuisch* Helbling I. 1215. *darida* in der Lustitudo studentica und *Giri Giri Gitzeli*, *Lauberl Lauberl Liri Lauberl* in einem Lied aus der Schweiz Wunderhorn III, 107 fg. *Wackdiwack*, *wappdiwapp*, *ruckediguck* wie *holterdipolter*, *hoppedihopp*, *Hudeldidudel* Büschings Wöchentl. Nachrichten IV, 53. *rumpedipum* oder *rummedebum* Wunderh. II, 411. 413, vgl. oben S. 79 Anm. 191. *Schuderibu* hat beide Einschaltungen, die mit *d* und die mit *r*, zugleich. *Giggeligi*, *giggelagi* wie *acheleach* in Auerbachers Büchl. für d. Jugend S. 59. *bukklebuck* Haupts Zeitschr. VI. 185. *bumblebum* Narrenschiff LXXVI, 7. angelsächs. *giselagese* JGrimms Gramm. III, 296. *schockelischock* in Hebels Habermus, angelsächs. *edlord*, neuhd. *weilenweh* Wunderh. II, 14. *Kickerlekyk*, *Hunkerlekunk* wie *quakerlequak* Schuppius I, 531. *pepperlepepp* (Anm. 220), *pumerlein pum* d. i. *pumerlipum* in Uhlands Volksliedern S. 521. *kukukeruk ukukukuck* in den Volksliedern von Proehle S. 161, und ebenso erklært sich das *rl* in *kurlücken*, dem reduplicativen Zeitwort Rollenhagens für den Hahnenschrei.

gemessen gaben die Griechen (S. 28) dem Schaf die Stimme βῆ und brauchten sie von demselben (vgl. Anm. 220) das Zeitwort βληχᾶσθαι: den Rœmern aber trat hier wie überall an die Stelle des η ein langes *a*, sie sprachen *balare*, Varros *belare* scheint lediglich Theorie zu sein;[209] dasselbe doch naturwidrige *a* in *blaterare* und dem althochd. *plâzan:* letztres zugleich der sichre Beweis, daß vorher die Gothen noch den richtigen *Ê*-laut ausgedrückt haben. Weiter im Gange des Hochdeutschen sind aus dem *î* von *hîs* und *pfîfen* und dem *û* von *ûfo, hûwo, ûr* und *pfûchen* Diphthongen geworden, wie sie doch das Thier nicht von sich giebt: *heissen, pfeifen, aufe, Hauri, Auer, pfauchen* Und wieder treten Entstellungen auf Anlaß eines ableitenden Schluß-*i* ein, Umlaute die den natürlich gegebenen Vocal verfälschen: z. B. *Eule, heulen* mhd. *hiuweln, Krœhe, krîtchzen,* althochdeutsch *ûwila, hûwila, chrâja,* angelsächs. *cracettan.* So klingen ja auch aus *ächzen* und *jauchzen* nicht mehr die Rufe *ach* und *jû* oder *jûch* heraus,[210] und auf das Lautspiel mit *i* und *a* ist in nicht seltenen Fällen ein andres mit *i* und *ä*, dem Umlaute also von *a*, gefolgt.[211]

[209] so gut als die Behauptung, die Griechen, weil sie die Schafe *μῆλα* nennen, hätten von denselben nur *me*, nicht *be* gehört: de Re rust. II. 1. 7. *Μῆλον* auf *me* zurückzuführen wird ganz richtig sein, ebenso richtig als *βοῦς* auf *bu:* es sind das Ausdrücke derselben Art, wie wenn ein altdeutsches Weisthum (JGrimm I, 149) die Begriffe Rind und Schaf mit den Participien der Lautzeitwörter *luegends* und *bleuends* umschreibt. Aber die Folgerung, die Varro aus *μῆλον* zieht, ist unrichtig. *Belare* sodann mit *e* kann allerdings nachgewiesen werden, jedoch erst im Latein des Mittelalters (S. 68. *belat plazit* Vocab. S. Galli S. 280) und in den Sprachen der Romanen: ital. auch *belare*, franz. *bêler:* es haben letztre, wie sie den Laut des Thieres ebenfalls mit *be* ausdrücken (Diez Wörterb. I, 60 fg.), das Zeitwort frisch davon gebildet: vgl. Anm. 100.

[210] Spee hat einmal das letztere Zeitwort in beiderlei Formen neben einander, mit *a* und mit *au:* „Ach was Hüpfen, *Jauchzen*, *Juchzen*, Rufen, Schreien überlaut!“ Trutznachtigall S. 220.

[211] *Dilli dalli: dille delle, tillen tellen* Pfeiffers Germania V, 340; *gicken gacken* oben S. 34 u. 39: „Johannes *Gyggis Gäggis*“ Manuel S. 434. „*Gycken Gäcken* ist deine lehr“ Sittewalds Anderes Gesicht: *fitsche fatsche* JGrimms Gramm. III, 307: *fitschen und fätschen, fitschelfätschela* Schmeller I, 578. *fitsche fetsche* Uhlands Volksl. S. 649; *tripp trapp* oben S. 33 u. Anm. 103: „*Trippli Treppli* nfe“, „*Trippli* uf und *Treppli* ab“ Basler Kindersprüche. Und so weiter.

Ferner die Consonanten. Schon innerhalb einer und derselben Sprache kommt es da vor, daß auch in Lautworten die parallelen Consonanten der einzelnen Sprachwerkzeuge so gegen einander vertauscht werden, wie das öfters in Ausdrücken sonstiger Art geschieht. So haben pelasgisch φάρ und φαίρων, *passer* und *parsitare*, deutsch *sparo* und *sprâ* alle in mehrfach wechselnder Stellung (vgl. Anm. 194 u. 216) die malerischen Laute *p* und *s*: daneben im Lateinischen selbst und wieder im Deutschen zeigen *sturnus* und *stara* ein *t* anstatt des *p*, wozu doch die eigene Stimme der bezüglichen Vœgel kaum Anlaß gab: aber so stehn ja auch στορεννύναι *sternere strawjan strawjan* u. s. w. neben σπείρων *spernere sprawjan*. Und wie somit φάρ und *sturnus*, nicht anders, nur in umgekehrter Ordnung, verhalten sich ταώς und *pavo*.

Noch viel zahlreichere Wechsel indeß und noch viel weiter greifende lassen sich wahrnehmen, wenn wir das Deutsche, diese spætere Stufe des geschichtlichen Entwicklungsganges, den beiden pelasgischen Sprachen und damit zugleich der älteren echteren Auffassung der Sprache der Thiere vergleichend gegenüberstellen. Allgemein genommen zwar, entgehen in den Lautworten die Consonanten der sonst für sie geltenden Verschiebung: sie ändern sich entweder gar nicht oder doch nicht streng nach deren Gesetzen, sondern nur wie etwa der Deutsche die Stimme eines Thiers bald milder, bald auch rauher als der Pelasger articuliert hat. Die Griechen sagten κόκκυξ, die Romer *cuculus*, die Deutschen des Mittelalters aber und noch spæterer Jahrhunderte lieber mit dem weicheren Kehllaut *gugguq Guckguck* u. dgl. (Anm. 90), und ebenso steht dem griechischen κλώζων das deutsche *glucken* gegenüber: es hieß aber auch schon im Lateinischen *glocire* und *gluttire*. Dagegen volle Uebereinstimmung, der Anfangslaute wenigstens, die ja überall hier die Hauptsache sind (die Schlußlaute eher nur eine Sache des wechselnden Zufalls und der Willkür), zeigen βληχᾶσθαι, *blaterare* und *blœjen, blöttern, bladern, blâzan plâzan, bleken, bleren*; βρυχᾶσθαι und *brüllen, brieschen; coaxare, quaxare* und *quaken; quaquila, coeturnix* d. i. *quacturnix* und *quakele, quahtila* (Anm. 108. 115); γρύζειν, *grunnire* und *gronen, grunzen*; κιχλίζειν und *kichern* (auch das griechische Wort, wie es mit κακχάζειν

und *cachinnari* von Einer Wurzel herkommt, hat noch diesen weiteren Sinn); πιπίζειν, *pipire* und *pipen*: davon ganz verschieden ist *pfeifen*, das wir zwar auch zuvorderst und zumeist von den Vœgeln brauchen (S. 73 fg.), das aber aus dem französischen *piper*, mittellat. *pipare* umgedeutscht ist.

Das alles bleibt nun wohl in seiner rechten Ordnung: nicht selten jedoch sind auch die Fälle, wo der Laut, den die Sprache auf früherer Stufe einem Thiere nachgeahmt hat, auf der spæteren deutschen verschoben und dadurch die Nachahmung zerstœrt oder doch verkümmert wird. Auf *tetrinire* also (Ente) folgt nun *tadern dadern* und *dadrauen* (Gans); auf *drensare* (Schwan) *trensen* und *trenzen*, der Ausdruck für den kurz abgebrochenen Schrei des brünftigen Hirsches und den Schmerzruf des Rindes, das sich nach dem Stall, der Heerde, dem Kalbe sehnt; auf χρεμίζειν χρεμέζειν χρεμετίζειν, lat. *fremere* und *frendere*, mit demselben Wechsel von Kehl- und Lippenlaut und beidemal mit Aufgebung des malerischen Hauches, *gremizôn grimmen* und *brenan brimmen brummen*, wozu noch *bremo* die *Bremse* kommt. Ja es geschieht und macht die Unnatur, in die unsere Sprache sich hier hat drängen lassen, nur noch auf- und augenfälliger, daß Worte der Art sich in beiden zugleich, theils in dem bewahrten echten, theils in dem verschobnen und damit verderbten verfälschten Laut bewegen. Die Vœgel vom Geschlecht der Sperlinge rufen *pink* (S. 24), und das wird auch die Vorzeit, als sie dem Hauptsänger desselben den Namen schöpfte, erfaßt und ihn *pinka* geheissen haben, wie in der That die Jæger noch heut den Finken, der bei dem Vogelheerde als Lockvogel sitzt, den *Pinkert* nennen: sonst aber gilt schon auf Althochdeutsch die aspirierende Weiterbildung *fincho*.[213] Dem lat. *garrire* steht bei uns nicht allein *girren* und *gurren* zur Seite, wir

[213] So hat auch *pinken*, der norddeutsche Ausdruck für das Feuerausschlagen mit Stahl und Stein („Haus, da *pinkt* man umsonst, wo der Wind die Funken hinwegweht" Voß die Leibeigenen), sein malerisches *p* noch heute bewahrt, so gut als das *Pinkepanken* der Schmiede (Anm. 103 u. 203); mit *f* aber heißt es von eben dieser Wurzel schon im Mittel- und Althochdeutschen *finc finke fincho*.

haben auch, weiter davon entfernt, *kerren, kirren*, alth. *cherran*. *Guggug* und *Kuckuck* bleiben noch ganz oder beinahe ganz neben κόκκυξ und *cuculus* wie neben dem Naturlaut *kuku:* das altdeutsche *gouch* dagegen vertauscht das γ von κόκκυγος und das *k*, das die erste Verschiebung desselben ist (altnord. *gauk*), gegen *ch;* dazu noch in *gauk* und *gouch* ein ganz ungehöriger Ablaut des Vocales: das Angelsächsische, das wieder diesen in *ea* umsetzt (*geac*), macht damit vollends alle Onomatopoeie zunichte[211].

Ein Fall von noch reicherer Entwickelung. Die griechischen Wörter κρούειν, κρότος, κράζειν, κρώζειν, κραυγή, κόραξ und κορώνη, die lateinischen *crepare, crocire, crocitare, corvus, cornix* und mit erweichtem Anlaute *graculus, gracillare, gracitare* zeigen alle die Verbindung von *k* oder *g* mit *r*, wohl angemessen, wie man ja mit eben diesen Consonanten auch den Schrei des Raben und der Krähe faßt (oben S. 16 u. 27); nicht anders die deutschen Benennungen dieser Vogel, mundartlich *Krapp* der Rabe, althochd. *chrâa* die Krähe, im Altnord. männlich *krák* der Rabe und weiblich *kráka* die Krähe, ferner die Worte *krahen, krachen*, althochd. *chradam* Lärm, *chrehho* und *chrôn* beides s. v. a. garrulus, *krîzen kreischen, chrockezan* und *krîtchzen:* wenn aber daneben einige andre Ausdrücke desselben Sinnes und derselben Wurzel wiederum mitgeführt werden von der Verschiebung der Laute, wenn das Krähen des Hahnes auf Gothisch *hrukjan*, der Häher auf Althochdeutsch *hruoh* und der Rabe *hraban*, wenn es im Gothischen und Althochd. *hrôpjan hruofan*

[211] In meiner Abhandlung über die Sprache der Burgunden (Bindings Geschichte d. Burgundisch-romanischen Königreichs I, 342) habe ich auch den Namen der Chauken, insofern dessen *ch* nach fränkischer Art ein *g* vertreten könne, mit *gauk* erklärt. Ich weiß nicht, ob richtig: jedesfalls sind die sonstigen Deutungen ungenügend, auch die von JGrimm, der (Gesch. d. Deutschen Sprache II, 675) in *Chaucus* das goth. *hauhs* erkennt. Gut, wenn irgendwo *Chauchus* sich geschrieben fände: aber die Mehrzahl der Gewährsmänner und die besseren setzen eben *Chaucus*, während *Cauchus* mit so wenigen und so wenig beweisenden belegt ist, daß man es nicht mit *Chaucus* zusammenzählen darf um etwa so das Facit *Chauchus* zu gewinnen.

und hier und im Altnordischen *hruom* und *hrôdh* heißt, so ist mit diesem *h* die Lautmalerei bereits sehr geschwächt, und gar der hauptsächliche ihrer Züge wird vollends ausgewischt, wenn schon vom neunten Jahrhundert an auch das *h* noch dahinfällt und nunmehr *raben Rabe Rappe Ruhm* und *rufen* gesagt wird und mundartlich *Ruech* oder *Rack* (oben S. 51) und *ruck* und *rucken* im Sinn von girren. Und endlich nun das letzte Beispiel von Zwiespältigkeit dieser Art in der Behandlung einer onomatopoetischen Wörterreihe. An κλάζω κέκληγα κέκλαγγα *clango clingo* ändert das deutsche *klingen*, ändert selbst dieses allgemeinste Lautwort nichts, und ebenso wenig unser *klagen*; auch das altnord. *klaka* krächzen,[214] ächzen, wozu da noch *nyklakin* und im Gothischen *niuklahs* oder *niuklah* das mit Geschrei und Wimmern neu auf die Welt gekommene Kind gehört,[215] ferner *klac*, im Mittelhochdeutschen s. v. a. Krach (Anm. 152), *klechel* Glockenschwengel oder Glöcklein, *clochôn* und *cloccôn* althochd. klopfen, auch diese sämmtlich halten den ursprünglichen Anlaut fest, während nur der im Hintergrund stehende Auslaut sich verhärtet oder aspiriert; *clocca* sodann, wie es im Mittellatein und danach im Provenzalischen *cloca* oder *clocha*, im Französischen *cloche*, im Altnord. *klukka*, im Angelsächs. *clucge* heißt, geht in der hochdeutschen Form *glocca glogga Glocke* auch nur bis zu jener Erweichung des *c* in *g*, die uns vorher (S. 88 u. 90) in lateinischen Worten wie *glocire* und *graculus* entgegengetreten:[216]

[214] oder zwitschern, je nachdem man die *igdhur* in Fafnis mál Str. 31 – 32 („igdhur *klikudhu*") als Adlerweibchen oder als Schwalben versteht.

[215] „Thou know'st, the first time that we smell the air, We wawl and cry." — „When we are born, we cry, that we are come To this great stage of fools" Lear bei Shakspeare IV, 6.

[216] Das russ. *kólokol* fügt noch eine Ableitungssylbe bei und zieht die Verbindung des ganzen mit dem halben Consonanten ebenso aus einander, wie wir das schon S. 35 fg. 39. 84. 88 bei *krâk* und κόραξ, *cran krôn* und γέρανος κορώνη, ψάρ und *passer*, *st* und σέττα wahrgenommen oder doch angenommen haben. Sonstige Versuche das Wort *clocca* zu deuten in Diez Wörterb. II, 250 fg. Daß es ein Lautwort sei, hat bereits Notker wohl erkannt: Ps. LXXX, 3 „Daȥ saltirsanch heiȥet nu in diutiscun *rotta* a sono vocis, quod grammatici facticium vocant, ut *tintinabulum* et *clocca*."

man empfand es fort und fort, wie bezeichnend gerade diese Consonanten waren, und doch erwies man sich zugleich empfindungslos dafür, indem man neben alle dem denselben Stamm auf Gothisch und Althochdeutsch in ein aspiriertes *hlahjan hlahhan* und weiter mit Tilgung der Aspiration in *lahhên lachen* umgestaltete. Das gleiche Verhältniß haben die mit beschliessendem *n* geschehenen Bildungen lat. *clamare* und althochd. und altsächs. *hlamôn* und die kürzeren, denen ein consonantischer Abschluß mangelt, κλαίειν und *hlôjan lôejen*, κλύειν κλυτός und *hlût lût laut*, oder die zwischen *k* und *l* einen Selbstlaut bringen wie κέλεσθαι und *hellan hallen* u. s. w.

Ich habe wohl eben gesagt „Und endlich nun das letzte Beispiel“: um aber in ähnlicher Weise voll abzuschliessen, wie die lateinischen Stimmenverzeichnisse von Aldhelm an mit der Angabe „Homines loquuntur“ (von den griechischen machen, ebenso paßlich, einige damit den Beginn), muß ich hier noch der Worte gedenken, mit denen der Mensch zur Sprache erwacht, nicht weil auch sie in irgendwelcher Art nachahmend seien, sondern weil der Säugling, auch wenn er schon die ersten Versuche des Sprechens unternimmt, ebenfalls noch viel mehr ein Thier als bereits ein Mensch ist, und weil auch diese Worte auf dem bemerkten Doppelwege weiter gehn, theils überall und zu allen Zeiten unverändert bleiben, theils aber so sich umgestalten, wie das die übrige Sprachentwickelung mit sich bringt. Die ersten bestimmteren Laute, die dem Kinde glücken, sind die, welche durch Schluß und Oeffnung der Lippen entstehn, sind *m* und *b* und *p*; zunächst daran schliessen sich, wenn die wachsende Lust und Fähigkeit auch der innen liegenden Organe sich zu bemächtigen beginnt, die Zungenlaute *l* und *t*. Jenes *m* nun, wie es ein Sprechen und ein Verstummen zugleich ist, zeigt sich auch in der fortlaufenden Schöpfung der Sprache für Ausdrücke nach beiden Seiten hin, am reichlichsten aber für solche verwendet, die zwischen den beiden Seiten mitten inne liegen: den Römern und Griechen bedeutet (überall hier folgt malerisch auf das *m* ein *u*) *mu* und μῦ ein fast unmerkliches oder unverständliches Lautangeben: dasselbe in Wörtern wie

μύειν, μύζειν, *mutire, mussare, mussitare,*[217] *murmur,* deutsch *mummeln, munkeln, murren, Mucks,* einer Genitivbildung gleich den oben S. 33 behandelten, *mucken* und *muckzen* althochd. *muccazan* und den Namen des eben nur summenden Insectes μυῖα *musca mucca;* weiter ist deutsch und englisch *mum,* reduplicativ wie bereits jenes *mummeln,* die Interjection dessen, der nicht sprechen will,[218] noch weiter *mutus* der nicht sprechen kann[219], dem aber gerade gegenüber μῦθος die voll lautende Rede und unser *Mund* der sprechende. Ebenso dient die andere Liquida *l* und dienen *b* und *p* um wiederum reduplicativ (aber auch das kürzere ἔλεγος, vielleicht auch *olor* der Schwan gehœrt hieher) in ἐλελεῦ und ἀλαλή und ὀλολυγή nur ein Geschrei, sei es der Freude, sei es des Leides, in *lallare* ein Singen ohne Worte, in *lallen* ein unbeholfenes Sprechen, in λάλος und λαλαγή, in βάζειν und βαβάζειν, in *pappeln pappern bappern*[220] ein Schwatzen ohne

[217] „Nec minus interea pecudum genus omne ferarum *Musitat,* et proprias norunt animalia voces" *M;* daher nun die Angabe der Verzeichnisse *NNg* „Feræ *mussitant* (*musitant*)."

[218] Shakspeares Lear I, 4. Gerstenbergs Ugolino II.

[219] Den Worten oben reihen sich weiter diejenigen an, in denen *mu* aus dem Bereich des Gehœrs auf ein dem ähnliches Verhalten für das Gesicht (vgl. Anm. 145) übertragen und nun ein verstohlenes verschlossenes unsichtbares Thun oder Sein damit bezeichnet wird. Dergleichen auf Griechisch *μύτιν, μυτίν, μυχός;* auf Griechisch, Lateinisch und Deutsch *μύς mûs;* auf Deutsch *mûwerf* u. s. w. althochd. der Maulwurf (so verkehrt hat die neuere Sprache den ihr unverständlich gewordenen Ausdruck umgedeutet), reduplicierend *mummen,* mit angehängtem *k ch nk sch* ahd. *mûhho* und zusammengesetzt *mûhheimo* Grille (*Heinimûch Hammemauch* und andre Entstellungen der umgekehrten Zusammensetzung bei Stalder II, 16. 35), goth. *mûkamôdei* Sanftmuth, *mûhhan* ahd. auf nächtlichen Raub ausgehn, *mûchen* schleichen (Stalder II, 201), *mûken mûken mauchen mûuken* verheimlichen oder stehlen, *mucken, mucheln* kriechen *meucheln, Munk* Murmelthier, *mûschen* schmollen, *mauschen* schleichen. Und wie mit *mûk* gebildet die Burgunden den Weibernamen *Mûcurûna* hatten (Bindings Burg. roman. Kœnigr. I, 394), ebenso könnte mit *mum* und *mummen* der fränkische Mannsname *Mummolenus* (Förstemanns Altd. Namenb. I, 937; wegen *lenus* s. bei Binding S. 383), vielleicht auch, wenn man nicht die in Anm. 114 gegebene Deutung vorzieht, *Mummolus* zu verbinden sein.

[220] Oben S. 56. 59; *papperlapapp* Anm. 208. Dazu verhält sich die mit *l* erweiterte Form *plappern blappern* nebst dem mhd. *blebbezen* und dem

Verstand und Verständlichkeit auszudrücken: aber auch der Hauptbehelf des beholfensten Sprechens, die Zunge, wird im älteren und mundartlichen Deutschen *Lalle Lälle Lälli* und die Sprache selber wird so genannt.[221] Nicht unangemessen ferner ist *m*, da mit ihm die Sprache, also das Selbstbewußtsein anhebt, auch zur Bildung des einfachsten Worts hiefür, des Pronomens der ersten Person, gebraucht worden: noch deutlicher das in den älteren der verwandten Sprachen als in den beiden pelasgischen und den unsern. Der Säugling freilich, damit wir wieder auf ihn kommen, benennt mit Hilfe des *m*, und ebenso wenig des *b p t*, noch nicht sein Ich: zu diesem Begriffe gelangt der Geist doch erst allmælich; aber er benennt damit die Dinge und Personen, die seinem Ich die næchsten und für sein enges Leben die wichtigsten sind, die Mutterbrust und die Muttermilch und anderes Trinken und Essen und die Mutter selbst und den Vater. Hiefür denn durch alle Sprachen hin und auch in solchen, die zu den Arischen in keinerlei Beziehung stehen, Worte deren Grundlaut einer von jenen vieren ist; es bedienen sich derselben theils nur die Kinder, theils dann auch unter Anwendung fernerer wechselnder Bildungsmittel noch die Erwachsenen. Und namentlich hier (aber schon die Kinder machen damit den Anfang) erfahren zugleich jene Begriffe selbst mannigfache Erweiterungen über den Bereich hinaus, in welchen sie ursprünglich eingegrenzt gewesen: Ausdrücke, die eigentlich nur die Mutter meinen, werden von da auch seitwärts auf deren Schwester[222] und zurück auf die Großmutter und die Urgroßmutter,[223]

interjectionellen Substantivum *Mippen Map* (Singenberg 249, 11) wie *balbus balbutire* zu *babulus βαβάζειν*, *bilbere* oder *bilbire* zu *bibere*, *valpen* zu *vapen* Anm. 156, *helfern* und, noch näher vergleichbar, *blaffen* zu *bläffen*, *βαυχᾶσθαι* u. s. f. zu *βαῦ* (S. 28 u. 88), *κατάγειν* zu *κατηγείν*, das mundartliche *Flittich* zu *Fittich*, *Fledermaus Fledermisch* zu *Feder*, *fliegen* zu *Vogel*, *flitsche* zu *fitschen* Anm. 211, *schlürfen* zu *süefen*.

[221] Auf dem Titel von Fischarts Geschichtklitterung „inn vnser *Mutter Lallen* vber oder drunder gesetzt."

[222] Griech. *τιθή*. *Mahme* noch in dem Sinne von Mutter: z. B. „Och *mamken*, min lêve möder" Uhlands Volksl. S. 81 fg. Vgl. nachher bei Anm. 232.

[223] Griech. *τιτθή*, *τιτθή*, griech. lat. *μαμμα*, altnord. *amma*, *eddu*, *ödhu*.

ja auf jegliche Greisinn überhaupt[224] oder auf ein Weib, das nicht die Mutter selbst, sondern nur die Næhrerinn und Pflegerinn des Kinds ist,[225] übertragen: ganz dem entsprechend die Ausdrücke für Vater;[226] und solche, die noch zu Personennamen geworden sind, macht eine zwiefache Flexion auf Personen beider Geschlechter anwendbar, mœgen sie zuerst auch bloß dem Vater oder bloß der Mutter gegolten haben.[227] Mit den Beispielen aber jener kindlichen Wortschöpfung wollen wir uns, wie das schon überall bisher geschehn, auf das pelasgische Sprachenpaar und die der Germanen beschränken: „denn eben die Beschränkung læßt sich lieben" sagt uns Gœthe.

Im Lateinischen und Griechischen also (ich stelle das erstere voran, weil es Einiges mehr dergleichen bietet) mit der Liquida *m* und hier meist einem hellen *a* dahinter μᾶ, redupliciert *mamma*, μαμμᾶν, umgestellt *amma*,[228] abgeleitet *mamilla*, μαζός, μαστός, μασᾶσθαι, *mandere* und *mater*. Mit *b* *bu*, *bua*,[229] *imbuere*, *bibere*; mit *br*, schon einen Schritt weiter über die erste Kindlichkeit hinaus, βρῦν. Mit *p* πά oder πᾶ, *pappa*, *pappare*, *papa*, *pappus*, ἄππα,[230] *papilla*, *pascere*, *pabulum*, *panis*, πατεῖσθαι, *pater*, πόα, πίνω

[224] Griech. τήθη, deutsch *bâbe* und *Mutter*. So fällt auch das lat. *anus* mit dem deutschen *ana* zusammen.

[225] Griech. τήθη, τίτθη, lat. *mamma* und *mater*, lat. u. deutsch *ammo*, deutsch *Muhme*.

[226] Der Großvater πάππος und *pappus*, altnord. *afi*, mhd. *atte*; der alte Mann *pappus* und ἄττα *atta* und in allen drei Sprachen πατήρ *pater Vater*; der Pfleger *pappas*, *pater*, *tato*, τίτθος, τέττα, ἄττα.

[227] *Abbo Abba*, *Atto Atta*, *Azo Azo*, *Babo Baba*, *Buobo Buoba*, *Mammo Mama*, *Tato Tata*, *Tetto Tetta*, *Uoto Uota*. Man vergleiche, wie im Spanischen zu *ama* d. h. *amma* durch Movierung noch ein männliches *amo*, zu *aya* d. h. *avia* noch *ayo* gekommen ist.

[228] Angeführt von Isidor Origg. XII, 7 42 und in Isidorischer Art gedeutet: „Hæc avis (strix) vulgo dicitur *amma* ab amando parvulos, unde et lac præbere fertur nascentibus."

[229] Varro bei Nonius S. 80 fg., wo die Besserung von *positum* („Buas potionem positum parvulorum") in *poscentium* nahe liegt.

[230] Wenn ἀπφά mit seiner befremdlichen Aspiration und seiner auch abweichenden Bedeutung ebenfalls hieher gehœrt, so scheint dieser Ausdruck unter Einwirkung von ἀπφύς gebildet, letzteres aber eine Umdeutung des Kinderwortes auf ἀποφύειν.

πέπωκα, *potus*, *poculum*.[231] Mit *t* τήθη, τηθίς, τιτθός, τίτθη, τυτθός, *tata*, τέττα, *atta*. Dem allem reiht sich aus beiderlei Völkern noch mehr als ein Personenname, der eine sichrer, der andre zweifelhafter, an: Ἀμμάς, Ἄμμιος, Ἀμμία, *Ammianus*, *Memmius*, Πάππος, *Papus*, *Papius*, Παπίων, *Popparus*, *Appius* und damit gleichbedeutend *Attus*, *Atius*, Ἄτταλος, *Titus*, *Tatius*, Τηθύς.

Das Deutsche nun verharrt nicht allein bei dem *m*, und unsre Kinder rufen *memm*, wenn sie zu trinken verlangen, die Mutterbrust heißt auf Holländisch *mam* oder *mamme*, die Mutter und sonst die Säugerinn seit dem Althochdeutschen *amma*, Fleisch auf Gothisch *mammô*, jegliche Speise *mat*, im Hochdeutschen auch mit Ablaut *muos*, ebenso die Mutter *muotar* und die Mutterschwester *muoma*:[232] letzteres entweder eine reduplicierte Koseform zu *muotar*, der Art wie lat. *pupus pupa* zu *puer puera* und wie bei uns *Lili Lulu Mimi* zu *Elisabeth Luise Emilie*, oder, was einige spæter anzuführende Worte noch mehr empfehlen möchten, einfach der Ablaut zu *mamma* Mutter.[233] Dergestalt verharrt unser Deutsch bei dem *m*, und allerdings könnte auch aus einer Liquida in der Wurzel nicht wohl etwas anderes werden: aber es verharrt, da dieses Stück von Grundlegung der Sprache tæglich wiederkehrt, eben so wohl aller Lautverschiebung zum Trotz bei dem *b*, dem *p*, dem *t*. Ein *b* haben das

[231] Bedeutet in der That der Ausruf ὦ πόποι eigentlich o Götter, so kann er noch eigentlicher o Væter bedeutet haben. Dann gehœrt er und gehœren mit ihm παπαῖ, lat. *papæ* und das weicher lautende βαβαῖ ebenfalls in die oben vorgeführte Reihe, und *tat*, *tatæ*, *attat*, *attatæ*, *atattatæ*, *atattatattatæ*, ἀττατάι, ἀττάλαττατά haben den gleichen Sinn.

[232] Die Muhme (vgl. Anm. 222) niederländisch und niederdeutsch auch *moeie moie* (Reinke 2677): eine Kürzung die sowohl auf *môme* als unmittelbar auf *môder* beruhen kann. *Medder* dagegen (Reinke 3002 u. a.) scheint aus lat. *matertera* entstanden und dieses selbst ebenso eine Steigerungsform zu *mater* wie *Etter* Vetter zu *Atte*, *omita* zu *amma*, *eddo* (s. weiter unten) zu *aithei*.

[233] Zwar ist *mamma* in diesem Sinne für das Deutsche selber nicht mehr nachzuweisen: woher sonst aber kommt *Memme*, das uns in weiblicher Form einen weibischen Mann bezeichnet? Zudem haben wir (Förstemanns Namenbuch I. 901) den alten Frauennamen *Mama*.

mittelhochdeutsche und noch mundartliche *bâbe* Mutter, altes Weib, *bobba* oder *bobbe* altfriesisch und *buobe* mhd. Weibsbrust,[234] das schweizerische *Bubbi* Brustwarze, das goth. *aba* Ehemann[235] und die althochdeutschen Manns- und Frauennamen *Babo Baba, Buobo Buoba, Abbo Abba.* Ein *p* das Kinderwort für Brei und für Brot *Papp* oder *Pappe, pappen* oder *päppen* — *en, päppeln* sorglich nähren, Verba die auch mittelhochdeutsch belegbar sind; sodann, wenn man nicht vorzieht darin bloß eine Abkürzung aus *pater* oder noch besser aus *patrinus* zu erkennen,[236] *Pathe*, früher auch *bate*, der geistliche Vater: *Pappe* jedoch, wie jetzt hie und da in Volksmundarten der leibliche Vater genannt wird (bei den Friesen auf Helgoland, den Halligen und sonstwo *Babe, Babbe, Baba*[237]), möchte wirklich nur das französische *papa* sein und deren *Mamme* auch nur das fr. *maman*. Zahlreicher sind die gewissen Beispiele für festgehaltenes *t:* althochd. *tutta tutto tutti* Mutterbrust und Brustwarze; *toto* und *tota* Pathe und Pathinn; goth *atta*, ahd. *atto* und so fort in der und jener mundartlichen Umgestaltung[238] Vater; desselben Sinnes *Tate, Tatt*

[234] Und unser *Babe*, früherhin gleichfalls *buobe?* Wo das zuerst vorkommt, von den spätern Jahren des dreizehnten Jahrhunderts an, bezeichnet es noch nicht ein mannliches Kind, sondern hat den Sinn von famulus oder adulo. Liegt dem, auf Andreae hin die uns jetzt unverständlich sind, der Eigenname *Buobo* zum Grunde, ähnlich wie *Karl* sich in das Appellativum *Kerl* umgestaltet hat (s. meinen Aufsatz über die Appellativnamen in Pfeiffers Germania V, 445 fg.)? Oder ist es von jeher appellativ und zuerst s. v. a. Mann, dann als Kerl u. s. f. gewesen? In diesem Falle würde es sich dem oben angeführten goth. *aba* Ehemann, Mann zur Seite stellen. Eine andre Erklärung giebt das Wörterbuch der Br. Grimm II, 457 fgg., aber um indem es die zeitliche Folge der Bedeutungen umkehrt.

[235] Der Tausch der Begriffe Vater und Ehemann scheint leicht. Auf Vater als den früheren dürfte das altsächs. *abbaro*, angelsächs. *eafora* Nachkomme (eigentlich ein gesteigertes Adjectivum) weisen, das sich zu *aba* Vater in ähnlicher Art verhält wie im Griechischen *πάτρα* und *πατριά* Nachkommenschaft zu *πατήρ*.

[236] Vgl. die Umdeutschung fremder Wörter S. 38 fg.

[237] Richthofens Altfries. Wörterb. S. 655 b; Kohls Marschen u. Inseln der Herzogthümer Schleswig u. Holstein II, 62.

[238] Stalder I, 115. Schmeller I, 126. Richthofens Altfries. Wörterbuch S. 613 b. Mittelhochd. Wörterb. I, 67 a. 449 b.

und *Tatte; Tatto, Tetto* und das kürzer reduplicierte *Atto,*[305] aspiriert *Hatto,* nebst *Tôtila* dem gothischen und *Uoto* dem althochd. Ablaute dazu, kommen als Eigennamen vor. Indessen nicht immer und überall ist das Deutsche so wie bis hieher verfahren: es giebt daneben auch der Fälle genug, wo es schon frühzeitig unbeachtet gelassen, was das sprachherfindende Kind den Uebrigen vorspricht, wo sich vielmehr auch in solchen Worten, abweichend von diesem stæts gleich fliessenden Schöpfungsquell, der Consonant dem allgemeinen Gesetze der Lautverschiebung gefügt und die Tenuis sich zu einer Aspiration gesteigert hat, die denselben ursprünglich fremd und wesentlich ungemæß ist. Solch ein Tausch der Laute fällt allerdings dann weniger auf und ist am leichtesten dann zu begreifen, wenn ein Ausdruck, der eigentlich Vater bedeutet, Eigenname geworden und damit dieser appellative Sinn geschwächt und verwischt, und gar wenn ein Wort der Art seiner unmittelbaren Herkunft nach nicht deutsch ist. Da durfte, ja mußte wohl das griechisch-lateinische und darnach noch gothische *papa* sich auf Hochdeutsch in *phaffo,*[306] *patrinus* sich in *pfetter* umgestalten und auf das *t* des goth. *atta* gleichzeitig mit dessen Beibehaltung in *atto Atto Tatto Tetto* die hochdeutsche Schärfung in *Azzo Zazzo Zezzo,* abgelautet *Zuozo,* folgen. Aber auch Appellativa und auch Worte, die nicht aus den Sprachen des Südens entlehnt, sondern der deutschen altgemeinsam mit denselben sind, werden von der Lautverschiebung mitgenommen, und es tritt an die Stelle des *t,* das sie noch auf der Stufe des Gothischen besessen, auf der hochdeutschen ein *z* und schon auf der gothischen selbst an die Stelle des früheren und eigentlichen *p* und *t* ein *f* und *th.* So müssen die Gothen die Mutterbrust etwa *tittô* oder *tuttô* oder *tutta* geheissen haben, dem entsprechend daß sie auf Griechisch τίτθη und ein Säugling τυτθός und daß sie noch im Althochdeutschen *tutta* u. s. w. heißt: wie aber die althochd. Namen *Tuto* und *Tutilo* gleichzeitig auch in *Zuzo Zozzolo*

[305] Gregor von Tours giebt als Beinamen desselben Wistrimundus das eine Mal (Hist. Franc. X, 29) *Tatto,* das andre Mal (Vita Aridii 19) *Atto* an.

[306] Weshalb jedoch *bâbes pâbes Pabst* nicht ebenso aspiriert, sondern hier vielmehr das *p* in *b* gemildert ist, erklärt die Umdeutschung fremder Wörter S. 24 u. 47.

aspiriert erscheinen, so wird die Brust weiterhin *Zitze* und saugen *zutzeln* genannt. Verschiebungen aber schon auf derjenigen Stufe, die voraus das Gothische vertritt, sind es, wenn bereits hier und so fort überall dem pelasgischen *pater* ein aspiriertes *fadar* gegenübersteht, dem πατεῖσθαι zugleich mit Ablaut *fôdjan* nähren und althochd. *fuotar* Nahrung, dem ἄππα altnordisch *afi* Großvater; sodann, wenn im Altfriesischen das pelasgische ἄττα nicht wieder wie doch im Gothischen selber *atta* heißt, sondern *aththa attha atha ettha* Vater, *ethla* Großvater und Urgroßvater, und der Ablaut dazu, den noch das Hochdeutsche mit der Tenuis *Uota* bildet, abermals auf Altnordisch *ôdha* Urgroßmutter. *Atha, ôdha:* dieß mag uns den Weg zu der richtigen Erklærung noch zwei anderer Wörter zeigen.[261] Erstlich des altnordischen *edda*, nach den zwei Lieder- und Sagensammlungen, die man auch so nennt, eines Ausdruckes für Urgroßmutter. Die Laute verwehren nicht, was ja am nächsten geboten scheint, als Grundlage desselben gleichfalls ein aus *at* aspiriertes *ath* und so als die frühere vollere Form *adhidha* anzusetzen.[262] Denn bei der Syncopierung, welche das Altnordische stæts bei dieser Endung übt, geht zugleich, wenn zwei *dh* so zusammentreffen, deren Aspiration stæts verloren, und es heißt, wie in der Conjugation *qvadda* statt *qvedhidha* von *qvedhja*, so auch in der Wortbildung *breidd* und *vîdd* für *breidhidh vîdhidh* d. i. *breidhidha vîdhidha*. Und wæhrend in jenen Verbalformen mit dem i der Flexion auch dessen Wirkung, der Umlaut des Wurzelvocals, beseitigt, aus dem *e* wieder ein *a* wird, behalten diese Substantiva den einmal gegebenen Umlaut bei, und es heißt nach wie vor *lengdh svengdh* aus *lengidh svengidh, langidha svangidha*. Einzig daß *edda* ein schwaches, nicht wie sonst die Worte auf *dh* ein starkes Femininum ist, könnte gegen die versuchte Deutung Zweifel erregen: aber auch im Althochdeutschen werden die entsprechenden Substantivbildungen gelegentlich schwach flectiert.[263] Sodann. Der Gothe sagt für Mutter *aithei*, und das Wort

[261] Ich glaube bemerken zu sollen, daß mir JGrimms Abhandlung über *ado ano ato* in Haupts Zeitschrift I, 21 fgg. wohl bekannt ist.

[262] Nicht in dem abstracten Sinne, den sonst dergleichen Feminina, sondern in dem personlichen, den Masculina wie ahd. *leitid* und *scheffidh* haben.

[263] JGrimms Gramm. II, 249.

kommt auch spæter im Hochdeutschen vor, ahd. *eidi*,[244] mhd. *eide:* sein Begriff weist es mit in die Reihe all der vielen bisher behandelten, der Form nach aber læßt es sich nur dann mit denselben vereinen, sobald man auch hier, hier also bereits für das Gothische selbst, den Uebergang von *t* in *th* annimmt und das *ai*, das die Benennungen von Vater und Mutter sonst nirgend zeigen (nur im Neufriesischen, Neuniederdeutschen, Neuhessischen *aita aite* und *haita haite* Vater[245]), dieses *ai* hier ebenso versteht wie in *jains* und *vaila* und althochd. in *seiga* und *weiga*,[246] d. h. als Diphthongierung eines *i* anstatt dessen anderweitiger und spæterer Brechung in kurzes *e*:[247] ein kurzes *e* haben uns aber auch *ettha* τέττα *Tetto Zezzo*, ein *i*, den vorhergehenden Laut, τιτθός τίτθη *Zitze* aufgewiesen. Wie nun, wenn wir noch einmal, dem Sinne nach natürlicher, von hier aus jenes *edda* zu erklæren suchten, wenn wir darin, wie *abharo* und *Etter* comparativisch zu *aba* und *Atte*, *amita* superlativisch zu *amma* gebildet scheinen (Anm. 232. 235), ebensolch eine Steigerungsform zu *aithei* erkennten, deren Ausgang wiederum syncopiert, in deren Stamme die Aspiration auch erloschen wære? Die Kürzung des Doppellautes vor den zwei Consonanten würde nur zu dem, was Regel ist, stimmen: *edda* verhielte sich zu *aithida* wie, beinahe buchstæblich damit zusammenklingend, ahd. *eddo* oder, *eddehwanne* etwann u. dgl. zu goth. *aiththau* ἤ und ἄν, wie *essa* Esse zu *eiten* αἴθειν brennen, wie altnord. *helg* und alam. *Helge* zu *heilag Heilige* und gleichfalls im Altnordischen die syncopierten und kurzvocaligen Neutra *blitt* und *gott* zu den vollen und langvocaligen Grundformen *blîdhat* und *gôdhat*.

Und hiemit wollen wir unsrer Wanderung durch die Alterthümer der Sprache, die meist ebenso viele Jugendlichkeiten waren, ein Ende geben. Der Beschluß entspricht dem Anfang: dort Mærchen aus der Welt der Kinder, hier einzelne Worte aus deren Welt; dort aber das Kind das „vogelsprachekund wie Salomo" den Thieren menschlich nachspricht, hier dasjenige das mit den ersten eigenen Worten den ersten Beginn seiner Menschheit, den Beginn auch aller Menschensprache macht.

[244] In der Zusammensetzung *fuotareidi*: „*fotareidi* nutrix," „*fuotareidi* vel *muoter* auctrix" (l. nutrix) Graffs Sprachschatz III, 379; vgl. „*fotarchind* alumnus" ebd. IV, 457.

[245] Richthofens Altfries. Wörterb. S. 613 b.

[246] Graff VI, 143, I, 704. *Seiga* eigentlich numus serratus; vgl. Tac. Germ. 5: *weiga* Wagschale.

[247] Vgl. die Umdeutschung fr. Wörter S. 18.

Beilagen.

I.

(S. oben S. 45 fg. *Nr.*)

Apes ambizant uel bambizant
Aquilae clangunt
Anseres crinciunt uel trinnuunt
Aues minuriunt uel uernicant
Accipitres pipant uel piplunt
Anetes teretissant
Arietes crissitant uel blaterant.
Apri frendunt.
Asinae oncant uel rudiunt.
Arma crepant. Aes tinnit
Amphora profusa bilibit
Boues mugiunt uel reboant
Cornices butant
Cygni dessitant. Cycadae fretinniunt.
Cyconiae gratulant uel grotolant uel critalant.
Corui crocciunt uel croccant.
Capri mittiunt
Canes baubant uel latrant uel ganniunt
Catuli glattillant
Cerui rugiunt
Cytharae sonant
Canis uenatica nictit
Elephanti barriunt uel stridunt.
Equi hinniunt uel gurgulant
Gallinae cacinnant
Galli cantant uel cucurriunt
Galuae fringilunt
Graculi grintiunt
Hyrundines trissitant uel trissant
Hyenae hirriunt
Hedi balant uel bebant
Infantes uagiunt
Leones fremunt
Linces hircant
Lepores uagitant
Lupi ululant
Litora murmurant
Milui iungiunt uel uigilant uel luriunt
Meruli zinzilant
Mustelae drindant
Mures mintriunt uel muniunt
Noctuae cucubiunt
Olores drensitant
Oues balant
Onagri uagillant

Palumbes runcitant
Passeres titiant uel parri tinipant
Pani papulant
Perdices cacabant
Pulli perpitant
Pantherae chaurriunt
Pardi peliunt
Porcelli grunniunt
Porci grundiunt
Ranae coaxant
Sturni parsitant,
Surices dentitant
Serpentes sibilant

Siluae strepunt
Turdi socitant uel facillant
Tigrides rhaccant
Tubae clangunt
Tauri mugiunt
Uultures pionpant
Uenti flant uel tremunt uel sibilant
Ursi urgant uel seuiunt
Uerres queritant
Uulpes eiulant
Homines loquuntur
Rustici iubilant

II.

(S. oben S. 46 O.) CARM. Bur. p. 132

Iam uernali tempore!
terra uiret germine!
sol nouo cum iubare!
frondent nemora!
candent lilia!
florent omnia.
Est cæli serenitas.
aeris suauitas!
uentorum tranquillitas.
est temperies
clara et dies
cantant uolucres.
Merulus cincitat!
acredula rupillulat!
turdus truculat!
et sturnus pusitat.
turtur gemitat.
palumbes plausitat!
perdix cicabat!
anser craccitat.
cignus drensat!
pauo paululat!
gallina gacillat.
ciconia clocturat!
pica concinnat.
hirundo et trisphat.
apes bombilat
merops sincidulat.
Bubo bubilat.
et gueulus gueulat.

II. Strophen und Zeilen in der Handschrift unabgesetzt.

passer sonstitiat.
et coruus croccitat.
uultur pulpat.
accipiter pipat!
carrus titubat!
cornix garrulat.
aquila clangit.
miluus lipit!
anas tetrinnit.
graculus fringit!
uespertilio et stridit.
butio et butit!
grus et grurit.
cicada fretendit!
Onager mugilat.
et tigris raccat.
ceruus docitat.
et uerres quirritat!
leo rugit!
pardus ferit!
panther caurit.
elephans barrit!
linx et frennit.
aper frendit.
aries braterat.
ouis atque balat.
taurus mugit.
equus et hinnit.
Lepus uagit.
et uulpis gannit.
ursus uncat.
et lupus ululat.
canis latrat.
catulus glutinat.
rana coaxat.
anguis sibilat.
grillus grillat.
sorex desticat.
mus et minnit.
mustela drindrit.
sus et grunnit.
asinus et rudit.
Iam horrifer aquilo
suaui cedit Zephiro.
sole in estifero
degente domicilio.
dulcisona resonat hirundo.
floride cum floridis
florent uites pampinis.
odorifera
surgunt gramina.
gaudet agricola.
Nunc dracones fluminum
scatent emanantium.
imber saluberrimus
irrigat terram funditus.
cataractas reserat olimpus.
redolens aromata.
cum cinnamomo balsama.
uiret uiola

35. carrus *eine der vielen Entstellungen dieses Stückes; gemeint ist* parrus. parus. *Ob aber nun auch* titubat *zu ändern? Vgl. oben S. 55 Meise.*

rosa. et ambrosea
coeunt animalia.
Hæ sunt uoces uolucrum
nec non quadrupedum
quarum modulamina
uincit fenix unica.

III.

(S. oben S. 46 Q.)

Bos mugit. porcus grunnit. sed rudit asellus
Balat onis. latratque canis. sed capra caprisat
Sibilat et serpens proprie. sed mimirrit hirundo
Et garrire solent uolucres communiter omnes
Hinnit equus. rugitque leo. wlpes quoque gannit
Frendet aper. lupus hic ululat. sed rana coaxat
Accipiter pipilat. crocitat corwus. gruit et grus

IV. Das Vogelgesang.

Liederbogen im Besitz meines Freundes und Vetters, des Hrn Pfarrers Adolf Sarasin zu Basel: vier Blätter in Octav; die Schrift dieselbe, mit welcher in den sechziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Sigfrid Apiarius zu Bern und Samuel Apiarius zu Bern und zu Basel gedruckt haben. Auf der ersten Seite „Ein hüpsch |nüw Lied, genannt das| Vogelgesang.“ Hierauf ein Holzschnitt, der Herr am fünften Schöpfungstage. Sodann „Ein ander Lied, Er ist der Mor-| gen Sterne, er lücht mit &c.| P. M.“ P. M. vielleicht jener „Peter Müller von Rapperswyl zu Luzern gesessen“, von dem es nach Gœdekes Grundriß S. 253 ein im J. 1564 bei Siegfr. Apiarius gedrucktes Lied auf den Schwabenkrieg giebt. Das Vogelgesang füllt die fünf Seiten von der Rückseite des ersten bis zu der des dritten Blattes; die Strophen ungezählt, die Verse unabgesetzt.

III, 3. sed *ist zu tilgen und* mimirrit *in* minurrit *zu bessern.*

1.

WEr singen kan
heb mitt mir an,
ein nüwes Lied zuosingen,
von mancherley,
der vogel gschrey,
vnd ander liederlichen dingen,
Zum anefang,
der Lörchen gsang,
kan frœlich jubilieren,
das Zyßli fry,
vff gruenem zwy,
gar hoflich kan hofieren,
gar hoflich kan hofieren.

2.

So kumpt der Finck,
mitt synem pinck,
thuot singen vnnd pausieren,
so thuot die Lörch,
mit jrem gschwätz,
die ander all fäxieren.
Deßglychen ouch,
der Guckug gouch,
den yeder kan entratten,
wie wol er ist,
ein arger list,
erkannt in allen landen,
erkannt in allen landen.

3.

Der Trostel gsang,
thuot mir kein trang,
vnd singt mir ouch gar selten,
Darumb ich wil,
in disem spil,
dAmsel nit lan entgelten.
Vnd wer jr glych,
inn allem rych,
im lufft thuot sy spatzieren,
man hœrt gar bald,
inn gruenem wald,
jr stimm wol Colorieren,
jr stimm wol Colorieren.

4.

Die Schwalmen all,
in disem fal,
am morgen thuond sy singen,
Das Zunschlipfly,
mit liechtem schyn,
syn stimm ladt es erklingen.
Zuo rechter maß,
ich reden das,
der Wachtlen ich geschwygen,
singt blütterdich,
kauwauw ich sprich,
glycht kum einr brochnen gygen,
glycht kum einr brochnen gygen.

5.

Der Adler gschwind,
vonn edlem gsind,
muoß sich in lüfften neoren,
Der Habbich ruch,
mit synem schluch,

1, 6. ander *ist zu viel.*
3, 4. zu lesen Hätz

gar hoflich kan er ceren.
Die vogel geschwind,
im lufft vnd wind,
mit dapfferkeyt ergriffen,
dem kan er bald,
mit sterck vnnd gwalt,
sy klaw vnnd schnabel schlyffen,
sy klauw vnd schnabel schlyffen.

6.

Der Kutz, Rapp, Wyg,
die selben dry,
vff ellend thuend sy styfften,
rüsten sich schnell,
träff wen es well,
mann darff sy wenig zbrichten.
Wie sy der welt,
wie vorgemelt,
groß schaden könnend machen,
doch werdents schon,
verdienten lon,
empfahn, vmb söllich sachen,
empfahn vmb söllich sachen.

7.

Frouw Nachtegall,
gantz vberal,
hat sich gar frœlich mercken.
Im Meyens zyt,
hœrt man sy wyt,
thuot vns in fröüden stercken.
Für die andern all,
hœrt mann jrn schall,
der thuot so lieblich klingen.
das eim sy hertz,
on allen schmertz,
vor fröüden möcht vff springen,
vor fröüden möcht vff springen.

8.

Der Reigel, Schwan,
vnd Gugelhan,
die hand ein seltzams wesen,
die ersten zwee,
findt man im See,
die fisch lond sy nit gnesen.
Der drit der kräyt,
sos schnyt vnnd wäyt,
vnnd kan wol prophetieren.
derglych er gwiß,
wie ichs ermiß,
die nacht kan wol bezieren,
die nacht kan wol bezieren.

9.

Der niemandts fuog,
ist stoltz vnnd kluog,
vnd redt vil von grossen thaten,
So gschicht jm glücht,
glych wie dem Spächt,
syn zung thuot jn verrathen.
Ein grosse sach,
vil Genß im bach,
die könnendt nüt dann gagen,
so gloub mir das,

5. 10. lies den *12. 13. lies* syn

7. 10. lies syn

9. 3. vnd *ist zu viel. 4. zu lesen* tücht

krut loub vnd graß,
kumpt als in jren krugen,
kumpt als in jren krugen.

10.

Der leydig Spatz,
der tryht vil geschwatz,
dem gyfutz thuot er glychen,
Ja wenn er kumpt,
ins wassers grund,
vnd jm die fisch entwychen.
Er hat ein gschrey,
von mancherley,
man kan jr wenig gniessen,
bettend sy nun,
als ich verstan,
andern sy mangel liessen,
andern sy mangel liessen.

11.

Im Spatzen ich,
mich baß ersich,
er nützt wenig vff erden,
Syn stimm ist ruch,
der üppig buch,
mag jm nit gsettigt werden.
Kaka syn spranch,
die bhalt er noch,
syn vatter hats auch gsungen,
drumb schatt er mee,
dann ryff vnd schnee,
myner frouwen ist gelungen,
myner meysterschafft entrunnen.

12.

Die Wassersteltz,
die ruowet seltz,
sy kan doch nüt dann gnappen,
Die ägerst teylt,
schwarz wyß bekleyt,
sy gspilet sich zun Rappen.
An jhrer kunst,
hatt mann klein gunst,
sy könnend sich wenig lieben,
sy machend sich,
dem Sperwer glych,
der sich im roub thuot ueben,
der sich im roub thuot ueben.

13.

So find ich recht,
ein anders geschlecht,
ich mein es sind blaw Enten,
Sy hand den pryß,
vnd bruchend flyß,
wie sy das jr verquencken.
Ein Meyß im schlag,
die fuert jr klag,
das sy muoß syn gefangen,
sy möcht wol fry,
vff gruenen zwy,
mit andern voglen prangen,
mit andern voglen prangen.

14.

Ein guoter muot,
der macht guot bluot,
den abendt als den morgen,

10, 11. verston *wenn ein etwas besserer Reim auf* nun *d. i. nur.*

11. 7. *besser* sproch

Darumb bin ich,
so liederlich,
vnnd laß guot vogel sorgen.
Der wind der wäyt,
der han der kräyt,
myn frow ist meyster worden,
das laß ich syn,
so ich nit bin,
allein inn disem Orden,
allein in disem Orden.

V.

(S. oben S. 24.)

Ganß König. Ein Kurtzweylig Gedicht, von der Martins Ganß: Wie sie zum König erwehlet, [u. s. w.] durch Lycosthenem Psellionoros Andropediacum [d. i. Wolfhart Spangenberg von Mansfeld]. Straßburg 1607. 8°.

(E ij vw.) Da ward bald angezeyget frey,
Wie noch die Ganß vorhanden sey:
Die S. Martinus hett mit sich,
Gebracht in Himmel sieberlich.
Als man die Ganß nun fordert zwar,
Da stelt sie sich freywillig dar:
(rw.) Zu hören was man jhr wolt sagen.
Erstlich thet man sie freundlich fragen:
Ob sie nicht wolte auch deßgleichen
Wie andre Thier, von jhnen weichen,
Vnd sich weg machen auff den Tag?
Da sprach die Ganß nichts als *gag gag*.
Mann fragt: ob sie nicht auch wolt fort?
Deß solt sie geben balt antwort:
Ob jhr das weichen nicht gehag?
Die Ganß antwortet nur *gag gag*.
Da sprach daß gantz Concilium:
Wir wolln wissen in einer Summ,
Ob du vns weichen wilt? das sag.
Die Ganß rieff wiederumb *gag gag*.

Sie sprachen: hör Ganß, vns vernim:
Wir verstehen nicht deine Stimm.
Gib vns klar antwort, auff die Frag.
Die Ganß schrey immer fort *gagag*.
Wie? sprachen sie: wiltu vns eben
Kein verständige antwort geben?
Wiltu daß man dich darzu schlag?
Die Ganß fuhr fort mit jhrm *gagag*.
Ey! sprachen sie mit vngemach:
Was ists daß man in dieser sach
Kein antwort von dir bringen mag?
Die Ganß schrey abermal *gagag*.
Schawt? sagten sie: ist die Ganß nicht
Werth, daß man sie hie vor Gericht,
Wegen deß Trotz peinlich anklag?
Die Ganß schrey noch mehr: *gagagag*.
Im zorn so wurden sie entbrandt:
Vnd sprachen gib antwort zuhand.
Daß dich der spitzig Pratspieß plag!
Die Ganß sang jmmer ihr *gagag*.
(E iij vw.) Ey so gag du in deinen Hals?
Du bist werth, das dich, dieses Falls,
Der Wolff auß vnserm Himmel trag.
Da schrey die Ganß: *gagagagag*.
Da sprach das gantz Concilium
Das end vrtheyl, in einer summ:
Weil sie kein ander antwort eben,
Auß hochmut jhnen wolte geben:
So hab sie diß verdienet schlecht,
Daß man sie bald, mit strengem recht,
Auß deß Calenders Himmel jag.
Die Ganß schrey: *gagagagagag*.
Als bald trat Sanct Martin herfür,
Vnd tröstet die Ganß mit gebür.

Vnd sprach: du liebes Gänßlein mein,
Wolan, ich will dein Vorsprech sein.
Sey nur getrost vnd nicht verzag.
Vor Frewden schrey die Gauß: *gagag*

VI. Das geistliche Vogelgesang.

(S. oben S. 12 und S. 47 ff.)

Das Gedicht, das ich als letzte Beilage bringe, weicht in Sinn und Haltung durchaus von jenen früheren schon des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ab, in denen allerlei Vœgel groß und klein ihrem neugesetzten Haupte dem Zaunkœnig Rath ertheilen: es sind da eben die Vœgel selbst die sprechen, die Eigenthümlichkeiten ihrer Stimme jedoch werden dabei nicht in Acht genommen, und die Rathschlæge sind bald ihrem geraden Wortlaute nach, bald und noch öfter ironisch zu verstehen, so daß die Poesie der Thiersage hier ganz in die lehrhafte und voraus die satirische Wendung eintritt, die so vollständig zuerst dem vierzehnten Jahrhundert und den Niederlanden beliebt gewesen. Wir finden diese Rathschlæge der Vœgel auch am frühesten und in der ursprünglichsten Gestalt auf Niederländisch: s. Mones Uebersicht der niederländ. Volks-Literatur S. 351 und Maßmann in Pfeiffers Germania VI, 232; dann niederdeutsch: Bruns Romant. Gedichte in Altplattd. Sprache S. 135—140 und Wizlaws Sprüche u. Lieder von Ettmüller S. 64—68; dann auch hochdeutsch, so aber meist in einer abgeleiteten breiteren Fassung: die Erlœsung von Bartsch S. XLIII—XLV und Pfeiffer in seiner Germania VI, 83—106.

Nicht geringer ist der Abstand von den „Dicts des oiseaux et des bestes", die uns öfter (s. Brunets Manuel) in der älteren französischen Litteratur begegnen; der Bibliophile Belge I, 5—11 wiederholt einen Text, dessen Originaldruck um das Jahr 1500 anzusetzen ist. Abwechselnd ein Vogel und ein Vierfüsser sprechen hier je eine Strophe von vier Zeilen um jeder selbst seine Eigenart kurz anzugeben, nur nicht, so treffend das die Eigenart mit bezeichnen würde, zugleich seine Stimme.

Auch von dem Vogelgesang in Beilage IV ist unser Geistliches Vogelgesang wesentlich verschieden, in der Art welche dieses Beiwort kurz bezeichnet: es will an die Characteristik der einzelnen Vœgel, die es gleichfalls, aber mit besserem Ebenmaß in der Ausführung, und die es gelegentlich auch durch deren Gesang oder Ruf giebt, religiœse und moralische Betrachtungen, bald Ermahnungen, bald Warnungen für den Menschen knüpfen. Naturdichtung also vom geistlichen Standpunkt aus: der Anstoß dazu mochte von dem Beispiele Friedrichs von Spee gekommen sein, und vielleicht eher durch Abschriften, die etwa von dem und jenem seiner Lieder oder auch von allen schon früh in Umlauf waren, als erst durch die gedruckten Ausgaben der Trutznachtigall. Denn die ältesten unter diesen sind aus den Jahren 1649 und 1654, das Geistliche Vogelgesang aber ist bereits um 1650 (s. S. 115 *E*) und da schwerlich zum ersten Male im Druck erschienen, und ausserdem zeigt von dem Unfuge, mit welchem gerade damals schon die Pegnitzschæfer sich an Natur und Kunst zugleich vergiengen (oben S. 22 fg.), unser Gedicht sich noch völlig unberührt, wæhrend es um so deutlicher und unverkennbar namentlich an das Lied anklingt, womit Spee seine Sammlung endigt. Es darf deshalb kaum für einen Zufall gelten, daß eine von den Aufzeichnungen des Geistlichen Vogelgesangs, die nachher mit der Abkürzung *G* benannte, in ein Exemplar der Trutznachtigall eingetragen ist.

Ob und welche Einwirkung neben Spee das Gedicht geübt habe, dessen Strophenform wiederholter Angabe nach für das Geistliche Vogelge-ang benützt ist, der Geistliche Tannenbaum næmlich, vermag ich nicht zu beurtheilen: ich kenne letzteren nicht. Die gleiche Form hat übrigens das Schmæhlied Isenhofers gegen die Schweizer vom J. 1444 (Tschudii Chron. Helvet. II, 412—415), und nicht unæhnlich unserem Dichter fängt er mit den Worten an „Woluf! ich hær ein nüw Getœn, Der edlen Vöglen Gsang.“ Zugleich behandelt er die Strophe ganz so, wie das hier geschieht: wie hier nicht weniger als zehnmal (Str. 3. 4. 16. 22. 23. 27. 28. 37. 40 und 44), so stimmt wiederholendlich auch bei ihm der Aufgesang im Maß aller Zeilen mit dem Abgesange überein.

Isenhofer war von Waldshut: auch der unbekannte Verfasser des Geistlichen Vogelgesangs wird im südwestlichen Deutschland, am Schwarzwald oder im Elsaß, zu Hause gewesen sein: dafür spricht die Heimath mehrerer Aufzeichnungen und seine Mundart nicht dagegen. Jedesfalls aber nicht da im Südwesten, wo sich die Leute als Schwaben fühlten und so benannten: da hätte schwerlich ein Dichter für den Frosch, der die Beute des Storches wird, den Ausdruck gebraucht „der gut einfältig Schwab" (Str. 31). Schwaben und Frösche: schon das sechzehnte Jahrhundert stellte diese zwei einander gleich: Sebastian Franck II, 47 b hat das Sprichwort „„Hie stehn wir helden" sagt der frosch zum schwaben." Als das Tertium comparationis ergiebt sich aus einigen Stellen Fischarts die Schwatzhaftigkeit, die den Fröschen eigen ist (S. 18, 70), und die man ebenso, bis zur Lust an der Lüge, den Schwaben zuschrieb: „Schwappel-schwæble, die eym eyn Nuß vom Baum schwetzen" Gargantua (Ausg. v. 1582) Ein vnd VorRitt; „das Schwæbisch Suppenmal, da man drey Suppen auff einander gibt, dann *Offa nocet fanti, nec prodest esurienti.* — Wiewol es den Schwatzschweifigen Schwaben nur die Zung desto mehr wächst" Cap. 3 (in der Ausgabe von 1582 fehlen die letzteren Worte noch: ich entnehme sie aus der von 1617); „ich kan auch noch fünff Sprachen ohn schwetzen Schwæbisch, das ist die sechst, heißt Lügen" Cap. 57 (1617); die Hauptstelle aber, wo ausdrücklich auch die Schwaben und die Frösche zusammen genannt und zu besserer Bekräftigung beide sogar als æhnlich in ihrem Angesicht bezeichnet werden, Cap. 37 „Nero wolt kurtzumb sein Artzet solten machen, daß er auch ein Kind gebær, da gaben sie jm Froschleych ein, daß jhn ein Frosch auffblehet, Letzlich schiß er seinen Frosch, vnd hielt ein groß Kindbettermal, daruon nennt man das Ort *Lata Rana:* dahin wöllen wir allen Schwæbischen [1617 allen Suavischwaifigschwetzigen Schwæbischen] Froschgoschigen breiten schwatzmäulern, wie jr auch seit, ein tempel stifften." Es erscheint sonach als ein Verhängniß und wie eine Vergeltung, wenn die Stellvertreter aller, die sieben Schwaben, zuletzt den gemeinsamen Tod durch die unschuldige Schuld eines schreienden Frosches finden: oben S. 17 fg.

Mit derselben Wahrscheinlichkeit wie auf Zeit und Heimath läßt sich auf den Stand des Dichters vermuthen, auf geistlichen Stand, auf den eines Lehrers. Daher die alphabetische Anordnung der Vœgel, vom Adler bis zum Zeisig; daher die eingemischte Gelehrsamkeit lateinischer, ja griechischer Worte, *stupor* Str. 33 und gar (man hœrt die Schulstube) *euge, belle,* σοφῶς Str. 31. Der Text *E* fügt in den Strophenüberschriften zu den deutschen Namen der Vœgel stæts auch die lateinischen: das kann bei dem Werthe, den gerade dieser Text besitzt, das Ursprüngliche sein, und die Schreiber und Drucker der übrigen haben es nur als ihnen selbst und den Lesern, an die sie dachten, zu gelehrt beseitigt.

Es giebt der Texte eine nicht unbeträchtliche Anzahl: ein Beweis wie beliebt das Gedicht bei unserm Volke von je her gewesen ist. Mir allein sind deren nicht weniger als sieben bekannt geworden.

St. Niederschrift auf den letzten Blättern einer Familienbibel, die einem Bauern von Weitersweiler im Unterelsaß zugehœrte (Alsatia 1852 S. 111): herausgegeben von Aug. Stœber im Morgenblatt 1833 Nr. 57.

E. Fliegendes Blatt, unter dem Titel „Das Geistliche Vogel-Gesang genannt — Im Thon: Wie der Geistlich Dannenbaum" u. s. w. wahrscheinlich um 1650 zu Augsburg gedruckt: darnach in des Knaben Wunderhorn Bd. IV, herausg. von Erk 1854, S. 277—289.

Ch. Schriftliche Aufsetzung wahrscheinlich auch noch des siebzehnten Jahrhunderts, von Christophorus (Georg Stoffel) bei einem Bauern des Dorfes Oberlarg im Oberelsaß vorgefunden und in Aug. Stœbers Alsatia 1852 S. 97—111 veröffentlicht.

P. Fliegendes Blatt: „Das geistliche Vogelgesang oder Betrachtung der Allmacht des weisesten Schöpfers in Hervorbringung unterschiedlicher Vœgel in Reimen gebracht und mit Sittenlehren begleitet. In selbst eigen beliebiger Melodie zu singen. Gedruckt in Vogelsberg. 1792." Darnach in den Volksliedern und Volksschauspielen von Prœhle 1855 S. 209—219.

G. in ein Exemplar von Spees Trutznachtigall eingeschrieben und daraus in Grieshabers Vaterländischem 1842 S. 335—343 (vgl. S. 265) abgedruckt.

Z. „Ein schönes Lied, das Vogel Gesang, Nach dem A, B, C, eingerichtet. In welchem Die Christliche Gottliebende Seel, In Betrachtung der schönen Gestalt, deß lieblichen Gesangs, und underschiedlicher Eygenschafften der lieben Vöglein, erhebt in den himmlischen Lust-Garten, und begehrt alldorten zu hören die himmlische Engel-Music. Im Thon wie der Geistliche Dannen-Baum Die Vögel, die sich in den Lüfften schwingen, Und in den Büschen schön und lieblich singen, Müssen den Menschen underthänig seyn. [Bild eines Adlers.] Anjetzo vermehrt, verbesseret, und mit schönen Figuren außgeziert. ZUG, getruckt und zufinden bey Paul Joseph Hiltensperger, 1737." Hierauf unter der Überschrift „Die Seel ladet die Wald-Vögelein zum Lob GOttes ein" erst noch eine Vorrede in Versen.

1.

IHr kleine Vögelein, Ihr Wald-Ergezerlein,
Ihr süssen Sängerlein, stimmt mit mir überein,
Ich will den Schöpffer Preisen.
Mit meinen Liebes Weisen,
Ich will von Hertzens-Grund,
Auch aufthun meinen Mund.

2.

Spitz euer schnäbelein, Zwing, eure Stimmelein,
Faugt an groß und klein, Singt wie es kan seyn,
Ich will durch euer singen,
Mich in den Himmel schwingen,
Ich will durch eueren Thon,
Hinauf zu Gottes Thron.

3.

GOtt ziert euch Feld und Wald, so schön und mannigfalt,
Er kleidt euch jung und alt, mit federn wohl gestalt
Er schafft euch kühle sitze,
Für Unfall, und für Hitze
Er gibt euch Speiß und Tranck,
Und muth zum Lob-Gesang.

4.

Drum stimmet mit mir ein, Ihr süssen schreyerlein,
Ihr kleine pfeifferlein, Ihr wundersängerlein.
GOtt Lob ist mein erschallen,
GOtt Lob sey euer hallen:
GOtt Lob ist mein Gesang,
GOtt Lob sey euer Klag.

Sodann das Vogelgesang selbst; bei jeder Strophe am Rand das kleine Holzschnittbild des Vogels von dem sie handelt. Das Ganze 16 unbezifferte Seiten in Octav. Für die Mittheilung dieser litterarischen Seltenheit bin ich meinem Freunde Prof. Salomon Vœgelin in Zürich verpflichtet.

A. Abdruck in des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano III (1846), 357—367: ohne Angabe der Quelle.

Ich glaube die sieben Texte in der Reihenfolge ihres Werthes aufgeführt zu haben. Die echte älteste Gestalt der Dichtung gewæhrt uns keiner, selbst die ursprüngliche Strophenzahl zeigt sich nirgend mit Gewißheit, und überall, hier mehr, dort weniger, treten uns Verderbnisse des Einzelnen entgegen, die bald aus absichtlicher, bald aus unabsichtlicher Aenderung stammen, letzteres besonders in den schriftlichen Aufzeichnungen, die nur aus dem Gedächtniß mœgen geschehen sein und gerade nicht von den gebildetsten Händen sind gefertigt worden.

An die Spitze würde man *E* zu stellen haben, wenn nicht *St* ein noch reineres Gepræge zunæchst bei der Echtheit trüge. Leider jedoch ist dieses der unvollständigste Text unter allen: nur etwa der vierte Theil der Strophen war dem Schreiber noch in Erinnerung geblieben, und einmal, Str. 31, ändert auch er um jene griechischen und lateinischen Worte gegen deutsche, dem Landmann verständliche umzutauschen.

Einfacher hilft sich am gleichen Orte der Schreiber von *Ch*: er læßt die bezüglichen Verse kurzhin weg, während er Strophe 23 *ein Stupor* in *verdaumelt* übersetzt, Str. 9 aber *Syntaxist* in *Syntorist* entstellt. Auch dieser Redaction liegt noch ein ganz guter Text zum Grunde; nur sind bereits mancherlei Zusätze mit darauf gebaut, theils solche die

lediglich überflüssig waren, insofern das Bedürfniß des Alphabetes sie nicht verlangte, wie Str. 9 und 15, theils andre die eben dieses Bedürfniß anempfahl, wie Str. 14 und 21 (es hätte sonst kein *I* und kein *O* gegeben), oder wie Str. 44 das Bedürfniß nach festerer Abrundung und Abschliessung des Ganzen. Mit jener vierzehnten Strophe sind nun auch die Bienen unter die Vœgel eingereiht: eine Naivitæt die in der Vorzeit allgemein war, und die sogar Spee, zum mindesten im dichterischen Ausdruck, theilt, wenn er sie S. 119 Honigvœgelein, kürzer S. 127 Vœglein benennt. So führen z. B. von den Verzeichnissen der Thierstimmen, die oben S. 48 u. s. w. benützt sind, *BBaKO* die Biene mitten unter den Vœgeln, *LLab* sie doch am Schlusse derselben auf und die Cicade ebenso; andre, zufällig ergriffene Belege das Rœthsel in Kellers Fastnachtsspielen II, 558 fg. und zwei in dem schon oben S. 14 Anm. 19 erwæhnten Rath- und Fragebuch: Bl. b 8 „Rat, ritter! Zehen vögel guot: — Antwurt — der drit ein bien" und Bl. c ij vw. (zwischen Störchinn und Gutzgauch) „Rat! Es hat weder fleisch noch bluot, ist got erlich vnd der welt guot. Antwurt: ain lyn." Bei Fischart einmal ein Spott darüber: „Gänß vnd Vœgel sind gut binen" Gargantua Cap. 4. Auffälliger, gewagter als die Biene ist in Str. 21 die Ameise, die ja nur für wenige kurze Wochen zum Fliegen kommt: aber der Vorgang des einen Insects mochte im Sinne des Ganzen diese Beifügung noch eines zweiten, das den Menschen zum Fleiß ermahnt, entschuldigen.

Z hat mit *Ch* die Schlußstrophe, das Kœniglein, die Imme, die Ameise gemein; es geht auch in Str. 23 und 31 (die neunte fehlt ganz) dem Latein aus dem Wege: aber wie es letztere durchweg umarbeitet, so zeigt sich dergleichen hier sonst auch viel und nicht immer zum Vortheile der Dichtung. Nicht nur daß der Sittich und der Stieglitz unter den Namen Papagey und Distelvogel an einen anderen Platz gebracht werden, und allerdings waren der Vœgel mit *S* bereits übergenug: sondern auch der Gümpel muß als Blutfink in das *B* zurück, unter *K* wird noch der Kranich eingeschoben, und die Eule und der Kuckuck, der Habn und die Henne, die ursprünglich in je eine Strophe vereinigt waren (die lateinischen Reime in Beilage II stellen ebenso *bubo* und *guculus*

unmittelbar zusammen), werden in je zwei von einander getrennt. Und so weiter. Es scheint diese Redaction, wie sie in der Schweiz gedruckt worden, auch in der Schweiz verfaßt zu sein: man beachte in Str. 8 b. 13 b und 31 die durch den Reim verlangten Formen *Frund*. *Bur*, *Schlangenfind*.

P und *G* stehen zwischen den zwei äussersten Grenzen der Textgestaltung, welche dort durch *St* und *E*, hier durch *Z* bezeichnet sind, in schwankender Mitte, *P* jedoch näher dem Echteren, *G*, wiederum eine bloß schriftliche Aufsetzung, voll von Fehlern; auch mangeln dem letzteren, abgesehen von *I* und *O*, noch die Buchstaben *C D K P*.

Endlich bei *A* erhebt sich der Zweifel, ob hier eine Benutzung von wissenschaftlicher Art überhaupt möglich und gestattet sei. Die Grundlage bildet ein Text, der sich zumeist an *Ch*, stellenweis auch an *Z* anschließt: aber der Muthwille, durch den so vieles in Arnims und Brentanos Wunderhorn verdorben ist, hat auch hier und hier in besonders reichem Maasse gewaltet: kaum eine Strophe ist von der Sucht Alles schöner und namentlich witziger zu machen verschont geblieben, und damit der Character von Fibelpoesie, den der Dichter gewiß nie im Sinne gehabt, auf den aber hier schon die ganze Art und Weise des Druckes abzielt, noch bestimmter hervortrete, damit weder zu viel noch zu wenig für ein gerechtes ABC vorhanden sei, muß ein Theil guter alter Strophen ganz dahinfallen oder so wie 24 und 25 sich in eins verschmelzen lassen (nur dem Finken bleiben zum Behuf eines Scherzes zwei gewidmet); andere Strophen aber sind neu, aus eigener Macht und Mache dieses letzten Unarbeiters hinzugefügt um auch das *Q* und das *U* (anstatt des unhochdeutsch gewordenen Urhahn) und das *V* zu vertreten.

Q q Qu Qu.

Qu qu der Kuckuck immer schreit, das ist an ihm das Best,
Sonst legt er andern allezeit sein Eier in ihr Nest,
Sein Ruf bringt allen Bangen, drum will kein Vögelein
Mit einem Q anfangen den edlen Namen sein.

U u **Uhu.**

Der Uhu sieht gar ernsthaft aus, als hätt er hoch studirt,
Geht nicht aus seiner Hœhl heraus, bis Nacht und finster wird,
All Dunkelheit ist ihm ganz hell, doch sieht er nichts bei Tag,
Drum ist er auch ein solch Gesell, den nie kein Vogel mag.

V v **Vogel Strauß.**

Der Vogel Strauß hat grosse Bein, doch klein ist sein Verstand,
Es brütet ihm der Sonnenschein die Eier aus im Sand.
Oft Stein und Eisen er verschluckt, sein Magen der ist gut,
Sein Federn sind der Weiber Schmuck, sie steckens auf den Hut.

Freilich verbleiben auch so für *X* und *Y* immer noch zwei leere Plätze.

Noch ein achter Text, dessen Grieshaber S. 335 erwæhnt, ein neuerer Nürnberger Druck mit Bildern, unter dem Titel „Die gefiederten Bewohner des Waldes und Feldes. Ein naturgeschichtliches Lese- und Bilderbuch zur Anregung zartsinniger Gefühle und zur Veredlung jugendlicher Herzen", ist mir bisher noch nicht zu Handen gekommen; Grieshaber bezeichnet ihn als eine Modernisierung mit undichterischen Aenderungen und Erweiterungen.

Ich versuche nunmehr aus dem kritischen Material, das in jenen sieben enthalten ist, das Gedicht frisch und besser und annæherungsweise in der ursprünglichen Lesart herzustellen. Nur annæherungsweise: eine vollere Zuversicht macht schon der Umstand unmœglich, daß mitunter auch die sonst geringeren Texte das gewiß ältere bieten, wie z. B. Str. 14 das Substantivum *Ruh*, das neben Andern gerade auch Spee S. 119 braucht, erst in *Z* gelesen wird und schwerlich doch eine Aenderung des gewœhnlichen *Ruth* in *Ch* und *A* ist. Auch insofern nur annæherungsweise, als ich sämmtliche Strophen zusammenstelle und auch die nicht übergehe, die sich bloß in den jüngeren Redactionen, ja wie Str. 17 vielleicht bloß in *Z* vorfinden. Aber die Beschaffenheit der Ueberlieferung (man bedenke namentlich die vielen großen Lücken in *St*), bei welcher das Stillschweigen mehrerer, auch der besseren Texte

noch kein entscheidendes Merkmal gegen die Ursprünglichkeit einer Strophe ist, ließ mir keinen anderen Weg als diesen Ausweg übrig.

Die alphabetische Anordnung der Vogelnamen, die in den bisherigen Aufzeichnungen und Drucken des Gedichtes nur obenhin getroffen ist, habe ich in grœssere Genauigkeit gebracht.

Das geistlich Vogelgesang.

1.

Wohlauf, ihr klein Waldvœgelein,
Alls was in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein!
Singt an, die Stimm erhebt!
Dann Gott hat euch erschaffen
Zu seinem Lob und Ehr;
Gsang, Feder, Schnabel, Waffen
Kommt alles von ihm her.

2. Adler.

Der aller Vœgel Kœnig ist,
Macht billich den Anfang:
Komm, Adler! komm herfür! Wo bist?
Stimm an das Vogelgsang!
Der Vorzug dir gebühret,
Kein Vogel ist dir gleich;
Drum dich im Wappen führet
Das heilig Rœmisch Reich.

3. Amsel.

Die Amsel dicht zu Morgen
In ihrem grünen Haus:
Ihr Herr thut für sie sorgen,
Er wart ihr fleissig auß;
Er laßt ihr tæglich bringen
Ihr Trank und frische Spcis:
Sie darf nichts thun als singen
Zu Gottes Ehr und Preis.

Ueberschrift Das geistliche Vogelgesang *ChPG*. Das gaistlich Vogelgsang genannt *StE*. Das Vogel Gesang, Nach dem A, B, C, eingerichtet *Z*. Das Federspiel. ABC mit Flügeln *A*.

1 *StEChPGZA 1*. *1* kleinen *StCh*. Ihr groß und kleine Voglein *Z*. *2* Alles *StChG*: Und *Z*. Die ihr *A*. *3* Wolauf! — fein *Z*. *4* Singt all *StCh PZA*. *6* sich selbst zu Lob *A*. *7* Sang *A*. Federn *P*.

2 fehlt St; *G 2*; Adler *ChZA 2*; Der Adler *P 2*; Adler. Aquila *E 2*. *4* den *P*. den Vogelsang *A*. *8* Der Keyser, und das Reich *ZA*.

3 fehlt A; *G 3*; Amsel *St 3*. *ChZ 3*; Die Amsel *P 3*; Amsel. Merula *E 3*. *1* am *EP*. *4* Und *Z*. warf *St*. auf *P*. *5* allzeit *PG*.

4. Bachstelz.

Die Bachstelz thut oft schnappen
Und fangt der Mucken vil;
Es hört nicht auf zu knappen
Ihr langer Pfannenstihl;
Den Schweif thuts allzeit schwingen.
Sie laßt ihm nie kein Ruh:
Wann andre Voglein singen,
Gibt sie den Tact darzu.

5. Canari.

Das lieb Canarivogelein
Kommt her auß frömdem Land;
Es singt gar schön, zart, hell und rein,
Wie allen ist bekannt;
Es thut sich häufig mehren.
Der Jungen bringt es vil;
Gar leichtlich kanns ernähren,
Der es nur haben will.

6. Dohl.

Die Dohl wird zahm und heimisch gmacht
Und laßt von wilder Art,
Fliegt auß und ein, kommt heim zu Nacht
Zu dem, der ihr außwart:
Und soll der Mensch nicht fassen
Die edle Creatur,
Daß er die Sünd muß lassen,
Die wider sein Natur?

7. Emmerling.

Der Emmerling bis zAbend spat
Singt „Uebel, Uebel hin!"
Er sagt „So langs Feld Eher hat,
Ich auch ein Schnitter bin."
Im Feld thut er sich nähren.
Bleibt Tag und Nacht darauf:
Was ihm Gott thut bescheren,
Das klaubt er fleissig auf.

4 *G 4.* Bachstelz *StA 3, ChZ 4.* Die Bachstelz *P 4;* Bachstelz, Motacilla *E 4.* *1* schnappen *Z.* *3* nie *ChZ.* Nicht auf höret *St.* gnappen *E;* gnapen *Z;* schnappen *P.* *5* thut sie stets zwingen *A.* *6* Und *GZ.* ihm niemals Ruh *A;* ihn nie in Ruh *P.* *8* Schlägt *A.*

5 *fehlt StG;* Canari *Ch 5. Z 6;* Canarienvogel *A 4.* Der Canarienvogel *P 4;* Canari. Passer Canarinus *E 5.* *3* hell *fehlt Z.* *8* Wer's nur *Ch.* *5—8* Den Zucker frißt es gerne, doch nimmt es auch vorlieb, Wenn man ihm Hanfsamkerne und Rübesamen giebt *A.*

6 *fehlt StG A;* Dohl *Z 8;* Duble *Ch 6;* Die Dahl *P 8;* Dohl. Monedula *E 6.* *1* Dahl *P;* Dohl *E.* gemcht *Z.* *3* Flencht *Ch.* auf und ein *Z.* *4* aufwartt *P.* *7* muß *ChP,* soll *Z.*

7 *fehlt St, G 4;* Emmerling *Ch 7. Z 9,* Der Emmerling *P 7;* Emmeriz *A 6;* Emmerling. Galbula *E 7.* *1* Emmerlin *G;* Emmeriz *A.* bis zu Abends *Ch;* bis zum Abend *A;* biss abend *G,* sehr früh und *Z.* *2* dreimal übel *G.* *3* so lang das Feld *Z,* wenns Feld nur *A.* ihr *Z;* ähren *ChPGA.* *5* darauf thut *G.* *7* Gott ihm *PA.*

8. Eul und Gugguck.

Die Eul in ihrer Hœhle steckt
Und schreit hu hu, hu hu;
Der Gugguck manchen sehr erschreckt
Mit seim gu gu, gu gu:
Die Vœgel beide hassen,
Sie lassen ihn kein Ruh;
Wann sie sich blicken lassen.
Fliegen sie alle zu.

9. Fink.

Zu Morgen früh, zu Abend spat
Der Fink hat nie kein Ruh,
Die Musas in die Grüne ladt:
„Fein, frœhlich reit herzu!"
Früh ist gar gut studieren,
Wanns kühl, still, ruhig ist:
Steh auf und thus probieren,
Du fauler Syntaxist!

10. Fink andere.

Frœhlich der Fink am Frühling singt
„Sa sa, sa sa, hoi Dieb!"
Im ganzen Wald sein Stimm erklingt,
Wanns Wetter nicht ist trüb:
Die Dieb will er verjagen,
Die er rund außerschilt;
Dem Spatzen thut ers sagen,
Der so vil Weizen stihlt.

8 fehlt St.A. G 6; Eule *Ch. 8;* Die Eul *P8;* Eul. Noctua *E 8.* *2* Und schreyet hu hu hu *PG.* *3* Gugguck *G;* Kuckuk *E;* Kukuk *Ch.* *4* seinem *E.* gu gu gu *G;* ku ku ku *ChP.* *6* Sie lassen ihn nie kein *Ch;* Sie *fehlt,* lassen ihnen nie kein *G;* Geniessen keine *P.* *8* So fliegen alle *P;* Fliegen alle *Ch,* alle sie darzu *G.* *Z erweitert diese Strophe zu zweien:* 10. Eul. Die Eul in jhrer höhle steckt, Mit hu hu hu geschrey, Und öfters manchen sehr erschreckt Mit jhrer Melodey: Das Vogel-Heer sie Hasset, Und lasset jhr kein ruh, Wann sie sich blicken lasset, Fliegen sie alle zu. *Sodann* 13. Gugug. Der Gugug uns die Hitz verkündt, Mit seinem gu gu gu. Der finsternuß ist er ein Freund. Deß Sommers auch darzu Die Kälte jhn vertreibet, Das Liecht er hasset thut, Drum er bey uns verbleibet, Nur in deß Sommers glut.

9 fehlt StEPGZ: Fink *Ch 9, A 7.* *1* Des Morgens früh, des Abends *A.* *2* hat keine *A.* *3* Musen er ins *A.* *4* mit seinem Reit *A.* tritt herzu *Ch.* *8* Syntorist *Ch:* Prinzipist, Grammatist, Syntaxist, Humanist *A.*

10 G 7: Fink Andtoß *Ch 10:* Fink *St. A. Z 11. W 8;* Der Fink *P 9;* Fink. Fringilla *E 9.* *1* im *PGZA.* *2* huy *PZA.* So so so so, Hey Dieb *Ch:* sa sa sa her Dieb *G.* *4* nicht zu trüb *A.* Wann nicht das Wetter trüb *Z.* *6* er braff *G.* die rund heraus er schilt *A.* *7* Dem N. thut *E.* er *PGA.* *8* daß er *PGA.* so viel N. stiehlt *E.*

11. Grasmuck.

Die Grasmuck außdermassen ziert
Das schœne Vogelgsang:
Wann dNachtigall ihr Stimm verliert,
Singt sie hinauß noch lang;
Sie hupft allzeit herummer,
Sie springt und wird nie müd:
Sie singt den ganzen Summer
Ihr schœn hold-selig Lied.

12. Gümpel.

Ein rother dir gar wohl bekannt
Ist schœn, doch nicht vil kann;
Er kommt auß deinem Vatterland
Und ist dein bester Gspan;
Du thust ihn tæglich næhren,
Bei dir hat er genist:
Sein Nam, wann d'ihn willt hœren,
Heißt Gümpel, der du bist.

13. Hahn und Henn.

Die Henn gar frœhlich gagagagt
Und macht ein groß Geschrei:
Die Bäurin weiß wohl, was sie sagt.
Sie nimmt ihr ab das Ei.
Der Hahn thut früh aufwecken
Den Knecht und faule Magd:
Sie thun sich erst recht strecken
Und schlafen, biß es tagt.

11 fehlt StGA; Grasmuck *ChZ 12*; Die Grasmuck *P 11*; Grasmück. Curruca *E 11*. *1* über d'massen *P*. *3* Nachtigall *Ch*. *5* herunter *P*. *6* nicht *Z*. *7* Sommer *EChPZ*. *8* holdseliga *Ch*.

12 fehlt St; G 8; Gümpel *Ch, 11*; Gimpel *A 9*; Der Gümpel *P 10*; Gümpel. Rubicella *E 10*; Blutfinck *Z 5*. *1* Ein Vogel *EPG*. der gar wohl *E*; jederman *Z*. *2* doch singt nicht viel *A*. *4* heißt Gimpel in der Still *A*. *5* ernähren *Ch*. *7* du ihn *Ch*: ihn *P*. wilt du ihn *GZ*. *5—8* All thun sich seiner schämen, weil er ein Gimpel ist. Thu du ihn zu dir nehmen, weil du sein Landsmann bist *A*.

13 fehlt St; G 9; Hahn und Henne *Ch 13*. Der Hahn und die Henne *P 12*; Henne und Hahn *A 10*, Hahn und Henne. Gallus, Gallina *E 12*. *1* gaggagagt *A*; gagaggat *E*. gagagackt *G*. *4* und geht und holt *A*. ihr aus *E*. *Z erweitert auch diese Strophe zu zweien:* 11. Hahn. Der Hahn ein Wachter in der Nacht Der zamen Vogel Zier, Zu gsetzen Stunden halt die Wacht. Und krähet für und für: Er thut gar früh auffwecken, Den Knecht und faule Magd, Sie thun sich erst recht strecken. Und schlaffen biß es tagt. 15. Henn. Die Henn gar frolich ga ga gagt. Und macht ein groß geschrey, Die Bäurin weiß wohl was sie sagt. Und nimmt jhr auß das Ey: Der Hahn sie auch beschützet, Und leitet von Natur, Ihr Eyer legen nützet, Dem, Herren, und dem Baur.

14. Immen.

Das honigsüsse Immelein
Bemüht sich spat und früh,
Es sitzt auf alle Blümelein,
Verkostet alle Blüh;
Sehr emsig fliegts herummer,
Tragt ein mit ganzem Fleiß:
Es sucht den ganzen Summer
Auch für den Winter Speis.

15. Kœniglein.

Das wunderwunzig Kœniglein,
Wie macht es sich so groß!
Wie zwitzerts mit seim Stimmelein!
Merk fleissig auf und los:
Wie lieblich thut es singen
Nach Wunsch und nach Begehr!
Wie frœhlich thut es springen,
Wie hupft es hin und her!

16. Krametvogel.

Wann dKrametvœgel streichen,
So fangt mans haufenweis;
Man gibt sie nur den Reichen,
Seind nicht der Armen Speis:
Der Arm muß sich ernœhren
Mit Wasser, Kæs und Brot:
Das Blatt wird sich umkehren
Im Himmel nach dem Tod.

17. Kranich.

Der Kranich liebt die Sommerszeit:
Im Winter ist er fort.
Er ist das Bild der Wachtbarkeit
Und hert auch an diß Ort;
Er ist dem Fleiß ergeben
Und nimmt die Zeit in Acht:
Der Mensch in seinem Leben
Ist oft nicht so bedacht.

18. Lerch.

Das Lerchel in den Lüften schwebt
Und singt den Himmel an;
Vom grünen Feld es sich erhebt
Und trœst den Ackersmann;
Gar hoch thut es sich schwingen,
Daß mans kaum sehen mag;
In Cirkel rund thuts singen,
Lobt Gott den ganzen Tag.

14 fehlt StEPG; Imben *Ch 14.* Imen *Z 16*; Imme *A 11.* *1* Imbelein *Ch*; Imelein *Z.* *2* Sich spath und früh bemüht *ChA.* *3* allen *A.* *4* versuchet *A*; Und kostet *Z.* Blüth *ChA.* *6* grossem *ChA.* *7* Und *A.* Sommer *ZChA.*

15 fehlt StEPG; Königlein *Ch 15, Z 17, A 12.* *1* winzigkleine *A.* *3* zwinzerts *Ch.* *4* und ist so schlau und los' *A.* *7* lustig *A.* *8* hupelts *Ch.*

16 fehlt StGAZ; Krametsvogel *Ch 16*; Der Krametsvogel *P 13*; Krametvogel. Turdus *E 13.* *1* Wann die Krametsvögel *Ch*; Wann Krametvögel *E*; Wann Krametsvögel *P.* *4* nie *P.* *3 und 4 fehlen Ch.* *5* Arm *fehlt Ch.*

17 fehlt StEChPGW; Kranich *Z 18.*

18 G 10, Lerch *St 4. Z 19*; Lerche *Ch 17. A 13*; Die Lerch *P 14*; Lerebe. Alauda *E 14.* *1* lerchlin *G*; Lerchlein *StPA.* hoch in Lüfften *Z.* *3 und 4 vertauscht G.* *3* Von grünem *Ch.* aufhebt *St.* *4* Ackermann *ZA.* *5, 6 in G hinter 7, 8.* *5* so hoch *G.* *7* Im *EPGZA.* rum *EP*; herumb *G.* Kreis herum *A.*

19. Meis.

Das Meisel hangt am Tannenast,
Als ob es sich verberg;
Es singt allzeit, was gibst? was
hast?
Sein alten Zitzeberg.
Man thut ihm lieblich locken,
Biß auf den Kloben springt;
Hupft umher unerschrocken,
Biß daß mans gar umbringt.

20. Nachtigall.

O Nachtigall, dein edler Schall
Bringt uns sehr grosse Freud;
Dein Stimm durchstreicht all Berg
und Thal
Zu schœner Sommerszeit.
Wann du fangst an zu zücken,
All Vœgel schweigen still:
Keiner laßt sich mehr blicken,
Keiner mehr singen will.

21. Omeiß.

Du fauler Tropf, der dmüssig bist,
Die Omeiß schau wohl an:
Dein Meisterin sie worden ist,
Die dich vil lehren kann.
Schau, wie sie ist ergeben
Der Arbeit Tag und Nacht:
Schæm dich, der du dein Leben
Mit Schwätzen zugebracht!

22. Pfau.

Der Pfau prangt mit der Wannen,
Wann er sein Schweif außbreit:
Die Füß schwarz als ein Pfannen
Sein Hochmuth ihm erleidt.
Die Hoffahrt aufgeblasen
Ihr Thorheit nie recht sieht,
Biß sie beißt in den Wasen
Und kommt fürs streng Gericht.

19 fehlt St; G 11: Meiß *Z 20;* Meise *Ch 18, A 14;* Die Maiß *P 15;* Meis, Parus *E 18.* *1* dass maisslin *G;* Das Meißlein *Z;* Die Meise *A.* Die Maiß hängt an dem *P.* *2* alß wann *G.* sie *A.* *3* Es *fehlt A.* allezeit *A;* allein *G.* geist *E.* singet allzeit ohne Rast *P.* *4* Zitterberg *P;* zu zu zuberg *G* singt ewig Zizerberg *A.* *5* ihr freundlich *A.* *6* bis es auf den *ChG;* bis sie zum *A.* Klopen *Z.* *7* Da hüpft sie *A.* Hupfet umher ganz erschr. *Ch.* unverschrocken *G.* *8* bis man sie *A.*

20 fehlt St; G 12: Nachtigall *Ch 19, Z 21, A 15;* Die Nachtigall *P 14;* Nachtigall. Luscinia *E 16.* *3* durchstreift *A.* alle *G; fehlt Z.* *4* Zur schönen *PZA.* Summer Zeit *Ch.* *5* anfanget *P;* hebst an *G.* *6* die Vöglein *A.* *7* Und (Es *A*) läßt sich keiner *PA.* *8* Daß er noch *P.*

21 fehlt StEPA; Omeis *Ch 20, A 16;* Omeiß *Z 22.* *1* Tropf *fehlt Z.* der du *ChZ.* du *fehlt,* ist *A.* *3* mit Faulheit *A;* In Faulheit *Z.*

22 fehlt StGA; Pfau *Ch 21, Z 24;* Der Pfau *P 17.* Pfau. Pavo *E 17.* *1* Mannen *P.* *3* wie ein *ChZ;* wie die *P.* *4* Den *Z.* *6* nicht *P.* *7* in die *Ch.* Rasen *P.*

23. Rab.

Der Rab thut tæglich singen
Sein groben rauhen Baß;
Heut will es ihm nicht glingen,
Drum singt er „Cras, cras, cras.“
Wer sein Sach schiebt auf morgen,
Wills nicht berichten heut,
Muß sich allzeit besorgen,
Es werd ihm fehlen weit.

24. Rothbrüstel.

Rothbrüstel, wie bist du so schœn!
Wie zierlich ist dein Stimm!
Ich merk dir auf, laß alles stehn,
So bald ich dich vernimm.
Wie lieblich ist dein Zicken!
Wie blutroth ist dein Brust!
Mein Herz thust du erquicken,
Ich hœr dir zu mit Lust.

25. Rothele oder Rothschwänzel.

Das Rœthele gar früh aufsteht,
Es thut fein bald zur Sach,
Singt an die liebe Morgenrœth
Hoch oben auf dem Dach:
Und du willt nicht erwachen,
Du loser fauler Tropf?
Schau besser zu den Sachen,
Sonst bleibst ein grober Knopf.

26. Schwalm.

Die schwätzig Schwalm macht alle toll,
Sie blodert hin und her;

23 G 13: Rapp *St 6:* Rab *Ch 22. Z 25:* Rabe *A 19:* Der Rab *P 18:* Rab. Corvus *E 18.* *1* Rapp *St.* *2* Ein *StCh.* rauchen *E.* Rachenball *P.* Paß *Z.* *3* wills ihm nicht gelingen *ChPZ:* will es ihm mißlingen *G:* will ihm nichts gelingen *A.* *4* was was was *Ch.* *5* schiebt sein Sach *P:* alles schiebt *A.* *6* verrichten *EChGPZ.* und nichts gerichtet *A.* *7* der muß allzeit *G.* Der muß stets sein in Sorgen *A.* *8* wird *EP.* daß es ihm fehle *A.*

24 fehlt StEPA: Rothbrüstel *Ch 24. Z. 26; A 20 zieht diese und die folgende Strophe zusammen:* Rothkehlchen. Das Rothkehlchen gar früh aufsteht, und wenn ich dann erwach, Grüßt es die liebe Morgenröth hoch oben auf dem Dach, Wie lieblich ist sein Zicken, wie röthlich seine Kehl, Mein Herz thut es erquicken, ermuntern meine Seel.

25 fehlt StG und (vgl. 24) A: Röthle oder Rothschwänzel *Ch 23:* Ein Röthele, oder Rothschwänzel *P 19:* Röthele oder Rothschwänzel. Ruticilla *E 19:* Rothschwäntzel *Z 27.* *1* Röthle *Ch.* *2* Und thut gar *P.* *4* Tach *Z.* *7* auf dein *P.* *8* wirst ein armer Tropf *P.*

26 G 15: Schwalm *St 9. Ch 26:* Schwalb *Z 28:* Schwalbe *A 21:* Die Schwalbe *P 21:* Schwalbe. Hirundo *E 21.* *1* Der *Z.* schwatzig *Ch:* gschwätzig *P:* geschwätzig *E.* Schwalb *EPGZ.* Schwätzerlein, wie schwätzet so toll *A.* *2* Er *Z.* plodert *ChG:* plaudert *StCh.* und plauderst *A.*

Früh hat sie Kist und Kasten voll,
Spat ist alls le le leer.
Zu Morgens, wann die Sonn aufgeht,
Fangt sie zu schwätzen an.
Zu Abends, wann sie niedergeht,
Noch nicht aufhoeren kann.

27. Sittich.

Sittich schoen außerlosen.
Der Federn hast du vil:
Wo bist so lang gewesen?
Warumb schweigst du so still?
„Die Kinder mich jetzt hassen,
Den ich zuvor war lieb;
Sie schreien auf der Gassen,
Heissen mich Zuckerdieb."

28. Spatz.

Der Spatz sitzt auf der Rinnen,
Ruft alle Dieb zusamm:
„Es ist hie nichts zu gwinnen,
Wir ziehen in Beham.
Wir lassen uns nicht schrecken
Den wilden Behmerwald:
Er kann uns wohl bedecken
Am Winter, wann es kalt.

29. Stahr.

Der Stahr schwätzt, schnadert, pfeift und singt;
Er ist, der alles kann:
In seinen Kopf er alles bringt;
Was er hoert, nimmt er an.

Ter EPZ. hast du Kisten und *A.* Kästen *E.* alle Kisten *Z.* *4* ist es *PG.* Abends ist alles *A.* leer, leer, leer *StCh.* alles, alles lär *Z.* *5* Morgen *A.* da *P.* eh *EA.* aufsteth *ZA.* *6* er *Z.* hebt sie *G.* erzählst du deinen Traum *A.* *7* Und *A.* Abend *StECh P.* untergeht *P.* *8* Ers noch nicht lassen *Z.* hast du geendet kaum *A.*

27 fehlt St; G 18. Sittich *Ch 80;* Der Sittich *P 24;* Sittich. Psittacus *E 25.* Papagey *Z 28;* Papagai *A 17.* *1* Sittich *Z.* Du Vogel auserlesen *A.* Sittig! in deinem wesen *G.* *2* Feder *E.* hast sehr *Z.* warum bistu so still *(4) G.* *3* du vogel außerlesen *(1 A) G.* *4* du edles federspiel *(37, 2) G.* *5* dich *Z.* auf der gassen *G.* *6* du zuvor warst *Z.* zuvor vorlieb *Ch.* *7* den Gassen *Ch.* die thun mich jetzundt hassen *G.* *8* dich ein *Z.* Und sagen *P.* *5–8* Papagai Zuckerfresser, ruft dir der Schulknab zu, Geh in die Schul und lern besser, giebst ihm zur Antwort du *A.*

28 fehlt 1. *G 17;* Spaz *St 7.* Spatz *Ch 25. Z 29;* Der Spatz *P 20;* Spatz. Passer *E 20.* *2* zusammen *GZ.* seiner Diebesband *P.* *3* Hie ist *Z.* hie *fehlt P.* gewinnen *GPZ.* *4* Boham *E;* Boheim *St;* Bohmen an *Z.* ausser Land *P.* *8* Im *EPGZ.* wann es ist kalt *G.*

29 G 14; Stahr *St 8. Z 30;* Staar *Ch 27. A 22;* Der Staar *P 22;* Staar. Sturnus *E 22.* *1* schnattert *Ch; fehlt,* singet *A.* *2* Der *P.* ists *A.* *3* seinen *fehlt,* bringet *A.* *4* nimmt, was er höret, an *A.* Und nimmet alles an *P.*

Er thut auf alles losen,
Er merkt auf alls mit Fleiß,
Wascht oft die schwarzen Hosen
Unds werden doch nicht weiß.

30. Stigelitz.

Merk auf, wie lockt so lieblich mit
Der schœne Stigelitz,
Beißt Distel auf und sticht sich nit:
Er hat ein grosse Witz;
Gar wohl ist er gezieret,
Schœn gelb und roth bekleidt;
Sein Stimm er nie verlieret,
Singt frœhlich allezeit.

31. Storch.

Wann der Storch hœrt das Qua
qua qua,
Spaziert er auf dem Moos
Und lobt den Singer sub aqua:
„Euge, belle, sophos!"
Er zieht ihm über dOhren
Die grünen Hœslein ab:
Die Schlacht hat er verloren,
Der gut einfältig Schwab.

32. Turteltaub.

Die Turteltaub ohn allen Trost
Will nicht mehr frœhlich sein:
Wann ihren Gsell der Habicht stoßt,
Traurt sie und bleibt allein.
Wann dir dein Mann, wann dir
dein Weib
Der Tod nimmt hin mit Gwalt,

5 ist gar schlau und lose *A.* 6 Und *ZA.* merket auf mit *EPGZA.* 7 sein *ZA.* schwarze *EPA.* Hose *A.* er wäscht offt seine hosen *G.* 8 Doch werden sie *ECbPGZ.* und bringt sie nimmer *A.*

30 fehlt StG; Stieglitz *Ch 29.* Der Stieglitz *P 29;* Stieglitz. Cardoelis *E 24;* Distelvogel *Z 7;* Distelfink *A 5, 1, 2.* Merk auf wie lockt so lieblich Mir der sehr schone Stieglitz *Ch.* 2 Distelfink *A.* 3 nicht *ECbZA.* 4 grossen *Ch.* sein Witz ist nicht gering *A.* 5 Gar schon *Z.* 6 Weiß, gelb *Z.* 7 nicht *Ch.*

31 fehlt PA, G 16; Storch *St 10, Ch 28, Z 31.* Storch. Ciconia *E 21.* 1 storck *G.* 3, 4. Hat sich das Frœschlein gern zunah, Er geht darüber los *St; fehlt Ch.* 5 zieht *E.* die Ohren *StChG.* 6 grüne *E.* hœßlin *G;* Hosen *St.* 8 fromme einfältig *G.* *In Z die ganze Strophe ungeändert:* Der hochgebeinte Schlangenfeind, Kommt in dem Frühling an, Wann nun die Wasser offen sind, So ist er wohl gethan: Er flieget auß zu jagen Deß Ungezieffers Schaar. Sein hitzig starcker Magen, Verdeuet alle Wahr.

32 fehlt St, G 19. Turteltaub *Ch 31;* Turteldaub *Z 32,* Turteltaube *A. 23;* Die Turteltaube *P 25;* Turteltaub. Turtur *E 26.* 1 Turteldaub *Z.* dass turteltäublin ganz trostlos *G.* 3 *und 4 in G umgetauscht.* 3 ihr *E.* Gesell *ECbA;* gsellen *G,* Gspan *Z.* Habich *E.* 4 (2) trauret vnndt *G.* 5 Wenn du das Liebste, was du hast *A.* 6 nimmt mit Gewalt *A.* 5, 6 Wenn dir der bitter Tod dein Weib Nimmt gähling hin mit Gwalt *P.*

Traur und dein Zeit allein vertreib,
Vergiß es nicht so bald!

33. Urhahn.

Der Urhahn seiner Hennen lockt,
Wann er im Falzen ist;
Als wie ein Stupor er da hockt,
Merkt nicht des Waidmanns List.
Vil tausend werden gfangen,
Verlieren Leib und Seel,
Am Weibernetz sie bhangen,
Es ziehts hinab zur Höll.

34. Wachtel.

Die Wachtel lauft, wanns schlagen hœrt,
Und meint, es sei ihr Gspan:
Der Waidmann sie so lang bethœrt,
Biß daß ers fangen kann.
Merkt auf! also thut fangen
Der leidig Feind gar vil,
Biß sie im Netz behangen,
Pfeift, was ein jeder will.

35. Widhopf.

Der Widhopf ist gar wohl geziert
Und hat doch ganz kein Stimm;
Sein Cron er allzeit mit sich führt,
Ist doch nichts hinder ihm.
Wie mancher braugt in Kleider,
Als wann er wær ein Graf:
Sein Vatter ist ein Schneider,
Sein Bruder hüt die Schaf.

7 ein Zeit *ChZ.* traure du ein zeit, *G:* Mit Trauren deine Zeit *P.* verbleib *ChGZ.* So traure, sei kein frecher Gast *A.*

33 fehlt St A; G 20; Urhahn *Ch 32, Z 33;* Der Urhan *P 26.* Urhahn. Urogallus *E 27.* *1* Aurhan *G.* *2* Felsen *Ch.* *3* wie verdaumelt *Ch:* wie verdommelt *Z.* *4* Waldmanns *P.* *7* im *G.* behangen *Ch;* hangen *P.* *8* ziehets *ECh;* zieht *GZ.*

34 fehlt StA; G 21; Wachtel *Ch 33, Z 34;* Die Wachtel *P 27;* Wachtel. Coturnix *E 28.* *1* lauft *fehlt Z.* wann sie *ChZ.* *2* Und meinet *E:* vermeint *G:* Laufft, meint *Z.* *3* Waldmann *P.* *4* Biß er sie *Z.* *5* Merk *ChP.* auch so *P.* *6* böse *Z.* sathan viel *G.* *7* biß daß am *G.* *8* Pfeif *P;* singt *G.*

35 fehlt St; G 22; Wiedhopf *A 26;* Wiedehopf *Ch 34.* Der Wiedehopf *P 28;* Widhupf *Z 35;* Wiedhopf. Upupa *E 29.* *1* widhopff *G;* Wiedhopf *ECh P A;* Widhupf *Z.* sehr wohl *ChGA;* sehr schön *Z.* *2* ganz *fehlt Z;* gar *P.* doch hat er *A.* keine *ChZA.* *3* Krönlein er stets *A.* *4* Steckt *ChGA.* nicht *Ch.* *5* hat viel *A;* schafft sich *Z.* Kleidern *ChG.* *6* Als ob *P.* es wäre *G.* als wäre er *A.* *8* der schaff *G.*

36. Zeislein.

Komm her, du schœnes Zeiselein!
Komm gschwind, flieg her behend!
Sing und spring auf deim Reiselein,
Und mach dem Lied ein End!
Lob Gott, mein und dein Herren,
Thu frœhlich singen ihm,
Den dVœgel all verehren
Mit ihrem Gsang und Stimm.

37.

Wohin gebt dieses Dichten,
Du edles Federspihl,
Als daß wir uns auch richten
Nach unserm End und Zihl?
Wie mag der Mensch vil sorgen,
Ihm selber machen bang?
Villeicht heut oder morgen
Hœrt ers letst Vogelgsang.

38.

Sagt an, ihr liebe Vœgelein,
Wer ist, der euch erhalt?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wann Schnee im Winter fallt?
Wo nemt ihr eure Nahrung,
So vil ihr all begehrt?
Es bringts ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all ernehrt.

39.

Ihr habt kein Feld, kein Heller Geld,
Nichts das die Taschen füllt;
Der Tannenbaum ist eur Gezelt:
Trutz dem, der euch was stihlt!

36 fehlt St; G 24: Zeißlein *Z 36:* Das Zeißlein *P 29:* Zeisel *Ch 35;* Zeisig *A 27:* Zeißle. Ficedula *E 30.* *1* mein edles zeiselein *G.* *2* geschwind *Ch;* schnell *Z.* fliege *A.* vndt flig also *G.* Mit deinem kre kre kreen *P.* *3* und *fehlt PA.* deinem *P;* dem *ChZ:* den *G:* grünem *A.* *4* gsang *G.* *5* Gott den grossen HErren *Z,* deinen Gott und Herren *P.* den Herren mein und dein *A.* *7* die Vögel alle *Ch* alle Vögel ehren *Z.* Ihn preisen alle Vögelein *A.* *8* ihrer süssen *A.*

37 fehlt St; E 31. Ch 36. P 30. Z 37. A 28; G s. Str. 40. *1* all dies *A.* *3* wir alles *A.* *4* unserem *Z.* zu gutem *A.* *5* so sorgen *G.* *7* Er hört Heut *Z.* *8* er das *E.* Das letste *Z.* *5—8* Daß wir im Herzen sorgen für einen guten Klang? Wer weiß ob heut, ob morgen uns rührt der letzt Gesang! *A.*

38 fehlt St; E 32. Ch 37. P 31. G 24. Z 38. A 29. *1* O sagt *A.* ihr lieben *ChPA,* meine liebe *G.* Waldvögelein *Ch.* *2* Wo *P.* ists *A.* *3* fliegt ihr aus *ChG.* *5* in *G vertauscht mit 7:* er schücket euch ewer *G.* *6* als ihr *A.* *6* in *G vertauscht mit 8:* weil ihr ihn täglich ehrt *G.* *7* bringt *ChP;* gibts *G;* zeigt *A.*

39 fehlt St; E 33. Ch 38. P 32. Z 39. A 30; G s. Str. 43. *1* kein Haus *P.* *2* tasche *GA.* *3* Tannebaum *A.* euer *ChPGZA.* Zelt *PZA.* *4* trutz der euch etwas *G.*

Eur Pflug ist lustig singen,
Stets loben Gott den Herrn
(Das Herz möcht eim zerspringen),
Biß zu dem Abendstern.

40.

Wer ist eur Koch und Keller,
Daß ihr so wohlgemuth?
Ihr trinkt kein Muscateller
Und habt so freudigs Blut.
Nichts haben, nichts begehren
Ist euer Feldgeschrei:
Ihr habt ein guten Herren,
Der halt euch all kostfrei.

41.

Gott sei mein Sach frei beimgestellt,
Dem rechten Wundermann:
Wann Sonn und Mond von Himmel fällt.
Er ist, ders machen kann.
Was auf Erd lebt, was im Luft schwebt,
Was sich im Wasser rührt,
Gott alls mit einem Finger hebt,
Ohn alle Müh regiert.

42.

Ein ieder seh, wo er zuländ:
Das Leben währt nicht lang;
Gar geschwind und bhend hat alls ein End
Gleich wie das Vogelgsang.
Der dem Stork ruft zu seiner Zeit,
Der Lerch, der Nachtigall.

5 Euer *ChZA.* 6 lobend *P*; lobt ihr *A.* 7 mocht euch *EP.* Und sind nicht drab zu bringen *Z*: Die Töne thut ihr schwingen *A.*

40 fehlt St; E 34. Ch 39. P 33. Z 40. A 31; G 25; 5—8 aus Str. 37. 1 euer Koch und euer Keller *Ch.* Ihr habt weder (nicht *A*) koch noch (nicht *A*) keller *GA*; Wo habt jhr Gastgeb, Keller Koch? *Z.* 2 vondt seyt so *GA.* wohl zu Muth *Z.* 3 nicht *A.* Muscateller doch *Z.* 4 freudig *ZA*; frisches *G.* 6 eure *ChP.* Lieberei *ECh*; Liverei *A*; Melodey *P.* 8 er hält euch alle frei *A.*

41 fehlt StEPGZ; Ch 40. A 32. 1 Herz auch *A.* 2 was er thut, ist gethan *A.* 3 vom *A.* 4 der helfen *A.* 5 Erden *Ch.* lebt auf Erd, in Lüften *A.* 7 all *A.*

42 fehlt St; E 35. Ch 41. P 34. Z 41. A 33; G 26; 1—4 aus Str. 39. 1 Schau *Z.* anlend *Z.* 1—3 zu Land geschwimmt, Und behend hat alls ein End *Ch.* 2 Es währet hie *Z.* 3 Geschwind, behend *Z*; Dann gar geschwind *P.* behend *E* alles *Z.* 4 Vogelgesang *Ch.* 1—4 Kein Sperling von dem Dache fällt, von meinem Haupt kein Haar, Es sei dann, daß ihms wohl gefällt, der ewig ist und war *A.* 5 den *EG.* Storch *Ch.* Der ruft den Storch *P*; Er ruft dem Storch *A.* 6 der lerch. die *G*; die Lerch, die *EP.*

Der führ uns all in d'ewig Freud
Auß disem Jammerthal.

43.

Dort singt die rechte Nachtigall
Das rechte Vogelgsang;
Den ganzen weiten Himmelssaal
Durchstreicht ihr Freudenklang.
Mit Freud dort ewig singen
Die Engel auf neun Chœr,
Vor Freud thut ewig springen
Das ganze himmlisch Heer.

44.

Die Music ewig wæhret,
Zu lang doch keinem wæhrt:
Je mehr sie wird gehœret,
Je mehr sie wird begehrt.
Der Gott hie thut verehren,
Ihm dient sein Leben lang,
Der wird dort ewig hœren
Das himmlisch Vogelgsang.

ENDE.

7 Er *A.* die ewig *Ch.* führt uns alle in die Freud *P:* führ uns in die Himmels-Freud *Z:* führ uns all zur Seligkeit *A:* helff uns all ins himmelreich *G.* 8 nach *G.* bewahr uns vor dem Fall *A.*

43 fehlt StG; E 36, Ch 42, P 35, Z 42, A 34. 2 lieblich *Z.* den rechten Vogelsang *A.* 4 Freudengsang *E.* 5 Vor *Ch.* Freuden *E.* 6 Englein *A.* Engel-Chœr *fehlt Ch.* 7 Freud dort *Ch.* 8 Himmelsheer *A.*

5–8 Da wird GOtt hoch geehret, Von aller Engel Schaar, Kein Mensch hats je gehöret, So zierlich, süß und klar *Z*

44 fehlt StEPG; Ch 43, Z 43, A 35. 1 ie Music *fehlt Ch.* Die *fehlt,* Musik dort ewig *A.* 2 Doch keinem währt zu lang *Z.* 3 *fehlt Ch.* 4 Je mehr bleibt (*d. i.* beliebt) jhr Klang *Z.* 5 Wer *ChA.* 6 mit Sang und Klang *A.* 8 himmlischen Vogelsang *A.* Lobgesang *Z.*

Nachtræge.

S. 24 Gans und S. 74 Anm. 172. „Es flog eyn Ganß mit jhren Federn weiß, die flog inns Wirtshauß mit fleiß, sie was gar schœn formieret, mit einem langen Halß vnd gelben Schnabel gezieret, jr *Gesang* ist *da ga ga ga*“ Fischarts Gargantua (Ausg. v. 1582) Cap. 8.

S. 25 Henne und S. 29. „Eyn Hänlin [d. i. Hennlein] weiß: mit gantzem fleiß: sucht seine Speiß: bei eynem Han, *ka ka ka ka ka nei:* das Hänlin legt eyn Ey: Bachen wir eyn Küchelein, Meuselein vnd Sträubelein, vnd trincken auch den külen Wein: *ka ka ka ka ney:* das Henlein legt eyn Ey: *ke ka ke ney:* das Ey das ist gelegt: *ke ka ke ney:* daß man frœlich sei“ Fischarts Gargantua Cap. 8: *nei* d. *ein Ei.*

S. 25 Kuckuck: *gugkuck gugkuck giga gikuck* Fischart Außspruch deß Esels 65.

S. 26 Anm. Auch die Erklærung des *-aldei* aus *-olt* und *ei*, die Weinhold in seiner Bairischen Grammatik S. 205 aufstellt, ist nur unzureichend begründet.

S. 27 Rabe: *krack; kruck.* Rothschwänzchen: *fi sa.* Sperling: *zip zip.* Staar: *scheer; schuh.* Wachtel: *pittpervitt* Kopisch Karnevalsfest auf Iskia. Wasserhuhn: Lockruf an die Jungen *duck duck;* Warnungsruf an dieselben *kerr teterr;* Beruhigungsruf *terr terr terr.* Wiedehopf. Auch Aldhelms *pup pup* S. 24 (Eule) wird eigentlich der lateinische oder angelsächsische Ruf des Wiedehopfes sein: vgl. *cucurru* S. 25 Hahn. Esel: *giga* Fischart Außspruch deß Esels 54. 86.

S. 28 Rind und Schaf: „„Man weiß nicht, ist es *mu* oder *mo*“ man weiß nicht, wie man daran ist, ob es so oder so ist“ Schmellers Bair. Wörterb. II, 538.

S. 35. lat. *parra* der Grünspecht? Dagegen *parrus* oder in andrer besserer Schreibung *parus* gehört nicht so hieher, ein Name der kein Lautwort, sondern mit *parvus* zu verbinden ist wie das deutsche *Meise* mit μείων u. s. w. und diesen Vogel als den kleinsten und geringsten unter allen bezeichnet: vgl. „ut fama de minima *meisa* super aquilarum magnitudinem exerasceret“ Monachus Sti all. I, 25; Altd. Leseb. 979, 15. Hätzlerinn S. LXXV. 202 b.

S. 36. κουκούφας, wohl ebenfalls die Nachteule: vgl. *cucubire cucubare* S. 49; κήϋξ καύαξ; κίρκος, wenn das nicht eher den kreisenden bedeutet wie im Mittellatein *gyrofalco gyrofalcus*;[*] κίρκος der Hahn: Hesychius; κρέξ κρεκός.

S. 39. κάλλος nach Hesychius die Cicade, bei den Doriern der Esel; κάναβρος nach eben jenem der Hahn.

S. 40. βήκη die Ziege: Hesychius.

S. 41 Anm. 119. χαῦνον χήν und *gans anser*: *s* bei der Bildung von Thiernamen ein beliebter Schlußlaut: weitere Beispiele *bremo, Bremse*; goth. *thahô* Erde, hochd. *dahs*, lat. *taxo*; *far* Stier, *ferse* Kuh; *foha* Füchsinn, männl. *fuhs*; lat. *hardus*, hochd. *geiz*, goth. *gaits*; λύγξ λυγκός, *luhs*; *weban, wafsa* und *wefsa* Wespe. Der Gänserich heißt, nicht mit *s*, sondern mit *az* von eben jenem Stamme abgeleitet, ahd. *ganazo*, mhd. *ganze*.

[*] Die Beziehung auf *gyrus* und *gyrare* belegt du Cange. Jedoch ist das Wort wohl erst von den Romanen so umgedeutet und umgebildet worden, und die ursprüngliche Form, wie es ja noch im Italiänischen *gerfalco* neben *girfalco* und auf französisch *gerfaut* heißt, gewährt das mittel- und neuhochd. *gêrvalke*, der Falke der einen friedlich ruhenden Ger oder Speer zur Sitzstange (altnord. *haukstold*) hat. Im gleichen Sinne ist *orthfugal* die malbergische Glosse von accipiter: *ort* die Spitze des Speeres, aber auch der ganze Speer selbst; und wenn dabei Jac. Grimm (Merkels Lex Sal. S. XXIV) an den Namen *Sperwogel* erinnert, so liegt uns hier die Bemerkung noch näher, daß auch *Gêrvalch* als Name vorkommt, in Bertholds v. Holle Demantin 328.

S. 49 Ente: Auch *krucken*? denn es heißt auch *Kruckente*. Eule, βύας: βύζειν.

S. 56 Anm. 144. Fischarts Gedicht „Endlicher Außspruch deß Esels, in strittigen sachen der Nachtigalu, an einem, wider den Guckguck, andern theils“: bei Kurz III, 64 fgg.

S. 59 Taube: „s Turteltübli *rûkt* und *lacht*“ Hebel der Morgenstern.

S. 62 Hamster: *knurren*; *pfauchen*. Hase: *quœken*.

S. 63 Hund: „dâ lit min hunt, der heizet *Grîn*“ Myllers Samml. III, XXXVIII c; „In der Mitternachtsstunde wurde der Hund unruhig, fieng an zu *quaulen*, zog den Schwanz ein und drückte sich dicht an mich“ Musæus der Schatzgræber. — Anm. *rictare* (Leopardi *rictant* S. 65) von *rictum*.

S. 64 Katze: „die Minnesprache des Katzengeschlechts *miaulen*“ (nach dem franz. *miauler?*) Musæus in Rolands Knappen; „der *queilende* Kater“ ebd.; *hurren* und *purren*: *Hurlebûs* (Diocletian des Bühelers 2482), *Hurlebaus* und *Purlapaus*, *Purlebaus* alte Geschützbenennungen, die erstere, wie sie denn noch besteht (*Hurlibaus* in Hebels Statthalter von Schopfheim), allgemeiner üblich, beide mit *Bus*, dem Lock- und Schmeichelnamen der Katze Anm. 86, gebildet und s. v. a. Schnurrkatze und Brummkatze („*Hurre hurre hurre!* Schnurre, Rædchen, schnurre“ Bürgers Spinnerlied; *burren* brummen Schmeller I, 193): vgl. Pfeiffers Germania IV, 156; *la, li, le* ist nach Art der in Anm. 208 besprochenen Einschaltungen, *hurr* und *purr* somit imperativisch, *bus* vocativisch zu verstehn.

S. 65 Pferd: „wan der Springhengst das Muterpferd ersicht, so *hinnewihelet* er“ Fischart Gargantua Cap. 6. „wißt jhr nicht daß bei den Persen der prauch gewesen, denselben zum Kœnig zuwelen, dessen Pferd am ersten an eym gewissen platz auff dem feld nach dem die Sonn auffgangen, *schrit*: welches Darius durch list zuerlangen, seinen Hengst den abend zuvor am selbigen ort eyne Stuten erspringen ließ: als nun auff morgen eins jeden Fürsten pferd daselbst hin geleitet ward: fing des Darij Hengst gleich am ersten an zu*rihelen* vnd zu *hinnewihelen*, auß gedechtnuß des vorgehenden Geilen abends“ ebd. Cap. 43: *hinnewihelen* ein Doppelwort wie *guruckezen* S. 59 und *murmauen* S. 64. Auch das mittelhochd. *negen* oder *nëgen* bedeutet wiehern und war somit nicht zwischen *grînen* und *limmen* einzureihen; seinem *n* ist wie dem *w* von

weien ursprünglich noch ein *h* vorangegangen (vgl. S. 91): angelsächs. *hnægan*, altnord. *hneggja* und als Substantivum *hnegg*. JGrimm Gramm. I (1822), 327 sieht in *hweiôn* und *hnægan* nur zweierlei Gestalten Eines Wortes: indessen jenes schließt sich an *hui* S. 28, letzteres, ganz davon verschieden, an die Grundlaute von κνυζᾶσθαι κνυζεῖσθαι S. 62 u. 64 an. Weiter zu *grâzen* kommt aus Konrads Turnier von Nantes 126, 4 noch die Form *grâzieren*, eine französisch gebildete Ableitung wie S. 55 *toubieren* von *toûben*: der Stamm ist deutsch, das goth. *grêtan* schreien, weinen. Sodann mit *schnauben* gleichbedeutend das althochd. *drâsôn* d. i. *drâsjôn*, mittelhochd. *dræsen*: eigentlich sind beide s. v. a. riechen lassen, wie *drâs* s. v. a. Geruch ist, *drâsôn* auch s. v. a. niesen. Zuletzt fehlt noch nhd. *knirschen*.

S. 67. „die *grunnende* Säu" Fischart Gargantua Cap. 29.

S. 71 Hornisse und S. 77. *diezen*: goth. *thuthaurn* σάλπιγξ, *thuthaurnjan* σαλπίζειν; „Also was hilfts dich, Hurnaus thum, Das du lang *humst* vnd *prummst* herum" Fischart Kehrab 692; im Gargantua Cap. 40 das von *Hurnauß* abgeleitete Zeitwort *hurnaussen*: „als — sie — mit Büchsstralen zu jhm herauß praßleten, tonnerten vnd *hurnaußten*"; Cap. 44 dasselbe in *außhurnen* umgekehrt: „Ignauum fucos pecus (spricht Maro) à præsepibus arcent Die Hurnaussen *hurrnen* die Bienen *auß*."

S. 74. 75. Κύκνος und *conia ciconia* sind beide auch, und wohl noch richtiger, auf andre Art zu deuten, κύκνος aus *quiquanos*,[118] *conia* aus *quania*: *quanos quiquanos* fällt dann mit *swan*, dem deutschen Namen des Vogels, und lat. *sonus* zusammen,[119] und der Schwan ist auch so

[118] wie *κίκλος* s. v. a. *quiqualos* ist, von derselben Wurzel mit angelsächs. *hweowol hweohl hweol* (engl. *wheel*) d. i. *hweohweol* Rad und genug anderen nicht so reduplicierten Worten, altnord. *hvel* Kreis, lat. *inquilinus*, griech. *κυλίνδειν*, lat. *colus colere incola*, griech. *πέλειν πόλος πόλις*.

[119] So begegnen *k* oder *qu* von der einen, *s* oder *sw* von der anderen Seite sich auch in *calere culina* und angelsächs. *swil* Hitze, *swêlan* verbrennen; *coirare cura* und althd. *sweran* schmerzen; *κάσις* und *swester*, lat. *soror*; *κλείειν claudere* und *sliozan*; *κάμπτειν καμπύλος knappen* Anm. 160 und *snabul*, mittelhd. *snaben*, das zuvorderst gleichbedeutend mit *knappen* ist. Als Vermittelung wird man sich einen Uebertritt von *k* in *ç* nach Art des Sanskrit und des Zend zu denken haben.

der Tœnende, der Sänger; *quania* aber, der klappernde Storch, gehœrt zum althochd. *hwenjan* schwingen, schütteln: eben dahin lat. *cunæ* d. i. *quinæ*.

S. 75 Anm. 176. *coredulus* wohl eine Umbildung von *corydalus*.

S. 87. Auch in *dauzen*, einer alten Nebenform von *dûzen*, das Grundwort *dû* unkenntlich geworden.

S. 93 mit Anm. 219. Im Spiel der Kinder und mit den Kindern ist *mumm mumm* der Ausruf dessen, der sich verbirgt; vormals hat man diesen nur halb und dumpf gesprochenen Laut auch da gebraucht, wo man verkleidet die Kinder schreckte: „Eins mals het sich der Mann gerüst, Verkapt, verkugelt vnd verstellt: Denn er wolt reiten vber Veldt. Die Fraw das Kindt mit Negeln prickt: Da weynts, das wer bey nahe erstickt. Sie sprach zum Mann „erschreckets doch, Obs denn das weinen wolt lassen nach." Der Mann kert sich zum Kindt baldt vmb Also verkapt vnd sprach „*Mum mum! Mum mum!* fürwar, ich werd dich fressen, Wirstu das weynen nicht vergessen"" BWaldis Æsop IV, 11. Und so noch jetzt, wenn hie und da der *Mummelack* dasselbe ist, was anderswo (Anm. 91) der Wauwau: sicherlich dieß eine Zusammensetzung mit Melac dem gehaßten und gefürchteten Mordbrennersnamen.

S. 93. 94 Anm. 220. Wie *balbus* ein *l*, schiebt βάρβαρος in den gleichen Stamm ein *r* ein. Ebenso verhalten sich βύας und βρύας; *buere*. βόσκειν und βρῦν, βιβρώσκειν, *brôt; bimm bamm* und *prim pram* („*prim, pram, prim, prom, pram*, da giengen die Glocken an, *prim pram*" Fischarts Gargantua Cap. 8), das hiemit zugleich an *brimmen* und *brommen* anklingt; *tu* und *tru, tuten* und *truten* S. 79; lat. *tuba* und ital. *tromba*: Diez Wörterb. I, 425 fg.; lat. *tonare* und roman. *tronare;* altnord. und angelsächs. *dynjan* tœnen, donnern und goth. *drunjus* φθόγγος, nhd. *drahnen*

Wörterverzeichniss.

Griechisch.

ἄδειν, ἀείδειν 48. 51. 55. 56. 58. 69. 74—76. 77.
ἀηδών 74.
ἀλαλή 93.
ἀλέκτωρ 77.
Ἄμμας 96.
Ἀμμία, Ἄμμιος 96.
ἀμφιτιττυβίζειν s. τιττυβίζειν.
ἀοιδός 51.
ἅππα 95.
ἀπφά 95 A.
ἀπφύς, ἀπφῦς 95 A.
ἀραρίζειν 62. 78. 81.
ἀββάζειν 62.
ἄττα 95 A. 96.
Ἄτταλος 96.
ἀτταλαττατά, ἀτταταῖ 96 A.
αὖταυτος 37.
ἀχεῖν, ἀχέτας 69.

β 92; *ableitend* 80.
βαβάζειν 93. 94 A.
βαβαῖ 96 A.
βάβαξος 69. 70.
βαβίζειν 62.
βαβραδών, βαβράζειν 69.
βάζειν 93.
βάρβαρος 138.
βαῦζειν, βαῦσδειν 62. 82.
βεβράς, βεμβράς 69.
βῆ 28. 87. 87 A.
βηχη 135.
βιβρώσκειν 138.
βληχάς 66.
βληχᾶσθαι 66. 68. 78. 82. 87. 88. 94 A.
βληχείσθαι 66.
βληχή, βληχηθμός 66.
βοᾶν 69. 70. 79 A.
βομβεῖν 69. 71. 72. 78. 79.
βόμβος 69. 79.
βόσκειν 138.
βοῦς 35. 87 A.
βράζειν 60. 81.
βρεκεκεκέξ 21. 23 A.
βρύας 138.
βρῦν 95. 138.
βρυχᾶσθαι 60. 61. 64. 65. 65. 65. 78. 88.

βρυχηθμός, βρύχημα 64.
βρωμᾶσθαι 61.
βρώμησις 61.
βύας 35. 136.
βύζα 40.
βύζειν 136.

γ *ableitend* 40. 82.
γαρύεσθαι 49.
γέφυρος 39. 41 A. 91 A.
γηρύεσθαι 61. 66. 68.
γογγύζειν 59. 81.
γρύ, γρῦ 25. 29.
γρύζειν 66. 67 A. 79. 88.
γρυλλίζειν 66. 77.
γρυλλισμός 66.
γρύλλος, γρῦλος 39.

διακράζειν s. κράζειν.

ἕλεγος 93.
ἑλελεῦ 93.
ἑποποῖ 30.
ἑποποποποποποποποποποῖ 27. 30.
ἕπου 36.
εὐστομεῖν 55.

ζ *ableitend* 81. 82.

ἠχεῖν, ἠχέτα 69.

ἵραξ 35.

ἵτω 30.
ἰώ 30.
ἰυγή 82.
ἴυγξ 40. 82.
ἰύζειν 49. 82.

κ *ableitend* 82.
καγκάζειν 53. 60.
καγκλάζειν 48. 53. 81.
καγχάζειν 88.
κακκαβάζειν 49. 57.
κακκάζειν 52.
κακκαβάζειν 49.
κακκαβάζειν 57. 81.
κακκάβη 36.
κακκαβίζειν 49. 57. 80. 81.
κακκάζειν 52. 81.
κακλάζειν 52.
κανάζειν 76.
καναχή 76.
καύαξ 135.
καχλάζειν 48. 81.
κεραςφόρος 71 A.
κέρκος 135.
κήϋξ 135.
κίκιφρος 135.
κικκαβάζειν 49. 80.
κικκαβᾶ 24. 36 A.
κικκάβη 24. 36.
κικκαβίζειν 24. 49. 80. 81.
κόλλος 135.
κίρκος 135.

κίσσα, κίττα 39. 40.
κιτταβίζειν 51.
κιχλάζειν 48. 81.
κιχλίζειν 48. 81. 88.
κλαγγάζειν 48. 53. 81.
κλαγγάνειν 48. 62. 74.
κλαγγεῖν 62. 74.
κλαγγή 48. 51. 53. 62. 66. 72. 74.
κλαγκάζειν 48. 81.
κλαγκλάζειν 53. 60. 81.
κλάζειν 48. 62. 72. 74. 79.
κλωγμός 52.
κλώζειν 48. 52. 79. 88.
κνυζᾶν, κνυζᾶσθαι 64. 137.
κνυζεῖσθαι 62. 137.
κοάξ 21. 23 A.
κοΐ 29.
κοΐζειν 66. 78. 81.
κόκκυ 25. 25.
κοκκυβόας 25.
κοκκύζειν, κοκκύσδειν 25. 51. 53. 76. 81.
κόκκυξ 36. 37. 88. 90.
κόναβος 76.
κολοιᾶν 48. 74.
κόραξ 36. 37. 90. 91 A.
κορώνη 39. 90. 91 A.
κοῦκκος 40 A.
κουκούφας 135.
κράζειν 56. 70; διακράζειν 73 A: 79. 90.
κραυγάζειν 62.
κραυγή 90.
κρέξ 135.
κριγμός 51.
κρίζειν 51. 79.
κροτεῖν 58.
κρότος 90.
κρούειν 90.
κρώζειν 53. 53. 56. 79. 90.
κύκλος 137 A.
κύκνος 74. 137.
κυλίνδειν 137 A.
κύων 76.
κωκύειν 53. 78.
κωτίλλειν 59.

λ 92; *eingeschoben* 94 A; *ableitend* 39. 80.
λαλαγεῖν 69.
λαλαγή 93.
λάλαξ 70.
λάλος 59. 93.
λαρύνειν 59.

μ 92. 94.
μᾶ 95.
μαζός 95.
μάμμα 94 A. 95.
μαμμᾶν 95.
μασᾶσθαι 95.
μαστός 95.
μεγάμυκος 61.
μῆ 28. 87 A.
μηκάς 66. 68.

μηχᾶσθαι 62. 62. 65. 66. 8. 82.
μηχασμός 68.
μῆλον 39. 87 A.
μήτηρ 95.
μινύεσθαι 55. 80.
μινυρίζειν 52.
μινυρός 51. 80.
μῦ 92; μυ- 93.
μύειν 93. 93 A.
μυεῖν 93 A.
ὑζειν 61. 93.
μῦθος 93.
μυῖα 93.
μυκᾶσθαι 61. 63. 65. 82.
μύκημα 65.
μῦς 93 A.
μυχός 93 A.
μωκᾶσθαι 63.

ν *ableitend* 39. 80.
νίζειν 49.

ὀγκᾶσθαι 61.
ὄγκησις, ὀγκητής 61.
ὀλολυγή 93.
ὀλολυγών 40. 70.
ὀμάζειν 60. 65.
ὄρνις 76.

π 92.
πά, πᾶ 95.
πάμπαν 37.
πάξ 36 A.
παπαῖ 96 A.
παπάξ παπαππάξ παπαπαππάξ 36 A.
Παπίων 96.
παππάζειν 50. 81.
πάππας 95.
πάππος 95. 95 A; Πάππος 96.
πατεῖσθαι 95.
πατήρ 95. 95 A.
πάλειν 137 A.
πίνειν 95.
πιπίζειν 48. 60; πιππίζειν 73 A: 82. 89.
πίπος, πιπώ 36.
πλαταγεῖν 94 A.
πλαταγίζειν 50.
πνεῖν 65.
πόα 95.
πόλις, πόλος 137 A.
πόποι 96 A.
ποποποποποποῦ 30.
πόππυ 27.
ποππύζειν 27. 60. 81.

ρ *eingeschoben* 138; *ableitend* 80.
ῥάζειν 62. 78. 81.
ῥέγκειν 65.
ῥοιζεῖν 62.
ῥοῖζος 62. 78.
ῥύζειν 51. 62. 78. 81.

σιγμός 71.
σίζειν 48. 71. 82.
σίττα, σίττε 84 A. 91 A.

σπείρειν 88.
στένειν 59.
στορεννύναι 88.
συριγμός 71.
συρίζειν 71.
συρίττειν 69. 71.
σφηκᾶν, σφικᾶν 71.

τ 92.
τάτα 96.
ταώς, ταῶς 35. 88.
τερετίζειν 55. 58. 69. 73. 82.
τετριβίζειν 58.
τετριγέναι s. τρίζειν.
τέττα 95 A. 96.
τέττιξ 40.
τήϑη 94 A. 95 AA. 96.
τηϑός 94 A. 96.
Τηϑύς 96.
τιό 24. 30.
τιοτίξ 24.
τίτϑη 94 A. 95 A. 96.
τιτϑός 95 A. 96.
τιτίζειν 58. 73. 82.
τιτιτιτιτιτίς 30.
τιττίζειν 69.
τιττυβίζειν: ἀμφιτιττυβίζειν 57.
τιτυβίζειν 57. 58. 80. 82.
τοροτίξ 27.
τοροτοροτοροροιλιλίξ 24.
τοροτοροτοροτοροτίξ 24.
τοτοβρίξ 30.
τοτοτοτοτοτοτοτοτοτίξ 24.

τριγμός 61. 61.
τρίζειν 45. 57. 58. 61. 61. 73; τετριγέναι 45. 61: 82.
τριστό 30.
τριχϑά τε καὶ τετραχϑά 32 A.
τρυγών 39 82.
τρύζειν 49. 58. 59. 69. 73. 82.
τρυλίζειν 59.
τυτϑός 96.
τυτώ 36.

ὑΐζειν 66. 77.
ὑϊσμός 66.
ὑλακή 62. 82.
ὑλακτεῖν 61. 62. 66. 82.
ὑλᾶν 62. 80.

φϑέγγεσϑαι 48. 62. 65.
φρυαγμός 68.
φρυάττεσϑαι 68.
φρυάττεσϑαι 65.
φρυγίλος 39.
φρυμμάττεσϑαι 65.

χ *ableitend* 82.
χήν 41 A. 135.
χρεμέϑειν 89.
χρεμετίζειν 65. 89.
χρεμέτισμα 65.
χρεμίζειν 65. 81. 89.
χρόμη 65.

ψαίρειν 57 A. 81. 88.

ψάρ 35. 57 A. 88. 91 A.
ψιθυρίζειν 58.
ψίττα, ψύττα 85 A.
ψλή 51. 58.
ώρυγή 62. 68.
ώρυγμός 62. 68.
ώρύεσθαι 62. 64. 68. 72.

Lateinisch und Romanisch.

accredula 75 A.
ab 84.
abab 84.
a-i-o 32 A.
ambizare 69. 103 a.
ama, amo 95 A.
amita 96 A.
amma 37. 95. 95 A.
Ammianus 96.
anhelare 65.
anhelus 65.
anser 41 A. 135.
anus 95 A.
Appius 96.
arisare 53.
articulata vox 45 A.
atattatæ, atattatattatæ 96 A.
Atius 96.
atta 37. 95 A. 96.
attat, attatæ 96 A.
Attus 96.
augitare 62.
aya, ayo 95 A.

b 92; *ableitend* 80.
babulus 94 A.
bagillare 61.
baiulare 62.
balare 66. 66. 68. 80. 87. 103 b. 103 b. 105 56. 106, 2; dibalare 66.
balatus 66.
balbus 94 A.
balbutire 94 A.
bambizare 69. 103 a.
barrire 61. 77. 103 b. 105, 52.
barritus 61 A.
baubare, baubari 62. 78. 79. 103 a.
baulare 62.
be 28. 87 A.
bebare 68. 79. 103 b.
belare 66. 68. 87.
bêler 87 A.
bibere 95.
bilbere? bilbire? 94 A; bilibit 45. 103 a.
bittare 53.
blacterare 66; blaterare 63. 66. 70. 103a; blatterare 66; 81. 87. 88.
boare 79; reboare 65. 103 a.
bobare 66.
bobire 69.
bolire 71.

bombilare, bombillare 104, 27. 69. 80.
bombire 69. 79.
bombitare 69. 81.
bombitator 69.
bombizare 69. 82.
bombizatio 69.
bombus 69.
bos 35.
bovare 65. 77. 79.
bovire 69.
braterare 66. 105, 55.
bu 95.
bua 95.
bubalus 40.
bubbire 69. 79.
bubbola 38 A.
bubilare 49. 80. 104, 29.
bubire 57.
bubo 40.
bubulare 49. 80.
buere: imbuere 95.
bufo 40.
butare 53. 81. 103 a.
buteo 40.
butire, buttire 105, 42. 57. 81.

c *ableitend* 82.
cacabare, caccabare 104 a. 57. 80.
caccinare 52. 80.
caccubire 49.
cachinnari 89.
cacillare 52. 80.
cacinnare 52. 103 b.
cacubare 57.
canere 51. 58. 74—76.
canina littera 28. 78.
canis 76.
canor 58.
canorus 58. 69.
Cantaert 76 A.
cantare 51. 53. 55. 69. 74—76. 103 b. 104, 12.
Canticlêr 76 A.
cantus 51. 69.
caprisare 68. 77. 106, 2.
carmen 58.
caurire 65. 105, 51.
Chantecler, Schanteclêr 76 A.
Chanteclin 76 A.
Chanteloup, Chantelouve 75 A.
Chanteriau 76 A.
chatrire 65.
Chaucus 90.
chaurire, chaurrire 65. 80. 104 a.
chausrire 65.
chito 84 A.
chut 84 A.
cicabare 57. 104, 19.
cicada 40.
ciconia 75. 137.
cinciare 58.
cincinare 48. 80.
cincitare 48. 81. 104, 13.
clamare 53. 59.
clamor 53. 59. 69. 69.
clangere 48. 50. 58. 62. 72. 103 a. 105, 37.
clangor 48. 50. 62. 72.

clotire 62.
clingere 50.
clocca, *cloca*, *clocha*, *cloche* 91.
clocitare 62. 81.
clocturare 59. 104, 24.
clopin-clopant 32 A.
coaxare 70. 79. 88. 104 a. 105, 65.
coazare 70. 82.
coeclare 58.
coeturnix 40 A. 88.
cocu 40 A.
cogotz 40 A.
cohaxare 70. 106, 6.
colere 137 A.
colus 137 A.
comme ci comme ça 32 A.
concare 61.
concinnare 48. 104. 25.
confusa vox 45 A.
conia 75. 137.
constitiare 58.
coq 38.
coracinare 56. 77.
coredulus 75 A. 138.
cornix 40. 40 A. 90.
corvus 90.
coturnix 40.
coucou 36 A.
cous, coutz 40 A.
crabro 71 A.
craccitare 50. 104, 20.
cracinnare 52.
cracitare 52. 81.
cras 16. 127 a.
craterare 66.
craxare 56. 81.
crepare 90.
crepitare 46. 59.
crincire 50. 103 a.
crinnire 50.
crisitare, crissitare 66. 103 a.
crispire 52.
critalare 58. 103 a.
crocare, croccare 56. 103 a.
croccire 56. 103 a.
croccitare 56. 105, 32.
crocire 56. 79. 90.
crocitare 56. 59. 81. 90. 106, 7.
croctolare 58.
crotolare 58. 81.
crunnire 67.
cruxare 56.
cubire 49.
cucco 40 A.
cuccubire 49. 135.
cucillare 48. 80.
cucubare 49. 80. 135.
cucubire 49. 103 b. 135.
cucula 53.
cuculare 53. 80.
cuculo 40 A.
cuculus 40. 88.
cucurrire 25. 30 A. 51. 76. 79. 103 b.
cucurritare 50. 81.
cucurru 25.
cucus 40 A.

cucusare 53.
cucut 40 A.
cunæ 138.
curruca 49.
cusnitit *d. i.* canis nictit 62.

densare 58.
denticare, dentitare 64. 104 a.
desistare, desitare, dessitare 58. 103 a.
destalare 64.
desticare 51. 64. 105, 68.
dibalare *s.* balare.
dindrare 68. 79.
dintrire *d. i.* dindrire 68. 79.
docitare 62. 105, 47.
drensare 58. 81. 104, 21.
drensitare 58. 81. 103 b.
dresare 58.
drindare, drindire 103 b. 68.
drindrare 68. 79.
drindrire 68. 105, 70.
drinodare, drinorare 68.
drinorare 68.

-edula 75 A.
eia 84.
eiulare 61. 80. 104 b.

faccilare, faccillare 48.
facilare, facillare 48. 104 b.
felire 65. 77.
ferire 65. 105, 50.
fi 84.
ficedula 75 A.
finsare 58.
fintinire 58.
flic et flac 32 A.
fremere 62. 64. 65. 68. 68. 69. 72. 79. 89. 103 b.
fremitus 62. 64. 65. 68. 69. 72.
fremor 64.
frendere 48. 65. 67. 89. 103 a. 105, 54. 106, 6.
frennere 64. 105, 53.
fretendire, fretennire 105, 44. 69.
fretinnire 69. 103 a.
frigulare 48.
frigutire 50. 73. 82.
frinculare 48.
frindire 48.
fringilere 50. 103 b.
fringilla 40.
fringillire 50. 82.
fringire 48. 105, 40.
fringuilla 40.
fringulare, fringulire 48. 82.
fringultire 48.
frinitare 69.
frintinnire 69.
fritinnire 69. 73. 81.
fritunire 69.

g *ableitend* 82.
gacillare 52. 104, 23.
gallicinium 51.
gallus 76. 77 A.
gannire 61. 62. 80. 103 a. 105, 60. 106, 5.

gannitio, gannitus 62.
garrire 49. 53. 55. 55. 58. 70. 73. 79. 106, 4.
garritus 61 A.
garrulare 53. 105, 36.
garrulus 49. 53. 55. 58. 69. 70.
gemere 49. 59. 68.
gemitare 59. 104, 17.
gennire 61.
gerfalco, gerfaut 135 A.
gingrire 50. 79.
gingrum 50.
girfalco 135 A.
glactilare 62.
glactire 62.
glangere 48.
glatillare 62. 81.
glatire 62. 81.
glattilare, glattillare 62. 103 a.
glattire 62. 81.
glaucitare 62.
gliceire 50.
glingere 50.
glocire 52. 79. 88.
glocitare 52. 62. 81.
gloctorare 59.
gloitolare 59.
glotorare 58. 81.
glottorare 58.
gluddare 53.
glutinare 62. 105, 64.
glutire 70 A.
gluttire 52. 88.
gortolare 58.
graccitare 50. 81.
gracillare 52. 90.
gracitare 50. 90.
graculus 40. 90.
grabare 56.
grattullare 58.
gratulare 58. 62. 103 a; gratulari 62.
griare 50.
gricire 48.
grillare 71. 77. 105, 67.
grillus 40.
grincire 48. 79. 103 b.
grocitare 53.
grongieren 68.
grotolare, grottolare 58. 103 a.
gruddare 53.
gruere 53. 79. 106, 7.
grugulare 53. 80.
grundire 67. 104 a.
grunire 67; grunnire 66. 67. 67 A. 80. 88. 104 a. 105, 71. 106, 1.
grurire 53. 80. 105, 43.
grus 35. 41 A.
gruuere? gruuire? 53.
gryllare 71. 77.
gryllus 40.
guculare 53. 104, 30.
guculus 53. 104, 30.
gugurrire 51.
gurgulare 53. 65. 80. 103 b.
gyrofalco, gyrofalcus 135.

habahe 84.

hei 84.
heiulare 61.
hem 84.
hiare: hyare, yare 70 A.
hinire 65.
hinnire 65. 80. 103 b. 105, 58. 106, 5.
hinnitus 65.
hircare, hyrcare 64. 82. 103 b.
hirrire 62. 63. 78. 79. 103 b.
hirritus 62.
hiulcare 63 A. 65.
horrectare, horrrectare 66.
hraccare 68.
hui 84.
huler 80 A.
huppe 38 A.
hurler 80 A.
hyare *s.* hiare.
hyrcare *s.* hircare.

imbuere *s.* buere.
incola 137 A.
inquilinus 137 A.
ipsipsus 37.
inlgare 63 A. 65.

jubilare 45.
jugalare 60.
jugere 59. 82.
jugilare 60. 82.
jugire 59. 82.
juiere 59.
jungire 60. 103 b.

l 92; *eingeschoben* 94 A; *ableitend* 40. 80. 81. 82.
lallare 93.
lapire 60.
latrare 56. 62. 81. 103 a. 105, 63. 106, 2.
latratus 62.
lingere? lingire? 60.
linguere? linguire? 60.
lipire 60. 105, 38.
loqui 45. 104 b.
lorectare, lorettare 66.
lugere, lugire 60.
Lupicinus 75 A.
lupilulare 53.
lupire 60.
lurire 60. 103 b.
luscinia 56 A. 74.

m 92. 94.
magilare, magillare 61.
maman 97.
mamilla 95.
mamma 94 A. 95. 95 A.
mandere 95.
marmotte 42 A.
masticare 70 A.
mater 95. 95 A.
matertera 96 A.
me 28.
Memmius 96.
miccire 68. 82.
mictire 68.
micuere 68.

minitare 64.
minnire 64. 105, 69.
mintare 64.
mintrare 64.
mintrire 64. 81. 103 b.
minurire 55. 73 A. 103 a; minurrire 58. 59. 73 A. 106, 3 A; minurire 73 A: 80.
mittire 68. 103 a.
monedula 75 A.
mu 92; mu- 93.
muccire 68.
mugilare, mugillare 105, 45. 61. 82.
mugire 65. 82. 103 a. 104 b. 105, 57. 106, 1.
mugitus 65.
munire, munnire 64. 103 b.
murire 64. 77.
murmur 49. 68. 79. 93.
murmurare 45. 55. 79.
murmuratio 48.
mus 93 A.
musca 93.
mussare 69. 93.
mussitare, musitare 93.
mutire 68. 81. 93.
mutus 93.

n *ableitend* 40. 80. 81.
nauculus 54.
nauseare 70 A.
nictere? nictire? 62. 103 a.
ninna nanna 32 A.
nocare 61.
o 84.
obe 84.
olor 93.
olresesare 58.
oncare 61.
orcare 64.
oscitare 70 A.
oui 11. 12.

p 92.
pabulum 95.
pacitare 59.
panis 95.
papa 95. 97.
papæ 93 A.
papilio 37.
papilla 95.
Papius 96.
pappa 95.
pappare 95.
pappas 95 A.
pappus 95. 95 A.
papulare 56. 104 a.
Papus 96.
pardare 58.
parlaren 50.
parra 135.
parrus, parus 105, 35 A. 135.
parritare 58.
parsitare 58. 81. 88. 104 a.
pascere 95.
passer 35. 88. 91 A.

passitare 58. 81.
pater 95. 95 A.
paucitare 59.
paululare 56. 80. 104, 22.
paupulare 56. 80.
pelire 65. 104 a.
perpipare 52.
perpitare, perputare 104 a. 52.
phelphare 65.
phy 84.
pica 42 A.
pionpare 51. 104 b.
pipare 51. 52. 52. 79. 89. 103 a. 105, 34.
pipatus 52.
piper 89.
pipilare 51. 52. 58. 106, 7; pipillare 55: 80.
pipio 40. 59.
pipire 52. 58. 59. 79. 89.
pipitare 51. 64.
piplare, piplere 51. 103, a.
pippitare 64.
pipulum 52.
pisitare 58.
platerare 61.
plausitare 59. 81. 104, 18.
plipiare 51.
poculum 96.
Poppæus 96.
positum 95 A.
potus 96.
Progne 58 A.
protollare 58.
pulpare 51. 105, 33.
pulpulare 51. 80.
pulsitare 58.
pululare 56.
pupa 96.
pup pup 24. 134.
pupulare 56.
pupus 96.
puput 38 A.
pusitare 58. 104, 16.
putput 38 A.

quacara 40.
quaquadra 40.
quaquara 40.
quaquila 40. 88.
quarqua 40.
quassare 70.
quaxare 70. 88.
queritare 67. 104 b.
querquedula 40. 75 A.
quibus quabus 34.
quillare 51.
quiritare, quirritare 67. 81. 105, 48.
quitare 67.
quod turnicibus 40 A.

r *littera canina* 28. 78; *eingeschoben* 138; *ableitend* 40. 80. 81.
raccare, raceare 68. 105, 46.
rachanare 68.
rachare 68. 79.
racitare 57.
rancare 68.
ranire 70. 77.

raucare 68.
raucitare 59. 81.
reboare s. boare.
recbanare 68.
recrissare 49.
resonare 105, 77.
rhaccare 68. 104 b.
rhancare 68.
rictare 65. 136.
ripire 58.
ructare 70 A.
rudere 60. 61. 62. 64. 105, 72. 106, 1; rudire 61.
ruditus 61.
rugire 61. 62. 64. 82. 103 a. 105, 49. 106, 5.
runcitare, runcitrare 104 a. 59.
runtitare 59.
rupillulare 48. 104, 14.
rurilulare 48. 80.
rurire 60.
rurirulare 48. 80.

s *ableitend* 81.
sacre 35.
saevire 60. 77. 104 b.
sagro 35.
Schanteclêr s. *Chantecler*.
selingere 48. 50; selingire 50.
screare 70 A.
sibila 69. 71.
sibilare 69. 71. 104 a. 105, 66. 106, 3; sibillare 71.
sincidulare 58. 104, 28.
singultare 70 A.
singultus 56.
soccitare, socitare 48. 81. 104 b.
sonare 49.
sonstitiare 58. 105, 31.
sonus 137.
soror 137 A.
sotitare 48.
spernere 88.
st 84.
sternere 88.
sternutare 70 A.
stertere 70 A.
stridere 46. 49. 61. 61. 69. 69. 71. 71. 72. 103 b. 105, 41.
stridor 49. 60. 61. 61. 67. 69. 69. 69. 71. 71. 72.
sturnus 40. 88.
sugire 62.
summiren summarum 33 A.
surgire 62.
susurrare 53. 69. 79.
susurrus 79.

t 92; *ableitend* 81. 82. 83.
tache tiche toche 32 A.
taratantara 26 A.
tat, tata 96 A.
tata 37. 95 A. 96.
Tatius 96.
taxo 135.
tegunnitare 49.
teretissare, teretrissare 49. 103 a.
teretrissitare 49.

tetrinire, tetrinnire 49. 80. 105, 39.
tetrisitare 49.
tetrissare 49.
tetrissitare 49. 81.
ticiare 58.
timpanare 55.
tinipare 55. 104 a.
tinninare 55.
tinnipare 55. 58.
tinnitare 48. 55. 81.
tintinabulum 91 A.
tintinulare 58. 58. 60. 80.
titeiare, titiare 58. 79. 104 a.
titinnire 49.
tittiare 58.
titubare 55. 57 A. 80. 105, 35.
Titus 96.
tiziare 58.
tonare 45.
tretinnire 49. 80.
tretissare 49.
triciare 58.
tricissare 58.
triunire 50. 80.
trinnuere 50. 103 a.
trinsare 58.
trinsire 50.
tri: xare 58.
trisphare 58. 104, 26.
trissare 58. 81. 103 b.
trissitare 58. 66. 81. 103 b.
trittilare? 73. 80.
tromba 138.
tronare 138.
trucilare 48. 73? 82.
truculare 48. 104, 15.
truncitare 59.
trutilare 48.
trutissare 58.
tuba 56 A.
tunnire 69.
turculare 48.
turtur 36.
tussire 70 A.
tu tu 24.
tutiare 58.

ucare 64.
uigit 59.
uler 80 A.
ulula 40.
ululare 49. 62. 68. 80. 103 b. 105, 62. 106, 6.
ululatus 62. 68.
uncare 60. 105, 61.
upa 38 A.
upupa 36.
urcare 64. 82.
urgare 60. 104 b.
urlare 80 A.
urus 41.

væ 84.
vagillare 61. 103 b.
vagire 45. 62. 68. 82. 105, 59.
vagitare 62. 83. 103 b.
vehare 68.
vehare 68.
vehilare 67.

vernare 77.
vernicare 77. 103 a.
vigilare 60. 103 b.

yare s. hiare.

z *ableitend* 82.
zinziare 48.
zinzilare 48. 55. 80. 103 b.
zinzilulare 58. 58. 60. 80.
zinzinulare 58. 58. 60. 80.
zinzitare 48.
zirlare 80 A.
zitta, zitto 84 A.
zurgiare 48.

Deutsch.

â 28.
aba 97.
Abba, Abbo 95 A. 97.
abharo 97 A.
achcleach 86 A.
ächzen 59. 70. 87.
ack 10 A. 23 A.
ada, adei 26 A.
aß 95 A. 99.
agalastra, agaleistra 75 A.
ahi 27.
aita, aite 100.
aithei 99. 100.
alal 37.
aldei 26 A. 134.
amma, amme 37. 94 A. 95 A. 96.
anda 26 A.
anklingen s. klingen.
anschlagen s. schlagen.
ant ant 28 A.
atha, aththa 99.
atta 37. 97; Atta 95 A.
atte 95 A.
attha 99.
atto 97; Atto 95 A. 98.
auer 87.
aufe 87.
außhurnen 137.
Aza 95 A.
Azo, Azzo 95 A. 98.

b 92. 96.
Baba *weibl.* 95 A. 97.
baba, babbe, babe *männl.* 97.
bâbe *weibl.* 95 A. 97.
bâbes 98 A.
Babo 95 A. 97.
bäckeln 61.
bæggen 66. 66.
bæggi 41.
bäffen 62.
bäffzen, beffzen 62. 82.
Baier- s. Beier-

balzen 48. 82.
bammeln 57 A.
bappern s. pappern.
bate 97.
bau bau 28. 36.
baubauhund 41.
baus, paus 136.
be 28. 29.
beffzen s. bäffzen.
Beierfachs, Baierfarch, Baierfark, Beiersachs, Baiersau 67 A.
bel 62.
belämmchen 41.
belfern 62. 80; gebelfer 61: 94 A.
bellen 61. 62. 71; pellan 62: 80.
bibberlein 37 A.
bibele bib, bibeli, bi bibele bi 37.
bibi 37.
bi bi bi 25. 28 A.
bidibum, pidipom pom pom 79 A.
bienengesurr s. surren.
bierholff, byrholff, bierolf, bierold 13 A. 41 A.
bil, pil 62.
bilen, peiln 62.
bimm bamm bumm 32. 33.
binken, Binkenbank s. pinken, Pinkepank.
binklebank 86 A.
bladergans 42. 50.
bladern 50. 81. 88.
blægken, blæken 66. 66. 82.
blæhen, blæjen 66. 79. 88.
blæren 66. 66. 80. 88.
blæssen, plâzan 66. 82. 87. 88.
blaffen 62. 94 A.
blappern s. plappern.
blärren, blerren 66; plärren, plerren 66. 66; geblerre 66.
blasen 68. 71.
blättern 66. 81. 88; pletteren 50.
blebbezen 93 A.
bleken 66. 66. 67; pleken 68.
blêren 66. 66; blêrends 87 A.
blerren s. blärren.
blippen blapp 94 A.
blitzen 82 A.
blodern 48. 127 b.
blæken 66. 66. 66. 68. 82. 88.
blæren 66.
blüh 120. 125 a.
blütter dich 16 A. 107 b.
bobba, bobbe 97.
bolle 40.
brechen: gebrechc 56.
breman 79; preman 64: 89.
bremo, bremse 89. 135.
briegge, prieko 63 A.
brieggen 63 A.
brieschen 61. 65. 66. 78. 88.
briesgen 65.
brimmen 60. 64. 67 A; erbrimmen 60: 89.
brommen 69; erbrommen 69.
brüelen 65. 66; brüllen 64. 66. 72. 78: 88.

brummbær 42. 60.
brumm brumm 29.
brummel 69.
brummeln 69.
brummen 60. 60. 64. 66. 69. 70; prummen 71: 79. 89.
Brummer 42. 60.
brummfliege 42. 70.
brummochse 42. 66.
bu 28.
bübbi 97.
bûf 24. 36.
buffen 62.
buko, bukœken 41.
bulle 40.
büllen: püllen 62. 66.
bum, pom 79 A.
bumblebum 86 A.
bumm bamm 83 A.
bummeln 57 A.
bumms 33 A.
Buoba 95 A. 97.
buobe 97. 97 A.
Buobo 95 A. 97. 97 A.
burren, purren 136.
bus 35 A. 136.
büseli, büsi 35 A.
byrholff s. bierholff.

câba s. kâ.
Cantaert 76 A.
ch- s. k-
Chaucus 90.

cl- s. kl-
cluege 91.
coc, cock 38.
cracettan 87.
cran s. kran.
criscramôn s. grisgramen.
crist, crist- s. grist, grist-
crunnizód s. grunzen.
cu cu 25.
cucu s. kuku.
cukuk s. kukuk.

da da 24. 37 A.
dadern, tadern 50; tatteru 51: 79. 89.
dadrauen 50. 79. 89.
dạ ga ga ga 134.
dahs 135.
dalderal, dalderaldei 26 A.
dalderi, daldera 26 A.
darida 86 A.
dâ tender lender lenderlîn 26 A.
dauzen 138.
de *eingeschoben* 86 A.
dei 26 A.
deilidurei 26.
di *eingeschoben* 86 A.
dieb, diep 12. 123 b.
diebsgeschrey s. schréien.
diezen 71. 72. 137.
dilli dalli, dille delle, tillen tellen 87 A.
dirdirlirliren, direlirn s. tirelieren.

dodeli, dodi, do do, dodoneli 37 A.
dœnen 74.
dôn 74.
dræsen, drâsôn 137.
dreschen, dröschen: gedrösche 70; lackendrescher 18
drœhnen 138.
drud, druden *s.* truten.
drunjus 138.
drußla 24.
duck duck 134.
Dudelde 26 A.
dudeldei, dudeldumdei 26 A.
dudeln 57 A. 80.
duz 71. 72.
duzen 82.

eafora 97 A.
edda 94 A. 96 A. 99. 100.
edde-, eddo 100.
eide, eidi 100.
elster 75 A.
enpliples-enplapfes *s.* plipf-plapf.
Entequentlein 42.
er *eingeschoben* 86 A.
er- *Die Zusammensetzungen mit dieser Vorsylbe s. unter dem zweiten Bestandtheil.*
essa 100.
ethla, ettha 99.
etter 96 A.
eule 38. 87.

facculdei 26 A.
fadar 99.
fæhrtenlaut *s.* laut.
faladaritturei 26.
faledirannurei 26.
falzen, pfalzen 48. 82.
fanke 89 A.
ferse 135.
fifaltra 37.
finc 89 A.
fincho 89.
fitsche fatsche, fitschelfätscheln, fitschen-fätschen 87 A.
fi za 134.
fleder- 94 A.
flennen 63 A.
fliegen 94 A.
flitsche fletsche 87 A. 94 A.
flittich 94 A.
fløten 55.
fnâhten 65.
fnehan 65.
fôdjan 99.
froschgesang *s.* sang.
fuhs 135.
funcho 89 A.
fuotar 99.

g *ableitend* 82.
gackel 40.
Gackeleia 40 A.
gacken 50. 52. 57 A. 79.
gackern 52. 80.
gackezen, gackzen 52. 82.
gack gack 25.

gack gack gack gack a ga 25.
gacksen 57 A; gaxen 52: 81.
gackzen s. gackezen.
gæken 48. 66. 79.
gagack 36 A.
gagacken 52. 79.
gagag 24. 36 A. 111. 112.
ga ga ga 24. 134.
gagagacken 52. 79. 124 b A.
gagagag, gagagagag, gagagagagag 111.
gagagagen 52. 124 b.
gagaggan 124 b A.
gagah 24.
gagen 57 A.
gâgen 50. 79. 108 b. 111.
gagerageragâgg 25. 86 A.
gageren, gagern 52. 57 A. 80.
gagezen 52.
gag gag 24. 110; gaggag 36 A.
gaggagagen 124 b A.
gaggel 40.
gaggelei 40 A.
gagizen, gagzen 52.
gaits 135.
gakazen 52.
gaken 49. 50. 53. 57. 79.
gak gak 24.
gal 56. 74.
galan, gala 49. 56. 74—76.
ganastra, ganeistra, gänster 75 A.
ganazo, ganze 135.
gankerlegank 86 A.
gans 41 A. 135.
ganze s. ganazo.
gatzen 52. 82. 82 A.
gauch s. gouch.
gauk 90.
gaulen 40 A.
gauzen 63. 82.
gaxen s. gacksen.
ge- *Die Zusammensetzungen mit dieser Vorsylbe s. unter dem zweiten Bestandtheil.*
genc 90.
gecken 56.
geckereckekeck 31; geckrekekeck 37.
geiga, geigen 57 A.
gekzen 61. 82.
gelan 49. 56. 74—76.
gelf 63. 64.
gelfen 63.
gelfern 63.
gellen 71; ergellen 63. 74.
gelse 71. 74.
gelsen 63. 71. 74; kelzôn 63: 81.
Gêrvalch, gêrvalke 135 A.
geschen 70 A.
geussen 63.
geuwen, gewen 70 A.
giebsen 70 A.
Gickel Gackel Gallina 39 A.
gickel gackel guckel 39 A.
gickerle gackerle 51 A.
gickes gackes 34. 39.
gyckes gäckes 87 A.
gick-gack 24; gickgack 24. 34. 39.

gicken-gacken 83.
gicks-gacks 34.
gicksen-gacksen 57 A. 83. 84.
gyfutz 35 A. 109 a.
giga 24. 34. 134. 134.
gigack 24. 36 A.
gigacks 57 A.
gigagen, gigaken, gigagzen 61. 84.
giggalagi 25. 86 A.
giggas gaggas 39.
giggeligi 25. 86 A.
giggerigi 25.
Gyggis Gäggiß 87 A.
gikuck 134.
giri giri gitzeli 86 A.
giritz 35 A.
girren 58. 58. 59. 73. 79. 89.
giselagese 86 A.
gisiggisagt 84.
giwiz 35 A.
glien 48. 51. 51. 73.
glocca, glogga, glocke 91.
glucken 52. 55. 79. 88.
gluckerinn 42. 52.
gluckhenne 42. 52.
glucksen 81; gluckzen 52. 82.
glu glu glu 25.
gman 34 A.
gnappen s. knappen.
gockel 40; Gockel 40 A
gockelhahn 42.
gocken: göcker 42. 51.
göckler 51 A.
gogel 40. 40 A.
gogelhan 42.
gôl 40 A.
goldhæhnchen 76 A.
gouch, gauch 38. 90.
gouchen 55. 77.
gougeln 40 A.
grâ 27.
grâzen 65. 82. 137; grâzieren 137.
greinen s. grinan.
gremizôn, kremizôn 64. 89.
grennen 63.
gribs grabs 33.
griesgram 51 A.
grimmen 61. 68.
grin 65; Grin 136.
grinan, krinan 63; grinen 60. 63. 65; greinen 63: 63 A. 67 A.
grisgramen 51. 66. 68; crisceramôn 51 A. 64: 89.
grist, crist, gristgrimmo, cristerimmôn 51 A.
gro-en 70 A.
gronen 67. 88.
grongieren 68.
gronnen 67.
grûgg 29.
grun 67 A.
grunnen 137.
grunni 67 A.
grunzen 60. 67; crunnizôd 67: 88.
grust 51 A.
gryn 67 A.

gueeôn 54. 79.
guegouch 42. 54.
guehzen 54. 82.
guekauch 54.
gückel 40.
gucken 51. 54. 54 A.
gucker 54.
gücker 42. 51.
guckezen 54. 82.
guckezer 42. 54; guckitzer 54.
guckgauch 54.
guckguck 25. 36 A. 88.
gucku 36.
guckug 25. 36 A.
guckuggouch 42. 107 a.
guckuken 54. 74.
gugagen 84 A.
gugel 40.
gugelen 52.
gugelhan 42. 108 b.
gugen gagen 83 A.
gugen, gügen 65. 79.
güger 42.
gugezen 54. 82.
guggaldei 26 A. 54 A.
guggauch 54.
güggehü 25.
guggen 54.
güggen 71.
gugger 42. 54.
güggerihü 25.
guggu 36 A.
güggü 25.
gugguc, guggueck, güggück 36 A.
guggug 25. 36 A. 88. 90.
gugizen 54.
gugkuck 134.
gugu 25. 123 a
gugûch 36 A.
gugueck 36 A.
gugug 36 A.
gugugen 54.
gu gu gu 25. 123 a A.
gugzen 54.
guk guk 25.
gukkuk 36 A.
gül 40 A.
gülle 25. 35.
güllen 52. 80; güller 42.
gurgeln 55. 70.
gurren 59. 61. 79. 89.
gurrezen 59.
gurri 25. 35.
gurrigurri 37.
guruckezen 59. 82.
güssen 63.
gutzen 54. 82. 82 A.
gutzgauch 42. 54; gützgauch 54.
güxeln 63. 81.
gûxen 63. 81.
gwâgg 27. 35.
gy- s. gi-

h *ableitend* 82; Aphærese 91 fg. 137.
hæhnchen 76 A.
haita, haite 100.

hallen 92.
hammemauch 93 A.
hammergepink s. pinken.
hana, hahn 76.
hanachrât s. kræhen.
häß 35 A.
hatsch, hatschi 35 A.
Hatto 98.
hatz 35 A.
hätz s. hetze.
hau hau 28.
hauren, hauri s. huren, huri.
heidideldei, heidildei 26 A.
heinimûch 93 A.
heissen 65. 81. 87.
helg, helge 100.
hellan 92.
henne, Hennenberc, hennenei 39 A.
herrgottshühnlein 76 A.
hett 77.
hetteln 68. 77.
hetze 48. hätz 107 a: schätterhätz 42. 48; hetzel 48.
hetzen 48.
heuel s. hûwo.
heulen s. hiulen.
hi 28.
hickâ 27.
hicken hacken 34. 83.
hienen 63. 65.
hika 27.
hinnen 65. 65. 80.
hinnern 65. 80.
hinnewihelen 136.
his 28. 87.
hisföllen 41.
hiulen 63. 68; hûlen 68; heulen 49. 50. 50. 59. 63. 68; geheul 50: 80. 87.
hlahjan, hlahhan 92.
hlamôn 92.
hlôjan 92.
hlût 92.
hnægan 137.
hnegg, hneggja 137.
höllenhuhn 53. 76 A.
holterdipolter 86 A.
hoppaldei 26 A.
hoppedihopp 86 A.
hoppevogel 38.
hopp hopp hopp 22.
hornobero 71 A.
hornuȝ 71.
hoz 27.
hraban 90.
hrôdh 91.
hrôpjan 90.
hruk 51.
hrukjan 51. 90.
hruofan 90.
hruoh 90.
hruom 91.
hu 24.
hü 28.
hudelditrudel 86 A.
hüenen 65.

hueule 41.
huhn *s.* huon.
huhu 24. 28. 38. 123 a.
hühü 37.
hu hu hu 24. 123 a A.
hui 28. 137.
hûlen *s.* hiulen.
humbal 40 A; humbel 69 A.
hummel 40.
hummeln: gehummel 69.
hummen 69. 79. 137.
hund 76.
hünen 65.
hünnen 65; hünnôn 61.
huon, huhn 52 A. 76.
huosten, husten 70 A.
hupp hupp 27.
huppupp 38.
huppuppupp 27. 38.
huren, haurcn 50. 80.
huri, hauri 50. 87.
hurlebaus, hurlebûs, hurlibaus 136.
hurnaussen 137.
hüroß 41.
hurren 136; hurre hurre 22.
hüru 38 A. 42. 50.
husten *s.* huosten.
hûwo, hûw, hûwila, heuel 38. 87. 87.
hvel 137 A.
hveovol 137 A.
hw- *s.* w-

i-a 32—34. 38. 39. 83. 84.
i-ä 87.
ia 17. 27; yah 27.
iaen 61.
i-a-u 32. 33 A. 39 A.
ika 27.
irezen 82.

ja 17.
jârajâ, jâriâ 86 A.
jauchzen 87.
jaueln 63. 80.
jû, jûch 87.
juchzen 87 A.

k *ableitend* 82.
kâ, câha 35.
kackeln 50.
kack gag gag 23 A. 24.
kæken 51. 79.
kaka 27. 109 a.
kakadu 25. 35.
ka ka ka ka ka nei, ka ka ka ka ney 134.
kakeln 52. 80.
kak kak 24.
kalla, challôn 17, 2 A; kallen 50.
Karl 97 A.
karra karra kikik 27. 37.
kaudern 52.
kaunzen 63.
kauwauw 27. 107 b.

kauzen 63.
kawa wa 25.
kecken 48. 53. 79.
ke ka ke ney 134.
kelzôn s. gelsen.
kerl 97 A.
cherran 79; kerren 65. 65. 67. 67 A. 72. 74; kirren 51. 57. 61. 61. 67; kürren 67. 68; kurren 61; kühren 61: 79. 90.
kerr teterr 134.
kichern 88.
kicken 58. 79.
kickeriki 25. 86 A.
kickerlekyh 25. 86 A.
kickerikihahn 41.
kiebitz 35.
kikel kakel 39.
kikelchen-kakelchen 39.
kikeri 25.
kirren s. kerren
kinwen, kuwen 70 A.
kiwitt 25. 35.
klac 67 A. 91.
klaffen, kläffen 62.
klagen 62. 67 A. 91.
klaka 91.
klappen 59.
klappern 50. 59.
cläppern, kleppern 59.
klapperstorch 42. 59.
klapps 33 A.
klechel 91.
kliff klaff 34. 39.
kliffen-klaffen 84.
kling 78 A.
klingen 91.
klingen, anklingen *schwach* 78 A.
klingen klanc 32 A.
klingklang 32. 33.
klinkeln klankeln 83 A.
klinken-klanken 83.
klinkern-klankern 83 A.
klipp-klapp 33. 34; chlipp-chlapp 34.
klippen klappen 34. 83.
klippern-klappern 83.
klitsch klatsch 33.
cloccôn, clochôn 91.
klukka 91.
klunkerlekunk 31. 38. 86 A.
knappen, gnappen 67 A. 109 b. 122 a. 137 A.
knarren 58. 70. 79.
knicken-knacken 83.
knick knack 33.
knirren-knarren 83.
knirschen 68. 137.
knistern-knastern 83.
knurren 63. 136.
koah 23 A.
koaksen, koaxen 70. 79.
köddern 50.
kollern 52.
kolzen 50.
kosen 50.

kotzen 82 A.
krachen 90.
krächzen 48. 51. 53. 56. 70. 82. 87. 90.
krack 134.
chradam 90.
kræbe, chrâja, chrâa 37. 87. 90.
kræhen 51. 53. 53. 57. 59. krehen 51; kræjen 50. 52; chrâjan 79. chrâan 51; hanachrât 51: 79. 90.
krâk, krâka 37. 90.
krakken 70.
kran. cran. kranich 41.
krapp 27. 35. 90.
krehen s. kræhen.
chreho 90.
kreischen 57. 60. 73; krizen 90.
krekken 70. 79.
kre kre kreen 27. 131 a A.
kremizôn s. gremizôn.
krerekken 70. 79.
kricken 49; krickente 42. 49: 79.
krinan s. grînan.
krizen s. kreischen.
krôn 41.
chrôn 90.
krotzen 52; chrockezan 56: 82. 82 A. 90.
kruck 134.
krucken, kruckente 136.
kuchîn 38 A.
küchlein 38 A.
kuckanzen 55. 77. 82 A.
kucken 54. 54 A.
kuckuck 25. 36. 37. 90.
kugele 40 A.
kühren s. kerren.
küken 38 A.
kuk kuk 25; kukkuk 36 A.
kuku, cucu 25. 90.
kukuch 36 A.
kukuk 36 A; cukuk 25.
kukuken 54.
kukukerlukukukukuck 86 A.
ku ku ku 25. 123 a A.
kukukuk 25.
kûle 40 A.
kullern 52.
kürlücken 51. 86 A.
kurren, kürren s. kerren.
kurn 25.
kuwen s. kiuwen.

l 92; *eingeschoben* 86 A. 93 A; *ableitend* 40. 41. 80. 81. 82. 83.
la *eingeschoben* 86 A. 136.
lachen 54. 136; lahhên 92.
lachtaube 59.
lackendrescher s. dreschen.
lalle, lälle, lälli 94.
lallen 50. 93.
lauberl lauberl liri lauberl 86 A.
laut, fæhrtenlaut, vorlaut 62; lût 62. 65. 69; lûte 62: 74. 92.
lautbar 62.

lauten 63; lûten 61: erlûten 63; gelaut, geläute 63.
le *eingeschoben* 86 A. 136.
lechzen 70.
leichhuhn 76 A.
li *eingeschoben* 86 A. 136.
lidundei 26. 26 A.
Lili 96.
limmen 60. 64. 65. 67 A. 68.
liri liri liri liri liri liri lôn 29.
lirum larum 33.
locken 73.
lodireundeie 26 A.
louf 62 A.
lu *eingeschoben* 86 A.
lüejen 61. 61. 61. 64. 66. 69. 72; lüewen 69; luon 60. 61. 61. 62. 66; lüegende 87 A: 92.
luhs 135.
lui 35.
lullen 80 A.
lulu 27.
Lulu 96.
luon *s.* lüejen.
lût, lûte *s.* laut.
lûten, erlûten *s.* lauten.
luwi 38.

m 92. 94. 96.
mæ 28.
mæggen 66.
mæggi 41.
mam 96.
Mama 95 A. 96 A.
mamma? 96.
mamme 96. 97.
Mammo 95 A.
mammô 96.
mat 96.
mau 28. 34 A.
mauchen 93 A.
maueln 64. 80.
mauen 64; mauwen 64. 64: 79.
maugezen, maugizen 64. 83.
mauken 64. 82.
mänken 93 A.
mauker 42. 64.
maukezen, maukzen 64. 83.
maukezer 42. 64.
mauki 64.
maulwurf 93 A.
mauuzen 64.
mauschen 93 A.
mauwen *s.* mauen.
mauz 41.
mauzen 64. 82.
me 12. 28. 29. 30. 135.
meck 29. 37.
meckeln 68. 83.
meckern 61. 66. 68. 83.
meckezen, meckizen 68. 83.
medder 96 A.
megizen 68.
meisa, meise 135.
melämmchen 41.
memm 96.

momme 96 A.
meucheln 93 A.
miau 28.
miauen 64. 78. 79; miaulen 136.
mickern 65. 83.
Mimi 96.
mo 28. 30; moh 28. 41 A.
moeie, moie 96 A.
moemken 94 A.
moenli 41.
moni 41.
mu s. muh.
mu- 93.
müam 25.
mucca 93.
muccazan s. muckzen.
much 28.
mucheli muh 28. 37. 38.
mucheln 93 A.
mücken 93 A.
müchzen 65.
mucken 93.
mucks 93.
muckzen, muccazan 93.
Mücurûna 93 A.
müelen 65.
muezen s. muhezen.
müggeli 38.
müggen 65.
müghen 65. 82.
muh, mu 28. 38. 135.
muhen 65. 79.
muhezen, muezen 65. 82.
mûhhan 93 A.
mûhheimo 93 A.
mûhho 93 A.
muhkuh 41; muhkühchen 28. 41 A.
muhme s. muoma.
mûkamôdei 93 A.
muken, müken 93 A.
mukœken 41.
mum, mumm 93. 138.
mummel 40.
mummelack 138.
mummeler 42. 66.
mummeln 66. 80. 93.
mummelstier 42. 66.
mummen 93 A.
Mummolenus 93 A.
Mummolus 40 A. 93 A.
munt 41.
munk 93 A.
munkeln 93.
muoma, muhme 94 A. 95 A. 96.
muos, mus 96.
muoter, mutter 95 A. 96.
murmau, murmaw, murrman 28. 35.
murmauen 64. 79.
murmeierin 42. 64.
murmeln 58.
murmelthier 42 A.
murner, Murner 42. 64; Murrner, Murrnerinn 64.
murren 60. 63. 64; gemurr 64: 79. 93.
murrkater 42. 64.
murrmau s. murmau.

mus *s.* muos.
mûs 93 A.
mûschen 93 A.
mutter *s.* muoter.
mûwerf 93 A.

n *ableitend* 41. 80.
nahkela 49; nahtagala, nahtegela, nahtegila, nahtegula 49. 56. 74. 75.
negen? nêgen? 65. 136.
niesen, nissen 70 A.
niuklah, niuklahs 91.
nyklakin 91.

ôdha 94 A. 99.
orthfugal 135 A.

p 92.
pâbes, pabst 98 A.
pakente 42.
pak pak pak 24.
papa 98.
papchen, papelpapchen 56.
papp, pappe *weibl.* 97.
pappe *männl.* 97.
pappeln 56. 94.
päppeln 97.
pappen, päppen 97.
papperl 56.
papperlapapp 86 A. 93 A.
pappern 56; bappern 59: 94.
parlaren 59.
pathe 97.
paus *s.* baus.
peiln *s.* bilen.
pellan *s.* bellen.
phaffo 98.
pfalzen *s.* falzen.
pfauchen *s.* pfûchen.
pfeife, quergpfeiff 73 A.
pfeifelein, pfiffi 73 A.
pfeifen 48. 48. 49. 61. 64. 65. 66. 73. 74. 87. 128 b: regenpfeifer 48; pfifen 56: 87. 89.
pfeifferlein 117.
pfeissen 71.
pfetter 98.
pfiff 49. 65.
pfiffern 65.
pfigezen 64. 82.
pfisen 71.
pforipfnisch 86 A.
pfûch 28.
pfûchen, pfauchen 68. 79. 87. 136.
pfûchzen 63; pfuchzen 64: 82.
pfugezen 64. 82.
pidipom pom pom *s.* bidibum.
piff paff puff 32. 33.
pil *s.* bil.
pinck, pink 24. 89. 107 a.
pinken 39 A. 59. 89 A; binken 59; hammergepink 39 A: 79.
pinke pank, pinke panke, pink pank 39 A.
Pinkepank, Binkenbank 39 A.

pinkepanken 39 A. 83.
pinkert 89.
pip 24. 34 A.
pipen 51. 53. 65. 73. 79. 89.
pipizen, pipsen 53. 81: 82.
pipswörtchen 34 A.
piro 35.
pirol 41.
pispern 65. 89.
pitsch patsch 33.
pittperwitt 134.
plappern 50. 56; blappern 59: 93 A.
plärren s. blärren.
platzen 49. 82.
plandern 49.
plâzan s. blæssen.
pleken s. bleken.
plerren s. blärren.
pletteren s. blättern.
plipf-plapf: enplipfen-enplapfen 33.
plumps 33 A.
pom s. bum.
preman s. breman.
pricko s. briegge.
prim pram, prim prom pram 138.
prummen s. brummen.
prüsten 64.
pst 85 A.
pu 24.
pumerlein pum 86 A.
Pumpam 84 A.
pup pup 24. 134.
purlapaus, purlebaus 136.
purren s. barren.
putt putt putt 25. 28 A.
putthahnchen, putthühnchen 41.
puvogel 24. 41.

quack 31.
quackeln 50.
quäckern 70.
quæken 136.
quahtila 40 A. 41. 88.
quak 24.
quakele 40. 88.
Quakelér 42. 57.
quakeln 57. 80.
quaken 49. 57. 70. 79; quakken 70: 88.
quakezen, quakzen 70. 82.
quak quak quak 24.
qua qua qua 23 A. 129 a.
quarren 70. 80.
quater 40 A. 41.
quatern 40 A. 70. 81.
quatschen 82 A.
quattala 41.
quatteln 58. 81.
queck 31.
quecken, quckken 70. 79.
queckgeschrey 24.
queilen, quenlen 136.
quergpfeiff s. pfeife.
quicken 50; quicker 42. 50.
quickezen 73.
quik 29.
quiken 65. 68. 78. 79.
quikferkel 42.

quitelen, quiteln 50. 51. 74; quitteln 12 A. 74 A; quitilôn 74 A.
quitschen 68. 82. 82 A.
quock 31.
quuck 31.

r *eingeschoben* 86 A. 138; *ableitend* 41. 80. 81. 83.
ra *eingeschoben* 86 A.
raban 91.
rabe 91.
rack 91.
raco 27.
ræhren, rahren s. rehren.
rapp 27.
rappe 91.
ratschen 61.
räuel 64.
räueln 64.
rauen 64; rauwen 61. 64: 79.
raulen 61; rauweln 64: 80.
rauwezen 64. 82.
rauxen 61. 81.
raux 64.
rauzen 64. 82.
re *eingeschoben* 86 A.
reden 50.
regenpfeifer s. pfeifen.
rehren 61. 62. 66; rêrên 68; ræhren 66; rœren 62; rœhren 66; rahren 50; rieren 62: 80.
ri *eingeschoben* 86 A.
rigo rigo rigo rigo rigo rigo kum 29.
rihelen s. rühelen.
rips raps 33.
rinstern 70 A.
röbeen 70 A.
rochelen 67; röcheln: geröchel 70.
rœhren, rœren s. rehren.
roffazen, roffezen 70 A.
röheln 61. 65. 67. 82.
rohen 64. 67; rohôn 64. 65. 65: 72. 82.
rohezen 61. 65. 67. 83.
rohunga 65. 67.
rommodedom 86 A.
rophazen, rophezôn 70 A.
rotta 91 A.
röubzen, röupzen 70 A.
rüchelen 65. 67.
ruckediguck 27. 86 A.
rucken 59. 79. 91.
ruckern 59. 80.
ruck ruck 27. 91.
ruckezen, ruckzen 59; rucksen 81: 82.
rucch 91.
ruefen s. rufen.
rücheln 56. 65.
rüelen 66; rülen 65: rüler 42. 66.
ruf: unkenruf 72.
rufen 50. 50. 53. 54. 57. 71. 73; ruofen 53; ruefen 54: 90.
rûghen 64.
rühelen, rüheln 61. 65. 66. 67. 82; rihelen 136.

rûhen s. ruohen.
rûhlen 64.
ruhm 80.
rühnen 50.
rûken 136.
rülen, rüler s. rüelen.
rülpsen 70 A. 94 A.
rum bum bidibum 79 A.
rumpedipum 86 A.
rünen 67 A.
ruofen s. rufen.
ruohen, rühen, rüwen 64.
rüpsen 70. 81.
rüwen s. ruohen.

s *alleitend* 81. 135.
sagen 51.
sang, sane 55. 75 A: gesang 50. 51. 134; gesank 55; froschgesang 75 A; wolffgesang, wolfs-gesang 75 A.
sänsen 49.
schack 42 A.
schackelster 42. 48.
schaep 28 A.
schal 56. 63. 74.
schallen 74: geschelle 63.
schätterhätz 42. 48.
schättern 48. 51. 81.
schecke, scheckicht 42 A.
scheer 134.
schellen 63. 74.
scherzen 54.
schick schack 42 A.
schjirp 27.
schlag 50. 55. 59.
schlagen 50. 55. 56. 59. 73; anschlagen 62.
schlürfen 94 A.
schmackezen: smackezen, smakiezen 71; schmatzen 60. smatzen 67: 82 A.
schnacken 51.
schnadergans, schnadern s. schnattern.
schnalzen 69.
schnarchen 65. snarchen 65. 70 A; snarken 70 A.
schnarf 41.
schnarrdrossel 42. 48.
schnarre 35.
schnarren 48. 79; schnarrer 42. 48.
schnarz 41; snarz 12 A. 74 A.
schnarzen 63. 82.
schnattern, schnatteren 49. 50. 51. 59: geschnatter 49; snateren 59. 70; schnadern 49. 50. 128b: 81; schnadergans 42. 50.
schnauben 49. 61. 65.
schnawen 63.
schneppern 59.
schnerre 35.
schnerren 48; schnerrer 42. 48.
schnipp schnapp 33; schnipp schnapp schnurr 33 A; schnip schnap 33 A.

schnucker schnacker 84 A.
schnurren 64. 71.
schochelischoch 86 A.
schrecken 62. 68.
schrillen 71. 71.
schreien 49. 49. 50. 50. 51. 53. 54. 57. 61. 62. 64. 66. 70. 72. 74. 136; schrien 50. 51. 53. 60. 64. 65. 66. 67 A. 68. 70. 73 A.
schrêien 65: geschrei 49. 53. 61. 62. 66; diebs- und zwilchsgeschrey 12. 27.
schu 24.
schuderihu 24. 86 A.
schufût, scuvût 35 A.
schuh 134.
schuhen 50.
schuhu 35.
schuhuhen 50.
schürphen *d. i.* schürphe den 12 A. 74 A.
Schwab 114. 129 b.
schwapps 33 A.
schwatzen 50; schwätzen, schwetzen 48.
schwirren 71: geschwirr 71.
schyr 24.
scuvût *s.* schufût.
seggen 51.
seiga 100.
selbselb 37.
Sengelin? Sengerlin? 76 A.
sengen 76 A.
singen 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 57. 58: 70. 71. 111; singan 52. 58: 74—76.
singer 129 b.
singsang 32. 33.
Singulf 75 A.
sinfzen 70 A.
slinden 70 A.
sliozan 137 A.
sm- *s.* schm-
su- *s.* schu-
snaben, snabul 137 A.
snûden 60.
sparo 35. 88.
sperke 41.
sperling 41.
Spervogel 135 A.
spinnen 64.
spirke 41.
sprâ 35. 88.
sprachen 51.
sprücken 51.
sprœjen 88.
spulen 64.
stara 35. 88.
statzen 82 A.
strœjen 88.
strawjan 88.
stripp strapp strull 32 A.
sumber 69 A.
summeln 69.
summ summ 29.
summen 69. 69. 71. 72; gesumm 69. 72: 79.

sumsen 70. 71. 72. 81.
surren 60. 69. 71. 74; bienengesurr 69; 79.
surrimatz 69.
svêlan, svôl 137 A.
swan 137.
sweran 137 A.
swester 137 A.
swülken 70 A.

t 92.
tadern s. daderu.
tandaradei, tandaraidai, tandaraldei? 26.
Tata, Tato 95 A.
tate, tatt 97; tätte 98.
tattern s. daderu.
Tatto 98. 98 A.
tender 26 A.
terr terr terr 134.
Tetta 95 A; Tetto 95 A. 98.
thathaurn, thathaurnjan 137.
Tibbeke 35 A.
tiff taff 33.
tillen tellen s. dilli dalli.
timpen tampen 83.
ting tang 33.
tireli 26; tirili 24; tyrelyre 24: 86 A.
tirelieren, direlirn 55; dirdirlirliren 55: 80.
tiritille 24.
tischtasch 27. 34.
tischtaschelu 27. 58. 84.
titidon zi zi 26.
tittitu 79 A.
toeber, toiber 56 A.
tota, toto 97.
Tôtila 98.
töuben, toubieren 55.
trallirum larum leier 33 A.
trapp trapp trapp 22.
trarauuretum traranuriruntundeie 26 A.
trararaeu 26 A.
trensen, trenzen 62. 66. 89.
triek track 33.
trillern 61. 73.
tripp-trapp 33.
trippeln trappeln 83 A.
trippen-trappen 83.
trippli treppli 87 A.
Triptrapp 39 A.
troialdei 26 A.
trommeln 59. 60.
trommeltaube 59.
trompeten 26 A. 51.
tru tru tru 79 A. 138.
truten, druden, drud 52. 79. 138.
Truthahn 42. 52.
truz-traz 84 A.
tuck tuck tuck 25.
tütelüren 73. 80.
tuten 50. 79.
Tutilo, Tuto 98.
tutta, tutti, tutto 97. 98.
tut tut tut, tu tu tu 79 A.
tyrelyre s. tireli.

u a 83 A.
ûfo 38. 87.
uhu 24. 36. 38.
uoch 35.
uuken 71. 79.
uukenruf s. ruf.
Uota 95 A. 99; Uoto 95 A. 98.
upchachi 28.
ûr 41. 87.
ûwila 38. 87.
ûwo 38.

válavá 86 A.
vater 95 A. 99.
vorlaut s. laut.

wackdiwack 27. 41 A. 86 A.
wafsa s. wespe.
wahtala 41.
wánaldei 26 A.
wannenwehe, wannoweho 77 A.
wappdiwapp 27. 86 A.
wat 17. 23 A.
wau wau 28; wauwaú 36.
wauwauhündlein 41.
wau wau wau 29.
wefsa, wefse s. wespe.
wehe, weho 77 A.
wehen? wêhen 62. 77 A. 82.
weieleweh 86 A.
weien, hweiôn 65. 79. 137.
weier 77 A.
weiga 108.
weihe, wie, wiho 35. 77.
weijærar 77 A.
weissen 63. 68. 81.
wespe, wefse, wefsa, wafsa 77. 135.
wheel 137 A.
wichsen 63. 68. 81.
wicken 65. 73.
widhopf, widhupf, wiedehopf, witihopha, wituhoffa 38.
wie s. weihe.
wiehern 65. 80.
wien 48. 51. 73. 77.
wiggle 41.
wihelen, wihenen 65. 80.
wiho s. weihe.
wille wau wau wau, wille wo wo wo 29.
wiltwilde 37.
winseln 63. 63. 65.
winsen 63. 63; winsôn 61: 81.
winzeln, winzlen 65.
wispel 41 A. 57 A.
wispeln 57 A. 69. 71; hwispalôn 77: 80.
witihopha, wituhoffa s. wiedehopf.
wito hu 24.
witt witt witt 29.
witzschern 73 A.
wiwelein 37 A.
wi wi 37 A.
wiwint 37.
wixen 49. 81.
wo wo wo 29.
wohriwoch 86 A.

wolfgesang, wolfsgesang s. sang
wórawoch 86 A.
wön wön 28.
wüllen 70 A.
wuppupp 38.
wurriquakquak 37.
wutsch 41.
wu wu wu 28.

yah s. ia.

z *ableitend* 82. 83.
zannen 63.
zärren 48; zärrer 42. 48.
zärrezen 48. 82; zärrezer 42. 48.
Zazzo 98.
zebe zebe 37 A.
zeisig 41.
zennen 63.
Zezzo 98.
zi 37 A.
zib, zibel 35 A.
zicken 58. 79. 127 a.
zicküt 26.
zidiwik 26.
zifizigo 26.
zinzala 41.
zinzeliren 55. 80.
zipen 53. 79.
zip zip 134.
zirling 41.
zirpen 58. 71. 71. 79.
zir zir 24. 27.
zis, zise 35.
zischen 50. 71; gezisch 71.
zisel 41.
zitschern s. zitzern.
zittern 57 A.
zitz 37 A.
zitze 99.
zitzeberg 126 a.
zitzern 80; gzitzer 73 A; zitzschern 73 A. zitschern 73.
ziwi ziwi 26.
zizala 41.
zi zi 26.
Zozzolo 98.
zücken 55. 79. 126 a.
zucküt 26.
zuck zuck 37 A.
Zuozo 98.
zutzeln 99.
Zuzo 98.
zwickezen 65. 73. 74. 83.
zwilchsgeschrey s. schréien.
zwinzern 60. 125 a A.
zwitschern 58. 71. 73; zwitzschern 73A; zwitzern 55. 60. 125 a; gezwitzer 73 A; zwizirôn 73. 80.
zwittern 12 A. 74 A.

Druckfehler.

S.	24	Z.	10	v. u.	lies 2.
„	25	„	8	v. o.	„ *kickeriki*
„	27	„	8	„ „	„ schrei
„	40	„	18	„ „	„ *cojotz coutz*
„	41	„	15	„ „	„ *Kickerikihahn*
„	62	„	8	v. u.	„ *klaffen. klâffen*
„	72	„	1	„ „	„ *rohen*
„	76	„	7	„ „	„ *Herrgottshühnlein*
„	79	„	9	v. o.	„ *hubbire*
„	80	„	7	„ „	„ *cucillare. cucillare*
„	„	„	9	„ „	„ *paupulare. pulpulare*
„	91	„	4	„ „	„ *raban*
„	117	„	3	v. u.	„ Str. 23 *eras* in *was*

Inhalt.

Seite

Zueignung . . . . . 3—6.

Umdeutung der Thierstimmen in menschliche Worte . . 9—21.

Mühlrads- und Glockensprache S. 11. 14. 18—21.

Onomatopoetische Malerei der Dichter . . . . . 21—23.

Reine Nachahmung der Thierstimmen . . . . . 23—31.

Vögel S. 23—27; Säugethiere S. 27—29; andere S. 29.

Nachahmung von Thierstimmen in Verbindung mit menschlicher Rede S. 29—31.

Thierstimmen als Wurzeln . . . . . 31 u. s. w.

In den Ablaut *i-a* gebracht S. 32—34.

Thierstimmen die Grundlage für Namen der Thiere . . 35—43.

Einfachste Bildung dieser Namen S. 35; Gemination und Reduplication S. 36—38; Ablaut *i-a* S. 38 fg; Ableitung S. 39—41; Zusammensetzung S. 41 fg.

Thiernamen von Lautzeitwörtern gebildet S. 42 fg.

Thierstimmen die Grundlage für Lautzeitwörter . . 43 u. s. w.

Quellen für deren Zusammenstellung aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen . . . . . 43—47.

(„Voces variae animantium" S. 46.)

Die Zusammenstellung selbst . . . . . 48—72.

Vögel S. 48—60; Säugethiere S. 60—68; andere S. 69—72.

Lautzeitwörter von ausgedehnterer Anwendbarkeit . . . 72—77.

Singen u. dgl. S. 74—77.

Die Grundlagen der Lautzeitwörter . . . . . 77—84.

Thiernamen S. 77.

Thierstimmen: einfach genommen, geminiert, redupliciert, abgelautet S. 77 fg.; unmittelbare oder bloß vocalische Ableitung S. 78 fg.; consonantische oder vermittelst ganzer Sylben S. 79—84.

Seite

Die Lautwörter nicht so wie die übrigen im Gange der Sprachentwickelung umgestaltet . . . . . 84 u. s. w.

Abweichungen von dieser Regel . . . . . 86—92.

Aenderung der Vocale S. 86—88.

Verschiebung der Consonanten S. 89—92.

Die ersten Laute und Worte des Menschen . . . 92—100.

Unverändert S. 96—98; verschoben S. 98—100.

Beilagen . . . . . 101—133.

I. Verzeichniß lateinischer Lautzeitwörter nach Aldhelm S. 103 fg.

II. Lateinische Frühlingssequenz, von Wernher von Tegernsee? S. 104—106.

III. Lateinische Hexameter mit Lautzeitwörtern S. 106.

IV. Das Vogelgesang S. 106—110.

V. Stelle aus Spangenberge Ganskœnig S. 110—112.

VI. Das geistliche Vogelgesang S. 112—133.

Nachträge . . . . . 134—138.

Wörterverzeichniß . . . . . 141—176.

Griechisch S. 141—146; lateinisch und romanisch (letzteres durch Cursivdruck unterschieden) S. 146—156; deutsch S. 156—176.

Gedichte

von

Wilhelm Wackernagel.

148. 4

Gedichte

von

Wilhelm Wackernagel.

Auswahl.

Basel.
Schweighauserische Verlags-Buchhandlung.
(Benno Schwabe.)
1873.

Vorwort.

Wilhelm Wackernagels wissenschaftliche Bedeutung ist durch seine Werke bei den Mitlebenden und Nachfolgenden gesichert: es erschien aber denen, welche seine Dichtergabe im Leben erquickt und erhoben hatte, eine liebe Pflicht, auch diese Seite seines reichen Geistes einem weitern Kreise zu eröffnen und ihr einen Platz im Gedächtniß der Verehrer der Dichtkunst zu sichern; um so mehr, da nicht nur die frühern Veröffentlichungen, sondern auch die von ihm vor nun dreißig Jahren veranstaltete Sammlung durch äußerliche Hindernisse keine weite Verbreitung gefunden haben.

Es sind von Wackernagel zuerst erschienen „Lieder eines fahrenden Schülers" mit „zwölf Liedern in mittelhochdeutscher Mundart" Berlin 1828, dann einzelne Gedichte in der Breslauer Zeitung, dem „Zwecklosen Leben und Treiben" und ein „Weinbüchlein" der Zwecklosen Gesellschaft in Breslau 1829 und 1830, in den „Poesieen der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins" ebenda 1830, und im „Breslauer

Musenalmanach" 1831 und „Deutschen Musenalmanach" 1832, dann in den „Schweizerischen Alpenrosen" von 1832, 1833, 1837—1839, und in den „Weihnachtsgaben" von 1831, 1839, 1840, 1842, endlich in den „Gedichten zur Feier des Johannistages 1840", Basel. Die einzige größere Sammlung „Neuere Gedichte, 1832—1841" gab er 1842 heraus; 1843 „Zeitgedichte mit Beiträgen von B. Reber, und 1845 das neue „Weinbüchlein". Von da an erschienen nur noch einzelne Gedichte in Festheften oder Localblättern. Aus diesen gedruckten und den in der Hand der Seinigen liegenden ungedruckten Gedichten wird hier eine Auswahl des Besten dargeboten. Der Freund des Dichters, dem diese Auswahl anvertraut wurde, darf sich aus langjährigem innigem Verkehr das Zeugniß geben, daß ihm, so wenig er dessen Schöpferkraft theilte, für Wackernagels dichterische Anschauungen und sein Urtheil Verständniß und Uebereinstimmung geschenkt war, so daß diese Auswahl wohl dürfte als im Geiste des Dahingegangenen getroffen bezeichnet werden.

Und gerne, hoffen wir, wird der Leser dieses reiche Dichtergemüth auf seinem Wege durch ein vielfach innerlich bewegtes Leben begleiten. Die frühesten Erzeugnisse der jugendlichen Muse lehnen sich noch in Scherz und Ernst an Form und Art der romantischen Poesie, am vollendetsten und ergreifendsten wohl in den Liedern von Tristan und Isolde; aber schon hier tritt das freie

Schaffen im Ausdruck zarter, vorwiegend dunkel gefärbter Seelenstimmungen hervor. Zumeist noch in derselben Färbung, aber immer gegenständlicher, kräftiger und tiefer zeigt sich das Lied des reifen, einsam stehenden Mannes, bis dem im „Liebesfrühling" zum vollen Leben Erwachten die Dichtung nun in vollendet klarem und reichem Flusse dahinströmt und Innen- und Außenwelt weihend wiederspiegelt. Mit den Zeitgedichten, dem mächtigen Zeugniß seiner heißen Liebe für sein Deutschland, trat er zum letzten Mal vor die Oeffentlichkeit. Aber auch als er keine Gedichte mehr herausgab, sprudelte doch der Quell der Dichtung bis an sein Ende fort, wo irgend eine Erregung des Herzens ihn weckte. Kaum ist wohl ein öffentliches Fest, kaum eine Feier im Kreise der Seinen vorübergegangen, der er nicht eine Gabe seiner Dichtung geschenkt hätte. Wenn solche Gelegenheitsdichtung für Schwächere leicht zur Klippe wird, so bewährt sich in ihr der wahre Dichter, und wir fürchten keine Widerlegung, wenn wir sagen, daß keines dieser Gedichte ohne Hauch und Leben der Poesie und keine Zeile in ihnen prosaisch ist.

Eine liebevolle Betrachtung der vorliegenden Sammlung wird entscheiden, ob wir Recht haben, wenn wir sagen, daß Wackernagels Dichtung, obwol in viel engerem Kreise und ohne die wunderbare Fruchtbarkeit und Allseitigkeit, doch der Dichtung Rückerts am nächsten steht, in der vorherrschenden Lyrik, in der durch Reichthum der Sprachkunde und Dichterkenntniß getragenen Beherrschung

der Rede — doch ohne gesuchte und fremdartige Künstlichkeit —, in der Erschlossenheit des Geistes für alle Poesie der Welt, in ihrer reinen Wiedergabe, und in dem tiefgeistigen Hintergrunde, wie sie gerade die einfachsten und besten Gaben aus dem unerschöpflichen Füllhorn jenes Dichterfürsten zieren. Und denselben dichterischen Geist werden auch die Leser der Festreden, der Schilderungen von Pompeji und Sevilla, ja auch der rein wissenschaftlichen Schriften Wackernagels in Anschauungen und Gedanken, in Form und Farbe lebendig erkennen.

Es wird zum Verständniß und Genuß dieser Gedichte nicht undienlich sein, wenn wir noch in Kürze die Persönlichkeit des Dichters darstellen, wie dieses ausführlicher bereits in einem seinem Andenken gewidmeten Aufsatze geschehen ist.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel ward geboren in Berlin am 23. April 1806; beide Eltern starben frühe, und die Jugendzeit der Kinder, zumal dieses jüngsten Sohnes, war hart und entbehrungsvoll, wenn auch nicht ohne die Unterstützung aufopfernder Liebe seiner Geschwister und ferner stehender Gönner. Mit gedoppeltem Talent für Zeichenkunst und Sprachkunde begabt versuchte der hochstrebende Jüngling erst beides zu vereinigen, bis ein ausgezeichneter Künstler ihn bewog, sich ungetheilt nur einem hinzugeben: die Sprachforschung trug den Sieg

davon, aber auch der Kunst hat er durch sein ganzes Leben innige Liebe und tiefgehendes Verständniß bewahrt: Welche Höhe er in der erwählten Wissenschaft Deutscher Sprach- und Volkskunde, von überraschenden Anfängen bis zur unbestrittenen Meisterschaft, erreicht hat, ist in den wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt; wir übergehen das ganze gelehrte Gebiet und berühren nur die persönlichen Verhältnisse seiner Lebensstellung. Von 1828 bis 1833 ward Wackernagein keine Lehrthätigkeit zu Theil, bis in diesem Jahre die Regierung von Basel ihn an die dortige Hochschule berief. Es ist bezeichnend, wie er hier die doppelte Stellung als Hochschul- und als Gymnasial-Lehrer mit derselben Liebe und demselben Erfolge ausfüllte. Seine akademischen Vorträge, gleich Anfangs auch von ältern Collegen besucht, trugen ein reges Geistesleben auch in weitere Kreise hinaus: in der Schule trat seine Liebe zur Jugend und seine Begabung für Unterricht und Bildung derselben aufs ansprechendste und wirksamste hervor. Von seinen Schülern zugleich geliebt und im guten Sinne gefürchtet, leitete er freundlich die schwachen aber pflichttreuen, den begabten und strebsamen war er ein liebevoller und begeisternder Führer. Es war ihm nicht zu gering noch zu lästig, wöchentlich die Stilübungen der Schüler genau zu prüfen und zu bessern; wo er Lust und Geschick zu eigner Hervorbringung fand, da trat er belehrend, ermunternd, fördernd hinzu. So hat sich eine kleine Dichterschule um ihn gebildet und aus den Schülern

ist ein reicher Kreis dankbarer und liebender Freunde um ihn emporgewachsen.

Und wie hier so trat Wackernagel, bei dem auch die gelehrte Arbeit nicht todtem Wissen, sondern der Kräftigung des geistigen und sittlichen Lebens galt, überall mit der vollen Kraft seines starken und reichen Gemüthes ein. Vor allem war es das Deutsche Vaterland, dem seines Herzens tiefstes Leben angehörte, dessen Stärke und Einigkeit das Ziel seiner Wünsche war; wo er sie gefährdet und unterdrückt sah, sein bitterstes Leid; wo er sie siegreich sah und hoffte, seine reichste Freude. Seinen höchsten Wunsch, die Einigung des gesammten Deutschlands in eine Weltmacht, hat er, an ihrer Schwelle abgerufen, mit irdischem Auge nicht mehr gesehen, aber die Hoffnung auf dieses Ziel, die er nach noch so schmerzlichen Erfahrungen immer neu sich aufbaute, hat ihn bis zum Tode nicht verlassen.

Und wiederum erfaßte er seine neue Heimat mit aller Kraft und Hingebung des treusten Bürgers. Nicht nur für Basels Wissenschaft und Kunst wirkte er unermüdlich: nicht minder lebte er mit ganzer Seele für das Wohl des kleinen, aber geistig bedeutenden Freistaates, der ihn auch in seinen bürgerlichen Verband aufgenommen hatte. Zuerst mehr nur in gemeinnützigen Bestrebungen, der Förderung von geistiger und körperlicher Jugendbildung, von Handwerksschulen und Lesesälen und ähnlichem bethätigt, bewegte sich diese Bürgertreue immer mehr auch

im ſtaatlichen Leben, bis er endlich im Jahre 1856 in die geſetzgebende Behörde (den Großen Rath) ſeines Kantons eintrat. Aber auch die Kämpfe eines treuen Bürgers ſind von ihm nicht ungekämpft geblieben. Zugleich mit dem Sinne für geſchichtliches Recht wie mit dem Streben nach Freiheit erfüllt, trat er öfter nach rechts oder links dem Zuge des Tages in den Weg: wie er die Umgeſtaltung der Schweiz im Jahr 1847 mit Befriedigung begrüßt hatte und dem neuen Bunde aufrichtig zugethan war, ſo galt ihm geiſtloſe Gleichmacherei und ordnungsloſe Maſſenherrſchaft für verderblich. So erſchien ſein ächter Liberalismus den vordringenden Verfechtern radicaler Anſchauungen nicht ausreichend, und ſchließlich gelang es den Gegnern, bei der periodiſchen Erneuerung der Behörde ſeine Wiederwahl in den Großen Rath zu verhindern. Der Schmerz, mit dem dieſe Erfahrung ihn erfüllte, zeigte aufs lebendigſte, wie ſein Baſel und die Wirkſamkeit für deſſen Beſtes ihm am Herzen lag. Aber nach der erſten Entmuthigung gab er dieſe Liebe und Sorge nicht auf, wirkte vielmehr in allen Kreiſen, die ihm offen ſtanden, unermüdet fort, und hatte denn auch im Jahr 1868 die Freude, wieder in dieſelbe oberſte Behörde einzutreten, in der er zwar, von Krankheit hingehalten, nicht oft mehr perſönlich wirken konnte, deren Verhandlungen er aber bis zum Tage des Todes mit lebendiger und eifriger Theilnahme verfolgte.

Auch das kirchliche Leben ward durch Wackernagel

gefördert. Frei, wie ein Mann von seiner umfassenden Gelehrsamkeit nicht anders sein konnte, von aller exegetischen und dogmatischen Befangenheit, und dem Engen und Kleinlichen auf dem religiösen Gebiete abgeneigt, hatte er nicht minder das Bedürfniß nicht nur einer gläubigen Weltanschauung, gegenüber einem todten logischen Schematismus oder gar einer materialistischen Leugnung göttlicher Dinge, sondern auch einer regen Theilnahme am Leben der Kirche. Wie er selbst nicht nur ein regelmäßiger Besucher der geistreichen Predigten mehrerer seiner Freunde, sondern auch ein freudiger Genosse des öffentlichen Gottesdienstes war, so unterstützte er gerne kirchliche Bestrebungen: namentlich verdankt es das 1851 herausgegebene neue Baslerische Gesangbuch nicht zum mindesten der fortgehenden Mitwirkung dieses litterarisch und ästhetisch durchgebildeten Mannes, daß es zu dem Besten gerechnet werden darf, was die auf diesem Felde so reiche Thätigkeit der Neuzeit hervorgebracht hat.

Und so blieb er auch bei den an ihn ergangenen ehrenvollen Rufen an die großen Universitäten München, Berlin und Wien seinem Basel getreu; dort war er aber auch unter allen Klassen geachtet und beliebt, und voraus der belebende und hochgehaltene Mittelpunkt eines reichen Freundeskreises, von ältern Männern bis zu einem viel jugendlichern Geschlechte. Nicht daß er nur Freunde gehabt hatte. Seiner hohen Sinnesart

war alles Unedle, waren unredliche Wege oder unberechtigte Ansprüche tief zuwider, und in seiner durchgreifenden Weise — ohne die er nie solche Thatkraft entwickelt hätte — konnte er dem, was ihm so erschien, schroff ja hart entgegentreten und damit schwache oder empfindliche Naturen verletzen. Aber mit Willen hat er Niemandem Unrecht gethan, und wo es ohne seinen Willen geschehen, da war er in demselben hohen Sinne bereit zu offener Zurücknahme und zur Versöhnung; ja wir wissen, daß er nach solcher ernst gestrebt, auch wo er sich seines Unrechts bewußt war. Und so waren es eben mit wenigen Ausnahmen die Mitstrebenden und für des Lebens höhere Güter Begeisterten in der Nähe und Ferne, die sich der herzlichen Verbindung mit ihm freuten und rühmten. Wem aber das Glück zu Theil wurde, der nähern und nächsten Freundschaft dieses Mannes zu genießen, dem war ein Reichthum von Liebe und Treue erschlossen, wie er nur je eines Lebens helle Tage verschönern und erheben, die trüben erquicken und trösten konnte. Denn mit dem mit den höchsten Zielen beschäftigten Geiste vereinigte sich ein Herz, das jeder zartesten Empfindung offen stand, und ein Sinn für das Gemüthliche und Innige, dem das Geringste nicht zu gering war und das Kleinste nicht unbeachtet vorübergieng, ein Bedürfniß der Liebe, das die Hingebung und Anhänglichkeit auch des weit unter ihm Stehenden als ein werthvolles

Gut in dankbarer und lebendigster Erwiederung entgegennahm.

Am reichsten bewährten sich diese Eigenschaften des Herzens, wie natürlich, in seiner Familie. Wackernagel verehlichte sich im Jahr 1837 mit einer Zürcherinn, der Schwester eines Freundes, mit dem er wie mit mehreren Baslern auf der Universität zu Berlin in nahe Gemeinschaft getreten war. Begabt mit hoher Anmuth, zarter Innigkeit und zugleich starker Seele schuf diese Gattinn das Glück des bis dahin in seiner Einsamkeit oft düstern Mannes, trug mit ihm die nicht seltenen Entbehrungen seiner damals noch sehr beschränkten Lebensstellung, und erfüllte, auch von den ihrem Manne befreundeten Familien in ihrem vollen Werth erkannt, das stille Haus mit dem edelsten Lebensgenusse. Sie hatte ihm vier Söhne und eine Tochter geboren — von denen die Tochter im zwölften Jahre, der jüngste Sohn nach wenigen Monaten starb — als im Herbst 1848 ein rascher Tod sie den erst heranwachsenden Kindern und dem liebenden Gatten entriß. Sein Schmerz war nach der Gewalt seiner Empfindungen maßlos, sein Geistesleben wie gebrochen, auch seine leibliche Gesundheit ernstlich bedroht. Da sorgten die Freunde, daß eine Erholung fern von der Stätte seines Leides ihn wieder herstellen möchte; er trat im Frühjahr 1849 eine größere Reise nach dem südlichen Frankreich, Spanien und Italien an, von der er dann, vielfach in seinem

Wissen bereichert und leiblich und geistig gestärkt, im Herbst nach Basel zurückkehrte. Und derselbe Winter brachte ihm auch noch die volle Heilung seines Gemüthes, da eine edle Freundinn der verstorbenen Gattinn ihm die Hand bot, um des Vereinsamten neue Lebensgefährtinn und die Mutter seiner verwaisten Kinder zu werden. Es wäre der noch Lebenden gegenüber unzart, die Eigenschaften des Geistes und Herzens zu schildern, durch welche diese zweite Gattinn das neue Lebensglück ihres Mannes erbaute; jedoch die Hingabe ihres Herzens an das ganze Wesen und alles Thun des geliebten Gatten, die Mutterliebe und Muttertreue für seine Kinder, das Mittragen mehrfachen Leides, das Tod, Krankheiten und schwere Erfahrungen über das Haus brachten, die unermüdete Pflege und Sorge für den je mehr und mehr von Krankheit heimgesuchten Mann — das darf, wie es dieses Lebensglück immer tiefer befestigte, auch hier nicht übergangen werden. Solche Liebe und Treue wurde aber auch reichlich belohnt durch die Zärtlichkeit des Gatten, der nicht nur sein ganzes Herz mit allen Freuden und Sorgen mit der Gattinn theilte, sondern auch bis an sein Ende ihr Leben mit aller Anmuth zarter Aufmerksamkeit und dem Reichthum innigster Liebe umgab. Auch dieser zweiten Ehe entsproßten eine Tochter und drei Söhne, und es war ein herzerfreuender Anblick, diese Schaar vom größten zum kleinsten — nur der älteste Sohn weilte fern von der

Heimat — um den zärtlichen, für das Gedeihen und die Erfreuung eines jeden beforaten Vater versammelt zu sehen. Zugleich hatte diese Ehe Wackernageln auch in eine durch Geistes- und Gemüthsreichthum ausgezeichnete Familie Basels eingeführt, deren Glieder ihm zum Theil schon früher nahe standen, und deren heller Mittelpunkt er auch bald wurde, die Schwester und die Brüder seiner Gattinn mit ihren Familien jedes in seiner Weise erfreuend und in ihren Bestrebungen unterstützend, der Schwiegermutter, einer Frau von seltener Fülle und Frische des Verstandes und Herzens, ein innig geliebter und liebender Sohn. Wer ihn namentlich in dem stillen Landsitz dieser Mutter auf den grünen Wiesen- und Waldhöhen des Bitwald, wo sie jedes Jahr eine der Familien der Kinder um sich sammelte, weilen, Bäume pflanzend, Wege bauend, Lauben rüstend, in Ernst und Scherz das Haus belebend, dem mußte das Bild eines beglückten und beglückenden Menschen unvergeßlich bleiben.

Wilhelm Wackernagel war eine hohe Gestalt, ein Bild eines blonden Deutschen wie in den alten Heldenzeiten. Seinem starken Geist entsprach sein kraftvoller, durch die Entbehrungen der Jugend noch gestählter Leib. Aber die Ueberlast der Arbeit und die Gewalt seiner Gemüthsbewegungen, bei einer dauernden Gereiztheit der Nerven, die ihm namentlich oft allen Schlaf raubte, untergruben die Kraft dieses Leibes. So suchten ihn

seit den Funfzigerjahren mehrfache Krankheiten heim, Hautleiden, rheumatische Uebel, Magenschwäche. Am wirksamsten gegen diese Angriffe war ein Aufenthalt in Nizza im Winter 1864 — 65, der ihn aus einer tödtlichen Schwäche wieder zu neuer Lebensfülle zurückrief. Aber neue Geschäftslast nahm auch die Kräfte wieder neu und schwerer in Anspruch, er mußte viel des Arztes gebrauchen, Badekuren in Baden im Aargau durchmachen, vielfach sich dem Kranksein anbequemen. Der Sommeraufenthalt in den grünen Thälern und auf den sonnigen Höhen von Baselland erquickte ihn jedesmal, aber nur vorübergehend, er mußte seine Lehrstunden an der Schule aufgeben und sich auf die Universität beschränken. Am schwersten faßte ihn eine böse Krankheit im Winter 1867 auf 68, tief herabgebracht suchte er wieder an Badens heißen Quellen Genesung. Und so groß war die Kraft und Elasticität dieses vom Geiste getragenen Körpers, daß er immer wieder aus dem Siechthum erstand, ja daß er mitten in der Krankheit zu arbeiten begehrte und vermochte. So schrieb er im Frühjahr 1869 in der Krankenstube sein letztes Buch „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm", ein Buch so voll der reichsten und lebendigsten Forschung, so voll freudiger Schaffenslust, wie nur je ein Gesunder sie zu haben und zu leisten sich wünschen möchte. Er schien auch glücklich hergestellt, genoß des Sommers auf dem Lande, nahm

im Herbst an der Sitzung der Historischen Commission in München Theil, und kam froh und frisch angeregt von dieser Reise zurück. Auch die Lehrthätigkeit übernahm er mit neu kräftiger Lust. „Ich gedenke," schrieb er noch am 26. October, „diesen Winter etwas frisch aufzunehmen, das ich seit Jahren und Jahrzehenden habe liegen lassen, nämlich (neben dem Germanischen) ein litterarisches Kränzchen, in welchem Neueres und auch Fremdes gelesen und von den jungen Leuten auch eigenes Dichten versucht wird. Mich freut meine Freude darauf, weil sie mir beweist, daß ich noch einige Jugend in mir trage."

So hoffte, wer ihn liebte, auf die abermalige Erhebung des Mannes aus den Anfechtungen, die, weil sie immer wieder gekommen war, fast den Wunsch zur sichern Erwartung werden ließ. Da kam im November ein neues Unwohlsein, nicht heftig, aber bedeutend genug, um ihm das Bittere aufzulegen, daß er dem Sterbebette und Grabgeleite der theuern, unerwartet erkrankten, Schwiegermutter ferne bleiben mußte. Auch jetzt schien er wieder zu genesen und dachte eben Bett und Haus zu verlassen, als die böse vorjährige Krankheit ihn am 11 December neu und schwerer als zuvor angriff und, von aller Sorge der Aerzte und Pflege der Familie umstanden, in hartem Leiden ihm dem Tode entgegenführte, bis er zuletzt doch noch sanft am Morgen des 21 unter den Thränen und Gebeten der

Seinigen entſchlummerte. Die Leiche war wunderbar ſchön, jede Spur des Kampfes vor dem Ausdruck der Verklärung entwichen.

Der Dahingeſchiedene ſchrieb einſt unter ſein Bild jenes Gedicht vom Tropfen, der ins Meer fällt:

„Es war ein Leben nur und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur ſich zu erwerben.“

Der Redner an ſeinem Grabe hat das Wort aufgenommen, und es ausgeſprochen, wie reich geſegnet und unvergänglich dieſe Spur geworden. Wir aber ſchließen dieſes flüchtige Bild des Dichters mit dem Worte, das der andere Freund in der Leichenpredigt anführte, enthoben aus einem Briefe, den der Verſtorbene von jener letzten Reiſe in die Heimat geſchrieben. Nach der Schilderung einer frühen Morgenfahrt durch mondhelle Nacht in den werdenden Tag hinein, ſchließt er: „Wie ſo das Licht des Tages immer voller in das Mondlicht hereinbrach und dieß zuletzt völlig verſchwand, ſchien mir das ein ſchöneres Bild für den Ausgang eines in Glauben und Liebe rein geführten Lebens, als das gewohnte vom Abendroth. Das Abendroth führt in die Nacht; uns jedoch ſoll der Tod in den vollen Tag hinüberleiten, und wir wandeln ja hienieden noch nicht im Sonnenlicht, ſondern nur noch in einem Abglanz von der Sonne der Ewigkeit; wer aber recht ſeines Weges wandelt, dem

fällt auf seine letzten Schritte schon das Dämmerlicht des Tages jenseits." Ihm ist geschehen, wie er geglaubt hat. Möchte auch aus seinen Liedern noch manchem Herzen der höhern Sonne Licht und Wärme entgegen strahlen!

Im October 1872.

S. P.

I.

Breslau und Berlin.

1826—1832.

Lactare!

Nun freue, Erde, freue dich!
Es grüßt des Himmels Bläue dich,
Es grüßt der goldne Sonnenstrahl:
Nun werde grün, du graues Feld!
Ihr Bäume laubet allzumal!

Und retten will der Winter sich,
Wirft ab die Brocken hinter sich,
Zerbricht am Bach den Eisessteg —
Der Sieger findet doch den Weg:
Er leget Blumen auf die Fluth,
Er springt von der auf jene hin
Und sieht auf's neu mit kekem Muth.

Noch freut den Flüchtigen der Krieg,
Er gönnt dem Lenzen nicht den Sieg;
Doch wie er kämpft und wie sich wehrt,
Der Sieger alles ihm verkehrt:
Schneebällen hält er gar verwegen
Nur grüner Zweige Schirm entgegen:
Da bleiben sie im Laube hangen,
Und schämend sieht der Winter sie
Als weiße Blütenbälle prangen.

Und hinter ihm mit flinkem Flug
Schwärmt lärmend muntrer Vögel Zug,
Mit ihrer Siegeslieder Tönen
Den scheuen Fluchtling zu verhöhnen.
Dann schweben jubelnd sie hernieder,
Und wie es war, so ist es wieder.
„Gruß Gott dich, blumenbunte Haide!
Gruß Gott euch, Thal und Hügel beide,
Dich, klarer Quell, dich, grüner Baum!
War denn des Winters Leid und Noth,
War Alles nur ein schwerer Traum?“

Gelassen hat der Feind das Feld,
Und Friede! klingts durch alle Welt;
Am hohen Himmelsrunde spannt
Ein Friedensbogen sich zur Hand,
Er senkt sich nieder auf die Au,
Da weht im Wind ein reiches Heer
Von Blumen gelb und roth und blau.

Frühlingsfeldzug.

Heia! nun hat der junge Held,
Nun hat der Mai den Sieg.
Im Walde weht ein buntes Zelt,
Drin ruht er scherzend auf den Krieg.

Als Siegeszeichen hat er rings
Schwertlilien aufgepflanzt,
Dazu auf Hügeln rechts und links
Der Rosen Freudenfeuer tanzt.

Mit Königskerzen ist der Schluft
Des Waldbachs all besteckt,
Derweil die Lerch aus hoher Luft
Den fliehnden Winter höhnt und neckt.

Heia du Lenz! nun will zur Stund
Auch ich zu Felde ziehn:
Nicht länger soll mein scheuer Mund
Vor ihrem Glanz erstummend fliehn.

Alle Jahre Krieg.

Da ist der Krieg, den die Erde führt
Alljährlich mit der Sonnen,
Ein heißer Strahl hat sie berührt:
Da ist der Kampf entbrannen.

Ein heißer Strahl, der sticht und flammt:
Er wird sie noch verzehren.
Erde, nun nimm die Kraft gesammt!
Du mußt dein Leben wehren.

Da stellt sie auf ein grünes Grab
Mit hunderttausend Spitzen!
Hei wie die Halme thaunaß
So streitbegierig blitzen!

Hie Eisenhut, da Ritterſporn,
Schwertlilien dort wie muthig!
Es kämpft ſich ſelbſt an ihrem Dorn
Die ſcheue Roſe blutig.

Und Büſche wehn und Fahnen viel.
Da hält ſich auch gar wacker
Der Nachtigallen klingend Spiel,
Der Lerchen über dem Acker.

So kämpfen gegen einander fort
Die beiden lange lange,
Mit Strahlen die Sonne, die Erde dort
Mit Laub und Blüten und Klange.

Der Erde wächſt der Muth je mehr,
Von Woche mehr zu Wochen,
Bis endlich iſt an der ſcharfen Wehr
Der Sonne Kraft gebrochen.

Bis ſie ganz matt und bleich und krank
Anfängt zu parlamentieren.
Die Vögel ſingen „Gott Lob und Dank!“
Und ziehn nach den Winterquartieren.

Sturm und Stand.

Ein ſtürmend Heer
Mit ragendem Speer
In muthigem Lauf,
So dringen die Bäume den Berg hinauf.

Nur zu! und bald,
Friſch grünender Wald,
Biſt du ſiegend genaht
Dem eiſigen Gipfel, dem ſchneeigen Grat.

Wer hat, ein Held,
Sich entgegengeſtellt?
Sie halten ſtill,
Und keiner iſt noch der fürder will.

Im Sprung, im Schuß
Ein Bach und ein Fluß;
Wer weiß die Zahl
Der Waſſer alle die rennen zu Thal?

Und hinterdrein,
Dem geſchleuderten Stein
Nachſetzend mit Haſt,
Der Lawinen allzermalmende Laſt.

Nun hier, nun dort,
So taumeln ſie fort
Bis hinab in das Land,
Hinab in der Seen ſtets durſtigen Sand.

Doch über all
Dem Sturm und Fall,
Den vergebenen Mühn,
Dem tobenden Waſſer, dem zagenden Grün:

Da throneſt du
In ſicherer Ruh,
Und bekränzeſt, o Firn,
Mit ſonnigen Roſen die Königsſtirn.

Frühlings-Kalligraphie.

Wer der beste Schreibemeister
Auf der Erde sei?
Frühling, Frühling, Frühling heißt er,
Frühling, Lenz und Mai.

Unbeschrieben, ungelesen,
Kalt und ungestalt,
War ein leeres Blatt gewesen
Haid' und Feld und Wald.

Sieh! da ist der Frühling kommen:
Seinen Anfang gleich
Hat das Schreiben da genommen
Rings im ganzen Reich.

Hie der Berg und dort das Hüglein,
Acker auch und Trift
Deckt mit Zügen sich und Zuglein,
Roth und blauer Schrift.

Große, kleine, feine Lettern,
Kraus und wunderbar:
An den Blüten, an den Blättern
Geht und nehmt es wahr.

An der Rind' und an der Buche
Geht und lest und leßt,
Daß vom weiß und schwarzen Buche
Endlich ihr geneßt.

Des Maien Briefe.

Frohe Botschaft, frohe Botschaft
Ist uns kommen über Nacht:
Schwalben haben uns vom Maien
Liebe Briefe mitgebracht.

Schon an Ecken deiner Fenster
Fliegen treu sie aus und ein.
Willst die neuen Briefe hören?
Tritt hinaus lieb Herzelein.

An den Bergen, an den Brunnen
Freude fährt mit lautem Schall,
Auf der Linde leichten Zweigen
Wiegend liest die Nachtigall.

Horchend quellen grüne Lauber,
Blumen sprießen leis und still.
Liebe, komm und laß uns hören,
Was er uns verkunden will.

Der fröhliche Muſikant.

Dunkle Wälder, grüne Matten
Durchwandr' ich fröhlich voller Luſt;
Friſch und immer friſcher rinnet
Die Liederquelle meiner Bruſt.

Rother, heller blühen Roſen,
Wohin ich wende meinen Schritt;
All der Wald ergrünt den Liedern,
Und alle Vögel ſingen mit.

Und die Männer und die Frauen
Sind froher, wo mein Sang ertönt;
An verſchämten Wangen glühend
Wird eine holde Braut verſchönt.

Spruch.

Das ist doch der beste Poet,
Dem es mit sympathetischer Tinte
Fest im Herzen geschrieben steht:
So wie die Flamme lustig weht,
Gleich auch in seiner Brust es tenzt,
In funkelnden Farben blaht und glänzt.

Frühling.

Ruhen möcht' ich, möchte träumen
Unter vollen Blütenbäumen.
Die im Winde säuselnd wehn und wiegen;
Möchte liegen
Unter Veilchen, die aus blauen
Augen auf zum Himmel schauen.

Ruhen möcht' ich unter blanken
Lilienblumen, die auf schlanken
Schäften schweben und sich leise neigen,
Die erzeigen
In der Kelche Silberküsten
Tiefe Wunder frommen Lüsten.

Ruhen möcht' ich, dein gedenken,
All mein Herze zu dir lenken
Und dich nennen fromm mit Kindessinne,
Die ich minne,
Daß mich segne still dein Engel,
Rauschend durch die hohen Stengel.

Veilchens Bitte.

Nun in Garten gen dem Lenzen
  Blumen glänzen,
Will das Herz mir ſpringen.

Geht mein Lieb mit leiſen Tritten,
  Geht inmitten
Lilien, reinſte Lilie —

Bricht mit linden weißen Händen
  Aller Enden
Hohe ſtolze Blumen.

Grüßend rauſchen Tulipanen,
  Bunte Fahnen
Schwingen Hyacinthen.

Dreiſter auch die Veilchen blickend,
  Bieten nickend
Sich ihr dar zu Händen

„Hell vor aller Blumen Scheine,
  Süße, Reine,
Schaue, ſchaue nieder!“

Schlummerlied.

Bunte Vögel, Sommervögel,
Wieget euch auf Zweigen,
Laſſet Blumen ſich zu Blumen
Wehend neigen,
Daß durch Lüfte
Klänge ziehen, wallen Düfte, —
Daß er ſchlafe, daß er träume.

Rauſchet leiſe, ſtill und leiſe
Ueber ihn, ihr Lieder!
Ziehet zarte, goldne Schleier
Auf ihn nieder,
Daß die Falten
Feſt den Schlaf am Auge halten, —
Daß er ſchlafe, daß er träume.

Wiegenlied.

Kommt gezogen,
Kleine Vögel, kommt geflogen,
Deckt mit euren leichten Schwingen
Meines Kindleins Augen zu,
Helft mir singen
Und mein Kind in Schlummer bringen:
Schlaf in Ruh!

Weht, ihr holden
Düfte bunter Blumendolden,
Wehe, Blütenduft der Linde,
Meines Kindleins Augen zu!
Abendwinde,
Flüstert leise meinem Kinde:
Schlaf in Ruh!

Am Bach.

Wie auch der Bach vorüberfliegt und hastig Well' auf
Welle drängt,
Nicht weicht der Wald, der über ihn unwandelbar die
Zweige hängt:
So mag der schnelle Wechselstrom der Jahre weiter gleiten:
Die Liebe, die im Herzen steht, sie steht für Ewigkeiten.

Ueberglücklich.

Fülle faſſ' ich, wie glaub ich
Mein Glück und all die Luſt?
Brich nicht zuckend in Freude,
Brich Herz nicht die Bruſt.

Sehen ſoll ich ſie, ſehen,
Schauen der Augen Stern.
Der mein todmüdes Herze
All durchblinkt von fern.

Sie wird mir freundlich reichen
Die liebe linde Hand,
So die Lilien trankte,
Zum Stabe die Roſen band.

Sie wird mit liebem Gruße
Vergüten alles Leid.
Erſtummen muß ich, erblinden
Vor ihrer Prachtigkeit.

Verhänge Sonne die Zügel!
Aleng Zeit hindann!
Eile, o eile Stunde,
Da ich ſie ſehen kann.

Soldatenlied.

„Die Trommel ruft zum Scheiden:
Ade, ade, mein Herz!
Ach Scheiden und ach Meiden!
Das macht mir bittern Schmerz,
Das macht mir Schmerz und Herzeleid.
Ich muß in die weite, weite Welt:
Ade, du schöne Maid!“

Ihr Vögel groß und kleine,
Wohlauf und fliegt zu ihr;
So sitzt sie wohl alleine
Und klagt und weint nach mir.
„Nein, weine nicht! er ist dir nah,
Und kommt er auch heut und morgen nicht.
Er ist balde, balde da.“

Ich wollt, ich hätte Flügel,
Und wär' ein Vögelein:
Ihr Wasser und ihr Hügel,
Ihr müßtet hinten sein.
Ach hohe Berg'! ach tiefe That!
Ihr seid gemacht für bittres Leid,
Für Leid und Noth zumal.

Im Kriege.

Auf ihr Vögel! auf ihr Winde
Fliegt geſchwinde!
Ueber Waſſer, über Hügel
Schwinget eure Flügel!

Grüßt mit Beben, grüßt mit Singen,
Grüßt mit Klingen
Eine, die in oder Kammer
Sitzt in ſtillem Jammer!

Sterne blickt mit lieben Scheinen
Auf ihr Weinen,
Grüßet, tröſtet, ſprecht mit Schimmer:
„Dein gedenkt er immer.

Der nun zieht nach wehenden Fahnen
Rothe Bahnen,
Der nach Trommeln und nach Pfeifen
Muß das Feld durchſtreifen.

Sehnend ſchaut er nach uns fernen
Himmelsſternen,
Bricht mit ſeinem guten Schwerte
Sich zu dir die Fährte."

Reiterlied.

Ich weiß mir eine Nachtigall,
Ein Vöglein seiner Art:
Sie hat mich treu mit ihrem Sang,
Mit ihrem hellen scharfen Klang
In aller Noth bewahrt.

Sie fleugt mit mir von Land zu Land,
Schwebt stets ob meiner Faust.
Sie hat einen also wilden Muth,
Sie will nur Blut und aber Blut,
Darnach sie schwingt und saust.

Wol auf mein Vöglein, hebe dich!
Siehst du die Fahnen wehn?
Trompeten schmettern durch das Feld.
Nun laß ein Lieb, das hallt und gellt,
In frischem Zug ergehn!

Wiegenlied.

Lieg hier am Roſenhagen,
Am blühenden Baum:
In jeder Roſenblume
Da wartet ein Traum.
Und kommt dann geſchlichen der Abendwind,
Schnei'n Traum' und Roſen auf mein Kind.

Es ziehet hoch am Himmel
Ein funkelnder Stern;
Der blicket auf die Kindlein
Hernieder von fern,
Derweile ſie ſchlafen in Fried und Ruh,
Bis ihm auch fällt ſein Auge zu.

Mägdleins Leid.

So ſinget und ſo ſpringet,
  Ihr kleinen Waldvöglein:
Ihr habt eur Lieb gefunden,
  Ihr mögt wol fröhlich ſein.

Einſam in meiner Kammer
  Halt ich ſtille Wacht.
Der Lenz iſt gekommen,
  Mir hat er nichts gebracht.

Laß blühen und verblühen
  Den rothen Roſenhag!
Was ſollen mir alle Blumen,
  Die ich nicht brechen mag?

Froh wär ich ſo gerne,
  Ich weine nach der Luft,
Mir mochte zerſpringen
  Das Herz in der Bruſt.

Geſchlagen iſt mein Herze
  In eiſerne Bande drei:
Hätt ich ein Lieb gefunden,
  Sie brächen all entzwei.

Die Fischerin.

Und hörest du's nicht rauschen
Im Wasser, holdes Kind?
Ein Herze fährt so traurig
Durch Wogen und durch Wind.

Und hörest du's nicht klingen
Im Schilf, im grünen Ried?
Da hab ich dir gesungen
Ein sehnend Abendlied.

„Dein Liedlein und dein Herzlein
Behalt du fein für dich!
Fängt sich heut nichts im Netze,
So denk dabei an mich."

Ständchen.

Und wieder tönt dein Sang zu später Stunde:
Stille die Flügel falten alle Winde,
Zuhorchend führt der Sterne Heer die Runde.

Ich lausch und ſing und ſing und lausche wieder:
Wie kühler Thau ſich ſenkt auf Kronen müder
Blumen, ſo fleußt dein Lied ins Herze nieder.

Dem wilden Vogel mag ich mich vergleichen,
Der lang in Freiheit Wald und Feld durchſtrichen:
Zuletzt muß ſie des Klobens Trugnis weichen.

Knechtſchaft und Noth lohnt ihm ſein ſüß Verlangen:
Je mehr die Flügel ſchlagend dannen ringen,
Je feſter immer gibt er ſich gefangen.

Höre den Klaggeſang, mein Lieb, mein Leben:
Umſchleuß mit Armen mich: nur alſo lieben
Feſſeln ergeb ich mich ohn' Widerſtreben.

Die Perlenschnur.

Zur Faschingszeit im Winter
Da war ich auch nicht weise:
Ich band mir eine Perlenschnur
Aus hellem klarem Eise.

In diesen heißen Lenzen,
Da ist im Schein der Sonnen
Mir meine schöne Perlenschnur
Zu Wasser all zerronnen.

Was tropft mir aus den Augen?
Was brennt mir auf der Wange?
Ich meint, ich hätt die Perlenschnur
Verloren also lange.

Tröſt-Einſamkeit.

Wie nun ich meid' und laſſe, die mich haſſen,
Von dir mag ich nicht laſſen,
Will gern bei all den andern
Verkannt und ungekannt vorüberwandern,
Bei dir zu werben um ein freundlich Grüßen,
Der Guten, Holden, Süßen.

Einſiedler gehn ſo hin zur klaren Quelle,
Zu ſchöpfen ihre Welle
Und, die das Ufer ſchmücken,
Von bunten Blumen einen Strauß zu pflücken:
Dann kehren wieder ſie erfreut nach Hauſe
Zur einſam ſtillen Klauſe.

Die Nachtigall.

Es ist mir nur der Trauer Ton, kein Ton der Lust gespendet:
Drum endet sich mein Singen auch, wenn sich mein Klagen endet:
Und findest du, mein Dichter, nie wehmüth'ger Sehnsucht Ziel,
So schöpfest du aus tiefer Brust noch schöner Lieder viel.

Das Veilchen.

Wie schau ich, blaues Veilchen, dich, wie schau ich dich so gerne!
Es kleidet sich in dein Gewand die weite weite Ferne:
So zeigst du nah vor Augen mir ein fern entschwundnes Glück,
So bringst du, was der Winter nahm, im Frühling mir zurück.

Das eine Lied.

Verlanget nicht die alten Lieder,
Den Sang, der Luſt und Liebe tönt!
Auf meinen Lenz ſank Schnee hernieder,
Und ein gebrochnes Herze ſtöhnt.

Was ſoll ich ſingen, ſoll ich ſagen
Bei euerm hellen Freudenmahl?
Soll ich durchweinte Nächte klagen,
Durchweinte Nächte ohne Zahl?

Ein bittres Lied nur kann ich ſingen,
Ein Lied ſtets alt und ewig neu:
So ſing ich von gebrochnen Ringen,
So ſing ich von gebrochner Treu.

Gönnt meinen Kummer mir alleine:
Ich gönn euch eure Feſtesluſt;
Laßt mir den Namen, den ich weine,
Weckt nicht den Wehruf meiner Bruſt.

Was die gequälte Seele ſinnet,
Zuckend der Mund, er nennt es nicht;
Nur eine ſchwere Thräne rinnet
Ueber das kranke Angeſicht.

Wandrers Nachtlied.

Tropfen fallen von den Zweigen
Dunkler todesstiller Bäume.
Auge sprich, was soll dein Weinen?
„Ach in weite weite Ferne
Sanken meiner Sehnsucht Sterne
Und voll Angst sah ich ihr Scheinen."

Bebend flieh ich vor den Schmerzen,
Die mich auf und nieder jagen,
Und ich zittre vor dem Schlagen
Meines lebensmüden Herzen.
Nieder, nieder, feige Träume!
Stolzes Herz, kannst du nicht schweigen?

Ergebung.

So fahr' ich auf dem wilden Meer,
Ein Spiel den Wogen und den Winden;
Voll Thränen hängt mein Auge schwer
Und kann den Angelstern nicht finden.

Das Ruder ist entglitten,
Der Anker ist versunken.
Nun drehen mich in Mitten
Die Fluten zornestrunken.

Voll Ergebens ohne Zagen
Falte still die müden Hände,
Ob der Sturm dich noch am Ende
Will zur Ruhestätte tragen.

Ghaselen.

I.

Ein Ton.

Wenn auch, der durch die Lieder hallt, der Geist nicht vielgestaltig ist,
Wenn auch stets eines Tones nur mein Saitenspiel gewaltig ist,
Doch immer wieder greif' ich ihn: leicht, daß er mir noch so gelingt,
Daß sich dem Ruf ein Schacht erschließt, der ohne Ziel goldhaltig ist,
Daß einmal er den Zauber trifft, vor dem ein ew'ger Lenz erwacht,
Wo Blum' und Blut' und Sang und Klang unendlich mannigfaltig ist.

2.

Sehnſucht.

Siehſt du in lauer Lenzesluft die leichten Ranken ſchweben?
Und ſiehſt der Lilie Silberkelch du wehen, wanken, ſchweben?
Siehſt du der Falter bunte Pracht nun auf, nun nieder ſteigen?
Die Frühlingswolken hoch durch's Blau, die ſchnellen blanken ſchweben?
So treibt mich ſonder Ruh und Raſt mein Sehnen und mein Sinnen,
So will mein Herz in Träumen auch, will in Gedanken ſchweben,
In Träumen voller Seligkeit, Gedanken voll Verlangen.
O laß in lieben Wahne mich ſehnſüchtig Kranken ſchweben,
Laß mich ein holdes Zauberland in goldne Weiten malen
Und meine Seel' in leider Luſt ſich wiegen, wanken, ſchweben.

3.

Trotz Glück!

Du meiner Seele heil'ger Schmuck, du meines Lebens Hort allein,
Ach sprächest du: „ich bin dir hold", ach sprächest du das Wort allein —
Und doch, ich glaubt' es nimmermehr: es wäre Glückes all zu viel.
Mein Glück! wenn's hier die Hand mir bot, es ließ mich tückisch dort allein;
Nach zog ich seinem Wink getrost durch dunkle Flut, durch wilden Sturm,
Hold lächelnd lenkt' es meinen Kiel, dann ließ es mich im Port allein.
Jetzt funkelt's in mein müdes Herz aus deiner Augen Doppellicht —
Ach nein! hier ist kein Lug, kein Trug, an diesem lieben Ort allein,
In diesen reinen Himmel wagt sich keines falschen Sternes Glanz —
Trotz! trugst du mich auch hier, o Glück, so laß mich immerfort allein!

1.

Treue um Treue.

„Wohlauf! erhebe deinen Muth und ſinge mir ſo bänglich nicht:
Sei auch die Freud' entflohn, es iſt Erinnerung vergänglich nicht."
Ach Gott! mich führt das Abendleid der Morgentrauer an die Hand;
Beſinn' ich mich, vergangne Luſt war auch ſo überſchwänglich nicht.
Das Unglück iſt mir alſo treu, beut alſo reiche Gabe mir:
Undankbar wär' ich, hütet' ich ihm Muth und Sinn anhänglich nicht.

5.

Muthlos.

Wohl herben Leides Uebermaß und truber Stunden trug
dies Herz;
Doch trug es sie, und immer noch und immer muthig
schlug dies Herz.
Wie heut mein Aug' in Thranen schwamm, doch schaut'
es morgen wieder auf;
Wie bitter es betrogen ward, nicht glaubte Lug und Trug
dies Herz:
Zur seiner Hoffnung goldnen Traum war stets zu eng
die weite Welt,
Zur immer neue Leiden war noch immer weit genug
dies Herz.
Und nun im Glück — kein Muth des Glücks, kein Wort
des Danks, kein Lied der Lust!
Es trägt der Freude Blumenstrauß wie ein zerbrochner
Krug dies Herz:
Bald zurnt der Lenz, daß er sie nur für also schlechte
Statte zog.
Nun scheut, das gegen Sturme drang, den freien Sonnen-
flug dies Herz.
Und mit gelähmten Schwingen schlägt die Seel' an ihr
beengend Haus:
So sehnt sich nach entflohner Noth, entflohner Pein
Heimzug dies Herz.

6.

Gedanken.

Still träumend denk' ich all den Tag und all die Nacht
an dich,
Wenn alles ſchläft und mit mir nur die Liebe wacht, an dich.
Schau' ich hinauf und um mich her, dein Bildniß
überall:
Es mahnet mich der Lilie Schmelz, der Roſe Pracht an dich,
An dich der Sterne ſtiller Blick, der Sonne goldne Glut:
So feſſelt mich ein ſel'ges Schaun mit Zaubermacht an dich.
Ach, wie auf wilder Flut ein Schiff hinauf, hernieder
fährt,
Schwebt meine Seele ruhelos, ſeit ich gedacht an dich:
O gib der Arbeit liebes Ziel, entſchleuß den Zauberport:
In Sorgen denkt an dich mein Herz, und wenn es lacht,
an dich.

7.

Rose.

Mag sie in Dornen tief versteckt, verhüllt von Moose sein,
Doch muß des Maien schönste Pracht die holde Rose sein:
Wie sie auch gegen meinen Blick sich wehrt und meinen Sang,
Zier aller meiner Lieder muß die liebe lose sein.

8

Unverdrossen.

Was frommt es, daß ich ihr so viel der feinsten zartsten Lieder sende?
Was frommt es, daß ich Schuß auf Schuß der Pfeile schnell Gefieder sende,
Da allen sie zu wehren weiß und immer anders auszuweichen?
Was frommen, die ich nur vor stolz verschlossne Augenlider sende,
Die schönen Bilder allzumal? Und doch, es soll mich nicht verdrießen,
Daß, weil es mir so wohl gelang, ich ihr auch dieses wieder sende.

Triſtan und Iſolde.

Prachtbücher.

Das Goldhaar.

Zu Tintajol unter Krone gieng
Marke der viel reiche.
„Wo ſind ich ein alſo edel Weib,
Das mir ſei geleiche?“

„Wir wiſſen nirgends Königs Kind“
Sprachen die Vaſallen;
„Der gezieme zum Schwäher euch,
Kein König iſt von allen.“

Herr Triſtan in einem Fenſter ſtund,
Schauend an Meeres Wogen.
Da kam über die blaue Flut
Eine Schwalbe geflogen.

Aus dem Schnabel ihr entglitt
Ein Haar in Goldes Schimmer.
„Herrinn sei, die trägt dies Haar,
Kein andere nimmer!

Diesen Goldsonnenschein
Zier unsers Landes Krone!
Wohl ihm, dem ein so holder Leib
Lohnt mit Minnelohne.

Laßt mich suchen die schöne Magd
Zu Wasser, zu Lande:
So kehrt euch Lieb und hohe Lust
Heim mit Tristande."

Bereitet ward ein Reiseschiff
Von Tristan mit Sinnen.
Suchen des Landes Königinn
Fuhr er fröhlich hinnen.

Die Brautwerbung

Isolde dachte des Spielemanns
In Herzen und in Sinne,
Von Gedanken bleich und roth
Saß die Königinne.

„Seine Farbe, wie ist sie licht!
Sein Antlitz, wie schöne!
Wie süß sein rother Mund erklingt,
Hebt er die Meistertöne!

Er richtete wohl ein Königreich
Mit gewaltiger Hande:
Nun muß er fahren irren Weg
Von Lande zu Lande.

Wie wohl ziemt ihm dies gute Schwert,
Der Helm roth von Golde!
Ach Tantris, armer Spielemann!
Ach Königskind — Isolde!"

Sie prüfte mit kindlichem Spiel
Die Waffen allzumahle,
Sie wägte mit schneeweißer Hand
Das Schwert von lichtem Stahle.

„Weh! wie ward dem scharfen Schwert
Die schartige Lücke!
Weh! wie füget sich ihr wohl
Das mordliche Stücke!

Weh! so ward von diesem Stahl
Mein Oheim erschlagen!
Nach Freud ein also großes Leid
Muß ich immer klagen."

Zornig zuckt sie das Schwert,
Sie schwang es in Handen,
Sie gieng, da sie im Bade fand,
Tantris Tristanden.

„So weh dir, Tristan, daß du bist!"
Rufte Isolde
„Nun geb an dir dein eigen Schwert
Rache Morolde!"

„Und hätte Morold Rach an mir
Durch Frauenhand erworben,
Die Sonne, die von Irland geht,
Wie wär ihr Glanz erstorben!

Hätte ein schneller Frauenzorn
Mordend den Gast verderbet,
Die Lilie, die in Irland bluht,
Wie wär ihr Schein entfärbet!"

Zaudernd ſenkte ſie das Schwert,
Triſtan bat mit Sinnen;
Iſoldens Zucht der Zorn entwich:
Das Schwert warf ſie hinnen.

„Schön Iſolde, wär ich nun
Von eurer Hand erſtorben,
Uebel wäre meinem Herrn
Botſchaft geworben.

Frau, eurer ſüßen Minne gehrt
Ein Ritter viel kühne:
Frau, nehmt ihr für Moroldes Tod
Die Botſchaft zur Sühne?

Frau, zu Füßen neigt ſich euch
Eine Königskrone:
Frau, bietet ihr noch das Schwert
Der Botſchaft zum Lohne?

Frau, nehmet zu Sühnung ihr
König Markes Minne,
Grüßt Cornwallis das reiche Land
Die Schönſt als Königinne.

Euch ſucht ich von Land zu Land
Auf ſchwebendem Riele:
Euch dien ich nun und immerdar
Mit Schwert und Saitenſpiele.“

Minnezauber.

Schnell trugen die Riele hin
Die Magd und ihr Gesinde.
Den zarten Frauen thaten weh
Wasser und die Winde.

Sie waren gefahren auf oder Flut
Manche Wassermeile.
Tristan gab der Königin
Mit Rede Kurzweile.

„Magdlein, gebt mir eures Weins:
Mich beginnet dursten."
Einen Becher von lauterm Glas
Brachten sie dem Fürsten.

Er bot ihn vor mit Zuchten dar
Zu Isolden Hande.
Sie trank und gab ihn aber hin
Herren Tristande.

Was lehret Herz zu Herzen sich
Den beiden all zur Stunde?
Aug in Aug was schauen sie?
Was seufzet Mund nach Munde?

Sie ſaßen nach der Röthe bleich
In liebem Verlangen,
Suchend und fliehend den Wechſelblick
Mit freudigem Bangen.

Nun war auch Brangäne die Magd
Aber dar gekehret,
Da ſie die beiden Zagenden fand,
Den Becher geleeret.

„Iſoldens Mutter Zauberkunſt,
Die trägt welch Gewinnen!
Ach König Marke, wie gehrt dein Weib
Nach deines Neffen Minnen!

Iſoldens Mutter, wie galt ich dir
Huld mit übeler Treue!
Ach König Marke, nach träger Hut
Bring ich dir Leid und Reue!“

Sie nahm das Glas mit bebender Hand,
Sie trat zu Schiffes Rande.
„Schaffen ſollteſt du Lieb und Luſt,
Nun ſchufſt du Schaden und Schande.“

Klagend warf ſie's in die See.
„O weh mir und o Leide!
Sie haben der Minne lebenden Tod
Nun getrunken beide.“

Triſtans und Iſoldens Tod.

1.

„Trinket, muder fremder Mann"
Sprach zu ihm Frau Iſolde.
Da warf er in den kühlen Wein
Einen Ring von Golde.

Frau Iſolde den Becher hub
Zu ihrem rothen Munde.
„Ach Himmel! meines Freundes Ring!
Wes ſendet er mir Kunde?"

Heimlich trat die Königinn
Zu Herren Gauhardinen
Lachend aus Augen freudenvoll,
Ihre Wangen ſchienen.

„Frau, viel böſe Botſchaft iſts,
Die ich komme werben.
Herr Triſtan liegt zu Karke ſiech,
Wundern ſiech zum Sterben."

Frau Iſolde bitterlich
Weinte aus Inbrünſten.
„Ihr möget heilen euren Freund
Mit euren Meiſterkünſten.

Tretet nieder in den Port,
Sitzt in meine Barke:
Von Norden wehet ein friſcher Wind,
Der führet uns nach Karke.

Ihr tragt ſein Leben in eurer Hand,
In eurer Augen Scheine.
Heil der Giftwunde hofft
Er von euch alleine."

Heimlich trat ſie in das Schiff
Mit heilvollen Salben.
„Hüte Gott das wilde Meer
Meines Freundes halben!"

Er führte das Schiff von Tintajol
Mit Kunſt und mit Fleiße.
Freudig zog er in die Luft
Schöne Segel weiße.

„Die weißen Segel künden ihm,
Ihr folgtet mir dannen;
Anders ſchwarze voller Leid
Säh' er aufgeſpannen."

„Friſte Gott zu meiner Kunſt
Triſtan den viel guten!“
Segelwinde trugen ſie
Durch die ruhigen Fluten.

2

„Schon Iſolde, mein Gemahl,“
Sprach Triſtan mit Minnen,
„Schauen auf das weite Meer
Tritt an die Zinnen.

Erblickſt du nirgend ein Segel weiß?
Vernimmſt du nirgend Ruder,
Ob von Cornwallis die Königinn
Bringe dein Bruder?“

„Nicht Segel ſeh ich ſchwarz noch weiß,
Noch hör ich Ruder klingen.
Aus ſtiller Welle die Fiſche nur
Nach Sonnenſtrahlen ſpringen.“

„So fuhrt mich hinnen der grimme Tod
Bei wenigen Stunden.“
Er rang mit ſeines Siechthums Qual,
Ihn brannten die giftigen Wunden.

„Tritt an die Zinnen, mein Gemahl,
Isolde viel holde,
Ob unter weißem Segel naht
Von Cornwallis Isolde.“

Nicht Segel seh ich schwarz noch weiß,
Noch hör ich Ruder klingen.
Oede Wellen rühren nur
Die Seeschwalben mit Schwingen.

„So seh ich dich viel süßes Weib
Mit Augen nimmer wieder.“
Ans Herz griff ihm der grimme Tod,
Es zuckten seine Glieder.

„Schön Isolde, mein Gemahl,
Tritt aber zu schauen,
Ob bringe dein Bruder Tanhardin
Heil und meine Frauen.“

Weißhand Isolde sah an die See
Mit bitterlichem Weinen.
„Schnell wie ein Pfeil von der Senne fliegt,
Seh ich ein Schiff erscheinen.“

„So nahet dem Siechthum liebes Heil,
Der meinen Leib verderbet.
Sag an das Segel, mein Gemahl,
Wie es sei gefärbet.“

„Am Maſte wehet ein Segel ſchwarz“
Sprach die Unholde.
„Uebel gilt dir deine Treu
Die blonde Iſolde.“

Da riß ſeinen jungen Leib
Das Gift im letzten Schmerze,
Die Wang erblich, das Auge brach,
Es zerſprang ſein Herze.

„So weh mir, Triſtan, weh mir weh!“
Sprach ſie all mit Schrecken,
„Schneeweiß ein Segel freudig weht!“
Sie mocht ihn nicht erwecken.

3.

Das Schifflein ans Geſtade ſtieß.
„Der Glocken ſtilles Läuten,
Zum Münſter hin der Leute Drang,
Was ſoll das bedeuten?“

„Herr Triſtan in der Bahre liegt,
Man ſingt ihm die Vigilien.
Weißhand Iſolde hält da Hut,
Die ſie brach, der Lilien.“

Die blond Iſolde zum Münſter wankt,
Ihr Auge nimmer weinet,
Nimmer klagt ihr bleicher Mund,
Ihr Herze war verſteinet.

Die blond Iſold ins Münſter trat.
Da weint über der Bahre
Mit windenden Händen ſein Gemahl,
Mit gerauftem Haare.

„Weich hinnen" rufte Ganhardin,
„Du haſt ihn getödtet!"
Voll Scham und Reue ſie dannen ſchlich,
Von Thränen geröthet.

Mit brechenden Augen neigte ſich
Die holde Königinne.
Herz an Herz, Mund an Mund,
Starb ſie in Triſtans Minne.

4.

Ein Schiff ſtieß an zu Tintajol,
Das floß daher von Karke;
Darinne ſaß mit ſinkendem Haupt
Der reiche König Marke.

Heim brachten mit Herzeleid
Der König und ſeine Holden
Todt ſein Weib und den Neffen ſein,
Todt Triſtan und Iſolden.

„So weh euch, Vater und Mutter, weh,
Die ihr mich geboren!
Nun hat die Kron auf meinem Haupt
All ihren Glanz verloren.

Lieb Weib und lieber Neffe mein,
Weh, daß ihr geſtorben:
Liebestreue bis in den Tod
Wie biſt du nun verdorben!

Rebe, die trug den Zauberwein,
Wie ſchufeſt du Leide!
Roſenblumen ohne Falſch,
Wie blichet ihr beide!“

Zween Särge wurden da gewirkt
Von weißem Marmelſteine,
Darin der reine Triſtan lag
Und Iſolde die reine.

Marke leitete ſie zur Gruft
Mit Würden und mit Ehren;
Beide er neben einander ſchuf
Mit Klagen und mit Zähren.

Er ſuchte der beiden Lieben Grab
Den Abend, den Morgen;
Er lebte ihm viel leiden Tag
Mit Klagen, mit Sorgen.

Aus Triſtans Grabe ſproſſen empor
Roſenblumen die holden;
Brennend in Liebe ſchauen ſie
Sehnend nach Iſolden.

Da huben ſich zu Iſolden Haupt
Grüne Weinreben,
Die voll Treue den Roſenbaum
Umranken und umweben.

Des Knaben Wunderhorn.

Es sprengt ein Knab in die weite Welt
Ueber Berg und Thal, durch Wald und Feld;
Freudig springt sein Rößlein,
Lustig klingt sein Hörnelein.

Des Hornes Schall weckt überall
An Bergen, in Wäldern den Widerhall;
Nacheilen die klingenden Brünnelein,
Ströme rauschen hinterdrein,

Bunte Blumen erspringen am Bach,
Schauen dem schnellen Knaben nach;
Die Bäume schütteln den Reif vom Haupt,
Prangen in Blüten, frisch belaubt.

Neue Lieder schmettern im Hain
Nachtigallen und Zeiselein;
An grunen Wiesen, am Rebenhang,
All überall ein Sang und Klang.

Zum Zauberberge sprengt er vor,
Erschließt mit Schall das verborg'ne Thor;
Es erwachen die Ritter und Jungfraun hold,
Neu glänzt an der Sonne das alte Gold.

Kinderlieder.

Anhang zum Wunderhorn.

Kommt in die dunkelgrüne Nacht,
Kommt zur ſtillen Waldandacht:
Maiblumen, die ſproſſen am Brünnelein,
Läuten mit leiſen Glöckelein.

Funkelnd ein Stern, blinkend der Mond
Zeigen euch, wo das Chriſtkind wohnt:
Wo grünet das Moos an kühlem Stein,
Da hütet Maria ihr Kindelein.

Kommt in die dunkelgrüne Nacht:
Da halten die lieben Engel Wacht,
Spielen in Blumen zum Ringelreihn
Freundlich den frommen Kindelein.

An Göthe.

28. Auguſt 1829.

Wer malt des Frühlings Wonne je
So, wie er ſelbſt ſich malet?
Wer rühmt den Glanz der Sonne je
So, wie ſie ſelber ſtrahlet?

Ja wurde nur ein Fünkchen mein
Von deinem Sonnenglanze,
Dann zög' ich wohl in ſeinem Schein
Noch Blumen dir zum Kranze.

Wurde nur ein Tropfen mir
Aus deinem Zauberbecher,
Dann ſänq ich würdig wohl von dir,
Du hochgeweihter Becher.

Aus deinem Becher, den du leerſt,
Faſt deine Hände faſſen,
Den du bei deinem Scheiden erſt
Willſt, greiſer König, laſſen.

Dann liegt im tiefen Meeresſand
Der Schatz des alten Fürſten;
Wir ſtehen an des Ufers Rand
Und ſchaun hinab und dürſten.

Das Diſtichon.

Klagen und Sehnen, mit Fug braucht ihr der elegiſchen Versart:
Was der Hexameter wünſcht, ſchlägt der Pentameter ab.

Auch in den Xenien hebt der Vers gutmüthig die Red' an!
Aber der Fauſtſchlag kommt mit dem Pentameter nach.

Im Epigramm der Hexameter ſpannt ſtill ziehend den Bogen:
Mit dem Pentameter, ſieh! ſchon iſt verſendet der Pfeil.

Kaum hat weit dir die Flügel geöffnet die vordere Zeile,
Schließt ſie mit ſchnappendem Schloß ſchon der Pentameter zu.

Den der Hexameter ſchlang, was meint der verwickelte Knoten?
Habe Geduld: gleich löſt ihn der Pentameter auf.

Drum auch wollen ſo ſchwer Elegien und ſelten gerathen:
Füget ihr kunſtvoll nicht Diſtichen Diſtichen an,
Häuft ihr zerbröckelte Scherben, vereinzelte Perlen; es ſchneidet,
Was der Hexameter ſpann, gleich der Pentameter auf.

II.

Basel.

1832—1842.

Der Thau.

Stand ein Rosenbaum im Garten,
  Schöngezweigt und dichtbelaubt,
Und in seinem Wipfel prangte
  Manch ein purpurwangig Haupt.

Kam die schwere Nacht gewandelt:
  Alle Blumen wurden grau,
Und behangen waren alle
  Blumen rings mit kaltem Thau.

Kam des Morgens früh die Sonne,
  Blitzte her zum ersten Mal:
Und es ward zu Edelsteinen
  Aller Thau an ihrem Strahl.

Näher trat heran die Sonne,
  Blitzte her zum zweiten Mal:
Und getrocknet waren alle
  Tropfen Thaus an ihrem Strahl.

Sage nicht, daß eine Thräne
  Dir vom dunklen Auge rann,
Da der Himmel sie verklären,
  Sie der Himmel trocknen kann.

Pandora.

Dein Blick hat mir ans Herz gerührt:
Da ſind die Riegel aufgeſprungen.
So wie die Hoffnung das verſpürt,
Die Freude, die Luſt,
Da ſind aus der Bruſt
Sie eiligen Laufes entſprungen.

Und nur mein Kummer blieb zurück;
Der ſitzt und wiegt das Haupt und ſummet:
„Laß fahren hin das luſt'ge Glück:
Die Sorge, die Reu,
Die bleiben dir treu,
Und ſingen wenn alles verſtummet.“

Du und ich.

Mein Herz iſt trübe, deines iſt gut und rein;
Ich welke ſchon, du aber erblüheſt kaum;
Ein Blatt bin ich vom Reif entfärbet,
Du die bethauete Roſenknoſpe.

Dieſelbe Sonn' entzündet, derſelbe Stern
Durchflimmt das Morgenroth und das Abendroth:
Doch ach! es liegt der Schweiß des Tages,
Liegen die Grauen der Nacht dazwiſchen.

Jahreszeiten.

O wie bös es dem geräth,
Dem in seine Saaten,
Da sie kaum der Lenz erweckt,
Schon der leid'ge Herbst gerathen:

Grade so viel schon vom Herbst,
Daß die Blüten sterben!
Grade so viel noch vom Lenz,
Daß sich keine Früchte färben!

Raum genug.

Raum ist mir genug geblieben:
Raum zu Schlössern in der Luft,
Hier im Herzen Raum zum Lieben,
In der Erde Raum zur Gruft.

Liebe ohne Dank.

So blüht ja auch der Roſenbaum,
Ein groſser voller Liebestraum,
Und läſst dich ruhig pflücken.
Du pflückſt: er hat es keine Reu;
Und dankſt ihm nicht: doch bleibt er treu,
Und ſinnet nur wie er aufs neu
Für dich ſich möge ſchmücken.

Daphne.

Daſs umſonſt die Saite klang
Und umſonſt der Bogen,
Guter Dichter, ſei nicht bang!
Gott iſt dir gewogen.

All dein Leiden wird vertauſcht
Und verkehrt in Segen:
Wo die Liebſte ſchwand, da rauſcht
Lorbeer dir entgegen.

Grüne Halme.

Nur Staub und Stein, nur dürrer Fels!
Und dennoch wächst ein grünes Gras.
Da ist kein Tröpflein eines Quells:
Das grüne Kleid, wie hält sich das?

O Gott! wie gnädig denkst du mein,
Daß du mir nur den Regen schickst,
Und nicht mit heißem Sonnenschein
Den kaum gesproßnen Halm erstickst!

Lied des Bettlers.

Die Lerche fliegt noch einmal auf
  Und ſingt den letzten Abendpſalm,
Und ſteigt herab und legt ihr Haupt
  Zur Ruh im Neſtlein unterm Halm.

Wie lieblich ruheſt du im Neſt!
  Wie trägſt du Halm ſo ſchwere Frucht!
Wie ſtattlich ſchreitet dort nach Haus
  Der Rinder und der Schafe Zucht!

Mir reift kein Korn, mir färbt ſich nicht
  Die Traub' am Stock, die Frucht am Aſt;
Mir raucht kein Herd, mir deckt kein Dach
  Allnächtlich meines Bettes Raſt.

In frommer Leute milde Hand
  Iſt all mein Hab und Gut gelegt;
Wo ſich ein Herz erbarmt, das iſt
  Der Acker, der mir Früchte trägt.

Und sind' ich auch kein Haus, in dem
Mein müder Leib sich niederstreckt,
Herr Gott, dein Himmel stehet fest,
Der sie und mich und alles deckt.

Und deine Sonne wandelt heut
Und wandelt morgen, die mich wärmt,
Bis du in deinen Himmel nimmst
Die Seele, die sich ausgehärmt.

Da klopfen, wie die Bettler hier,
Verzagend einst die Reichen an:
Und selten wird den Reichen dort
Und oft den Armen aufgethan.

Nimm mich hin!

Sei auch ein Tropfe nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte, bis die Flur
Der Tag verſengt;

Am Blatt, das heute währt
Und morgen fällt,
Und vor dem Winde fährt
In alle Welt:

Sei nur ein Tropfen auch
Dein ganzes Sein,
Und werd' ein leichter Rauch
Am Sonnenſchein:

Du ſchauſt die Sonne doch,
Weil du verdirbſt,
Und funkelſt ſchöner noch
Und ſtrahlſt und ſtirbſt.

Nur eine Thräne bin
Ich Armer ganz:
O Sonne, nimm ſie hin
In deinen Glanz!

Getroſt!

Herz, ſchau es, ſelbſt die Roſ' iſt kühn,
So kühn ſich roth zu färben:
Sie will getroſt entgegenblühn
Und lächeln ihrem Sterben.

Frühlingsregen.

Ich lag und ſchlief und lauſchte behaglich ſtill
Dem ſüßen Lärmen, das mir den Schlaf durchklang:
Ein Frühlingsregen war's; er ſchlug die
Rinne des Dachs und die Fenſterſcheiben.

Da wacht' ich auf: ſtill ruhte die Nacht; doch mir
Vom Auge nieder träufelte heiße Flut.
Mein Gott, du giebſt mir Thränen: bald auch
Kehret der Fried' und das Glück zurücke.

Ein Lied von der Sonne.

Glücklich wem in ſeinem Hauſe
Solch ein Frühlingsodem weht,
Wem ein Weib alltäglich wieder
Auf und nieder
Wie die liebe Sonne geht.

Segen ſeinem Werk bei Tage,
Segen ihm und Ruh bei Nacht:
Denn er weiß, daß alle Stunden
Feſt verbunden
Ihm ein treues Herze wacht.

Wie des Oelbaums grüne Sproſſen,
Wie der Rebe junges Reis,
Immer mehr und nimmer minder,
Gehn die Kinder
Um ihn auf zu Gottes Preis.

Unentweglich hält in Händen
Selber er des Glückes Ball;
Feſt auf Fels ruht ſein Gebäude,
Gottes Freude
Und die Luſt der Menſchen all.

Am rechten Orte.

Nur gewirkt am rechten Orte,
Und am rechten Ort in Ruh!
Stumpfe laß die Sonne trocknen:
Deine Thränen trockne du.

Ins Meer.

Ohne Segel hoch im Winde,
Tief im Wasser ohne Kiel,
Fahre, Schifflein, das aus Rinde
Schnitt ein flüchtig Knabenspiel!

Dich auch trägt dahin die Welle,
Dich auch treibt des Windes Hauch;
Sei es nicht mit Sturmesschnelle,
Hin zum Meer gelangst du auch.

Lohnet Ruhm dereinst dein Wandern?
Deckt Vergessenheit dich zu?
Fahre, Schifflein, mit den andern!
Hin zum Meer gelangst auch du.

Halte Stand!

Laß dich alles das nicht kümmern!
Halte Stand, mein alter Sinn!
Ging dir auch ein Glück zu Trümmern,
Wachs' als Epheu drüber hin!

In Gras und Blumen lieg' ich gern.

Ist mein Lied auch bald verrauscht,
Nun ich kann's ertragen,
Und ein andres eingetauscht,
Will ich auch nicht klagen.

Weil es auch der Rasen litt,
Daß er ward zertreten,
Daß ihn bald mit scharfem Schnitt
Blanke Sicheln mähten.

War er doch von Anbeginn
Bei des Frühlings Siegen,
Und ein Knabe lag darin,
Sah die Wolken fliegen.

In freier Luft und Sonnenſchein.

Nicht in der Stubengruft
Wuchs zum Lied der Gedanke,
Das mit Farbe und Duft
Auf bis zum Himmel ranke.

Regen und Sonnenlicht
Dieſer beider bedarf es,
Und ihm ſchadet auch nicht
Einſt ein Lüftchen ein ſcharfes.

Sahſt du die Kinder nie,
Welchen Ort ſie erlaſen,
Daß in die Höhe ſie
Sendeten Seifenblaſen?

Nicht in des Zimmers Raum
Uebten ſie ſolche Spiele,
Wo die Blaſe von Schaum
Nur auf den Boden fiele.

Nein in der freien Luft,
Deren Athem ſich rührte,
Die mit ſchwebendem Duft
Leiſe die Kugeln entführte.

Bitte.

Laßt mich ſtill im Schatten liegen,
Wo ein Bächlein murmelnd geht,
Wo die Sommervögel fliegen,
Grünes Gras im Winde weht.

Herzlich bin ich überdrüſſig
Eures Redens allzumal,
Das ſo deutlich, das ſo flüſſig,
So verſtändig iſt und kahl.

Laſſet Ruhe doch gewinnen
Endlich hier den müden Mann,
Wo er einmal wieder ſinnen,
Lauſchen, rathen, ſtaunen kann.

Apollos Thränen.

Mit welchen Wehn die Seele das Wort gebiert,
Wie bittre Flut oft badet das junge Kind,
O wüßtet ihr's, mit heil'ger Scheu nur
Hörtet und ſängt ihr das Lied des Dichters.

Zum Knechte worden war des Geſanges Gott;
Ein ewig Jahr lang büßt' er den Zorn des Zeus:
Da weint' er ſchmerzlich: längs dem Ufer
Floſſen die Thränen dahin als Bernſtein.

Dem ſtellen Fiſcher nun mit dem Netze nach;
Unſaubre Hände drehen und bohren ihn;
Den braunen Hals behängt die Bäurinn,
Sich mit des Gottes verſteinter Zähre.

Apollo Pythius.

Gab der Himmel zum Vermächtniß
Deinem Mund den ſüßen Sang,
Trag es immer im Gedächtniß,
Wann der erſte Sang erklang.

Wann der erſte Sang erklungen?
Als Latonens ſchöner Sproß
Sich zum Streit herab geſchwungen
Und das Blut des Drachen floß.

Als der Bogen fröhlich klirrte,
Schwang ſich mit dem Pfeile fort,
Mit dem Pfeile flog und ſchwirrte
Auch ein ſechsgemeſſen Wort.

Aus der Muſen keuſchem Buſen
Klang der Kriegs- und Siegesruf.
So geſchah es, daß der Muſen
Mund den erſten Vers erſchuf.

Steh du immer kühn und reiſig,
Tugendlich im Felde da:
Siegverheißend, tauſendweiſig,
Bleiben dir die Muſen nah.

Die Seele.

Wie ſoll die Seele heilig ſein
Und ohne Fehle?
Von Gottes Schönheit nur ein Schein,
Ein Schatte nur iſt deine Seele.

Ein dunkler Schatte nur auf wind-
bewegten Wellen,
Der ſinkt, wenn ſie geſunken ſind,
Und ſteigt, wenn ſie auch wieder ſchwellen.

Und haſt du ſie zuletzt geſtillt,
Was bleibt dir Guten?
Ein ungeregtes Schattenbild
Auf unbewegten Waſſerfluten.

Das Kindesauge.

Tief wie ein unergründlich Meer
Ein Kindesauge blaut,
Du haſt dem Herrn, o ſchaue her!
Ins Auge ſelbſt geſchaut.

Ein Kindesblick ein Blick des Herrn,
Vor dem das Herz erſchrickt,
Ein Blick des Herrn, ein Friedensſtern,
Der Troſt und Ruhe blickt.

„Und warſt du je ſo rein und fromm?
Ach, warſt du je ein Kind?
Verzage nicht! komm wieder, komm,
Und ſei wie Kinder ſind!

Und wenn vor meinem Zorn dir graut,
Die Liebe läßt dich nicht,
Sie, die aus Kindesaugen ſchaut,
Mit Kindesmunde ſpricht."

Du junges Reis!

I.

Schlage nur, du junges Reis,
Deine Augen auf!
Dort ein Himmel blau und weiß,
Hier ein Strom in schnellem Lauf.

Träumst du einen Sommer doch
Voller Sonnenlichts!
Alles, Alles hofft du noch:
Zu bereuen hast du nichts.

II.

O laß mich, laſſe ſtill
Mich zu dir ſetzen!
Mit meinen Thränen will
Ich dich benetzen;

O Knoſpe, die du ſchwollſt
Am friſchen Reiſe,
Daß du gedeihen ſollſt
In beſſrer Weiſe.

Daß dich, du junges Laub,
Du junge Blüte,
Vor böſem, böſem Staub
Mein Weinen hüte.

Neugriechisches Wiegenlied.

Komm, o Schlaf, und nimm mein Kindlein:
Drei hüten meines Kinds;
Drei Beschützer, drei Bewahrer,
Drei gewalt'ge Helden sind's.

Auf dem Berge steht die Sonne,
Und der Adler steht im Feld;
Aber mitten auf dem Meere
Wachet Wind, der starke Held.

Bis zu Bette geht die Sonne
Und der Adler schlummert ein
Und der Wind, der frische Knabe,
Geht zu seinem Mütterlein.

Fragt sie ihn, warum so lange
Er von Haus gewesen ist:
„Warst du mit dem Morgenstern
Oder mit dem Mond im Zwist?"

Spricht er: „Nein, ich war in Frieden
Mit dem lieben Mondenſchein,
Mit dem lieben Morgenſterne
Und den andern Sternelein.

Sieh, in einer Silberwiege
Lag und ſchlief ein goldnes Kind,
Und da mußte Wache halten
Auf dem Meer der ſtarke Wind.“

Am Morgen.

Von rothem Mund ein rothes Wort
Das ſpricht: „Ich werde tagen.“
Die Sonne kommt, ſie kommt von dort,
Bereit die Schlacht zu ſchlagen.

Hoch über ihr der Morgenſtern
Schwebt als Signalrakete,
Und ſchmettern hör' ich ſchon von fern
Der Lerchen Feldtrompete.

Gottes Hilfe.

Bricht unter dir die Brücke,
Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Waſſer zucke
Und heb' ans trockne Land.

Gott wollte ſich erbarmen,
Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
Dich ſelber aus dem Grab!

Gottes Rose.

Noch hält wie eine Rosenblume
Der Herr die Erd' in leichter Hand;
Nach seinem liebsten Eigenthume
Schaut er in Freuden unverwandt.

Noch immer wird die Rose blühen,
Von Winterhauchen ungeknickt,
Und voll und immer voller glühen
Am Segen, den sein Auge blickt.

Bis endlich eines Tags das Leben
Vom Liebesrosenball entweicht:
Da welkt sie hin, und rings verstieben
Die Blätter duftlos und erbleicht.

Aus Mahmuds Roſenbeet der Geheimniſſe.

Mahmud hat, des roth beroš'ten
Beetes Pfleger, dieß verkündet:
Bei der Liebe Mahle koſten
Einſt die Engel inſtverbündet;
Nieder auf die Erde goſſen
Sie der Becher trübe Reigen:
Da iſt auf der Erd' entſproſſen
Eden, unſer altes Eigen.

Kann bei deinem Liebesmahle,
Himmel, werd' ich liegen dürfen
Und der wunderbaren Schale
Ewig ſüße Trunke ſchlürfen,
Und, indeß der engverbundne
Sonnenreigen geht im Blauen,
Selig auf die überwundne
Dunkle Erde niederſchauen?

Heiliger Dienſt.

Wie eine Kerze ſollſt du ſein,
Die flammt am heil'gen Hochaltar:
Ihr Wachs iſt ſilberhell und rein,
Ihr Licht wie edles Gold ſo klar.

Sie ſteht und leuchtet emſiglich
Weit durch das dunkle Gotteshaus:
Da ruht bei ihrem Schimmer ſich
Manch müdes Herz im Beten aus.

Und haſt du, weil du Andern ſchienſt,
In eigner Glut dich ſelbſt verzehrt,
Wohl! es geſchah im ſchönſten Dienſt;
Das iſt genug und macht dich werth.

Beſchränkt.

Heißt es lieblos! ich bekenne,
Daß ich gerne bin beſchränkt
Auf ein Herz das mein ich nenne,
Auf den Gott der mir's geſchenkt.

Nach Redſchali.

Lerne von der Muſchel, Mund,
Selten deine Lippen rühren,
Und du wirſt wie ſie im Mund
Einen Schatz von Perlen führen.

Rebe und Roſe.

Verſchämtes Weinen hat's begonnen,
Beſcheidnes Blühen fortgeſetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du ſollſt dich mühn, die Hände regen,
Still, emſig, treulich, nimmer ruhn:
Der Himmel hat den reichſten Segen
Geſetzt auf ein beſcheidnes Thun.

Was iſt denn von der Roſe blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz.
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hangen blieb der Dornenkranz.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen,
Wenn über all den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

Lern es einmal doch!

Herz, du biſt ſo alt geworden,
  Und biſt noch ſo jung,
Noch ſo kindiſch jung geblieben,
Daß du immer für dein Lieben
Noch begehrſt Erwiederung.

Daß du meinſt, für treues Mühen
  Ziemte ſich auch Dank,
Nicht an ſtill erlittner Plage
Allerletztem Leidenstage
Noch im Kelch der bittre Trank.

Herz, du biſt ſo alt geworden:
  Lern es einmal doch,
Daß du ſollſt nach beſſerm Lohne,
Anderm Kranz und andrer Krone
Sanftlich tragen Kreuz und Joch.

Sei die Blume, die zertreten,
  Da ſie eben blüht,
Wieder grünt und blüht von vornen!
Trag am Haupte ſtill die Dornen,
Und die Roſen im Gemüth!

Die Lerche.

Nicht ausgespreizt, nicht aufgeschmuckt,
Vielfarbig nicht zusamm'gestuckt,
Braun ist dein knappes Röcklein wie
Dein Heimatherd,
Braun gleich der reifen Aehre, die
Dich schirmt und nährt.

Und dennoch, Staubgeborne, hebst
Den Fittich du und strebst und schwebst
Hinauf, hinauf ins Himmelblau,
Ins goldne Licht:
Dein Kleid von Erde rauh und grau
Beschwert dich nicht.

Und weiter, weiter himmelan,
Der Sonne zu auf steiler Bahn,
Wo königlich den Blick empor
Der Adler zieht,
Hebt, Schwache, dich ihm nach, ihm vor
Dein schmetternd Lied.

Bis du berauſcht vom hohen Glück
Dich ſenkſt und ſchweigend kehrſt zurück,
Des ganzen Himmels dir bewußt,
Zur ſtaub'gen Schluft,
Hoch aufgeſchwellt die kleine Bruſt
Von Himmelsluft.

Nur ein Leben.

Ein Tropfe fällt: es klingt
Das Meer nur leiſe.
Die Stelle wird umringt
Von Kreiſ' an Kreiſe.

Und weiter, immer mehr.
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Die Poeſie.

Du biſt, du biſt die Kette
  Daran ein Gott die Welt
Zu ſich emporgezogen
  Und in der Schwebe hält.

Warum er ſie nicht vollens
  Zu ſich erheben kann?
Dein Widerſpiel, die Lüge,
  Hängt gar zu ſchwer daran.

Fall und Beifall.

Sei nur ſchwach: du wirſt damit
Gleich den Schwachen dienen:
Wenn zum Stumpf die Eiche ward,
Hauſen drin die Bienen.

Jammre nur: man hört ſich gern
Einen Dichter kümmern:
Denn man findet mahleriſch
Eine Burg in Trümmern.

Aber wie den Mauern war,
Da ſie endlich borſten,
Fragt man nicht, und wie im Sturm
War den hohen Forſten.

Epigramme.

Keine Roſe ohne Dornen.

Ein niedrer Strauch, doch weiß er ſich
Vortrefflich auszuſchmücken:
Wer ſänftlich kommt und ſäuberlich,
Den läßt er Roſen pflücken;
Wer ſich auf Blumen nicht verſteht,
Den läßt er Dornen faſſen;
Und wenn ein Schaf vorübergeht,
So muß es Wolle laſſen.

Polemik.

Hat es doch das Feuerwürmchen einmal ebenſo gemacht,
Das zur Sonne ſprach: „Du ſcheineſt nimmer doch wie ich bei Nacht:
Nur bei Tage, wenn es hell iſt, biſt zu leuchten du bedacht.“

Epidemie.

Jeder nur lesen kann und schreiben,
Alles will jetzt Verse machen:
Wer wird endlich übrig bleiben
Um die Andern auszulachen?

Der beste Recensent.

Von Oel ein Recensente,
Wie nützlich wäre der!
Ergoß' er sich, so brennte
Das Feuer immer mehr,
Und wo sich das Wasser zu üppig macht,
Von ihm wär's gleich zur Ruh gebracht.

Feuerprobe.

Ein schlechter Poet, der in Flammen geräth,
Ein weiches Holz, das in Flammen steht,
Die machen den meisten Lärmen:
Sie rasseln und prasseln und krachen stat
Und langen doch nicht zum Wärmen.

Allgemeine Lesegesellschaft.

Alle wahre Dichter sind,
Ihr mögt es nicht verstehn,
Ihr wollt doch nur den Wind
Ein Rohr bewegen sehn;
Ihr wollt doch nur den Halm,
Geschmeidig, ohne Mark:
Im Sturm der Eiche Psalm,
Der Ton ist euch zu stark.

Achillea millefolium L.

Wochenblätter, Sonntagsblätter,
Morgenblätter, Abendblätter,
Blätter, Blätter, nichts als Blätter,
Blätter von jedwedem Schlag!

„Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge
Dich zu preisen, Frühlingstag?“

Des Kaiſers Bart.

Freund, man lernt im Disputieren,
  Wirſt du wiſſen,
Schöne Dinge mancher Art:
Darum bin mit dir zu ſtreiten
  Ich befliſſen,
Wär's auch um des Kaiſers Bart.

„Lieber Freund, du holſt dir keine
  Lorbeerreiſer,
Streitſt du um des Kaiſers Bart:
Denn ſoviel ich noch erfahren,
  Iſt der Kaiſer
An der Backe nicht behaart.“

Nicht behaart an ſeiner Backe?
  Ei bewahre!
Lieber Freund, da irrſt du dich.
Glatt nur iſt ſie, weil er immer
  Alle Haare
Fort barbieret ſäuberlich.

„Der wird ſelber ſich barbieren!
Liebſter, täglich
Kommt ja zu ihm ſein Barbier.
Sollt' er ſelbſt den Bart ſich ſcheren,
Wär' es kläglich:
Bis zum Gürtel wüchſ' er ſchier."

Daß er bis zum Gürtel wüchſe,
Glaub' ich nimmer;
Davon iſt mir nichts bewußt.
Ließ' er ſich die Locken ſtehen,
Würden immer
Sie nur reichen bis zur Bruſt.

„Locken! Locken! welche Rede!
Glatte ſchlichte
Haare hat er im Geſicht:
Nimmer ſah ich noch an einem
Mannsgeſichte
Solche Haare blond und ſchlicht."

So die Farbe zu verkennen
Iſt abſcheulich:
Schwarz, ſo kommt der Bart mir vor;
Schwarz wie Raben, Pech und Kohle,
Etwas bläulich,
Reicht er ihm von Ohr zu Ohr.

„Uebel bist du da berichtet;
Deine Kunde
Weiß ich und ertheil' ich gern:
Denn er hat nur einen Schnauzbart;
Und vom Munde
Zu den Ohren ist's noch fern!"

Denkst du denn des schmucken Bärtchens,
Das gezwickelt
Prangt am Kinn, mit keinem Wort?
Doch so wird der Streit für heute
Zu verwickelt:
Nächstens setzen wir ihn fort.

III.

Weinbüchlein.

1829. 1845.

Vorwort.

„O gäb' einer
Dieſer meiner
Seel' ein Taubenflügelpaar,"
Daß ſie hoch am Himmel kreiſe,
Daß ſie kund' in ſüßer Weiſe
Frieden, der uns ach! entſchwunden,
Freude, die vor Zeiten war.

Strahl der Sonnen,
Wann verronnen
Sind die Fluten all zu Thal?
O ich gönnte meinem Volke
Nach dem Sturm und nach der Wolke
Neubeſchwingten Frühlingsodem,
Grünes Land im Sonnenſtrahl.

Wag's und ſchwinge
Dich und ſinge
Friſchen Sang nach alter Art!
Auf, du meines Liedes Taube,
Fleug zu Noahs Schiff und Laube,
Fleug und bring uns mit dem Oelzweig
Rebenblüte mild gepaart!

Frühling im Wein.

Sonne, Mond und alle Sterne,
Blumenflur und Blütenbaum,
Alles kam aus weiter Ferne
her in diesen Kellerraum:
Sonne, die den Wein erzogen,
kühler Thau, der ihn genährt,
Alles lacht aus seinen Wogen,
Doch verschönt und neu verklärt.

Und die Geister, so die Blüten,
So die Trauben stets bewacht,
So des Rebenstocks zu hüten
Waren allezeit bedacht:
Sehet, auf den goldnen Wellen
Schweben sie und winken her,
Wollen sich zu uns gesellen
Treu in frohlichem Verkehr.

Wenn es reguet, laßt es regnen!
Laßt es ſchneien, wenn es ſchneit!
Wo wir ſolchem Wein begegnen,
Wird's auf einmal Frühlingszeit,
Und im ſchönſten Maienglanze
Zieht die Sonne durch die Welt,
Und mit einem friſchen Kranze
Schmückt ſich Heid' und Wald und Feld.

Der Märzbecher.

Kaum daß seine allerersten
Boten hat der Lenz gesandt,
Hat sich auch vom Leide wieder
Alles hin zur Lust gewandt.

Nicht vom Hälmchen will ich reden,
Das sich ganz verwegen streckt,
Nun es eben erst die Sonne
Aus dem Sand hat auferweckt.

Auch vom Bächlein will ich schweigen,
Das so laut als möglich spricht:
Winter, wo bist du geblieben?
Deine Bande kenn' ich nicht.

Aber sehet nur das kleine
Blümchen dort am kahlen Feld,
Wie es seine blanken Becher
Hat zum Märztrunk aufgestellt.

Immer ſpricht es „Ich bin durſtig“,
  Nimmer „Nun hab' ich genug“;
Einen Tropfen Thaus zum andern
  Schlürft und ſchlürft es Zug auf Zug.

Und ich ſollte durſtig bleiben,
  Wo mir ſolch ein Zeichen ſpricht?
Dieſe kleinen Blumen trinken,
  Und ich große ſollte nicht?

Trinken will ich, und ihr werdet
  Bald an meinen Augen ſehn,
Daß ich wohl verſtehe ſolche
  Frühlingsfeier zu begehn.

Die Bäume und der Weinſtock.

Schau wie wir unſre Wipfel
Weit durch die Lüfte ſtrecken!
Schau wie ſich unſre Gipfel
Auf zu den Wolken recken!
Du Rebe, die des Menſchen Hand
In enge Bande bindet;
Du Rebe, die ſich folgſam windet
Und dreht am Stab und an der Wand:
Wie magſt du dich vergleichen
Der ſtarken ſchlanken Zucht
Der Buchen, Tannen, Eichen?

„Vernehmt, vernehmt die Lieder,
Die friſchen Flötenklänge!
Den Hügel auf und nieder
Bewegt ſich froh Gedränge;
Zur Lohe hab' ich angefacht
Der Freude ſtillen Funken,
Und jedes Herz iſt ſelig trunken.
Wohl, das iſt mein Werk, meine Macht:
Ich gab die vollen Trauben,
Den klaren kühlen Wein;
So gabet ihr die Tauben."

Bardenlied.

Eiche, dich in alle Weiſen
Muß man preiſen,
Weil du trägſt ſo ſchöne Blätter
Und auch Bretter:
Kränze macht man aus den Blättern;
Aus den Brettern,
Daß man ſich in Ruhe berge,
Macht man heimlich enge Särge;
Macht man krummgeſchweifte Wiegen:
Darin iſt noch beſſer liegen;
Macht man Fäſſer:
Das iſt tauſendmal noch beſſer.

Deiner Wiegen krumme Beine
Sind's alleine,
Die mit ihrem luſt'gen Schwenken
Konnten lenken
Unſern Sinn für alle Stunden
Hin zum Runden,
Zu den Fäſſern hold und rundlich,
Zu den Flaſchen rund und mundlich,
Daß wir immer nur der vollen
Runden Gläſer denken wollen,
Und indeſſen
Gern des graden Sargs vergeſſen.

Ode.

Ein Roſenblättchen fliegt vor dem Weſt davon,
Und dreht und wirbelt leicht ſich in lauer Luft,
Und fällt herab und ſenkt ſich nieder,
Wo mit Geplätſcher ein Bach dahinfließt.

O nippe, nippe, du mit dem Roſenmund,
Vom Rand des Bechers, den du mit Wein gefüllt,
Vom Rand des Bechers, den ſich eben
Zitternd die Hand mir zu reichen anſchickt.

Dann ſitz' und freu' ich ſtille mich holden Glücks,
Und ſchaue ſelig lächelnd den Becher an,
Der Wein und Lenz und Kuß, die drei zu-
Sammen beſchließt in der engen Runde.

Der rechte Krieg.

Als Gott das Eisen wachsen ließ, was sollte das? was meinte dieß?
War's nur der Mord, wozu es Gott den dummen Menschen schmieden ließ?
Nur daß er's schärfte sich zum Schwert, nur daß er's spitzte sich zum Spieß?

O wehe dann, o weh dem Mann, deß Hand zuerst ein Schwert gewann!
Die Thräne die vom Augenpaar der armen Waise niederrann,
Nach tausend langen Jahren hängt die bittre Thräne noch daran.

Dann ist das Eisen Lobes werth, wenn ruhig hängt am Herd das Schwert,
Und wenn im Winkel allgemach den Helm und Speer der Rost verzehrt,
Wenn Mann und Weib und Alt und Jung in Frieden seinen Becher leert.

Das iſt des Eiſens ſchönſter Klang, wenn's munter klingt
im Erndtegang,
Und wenn's die üpp'ge Rebe kürzt und Trauben bricht
am Bergeshang,
Daß alle Becher füllt der Wein, und alle Thale füllt Geſang.

Das iſt die rechte Heldenſchlacht, das iſt die Nacht zum
Sieg gemacht,
Wenn laut im Becher lacht der Wein und laut das Herz
im Leibe lacht,
Daß von dem wunderbaren Lärm die Sonne vor der
Zeit erwacht.

Naturlehre.

Den Macrocosmus wie den Microcosmus baun
Vier Elemente: Waſſer, Erde, Feuer, Luft;
Auch nennt ſie Temperamente ſonſt der Aerzte Kunſt.
Das Phlegma wie des Waſſers Flut iſt feucht und kalt,
Kalt iſt und trocken Erd' und auch Melancholie,
Doch heiß und trocken Gall' und Feuer beideſammt,
Die Luft zuletzt ſo wie das Blut iſt feucht und heiß.
Das todtſte, ſchwerſte, allerfreudenloſeſte,
Das iſt des Waſſers kaltes feuchtes Element.
Das leichtſte aber, frohſte wie lebendigſte,
Der Luft ſo feucht als heißes Element iſt dieß,
Das mit der Stirn des Empyreums Gluten rührt
Und mit den Füßen wandelt auf des Meeres Flut.
Nun rechnet welchem Temprament der Wein gehört:
Nicht kalt und trocken, trocken iſt er nicht und heiß,
Rein, heiß und feucht wie Himmelsluft und Menſchenblut,
Leicht, flüſſig, wärmend, fröhlich, alles Lebens Quell.
Was ſag' ich mehr? Aus dieſem Brunnen ſchöpfet denn,
Und flieht des Waſſers kaltes träges Element!

Weinprobe.

Fort mit der Waſſerprobe!
Das ſind nur Gaukelein:
Ich probe nur, ich lobe
Die Probe mir mit Wein.

Laß Oceane fließen!
Sie prüfen dir kein Erz:
Zwei Tropfen Weins erſchließen
Ein ganzes Menſchenherz.

Rheingold.

Am Rhein im Sande dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Gold finden wollt:
Auch der ja bringt mit allem Schweiß und Fluchen
Nur etwas Lauſegold.

Schaut höh'r hinan, wo's ohne die Beſchwerde
Viel Tonnen Goldes giebt:
Das aber hat die gute Mutter Erde
Gewaſchen und geſiebt.

Reimſprüche.

Nun ſo ſei er denn getrunken;
Denn er riecht gar wunderbar:
Was von außen lieblich duftet,
Das erfreut das Innre gar.

Sieh hier in dem Saft der Reben
Spiegeln ſich dein eignes Leben:
Nur dem Trüben folgt die Klarheit,
Nur die Gährung iſt die Quelle
Für die rechte Geiſteshelle,
Nur durch Kämpfe geht's zur Wahrheit.

Das iſt furwahr ein ſchlechter Grund,
Nach dem man in der Taſche ſucht:
Der beſte Grund zum Trinken iſt,
Daß man den Grund der Flaſche ſucht.

Der Wein im Faß wird ſchwächer,
Füllt man nicht neuen nach:
Das macht ein rechter Zecher
Mit ſich und ſeinem Becher
In rechten Treuen nach.

Sogar die Thiere.

Man kann die Staare lehren
Der Menſchenrede Ton:
Sie naſchen Traubenbeeren,
Da kommt die Weisheit von.

Die Füchſe können rauben
Mit Liſten allerhand:
Sie ſchlürfen ſüße Trauben,
Das macht ſie ſo gewandt.

Darum auch ſpringt ſo muthig
Der ſchöne Leopard:
Vom Weine trieft ihm blutig
Und duftet ihm der Bart.

Der Ahornbaum.

Ja du mein guter Ahornbaum,
Was du dich doch erkühnst!
Wie du verwegen in die Luft
Nach allen Seiten grünst!

An jedem Aſt ſo manch ein Stiel,
An jedem Stiel ein Blatt,
Das eben wie die Menſchenhand
Fünf hübſche Finger hat.

Und jeder Aſt an deinem Stamm,
Und jedes Blatt am Aſt,
Das hätte gern den Roſenkelch,
Der unten blinkt, gefaßt.

Er lag im grünen Futteral:
Wer hat ihn doch enthüllt?
Wer hat den Becher von Rubin
Mit kühlem Thau gefüllt?

Ja du mein guter Ahornbaum,
Und grüne noch ſo ſehr,
Streck alle deine Finger aus:
Du greifſt ihn nimmermehr.

Wer trinken will, und hat doch nichts,
Das iſt ein großes Leid.
Es geht noch manchem andern ſo
Zu dieſer Frühlingszeit.

Junker Durſt.

Als der erſte Sonnenſtrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe ſchrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenſter kam er ſo
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab, und ſtellte ſich
In die Stube mitten.

Sprach „Ich bin der Junker Durſt,
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie ſie flammt und ſprühet.

Willſt du heute ſicher ſein
Vor ſo großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja wenn du im Beutel haſt
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und miethe dich
Ein im tiefſten Keller."

Alſo ſprach er und verſchwand.
Aber ich, vermeſſen,
Hatte ſeinen guten Rath
Alſobald vergeſſen,
Rannte durch die ganze Stadt,
Straßen auf und nieder:
Sieh, da ſtand auf eins vor mir
Junker Durſt ſchon wieder.

Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tücht'ger Degen.
Und er ſprach „Du willſt mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unverſehens hatt' er ſich
An mir aufgeſchwungen,
Und da gieng ich nun und trug
Dieſen großen Jungen.

Und er faß mit ſchwerer Wucht
  Feſt mir auf dem Nacken.
Endlich ſtreckt' ich meine Fauſt,
  Um ihn derb zu packen.
Alſo rangen wir. Indeß
  Ward er gar zum Rieſen,
Was er für ein Recke war,
  Hat ſich bald erwieſen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
  Schnell und immer ſchneller;
Bis wir endlich im Gefecht
  Nahten einem Keller.
Da erſt gieng er mir zu Leib,
  Und ich mußt' erliegen:
Eh ich mich's verſah, ſo fuhr
  Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
  Faßt er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
  Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
  Sprach „Ade, mein Kämpe,
Labe dich nach unſerm Strauß!"
  Gieng und zog die Krämpe.

Hier nun ſitz' ich ganz in Angſt
  Bei dem großen Faſſe,
Daß der Kerl mich wieder packt,
  Komm' ich auf die Gaſſe.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
  Iſt geworden droben.
Bis dahin will ich den Wein
  Wacker nagelproben.

'S iſt die Möglichkeit.

Nein, wir kennen keine Sonne,
Keine heut die niedergeht,
Nur des Schenken trübe Kerze,
Der von Tonne hier zu Tonne
Wie der Bergmann nach dem Erze
Suchend hin und wieder geht.

Eine Flaſche nach der andern,
Damit meſſen wir die Zeit,
Daß, wenn im Nachhauſetrollen
Hier vorbei Philiſter wandern,
Sie erſchrocken ſagen ſollen:
Nein, das iſt die Möglichkeit!

Amare non amarum.

Hört's einer jetzt zum erstenmal,
Quam bellae sint puellae,
So singen wir es noch einmal:
Puellae quam sunt bellae!
Sie leuchten in das Herz hinein
So lieblich wie der Sonnenschein
Et sicut noctis stellae.

Wir trinken darum froh bewegt
Tot milia guttarum,
Weil unser Herz in jeden legt
Salutem amatarum;
Wir sprechen bis zum letzten Hauch:
Süß ist der Wein, doch scheint mir auch
Amare non amarum.

Eine Klosterbibliothek.

„Cecidérunt in profundum" —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
„Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Cecidérunt in profundum."

Für die Libri die Liebhaberei
Woher sie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber libri, die sind ja nicht hier:
Hier ist ja nur Liber Liberi.

Unsre Folianten und
Unsre Quartanten und
Unsere Taschen
Ausgaben sind rund:
Tonnen und Fässer und Flaschen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und sind doch fleißige Leser;
Sie studieren gar zu gern:
Drum tragen sie allzeit Gläser.

Das Eine rühm' ich ganz besonders;
Ich hab's erprobt, und denke dest:
Es sind die Bücher samt und sonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die von sich selber trunken wiegt,
Drin eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas,
Die ist vor allem reichlich:
Hier ein kräftiges herbes Nas,
Dort eines süß und weichlich.

Lesarten wirst du auch, Gott helf!
Die besten nur entdecken;
Von der Lese des Jahres elf
Stehn Bücher in allen Ecken.

Der Stil ist klar und flüssig,
Und schön und deutlich die Lettern:
Man wird's nie überdrüssig
In solchen Büchern zu blättern.

Und lis' ich den, meine Seele hüpft,
Weil der den blühenden Stil versteht:
So wie man nur den Zapfen impft,
Gleich springt hervor ein ganz Bouquet.

Hier möcht' ich ein Professor sein,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos studieren:
Da würd' ich profitieren.

Die Wiener Meerfahrt.

Ihr deren Aug' und Wange gern den blanken
Und rothen Wein vor Freuden überblinken;
Ihr die zu stolz ihr seid zum Fliehn und Wanken,
Wenn euch zum Kampf stets frische Becher winken;
Ihr denen nie die Wimpern trunken sanken
Und gar der Leib niemalen kam zu sinken:
Vergonnet mir der schönsten Weingeschichten
In schlichten Worten eine zu berichten.

Einstmals geschah es, daß beisammen waren
Zu Wien im Wirthshaus reiche Bürgersleute,
Und speisten da und tranken auch den klaren
Oestreicher Wein, der ganz ihr Herz erfreute.
Ihr fraget wann? Vor vielen hundert Jahren.
Und wo? Im Wallfisch. Doch geschäh' es heute,
Im weißen Wolfen könnt' es wohl geschehen:
Da sehen wirs noch heuer so ergehen.

Sie saßen da bei Wildbrat und bei Fischen;
Der Fisch will schwimmen, und das Wildbrat laufen:
Drum ließen sie an ihren langen Tischen
Die Kannen fleißig auf und nieder laufen;
Kaum abgesetzt, so tranken sie vom frischen,
Und gönnen kaum sich Muße zum Verschnaufen,
Und sich die Finten, die hinein sie stürzen,
Zu würzen mit Gespräch, die Zeit zu kürzen.

Darüber war der Nachmittag verronnen,
Und auch die Sonne war bereits gesunken;
Sie hatten schon das werthe Ziel gewonnen,
Daß Alle waren süß und selig trunken:
Zu sprechen hat der Eine da begonnen,
Nachdem er lang gerufen und gewunken:
„Gönnt Ruhe mir, bis ihr mein Wort vernommen!
Zu Frommen wird es euren Seelen kommen.

Uns alle drücken schwere Sündenlasten;
Wir mögen kaum der Hölle mehr entfliehen:
Drum laßt, Gesellen, uns nicht länger rasten
Das Heil zu suchen, das uns Gott verliehen.
Und laßt mit Rielen, Rudern, Segeln, Rasten
Uns pilgernd nach dem heil'gen Lande ziehen,
Daß dort, wo Gott gewandelt ist mit Füßen,
Des Süßen Huld erwerbe solch ein Büßen."

Sein Nachbar weinte: „Wer ſprach je beweglicher?
Ich fahre mit: dem Herrn iſt's wohlgefällig.“
Ein Zweiter, Dritter, endlich All' und Jeglicher
Gelobten ſich zum Pilgerzug einhellig:
„So wird uns einſt das Fegefeur erträglicher.
Auf! laſſet uns die liebe Fahrt geſellig
Antreten mit dem nächſten guten Winde!
Geſchwinde, daß die Seele Ruhe finde!“

„Vergeßt nur nicht, euch zu verſehn mit Speiſe,
Mit Gold und Silber, Kleidern und Getränken:
Denn ferne geht und lange währt die Reiſe,
Und auf dem Meere giebt es keine Schenken.“
So ſaßen ſie und überlegten weiſe,
Und Einer half dem Andern ſich bedenken,
Was alles auf dem Weg zum heil'gen Grabe
Für Habe mit ſich er zu führen habe.

Sprach Einer da: „Gut wär' es, eh von Hauſe,
Von Weib und Kind wir, von den Freunden ſcheiden,
Eh uns von hinnen trägt das Schiff im Sauſe,
Noch einmal uns am frohen Mahl zu weiden.
So ſpende Jeder denn ſein Theil zum Schmauſe:
Ich ſteure bei mit dieſen Kannen beiden.“
Da gab ſein Theil ein Jeder her zum Mahle;
Pokale klangen jetzt aufs neu im Saale.

Es gieng der Abſchied Manchem ſchwer zu Herzen,
Und ihre Thränen floſſen unverhohlen.
„Heimat, ade! ich laſſe dich mit Schmerzen;
Der Gnade Gottes ſeiſt du anbefohlen.
So laſſe, Freund, zum letztenmal dich herzen;
Mein Weib, die Kinder ſeien dir empfohlen!
Lebt Alle wohl zu frohem Wiederſehen!
Schon blähen ſich die Segel, Wimpel wehen.“

So ſind ſie nun an ihrem langen Tiſche
Hinausgeſtochen in die Meereswogen;
Schnell flieht dahin der Kiel, der blitzend riſche;
Die Segel wölben ſich in tiefen Bogen.
Doch bald beginnt das Meer, das trugeriſche,
Zu wirken, wie's zu wirken ſtets gepflogen:
Sie müſſen alle Reih herum erkranken,
Und wanken hin und wanken her und ſchwanken.

„Wie wippt das Schiff hinüber und herüber!“
So ruft der Eine da und jammert bitter.
Der Andre ſpricht: „Es wird der Himmel trüber
Und trüber ſtets: uns nahet ein Gewitter.“
„Es gehn die Wellen drunter ſchon und drüber,“
Erbebend ſagt's und kreuzet ſich ein Dritter;
„Es kracht und knackt das Schiff in allen Brettern:
Zerſchmettern wird es noch des Sturmes Wettern.“

Verzweifelnd ſpricht der Eine jetzt zum Andern:
„Mein Bruder, weh! nun müſſen wir verderben.
O daß wir je den Muth gefaßt zu wandern
Um hier ein feuchtes Grab uns zu erwerben!
Nun gleich' ich doch niemalen Alexandern:
Der fuhr ins Meer und kam doch nicht zum Sterben.
O wehe! wie mir meine Sünden drucken
Den Rucken, und mir ſchwarz vor Augen rücken."

Indeſſen war, zu voll vom Weinesſegen,
Ein Burger von der Bank hinabgefallen,
Und lag am Boden, daß er weder regen
Den Finger mochte noch ein Wörtlein lallen.
Da ſah ihn Einer, der noch nicht erlegen
Dem Sturme war. „Heil!" rief er, „Heil uns allen!
Der Himmel will ſich unſrer Noth erbarmen:
Wir Armen ſollen noch daheim erwarmen.

Denn ſeht ihr wohl am Boden hier die Leiche?
Das iſt ein allzuſund'ger Menſch geweſen:
Um ihn nur treffen uns ſo harte Streiche,
Und bleibt er hier, wir mögen nicht geneſen.
Wollt alſo ihr, daß dieſes Wetter weiche,
So packet an und macht kein Federleſen:
Friſch über Bord! und laſſet den Geſellen
Zerſchellen nur am Fels in wilden Wellen!"

Sie rackten ihn, da wacht' er auf und horte
Die Worte noch der ihn zum Fenſter Hebenden.
„So laßt mich los doch! laßt mich los, Bethorte!"
Schrie er in Angſt. „Ich bin ja von den Lebenden;
Nur daß ein Schlaflein mich im Beten ſtorte."
„Was? lebend du?" ſo ſprachen ſie zum Schwebenden;
„Biſt du nicht todt, wie konnteſt du denn ſterben?
Erwerben willſt du daß auch wir verderben."

Sie ließen los, er fiel hinab: doch ſinkend
Blieb er mit ſeinen weiten Kleidern hangen
Am goldnen Wallfiſch, den als Zeichen blinkend
Am Thore trugen derbe Eiſenſtangen,
Dem jener niemals, wenn von fern nur winkend
Er ihn erſchaute, war vorbeigegangen;
Wofür der Fiſch nun an des Rockes Falten
Den alten Gaſt hat freundlich feſtgehalten.

Da oben war nun alles Leid zerronnen,
Und alle Wetter waren fortgezogen,
Und wieder grüßte ſie der Strahl der Sonnen,
Und wieder gieng der Kiel auf glatten Wogen.
Da dankten Gott ſie: „Wieder iſt gewonnen
Des Himmels Huld, er iſt uns neu gewogen:
Nie wird, das hat im Sturme Gott gepredigt,
Beſchadigt, wer des Uebels ſich entledigt."

Auch dem am Wallfisch ward es bald verständlich,
Wie nur ein Wunder ihn dem Tod entrungen.
„Herr, deine Gnaden sind fürwahr unendlich:
Nie preisen dich zur Gnüge Menschenzungen;
Daß ich erhoffe, schien mir unabwendlich:
Da hat ein Wallfisch mich hinabgeschlungen.
Vollende nun das Wunder an mir Schwachen:
Den Rachen laß, o Herr, ihn offen machen!“

Gleich riß sein Kleid: er stund auf festem Grunde,
Und trocken war es unter beiden Füßen.
„Gesegnet seien Ort und auch die Stunde,
Wo ich dich kann, du theurer Boden, grüßen!
Gesegnet, wo mir worden ist die Kunde,
Daß ewig währet Gottes Huld des süßen!“
Da hört' er, wie ein Deckel droben klappte,
Und tappte vorwärts, bis der Riegel schnappte.

Es klangen eben neugefüllte Becher,
Es floß der Wein in leichtem Wellenspiele.
„Heraus!“ so rief der auferstandne Zecher,
„Heraus! wir stehn jetzt am gelobten Ziele:
Willkommen heißt uns arme sünd'ge Schächer
Das heil'ge Land, willkommen nun vom Kiele!
Und hört ihr nicht die lieben Morgenglocken
Uns locken hin ans Land so fest und trocken?“

Mahame.

Der Wein im Falle spricht.

e) Felsenhang, o Bergeswand, — du mein verlornes Vaterland! — vergeblich nach dir mein Verlangen, — mein Sinnen und Sehnen, mein Sorgen und Bangen! — Hier lieg' in Eisen ich gefangen — in finstrer Einsamkeit zu träumen — von meiner Heimat lichten Räumen, — den sonnigen Fluren, den laubigen Bäumen. — Du meiner Kindheit sel'ge Lust, — da ich mich an des Vaters Brust — in traulich stiller Freude schmiegte, — die Mutter mich in Armen wiegte, — die Winde kamen mir zu fächeln, — die Sonne kam um mir zu lächeln, — das Sternenlicht um mir zu thauen, — da frei und froh ich noch zum blauen — Himmelsgewölbe durfte schauen! — Da reifte meiner Seele Muth, — feurig und freudig rann mein Blut, — aufjauchzte hell in meinem Herzen — der Liebe Lust, die Lust zu Scherzen, — die Lust, die Mutter meiner Schmerzen! — Gellende Kriegeslieder singend, — blinkend scharfe Schwerter schwingend, — zog gegen mich ein grimmgestaltiges — Heer, ein frevles siegsgewaltiges; — sie rissen den Unbewehrten Armen — lachenden Mundes, ohn' Erbarmen, — aus der schreckerbleichten Mutter

Armen; — sie führten mit Triumphgesang — mit Geigen- Flöten- Trommelklang — von dannen mich den Leidensgang. — In Zähren meine Augen schwommen. — Ihr habet oftmals wohl vernommen — in Märchen, so die Kinder freuen, — wie Haare köstliche Perlen streuen, — von der Hand berührt, und Edelsteine: — so wurden neue Qualen meine: — sie rauften mich mit wilder kräftiger — Hand, mit hastiger vielgeschäftiger: — da sanken über Augenlider — die Perlen meines Schmerzes nieder. — Voll Schrecken nur, voll Wehgeklages — denk' ich der Leiden jenes Tages, — wie von den Siegern grimm und hart — mit Füßen ich getreten ward, — wie mir zu jenen Stunden — das Blut entquoll aus tausend bittren Wunden, — wie rohe Tagewerker — mich stießen tief hinab in Nacht und Kerker. — Da lag ich nun in Angst verzagend, — jammernd, wimmernd, flehend, klagend, — wie Bergeslast mir auf der Brust — der Freiheit schmählicher Verlust. — Doch bald ward ich mir neu bewußt — der Stärke jugendlicher Tugend, — der Stärke tugendlicher Jugend: — aus Kräften fieng ich an zu ringen — an's Tageslicht empor zu dringen, — die alte Freiheit zu erzwingen; — schon wollte mir der Kampf gelingen, — schon wollten meine Fesseln springen: — da wurden lahm die Schwingen, — vergangen war, erschlafft — der Streit, der Muth, die Kraft: — da fügt' ich mich der Haft — still ewiger Gefangenschaft; — ich ließ mich führen tief ermattet — zum Kerker, der mich jetzt umschattet, — ließ mich fern vom Vaterlande — schmachvoll schlagen in Eisenbande. — O Felsenbang,

o Bergeswand, — du mein verlornes Vaterland, — du Land der Freiheit und der Ehren, — Land meiner Zähren! — und wenn die Tage wiederkehren, — da deine Zweige werden grün, — da deine Blüten wieder blühn, — dann will mein Herz aus der Brust heraus, — dann klopf' ich an mein enges Haus, — und hin zu dir möcht' ich, zu dir! — ach! und gefangen lieg' ich hier. —

IV.

Zeitgedichte.

1830—1843.

1830—1833.

An die deutſchen Dichter.

Setzt vom Munde nun die Flöten,
Legt die Lauten aus der Hand!
Seht ihr nicht den Himmel röthen
Wechſelſtreitend Blut und Brand?

Fort mit euren Roſenkränzen!
Andre Zierden thun euch noth:
Denn es ſtreicht zu andern Tänzen
Nun der alte Meiſter Tod.

Heuer ziemt der Dichtergilde
Schwert zur Hand und Harniſch an,
Daß der Flammenſchein vom Schilde
Funkelnd wiederleuchten kann.

Worte ziemen euch, die wettern
Wie ein Schwert im Schlachtengang:
Töne ziemen euch, die ſchmettern
Wie der Kriegsdrommeten Klang.

Zierlich lispelnd, zartlich raunend
Singet ihr so manches Jahr:
Jetzt mit lautem Ruf posaunend
Schreit' einher die Priesterschaar.

Laßt es tönen, laßt es dröhnen!
Blaset, blaset, daß es gellt,
Daß in Schutt ob ihren Söhnen
Jerichs zusammenfällt!

Allzufrüher Frühling.

Offenbare Verſchwörung und Empörung
Iſt, ſoweit ich nur ſchaue, rings im Werke,
Hochgefährliche. Wem nur mag es gelten?
Nun, dem Winter, dem kürzlich reſtaurierten,
Mit der weißen Kokard' und weißen Fahne.
Und wer hat ſich verſchworen? wer empört ſich?
Ach, ich nenne ſie dir nur mit Entſetzen.
Räthſt du, wer an der Spitze ſteht? Der Himmel!
Mit dreifarbiger Fahne kam er Morgens,
Roth am Saum und darüber blau, dazwiſchen
Weiße Streifen. Sogleich hat auch die Erde
Aufgeſteckt die Kokarde, die verpönt war,
Ein dreifarbiges Veilchen. Und ein neuer
König iſt proclamiert: man nennt ihn Frühling.
Weh, es fliehen die Garden ſchon des alten.
Scheidend ſagt er „Ich geh ja gerne, gerne:
Nehmt zum Könige nur da meinen Enkel,
Dieß unſchuldige Kind, das kleine Merzchen!"
Nichts da! Alle begehren nur den Frühling:
„Fort den Winter! und fort den Merz! wir wollen
Den vollſtändigen, unverkürzten Frühling."
Meinethalben! es kommt euch nach: es läßt ſich
So leichtfüßig der Merz nicht überſpringen.
Hütet eures allzufrühen, hütet
Des vollſtändigen, unverkürzten Frühlings!

Die Bäume.

Ob in des ganzen Landes Raum
Dir Freiheitsbaum ein andrer gleiche?
So wollen fragen wir die Eiche
Und fragen dort den Apfelbaum:

Ob's fester sich im leichten Staub,
Ob tief im Grunde fester fuße,
Und ob der frischen Luft zum Gruße
Nicht besser taug' ein frisches Laub?

Und fragen dort, die ungehärmt,
Die Kinder, feiern ihre Feste;
Den Vogel auch, der hoch im Neste
Die Schaar der Jungen singend wärmt;

So wollen fragen wir im August
Den Ackersmann, den müden Wandrer:
Ob besser du als je ein andrer
Zum Schatten und zur Labe taugst?

So wollen fragen wir im Herbſt
Die Bauern: ob du etwa reicher
Für ihre Keller, ihre Speicher
Mit Früchten deinen Wipfel farbſt?

So wollen fragen wir den Wind,
Der wird es doch zuletzt entſcheiden:
Ob beſſer von den Bäumen beiden
Die kahlen oder grünen ſind?

Frau Freiheit.

Einſtmal legt' an ſich ein Ritter
Einer Königinn Gewand:
Als Frau Venus hoch ſtolzierend,
Ritt er wohlgemuth turnierend
Von Friaul zum Böhmerland.

Zoge Freiheit jetzt die Straße,
Kam' ſie wahrlich nicht ſo weit:
Eh ſie einen Schritt gegangen,
Wäre die ſchon eingefangen:
O der ſchlimm verkehrten Zeit!

Ueber'm Rheine ruft nun etwas,
Das ſich für die Freiheit giebt.
Kennt ihr nicht den Hahn erkennen,
Der, zu geil für ſeine Hennen,
Fremde noch zu treten liebt?

Laßt ihr euch nicht willig treten,
Legt er ſelber wohl ein Ei:
Iſt die Schale dann zerbrochen,
Kommt ein Baſilisk gekrochen
Und zerfleiſcht euch krank und frei.

Wenn ſie nicht von Süden kommen,
Kommen darf von Weſten nicht,
Ach von wannen? Denn es lechzet
Nur nach Freiheit, Freiheit ächzet,
Was mit deutſcher Zunge ſpricht.

Dort von Oſten, mit der Sonne,
Geht der neuen Freiheit Bahn;
Nicht aus den Gefilden Reußens:
Mit der Mauerkrone Preußens
Iſt ſie feſtlich angethan.

Als der Sieg die jungen Flügel
Ueber Deutſchlands Bannern ſchlug,
Flog er auch deſſelben Weges:
Darum wandelt dieſes Steges
Nun die Freiheit auch mit Fug.

Eine nur muß ihr als Schweſter
Gehn zur Seite treu gepaart:
Einheit, die mit feſtem Bande
Oeſtlich, weſtlich alle Lande
Wie ein Bündel Pfeile wahrt.

Wen ihr gern zum Schirm und Hüter
Dieſer Frauen auserſeht?
Den die Krone ſchmückt am Riemen,
Dem mag auch der Stuhl geziemen,
Der im Dom zu Aachen ſteht.

An Friedrich Wilhelm.

Haben denn vergeblich jene,
Deren Ruhm auf uns noch erbt,
Von der Memel bis zur Seine
Jeden Schritt mit Blut gefärbt?
Trugen über Deutschlands Gränzen
Sie die Waffen blank und scharf
Darum, daß nach ihren Kränzen
Nun der Franke greifen darf?

Hast du darum deutsche Erde,
Edler König, nur befreit,
Darum die entweihten Herde
Deutscher Sitte neu geweiht,
Daß die Schaar verzagter Täuber
Wieder aus einander stiebt,
Wenn es wieder einem Räuber
Deutschlands Herr zu sein beliebt?

Nach dem Schild der Hohenzollern,
Sieh, wie aller Augen schaun!
Nirgend einen ehrenvollern
Giebt's in allen deutschen Gaun.
König Friedrich Wilhelm, wag es,
Setze Deutschlands Kron' aufs Haupt,
Das so manches großen Tages
Ew'ger Blätterschmuck umlaubt!

Rheinweinlied.

Die ihr euch bemüht und fleißet,
Daß ihr deutſches Land zerſtückt,
Wie ihr zupft und zerrt und reißet,
Nimmer iſts euch voll geglückt:
Habt ihr auch das Reich gebrochen,
Stehn die Berge feſt im Grund,
Und die deutſchen Reben kochen
Rache noch und Schwur und Bund.

Reben von des Rheines Borden
Bis zur fernen Ungermark:
Alle ſind von Einem Orden,
Alle deutſch und alle ſtark;
Deutſche Rebe hier in Sachſen,
Deutſche Rebe dort am Main;
An der Alpe ſelbſt erwachſen
Iſt ein guter deutſcher Wein.

Die ihr trauet, euer Glaube
Wird zu Schanden bald gemacht,
Wenn ihr ſchleunigſt nicht die Traube
Auszurotten ſeid bedacht:
Denn es ſchwebt ob ihrem Schäumen
Immerdar ein guter Geiſt,
Der Erfüllung unſern Träumen,
Unſerm Kummer Troſt verheißt.

Denn des Oesterreichers Klage
Klingt uns fort und fort ins Ohr:
„Denkt ihr wohl noch jener Tage,
Da ein Kaiser Treue schwor?“
Aber Mosel, Rhein und Eifel
Sind mit gutem Trost bereit:
„Lasset Bangigkeit und Zweifel!
Eure Zukunft ist nicht weit.“

An der Mosel, an dem Rheine,
An der Ahre grünem Thal,
Wo die Fürsten aller Weine
Reift ein gnäd'ger Sonnenstrahl:
Dort, ja dort soll dir entbrennen,
Deutsches Reich, ein neuer Stern,
Und aufs neue wirst du nennen
Einen Kaiser, Einen Herrn.

Herbstklage.

Klaget nicht, daß auf den Feldern
Stirbt der Blumen muntrer Schein,
Daß verstummt sind in den Wäldern
Nachtigallenmelodein;
Singet buntgesprengten Nelken
Nicht ein seufzend Scheidelied!
Laßt die Blumen immer welken:
Solcher Dinge viel geschieht.

Klaget lieber, daß den Auen
Heuer je ein Frühling kam,
Daß die Erde sonder Grauen
Frühlingskleider an sich nahm,
Daß mit buhlerischen Blicken
Sie den Himmel angelacht,
Daß man sah die Blumen nicken
Und den Wald in grüner Pracht.

Wahrlich, besser ihm gestanden
Hätt' ein schwarzes Trauerkleid:
Denn es ist in allen Landen
Trauer, Trauer weit und breit;
Mit des Zornes voller Schale
Flog ein Engel durch die Welt:
Wehe! klingt's durch alle Thale,
Wehe, weh! in Wald und Feld.

Um ein Volk, das frei der Scheide
Hat sein Schwert und ungeschreckt
Hat zu einem großen Eide
Haupt und Hand emporgereckt,
So die Bürger, wie der Adel,
Und der Bauern treues Blut,
Zu bewahren ohne Tadel
Ihrer Herzen höchstes Gut.

Nicht mehr gilt es frei zu leben:
Nur um einen freien Tod
Hat dieß Volk sich hingegeben
Seiner tausendfachen Noth;
Nicht, daß an der alten Gränze
Sich aufs neu sein Adler spreizt:
Makellose Todtenkränze
Sind es nur, wonach es geizt.

Löwenherzen! vor den Fahnen
Liegt noch manches grüne Reis;
Rennet froh die blut'gen Bahnen
Nach der Ehre letztem Preis!
Wandle, heil'ge Lämmerherde,
Bis ihr eure Nacken beugt,
Vor den Völkern aller Erde
Blutend für die Freiheit zeugt!

Tiefe Helden zu betrauern
Oeffne weit das Thor, o Herz!
Zage nicht vor Leid zu ſchauern,
Nimm den ganzen vollen Schmerz!
Wenn die Auen neu ſich färben,
Klag' um dieſes Volkes Noth;
Wenn die Blumen wieder ſterben,
Klag' um dieſer Helden Tod!

Wiegenlied.

Noch iſt Polen nicht verloren,
Wenn auch jetzt ſein Banner ſinkt,
Hor' es, Kind, daß ich geboren
Kind, das meinen Buſen trinkt.

Hor' es, Fleiſch von meinem Fleiſche,
Blut von meines Herzens Blut!
Weißt du, welchen Lohn ich heiſche
Für die treue Mutterhut?

Als dem Vater ließ das Leben,
Fiel das Schwert ihm aus der Hand:
Kind, du ſollſt es neu erheben
Für das arme Vaterland.

Kind, nach deines Vaters Bilde
Iſt dein Antlitz ausgeprägt:
Ja, du biſt's, der im Gefilde
Wieder hoch die Fahne trägt.

Unter lautem Waffenklange
Hat dein Vater dich gezeugt;
Unter kriegerischem Sange
Hab' ich dich zuerst gesäugt.

Ewig soll in deine Ohren
Schrein und mahnen jener Ton:
Was dein Vater hat geschworen,
Mach es wahr, getreuer Sohn!

Hör' es, Kind, das unterm Herzen
Schon verwaist die Mutter trug!
Hör' es, hör' es, Sohn der Schmerzen,
Dessen Vater man erschlug!

Fragst du, Knabe, nach dem Grabe,
Wo man ihn begraben hat?
Werde stark und fromm, mein Knabe!
Ueber Leichen geht der Pfad.

Der Eichbaum.

Pflanzt einen Eichbaum über das Grab mir hin,
Der frohlich rauſchend mir in der Ruh der Nacht
Erzähle, wie von Wald zu Walde
Männlicher Muth und die Freiheit wohne.

Dann duld' ich gerne, daß mir ein Ackersmann
Den Sand der Gruft mit klingendem Pfluge bricht,
Und gern, daß eines Hirten Lämmer,
Weiden die Gräſer an meinem Grabe.

Doch wehe, weh euch, wenn mir das dunkle Blatt
Mit leiſem Seufzen beſſere Kunde bringt:
„Noch immer ſind wir Eichen feſter,
Treuer als jene die wir beſchatten.

Die Berge ſtehn noch: aber die Menſchen ſind
Schon längſt geſtrauchelt über den eignen Fuß;
Und Freiheit iſt nur bei den Vögeln,
Welche geborgen im Laub mir niſten."

Schwert und Feder.

Tenzone.

Streitende: Wilhelm Wackernagel,
Karl Joseph Simrock;
Richter: Adelbert von Chamisso.

Wilhelm.

Joseph, nun zieh' ich vor dein Haus,
Und schlag' ans Thor und rufe dich zum Streit heraus:
Freund Joseph, komm und sei zum Kampfe wacker!
An meiner Hüfte klirrt das Schwert,
Und munter weht die Fahn' am Schaft; es schnaubt das Pferd
Und drückt den Huf unruhig in den Acker.
Wer unterliegt, der zürnet nicht: leicht tröstet sich jedweder,
Warf Freundesarm ihn auf den Sand.
Ich frage dich, antworte du und sprich zur Hand:
Ist mehr das Schwert zu ehren, mehr die Feder?

Joſeph.

Ich öffne, Wilhelm, dir das Thor,
Da ſtehſt du unberitten, ſtehſt zu Fuß davor:
Es ſchnaubt kein Roß, es klirren keine Sporen;
Nicht Schwert noch Lanze giebt's zu ſehn:
Nur eine Fahn' am Schaft der Feder ſeh' ich wehn;
Sie reitet auf dem Sattel deiner Ohren.
So haſt du, ſeh' ich ſonnenklar, der Feder dich ergeben,
Und ſprichſt dem Dienſt des Schwertes Hohn.
Das Gaſtrecht ſchützet dich: ſonſt lehrt' ich dich zum Lohn
Das Schwert verehren, dem die Reiche beben.

Wilhelm.

So lobe du den grimmen Sturm,
Wo auf den Menſchen Feuer ſpeit der gift'ge Wurm,
Und manchen Frühling vor der Frucht beendigt;
Wo höhniſch ſich das Eiſen rächt,
Daß ihm der Menſch geboten hat „Nun ſei mein Knecht"
Und ſeinen Trotz mit Feuerglut gebändigt.
Ich lobe mir die goldne Zeit, wenn aus des Krieges
Brünſten
Verſchönert Stadt um Stadt erſteht,
Harmlos das Schwert als Senſ' und Pflug zu Felde geht.
Dem Frieden Lob und Lob des Friedens Künſten!

Joseph.

Den Frieden dankst du nur dem Schwert,
Das dort den Feind des Staates Grenzen achten lehrt,
Hier niederzwingt der Meutrer freche Rotte,
Und wenn Gewalt das Haupt erhebt,
Die Tyrannei im selbstgeschürften Grab begräbt:
Sonst würden Freiheit und Gesetz zum Spotte.
Als gegen Volkes Recht und Heil Verräther sich verschworen
Und ihre Feder Unbill schrieb,
War's nicht das Schwert, das sich erhob und sie vertrieb?
Drum hab' ich mir das Schwert zur Braut erkoren.

Wilhelm.

Wohl war's das Schwert, das Wunden schlug,
Das weit durch's Land der Freiheit frischen Odem trug
Und neue Flammen weckt' aus morschem Zunder:
Doch, die es wüthig austheilt,
Hat je das Schwert die Wunden wieder zugeheilt?
Nur Peleus Speer vollbrachte solche Wunder.
Wer pflanzet auf das heil'ge Grab gefallner Kriegerschaaren
Des Oelbaums friedliches Geschlecht?
Die Feder ist's. Die Feder giebt der That das Recht,
Und das Geschehne macht erst sie zum Wahren.

Joseph.

Wenn dich das Schwert im Kampf berührt,
So ehrt es dich so hoch als jenen, der es führt,
Und Ehre wird der Balsam deiner Wunden.
Doch wem die Feder Wunden schlug,
Wem tückisch Ehr' und Ruf beschmutzt' ein Federzug,
Wär' nicht das Schwert, so konnt' er nie gesunden.
In Schande kann die Feder nur des Schwertes Großthat wandeln,
Wenn ihre Galle sie befleckt.
Wo bleibt die Mannheit? Weh! das Heer der Schreiber wächst.
Und seit man schrieb, verlernte man zu handeln.

Wilhelm.

Siehst du, wie stark die Feder ist?
Wie siegsgewiß sie mit dem Prahlhans Schwert sich mißt
Gewandte Klugheit mit der plumpen Stärke?
Zehn Jahre fraß nie satt das Schwert,
Und Troja stand. Da kam die List und schuf das Pferd,
Und Troja fiel unkriegerischem Werke.
Was Ajax nicht, Achilles nicht mit aller Kraft vollbrachten,
Ulysses that's, die Schlauheit that's;
Ein ewig Lied gedenket ewig seines Raths:
Und an dem Ziel willst Schlauheit du verachten?

Joſeph.

Schmückt ſich die Feder mit Verrath,
So rühme ſich das Schwert der echten Heldenthat:
Oft hat die Kraft der Argliſt Trotz geboten.
Als Philipps Sohn die Perſer ſchlug,
Wohl hätte gern gehemmt die Liſt des Siegers Zug;
Doch Alexanders Schwert zerhieb den Knoten.
Sie feilſchten um die Freiheit Roms: doch als nun Schwert und Scheide
Der Gallier in die Schale warf,
Das mahnte ſie, wie viel ein Römer dulden darf;
Da galt das Eiſen mehr als Goldgeſchmeide.

Wilhelm.

Sind Wageſchalen dein Gewähr?
Nun wohl, ſo weiß ich noch ein hübſch Geſchichtchen mehr,
Von einem Stein, den Alexander wägte.
Es war ein Steinchen klein und fein:
Jedoch wie viel man Gold auf Gold und Stein auf Stein
Und Eiſen in die andre Schale legte,
Doch wog das kleine Steinchen mehr und hob ſich nicht ein Härchen.
Nun legte man dagegen nur
Ein Körnchen Erd', ein Federlein: o weh! da fuhr
Der Stein empor. Das iſt ein deutlich Märchen.

Joseph.

Das Märchen iſt nicht allzuklar:
Doch daß die Feder allzuleicht, iſt offenbar:
Denn mit ihr ſpielen alle Himmelswinde.
Wie ſie ein Hauch von dannen trägt,
So iſt ſie auch zu Lieb' und Haß gar leicht bewegt,
Und mit den Farben wechſelt ſie geſchwinde.
Vertrauend auf den alten Spruch, daß Lettern nicht erröthen,
Hielt manche ſchon das Gold ſo lieb,
Daß ſie in einem Athem für und wider ſchrieb.
Das thut kein Schwert, wie viel ſie Schätze böten.

Wilhelm.

Wie glücklich unſre Zeit doch iſt,
Daß man in ihr der ſchlimmen Schäden ganz vergißt,
Woran die Zeit der Väter ſchmerzlich krankte,
Wo ſich für Gold das Schwert verdang,
Wo golderkaufte Treue gieng den Todesgang,
Wo golderkaufte Treue zaghaft wankte;
Wo man das Blut, das Gott gehört und das dem Vaterlande,
Auf fremdem Feld zu Markte trug;
Wo, je nachdem die vollre Schale niederſchlug,
Zu Schanden ward die Treu, zur Treu die Schande.

Joſeph.

Das iſt vergeſſen und geſühnt.
Seit neu zum Kampf der Ehre ſich das Schwert erkühnt
Und theurem Recht die ſcharfe Klinge weihet,
Seit jeder Bürger zieht ins Feld,
Für eignen Herd und Weib und Kind dem Feind ſich ſtellt,
Soldatenſtand, biſt du gebenedeiet.
Ja, dir gebührt der Ehrenpreis vor allen andern Ständen,
Du kämpfeſt nicht um ſchnöden Sold:
Die Saat der Felder, die du ſchirmſt, das iſt dein Gold,
Und heilig iſt das Schwert in deinen Händen.

Wilhelm.

Schwertgeklirr und Pulverdampf,
Die beide kämpfen nicht allein den heil'gen Kampf:
Die Thräne kämpft auch in der Wittwen Augen;
Mit kämpft der Kinder fromm Gebet;
Zur Fahne wird, die freudig auch im Felde weht,
Zu Wehr und Waffen, die im Streite taugen,
Geſang, der für den Schlachtenreihn den ehrnen Fuß
beflügelt,
Aus Prieſters Mund ein Segenswort,
Das Gott dem Herrn zum Opfer weiht den blut'gen Mord,
Geſetz, das ſiegreich auch den Sieger zügelt.

Joſeph.

Und das Geſetz, was giebt ihm Kraft?
Was ſchirmt das Recht und heitre Kunſt und Wiſſenſchaft,
Die arme Wittw' und den unmünd'gen Knaben?
Wo fand der Held den Zauberſtab,
Der Staaten ſchuf und blödem Volk Geſetze gab,
Lag noch das Schwert im Erdenſchooß vergraben?
O wunderthätig Schwert, du biſt die echte Wünſchelruthe,
Die über Welten Macht verleiht;
Die Krone ziert den König minder, als im Streit
Das Schwert ihn ſchmückt, gefärbt im Feindesblute.

Wilhelm.

Alſo, weil man klettern muß
Am Felſen, eh man kommt ins Thal, ſo iſt's Genuß,
Und iſt es beſſer, daß man immer klettert?
Weil man Steine braucht zum Haus,
So iſt der Meiſter nicht der Meiſter ſeines Baus,
Wenn er nicht ſelbſt den Fels in Quadern ſchmettert?
Ein wackrer Diener iſt das Schwert, die Fürſtinn iſt
die Feder;
Sie ſpricht zu ihm: „Mein lieber Knecht,
Sieh, hier und dort und dorten wird gekränkt das Recht:
Geh, ſchaffe Ruh! Schwert, ziehe dich von Leder!"

Joſeph.

Haſt du vergeſſen, was ich ſprach?
Das Schwert zerhieb des alten Söldnerjoches Schmach;
Kein Machtſpruch darf mit unſerm Herzblut ſchalten.
Ein frei Geſchlecht umſteht den Thron:
Weihn wir dem König Gut und Blut, das iſt kein Frohn;
Wir dienen keinen feindlichen Gewalten.
Wer uns gebeut, den fragen wir nach ſeinem Herrſcherrechte.
So fragt dich Kiel das Schwert nun auch:
„Wer hat zum Fürſten dich geſetzt, du dummer Gauch?
Geh, ſieh dich um nach einem andern Knechte!“

Wilhelm.

Freund, geht der Kater auf den Fang,
So fängt er zwar die Mäuſe ganz nach freiem Hang,
Und dennoch ſteht er nur in Brot und Lohne.
Das Schwert iſt nur der ſtarke Held,
Der ſorglich treu am Thore draußen Wache hält,
Und drinnen ſitzt der Frieden auf dem Throne.
Doch ſage! wär die Feder nicht, die Fürſtinn hochgeboren,
Wo bliebe deines Schwertes Ruhm?
Zweimal erlegen wäre Siegfrieds Heldenthum,
Zweimal der Nibelungenhort verloren.

Joſeph.

Viel Wunder wirkte Siegfrieds Hand;
Mit ſeinem Schwerte wirkt' er ſie, Balmung genannt:
Nicht mit der Feder zwang er Federhelden.
Doch hält der Gänſekiel ſich brav,
So wird er noch am Hof des Schwerts Hiſtoriograph,
Und darf der Nachwelt ſeine Thaten melden.
Will er ein König ſein, wohlan, ſo nenn' er ſeine Ahnen!
Von wannen ſchreibt ſein Adel ſich?
Er leitet ſein Geſchlecht wohl gar von Genſerich,
Der einſt gebot Vandalen und Alanen?

Wilhelm.

Nun wohl, ſo ſag' ich's, weſſen Macht
Die Feder adelt und zum Herrn des Schwertes macht:
Es iſt der Geiſt, der unbezwingbar ſtarke,
Vor dem in Staub die Lüge ſtürzt,
Der Demantketten um des Reiches Grenzen ſchürzt,
Der junge Völker nährt mit Löwenmarke;
Der Geiſt, den keine Feſſel zwingt, der keinem Blitz erzittert;
Der Geiſt, der ungebrochen bleibt,
Wenn auch im Sturm das ganze Meer voll Trümmer treibt:
Es iſt der Geiſt, an dem das Schwert zerſplittert.

Joseph.

Der Geist der Feder? Freund, du weißt,
Wenn deine Feder taugen soll, so wird der Geist,
Die Seele wird mit Messern ihr benommen:
Drum schreibt sie Wahn und Afterwitz;
Durch Menschensatzung reizt sie Gottes Racheblitz,
Heißt Finsterniß und Sklaventhum willkommen.
Zuletzt ergrimmt des Volkes Geist, streng geht er zu Gerichte,
Die Götzen stößt er vor die Thür,
Mit Schwert und Flammen tilgt er aus die Ungebühr
So wird der feilen Feder Werth zunichte.

Wilhelm.

Rein war die Erd' und jungfräulich,
Eh Kain seinen Bruder schlug. Da warf sie dich,
Dich, Schwert, ans Licht, daß du ihr Magdthum rächtest;
Du Kind der Schuld, des Bruderneids,
Daß endlos du zum Sühnungsopfer ihres Leids
Blut ihr und Blut und wieder Blut nur brächtest.
O weh, wie konnte Joseph dich zu solchem Preis erkiesen
Für dich erheben solchen Streit!
Und wüßt' ich einen, der zu richten wär' bereit,
So ließ' ich gerne Streit und Recht an diesen.

Joſeph.

Verläumderiſche Feder du!
Doch ſoll es zur Entſcheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unſerm Streite Meiſter.
Das Schwert einſt führt' er als ein Held,
Jetzt mit der Feder ſchreibt er, was uns wohlgefällt:
Herr Adelbert der Weltumſegler heißt er.

Wilhelm.

Es ſteht ihm wohl das Saitenſpiel, dem einſtmals, friſch geſchwungen,
So wohl die blanke Klinge ſtand;
Drum ſeh' ich gern das Richterſchwert in dieſer Hand.
Gelingt mir hier, ſo iſt mir wohl gelungen.

Adelbert.

Das Geld iſt Macht und Herrlichkeit.
Ein Freiherr Rothſchild iſt der Heros unſrer Zeit.
Verderblich ſind die Schuld nur und die Schulden.
Das Geld ſchafft Frieden nur und Krieg.
Das Geld, das liebe Geld bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend ſich gedulden.
Und iſt euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsſpruch gelegen:
Wer mich am beſten honoriert,
Das mehrſte Geld mir giebt, behält, wie ſich's gebührt,
Bei mir auch Recht, und das von Rechtes wegen.

Vor Sonnenaufgang.

Ihr geht und fröstelt, steht und zittert,
Und Keiner ist, dem's recht behagt:
Doch wer die Zeichen kennt, der wittert,
Daß eben nun es tagt, es tagt:
Erst muß ein scharfer Morgenwind
Hinfahren durch die Dämmerungen,
Bevor am Himmel kühn erschwungen
Die Sonne selber Platz gewinnt.

Der Lerche dort im Felde schaudert
Das frische Wehen durch die Brust:
Sie schüttelt sich, dann ungezaudert
Steigt sie vom Bett empor mit Lust,
Und jubelt dem im Osten fern
Schon aufgeschlagnen Aug' entgegen,
Und schwebt, mit stolzen Flügelschlägen,
Mit Sang und Klang ein Morgenstern.

1840—1843.

Hamburg 1842.

Auf den Trümmern von Augusta Rauracorum.

So stört der Mensch die Werke der Natur,
Und aber die Natur das Werk des Menschen
Einst dehnte Wald und ödes Heideland
Einfarbig, stumm, sich über diese Hügel;
Der Rhein nur rauschte, hoch nur aus den Wolken
Schrien wilde Vogel ihrer Beute nach.
Da schritt der Romer siegend durch die Berge,
Und schaut' umher, und griff den schweren Stein,
Und warf ihn hin zur Erden und gebot
Mit Thurm und Mauer eine Römerstadt.
Nun schien der Tag in dieser Berg' und Thäler
Uralte Nacht: er schien auf Gassen, Märkte,
Gewässer, weit in Rinnen hergeleitet,
Zum Schauspiel flutend großes Volksgedräng.
Verstummt, verschwunden jetzt! hinweggewischt
Ein Traum der Nacht beim Ruf der Morgenwache.
Denn Meisterinn ist wiederum Natur,
Und hegt im neuen Walde neu Geflügel,
Und pflegt des Weinstocks auf besonntem Hügel,
Des Grases dort auf stiller Wiesenflur.

Beim Ruf der Morgenwache weggewiſcht
Ein Traum der Nacht; nur einzle Bilder ſchweben
Noch über Tag dem Tagesauge vor.
Broſamen nur ſind über noch geblieben
Vom reichen Gaſtmahl, das in Schreckenseile
Hier auseinander fuhr. Etwann ein Schwert:
Einſt in der Hand erklang's dem Herrn der Welt,
Von Blute roth, jetzt aber roth von Roſte.
Dort aufgepflügt ein Häuflein Ziegelſteine;
Dazwiſchen floß ein Bächlein einſt hinab,
Den Bädern zu; hin rauſcht' es durch die Gaſſen:
Nun hat es ſich gemach ringsum vertheilt,
Und trieft unhörbar durch den Grund der Matte.
Von all dem Lärm, dem Reichthum all des Marktes
Nur etwann ein verſchliffen Stücklein Erz
Mit Bild und Umſchrift eines Römerkaiſers;
Sein war der Zins; doch Gottes iſt die Welt.
Dort das Theater! Sieh, es weidet jetzt,
Wo Löw' und Bär, wo Menſchen einſt gekämpft,
Furchtlos das Lamm, und ruhig blökend wandelt
Ein junges Rind und rupft das feuchte Gras.
Und Stuf' an Stufe jetzt herniederquellend
Nicht Menſchen mehr, den Sterbeſchrei der Fechter
Zurückejauchzend, während obenhin
Ein leinen Dach ſich ſpreitet: Buchen weben
Den Rain entlang ein ſchattengrün Gewölbe,
Und ſchirmen ſanft und ſtill das ſanfte Lamm.
Wo aber ſind der Menſchen, all der tauſend,
Wohnſtätten nun? Geh hin zu jenen Hügeln,

Zu jenem tiefgefurchten Ackerfeld:
Da wohnen sie; klopf' an, und rieseln hörst du
Den Kies am Sarg, vom Todtenbein den Staub.
Geh zu der Mauer dort und ruf: Augusta!
Augusta! ruft die Mauer dir zurück;
Sonst alles stumm, nur noch die Steine schrei'n.
Was in der Erde Kern verwurzelt dünkte,
Dahin, verstoben, noch im Wind verstiebend!
Und nur der Rhein fließt immer noch vorbei,
Und nennt, derselbe der das Fundament
Der Römerwarte rauschend einst bespült,
Des Apfelbaumes fruchtbeladnen Ast.
Dahin, verstoben, noch im Wind verstiebend!
So hangt zuletzt, wenn Nacht und Schlaf und Tod
Den Tag beschleichen und der Sonne Glanz,
Am Bergeshaupt ein welker Rosenkranz,
Ein zuckend, still verzuckend Abendroth.

Und wie ich so, auf Moos und Stein gelehnt,
Mit meinem Stab nachsinnend schürf' im Staube,
Da dämmert's vor des Geistes Augen mir
Am Horizonte rings wie Feuer auf:
Altären gleich steht Feuersäul' an Säule
Bis weit hinab ins ferne Morgenland
Auf Aschenhaufen eingesunkner Städte.
Und Eine Glut, sie wächst, sie will nicht weichen,
Sie schießt empor, ein Nordlicht grausenvoll,
Darein verworren alle Schreckensbilder.
Vom Feuer hier und dort von Menschenhand,

Die liebend mühevoll ſie aufgebaut,
Von Menſchenhand nun wiederum zerſtört,
Bricht Haus an Haus und Markt an Markt zuſammen;
Auf Grab und Kreuz hernieder kracht der Thurm;
Die Brunſt erliſcht: her brauſt ein neuer Sturm,
Und Hamburg liegt und zuckt und ſtirbt in Flammen.

Getroſt, mein deutſch Venedig! ſchau hieher!
Hieher, wo ſieben Hügel ſiebenthorig
Die ſtolze Baſilea überlagert;
Und auf den Marken dreier Heldenländer,
Schwergoldner Frucht, reich ewig grünen Laubes,
Mit rings verzweigten Wurzeln feſtlich prangt.
Zu Füßen ihr jauchzt hell der Rhein vorüber,
Gewundnen Gangs: denn ungern ſcheidet er;
Zum Reif gebogen: ſie mit blüh'nden Gärten,
Die munter aufwärts am Geſtade klimmen,
Mit Kirch' und Pallaſt ſie der Edelſtein
An dieſem Reif, weit ſtrahlend in die Lande.
Die Brücke, die gewaltig übergreift
Von dem zu jenem Ufer, ſtäts erdröhnt ſie
Von dreier Völker Schritt, vom Huf der Roſſe,
Von breiter Wägen ſchwer gerollter Laſt.
Und ſieh! die Stadt, ſo reich, ſo groß, ſo ſchön,
Wo ihrer Häuſer, ihrer Straßen Grund
Zu Tage kommt, da ſind die Fundamente
Bruchſtücke von Auguſtas Herrlichkeit:
Altäre treten da ans Licht empor,
Grabſteine, Säulenknäufe, wie die Bauherrn

Der alten Baſel ſie Rhein-ab geführt.
So hat das Alte brechen, ſterben müſſen,
Damit aus ſeinem Staub' erwüchſ' ein Neues;
Und Alamannen haben deine Thore,
Auguſta, Thurm' und Mauern dir zerſprengt,
Gelegt in Aſche dein Theaterrund,
Vom Herd vertrieben deine tauſend Bürger,
Daß am verſunknen Markſtein deines Weichbilds
Sich königlicher Baſilea zieren
Und feſter möchte gründen ihren Stuhl.
So hat ein Gott die Deutſchen all im Schwalle
Einſt fluten laſſen über Rom hinweg,
Daß über Trümmern hoch auf neuem Steg
Der Welt voran ein neues Banner walle.

Und aber ſieh! die Stadt, ſo reich, ſo groß,
Auch ſie hat jähes Unheil einſt gefällt:
Der Erde Schooß hat tief empor gezittert,
Einmal gebebt, und Baſel war nicht mehr;
Im Staube Wall und Thurm, in Rheines Fluten
Des hohen Domes ſtolze Zier begraben.
Zum Siegeseinzug allen Feinden rufend,
Gebrochnen Riegels offen ſtund das Thor.
Doch ſelbſt des Feindes Herz bewegte ſich:
„Wie ſollt' ich ſchlagen, die Gott ſelber ſchlug?“
Und ſelbſt der Feind bot nachbarlich die Hand,
Und half die Trümmer wieder richten, wieder,
In weitrem Kreis, die Mauerkrone ſchürzen,
Einhängen wieder das zerſpaltne Thor.

Und schöner ward und stärker, stolzer, reicher
Denn je die Stadt; nun erst mit rechten Wonnen
Mocht' ihren Schein der Strom zurückespiegeln.
In frischer Jugend stund die Goldgekrönte
Und stritt und herrscht' und schaute freud'gen Muthes,
Wie schwer und voll des wohlerworbnen Gutes
Hinglitt das Schiff, langsam der Wagen drohnte.

Getrost, mein deutsch Venedig! schau hieher!
So siehst du Leben aus dem Tode sprossen,
Aus Altem Neues, Glück aus herbem Unglück,
Und hoch ob Allem Gottes Wunderhand:
Die Gotteshand, die weit durch alle Gauen
Germanias die Herzen hat berührt,
Daß wie im Frühling Blüten niederschnein,
Dir aufs gebeugte Haupt nur Liebe trieft,
Die Liebe dir der Brüder, nicht der Feinde;
Daß, wie im Frühling alle Knospen schwellen
Von Sehnsuchtsdrange nach dem neuen Licht,
Sehnsüchtig so und frühlingsfreudig gährt
Jegliches Herz, das noch die Liebe kennt,
Dem neuen großen Jahr des Volks entgegen.
Und du, der Hanse Haupt, du, deren Glocken
Ein Festgeläut am Grab des Alten schlugen,
Daß jeder Schlag ein Tropfe war, der fiel:
Hamburg, an dir, an dir vor allen ists,
Mit Mannesmuth und Gottvertrauens voll,
Und liebevoll der Brüder auch gedenkend,
Vorwärts den ersten, festen Schritt zu thun;

Hamburg, an dir, nicht fahren mehr zu laſſen
Die Hand, die Deutſchland dir entgegenſtreckt,
Nein, du voran, Deutſchland dir nachzuziehn,
Es hinzuführen, wo vom hohen Walle
Der Blick die Elbe meergleich fluten ſieht —
Die Flut iſt Deutſchland, wenn du eins mit ihm;
Die Ebbe, du und deutſches Land getrennt —
Es hinzuführen und umhalſend ihm
Zu ſagen, ihm zu deuten: „Sieh! der Port,
Der aller Völker Boten mir beherbergt,
Dieß Thor zu allen Völkern, aller Welt,
Deutſchland, mein Vaterland, iſt deutſch, iſt dein,
Und deutſch die Flagge jetzt mit dreien Thürmen.“
Mein Hamburg, deutſche Stadt! ſo iſts an dir,
An dir nur jetzt, aus deiner Trümmer Rauche
Und ach! des deutſchen Reiches morſchen Trümmern
Dich ſelber neu und neu das Reich zu baun;
Hoch überm Abgrund, der auch dich verſchlang,
In Lieb' und Treu geſellt mit deinen Brüdern,
Des deutſchen Reiches goldnen Ehrenſtuhl
Aufrecht zu ſtellen in der Völker Mitte.
Noch mangelt deutſches Volk der Herrlichkeit,
Noch ſitzt es alt mit halbem, ſalbem Scheine;
Verſtreut im Feld noch ſchlummern die Gebeine,
Der Auferſtehung harrend und bereit:
Weck' auf den Tag, da feſtlich im Vereine
Der Trümmer all das Haus ſei eingeweiht!
Denn Steine zu zerſtreun hat ſeine Zeit,
Und ſeine Zeit zu ſammeln neu die Steine.

Sonette.

I.

Jeſ. 23.

Nun iſt ein Wehruf über dich geſprochen,
Gleich jenem, der ob Tyrus ward verkündet:
Was deine Krämerfürſten je gefündet,
Hat dieſer Tag am Bettler ſelbſt gerochen.

Verderben züngelnd kam herangekrochen
Dein Knecht ſogar, das Waſſer, roth entzündet:
Zerbrochen, die ſo prächtig war gegründet!
Die ſo von Freuden überſchwoll, zerbrochen!

Getroſt, und hoffe du den Troſt der Tyrer!
Noch werden durch's Getümmel deiner Plätze
Hinrauſchen Saitenſpiel und Liederklänge.

Dann aber ſei der Herr dein Hort und Führer;
Dann ſeien ihm geheiligt deine Schätze,
Und ſeinem Preis die freudigen Geſänge.

II.

Hosea 6.

Auf, daß wir uns zu Gotte wieder wenden!
Denn er hat unsre Herrlichkeit zerrissen.
Auf! daß nach all den heißen Kümmernissen
Er Heil und Labe bring' in milden Händen.

Nach zweien Tagen wird er Leben spenden,
Und wird am dritten aus des Grabes Rissen
Aufrecht uns stellen, daß die Völker wissen:
Gott ist der Herr, und sein ist das Vollenden.

Die Gnadenzeichen seht, die schon er sandte!
Nichts mehr vermochten wir von Schreck gelähmte;
Kein Damm, kein Ende mehr den glühnden Wogen:

Da kam der Wind, der ihre Pfade wandte;
Der Regen kam, der siegreich sie bezähmte,
Und hochgeschwungen Gottes Regenbogen.

III.

2. Mose 35.

Als Moſes wollte Gottes Hütte bauen,
Heiſcht' er ein Opfer von den Seinen allen:
Und all die Seinen ſah man freudig wallen,
Und reichlich opfernd ließ ſich jeder ſchauen.

Vom Arm die Spange löſten ab die Frauen,
Es brach der Mann des Gürtels goldne Schnallen;
Wie eifrig jeder, Gott ein Wohlgefallen,
Gewand und Holz zu ſchneiden und zu hauen!

So eilen mit den Kindern jetzt die Greiſen,
Und Mann und Weib, der Reiche mit dem Armen,
Hebopfer tragend zu der Feuerwolke.

Und ſieh! es wölbet ſchon in weiten Kreiſen
Des deutſchen Volkes liebevoll Erbarmen
Als Tempel ſich ob allem deutſchen Volke.

IV.

Und als die Brunſt, die tagelang gefreſſen
Und gierig Haus um Haus hinabgeſchlungen,
Nun weiter ſprang, um neue Wanderungen
Auf trunknem Pfade taumelnd zu durchmeſſen:

Da plötzlich ſtund, als wäre ſie indeſſen
Friſch aus dem Boden erſt hervorgeſprungen,
Von eingeſunknem Schutte weit umdrungen,
Stund noch die Börſe da, verſchont, vergeſſen.

Geboren du zum Handel aller Meere,
Nie aus den Händen ſollſt du ihn verlieren,
Nie ſtocken ſoll das Schlagen dieſer Ader.

Willſt aber du im Kranz erhöhter Ehre,
Willſt du mit reichern Schätzen noch ſtolzieren,
So ruf herbei ein deutſches Schiffsgeſchwader!

V.

Geſchmeidig Eiſen wächst in Bergesgrüften,
Und auf den Bergen dir wie ſchlanke Tannen!
All überall im Land o welche Mannen
Von ſtarker Fauſt und breit an Bruſt und Hüften!

Und dort im Thal, an ſonnenhellen Lüften,
Seh' ich die Weiber breite Linnen ſpannen,
Derweil am Rain daneben her und dannen
Der zähe Hanf ſich ſtreckt mit ſcharfen Düften.

Mein Vaterland! ſo wächst dir in die Hände,
Was tüchtig wäre Flotten auszurüſten
Vom Mund der Schelde bis zur Kur'ſchen Nehring.

Du aber zäumſt das Pferd am falſchen Ende:
Du giebſt das alles weg an fremde Küſten,
Und ſtoppelſt an den deinen Butt und Hering.

VI.

Vagina gentium.

Germania, du große Völkerſcheide,
Daraus ein Schwert durch alle Welt gefahren;
Du Felſenhorſt, aus dem ein Heer von Aaren
Gen Süden flog auf neue Wonn' und Weide:

Germania, wohnt dir im Eingeweide
Kein Same mehr blondhaariger Barbaren?
Du ſitzeſt da, ein Weib mit greiſen Haaren,
Und falteſt in den Schooß die Hände beide.

Haſt gänzlich du, Germania, vergeſſen,
Daß deines Blutes iſt der kühne Ferge,
Normannenvolk und Volk der Angelſachſen?

Es macht ſich auf, die Meere zu durchmeſſen,
Dein Enkelſohn, auf Bäumen deiner Berge:
Du bleibſt und ſorgſt, wie neue Bäume wachſen.

VII.

Ein goldner Regen kam herab zur Erde
In einer Königstochter Schooß geflossen:
Da ist dem Schooß ein holder Knab' entsprossen
Von starkem Wuchs, von herrlicher Gebärde.

Der mit dem Zauberschwert, dem Zauberpferde
Hat all die Welt durchflogen unverdrossen,
Hat einer Jungfrau Bande kühn erschlossen,
Hat sich ein Reich erkämpft an fremdem Herde.

Jetzt aber trieft und tropft ein goldner Regen,
Hamburg, in deine öden Niederungen,
Und aller Deutschen Braut bist du geworden.

Zurückerstehn soll uns der Himmelssegen,
Wenn Deutschlands Flotte jauchzend sich erschwungen,
Aus deinem Schooß gen Süden und gen Norden.

VIII.

Im Neſte ruhteſt du, von edlen Wurzen
Um einer Ceder ſtolzes Haupt gewoben,
Und dachteſt kaum der Hände, welche droben
Auch deines Schickſals ehrne Knoten ſchurzen.

Da in des Augenblickes jähen Kurzen,
Da kam der Blitz, der Sturm herabgeſchnoben:
Und ſieh, du ſelber biſt in Nichts verſtoben,
Und deines Thrones Fundamente ſtürzen.

Du aber biſt ein Phönix: lebend wieder,
Verſchönt, beginneſt du ein neu Jahrtauſend,
Und wiegſt dich höher nur auf ſtolzrem Aſte:

Von Golde ſtrahlt, von Freuden dein Gefieder:
Es ſtrahlt, es klingt im friſchen Winde ſauſend,
Hoch auf der deutſchen Flotte höchſtem Maſte.

IX.

Und wieder ſag' ich's: Dann erſt kann ich's glauben,
Dann wird es freudig erſt mein Herz bejahen,
Daß all die Leiden nur zum Heil geſchahen,
Und Gott zum Segen nur den Sturm ließ ſchnauben;

Den Glauben wird mir dann erſt Niemand rauben,
Wenn freudethränend meine Augen ſahen
Am Ufer dort der deutſchen Flotte Nahen
Und deutſcher Segel Flug wie Flug der Tauben;

Wenn jetzt die Hand, die giebt, und die empfänget,
Sich treu vereinen, und vereint ergreifen
Das Steuerruder nun der deutſchen Flotte;

Das neue Thor, wenn's fürder unverenget
Läßt ein und aus zur Rhede fröhlich ſchweifen
Die deutſche Flotte, deutſche, deutſche Flotte.

X.

Für's Vaterland, o welch ein Maß des Bittern
Habt ihr schon müssen bis zur Hefe schlürfen!
Daß eure Nacken ihm sich unterwurfen,
Wie fuhr der Franke her in Ungewittern!

Im Staube tief, doch lerntet ihr nicht zittern,
Nein, tief im Staube noch nach Schwertern schürfen;
Hinmorden wohl, nicht überwinden dürfen
Hat aller Feindeszorn dieß Volk von Rittern.

Und nun! und nun! Daß fester sei gelöthet
Der Bund des einen großen deutschen Landes,
Den deutschen Kiel der Ocean befeuchte:

Nun steht in Flammen all die Stadt geröthet,
Ein Hochaltar des heil'gen Liebesbrandes,
Ins Meer hinein dem Schiffer eine Leuchte.

XI.

Derweil noch ungelöscht die Tiefen brennen,
Daß mir aus all dem Elend schon ein Segen
Für Deutschland blickt, ihr mögt es meinetwegen
Herzlos und lieblos, kalt und grausam nennen;

Und mögt es für Zudringlichkeit erkennen,
Daß ich die Stadt, noch eh sich Hände regen
Den ersten Grund des neuen Thors zu legen,
Schon mahne nicht von Deutschland sich zu trennen.

Mir aber will es herzlos nicht erscheinen,
Wenn ich das Herz, das wahrlich mir auch blutet,
Mit deutschem Troste streb' emporzuhalten.

Zudringlichkeit? Die muß ich auch verneinen:
Ich habe Deutschen einzig zugemuthet
Forthin ein deutsches Banner zu entfalten.

XII.

1. Sam. 21.

O könnt' ich tausendzüngig, tausendkehlig
Dir in die Ohren, dir's zu Herzen klingen:
Du sollst empor, empor vom Schlummer dringen,
Dem du in Armen ruhst so sanft und selig!

Rings um dich steht der Feinde Schaar unzählig,
Der Angeln, Franken, Reußen, Transalbingen,
Die manchen Theil schon deines Kleids empfingen,
Und gerne holten manchen noch allmählig.

O könnt' ich tausendstimmig, tausendtönig
Durchschreien dich vom Fuß bis auf zum Gipfel,
Damit der Schlaf dir floh vom Augenlide;

Damit du sähst die Laurer stehn, mein König,
Und dir geschnitten rings vom Rock die Zipfel:
O du ein Saul, sie aber nicht Davide!

XIII.

Die Freiheit steh' in solchen Hauptgefährden:
Wer zeugen könne, müsse Zeugniß geben.
Wohlan, mein Freund! ich will die Stimm' erheben,
Und sollt's auch wider dich ein Zeugniß werden.

Die Freiheit ist ein großes Gut auf Erden,
Ein hohes Ziel, darnach mit Kraft zu streben,
Daran zu setzen auch ein Menschenleben,
Dafür zu tragen auch des Todes Beschwerden.

Und nicht zum besten ist's um die beschaffen;
Ihr sorgt mit Recht, sie gehe noch verloren,
Und meint, ihr könntet sein um vieles freier.

So mein' auch ich: denn eure besten Waffen
Sind Lug und Trug, mordbrennerisch Rumoren,
Windmühlenkampf und Kneipentischgeleier.

XIV.

„Nimm mit dir, Wandrer," spricht ein Arzt der Aerzte,
„Nur wen'ge Körnlein heimatlichen Sandes:
So wird zur ſüßen Labe dir des Brandes
Der fremde Wein, wie bitter er ſonſt ſchmerzte.

Und wenn auch Gift den fremden Becher ſchwärzte,
Wirf nur hinein vom Staub des Vaterlandes,
So freuſt du dich der Süßen ſeines Randes,
Und Gift ſogar trinkt ſicher der Beherzte."

Ihr aber habt, da ihr von Hauſ' entronnen,
Den Staub des Vaterlands vom flücht'gen Beine
(So lieſt und zürntet ihr) rein abgeſchüttelt.

Drum kocht für euch am Strahl der fremden Sonnen
Nur Bitterkeit, und iſt von gift'gem Weine
Voll euer Maß, geſchüttelt und gerüttelt.

XV.

Ihr kamt gerannt, weil jede Furcht euch hetzte,
Mit bleicher Stirn, mit angstbeschwingtem Fuße:
Wer war es, der mit frommem Wirthesgruße
Euch da empfieng, euch da zum Herde setzte?

Wer war's, der euch mit Trank und Speise letzte?
Und da euch mitten aus der sichern Muße
Zurück die Häscher forderten zur Buße,
Wer war's, der schirmend seine Klinge wetzte?

Wer war's? gedenkt ihr noch? Ihr habt's vergessen;
Vergessen längst, welch Ungemach euch härmte,
Zusammt dem Tröster eures Ungemaches.

Noch satt des Brotes, das ihr durftet essen,
Ergreifet ihr, der euch vom Herde wärmte,
Den Brand und schleudert ihn ins Stroh des Daches.

XVI.

Mir ſchwillt das Herz von Trauer und von Zorne,
Gewahr' ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig ſich erlaben,
Den Frevler ſchöpfen aus der Frevel Borne;

Wahnſinn'ge, die mit frech erhöhtem Horne
„Werft um das Kreuz! werft um!" gepredigt haben,
Und aber nun ein giftig Korn vergraben,
Und Freiheit prophezein aus ſolchem Korne.

Ihr Thun iſt Sünde, Sünd' iſt ihre Rede,
Sünd' auf dem Blatte, das ſie umgeſchlagen,
Und auf dem Blatt von heute Sünde, Sünde!

Mit Liebesworten und bewehrt zur Fehde,
Wohl thät' ein Eckard Noth in dieſen Tagen,
Der warnend vor dem Venusberge ſtünde.

Verzeiht!

Verzeihet meiner Thorenblindheit,
Ihr mit prophetiſchem Geſicht!
Ich trage noch aus früher Kindheit
Den Glauben alt und ſchlecht und ſchlicht,
Ans Vaterland den Aberglauben;
Und was ihr ſingt und was ihr ſagt,
Den ſoll mir Keiner rauben.

Verzeiht! Mein allererſt Gedenken
Iſt jener Franken grauſend Bild,
Die flüchtig heimwärts mußten lenken
Von Moskaus weitem Grabgefild:
Wohl, eurer Freiheit Opferthiere!
Vom ganzen zehnten Regiment
Seht her, die letzten viere!

Verzeiht! Und mit dem Schnee verſchmolzen
Sind kaum die Stapfen ihrer Flucht,
So heben ringsum ſich die ſtolzen,
Die Männer deutſcher Art und Zucht:
Welch ein Geſchlecht! wie kühn vermeſſen
Mit Gott fürs Vaterland! Verzeiht!
Ich kann das nicht vergeſſen.

Verzeiht! ſie rangen nicht um eure
Traumhafte Freiheit hirnverbrannt:
Sie lebten, litten für das theure,
Ein freies deutſches Vaterland;
Geſtorben ſind, die euch geboren —
Verzeiht's, ihr Herrn! — für euch, für euch:
Ihr aber nennt ſie Thoren.

Verzeiht! ich hatte nie die Stirne,
Auf ihr geheiligtes Gebein
Zu wälzen nun der nackten Dirne,
Göttinn Vernunft, den Opferstein,
Und wo die Hügel sich bemoosen
Von frommem Blut, zu pflanzen da
Des Wahnsinns wilde Rosen.

Verzeiht! erlahmen und verdorren
Hätt' eher diese Hand gemußt,
Eh sie des Freiheitsbaumes Knorren
Vergrub' in eine Vaterbrust:
Nein, besser steht, vor dem euch grauet,
Ein Kreuz, darauf der Himmel selbst
Die ew'gen Thränen thauet.

Verzeiht, die ihr allein lebendig
Jetzt führt der Zunge Flammenschwert,
Daß noch so kindisch und verständig
Mein Herz die längst Verstorbnen ehrt,
So abergläubisch ist, zu wähnen,
Gott lohne noch dem deutschen Volk
Sein Blut und seine Thränen.

Verzeiht! Sie leben, die da starben,
Und auferstehn wird ihre That;
Noch kommt ein froher Tag der Garben,
Noch erndten wir der Freiheit Saat;
Noch ist ein Gott: getrost! er weihet
Den Tempel neu, den ihr entehrt
Mit Gaukelkram. Verzeihet!

Die Redſeligen.

Zur Feier des Vertrags von Verdun.

Singen, Klingen, Schwätzen,
Monumente ſetzen,
Das in deutſchen Landen
Geht euch flink von Handen:
Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,
Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu ſchaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron' und ohne,
Könnt ihr's denn nicht laſſen,
Reden abzufaſſen,
Nun, ſo bleibt doch bei der alten
Deutſchen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten!

Soll's euch wohl gerathen,
Auf, versucht's mit Thaten:
Laßt einmal in Handeln
Sich das Wort verwandeln!
Denkt des Vaters und der Väter,
Macht's wie der und die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Drum, mein lieber treuer
Deutscher, wenn du heuer
Gehst am grünen Rheine
Hin zur Volksgemeine,
Die von Liedern überbrausend,
Redensarten voll,
Feierlich begraben soll
Deutschlands erst Jahrtausend:

Dich und all und jeden
Bitt' ich, macht dem Reden
Endlich dann ein Ende,
Brauchet Herz und Hände
Alte Schulden heimzuzahlen;
Nicht, daß ihr erkennt
Etwa gar ein Monument
König Karl dem Kahlen:

Um dem schlauen Franken
Heute noch zu danken,
Daß er uns entschlüpfte,
Frei den Nacken lüpfte,
Von sich warf den deutschen Zügel,
Und für tausend Jahr
Unserm Rhein, dem Felsenaar,
Brach den linken Flügel.

Nein, du Ludwigsenkel,
Nimm das Schwert vom Henkel,
An des Feindes Gränzen
Geh und laß es glänzen;
Geh und denke neu zu schlingen
In der Kette Rund
Das verlorne Glied Burgund,
Elsaß, Lotharingen.

Fordre heim die Länder,
Deutscher Schande Pfänder!
Heische wieder, heische
Fleisch von deinem Fleische!
Sag es kurz, und denk der Väter,
Mach's getrost wie die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Des Wunſches Schlaf.

Hoch, rieſenmäßig anzuſchaun,
Und doch von lieblicher Gebärde,
Der ſchönſte Mann ob allen Gaun,
So ſprang empor aus deutſcher Erde
Der Wunſch und hob in ſeiner Rechten
Der Kaiſerkrone goldne Zier,
Und ſchwang, zu Feſten und Gefechten
Schon halb entrollt, das Reichspanier.

Es weckt' ihn auf der Hahnenkrat,
Der fern im Frankenland' erdröhnte,
Der in Verläugnung und Verrath
Trommeten des Gerichtes tönte;
Es weckt' ihn auf der Morgenſchauer,
Der über all die Schläfer ſtrich,
Und Licht verhieß, wo dunkle Trauer
Kaum ſeufzend noch vom Herzen ſchlich.

Wie ſchauten da die Männer auf,
Wie jauchzten, Deutſchland, deine Knaben,
Als ſie gepaart, geſchaart zu Hauf,
Erblickten all die Wundergaben,
Das alte Schwert an alten Gränzen,
Entfeſſelt Land und Meer und Strom,
Umwunden nur mit Blumenkränzen
Zum großen Feſt den Kaiſerdom.

Der Wunſch, wie lacht' er erdenwärts!
Wie lag das Volk in Glauben flehend!
Und jetzt — gemach, mein deutſches Herz!
Sei ſtill, ſei ſtill! Ein lang Jahrzehend
Iſt überhin mit ſeinen Sonnen,
Und wieder halten Schlaf und Nacht
Mit zähem Faden rings umſponnen
Den Wunſch und ſeiner Gaben Pracht.

Er ſchläft und träumt; manchmal im Traum
Nur zucken freudig ihm die Brauen.
Mag etwann er am Himmelsſaum
Den neubeſchwingten Adler ſchauen?
Gedenkt er nur, wen einſt der Gabe,
Wen er der Krone werth geglaubt,
Und grüßt dann neben ſich im Grabe
Ein fromm entſchlafnes Königshaupt?

Er ſchläft und träumt; und träumen wird
Und ſchlafen wird er noch ſo lange,
Solang noch, der ihn jetzt umſchwirrt,
Der Flug der Raben geht im Schwange,
Solang mit Schwatzen noch und Schreien
Der heiſre Chor den Berg umzieht
Und welſche Zaubermelodeien
Herniederkrächzt als Schlummerlied.

Er ſchläft und träumt; und doch, ich weiß,
Einſt lohnt ein Gott noch unſer Hoffen,
Und wieder ſtehn, von Liebe heiß,
Dem Wunſch die Huldigungen offen,
Und jubeln hört er tauſendtönig
Den Gruß der Freien, froh erſchreckt,
Wenn ihn das Volk, wenn ihn ein König
Mit Thaten, nicht mit Worten weckt.

V.

Familie.

1837–1869.

1837—1848.

Lieder aus dem Brautſtande.

I.

Es blüht mein Herz wie eine Roſe,
Die friſch aus einem Grab entſpringt,
Und überm dunkelgrünen Mooſe
Die rothe Freudenfahne ſchwingt.

Begraben hatt' ich alle Freuden;
Den reichen Schatz der Liebe ſah
Ich ſtets an Andre nur vergeuden:
Ich ſtund als armer Bettler da.

Wer hörte mich, wer ſah mich Armen?
Da kameſt du, o meine Luſt,
Und zogſt aus innigem Erbarmen
Der Liebe mich an deine Bruſt.

O wohl! nun kann ich ihn verſchmerzen,
Den langen kummervollen Pfad,
Da mich auf ihm zu ſolchem Herzen
Ein gnäd'ger Gott geleitet hat.

Ich zog an meinem Wanderſtabe
Nach ſchlechtem Golde weit hinaus,
Und trage nun die höchſte Gabe,
Die ſchönſte Perle mit nach Haus.

2.

Durch dunkle Fluten zog mein Kahn,
Nun endlich hab' ich ihn im Hafen:
Ich danke Gott, und leg' ihn an,
Und geh' in Frieden auszuſchlafen.

In deinem Herzen iſt die Ruh
Für meine Seele zubereitet,
Und ſchirmend haltſt die Hände du
Auf dieſes müde Haupt gebreitet.

3.

Geſtern lieb und heute lieber,
Lieb und immer lieber noch!
Unſres Liebens Quell, o blieb' er
Immer ſo im Wachſen doch!

Immer ſo im Wachſen bleiben
Wird er, und durch alle Zeit
Noch als Strom die Wogen treiben
Bis ins Meer der Ewigkeit;

Bis er wieder ſich ergoſſen
Dort ins Weltmeer, dem zur Friſt
Auf geheimem Gang entfloſſen
Unſres Liebens Brünnlein iſt.

1.

Ein Wort iſt mir ins Herz geſchrieben:
Das ſchaut die Seele lächelnd an;
Das Wort „Ich will dich ewig lieben,
Mir auf der Welt der liebſte Mann.“

Ach! meine Seele faß und ſenkte
Den Blick in ein unendlich Grau:
Da klang dieß Wort, und weckt' und tränkte
Und labte ſie mit ſüßem Thau.

Und kam wie Gottes Wort zu ſcheiden
Den Tag vom Graun der Dämmerung:
Erſchreckt entflohn die alten Leiden,
Und alte Freuden wurden jung.

In meines Herzens tiefſte Räume
O ſchaue her, geliebte Braut!
Da hat der Fleiß verliebter Träume
Nun eine Opferſtatt gebaut.

Da weih' ich dir bei einem Brande,
Der keuſch in alle Zeiten glüht,
Erfüllt mit Süßen bis zum Rande
Ein tief verbittertes Gemüth.

5.

Wie die Perle ſtill geborgen
In der Muttermuſchel ruht,
Alſo hat mit ſüßen Sorgen
Dich mein Herz in ſeiner Hut;

Hinter wohlverſchloßnen Thüren
Während dich ſo gut es mag,
Sicher dich hindurch zu führen
Durch des Meeres Wellenſchlag;

Von den Wogen fortgezogen,
Ungeſäumt und ungehemmt,
Bis die letzte aller Wogen
Mich ans Todesufer ſchwemmt.

6.

Griechiſch nicht und nicht Latein
Braucht es um zu Gott zu beten:
In ſein eignes Herz hinein
Heimlich ſtill kann Jeder treten.

Und ſo frag' ich nicht, ob du
Biſt gelehrt auf vieles Wiſſen:
Liebſte, ſei nur immerzu
Treu zu lieben mich befliſſen.

Treu zu lieben, und es iſt
Ein Gebet dein ganzes Leben,
Und dem Gott der Liebe biſt
Du als Prieſterinn ergeben;

Und ins Buch des Lebens ein
Hat dich ſeine Hand geſchrieben.
Griechiſch nicht und nicht Latein
Braucht es um getreu zu lieben.

7.

Die Liebe ſchlief und träumte ſchwer
In meines Herzens Nächten;
Da kameſt leiſe du daher,
Und rührteſt mit der Rechten
Ihr Haupt: da floh der Schlaf von dann;
Sie ſprang empor und lachte.
Und immer lacht ſie noch dich an,
Die ſeliglich erwachte.

8.

Die du um mein Scheiden weinſt,
Liebſte, aus betrübtem Muthe,
Dieſe Thräne kommt dir einſt
Noch an jenem Tag zu Gute,
Wo, von Glorien umblitzt,
Gott der Herr zu richten ſitzt
Ueber Böſ' und Gute.

Denn ein Engel wird ſich dein
Bittres Weinen heute merken,
Und es in die Wag' hinein
Legen zu den guten Werken,
Wenn du je geſündigt haſt,
Um der guten Schale Laſt
An Gewicht zu ſtärken.

„Herr, als er ſie einſt verließ,
Den ſie in ihr Herz geſchloſſen,
Hat ſich ihr vom Auge dieß
Heiße Thränenpaar ergoſſen;
Als er gieng, um welchen doch
Liebesthränen nimmer noch,
Wenn er gieng, gefloſſen."

9

Ein dunkler Strom durch's Graun der Nacht,
Still, einſam floß daher mein Leben;
Hoch in geſpenſterhafter Nacht
Sah ich den bleichen Mond nur ſchweben:
Erhellt von ſeinem Glanz allein,
Dem Glanze, den er ſelber borgte,
Zog traurig ich dahin, und ſorgte,
Daß auch erloſche dieſer Schein.

Und nun? Mit rothen Küſſen hat
Mich angelacht der Morgenſchimmer;
Die Lerche ſingt, die Sonne naht,
Und heller wird's und heller immer;
In heißen Strahlen blitzt die Flut,
Froh rauſchend geht es durch die Auen:
Getroſt den Ocean zu ſchauen
Treibt mich ein neuer Jünglingsmuth.

10

Auf kahlen Fels ein dürft'ger Baum
Vom Zorn des Schickſals hingeſtellt,
Der an des Abgrunds ſchmalem Saum
Sich kaum mit nackten Wurzeln hält;

Den ſpät belebt des Frühlings Gruß,
Der Gruß des Winters früh verletzt,
Auf den nur ſelten ſeinen Fuß
Ein ſturmverſchlagner Vogel ſetzt:

So ſtand ich einſam, freudelos,
Von Wind und Wetter rings umbraut,
Und ſchaute ſehnend in den Schooß
Des Thals, das ſich geborgen freut.

Und nun, wie lieblich hat es ſich
Gewendet, Braut, durch deine Hand!
Ich ſchau' umher und ſehe mich,
Auch mich im Thal, im grünen Land;

Und ſehe vom verbrannten Fels
In kühlen Boden mich verſenkt,
Wo eines unverſiegten Quells
Gewäſſer meine Wurzel tränkt;

Und ſehe rings den weiten Plan
Mit Bruderbäumen dicht bepflanzt,
Mit bunten Blumen angethan,
Vom Schwarm der Kinder froh durchtanzt.

An meine volle Krone ſchmiegt
Wie heimlich ſich ein lauer Wind!
Ein Zweig im höchſten Gipfel wiegt
Die Nachtigall, das Frühlingskind.

11.

Sitzen ſollt' ich, leſen, ſchreiben,
Bücher wälzen ohne Zahl:
Sieh! da blitzt mir durch die Scheiben
Hell ein Morgenſonnenſtrahl.

Und er ſpricht: „So eben ſchein' ich
In das Angeſicht auch ihr;
Und ſo bind' ich und verein' ich
Dich mit ihr und ſie mit dir.

Merkſt du nun, daß ihr geſchieden
Und doch ungeſchieden ſeid?
Himmelher der gleiche Frieden
Eint euch in Glückſeligkeit.

Darum auf! und unbeſchrieben
Laß die Blätter alle ruhn;
Auf, und denk an euer Lieben!
Und ſie ſoll das gleiche thun."

12.

Ich lebt', und doch war ich todt:
Die Liebe hat mich neu geboren;
Ich hatt' in schwerer Träume Noth
Mich selbst vergessen und verloren:
Nun wach' ich auf, und finde wieder
Mich dir am Herzen, dir im Arm,
Und auf mich lächelt hell und warm
Ein Strahl durch deine Augenlider.

O Liebe, laß mich fort und fort
In diesen hohen Seligkeiten,
Laß mich in diesem sichern Port
Verweilen nun und alle Zeiten!
Und bald vergeß' ich all der Schmerzen,
Die jemals dieses Herz bewegt,
Nur lauschend, wie zusammenschlägt
Mit ihm der Schlag von deinem Herzen.

13

O Auge das mir liebend glänzt,
O Mund der mir in Tränen lacht,
Ein Siegespreis der mich bekränzt
Und meiner Schläfe Kühlung sacht!

Ich halte dich, und lasse nun
Dich nimmer aus der Hand, mein Glück,
Und sieh' und schau' in stolzem Muth
Auf die durchmeßne Bahn zurück.

14.

Wenn du liebeflüsternd nieder
Dich zu mir, Geliebte, senkst,
Träumerisch auf mich und wieder
Lachend du dein Auge lenkst:

O da fühl' ich, daß beschieden
Du mir bist das höchste Glück;
Da in Ruh' und tiefem Frieden
Spiegelt dich mein Herz zurück.

Wie es mag dem See gemuthen,
Wie er selig schauernd schweigt,
Weil sich über seine Fluten
Hat der volle Mond geneigt.

15.

Ohne Schloß und ohne Riegel,
Eins dem andern aufgethan,
Spiegel ſchauend in den Spiegel,
Alſo ward auf ebner Bahn
Ich zu eigen deinem Herzen,
Mir zum Eigenthum dein Herz:
Wäre Liebe nicht ein Schmerz,
Wüßten wir von keinen Schmerzen.

Nicht daß erſt nach ſaurem Werben,
Liebſte, du mich ausgewählt,
Nicht daß lieblos wir mit herben
Proben uns zuvor gequält:
Raſchen Einſchlags iſt begegnet
Herz dem Herzen, Hand der Hand,
Und es haben unſer Band
Vater, Mutter gern geſegnet.

Darum laß uns doppelt danken,
Der uns ſolche Gnad' erwies,
Ihm, der unſrer Seele Ranken
Alſo leicht ſich finden ließ;
Unſre Liebe ſteht in Blüte,
Und ſie blüht aus ſeiner Macht:
Lob und Preis ſei Ihm gebracht,
Und Gebet, daß Er ſie hüte.

16.

„Storch! der Storch iſt wiederkommen!“
Froh erzählt ſich's Groß und Klein;
„Hoch willkommen aufgenommen
Soll der Frühlingsbote ſein,
Der im Winter uns entflogen
In ein fernes fremdes Land,
Hinter Bergen, über Wogen
Nun die Heimat wiederfand.“

Frommer Vogel, rüſt'ger Wandrer,
Mit den andern jubl' auch ich;
Weltdurchwandrer, hier ein andrer
Wandrer grüßt dich brüderlich,
Den das Heimweh auch getrieben
Hin und her durch alles Land,
Bis im Herzen ſeiner Lieben
Er die rechte Heimat fand.

Hier an dieſer Stätte bau' ich,
Und die Flügel leg' ich ein:
Sicher bau' ich und vertrau' ich
Unvertrieben ſtäts zu ſein;
Wieder mich von dannen treiben
Soll nicht Froſt, nicht Sonnenbrand:
In der Heimat will ich bleiben,
Bleiben hier im Vaterland.

17.

Frühling, ſind das deine Boten,
Grauer Reif und weißer Schnee?
Wahrlich, lieber ſähn die rothen
Roſen wir und grünen Klee.
Meinethalb! mit welchem Kleide
Du bekleideſt Wald und Heide,
Mir iſt wohl und nimmer weh.

Jenner, Hornung und dem Merzen
Hab' ich wenig nachgefragt,
Seit in mitten meinem Herzen
Mir ein Mai alltäglich tagt,
Ew'ger Flor von ew'gem Samen,
Von der Liebe Ja und Amen,
Das ein rother Mund geſagt.

18

Daß es möglich wäre, nimmer
Hätt' ich, Liebſte, das gedacht:
Höher ſtäts in mir und immer
Höher wächst der Liebe Macht.

Erſt ein Fünklein, nun in Flammen
Wogend eine große Glut;
Ueber meinem Haupt zuſammen,
Mich begrabend, ſchlägt die Flut.

Nun wohlan! Gott ſei die Ehre:
Mich als Opfer bring' ich dar,
Daß dein Feuer mich verzehre
Auf der Liebe Hochaltar.

Nun wohlan! ein Feuerwagen
Sei die Liebe mir geſandt,
Himmelan den Geiſt zu tragen
In der Liebe Vaterland.

19.

Wer in dieſem Mai der frohſte
Sei vor aller Welt?
Nicht der Zweig der rothberoſte,
Nicht die brünſt'gen Nachtigallen,
Nicht die Vögel all, die ſchallen
Unterm Schattenzelt;

Nicht auf neubegrünten Wieſen
Dort das muntre Lamm:
Keiner iſt, der ſo geprieſen
Hat den Mai und ſo ihn preiſet,
Als der nun zur Liebſten reiſet,
Ich der Bräutigam.

20.

Wenn er ſie und wenn ſie ihn
Küßt und flüſtert „Du biſt mein,“
Größre Freuden überſchien
Nie der Sonnenſchein.

Beide lehnen ſüß verwirrt
Bruſt an Bruſt und Haupt an Haupt:
Lilje von der Roſe wird
Heimlich da umlaubt.

21.

Ich hatte dich, du wareſt hie;
Und nun, wo biſt du hingekommen?
Mir iſt, als wenn vom Himmel ſie
Den ſchönen Mond herabgenommen.

Ich ſchau' empor: doch nirgend lacht
Sein Schimmer mehr auf mich hernieder,
Und kalt und finſter hängt die Nacht
Sich über meine Augenlider.

22

Meine Seele, mein Herz!
Meine Luſt und mein Schmerz!
Mein willſt du werden, mein willſt du ſein,
Und mein auch bleiben, auf ewig mein,
In Freud' und in Noth,
Im Leben, im Tod!

Im Leben, im Tod,
In Freud' und in Noth
Mein liebendes Herz, mein treues Geſicht,
Ich halte dich feſt und laſſe dich nicht,
Meine Luſt und mein Schmerz,
Meine Seele, mein Herz!

23

Ich grüße dich, ſo wie man grüßt
Die Sonne, die von ferne lacht:
Sie hat verſcheucht und hat verſüßt
Die Schrecken all der finſtern Nacht.
Und weilet ſelber ſie auch fern,
Ihr milder Schein iſt heimlich nah:
Die Blume ſteht in Freuden da
Und leuchtet ſelber wie ein Stern.

21.

Der von dir ich dichtend ſpreche,
Der ich dichtend von dir ſprach,
Sieh, ich wandle nur und breche,
Wie ich auch in deinem Garten
Hie und da und aller Arten
Blumen dir zum Strauße brach.

Blumen die ich nicht gezogen,
Blumen nur die ich gepflückt:
Dennoch glaubteſt, mild gewogen,
Wenn mit deinen Eigenthumen
Ich dir nahte, deinen Blumen,
Dennoch dich von mir geſchmückt.

So in deiner Liebe Garten,
Wenn dein Dichter Blumen bricht,
Lieblichkeiten aller Arten,
Die ihm wachſen in die Hände:
Sein Geſchenk iſt deine Spende,
Deine Gabe ſein Gedicht.

25.

Gott grüße dich, mein ſchlankes Reh,
Das wieder du wie munter,
Als gäb's kein Weh, im grünen Klee
Nun hupfſt hinauf hinunter!

Vergiß nur nicht, wenn weit ins Land
Du ſpringſt und tief im Walde,
Vergiß die Hand nicht, die am Band
Dich leitet balde balde.

Ja liebes Reh, wie wird dir ſein,
Wenn ich dich erſt umhege?
Mein Rehelein, wenn's aus und ein
Stäts geht auf gleichem Wege?

Getroſt! die Erde grünt auch hier,
Auch hier im engen Pferche,
Und über dir, geſandt von mir,
Schwebt ſingend eine Lerche.

Der verreisten Hausfrau.

Komm zurück! Seit du von hinnen,
Iſt es todt in unſerm Hauſe,
Todt wie dort im Märchenſchloſſe,
Da die junge Königstochter
War in Zauberſchlaf geſunken.
Gleich mit ihr entſchliefen alle
Herrn und Knechte, Fraun und Zofen.
Auch die Pferd' im Stall entſchliefen
Sammt dem Hündlein vor der Stallthür.
Auf dem Herde ſelbſt das Feuer,
Plötzlich kroch's in ſich zuſammen,
Während auch der Brunn im Hofe
Sich auf Einen Zug verſchluckte.
An der Wand ſogar die Fliege,
Die ſich juſt das Köpfchen putzte,
Plötzlich ſchlief ihr ein das Beinchen.
Auf dem Dach die weiße Taube
Setzte ſich zurecht zum Schlafen,
Und das Schwälbchen unterm Giebel
Schlummert' ein im ſchönſten Lied.

Und ſo lagen, ſaßen, ſtunden,
Und ſo ſchliefen, ſchnarchten, träumten
Rings um ihre Königstochter
Herrn und Knechte, Fraun und Zofen,
Thier' und Vögel, Feur und Waſſer
Viele hundert Jahre lang.

Komm zurück! und gleich ergeht es,
Wie's im Schloſſe dort ergangen,
Als verwegen, unaufhaltſam
Durch die Dornen all die ringsum
Thurm und Mauer überwachſen,
Als verwegen eingedrungen
Auf den Mund die Königstochter
Hat geküßt der Königsſohn.

Komm zurück! und bei dem erſten
Kuß auf deine ſüßen Lippen,
Bei dem erſten manch Jahrhundert
Schon entbehrten ſüßen Kuſſe,
Wird die Magd aus trägem Schlummer
Neu erwacht zum Herde treten;
Wird das Feuer auf dem Herde
Wieder braten, kochen, ſieden;
Wird der Brunnen wieder rauſchen
Topf und Keſſel uns zu füllen;
Wird im wieder warmen Zimmer
Auch die Fliege wieder ſummen,

Gern gehegt den Winter über,
Und verhaßt allein des Sommers.
Kammerherrn und Kammerfrauen
Sammt den Pferden auch im Stalle,
Diese mögen unsertwegen
Noch ein Paar Jahrhundert schlafen:
Dafür heimlich überm Dache
Kreiset neu die Friedenstaube,
Und das Schwälblein unterm Giebel
Singt gar aus sein halbes Lied.

Wurzeln und Wachſen.

Noch grünſt und blühſt du wie ein Kraut,
Das ſtets am gleichen Fleck im Boden
Der Thau des Morgens kühl bethaut
Und lind umſpielt der Abendodem;
Noch von der Mutter nur getragen,
Gehegt, gepflegt ſo weich und warm,
Haſt ihr am Buſen, ihr im Arm
Du alle Wurzeln feſt geſchlagen.

Bald aber lernſt, mein liebes Kind,
Von Stuhle du zu Stuhle wandern:
Mit jedem Schritte löst gelind
Sich eine Wurzel nach der andern;
Und endlich ſtehſt — der Himmel wolle
Bewahren uns auf dieſe Zeit! —
Mit beiden Füßen du befreit
Und losgewurzelt von der Scholle.

Noch aber läßt es Gott auch dann
Hernieder wehn und thaun und ſcheinen:
Dann ſollſt du erſt recht himmelan
Ihm wachſen, iſt ſein treulich Meinen;
Dann ſollſt, gewurzelt ſonder Wanken
In einen feſtern tiefern Grund,
Du ſtehn und grünen und von Stund
Zu Stunde hoch und höher ranken.

1849—1869.

Gott meint es gut.

Gott meint es gut: auf einem Grab
Seh' ich mir Lebensroſen blühn;
Der Hand entſinkt der Wanderſtab
Und wurzelt neu und ſteht in Grün,
Und ſelber mein gebrochner Muth
Wächst friſch empor: Gott meint es gut.

Gott meint es gut: ich danke dir,
Die freudig thut, ſo wie er's meint,
Die liebend ſich erbarmt, und mir
Hand, Herz und Leben gern vereint.
Du treues Herz, liebreicher Muth,
Gott ſegne dich! Gott meint es gut.

Morgen- und Abendstern.

Am Himmel, wenn es tagt und graut,
Steht hell der Morgenstern;
Es geht der Nacht, die niederthaut,
Voran der Abendstern:
Der führt den heißen Tageslauf,
Und der die Ruh der Nacht,
Der führt den Sonnenglanz herauf,
Und der die Sternenpracht.

Der Morgenstern, der Abendstern,
Und doch in Wahrheit ist
Es stets derselbe Liebesstern
Zu der wie jener Frist,
Am Himmel früh, am Himmel spät
Derselbe Liebesstern,
Der seinen milden Schein empfäht
Vom Sonnenschein des Herrn.

O du mein Stern, der neu empor
Durch Abendwolken brach,
Es wandelt deinem Schritt ein Chor
Von Glückessternen nach;
Mein Abendstern, mein Liebesstern,
Hoch stehst du über mir,
Und leuchtest hell und leuchtest gern:
Ich dank', ich danke dir!

Rückblick.

An den Gentlemen von Lamartine.

Die Wellen ſchlugen an das Schiff:
Da las ich dieſe Blätter,
Und dachte nicht an Sand und Riff
Und nicht an Wind und Wetter,

Und merkt' es nicht, wie Thränen hin
Mir rollten auf die Wangen:
Mit ſolchem Zauber hielt den Sinn
Der Dichter mir gefangen.

Und ganz verloren in das Bild
Des Liebens und des Leidens,
Der Muttertreue ſüß und mild,
Und ach! des bittren Scheidens.

Das war, als ich vereinſamt noch,
Noch ferne deinem Herzen,
Auf müdem Halſe trug als Joch
Ein Leben voller Schmerzen.

Und ſelbſt mein Leben glich der See,
Der öden, uferloſen,
Wo über tief verſtummtes Weh
Hinfährt der Stürme Toſen.

Jetzt aber bin am sichren Ort
Entflohen ich den Wellen,
Und neben mir seh' ich im Port
Dein Sternensegel schwellen.*)

Da thu' ich denn, wie Andre thun,
Die nach dem Meerespfade
Nun endlich dürfen wieder ruhn
Am wirthlichen Gestade:

Die mich gerührt, die mich erbaut,
Die Blätter nehm' ich wieder
Und lege sie vor dir, o Braut,
Zum Weihgeschenke nieder.

---

*) Das Sarann Wappen ein schwellendes Segel unter drei Sternen.

Neujahr.

Ich danke Gott und danke dir
Für dieſes neue Jahr:
Denn neu iſt wieder alles mir,
Was alt geworden war.

Die Liebe die begraben lag,
Die alte Muttertreu,
Die ſtehn mit dieſem heil'gen Tag
Vor mir und leben neu.

Das Land, von dem es fort mich trieb
Zu fernem fremdem Strand,
Nun iſt mir wieder neu und lieb
Das alte Heimatland.

Und nur der altvergangne Schmerz,
Er bleibet alt und fern:
Das dank' ich dir, geliebtes Herz,
Und Gott, dem treuen Herrn.

Der ſchenke mir auch neuen Sinn
In dieſem neuen Jahr:
So wandl' ich deiner würdig hin
Und ſelig immerdar.

Zum Geburtstage.

I.

Daß der Tag am längsten war,
Als die Mutter dich gebar,
Ich verstieh das Zeichen:
Es verheißt mir freudenvoll,
Liebste, daß dein Leben soll
Einem langen Sommertage gleichen;

Einem Tag, geliebtes Kind,
Der gemach und spät verrinnt,
Der in seinen Gränzen
Aller Wonnen Fülle hat,
Früchte, die da machen satt,
Und die Blumen auch, die duftig glänzen.

Und geboren bist du mir,
Mir zum Trost, ich dank' es dir,
Und mit Sang und Spiele
Dank' ich's Gott. Er gebe zu,
Daß wir feiern noch in Ruh
Solcher längsten Tage viele, viele!

II.

Der längſte Tag, wo allerhöchſt
Die Sonne ſteht und niederglänzt,
Daß Feld und Wald mit Halm und Laub,
Mit Blüten ſich und Früchten kränzt:
Der längſte Tag, er hat auch dich,
Dich mir geſchenket, die mein Haupt
Mit buntem Duft der Liebe ſchmückt,
Mit Jugendgrüne friſch belaubt.
Mein wärmſter, hellſter, längſter Tag
Das biſt du ſelbſt: o bleib es du
Und ſchweb' ob meines Lebens Au
Noch lange, lang in milder Ruh!
Und über uns ſteh' unverrückt
Und nie getrübt das Auge da,
Das nach den Winternächten mir
Zum Tag und Sommer dich erſah!

III.

Efeu zum hellen Glas hernieder
Zweig an Zweige grünend ſchwebt
Und dein Angeſicht umwebt,
Das ſo freundlich lacht hernieder:

So, Geliebte, ſoll umgeben
Dich mein Lieben immergrün,
Soll in Freuden, ſoll in Mühn
Dich umranken, dich umweben;

So von gnäd'ger Hand da oben —
Darum fleh' ich auf zum Herrn —
Sei noch Jahre lang und fern
All dein Leben grün umwoben!

IV.

Und wieder ſehn wir heut den holden Tag
Sich warm und weich an unſre Erde ſchmiegen,
Den Sommertag, da einſtmals in der Wiegen
Mein liebes Weib als Neugebornes lag.

Und mit der Kleinen lag ein großes Glück
Für mich in jener Wiege neugeboren:
Drum ſchau' ich auch in Freud' und Dank verloren
Zu Gott empor und auf den Tag zurück.

Dein Wiegentag! Wohl manch ein liebes Jahr
Iſt er dahin: ich ſeh' es ohn Beſchwerde,
Weil ja das Glück, das mit ihm kam zur Erde,
Kein Glück von dieſer armen Erde war.

Nein, fort und fort, der ſchönen Sonne gleich,
Die heute darf zu alleroberſt ſchweben,
Steht's über mir und leuchtet meinem Leben,
Ein goldner Blick aus Gottes Himmelreich.

V.

Es flieht vorüber Jahr um Jahr,
Wie Well' um Welle:
Eins aber steht unwandelbar
Und stolz und froh zur selben Stelle:

Die Liebe, die uns zwei verflicht:
Sie schwindet nimmer
Mit Jahr und Tag sie welket nicht;
Sie wachst und grünt nur voller immer:

Dem Baume gleich, zur Lust gepflanzt
Am Uferſaume:
Die Welle, die vorübertanzt,
Giebt täglich neue Kraft dem Baume.

Am Hochzeittage.

Der Hornung sei kein Frühlingsmond,
Nein, immer noch ein Stücklein Winter.
Meinthalben! Aber schau, es wohnt
Der Frühling doch ganz nah dahinter.

Und wer nun gar im Februar
Ein liebes Weib sich hat genommen,
Dem ist auch schon so früh im Jahr
Der schönste Frühling selber kommen.

So laß denn heut, da achtzehnmal
Wir schon der hohen Zeit gedenken,
Laß dir im Hornungsmorgenstrahl
Die ersten Frühlingsblumen schenken!

Hausgeschenke.

Kalender.

Den Kalender meinem Weibe,
Daß die Ränder sie beschreibe
Und im Voraus sich bemerke,
Wann mit Wasser, Laug' und Stärke
Jene Zungendrescherinnen,
Jene Holzeinäscherinnen,
Zwed- und Sauerkrautnäscherinnen,
Bauscherinnen*), Wäscherinnen,
Henkerinnen**), Glätterinnen,
Eines Worts, all jene Rinnen,
Die von Unlust überrinnen,
Wenn ihr Tagwerk sie beginnen;
Daß sie außer Wäsch' im Buche
Auch vermerke die Besuche,
Die erfreun und nicht erfreuen,
Unsres Arztes, des getreuen.
Aber wenn ich wohlgelitten
Nahen darf mit flehnden Schritten
Dem Geschick und meinem Weibe,
O so wünsch' ich, daß sie schreibe
Höchstens nur zu zweien Malen
Jährlich jener bittren Qualen
Länder- und Kalenderplage,
Und den Arzt an keinem Tage.

*) „Bauscher" Baselrisch Wäsche.
**) „Aufhenken" Schweizerisch Aufhängen, Trocknen der Wäsche.

Schäfergedicht.

Hätte, da auf Spaniens Fluren
Ich ein müder Wandersmann
Unterm Himmel heißazuren
Gieng und sah die Herden an;

Hätte da mir ahnen können,
Daß zu gnäd'gem Leidvertreib
Gott mir dich noch würde gönnen,
Dich zur Mutter, dich zum Weib:

Wahrlich, dir zur Gab' am Feste
Hätte mit dem weichsten Vließ
Müssen folgen mir das beste
Lamm, das sich erspähen ließ.

Nun, da nicht es so ergangen,
Muß es anders gehn als so:
Nun in Basel eingefangen
Hab' ich dir ein Merino.

Vor der Thür des Kleiderſtalles
Steht und blökt es „Laß mich ein!
Echt zwar bin ich keinesfalles,
Und mein Vließ, es iſt nicht fein.

Um ſo feiner, um ſo reiner
Biſt du ſelbſt, o Schäferinn!
Und der Hirten auch iſt keiner
Mehr als deiner echt von Sinn.“

Sonnenſchirm.

Es kommt der Erdenſonne Licht
Dem Angeſicht
Der Frauen nicht zu Nutze:
Drum, wenn ſie ihre Pfeile ſchnellt,
Dieß Seidenzelt
Schlag' auf zu deinem Schutze.

Doch wenn die Himmelsſonne will
Mit Gnaden ſtill
Ins Angeſicht dir funkeln;
Wenn Gottes Wärme, Gottes Licht
Herniederbricht
Zu tröſten in den Dunkeln:

Da ſei der Weg ihm nicht verbaut:
Friſch ſei geſchaut
In dieſer Sonne Scheinen!
O leuchte ſie ſtäts mildiglich
Auf dich und mich,
Die Deinen und die Meinen!

Lampenſchleier.

Laſſe mich's an dieſem Feſte
Haben, wie es macht der Beſte,
Jener, deſſen Tag wir feiern:
Laß mich auch das Licht verſchleiern,
Daß zu hell es dich nicht blende,
Nicht beirre Fuß und Hände.

Doch es ſoll dir nicht ein trüber
Wolkenſchleier ziehn darüber:
Nein, den farbenreich geſtickten
Und vom Lichte doch durchblickten,
Den erquickend angenehmen
Blumenſchleier will ich nehmen:

Daß du ſchauen ohne Scheuen
Und dich beider mögeſt freuen,
So des Lichtes, wie der Hülle,
So der Hülle wie der Fülle,
So des bunten Bilds der Zeiten
Wie des Lichts der Ewigkeiten.

Schere.

Der Parze, die mit ſcharfem Schnitte
Den Faden kürzt der Lebensſtunden,
Eindringlich rührend meine Bitte
Hat ihrer Hand die Scher' entwunden,
Damit auf glücksumſäumten Pfaden
Zum Segen mir, mir zum Gewinne,
Geliebte, ſich dein Lebensfaden
Noch lange, lange, lange ſpinne;
Und da in heller Nacht ich heute
Darf mit Geſchenken dich begrüßen,
Schau her, es liegt die blanke Beute,
Die Parzenſchere dir zu Füßen.

Vorhang.

Verhänge nun den Sonnenſchein
Ganz nach Belieben und Vergnügen;
Das wird den Möbeln dienlich ſein
Und auch den Möbelüberzügen.

Vor Einem Licht nur laß uns nicht
Das Haus und unſer Herz verſchließen!
Gut iſt's ja, wenn an dieſem Licht
Die eignen Farben all verſchießen.

Familien-Album.

Ein Buch gleich einer Gallerie,
Gemacht, von einem Bild zum andern,
Vom lieben da zum liebren hie
Und ſo zum liebſten fort zu wandern.

Ein Buch, wie ein Familientag,
Wo alle, die dein Herz die Deinen
Und meine die Meinen nennen mag,
In bunter Reihe ſich vereinen.

Aus fernſter Fremde ſelber naht
Manch theures Haupt mit Liebesblicken,
Und den der Tod genommen hat,
Hier lebt und will er Grüße nicken.

Dieß Buch, ſo iſt's ein Buch der Welt,
Der kleinen Welt, in die uns beide
Ein gnäd'ger Wille hat geſtellt
In unſerm Amt, zu Freud' und Leide.

Da kommt ein andres mir zu Sinn,
Das unser ist seit manchen Tagen;
Mit Gottes Hilfe wird darin
Ein neues Blatt heut aufgeschlagen.

Drin wechseln (blättre nur zurück)!
Bald trübe Nacht, bald Sonnenbläue;
Ein Bild jedoch, ein reines Glück
Kehrt immer wieder: Lieb' und Treue.

Und so, wie viel uns Blätter noch,
Mit was für Bildern Gott gestatte,
Stets bleib' uns dieses Eine doch
Das erst' und letzt' auf jedem Blatte!

Teppich.

Ein Jahr ist hin und hin damit
So manch von dir gethaner Tritt
Durch Dornen und durch Kälte;
Ein Jahr ist hin und heut und hier
Mit welchem Liebeszeichen dir,
So frag' ich nun, dein Lieben ich vergelte?

Versuch' ichs denn mit diesem Tuch!
Vielleicht belebst du den Versuch:
O woll' ihn gern beloben!
Der Boden ist ja dornenarm,
Ist dornenlos, und weich und warm
Fühlst du den Fuß, den müden, aufgehoben.

Und zwischen all den Blumen hat
Ein gutes Wort auch gute Statt,
Ein Wunsch zum neuen Jahre:
Sanft ebne Gott dir jeden Weg
Und leuchte mild auf Weg und Steg!
Er kann's: Er heißet ja der Wunderbare.

Lampe.

Ein Licht, das hell und milde soll
Den Gästen all ins Auge scheinen,
Wenn sie zu heitrem „Stubenvoll"
An unserm Herde sich vereinen;
Und heller, milder sei der Blick
Der Wirthe noch auf ihre Gäste:
Das macht den Abend erst zum Feste
Und giebt dem Feste Glanz und Schick.

Noch denk' ich aber schönren Lichts:
Mit Strahlen warmen lebensvollen
Durch trübes Nachtgewölke bricht's
Und ruft, daß wir ihm folgen sollen:
„Ihr die auf irren Pfaden geht,
Laßt wieder euch zum rechten leuchten,
Und wo die Wimper Thränen feuchten,
Euch heilen, daß ihr wieder seht."

Liebesſegen.

Immer grünen, immer ſoll
Ueber uns die Liebe ſchweben,
Die da treibe ſegensvoll
Blüt' und Frucht ins ew'ge Leben.

Liebe, die vom Himmel ſtammt,
Der entgegen von der Erde
Opferrauch des Dankes flammt
Auf dem unentweihten Herde.

Schattet ſie uns kühl und grün,
Dann wird auch das herbſte Leiden,
Auch das bitterſte Bemühn
Süßigkeit uns treuen beiden.

Des Lebens Haus.

Schon iſt aus unſres Lebens Haus
Gebrochen Stein um Stein heraus,
Die Mauern ſinken allgemach,
Der Giebel weicht, es ſchwankt das Dach:
Zeit iſt's, daß wir zur Sache ſchauen,
Und wenn uns Erd' und Erdennoth
Zerſtören will und Zeit und Tod,
So feſter uns in Gott erbauen.

Aus Nizza.

Am Hochzeittage.

Im Duft des Meers — weithin erdröhnt sein Tosen,
Im Hauch der Mittagswind' — ich spür' ihr Glühen,
Wohl mögen hier am rauhsten Fels erblühen
Der Blumen viel und Hag an Hag die Rosen.

Doch nicht von diesen pflück' ich aus den Moosen
Heut einen Strauß mit zartlichem Bemühen:
Sie taugen nicht in solches Tages Frühen
Von unser beider Lieb' und Treu zu kosen.

Was ich zu Gruß und Kuß dir heut entsende,
Nicht wuchs es hier, nein, in der Heimat Grunde
Schlug Wurzel es und trieb es seine Blüte.

Da wurzl' ich selbst, und Herz und Aug' und Hände
Richt' ich in jeder dieses Tages Stunde
Zur Heimat hin zu deiner Lieb' und Güte.

Ins Geſangbuch.

Wohl ziemt es ſich, daß heute wir
Vor allen Dingen
Zu Gott aus dieſem Büchlein hier
Ein Danklied ſingen.

Denn nur ein Wiederſchein ja iſt
Von ſeiner Gnade
Die Liebe, die mit uns durchmißt
Die rauhſten Pfade;

Sie lebt und wächst und altert nicht
Von Jahr zu Jahre,
Noch ſtirbt ſie, wenn den Kranz ſie flicht
Für eine Bahre.

Auf Regen folget Sonnenſchein.

Auf Regen folget Sonnenſchein,
Und nach dem Winter lenzt es;
Schmeckt bitter auch des Leidens Wein,
Bedenke, Gott kredenzt es.

Er, er nur weiß, was dir iſt gut,
Und was dir übel wäre:
So bau' auf ihn, ſo faſſe Muth,
So trage jede Schwere!

Getroſt! bald wieder hell und warm
Wird Sonne niederſchauen,
Und wandeln werden Arm in Arm
Wir zwei durch Frühlingsauen.

Zum Weihnachtsbaum.

Und wieder will ſich in die Nacht
Ein Jahr, das alt geworden, ſenken,
Ein Jahr, darin uns Gott bedacht
Aus beiden Händen mit Geſchenken.

Manch bittres Leid, viel Sorg und Pein
Floß auf uns nieder aus der Linken,
Doch Freuden auch, den ſüßen Wein,
Gab ſeine Rechte mild zu trinken.

Herz, faſſe dir in Gott Verſtand:
So kommt auch Uebel dir zu Gute,
So küſſeſt du jedwede Hand
Und dankbar auch des Vaters Ruthe.

Laß auf zu Gott in Freud' und Leid,
Wie dort der Baum, uns grünen beide:
Zur Sommerszeit, zur Winterszeit
Steht fröhlich er im gleichen Kleide.

Wie heut die Kinder laß uns sein,
Die mehr als an den größten Gaben,
Mehr als an all dem Kerzenschein
Sich an der Eltern Liebe laben.

Und muß geschieden sein vom Baum,
Und geht's vom Licht zurück ins Dunkel,
Ins Dunkel auch und in den Traum
Folgt ihnen nach das Lichtgefunkel.

Chriſtfeſt.

Und wieder iſt ein Jahr dahin,
Voll Freud und Leid, bunt wie ein Traum,
Und jetzt — am Krankenbette dir
Soll ſtehn ein grüner Weihnachtsbaum.

Wir pflanzten beſſer wohl ein Kreuz,
Ein Kreuz, wie lange, Jahr für Jahr,
Das unſers Hauſes Zeichen ſchon
Und Sinn und Bild des Lebens war.

So ſteh' es denn! Und hegen nur
Und pflegen wir's mit rechtem Muth,
So ſpendet's reichern Segen uns,
Als je ein Baum, und ſchönres Gut.

Nicht Suße, die zum Ekel wird,
Nicht ſchnell verſtobnen Goldesſchaum;
Es wächst und hebt uns himmelan
Und himmelein als Lebensbaum.

Die Enkel am Neujahr.

Mir iſt, ich hör' ins Meer der Ewigkeit
Tropfen auf Tropfen klingend niederſchlagen:
Das Jahr iſt alt geworden, iſt dahin,
Und ſiehe! vor uns ſteht ein neues Jahr;
In jenem Seiger, der die Zeiten mißt,
Iſt abermals ein Körnlein Sands hinab
Geriefelt zu den andern Körnlein unten,
Und wieder eines harrt, ihm nachzuriefeln.
Was bleibt, was ſteht, was iſt in dieſem Flug
Der Stunden, dieſem Strome des Vergehns?
Du weißt es, Freund: der iſts, vor deſſen Auge
Der Jahre tauſend wie ein Tag nur ſind
Und zehntauſend wie ein Augenblick,
Der große Gott und Gottes große Gnade.
Wo ihren Wundern ſich ein Herz erſchließt,
Geſchieht ein Wunder mit den Zeiten auch;
Da welkt das Leben nicht der Blume gleich
Spurlos dahin: die Blume wird zur Frucht;
Da rauſcht es nicht wie ein Geſchwätz vorüber:

Es wird ein nimmermehr verklingend Wort,
Und Ewigkeit entsprießt dem Körnlein Sandes.
Und selber hier, derweil der Sand noch rinnt,
Blinkt schon ein Abglanz jener gotterfüllten,
Der heil'gen Ewigkeit zu uns hernieder,
Dem Purpurgolde gleich, womit die Sonne
Rings um das finstre Thal die Höhen säumt:
Die Liebe mein' ich, sie, den Wiederschein
Der opfernden geduld'gen Liebe Gottes.
Und so wie Gott gleich einer Mutter liebt,
So liebt auf Erden Gott am ähnlichsten
Ein Mutterherz. O Mutter-, Mutterliebe,
Wie herrlich sind ob diesen Räumen auch
Weit ausgebreitet deine Fittiche!
Dem Kinde wird, es wird dem Kindeskind,
Den Küchlein allen stäts der weichste Schutz,
Und ob der Küchlein bald ein Heer auch sei,
Der Mutter Flügel hat noch immer Raum
Und immer Wärme noch das Mutterherz.
Auch wir erfreun uns deß, und wieder heut
Erfahren wir's, wie warm, wie weich der Mutter,
Ja unsrer großen Mutter Lieben ist.
So laß denn heut, an dieser ernsten Wende
Von Jahr zu Jahr, was lang uns schon im stillen
Gedenken liegt, laß es mit Hand und Mund
Uns laut geloben: ob mit Pfeilesschnelle
Die Zeit entfliege, fest im Herzen uns
Soll haften Kindeskindeslieb' und Dank,
Und noch, wenn unsre Scheitel sich entblößen,

Erfüllt davon soll bleiben unser Herz.
Und laß uns wünschen, laß inbrünstig uns
Zum Herrn der Zeiten flehn: noch manches, manches
Sandkörnlein fließe durch den Seiger ihr,
Eh niederfliegt, ach uns zu früh! das letzte.
Es blüh' in Duft ihr dieses Lebens Blume,
Von sanftem Hauche spät dahingeweht:
Dann kommt die Frucht, die tausendfältig sieht
Und ewig währt in Gottes Heiligthume.

Der Mutter siebzigster Geburtstag.

(Aus Nizza.)

Der Lenz, der hier aus Blum' an Blume
Und ewig grün aus Blatt an Blatt
Zu unverrücktem Königthume
Den Thron sich aufgerichtet hat:
Es schwebt darob mit hoher Dolde
Die Palme, die ihm Kühlung weht,
Und ringsum, seht!
Bei Silberblüten Frucht von Golde;

Der Lenz — ihm weben die Gewandung
Aus Blau der Himmel und das Meer,
Und ihm zu Füßen rauscht die Brandung
Als stets bewegter Saum daher;
Sein Teppich sind die grünen Auen,
Draus Anemonenröthe blickt
Und traulich nickt
Zur Hyacinthe hin, der blauen;

Der Lenz — ihr mögt von Eise sagen,
Von Schnee, der blendend euch umgränzt:
Hier aber ist's, frisch ausgeschlagen,
Olivenlaub, das silbern glänzt;
Der Lenz — und täglich neue Feste
Begehn im Wald mit Ueberschwang
Von Sang und Klang
Die Vögel, seine Wintergäste.

Schon aber rüsten sich die Sänger
Zur Fahrt ins heimische Revier:
Der Lenz — da mag auch er nicht länger
Sein Regiment nur üben hier;
Da ist auch ihm zu eng geworden
Sein Palm- und Pinien-Königreich,
Und allzugleich
Mit Schwalb' und Lerche geht's gen Norden.

Und Schwalbenschwung und Lerchensingen
Und Laubesgrün und Blumenduft,
Es soll durchwurzen und durchdringen
Nun auch des Nordens Land und Luft;
Der Lenz, ihr wintermüden Herzen,
Er kommt, er kennt die rechte Frist:
Ihr wißt, es ist
Der Tage zwanzigster des Merzen.

Der Tage zwanzigſter des Merzen:
Da gilt es nach des Winters Zorn
Nicht Blumen nur mit Sang und Scherzen
Zu ſchütten aus gefülltem Horn:
Durch Sonnengold und Himmelsbläue
Hin ſchwebt ein leichter Botenfuß,
Wo einen Gruß
Er melden ſoll der Lieb' und Treue.

Hin zu der würdigſten der Frauen,
Die einſt an ebenſolchem Tag
Beleuchtet von dem Morgengrauen
Des Lebens in der Wiege lag:
Seitdem ſind Jahre zehnmal ſieben
Verflogen in der Zeiten Schwung,
Und doch wie jung
Iſt dieſer Greiſinn Herz geblieben!

Wie ſchön gereift zur ew'gen Jugend,
Von Blüten voll, von Früchten ſchwer,
Es ſchaut der Lenz die Lenzentugend:
Sie kommt von ſeinem Tage her;
Und heut, zur ſiebzigſten Begegnung
Heut naht er ſiebzigfach erfreut
Und beut und ſtreut
Herab die Fülle jeder Segnung.

„Was Gutes je, was Allerbestes
Ein fromm Gebet von Gott erfleht,
Zur Weihe deines Wiegenfestes
Ist das für dich mein fromm Gebet:
In Strömen trief' und trief' es wieder
Auf dieses Hauptes Silbergrau,
Wie kühler Thau
Von meinem Fittich tränst hernieder."

„Und wie du Kind und Kindeskinder
Sammt gar dem Kindeskindeskind
Kaum zählen magst, und doch nicht minder
Sie all, sie all die Deinen sind,
Wie mir daheim sich grüne Hecken
Voll Rosen dehnen unzählbar,
So Jahr an Jahr
Soll dir noch lang hin sich erstrecken."

„Doch jetzt die Flügel laß mich spreiten:
Es zieht mich auf noch einen Zug,
Auf einen zweiten, dir geweihten,
Landein, bergauf gekehrten Flug:
Ich muß noch auf des Witwalds Fluren,
Muß da auch wecken Laub und Gras
Und sorgen, daß
Wegtrocknen alle Winterspuren."

„Da will mit Buchen ich und Fichten
Herzaubern einen solchen Lenz,
Daß einen schönern soll mit nichten
Selbst haben meine Residenz;
Und hoch wie dort die Dattelpalme,
Saftkräftig wie die Aloe
Soll stehn der Klee
Und Weizen recken seine Halme."

„Laß' ich auch wachsen keine Mandeln,
Wohlan, so wachse dir die Nuß,
Und zwischen all dem Grün zu wandeln
Sei dir noch lang ein Hochgenuß!
Ich selber bin's fürwahr kein Tadler:
Nein, Herbst um Herbst noch soll von dort —
Ein Mann, ein Wort —
Heimfliegen ein verjüngter Adler."

Todtengrüße.

I.

Der uns gestorben ist, ach den wir haben
Vor Jahresfrist im kühlen Grund begraben,
Er soll nicht todt sein, nein für unser Lieben
Sei immer noch im Leben er geblieben;
Und was wir thun, er sei bei jedem Handeln,
Wohin wir gehn, stäts soll er mit uns wandeln,
Mit uns sich freuen, mit uns Leide tragen,
Zu allem still in uns sein Wörtlein sagen.
Und wenn wir so ihn haben ungestorben,
Zwiefacher Reichthum ist damit erworben:
Er ist bei uns, und wir an seiner Seiten
Wallen schon hier den Weg der Ewigkeiten.

II.

Kein Raum iſt jemals leer geblieben,
Als nur ein liebentwöhnter Sinn:
Wo aber dem, der weiß zu lieben,
Sein höchſtes Glück auch ſinkt dahin,
Da tritt herein und füllt die Lücke
Gottſelige Unendlichkeit;
Der Sohn iſt todt: dir bleibt zurücke
Der ewig lebt ob allem Glücke
Der armen Erd' und dieſer Zeit.

III.

Mit zarten Knoſpen nur bekränzt
War deiner jungen Jahre Lauf:
Nun iſt die Liebesſonn' erglänzt,
Jetzt gehn die vollen Roſen auf.

Einem Pathenkinde.

Du liebes Kind, das mit der Taufe
Heut Christi Name benedeit,
Dich sollen auf dem ernsten Laufe
Durch dieser Erde Raum und Zeit
Auch meine Hände treu geleiten
Wie eines Vaters, eines zweiten.

So sei es, und vom Herrn da oben
Sei Segen dem Gelubd' erfleht.
Und doch, was kann der Mensch geloben,
Das nur von heut auf morgen geht?
Du kommst, mein Kind, emporzusteigen:
Ich geh' und seh' den Tag sich neigen.

Drum will ich dich mit Leib und Seelen,
All deiner Freud', all deinem Schmerz,
In stärkre Hände noch befehlen,
Will legen dich an dessen Herz
Als Kind und seines Reiches Erben,
Der lebt, wenn Alle dir auch sterben.

Dem Brautpaar eine Schale.

Wo Liebe lauter wie Kryſtall
Zwei Herzen hält verbündet,
Wo beider Lieb' und Leben all
Allein in Gott ſich gründet,
Da iſt ein Trug das Wörtlein, das
Von Glaſe ſpricht und Glücke:
In Stücke brechen mag das Glas,
Ihr Glück geht nie in Stücke.

Denn nicht am Erdenſtaube hängt's,
An weiß und gelben Erzen:
Vom Himmel ſtammt's, zum Himmel drängt's,
Gott ſelber iſt's im Herzen.
Und kommt die Noth, der Liebe Baum
Steht feſt in Sturmeswüthen;
Und kommt der Tod, er wächst zum Raum
Des Himmels voller Blüten.

Wohlan, mit ſolchem Liebesmuth
Zum ew'gen Liebesmale
Sei euch gefüllt mit ſolchem Gut
Und Glück des Lebens Schale!
Gefüllt ſei bis zum Rande ſie
Und bis zum Ueberfließen:
So können's auch wir andern hie
Und da noch mitgenießen.

Zu silberner Hochzeit.

An Lebensbächen, die von droben rinnen,
Wuchs schon ein Baum in heil'gen Paradiesen;
Der Mensch, in bittres Elend ausgewiesen,
Nahm doch ein Reis des Baumes mit von hinnen.

Des Baums der Lieb', und noch, wo treu in Minnen
Zu ew'gem Bund zwei Herzen sich erkiesen,
Da immer wächst er neu, da zwischen diesen
Will Wurzel er und Laub und Blatt gewinnen.

Auch zwischen euch! Ich sah ein Laub geründen
Zum Kranz der Braut, und heut, durch Gottes Güte
Mit Blutensilber ist das Grün verbündet.

Und hier, o schaut, was hoffendem Gemüthe
Wahrsagend heut schon eine Frucht verkündet:
Zu edlem Gold noch reift die Silberblüte.

Prolog zur Aufführung einiger Scenen aus Schillers Wilhelm Tell.

Ein Morgenſtrahl fliegt her mit rothem Kuſſe,
Da ſteigt die Alp' empor aus Dämmerungen;
So aus des Tellen blut'gem Meiſterſchuſſe
Iſt allererſt die Freiheit uns entſprungen.
Das Lied davon, am frühen Abendſchluſſe
Des Lebens hat der Dichter es geſungen:
Doch ewig ſteht es da, geſpannt den Bogen,
Und Pfeil um Pfeil kommt euch ins Herz geflogen.

Heut nach ſo inhaltſchweren Jahres Reige,
Da ſchon ein neues lüftet ſein Gefieder,
Wohl ziemt's, daß heut ſolch ernſtes Spiel ſich zeige,
Ein Schwanenſang im Chor der Lerchenlieder.
Nicht flehen wir, daß Schiller niederſteige,
Nur daß er lächelnd ſchaue zu uns nieder,
Und nur daß ihr mit Nachſicht wollet lohnen
Das Wageſtück der jungen Hiſtrionen.

Cröſus und Solon.

(Feſtſpiel zu einem Brautfeſte.)

Cröſus.

Solon, geſehen haſt du jetzt den Ueberſchwang
Des Erdenglücks, geſehen all der Schätze Pracht,
Die weit und hoch in Kammern mir ſind aufgehäuft,
Zu Geld geprägt das rothe Gold; zu Bechern hier,
Zu Spangen dort gegoſſen und geſchmiedetes;
Den Regenbogen, der mir von Gewand und Schmuck
In ungezählten Edelſteinen leuchtend flammt.
Iſt wie dein Auge nicht dein Sinn geblendet auch,
So ſpende nun, du aller Männer weiſeſter,
Aus deinem Reichthum, deiner Weisheit vollem Schatz
Mir zum Vergelt ein kurzes Wort. Ich frage, ſprich:
Der viele Land' und viele Lebensjahre ſchon
Du haſt durchwandert, wen der Menſchen achteſt du
Den glücklichſten? Du gabſt Geſetze deinem Volk:
Auch ich verehre, was du ſprichſt, Geſetzen gleich.

Solon.

Den glücklichſten, o König, aller Menſchen wohl
Erachtʼ ich Tellus von Athen.

Crösus.

(Mich nennt er nicht!
Nennt einen Namen, der mein Ohr noch nie berührt!)
Und warum preiſest dieſen du den Glücklichſten?

Solon.

Er lebte, da es wohl ergieng der Bürgerſchaft;
Er hatte Söhne ſchön und gut, und jedem Sohn
Sah wiederum er Kinder wachſen und gedeihn;
Und endlich, da ſein Leben er wohl ausgelebt,
Ward ebenmäßig wohl zu ſterben ihm zu Theil:
Mitkämpfend fiel, mitſiegend er in einer Schlacht,
Und wo er fiel, am ſelben Ort beſtatteten
Hoch ehrend ihn die Krieger nach Geheiß der Stadt.

Crösus.

(Ein ſolcher alſo! Einer ſo von Tauſenden!
Und mir verbleibt, mir Crösus nur der zweite Platz!)
Wer aber ſcheint nächſt dieſem dir der Glücklichſte?

Solon.

Ein Brüderpaar, Argiver waren's, Cleobis
Und Biton, hochgeprieſen ſie bei allem Volk,
Nicht wegen Reichthums — beide hatten nur genug —
Mehr um die Schönheit, um die Kraft des jungen Leibs:

Es schmückte sie der Siegeskranz, den man erwirbt
Im Spiel des Kampfs. Und mehr noch, schöner schmückte sie
Der Kindesliebe und des Gehorsams holder Preis.
Dem auch entsproß das hohe Glück, das ihnen ward.
Einst war ein Fest, entlegen weit von ihrem Haus,
Ein Fest der Götterkönigin. Gern hätte dem
Der beiden Mutter frommen Sinnes beigewohnt:
Nur war ihr Schritt von vieler Jahre Last gehemmt,
Und fern im Felde weilten ihr die Rinder, die
Den Wagen zogen. Freudig legte da das Joch
Sich auf den Hals der liebeerfüllten Brüder Paar
Und zogen selbst durch fünfundvierzig Stadien
Die theure Last hin zum ersehnten Heiligthum.
Und wie sie jauchzten, jauchzte mit das ganze Volk:
Um ihre Stärke rühmten all die Männer sie,
Und selig priesen ihre Mutter alle Frau'n.
Selbst aber trat die Mutter vor das heil'ge Bild
Und flehte: „Gieb dem Cleobis, dem Biton gieb
Das beste, was den Menschen geben kann ein Gott!"
Und siehe, da geopfert auch die Jünglinge
Und in den schatt'gen Bäumen sich des Heiligthums
Zum Schlaf gelegt, nicht mehr vom Schlaf erstanden sie:
Denn leis' in Träumen waren sie hinabgeschifft
Zu jenem Lande, draus die Rückfahrt Keiner thut.
Doch während dort sie standen vor dem Richterstuhl
In ihrer Lieb' und ihres Ruhmes frischem Kranz,
Ward von dem Volk zu ewigem Gedächtnißmal
In Delphi's Tempel beider Bildniß aufgestellt.

Crösus.

Und ſtäts und wieder Menſchen aus der Spreu des Volks,
Klangloſe Namen, Namen aus der Dürftigkeit!
Doch mich, der du mir nennen ſollſt den Glücklichſten,
Mich nennſt du nicht, zum Trotz dem Königsdiadem,
Mich nicht, auf den der Güter Fülle niedertrieft,
Den Gold umwogt in Fluten wie des Oceans!
Wohlan, ſo heiß' ich ſelber mich den Glücklichſten.

Solon.

Des Wohlerfahrnen wohlerwognes Wort verſchmäht
Der Mächt'ge nicht, dem Götter auch Weisheit verliehn.
Kein Glück iſt Reichthum: auf dem goldnen Bette ſchläft
Der ruhig nicht, dem tief im Herzen nagt ein Wurm;
Und ſicher nicht noch ſorgenlos: am liebſten ja
Zuckt auf Metall verderbend her des Himmels Blitz.
Und wie der Menſchen keiner je vollkommen iſt,
Wie dieſem dieß, dem andern anderes gebricht,
Dem nur ein Zug, daß er der Schönen Schönſter ſei,
Dem, daß er weiſe, Kenntniß nur von dem und dem:
So iſt auch unvollkommen ſtäts der Menſchen Glück,
Und etwas noch wünſcht ſelber der Zufriedenſte.
Und ſchein' es heut vollkommen auch, bedenk, o Fürſt,
Daß auf das Heut ein Morgen folgt: ein jeder Tag
Bringt Neues, bringt ein Anderes, bringt Unbeſtand
In alles, was dir heute ſo beſtändig däucht.
So, wenn des Menſchen Leben ſiebzig Jahre füllt,

Iſt er ein Kind des Wechſels noch im ſiebzigſten,
Iſt's, weil er lebt, und bis zum Tod und bis ins Grab.
Darum, bevor ich glücklich auch ſein Ende weiß,
Ein Ende, wie's den Göttern und ihm ſelbſt gefällt,
Nicht eher preiſ' ich glücklich einen Sterblichen;
Dem Läufer, der noch rennet, geb' ich nicht den Kranz.
Ob glücklich du? noch weiß ichs nicht: ich weiß allein,
Daß, eh er ſtirbt, Niemand auf Erden glücklich iſt.

Cröſus.

Niemand auf Erden? glücklich niemand? jeder erſt,
Erſt dann beglückt, vielleicht beglückt, wenn er verläßt
Die Erde, drauf zu wohnen ihn ein Gott geſetzt?
Dann iſt, der ihn darauf geſetzt, ſo gnädig nicht,
Wie ſich die Götter gerne gnädig denkt der Menſch.
Niemand im Leben glücklich? Sprich, du weiſeſter
Der Griechen, iſt dein einz'ges dieß, dein letztes Wort?

Solon.

Nein, ſo du weiter noch vernehmen kannſt und willſt.
Kein Glück iſt Reichthum: aber, Herr, es giebt ein Glück,
Das erſt zum wahrhaft Reichen macht den reichen Mann
Und reich wie ihn den Armen macht: es giebt ein Glück,
Das hoch erhaben über allen Unbeſtand
Und jeden Wechſel dieſes Erdenlebens iſt:
Der Jugend iſt's und noch dem Greiſenalter Freund;
Vom Himmel ſtammend iſt ein heil'ges Feuer es,
Das allen Staub der Erde mächtig zehrend tilgt,
Den Jüngling läutert und verjüngt ein altes Herz,

Iſt's eine fern aus Wonnenaun der Seligen
Hieher verpflanzte Blume, die im Lenz erblüht
Und fort noch blühet, wenn die Scheitel Schnee bedeckt.
Es giebt ein Glück: wer das beſitzt, erſt dieſer lebt
Ein wirklich Leben; ſtirbt er, ſtirbt es nicht mit ihm:
Es folgt ihm nach in jene Welt, und hier zugleich
Auf Erden bleibt's, ein heilig Erb', in Anderen.
Fürwahr, o Herr, wem dieſes Glück ein Gott beſchert,
Der iſt beglückt im Leben ſchon und lebenslang.

Crösus.

Du ſprichſt in Räthſeln, wie die Weisheit gerne ſpricht:
So nenne denn, das du ſo rühmſt, dieß einz'ge Glück!

Solon.

Die gottentflammte, die von Gott geſegnete,
Die Lieb' und Treue zweier Menſchenherzen iſt's.

Crösus.

O Solon, nimmer von der Höhe meines Throns
Hab' ich den Menſchen, hab' ich je das Menſchenpaar
Geſehn, das alſo große Seligkeit beglückt.

Solon.

Ich aber ſeh' es: in der Zeiten Ferne ſchwebt's
Vor Augen mir, Jungfrau und Jüngling hold vereint,
Er voll des Herzens für die Heimat, Tellus gleich,
Und weiſen Sinns, Geſetze gebend ſo wie ich,
Und ſie, ſie weichet nimmer der Argiverinn
An Gottesfurcht, die brünſtig auf gen Himmel fleht,
Jungfrau und Jüngling, hold vereint in ſanftem Joch:

Und auch das schwerste trügen sie wohl freudiglich
Im Vater- und im Mutterdienst und schätzten es
Wie Cleobis und Biton dort für keine Last;
Jungfrau und Jüngling, mit der Kraft Anmuth gepaart,
Mit Muth Gemüth, mit Geiste Herz; daß kurz ich sei:
Ein Mann, ein Weib, und beid' in eins ein ganzer Mensch.

Crösus.

Du hast das Herz mir tief erregt: entgegen wallt's
Dem Bilde, das du reizend mir vor Augen führst.
O laß mit goldnen Reifen, wie mein Schatz sie birgt,
Das Paar mich schmücken, schmücken ihnen Haupt und Hand!
Denn billig bringt hier Ehr' und Zoll ein Crösus auch.

Solon.

Nicht das, o König! Deines Reichthums kalter Prunk,
Fern bleib' er von dem Hochaltar, der voller glüht
Und reiner leuchtet als das Gold der Kronen all.
Viel besser ziemt dieß grüne Laub, das weisen Sinn
Und tapfern Muth bedeutet, um die Stirn des Manns.
Und besser ziemt ein Blumenkranz dem blühnden Weib:
Wohlan und reich' ihn, wie man in der Götter Schoß
Die schwache Gabe fromm gelobend niederlegt;
Ich aber geh' und schling' ein ruhmweissagend Reis,
Hier meinen Kranz, glückwünschend — Glück noch wünschend? nein!
Schon sind ja hoch für alle Zeit die zwei beglückt —
Ich schling' ihn glücklich preisend um das Mannshaupt.

VI.

Festgedichte.

1840—1869.

Buchdrucker-Jubiläum.
1840.

Das Buchdruckerwappen.

Die ihr jubelnd tauſendtönig
Eures Ruhmes heut gedenkt,
Drucker, ſchaut, wie mild ein König,
Euch ein Kaiſer hat beſchenkt:
Schaut den Aar im goldnen Schilde
Mit dem königlichen Reif;
Schaut den Greif,
Prangend hoch als Helmgebilde.

Bürgerzunft, alſo geadelt
Hat ein Kaiſer eure Kunſt,
Und kein Sechzehnahn'ger tadelt
Stolz und neidiſch ſolche Gunſt.
Laſſet heut nun den Poeten
Vor der Bilder Doppelpaar,
Greif und Aar,
Sinnend mich und deutend treten.

Goldner Schätze strenger Hüter
Iſt der Greif, das Fabelthier;
Güter häufet ihm auf Güter
Nie geſättigt die Begier.
Euch zwar hat bei ſchmalem Solde
Nie der Reichthum ſehr geliebt:
Doch es giebt
Schätze noch von edlerm Golde.

Und ihr brutet ob der Beute
Nicht wie dort die Greifenbrut:
Beſſer freut das mild verſtreute
Rings umher vertheilte Gut;
Beſſer freut des Adlers Weiſe,
Der allein erjagt ein Wild,
Aber mild
Mit den andern theilt die Speiſe.

Auf denn all, und Glück zum Werke,
Adler und der Greifen Schwarm!
Auf denn, Schnelligkeit und Stärke,
Scharfer Blick und ſichrer Arm!
Greifen, greifet an befeuert,
Adler, von euch ſelber ſei
Tadelfrei
Eures Adels Glanz erneuert!

Die Erfindung der Buchdruckerpreſſe.

Ihr habt das Liederbuch zur Hand
Und habt zur Hand die Gläſer,
Und ſeid mir ſonſt auch wohlbekannt
Als Trinker, Sänger, Leſer:
Vernehmt denn mit geneigtem Ohr,
Wie aus dem gleichen Quell hervor
Sind Wein und Buch entſprungen.

Längſt war Johannes vorgerückt
Von Brettern bis zu Lettern;
Schon war aus freier Hand geglückt
Manch Dutzend auch von Blättern:
So aber gieng's zu mühſam doch;
Das war ihm erſt ein Sorgenloch,
Daraus kein Weg zu finden.

So weilt' er eines Abends auch
Tiefgrübelnd ſtill zu Hauſe:
Da wehte ſich mit friſchem Hauch
Muſik vor ſeiner Klauſe;
Er trat zur Thür: ſieh da! ein Zug
Von Pfeifern, der die Trommel ſchlug
Und blies die hellen Pfeifen.

Hoch auf dem Wagen schwankt das Faß.
Die Gäule gehn im Sprunge,
Und jauchzend selbst im duft'gen Naß
Der Beeren hupft ein Junge.
So drängt das Volk zur Kelter hin,
Wo Winzer sich und Winzerinn
Zum letzten Tanze rüsten.

Voran nun streift der Strom der Luft,
Das wird mit fortgerissen:
Herr Guttenberg auch unbewußt,
Noch halb in Kummernissen,
Läßt sich von ihm die Gassen auf,
Die Gassen ab, in muntrem Lauf
Bis hin zur Presse tragen.

Da wird ein langer starker Baum
Gewaltig umgeschwungen,
Und mit dem Baum der trübe Schaum
Gedrungen und gezwungen,
Bis er verklärt zu Tage quillt,
Und Bütte rings um Bütte schwillt
Von süßem klarem Moste.

Nun plötzlich ist auch wolkenhell
Des Zeugnachers Stirne;
Nun springt und klingt auch ihm ein Quell
Im Herzen und im Hirne:
„Ich hab's, ich hab's! die Presse nun
Soll meinem Geist auch Dienste thun,
Soll mir den Wein auch keltern!"

Seit jenem Herbſt, ſeit jenem Tag
Nun wird an allen Enden,
Was nur die arme Preſſe mag,
Gepreßt mit ruſt'gen Händen;
Wein geben uns nur Süd und Herbſt:
Du aber, Trukerpreſſe, färbſt
Die Welt und alle Zeiten.

Du machſt die durſt'ge Seele ſatt
Mit Oel und guter Kohle,
Und deinen Rauſch, ein rauſchend Blatt
Trägt ihn von Pol zu Pole;
Du kelterſt alles Zeug zu Moſt:
Verlinge ſind dir Alltagskoſt,
Du nimmſt auch Heidelbeeren.

Festgelübde

der Buchdrucker und Buchhändler.

Die Reigen aus, ihr all in weiter Runde,
Und schenkt von frischem ein!
Es soll in dieser feierlichen Stunde
Ein Schwur geleistet sein.

Buchsetzer -drucker -händler, alle schwören
Wir bei der Presse dort;
Die ganze Welt und Nachwelt soll es hören,
Ost, West und Süd und Nord.

Ich Setzer will auch hier zuerst erheben
Die schwarze Hand und mich:
Druckfehler soll es fürder keine geben,
Setzfehler eigentlich.

Nur denkt, ihr Herrn und Steller neuer Schriften,
Hübsch an mich armen Mann:
Die Schuld ist nicht an mir und meinen Stiften,
Wenn ich's nicht lesen kann.

Dann will ich Dunkel in die Formen schwärzen,
Und pressen so bedacht,
Daß Zeil' auf Zeile steht, und Augenschmerzen
Das Lesen Keinem macht.

Zuletzt ich Handelsmann (es ist keine Fabel,
Doch hat's Moral, ihr Herrn):
Ihr Herrn Autoren, seid nur honorabel,
Ich honorier' euch gern.

Dich aber, Publicum, soll's überraschen,
Wie wohlfeil alles sei:
Ich weiß, ihr habt auch ohne mich schon Taschen-
Ausgaben allerlei.

Dann noch Rabatt, daß ihr euch selber wundert,
Im nächsten Januar!
Nur kaufet, kauft! und lest nicht fünfhundert
An Einem Exemplar!

Beim Königsadler, der mit starker Klaue
Dort den Lorbeer packt,
So schwören wir, so schwören mit uns Alle,
Was schwärzt und preßt und druckt;

Die Typo- Chalko- Xylo- Lithographen,
Die Grafen insgesammt;
Und brechen wirs, so seien wir zu Strafen,
Den härtesten verdammt.

So plagen uns von allerlei Gewürmen
Zumeist die Krebse nur!
Und Ballen soll sich rings auf Ballen thürmen,
Nichts als Maculatur.

Wie eine Pyramide sich der Haufen
Dereinst ob unserm Grab;
Wenn wir's nicht lieber centnerweis verkaufen:
So geht's doch reißend ab.

Ein Dichterſeufzer.

O ſchöne Zeit, da noch vom Sange
Getragen zog das Dichterwort,
Da mild umſpielt von Saitenklange
Es wallte fort von Ort zu Ort!
Da lohnte ſich die Kunſt der Lieder:
Melodiſch ſchlug des Volkes Herz,
Und tönte jeden Dichterſchmerz
Und jede Dichterfreude wieder.

Ein Lichten überall, Ein Trachten;
Ein Wald, durchhallt von Sang und Klang!
Stumm gaffende Geſichter machten
Mit kaltem Auge Keinem bang.
Es ſangen Nachtigall und Zeiſig
Einhellig noch ins Weltgedicht;
Der Kukuk auch, er ſchalt noch nicht
Vom dürren Recenſentenreiſig.

Ach aber jetzt! Was tief vom Grunde
Der Seele quillt ans Licht empor,
Man lieſt es hin mit ſtummem Munde
Und ungerührt mit taubem Ohr.
Erkrankt — wie mag ſie je geneſen? —
Iſt ſelbſt der Dichter Sangesbruſt,
Verzehrt vom Drang verhaltner Luſt,
Taubſtummem Schreiben, Drucken, Leſen.

Basler Jugendfest.
1841.

Abendlied.

Der Tag ist niedergangen,
Schon ist herab gehangen
Das Schattentuch der Nacht:
Doch bleibet ob uns allen
Ein Aug' in Himmelshallen,
Das ungesehen sieht und wacht.

Nun geht's zur Ruhestätte,
Nun mit dem Tag zu Bette
Geht auch des Tages Lust:
Die Lust, die uns erfreute
Und milde Wonnen streute
In Vaterherz und Mutterbrust.

Wohl uns, wenn unser Scherzen,
Wenn Sang und Klang dem Herzen
Des Herren wohlgefiel!
Vor Ihm sind ja nicht minder
Die Menschen alle Kinder,
Und all ihr Thun ein Kinderspiel.

Zum Feſte der Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1832.

Als Greiſinn, doch mit blühndem Angeſicht,
Mit ſichrer Hand, auf ſtarkem feſtem Fuße
Steht die Geſellſchaft da, die uns vereint;
Und heut, wie einer Jungfrau ſchmücket ihr
Feſtlich ein Kranz das Haupt, und unter Blumen
Blickt ſie hervor mit heitrem Jugendauge.
Mit heitrem Auge: doch ein feuchter Glanz
Geht drüber hin, wenn ſie des Manns gedenkt,
Der heut vor dreimal fünfundzwanzig Jahren
An ihrer Wiege ſtand, der ihr verliehn
Den Namen, der ſie in die Welt geführt
Und ihr den Weg gezeigt hat durch die Welt.
Und wohl geziemt ſich die Erinnerung;
Wohl ziemt es uns, ob denen weit und voll
Und ſchwer von Frucht der Baum die Aeſte wölbt,
Deß Namen ſtill verehrend auszuſprechen
Und ihm zu danken, der gepflanzt den Keim,
Auf den zurückzuſchaun, der längſt dahin iſt
Und dennoch lebt und dennoch wirkt und ſchafft.
Deß theures Bild die ſpäten Enkel noch,
Uns mahnt, uns leitet, uns ermuthiget.

Isaac Iselin, wenn deutsche Zunge
Die besten der gelehrten Männer zählt,
Die Geister, welche höhern Flugeschlag
Die Wissenschaft gelehrt, mit ihnen zählt sie
Auch ihn, deß weiter heller freier Blick,
Besonnen forschend und prophetisch ahnend,
Zuerst die Menschheit als ein lebend Ganzes
Und in dem Leben hat den Geist erkannt,
Des Meisters Plan am Webestuhl der Zeiten.
Denn durch den Staub der Bücher nicht getrübt
War dieses Auge, nicht in durst'gem Denken
Verengt dieß Herz, noch sein Gemüth verarmt:
Der ganzen Menschheit schlug es liebevoll,
Und Weltgedanken klärten diese Stirn.
Und bei des Wissens Fülle welche Kraft
Der Sitte, bei dem Reichthum welche Treu
Im Kleinen, innerhalb der weiten Kreisung
Welch unverrückbar fester Mittelpunkt!
Ihm war verliehen, was so selten nur
Dem Menschen mag verleihn ein güt'ger Gott:
Gleich klar zu sehn das Nahe wie das Ferne,
Im Kleinen wie im Großen ganz zu sein,
Und eng und weit und immer warm zu lieben.
Ein und derselbe dient' er hier als Held,
Mit Kräften des Erobrers angethan,
Der Wissenschaft, und dort bescheiden emsig
Dem Amt, als wäre das sein Ziel allein;
Ein und derselb' erschloß er sein Gemüth
Der ganzen Welt, und hieng, als wär' ihm das

Die ganze Welt, am Fleckchen Heimaterde:
Ein und derselb', und immer treu und wahr,
Der Menschheit Freund und Freund des Vaterlands,
Bürger der Welt und seiner Heimat Bürger.

Dürr aber war und kalt und starr zum Tode
Der Heimat Leben: er befruchtet' es
Aufs neu mit seinem Geist; er leitete
Von den Gedanken, welche rings umher
Die Welt hochschwellend überfluteten,
Damit auf ihr ein neu Geschlecht erstünde,
Auch in die Heimat einen frischen Strom;
Er, da ein Feuer der Begeisterung
Für alles was der Menschheit Würd' und Recht ist,
Ringsum entzündet war und leuchtete,
Er holte dieses heil'gen Opferfeuers
Auch in die Heimat einen lichten Brand,
Und baut' ihm hier auch einen Altar auf
Und hier ein Heiligthum. Und wen die Noth
Des Leibes, wen des Geistes Armuth drückte,
Rief er herzu, und reich von dannen gieng
An Hilf' und Trost der Hilfsbedürftige,
Und mild belehrt von dannen gieng die Jugend,
Und mit sich trug, daß fürder nicht das Nehmen
Unselig sei, die schönste Gabe Jeder,
Der gleichen Menschheit seliges Gefühl.

Er selber zwar, der so zuerst den Tempel
Gegründet und darin gewaltet hat,

Er iſt dahin; ſchon ſiebzig Jahre deckt ihn
Der kühle Grund, und zweimal ſchon ſeitdem
Iſt an der Menſchheit immergrunem Baume
Ein neu Geſchlecht geſproſſen und verwelkt:
Noch aber lebt, an Enkeln hoch geehrt,
Der Name fort, deß ſchönſte Zierd' er war,
Und noch in Enkeln deren Namen auch,
Die als ein glückverheißend Siebenſternbild
Zum ſchönen Werk ſich freudig ihm vereint;
Und deren einer ſchmücket heut zugleich
Ein Haupt des Staats und der Geſellſchaft Haupt.
Und heut noch ſteht und heut noch flammet hoch
Des Altars, den er baute, heil'ger Brand;
Und wir, die feſtlich hier verſammelt ſind,
Berufen ſind nun wir zum Prieſteramte,
Berufen des Altars zu hüten und
Zu nähren ſeine Glut; berufen wir
Und mit uns Jeder, dem für Menſchlichkeit
Und dem für Bürgertugend warm das Herz iſt.
Der Prieſter der zuerſt an ihm gedient,
Er iſt dahin: wohlan! ihm auf das Grab
Sei ſchweigend ernſt, wie das allein geziemt,
Ein Kranz gelegt von unverwelkten Blumen.
Er iſt dahin: doch lebet ſein Gedächtniß,
Und feierlich ſei dem das Glas erhoben
Und ſtill geleert. Wir aber, wir gelobten
Heilig und treu zu wahren ſein Vermächtniß:
Dazu den Segen ſpende Gott von oben!

Bei der 41. Verſammlung

Schweizeriſcher Naturforſcher

in Baſel.

1856.

Noch einer Sonne Lauf, und, werthe Herren,
Hochwerthe Gäſte, wieder ſeid ihr fern
Aus unſern dunklen Gaſſen weggerückt
Und ſteht auf freiem Fels und ſchaut entzückt
Ins Land hinaus, vom Berge, den durchgräbt
Des Menſchen Witz, bis wo die Aare webt
Durch Wieſ und Wald und Feld ihr Silberband.
Und weiter, weiter, wo die eiſge Wand
Der Alpen hoch ſich in die Wolken baut:
Ein Tag noch, und ihr ſtehet dort und ſchaut
Und ſucht, wo jedem ſeine Heimat winkt,
Sein Berg ſich thürmt, ſein See, ſein Kirchthurm blinkt,
Und denkt ans Scheiden. Schon das Morgen kurzt,
Was kaum das Heute lieblich hat geſchürzt.

Verzeiht mir, der daran schon jetzo mahnt!
Es ist mir ungerufen, ungeahnt
Gleich einem bittren Tropfen in den Wein
Gefallen und vom Wein ins Wort hinein.
Euch einen Willkomm wollt' ich bringen zu,
Ein froh Willkommen hier zu Rast und Ruh:
Doch, soll ich reden, wie ich reden muß,
So ist mein Willkomm auch ein Scheidegruß.
Willkommen und Ade! Indeß erlaubt:
Grad' itzt bin stellvertretend ich das Haupt
Der hohen Schule, die bescheidnen Scheins
Doch mit dem Werthe nicht des schlechtsten Steins
Aus Basels alter Mauerkrone blitzt:
Darum erlaubt, hochwerthe Herrn, daß itzt
Den Freunden von den Schwesterschulen dort,
Von Bern und Zürich ein begrüßend Wort
Ich bringen möge. Denn, wie alt auch ist
Die Schule Basels, o zu solcher Frist,
Wie heut ihr glänzet, fühlt sie wohl, es rollt
Ihr Ahnenblut noch frisch und warm, und grollt
Den jungen Schwestern um die Jugend nicht
Und spricht als Schwester nur, was heut sie spricht.

Ihr wißt, wie in des Schweizerlandes Gaun
Zu aller Zeit ein Wandern ist zu schaun;
Alljährlich tagen wir nun dort, nun hier,
In deutschem, in romanischem Revier,
Und gastlich nimmt bald die, bald jene Flur
Den Forscher der Geschichte, der Natur,

Des Wortes Gottes auf: alljährlich jung
Wird in der Schweiz die Völkerwanderung.
Ja, eine Wandrung iſt's, wohl jener gleich,
Vor der in Staub verſank das Röm'ſche Reich:
Erobert wird auch hier von Jahr zu Jahr,
Und weiter vorgeſchoben immerdar
Des Wiſſens Grenze, fort und fort mit Ruhm
Gekrönt ein neues Wiſſenskönigthum.
Und das, du wanderndes Gelehrtenheer,
Das ſei, das iſt die rechte Gegenwehr,
Wenn je die Wiſſenſchaft des Vaterlands
Auf Einen Punkt ſoll bannen ihren Glanz,
Daß unter allen nur der Eine Punkt
Als Wiſſenspabſt, als Wiſſenskaiſer prunkt:
Rom hemmte nicht Germaniens Wanderſtrom,
Der Wanderſtrom verſchlang das ſtolze Rom.

Die Waffen aber zu ſo ſchönem Krieg,
Zu Beut' und Ruhm, Eroberung und Sieg,
Das blanke Schwert, das rauſchende Panier,
Wer ſchmiedet das, wer ſoll das rüſten? Wir,
In Baſel, Zürch und Bern, wir Schweſtern drei,
Drei Feuerherd', und ihrer jeder ſei
Die Eſſe, wo ſich hart die Waffe glüht,
Der Altar, dem die heil'ge Flamm' entſprüht,
Der, wenn ein Wanderzug von dannen fährt,
Ihm Feuer mitgiebt für den neuen Herd.
O laſſet uns, ihr Schweſtern, insgeſammt
Tapfer und treu verwalten unſer Amt;

Ob etwann auch verſchiedenfarbig brennt
Hier, da und dort das Feuerelement,
Doch kommt es überall vom ſelben Quell,
Iſt überall im ſelben Dienſte hell.

Zurich, Bern und Baſel — viermal hundert Jahr
Sind's heut und mehr, daß bei St. Jakob war
Die heiße Mannſchlacht. Da im argen Streit
War hüben Zürich, drüben Bern entzweit,
Und, zornig ſelbſt ob unſrer trägen Ruh,
Sahn wir in Baſel ihrem Zwiſte zu.
Nun iſt es nicht mehr ſo: Ein Vaterland,
Ein Lieben einet jetzt der dreier Hand;
Und ſchwinget jetzt der Arm des Schwertes Wucht,
Wetteifer wappnet ihn, nicht Eiferſucht.
Wetteifer nur im gleichen ernſten Spiel,
Wetteifer nach dem gleichen heil'gen Ziel,
Wetteifer frei und friſch und froh und fromm.
So denn als Schweſtern ſag' ich euch Willkomm
Und ſo als Schweſtern ſchon auch das Ade.
Und wenn viermal verronnen iſt der Schnee,
Dann, heut ſchon lad' ich, kommet wiederum!
Dann hat die Ahn' ihr viertes Saeculum
Dahingelegt und hebt ihr fünftes an.
Auf Wiederſehen dann! Jetzt, Mann für Mann,
Ihr Gaſt', ihr Heim'ſchen all' im weiten Saal,
Erhebt den Ruf, erhebet den Pocal,
Und wie der Becher ſei das Herz auch voll:
Hoch lebe heut, der allzeit leben ſoll,

Der Bund, von dem in frischer Lebensflut
Durch all die Adern quelle Blut und Muth,
Daß nicht Ein Glied allein werd' überschwellt,
Nein, daß die Schweiz in jedem Glied' ein Held
Und jedes Glied ihr leb' in seiner Kraft:
Hoch der Dreischwesternbund der Wissenschaft!

Lied der Buchdrucker
am Jubiläum der Universität.
1860.

Gleich frohes Leben führen wir,
Ein Leben recht in Ehren!
Wenn heut der Universität
Zur Seite gleich der Drucker geht,
Wer mocht' ihm das verwehren?

Sie blühn ja, wie zwei Rosen blühn
An einem Stiel und Stamme:
Wenn Setzer nicht und Drucker wär,
Wo kämen euch die Lieder her,
Octav- und Quartprogramme?

Und mancher Herr Professor schreibt,
Kaum kann er selbst es lesen:
Was fiengen gar die andern an?
Da bin denn ich der Wundermann,
Der Allen hilft, gewesen.

Zumal in Basel sind wir zwei
Von jeher Zwillingskinder:
Der hohen Schul' uralter Ruhm,
Er ist ein uralt Eigenthum
Der Druckerei nicht minder.

Daß Lorbeerreiſer wie ein Wald
Auf Baſels Haupte laſten,
Daran ſind ganz mitſammen ſchuld
Des Herrn Erasmus Schreibepult
Und Frobens Letterkaſten.

Der Amerbache Name ſteht
Und ſtrahlt wie eine Kerze;
Sie prangen ſtolz im Doctorhut:
Das macht, in ihrem Doctorblut
Floß edle Druckerſchwärze.

Darum, o Univerſität,
Nimm mich auch heut zur Seiten!
Der Caſtor du, der Pollux ich,
So wandern wir einträchtiglich
Hinaus in Ewigkeiten.

Und wer das Liedlein hat erdacht,
Und wer es hat geſungen?
Aus einer Wieg' im Preußenland,
Die neben einer Preſſe ſtand,
Iſt ſelber er entſprungen.

Trinkſpruch

in der

Schlußverſammlung aller Comitemitglieder

des vierten Jubelfeſtes der Univerſität.

1860.

Wie haben wir dieß Jahr entlang
Feſtlich geſchwelgt in Sang und Klang,
Mit Herrn und Fraun, mit Alt und Jung!
Zuletzt doch nahm's den höchſten Schwung;
Da kam das gröſte, ſchönſte, beſte,
Da wahrlich kam das Feſt der Feſte.
Da von den Bergen rings ergoſſen
Hat ſich ein Heer von Eidgenoſſen;
Da von der Nord- und Oſtſee Wogen
Wie Brandung iſt's herangezogen:
Hier Profeſſoren ſchaarenweis,
Studenten dort, ſchön rot und weiß,
Pfarrherren ſonder Ziel und Zahl,
Doctoren auch, und allzumal,
Was je ſtudiert in Baſel hat.

Es gab in unſrer Baſelſtadt
Schier eine neue Sprachverwirrung,
Und dennoch gieng's ohn Zwiſt und Irrung:
Nein, Wirklichkeit war neu beſchieden
Dem alten Traum vom goldnen Frieden,
Daß ſelbſt an lang entzweiter Hand
Finger den Finger wiederfand,
Und Segen rief dazu die Schweiz.
Nur Freunde ſtrömten allerſeits,
Nur Boten zu mit reichen Spenden,
Mit vollen Herzen, vollen Händen,
Mit ſchönſter Gratulation
Deutſcher und welſcher Nation,
Mit manchem blanken Angebind
Für ein vierhundertjährig Kind.
Und alle ſahn ſo froh und friſch,
So ſchweizeriſch, ſo baſleriſch
Gaſtlich und wirthlich ſich empfangen,
Alles im Hochzeitskleide prangen,
Allüberall Glanz, Kranz und Pracht
Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht.
Eins ſchauten ſie zumal verwundert:
Der hohen Schule neu Jahrhundert
Begieng hier nicht, wie anderswo,
Profeſſor bloß und Studio
Und etwa, tief im Staub gebückt,
Noch der Philiſter, den's beglückt
Am Studio ſich ſatt zu zehren
Und vom Profeſſor ſich zu nähren:

Hier sahn sie, in wie andrer Art!
Um eigne Banner voll geschaart
Mit hoch gehobner Nacken Kraft
Die ganze freie Bürgerschaft,
Zunft hinter Zunft in stolzem Schritt,
Da floß im Jubel Alles mit,
Der Schlüssel, der ob Schätzen wacht,
Wie jener, der den Schlüssel macht,
Der Bürgermeister, der regiert,
Wie der Cadett, der paradiert.
Denn froh des Ruhms, der grün umlaubt
Der hohen Schul' uraltes Haupt,
Von dem ihr volle schwere Garben
Der Väter Väter schon erwarben,
Von dem sie wahrt mit treuem Fleiß
Auf heute noch manch frisches Reis,
Und manches noch mit ernstem Ringen
Gelobt sich um das Haupt zu schlingen,
All alle waren froh des Ruhmes
Und stolz wie ihres Eigenthumes,
Und all und alle sprachen Amen
Zum Festgeläut, das sie vernahmen.
Ja, herrlich hat dieß Jubeljahr
Gemacht die alten Worte wahr:
So sich erfreut Ein Leibesglied,
Mitfreude durch die andern zieht,
Und so am Leib Ein Glied sich schmückt,
Sind all die andern mitbeglückt.

Und daß so hoch das Fest gelang,
Daß alle Glieder so durchdrang
Der eine Sinn, der eine Geist,
Wem danken wir das allermeist?
Die Antwort hab' ich, wenn ich schicke
Nur hier den Tisch entlang die Blicke,
Wenn ich mir schaue dankend an
Die sechzig, einundsechzig Mann,
Wohl jedes Alters, jedes Standes,
Doch Eines heil'gen Vaterlandes
Und treu sie all der Vaterstadt.
Ja, ihrer jeder, jeder hat
Und alle haben insgesammt
Die Glut, die selber sie entflammt,
Stäts weiter rings um sich entzündet,
Bis all die Flammen sich verbündet,
Bis auf und ab mit frischem Zug
Es lichterloh gen Himmel schlug.
Dem Heer der Tausende voran,
Wie haben diese sechzig Mann
Mit Freudigkeit gesorgt, gedacht,
Geschafft bei Tag, geschafft bei Nacht,
Mit Laufen bald und bald im Sitz,
Der in der Kirche, der im Spitz*),
Hier auf den Gassen, dort im Haus,
Und also bis nach Augst hinaus,
Und bis zum kühlen Trunk, der labend

*) Gesellschaftshaus.

Verſußt noch hat den Abſchiedsabend!
Doch was vom Guten war das Beſte,
Was all dem Thun und noch dem Feſte
Die Zierde gab und vollſten Segen,
Die Eintracht war's, die allerwegen,
Der Liebesſinn, der unerkaltet
Stats hat geſchaltet und gewaltet.
Wahrlich, wär' unſre Compagnie
Auch eigens aufgezogen, ſie,
Sie durfte bei den Zünften allen
Mit Stolz ihr Banner laſſen wallen:
Das ſchonſte Zeichen hätt's getragen,
Sechs Hände, feſt in eins geſchlagen.

Dieß Banner, das uns Monden lang
Vorangeſchwebt auf manchem Gang,
Und wenn wir uns ſchier mud gefühlt,
Die Schläfe ſäuſelnd uns gekühlt,
Zu dem wir heut empor auch ſehen,
Stats mög' es uns zu Häupten wehen
Und wir ihm ſtehn zu treuer Wehr.
Darauf denn und auf jeden, der
Empfangen hat und einquartiert,
Geiſtlich und weltlich muſiciert,
Bahnhofe metamorphoſiert,
Häuſer und Kirchen decoriert,
Inſchriften dazu inventiert,
Collegien illuminiert,
Zur Ordnung Alle commandiert,

Mit Speiſ' und Trank uns regaliert,
Für den Commers das Bier ſtudiert,
Protocolliert, correſpondiert,
Kurz, irgend mit organiſiert
Am Jubel, der noch jubiliert:
Auf alle die und alles das
Heb' ich empor dieß volle Glas
Des Jubelweins, von dem post festum
Wir bringen heut den letzten Reſt um,
Heb' ich mein Glas — o könnt' ich's heben,
So hoch die ſechzig ſollen leben! —
Heb' ich es hoch zum Weiheguß,
Zum Abſchiedsgruß, zum Schluß, zum Schluß
Heb' ich es hoch, und euch zu Ehren,
Ihr Herren alle, will ich's leeren
Mit Wunſch und Dank, mit Preis und Lob
Bis auf die Wackernagelprobe.

Uhland.

Trinkſpruch bei der Cäcilienfeier der Basler Liedertafel.

1862.

Ihr habet heut geſungen und geklungen
Mit Macht und Pracht, daß gerne wir bezwungen
Von eurer Töne ſiegender Gewalt
Bald hell gejauchzt und ſtill gebetet bald,
Daß von des Wohllauts Wogen voll umrauſcht
Cäcilia ſelber euch mit Luſt gelauſcht.
Und nun aus all dem Sang und Klang hervor
Hat ſich erſchwungen noch ein Freudenchor,
Ein Lied vom Lenz. Ach aber, der ihm gab
Das Dichterwort, ihn deckt ein friſches Grab!
Noch wandert neu von Land zu Land die Kunde:
Uhland iſt todt, Uhland, von deſſen Munde,
Aus deſſen Liederborn und Liederhort
Muſik geſchöpft ſo manch melodiſch Wort

Und es gefaßt in Töne ſtark und hold
Wie edlen Diamant in edles Gold;
Uhland iſt todt, und keinen Trauerſang
Erhebet ihr am Grabe trüb und bang:
Ihr ſingt den Jubel, der dem Amſelſchlag,
Der Luft voll Veilchenduft, dem Frühlingstag
Entgegenrauſcht: und dort, es rieſelt Schnee
Auf Grabesruh nach langem bittrem Weh.
Wer tadelt euch? Der Dichter ſelbſt, er dankte,
Daß euer Sang ihm ſo die Gruft umrankte,
Daß über Nacht und Tod ihr ließet ſchweben
Solch freudigbrauſend hochanſchwellend Leben,
Ein Lied ſo ſtark, ſo ſchaurig ſüß, daß grün
Die kalte Scholle wird und kommt zu blühn;
Er dankte ſelbſt dem Sang, der ihm bereite
Ein Bett, wie er ſich bat und prohezeite:

„O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn."

Ja ihm gebührt, ihm alle Zeit entlang
Kein andrer Sang als Frühlingsliederklang
Friſch zu Schalmeienſpiel und Flötentönen;
Ihm ſoll das Leben, ihm das Grab noch krönen

Ein heiter hin durch Blumenauen ſtreifend,
Ein hoch durch helle Frühlingswolken ſchweifend,
Ein jauchzend Lenz- und Lob- und Liebeslied.
Denn er ja war's, dem Gottes Gunſt beſchied,
Daß er, daß er vor allem Sängerheere
Die Frühlingskönigin, die Lerche, wäre,
Die frei und froh den andern all voran
Durch Morgenlicht zieht ſchmetternd ihre Bahn
Und auf vom Ackerfeld die Liederluſt
Zur Himmelsbläue trägt mit ſtarker Bruſt;
Nach jubelt ihr von grüner Trift der Hirt,
Und überall in Feld' und Walde wird
Geweckt von ihrem Hall der Wiederhall
Und Amſel ſingt zuſammt der Nachtigall.

Nicht aber einen Lenz des Liedes nur
Hat wieder ſie gebracht auf öde Flur,
Und nicht Frau Muſica nur flog und zog
Der Lerche nach und mit ihr, wo ſie flog:
Wach rief ſie auch manch träg entſchlafnen Muth
Für eines noch viel ſchönren Frühlings Gut,
Für ſeine Luſt, für ſeinen heißen Schmerz.
Vorwärts das Auge, vorwärts, himmelwärts,
Getreu im Glauben, Hoffen, Lieben, Sorgen,
Aufſchwebte ſie und rief dem grau'nden Morgen,
Dem Morgenroth, dem ſchönen Sonnenglanz,
Dem neuen Tag des armen Vaterlands,
Dem Tag, der wieder ihm der Freiheit Rechte,
Die unverjährten, der die Einheit brächte;
Aufſchwebte ſie ob engem dunklem Pferche,

Des Vaterlands, des freien Landes Lerche —
Und ſank zurück und wiederum zuthal:
Denn neue Nacht begrub den kurzen Strahl.

Und nun, mit allem ſeinem Hoffen haben
Den greiſen Dichter ſelber ſie begraben,
Und Reif und Schnee und ſcharfer Winterduft
Liegt auf des Hoffens, auf des Dichters Gruft.
Getroſt! Je rauher mag der Winter ſchnauben,
Je feſter ſoll der Mann den Frühling glauben,
Wo auch das ſcheuſte Hälmchen ſich erkühnt,
Wo auch aus Gräbern neu es ſprießt und grünt.
Darum am Grab, drin Ludwig Uhland liegt,
Stäts ein Geſang, der mit der Lerche fliegt!
Am Grabe deß, der frühlingshell geſungen,
Der frühlingsmuthig um den Tag gerungen,
Kein Trauerlied, nur Frühlingsliederklang
Den Lenz, den Winter, alle Zeit entlang!

Und ihr, die heut ſchon in harmon'ſchem Chor
Aufs nackte Grab geſtreut den Blumenflor,
Wohlan, daß Herz und Becher ſich erhebe:
Der uns nicht todt iſt, Ludwig Uhland lebe!

Der Geiger von Gmünd.

Caecilienfeier der Basler Liedertafel.

1865.

Und wenn der Sonne Glanz erlischt, so kommt mit Sternenglanz die Nacht,
So kommt im Wald die Nachtigall, die bei Triumphgesängen wacht,
So kommt am Herd, wo lange schon das helle Feuer ist verflammt,
Das Heimchen, das gar emsiglich mit Zirpen übt sein häuslich Amt.
Und wenn der Sommer ist entflohn und mit entflohn der Vogelchor
Und niedersinkt die Nacht des Jahrs und alles deckt mit dunklem Flor,
Auch da verstummt auf Erden nicht, verstummt in Basel nicht der Sang.
Der Vogel schweigt: so lauter nur erhebt der Mensch den Sang und Klang;
Der Lerch' und Nachtigall zum Trotz nimmt nun das Liederregiment
Ein Menschenkehlenchor an sich, den man die Liedertafel nennt.

Wenn aber je, ſo iſt an Haupt und Gliedern heute ſie erfreut:
Denn ihrer Schutzpatroninn Tag Caecilia begehn ſie heut.
O, die in milder Farbenpracht die Frömmigkeit der Väter malt,
Wie dir Muſik vom Finger quillt, vom Auge dir der Himmel ſtrahlt,
O heilig jungfräuliches Weib, der allgewalt'ge Orgelſchall,
Der am Vermählungstag dir klang, fortklang er durch dein Leben all
Und wahrte rein die Keuſchheit dir und lieh dem Weibe Manneskraft
Und lehrte bis in Blut und Tod dich halten Glaubensritterſchaft.
Doch nicht für ſtrengen Ernſt allein hat dich Frau Muſica geweiht:
Gefüllt auch hat ſie Herz und Hand mit Milde dir und Heiterkeit.
Deß Zeugniß iſt die Wunderthat, die, längſt nachdem in ſtiller Nacht
Roms Katakombe dich empfieng, auf deutſchem Boden du vollbracht.

In Schwabenland liegt irgendwo ein Städtlein Gmünd, und hatte da
Ihr Kirchlein einſt und drin ihr Bild die heilige Caecilia;
Ein ſchönes Bild und koſtbar auch: die Schuhe waren eitel Gold.

In dieſes Städtlein kam einmal ein armes Geigerlein getrollt;
Das hatte Hunger nur und Durſt. Und wie der auch ins Kirchlein kam
Und ſah das Bild und ſah die Schuh, da hat er recht in bittrem Gram
Vor ſeiner Kunſt Patroninn ſich aufs wandermüde Knie geneigt
Und ſeinen Hunger, ſeinen Durſt, all ſeine Noth ihr vorgegeigt.
Da, ſiehe! reget ſich das Bild aus ſeiner holzgeſchnitzten Ruh
Und hebt den linken Fuß und wirft dem Geiger zu den einen Schuh.
Der jauchzt, der läuft, der will ſofort verſilbern ſeine goldne Laſt:
Doch ach! als Dieb, als Räuber wird, als Kirchenräuber er gefaßt,
Und mit dem Strick am Halſe ſoll er büßen ſolche Frevelthat.
Es geht zum Galgen: aber wie er da aufs neu dem Kirchlein naht,
Erbittet er vom Henker noch nur die, die eine Gnade ſich,
Vor Sanct Caeciliens Altar zu thun den letzten Geigenſtrich.
Ihm wird gewährt: er tritt hinein, und wieder geigt er ſeine Noth
Der Heil'gen vor, die ja allein verſchuldet hat, was ihn bedroht.
Da, ſiehe! reget ſich das Bild aus ſeiner holzgeſchnitzten Ruh

Und hebt den rechten Fuß und wirft dem Geiger zu den andern Schuh.
Der jauchzt und ſchwingt ihn hoch ums Haupt, und weinend ſteht und lachend er,
Und: Wunder! Wunder! ruft und jauchzt die ganze Bürgerſchaft umher.
Jetzt nicht hinaus zum Galgen, nein, von Zunft zu Zunft nun geht der Zug,
Und überall rauſcht Jubelklang und rauſcht der beſte Wein im Krug,
Und nicht genug zu geigen weiß und nicht genug vom edlen Wein
Kann trinken jetzt der Held des Tags, das nicht mehr arme Geigerlein.
Er geigt und ſpringt, und alles ſingt: verwiſcht ja bis zur letzten Spur
Iſt all ſein Leid; ganz Schwäbiſch-Gmünd iſt Eine Liedertafel nur.
Doch wie vorbei ſind Tag und Nacht, froh eilt er fürder über Land,
Die Geig' am Rücken und ſein Paar von goldnen Schuhen in der Hand,
Und aller Welt, wo nur er geigt, verkündet er mit Lob und Preis,
Wie gut in Gmünd die Heil'gen ſind, wie ſchön man da zu ſingen weiß.

Verzeiht! Mit flucht'ger Rede nur bin ich gegangen kurz herum
Um unſrer Heil'gen Leben ſelbſt und ihres Tods Martyrium.

Und jetzt, bis wohl zum Ueberdruß geplaudert hab' ich
lang und viel
Von ihrem Bild und goldnen Schuhn, vom Geigerlein und
seinem Spiel.
Verzeiht! Wenn aber so wie hier der lustbekränzte Becher
kreist
Und mit dem Wein das Auge blinkt und glüht das Herz
und schwärmt der Geist,
Paßt auch ein Fabulieren wohl, und besser fügt sich da
als Dank
Des Gastes, der wie gern! hier weilt, solch fröhlicher
Legendenschwank.
So nehmt es hin! Doch sei das nicht mein ganz und
einzig Dankeswort:
Gern leg' auch einen Segenswunsch ich nieder an ge-
weihten Ort.

Cäcilia, sie walte hier und heut und stets und allerwärts
Und schweb' ob jedem ernsten Lied und heiligend ob
jedem Scherz!
Der Rose und Lilienkranz, der ihr aus Engelshand das
Haupt umschmückt,
Hier blüh' er fort und schmück' auch euch, stets unverwelkt,
stets unzerpflückt,
Des Frühlings Bild, der ewiglich da blühet, wo Gesang
erblüht,
Des Tages Bild, der auch bei Nacht da leuchtet, wo
Gesang erglüht!

Durch Sommer und durch Winter ſoll, bei Tag, bei Nacht im Wiederhall
Und immer voller, reicher ſoll ertönen eurer Lieder Schall,
So ſchön und ſchöner noch, als je der Nachtigall ihr Lied gerieth,
Und gilt es, heimlicher noch als je des Heimchens frommes Lied.
Im Himmel ſelbſt Cäcilia hör' euch mit Freud' und Wonne zu,
Und euer Preis, er geh hinaus in alle Welt auf goldnem Schuh!

Am Feſteſſen

der Basler naturforſchenden Geſellſchaft.

Jubiläum von Peter Merian.

19. Juni 1869.

Zu Rom, im Vatican, wo Meiſterhand
Mit Bild an Bild geſchmückt hat Wand an Wand,
Im Saal der Segnatura, niederſchauen
Da von gewölbter Decke vier der Frauen,
So ſtolz als ſchön, und dürfen wir vermuthen
Nach Angeſicht und Kleid und Attributen,
So fehlt ſichs nicht, es iſt in Majeſtät
Jede die Herrinn einer Facultät.
Hier thront das Jus, und dort Theologie,
Und dort, die Alles weiß, Philoſophie;
Dort aber, iſt Frau Medicina das?
Ich denke wohl: ſeht nur den Marſyas
Zu Füßen ihr, den man geſchunden hat,
Das inſtructivſte Muskelpräparat!
Und doch, wie ihr die Leier ruht am Buſen
Und ihre Schläfe kränzt das Laub der Muſen,
Kann's nicht die Heilkunſt ſein, nein, zweifelsohne
Der Dichtkunſt Göttinn iſt's auf ihrem Throne.

Ob dieß? ob das? ob Rafael es wollte,
Daß man so Dicht- wie Heilkunſt ſehen ſollte?
Mir kommt der Zweifel jedenfalls zu gut:
Er deckt den Rücken mir und macht mir Muth
Um hier — ſo viel ich ringsum Angeſichter
Von Aerzten ſehe, ſeh' ich lauter Dichter —
Um unter ihrem Schutz, zu deren Preis
Ich Lieder ſingen könnte dutzendweis,
Im Flügelſchatten dieſer Facultät
Zu pfeifen heut als dritter Stadtpoet.
Wohl braucht es Muth dazu. Ihr alle wißt,
Welch wahres Wörtlein längſt geſprochen iſt —
Und ach, wie gerne macht' ich mirs zu eigen! —
Wo Männer reden, muß der Jüngling ſchweigen.
Ich aber bin ein Jüngling, ja ich bin
Der allerjüngſte hier, der Benjamin,
Und beug' in Demuth mich, den Letztgekornen,
Vor unſerm Aeltſten dort und Erſtgebornen,
Vor ihm, der wohlerworben, unentwegt
Den Doppelſegen Jakobs trug und trägt,
Der Ruben iſt und Juda iſt zugleich,
Der Oberſte beim Opfer und im Reich,
Der Sieger ſtets, ſo heiß die Kämpfe waren,
Ein junger Löwe, jung in greiſen Haaren.
Ich bin der Benjamin, nicht von Geblüte:
Briefadel iſts, ich dank' ihn eurer Güte;
Mach' ich ihm Unehr, iſts nur eure Schuld.
Noch lieber aber ſag' ich: habt Geduld
Und ferner Huld. Und heut, ihr Brüder, nehmt

Den Dank von mir, ich bring' ihn tief beschämt,
Den Gruß und Wunsch, den doppelt festlich heut
Mein treu ergebem Herz euch allen beut.
Wohlan, die ihr, wie just sein Jagdrevier
Ein jeder hat, zergliedert Pflanz' und Thier,
Atome noch zerspaltet in Atome,
Aus Zellen nur erbaut die schönsten Dome,
Den leisen Wellenschlag des Tons belauscht,
Die Wärme in Licht und Licht in Wärme tauscht,
Eben Firmament hoch, hinab zur Hölle fahrt,
Um aufzuspüren, wie das alles ward,
Die ihr, — wie aber könnt' ich mich vermessen
All euer Wandeln richtig zu ermessen?
Nun wohl, um jenen Stamm den alten soll,
Aus fünfzigjähr'gen Wurzeln, frisch und voll
Und fort und fort ein Nachwuchs euch ergrünen
Und hoch wie er zu schweben sich erkühnen.
Auf solche grüne denn, stets blühende, Jugend,
Auf solches Jugendmuthes taufte Tugend,
Auf's Heut und auf das Morgen des Vereines
Leer' ich den Becher edlen rheinischen Weines.
Und daß ich aller Forscherideale
Vor Augen euch das traumhaft schönste male,
Hört einen Wunsch, als klim' er aus dem Munde
Des Meisters selbst der Petrefactenkunde:
Hoch die Gesellschaft, hoch all ihre Glieder,
Sie leben hoch, rufst's laut und dreimal wieder!
Bis ihre Knochen einst im Schoß der Erden
Als Urmenschknochen aufgefunden werden!

VII.

Vom Rigi zum Gotthard.
1833.

I.
Goldau.

Ein unabsehbar weites Grab,
Der Menschen Grab und ihrer Habe:
Sie stiegen lebend noch hinab,
Sie starben, Sterbens kaum bewußt.

Hand Gottes, die vom Himmel trieft,
Wie Tod auf Tod, wie Qual auf Qual,
Wie hast du Fels auf Fels gehäuft,
Der Todesqual ein ew'ges Mahl!

Und Fels an Fels ist grün bemoost
Und grün umgraut und blumenbunt:
Das merke, Herz! das sei ein Trost
Der Seele, die zum Sterben wund.

Hier schon ein Hüttlein, dort ein Haus
Ist durch den weiten Schutt verstreut,
Und heimlich über all den Graus
Weht eines Kirchleins fromm Geläut.

Im Todesthale weidet schon
Die Herde wieder, und vergnügt
Zieht bei der Lerche Morgenton
Der Bauer bald einher und pflügt.

Das merke dir, mein liebes Herz:
Dein Leiden, leg' es all zur Ruh!
Gott wendet Freud in Noth und Schmerz,
Und deckt den Schmerz mit Freuden zu.

2.

Rigikanzel.

Jeder möcht' hier oben stehn und reden
Und predigen ins Land hinein?
Still schwiege Jeder hier, weil Jeden
Die Steine ringsum überschrein.
Ringsum mit sonnigen Gesichtern,
Den Leuchtern, die Johannes sah,
Den goldnen gleich mit Gotteslichtern
Stehn Berge Gottes feiernd da.

Ein heil'ges Kreuz liegt ausgebreitet
Der blaue See, und festlich bang
Auf ungesehnen Schwingen gleitet
Herauf der Herdenglocken Klang;
Und sieh! die Morgennebel steigen,
Der Rauch des Altars steigt empor:
Empor auch du! empor mit Schweigen!
Gott predigt selber dir ins Ohr.

3.

Muottathal.

Friſch durch der Bäume grüne Schatten
Wie eine Taube ſchwebt herein
Ins Thal und wiegt ſich auf den Matten
Aus blauer Luft der Sonnenſchein;
Und keine Spur ringsum zu ſchauen
Vom Streit der Hörner und der Klauen.

Die Menſchen ſchlagen ſich und ſchießen:
Das läßt die Mutter ungehärmt;
Sie wandelt ſtill und heißt es ſprießen,
Und hegt und pflegt, und thaut und wärmt:
Für Hörner- und für Klauenkühe,
Es macht ihr juſt die gleiche Mühe.

„Von all den Kindern ſchwachen kranken
Wird doch kein einziges mir alt;
So mögen lärmen ſie und zanken!
Sie ruhn ja doch und ſchweigen bald.“
So ſitzt und denkt Natur im Stillen,
Und läßt den Kindern ihren Willen.

1.

Vierwaldſtätter See.

Der See, den Matten grün umlachen
Und Berg' umdrohn mit ew'gem Schnee,
Wie lieblich, da noch Fiſchernachen
Hinkreuzten durch den blauen See!

Nur dürft'ge Fiſchernachen ſchwenkten
Bald zaudernd zag, bald muthig ſchnell,
Zur Linken nun, zur Rechten lenkten,
Zum Grütli und zur Tellskapell.

Da ward der Pilger ſeiner Blöße,
Sich ſeiner Kleinheit noch bewußt;
Da an der Schönheit, an der Größe
Verklärte Demuth ſeine Luſt.

Nun aber ſchießt mit gähem Naſen,
Mit frevelkühnem Ungeſtüm,
Dampf ſchnaubt es laut aus Mund und Naſen,
Hin durch den See ein Ungethüm.

Auf ſeinem Rücken trägt es hundert
Und hundert noch in ſeinem Bauch;
Nachläßig werden ausbewundert
Die Ufer rings durch Ruß und Rauch.

Vorbei dem Grütli, der Kapelle
Vorbei, vorbei, und weiter ſtäts
Von Weſt nach Oſt mit Vogelſchnelle,
Von Oſt nach Weſt im Fluge gehts.

Und ſiebenzüngig, ſinnverwirrend
Lärmt aberwitziges Geſchwätz,
Das rühmt den Menſchen, wie er kirrend
Zwingt die Natur in ſein Geſetz.

Es ſpricht, und läßt ihm gar nicht grauen,
Es ſpricht zum Zwerge dort der Zwerg:
„Schau, hier beginnt man ſchon zu bauen
Die Eiſenbahn am Arenberg!“

5.

Schöllenen und Andermatt.

Noch eben hat dir tief gegraust,
Wo unterm Steg von festem Fels
Sich selber zürnend überbraust
Das rauhe Kind des Gletscherquells.

Noch eben wandtest du den Hals
Und wandtest ab dein Ohr betäubt
Vom ersten Fall des langen Falls,
Der weiter, weiter abwärts stäubt,

Und abwärts, abwärts ringt und springt,
Ein langer Schrei voll Wuth und Weh,
Bis ihn mit stummem Mund verschlingt
Die Todesruhe dort im See.

Noch schwindelt dir in Aug' und Ohr;
Du wandelst durch den Felsenschacht,
Die Felsennacht; du trittst hervor:
Und um dich, in dir tagt's und lacht.

Ein Teppich ausgebreitet liegt
Ein weites grünes stilles Land;
Im Grünen wiegt, durch Blumen schmiegt
Sich eines Baches Silberband.

Der Himmel, den zuvor verbaut
Die Felſen trotzig Stirn an Stirn,
Ein aufgeſchlagnes Auge blaut
Und blickt er frei von Firn zu Firn.

Und Häuſer ſtehn und Hütten da,
Die Kirche Gottes mitten drin,
Und von den Herden fern und nah
Zieht weit durchs Thal ein Läuten hin.

Hier in des Augenblickes Ru,
Hier ſüße Wonne nach der Noth,
Hier Freud' und Fried' und Raſt und Ruh,
Und Leben auf den gähen Tod.

So, liebe Seele, wird dir ſein,
Wenn einſt das müde Haupt du ſenkſt,
Und ſatt der lebenslangen Pein
Durchs Grabesthor die Schritte lenkſt.

So wird dir ſein, mein liebes Herz,
Wenn du dich los vom Staube ringſt,
Los aus der Nacht, und himmelwärts
Den frei gewordnen Flügel ſchwingſt.

6.

Gotthardstraße.

Hier in die Wolken steilrecht aufgestellt,
Zu grausen Trümmerhaufen dort ergossen,
Das ist Gestein der allerältsten Welt,
Wie sie am Schöpfungstag aus Gottes Hand geflossen;

Gestein, in dem vom schöpferischen Licht
Noch fort und fort geheime Flammen glühen:
Geweckt vom Schlag der Eisenhufe, bricht
Es gäh in Funken auf, die durch die Dämmrung sprühen;

Gebirg, an dessen Zinnen, dessen Kamm
Laut zürnend einst des Weltmeers Wogen schlugen,
Das der Leviathan spielend einst umschwamm,
Derweil die Gipfel hoch den riesigen Mammuth trugen.

Verronnen ist das Meer: es hängt ein Dach
Von Wolken nur hoch an der Felsen Säumen,
Und hoch aus Wolken siehst du Bach um Bach
Hell, wie des Rindes Milch vom Euter, niederschäumen.

Verronnen ist das Meer und sein Gethier:
Auf Wegen, die ob kühn? ob frech? gebrochen
Mit unsern zahmen Rossen ziehen wir,
Und lassen unter uns die letzten Fluten kochen.

Abendopfer.

Es kniet der Berg, der alte Rieſe,
Ein Föhrenhain ſein wallend Haar,
Sein Mantel eine grüne Wieſe,
Er kniet als Prieſter und Altar,
Und bringt mit ſtill gefaltnen Händen
Von Wieſ' und Wald und Fels die Spenden
Dem Herrn als Abendopfer dar.

Und ſieh! in ſeinem ſchönſten Strahle
Iſt auch der Mond daher gelenkt,
Und hat als goldenrothe Schale
Dem Prieſter ſich aufs Haupt geſenkt;
Sie ſchwebt und ſtrahlt vom Glanz der Sonnen,
Und ſtrahlt vom Glanz der Erdenwonnen,
Und tropft, vom Erdenweh getränkt.

Der Prieſter kniet, und Blumendüfte
Sind ſeines Opfers ſüßer Rauch;
Und wir im Schatten ſeiner Hüfte,
So knien auch wir und beten auch,
Und opfern, während rings von Herzen
Der Himmel flammt, aus vollem Herzen
Gebetesduft und Liederhauch.

Frühling.

Wenn's ringsumher allmächtig lenzt
Und reinste Himmelsbläue
Durch weiße Blütendämme glänzt,
Hier Unschuld, dort die Treue;

Wenn Saatengrün bedeckt das Feld
Und Blumenzier die Triften:
Ja, Frühling, Frühling heißt mein Held;
Er schreibt die schönsten Schriften.

Und der auch ist mit Geist und Wort
Der beste der Poeten:
Hoch himmelan und höre dort
Die Lerchen all drommeten.

Jetzt mögen, wo die Bücher stehn,
Sie ruhig stehen bleiben;
Jetzt ist durch Wald und Flur zu gehn
Das einzig liebste Treiben.

Jetzt iſt der ſüßeſte Genuß
Ein Veilchen brechen dürfen
Und Duft und Thau mit Einem Kuß
Aus Roſenkelchen ſchlürfen.

Weh aber, dem in heil'ger Luſt
Nicht jetzt die Seel' erklingen,
Nicht ſchwellen muß zu Gott die Bruſt,
Das Herz nicht möchte ſpringen.

Mir tönt bis in den tiefſten Grund
Ein Himmelswort hernieder:
Doch wer mit armem Menſchenmund
Spricht ſolche Worte wieder?

Heimweh.

So stemme denn die Ferſen an,
Klimm auf und ab die gähe Bahn,
Von Felſentrümmern eingeengt
Das Weideland,
Das unterm Fuße dir verſengt
Der Sonne Brand!

O Heimat, meiner Heimat Gau,
Wo unbegrenzt das Himmelsblau
Weit über Wieſe, Feld und Wald
Sich wölbt und dehnt,
Und himmelweit ohn' Aufenthalt
Das Herz ſich ſehnt.

O Heimat, ſüße Heimat du,
Wo ob der dunkelgrünen Ruh
Des Tannenwalds die Birke ſchwebt
Im weißen Kleid,
Und wie ein Mondenſtrahl durchwebt
Die Einſamkeit.

Sie ſäuſelt leiſe fort und fort,
Und wenn des Wandrers Gaum verdorrt
Zu Mittag und verdorren will
Ringsum die Au,
Dann träufelt ihr vom Haupte ſtill
Ein kühler Thau.

Die vereinte Menſchheit.

Zum Buchdrucker Feſte.

Schnell rollet der Geſchichte Rad,
Und ſucht ſich immer weitre Bahnen.
Lang iſt ein Volk auf dunkelm Pfad
Nur nachgewandelt ſeinen Ahnen:
Da zieht der Griechenfürſt das Schwert,
Des Indus Ufer ſehn es glanzen;
Da ſendet Rom, zum Streit bewehrt,
Den Adler aus nach Ruhmeskränzen;
Und ſieh! es ſind die tauſend Horden
Vereint zu Einer großen Welt,
Und ſind vom Süden auf zum Norden,
Von Land zu Land, von Belt zu Belt
Hellenen nun und Römer worden.

Das aber iſt des Schöpfers Rath:
Es ſoll das weite Reich der Erden,
Das Kaiſerthum ein Gottesſtaat,
Es ſoll das Reich der Himmel werden.

Und ſelber ſteigt der Sohn herab,
Und trägt das Kreuz zum Todeshügel,
Und ſtirbt. Doch über ſeinem Grab
Entfalten ſich des Geiſtes Flügel:
Was Zwang und Blut und Brand begonnen,
Vollendet ſegnend nun das Wort;
Des Weges, den das Schwert gewonnen,
Mild wandelt es zum Aufgang fort
Und fort zum Niedergang der Sonnen.

Noch aber iſt nicht voll die Zeit:
Noch ſind nicht alle wiederfunden,
Die einſt in Friedensſeligkeit
Der Garten Eden hielt verbunden;
Noch lebt verdumpft, ſein ſelbſt beraubt,
Dem Thiere gleich, an fernen Küſten
Zahlloſes Volk und fröhnt und glaubt
Als Göttern ſeinen Thiergelüſten.
Und ſie auch alle ſind berufen,
Sie ſollen auch mit heil'gem Schritt
Noch treten zu des Tempels Stufen
Und preiſen, der für ſie auch litt,
Die Hände, die auch ſie erſchufen.

Da ſchleunigt Gott zu neuem Schwung
Die Welt und ſeiner Menſchheit Sinnen,
Und läßt ſie Ueberwältigung
Der Elemente ſelbſt gewinnen:

Es dient das Feuer ihr zum Krieg,
Den Krieg zu regeln und zu zügeln;
Das Erz der Erde muß den Sieg
Des Wortes ſchneller noch beflügeln;
Es trägt die Flut nach neuen Landen
Den nimmer noch getragnen Kiel;
Die Luft ſogar gehorcht den Banden,
Und iſt zu kühnem Wageſpiel
Schwerathmend arbeitſam zu Handen.

Nun iſt die Welt rings aufgethan,
Und Schranke fällt um Schranke nieder;
Die Menſchen ſtehn und ſchaun ſich an,
Und ſtaunen froh: denn alle wieder
Erkennen ſie als Brüder ſich,
Und liegen ſich im Bruderarme,
Und jubeln, daß die Zeit entwich,
Die ſie getrennt mit Haß und Harme.
Nun ſprechen all mit Einer Zungen:
Ein Wort beſeelt die ganze Welt;
Ein König hat ſie all bezwungen,
Und ſiegend hat ein ſtarker Held
Das Paradies ihr neu errungen.

O Zeit wie nah! o Zeit wie fern!
Du aber, Wort in Erz gegoſſen,
Du haſt zumeiſt gedient dem Herrn,
Du haſt die Welt zumeiſt erſchloſſen:

Geheiligt Erz! o bleib es ſtäts,
Vom Roſt der Sünde nie beſchädigt,
Ein rein Gefaß du des Gebets,
Der Weltweisheit, der Gottespredigt,
Des Sanges, der in leiſen Hallen
Die Sprache Edens wiedertönt;
Daß, wenn dereinſt die Völker wallen,
Zu Einer Menſchheit hoch verſchont,
Dir ſei das beſte Loos gefallen!

„Laß dein Brot über das Waſſer fahren, ſo wirſt du es finden auf lange Zeit.“

(Prediger Salom. XI. 1.)

Vernimm mit merkendem Verſtand
Hier eine Sag' aus Morgenland.
Als von des Chriſtenthumes Jahren
Achthundert waren hingefahren,
Da war in Bagdad beim Kalifen
Ein Knabe, dem ſie Fatich riefen,
Schlank wie ein Baum, ſchön wie ein Stern,
Der liebſte Diener ſeinem Herrn.
Auf deß Geheiß, durch deſſen Gunſt
Ward Fatich fruh in jeder Kunſt,
Um die nur Menſchen ſind geprieſen,
Von guten Meiſtern unterwieſen;
Und eine, die vor vielen werth,
Das Schwimmen, ward ihn auch gelehrt.
Einſt aber, wie ſolch junges Blut
Sich gern gefällt in Uebermuth
Und übers Maß wird dreiſt und dreiſter,
Entraun er ſeinem Schwimmemeiſter,
Und warf allein ſich in den Fluß.
Gleich riß mit übermächt'gem Guß

Der Tigris fort und furder immer
Den armen unberathnen Schwimmer.
Schon war am Leben er verzagt,
Schon hatt' er ihm Ade geſagt,
Und einzig ſich anheimgeſtellt
Dem Herrn und Schöpfer aller Welt:
Da von der mildeſten der Wogen
Ward wieder landwärts er gezogen,
Und lebend endlich ausgeſpien.
In einer Höhle ließ ſie ihn,
Die mannstief in den Felſen gieng,
Der obenher den Fluß beſieng,
Und wie er ſich vornüber ſenkte,
So auf wie ab den Blick beſchränkte.
Da lag nun Fatich, froh, daß eben
Er jetzo hatte noch das Leben,
Sonſt ohne Hoffnung, ohne Troſt.
Indeſſen hatt' ihn, erſt erbost,
Dann ängſtlich immer mehr und mehr,
Geſucht ſein Meiſter hin und her;
Und da er an des Ufers Rand
Statt ſeiner nur die Kleider fand,
Und ihn, ſo weit den Blick er ſchickte,
Nicht hie noch da im Fluß erblickte,
Kam endlich mit des Schreckens Schnaufen
Zu dem Kalifen er gelaufen,
Und rief: „O weh der großen Noth!
Fatich iſt todt! Fatich iſt todt!
Begraben liegt der arme Knabe

Am Tigrisgrund in feuchtem Grabe!“
Laut ſchrie und weinte der Kalif;
Zuletzt nach langem Jammer rief
Und ließ er allſogleich zur Stund
Verkünden durch der Diener Mund:
„Mit Gottes Hilfe wems gelingt,
Daß er mir Fatichs Leichnam bringt,
Dem dank' ichs hoch, den mach' ich gleich
An Gütern und an Ehren reich.“
Da rührte ſichs in Stadt und Land;
Da ward den Strom hinabgeſandt
Schnell Mann auf Mann und Kahn auf Kahn:
Doch nirgendwo im Fluſſe ſahn
Noch wo am Ufer ſie die Leiche.
So in dem weiten Flußbereiche
Nahm Tag für Tag, nahm Wochen lang
Vergeblich manches Schiff den Gang.
Zuletzt, da kaum noch Einer fuhr,
Wies einem Fiſcher Gott die Spur,
Daß dahin er den Nachen lenkte,
Wo ſchattend ſich die Klippe ſenkte,
In deren ſchmaler Höhlenſpaltung
Fatich gefunden die Erhaltung.
Der Fiſcher ſchaut' hinein und ſah
Nicht eine Leiche: lebend da
Und fröhlich ſaß der Todtgeglaubte,
Und winkt' ihm zu mit Hand und Haupte.
Vor Staunen blind, vor Freude ſtumm,
Schnell wandt' er ſeinen Nachen um,

Und mit der Ruder strengstem Zug
Zurück nach Bagdad gieng's im Flug.
Vor des Kalifen goldnen Thron,
Trat er und sprach: „Herr, großen Lohn
Versprachst du, welcher deiner Knechte
Dir Fatichs Leichnam wiederbrächte:
Was aber, sage, willst du geben,
Führ' ich ihn her mit heilem Leben?"
„Begehre du, nichts wird versagt,
So viel du willst, was dir behagt."
Schnell fuhr er fort, schnell holt' er dort
Den Knaben vom geheimen Ort.
So stand nun, gleich der Rose blühend,
Von Wiedersehens Freude glühend,
Der Schlankheit Baum, der Schönheit Stern
Stand weinend da vor seinem Herrn.
Der halst ihn, küßt' ihn tausendmal;
Laut jauchzte Freude durch den Saal,
Durch den Palast und vom Palast
Die Gassen auf und ab mit Hast.
Der manchen lieben Tag gefastet,
Mit Lasten Goldes gieng belastet
Der Fischer nun, der arme Mann,
Als reicher Mann gieng er von dann:
So viel er wollte, ward ihm Gold,
Und mehr noch denn er selbst gewollt.
Nun mußte Fatich alles sagen,
Was sich und wie sichs zugetragen:
Wie seinem Meister er entsprungen,

Wie mit den Wellen er gerungen,
Wie endlich jener Felſenſpalt
Geworden ihm zum Aufenthalt.
„Wie aber,“ ſprach zu ſeinem Lieben
Der Fürſt, „wie biſt du lebend blieben
So manchen Tag, ſo viele Wochen?
Denn wer hat dir das Brot gebrochen?
Der Tigris hat dich wohl getränkt,
Doch ſchwerlich Brot dazu geſchenkt.
Hat's Manna über dich geregnet?
Sprich, oder wie wardſt du geſegnet?“
Und Fatich ſprach: „Wohl hat mit Brot
Mir Gott gebüßt die Hungersnoth;
Wohl ſpeisten mich in meinen Nöthen
Die Waſſer, die mich wollten tödten:
Denn täglich kamen mir zum Frommen
Der Brote ſieben hergeſchwommen:
Die fiſcht' ich auf mit flinker Hand.
Und wiſſ', auf jedem Brote ſtand
„Mohammed Haſſans Sohn“; es kamen
Die Brote ſtäts mit dieſem Namen.“
Es winket der Kalif: da laufen
Hinaus die Diener, wo in Haufen
Das Volk vor dem Palaſte ſteht,
Neugierig auf nach Fatich ſpäht;
„Mohammed!“ laufen ſie und rufen,
„Wo biſt du? Vor des Thrones Stufen
Komm mit! wo biſt du? Vor den Thron
Komm mit, Mohammed, Haſſans Sohn!“

Da aus der Menge dichtem Chor
Drängt ſich ein Handwerksmann hervor,
Den Turban ſchmal, das Röcklein kurz,
Ums Knie den engen Schuſterſchurz:
„Hier bin ich“ ſpricht er kurz und ſchlicht,
Und folgt mit freudigem Geſicht
Getroſten Muthes hin ins Schloß,
Und ſtaunend bleibt und gafft der Troß.
„Sag an,“ ſo ſpricht der Fürſt ihm zu,
„Was willſt damit, was meineſt du,
Daß täglich du der Brote ſieben,
Mit deinem Namen all beſchrieben,
Die werthe Koſt, das edle Gut,
Hinauswirfſt in die wilde Flut?“
„Herr,“ ſprach der Schuſter mit Bedacht,
„Ein Sprüchlein iſt auf uns gebracht,
Von Ahn und Vater auf uns kommen:
Deß hab' ich treulich wahrgenommen
Und hab's gehalten manches Jahr,
Und will's auch halten immerdar:
„Dein Brot wirf in die Waſſer nieder:
Nach Jahren findeſt du es wieder.“
Ich dachte: wenn's kein Fiſch auch frißt,
Und wenn der Fiſch es auch vergißt,
Und wenn's auch Niemand ſieht noch weiß,
So wirf es doch hinein mit Fleiß:
Gott ſieht es doch, Gott weiß es doch;
Gott läßt dichs wiederfinden noch
Hier oder dort einſt am Gericht:

Der liebe Gott vergißt es nicht;
Er hat den frohen Geber lieb.
Warum ich drauf den Namen ſchrieb?
Um mich dem lieben Gott zu nennen
Und daß ichs wieder möcht' erkennen,
Käm' es dereinſt mir noch zur Hand,
Als jenes Brot das ich verſandt."
„Und herrlich haſt," rief der Kalif,
Dem warm das Auge überlief,
„Und herrlich haſt zu dieſen Stunden
Du all die Brote wiederfunden,
Und nicht umſonſt haſt du genannt
Des frohen Gebers milde Hand.
Nicht weiß die ſtumme Flut darum,
Und auch die Fiſche bleiben ſtumm:
Doch der im Glauben dich geſtärkt,
Gott hats geſehn, Gott hats gemerkt;
Dein Name ſteht, es ſteht dein Lieben
Im Buch des Lebens angeſchrieben.
Sieh den gerettet deine Gaben,
Sieh hier wie Milch und Blut den Knaben!
Bleib nun bei ihm, bleib nun bei mir:
In goldner Schüſſel findeſt hier
Nach Jahren all das Brot du wieder,
Das in die Flut du warfeſt nieder."

Spielmannslohn.

Großes Fest begieng der Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiser,
Schilde wurden nicht gespart,
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.

Wer die Geige streichen lernte
Oder Gauklerkünste pflag,
Wohl ein Tag der vollsten Erndte
Ward ihm dieser Freudentag:
Heut im Schlosse
Gab man Kleider ihm und Rosse.

Zwischen zwei gar weisen Leuten
Saß zu Tisch der Kaiser werth,
Die Gesetz und Recht zu deuten
Meister waren wohlgelehrt.
Zu den beiden
Sprach er: „Wollet mich bescheiden!

Alles neiget meinem Schwerte,
Alles beugt sich meiner Hand;
Was ich wolle, Niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land;
Meine Rede
Schaffet Frieden, schaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gotteswegen
Angethan mit solcher Macht?
Hat der Herr so reichen Segen
Kaiserkronen zugedacht?
Sagt, ob ihnen
Also muß die Erde dienen?"

„Gottes Will' ist, was Ihr wollet";
Sprach der Meister linker Hand.
„Gotte zollet, wer Euch zollet;
Euer ist von Gott das Land.
Der Euch fronte,
Wollte, daß Euch Alles frohnte."

„Wehe, wehe diesem Worte!"
Sprach der Meister rechter Hand.
„Wehe, wenn dieß Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
Herr, o leihet
Mir die Ohren, und verzeihet!

Euer Recht ist nur das Rechte,
Euer Unrecht ist kein Recht:
Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geschlecht.
Die Gewichte
Prüft er, daß er beiden richte.

Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh, so schadet's Eurem Heile,
Daß Ihr je zur Krone kamt:
Auch des Kornes
Denket einst der Herr voll Zornes."

Sinnend sprach der gute Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hier ein Weiser, dort ein Weiser,
Beide treu und wohlgelahrt:
Einem Jeden
Will ich lohnen seine Reden.

Der du sagst, mein Wille gelte,
Weil er Gottes Wille sei,
Daß ich dankend dir vergelte,
Gieb du der Gesetze drei,
Du statt meiner;
Und ich weiß, die schilt mir Keiner.

Doch der sagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürstenhand die gnadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
Roß und Kleider
Geh und nimm und freu dich beider.

Aus den Büchern der Weisheit.

I.

Jes. Sir. VI, 21—30.

Dulde, Kind, der Weisheit Zucht,
Sei's jetzt auch mit Leide:
Endlich wandelt noch das Band,
Das sie schmiedet deiner Hand,
Sich in Goldgeschmeide.

Beuge gern den stolzen Hals
Unter ihrem Drucke,
Bis dir wird die Last zu Lust,
Bis die Kette noch der Brust
Wird zum Ehrenschmucke.

II.

Jes. Sir. XXX, 1.

Wer immer hielt den Sohn in guter Zucht,
Der ist nicht todt, auch wenn man ihn begräbt:
Er stirbt und das ist seines Lebens Frucht,
Daß weiter er im Ebenbilde lebt.

III.

Sprüchw. Salom. VI, 6—11.

Ameisen ſieh in vollen Haufen,
Und keine hat, o werde klug!
Am Raffen, Schaffen, Laufen, Schnaufen
Jemals zu viel, jemals genug.

Kein Weiſer iſt, von dem ſie lernte,
Kein König da, der denkt und lenkt,
Und dennoch wie zur Zeit der Erndte
Sie ſchon die Winternoth bedenkt!

Wie lang, du Träger, willſt du halten
Die faule Ruh? Erhebe dich!
„Ach laß mich ſchlummern! laß mich falten
Die Hände noch! laß ſchlafen mich!“

So ſchlaf, bis heimlich eingedrungen
Die Armuth ſchleicht und ſtiehlt und raubt;
Schlaf, bis ſein Mörderſchwert geſchwungen
Der Hunger hält ob deinem Haupt!

IV.

Sprichw. Sal. XIII, 23.

Speis' in Fülle bringt der Acker,
Den der Fleiß des Armen furcht:
Jedes Hälmlein trägt als Blüte,
Legt als Frucht ihm ins Gemüthe
Gotteslieb' und Gottesfurcht.

V.

Sprichw. Sal. XI, 28.

Wer sich auf Geld und Gut verläßt,
Geld ist kein Grund, um satt und fest
Die Wurzel drin zu schlagen;
Wer sich verläßt auf Geld und Gut,
Gut ist kein Bach, um Lebensflut
Den Adern zuzutragen:
Sei du gerecht, und grün belaubt
Soll himmelan dein fröhlich Haupt
In Gottes Thau und Gottes Sonne ragen.

VI.

Jes. Sir. XXIX, 15. 16.

Geschmückt mit Schild und Bilde
Wie stattlich blinkt dein Geld!
Jedoch mit Speer und Schilde
Noch ein viel schönrer Held,
Ein stärkrer ist die Milde,
Dem Reichthum zugesellt.
Sei mild und gut dem Jammer,
Und dir und deiner Kammer
Ist welch ein Schuß und Truß bestellt!

VII.

Jes. Sir. XXXII, 7—9.

Wie Rubin zum goldnen Reife,
Wie Smaragd zum Ring von Gold,
Paßt zum Weine, daß man hold
Lieder sing' und Saiten greife.

VIII.

Jes. Sir. XL, 21.

Lieblich tönen Harf' und Flöte:
Doch so lieblich nimmer nicht,
Wie von holder Lippen Röthe
Tönt ein Wort, das Liebe spricht.

IX.

Jes. Sir. XXXIX, 16.

Voll steht der Mond am Himmel da
Und strahlt die Sonne wieder,
Und voll von Gottes Gnad' und Ruhm
Tön' ich zurück im Heiligthum
Gebet und fromme Lieder.

Noch immer jung.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Rollet Blut in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward zu Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon weibt höher die Stirne sich:
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo Dünkel des Unverstands
Pocht ihm selber genügsam,
Bin noch heut ich ein Jüngling ganz,
Unschmiegsam und unfügsam.

Doch wo liebend es mich berührt,
Da auch ſchlagen zuſammen,
Da im Augenblick angeſchürt
Der Begeiſterung Flammen.

Still beſeligt und hoch entbrannt
Kann noch immer ich ſchwärmen
Freiheitfroh für das Vaterland,
Noch mich ſehnen und härmen.

Noch aufjauchzend und mit entzückt
Schwillt mein Herz, wenn die Jugend
Himmelher wie ein Blitz durchzückt
Glaub' an Gott und die Tugend.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Dir auf klingendem Pſalter,
Weil noch Bein und Gelänker mir
Nicht durchfröſtelt das Alter;

Das, wo muthiger Lebenswind
Sauſt und brauſt und begeiſtert,
Gleich aufs Hemmen und Dämmen ſinnt,
Zagt und zweifelt und meiſtert;

Dem zum Hoffen das Herz zu eng,
Und zu weit, um zu lieben;
Das gleichgültig vom Weltgedrang
Sich läßt tragen und ſchieben;

Daß des Albernen auf der Welt
Längst gewohnt und des Schlimmen,
Nicht mehr werth es der Mühe hält
Sich darob zu ergrimmen.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß ich glaubend erfassen,
Daß ich fürbaß noch kann von mir,
Noch kann lieben und hassen.

Aus dem Grafen Lucanor.

Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Wenn ein Weib dich, wenn nicht minder
Dich erfreuen schöne Kinder,
Schaue her: da stehn die beide
Dir zu süßer Augenweide.
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Willst Verwandte du und Freunde,
Deinethalb den Tod nicht scheuende,
Sieh da sehn und aber sehne,
Treue wackre angesehne.
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Magst du auch an goldnen Schätzen,
An Juwelen dich ergötzen,
Schaue, wie ringsum in Truhen
Sie des Winks gewärtig ruhen.
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Willst zu kühnlich über Riffe
Tanzend schnelle Segelschiffe,
Wagen bringend all und jede,
Schau hinab zur vollen Rhede!
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst entrinnen?

Lockt dich mit Lustgefährten
Klang und Sang und Klang im Garten,
Schau dort im Strahl der Sonnen
Baum und Blum' und Laub' und Brunnen.
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Oder magst auf schnellen Rossen
Lieber du mit Waidgenossen
Frisch im grünen Walde jagen,
Da sind Rosse dich zu tragen.
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Zieren dich Haus und Saal und Zimmer,
All geschmückt mit buntem Schimmer,
Sonnig das und jenes kühle,
Komm und ruh auf weichem Pfühle!
Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Dies und tausend andre Güter
Nennen dich den Herrn und Hüter,
Dieses alles, alles dieses
Glück des Erdenparadieses:
Sprich, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Will das alles nichts verschlagen,
Jagst du dein Glück zu tragen,
Zieht dichs fort zum Unbekannten:
Unerschaffnen, Ungenannten,
Nun wohlan, in Gottes Namen
Fahr von hinnen! Amen, Amen!

Beim Chriſtbaum.

Mein Kind, noch lebſt du wie in Eden
In deiner Eltern ſtillem Haus:
Denn ziehen auch ohn' alle Fehden
Die Thiere ſchaarweis ein und aus.

Friedlich lagern hier die Leuen
Und weiden fromm mit Lamm und Rind;
Der Haie darf den Hund nicht ſcheuen,
Und aller König iſt ein Kind.

So gehen auch in Edens Auen
An Menſch und Thier die Tage hin;
Ein Herrſcher war er, frei von Grauen:
Denn noch ein Kind war er an Sinn.

Ach, bliebſt du allzeit mitten inne,
Wo jetzt du ſtehſt, da feſtgeſtellt!
Kind, werd' ein Mann mit Kindesſinne
Und dienen muß dir alle Welt.

Neujahrsnacht.

Laut kreiſchend über Waldeshügeln,
Der Beute froh ein Rieſenaar,
Fort trägt mit ausgeſpannten Flügeln
Der wilde Föhn das alte Jahr:
Zerriſſen liegt, wohin er grollet,
Das Schneegewand, das alles barg;
Mit ſtürzenden Lawinen rollet
Der letzte Tag in ſeinen Sarg.

In ſeinen Sarg wie manches Leben!
Wer hält das Leben? hält das Glück?
Wer zaubert, die im Sturme ſchweben,
Die Blätter an ihr Reis zurück?
O laß, mein Herz, an Gottes Oden
Zerrinnen Schmerz und Welt und Zeit:
Haſt du in ihm nur Grund und Boden,
So ſtehſt du feſt in Ewigkeit.

Zum neuen Jahr.

Ein Jahr geht hin, das andre kommt:
Nur Eines bleibt und stehet fest,
Und Eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt.

Gott, der die Seinen nie verläßt,
Sie hebt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest ans Herz sie preßt,
Wenn seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu:
Gott aber ist stäts neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu.
Laß uns auch leben dergestalt!

Laß uns auch leben dergestalt:
So werden stäts Jahr aus, Jahr ein,
Und grau und alt und todesalt
Wir Gottes und er unser sein.

Die heiligen drei Könige.

Sie zogen auf verſchiednen Bahnen,
Und wollten doch zum gleichen Ziel;
Es waren hier entrollte Fahnen
Und dort und dort des Windes Spiel,
Und hier und dorten gieng beladen
Der Troß mit Gaben für den Herrn;
Sie zogen auf verſchiednen Pfaden
Und folgten doch demſelben Stern.

Bis endlich auf ein Dach von Halmen
Der Stern ſein letztes Licht ergoß,
Bei Hirtenliedern, Engelpſalmen
Sein treulich winkend Auge ſchloß:
Da war, da war das Ziel gefunden;
Da fanden auch die Pilger ſich,
Und dienten, nun in Eins verbunden,
Dem gleichen Herrn demüthiglich.

Und bittre Myrrhen hat der Eine,
Der Andre Weihrauch ihm gezollt,
Der Dritte bracht' ihm Edelſteine
Und Perlen dar und rothes Gold;
Und jedes Opfer nahm in Gnaden
Und jeden Prieſter ſah er gern:
Sie kamen auf verſchiednen Pfaden,
Und fanden doch denſelben Herrn.

Der Stern.

Seht ein Licht iſt ausgeſendet,
Und ein Strahl vom Glanz des Herrn!
Haltet feſt und unverwendet
Euer Aug an dieſem Stern:
Ob es ſich mit Thränen feuchtet,
Ob es freudetrunken lacht,
Seht ihn, wie er feſtlich leuchtet
Und wie tröſtlich durch die Nacht.

Alles Prunkes, alles Tandes
Machet ledig euren Geiſt,
Und gedenket nur des Landes,
Das euch dieſer Stern verheißt;
Folgt demüthig und getreulich,
Unverdroſſen ſeinem Schein:
Selig, herrlich, hocherfreulich
Wird der Lohn des Pilgers ſein.

Willig ließ die goldnen Kronen
Jener Weiſen heilge Zahl,
Stiegen von den Königsthronen
In der Hirten ſtilles Thal,
Traten, wo der Stern verweilte,
In die niedre Hütte gern;
Und ſie fanden, der ſie heilte,
Und ihr Auge ſah den Herrn.

Folgt dem Stern! und alle Schmerzen,
Alle Sehnsucht iſt geſtillt,
Wenn ſich tief in eure Herzen
Prägt der höchſten Schönheit Bild.
Hochbegeiſtert, hell entzündet
Kehrt ihr in die Welt zurück,
Daß ihr aller Welt verkündet
Fried' und Heil und Troſt und Glück.

Gottes Wort.

Gottes Wort soll bei euch wohnen,
Nicht wie über Nacht ein Gast,
Den ihr heute nennt willkommen,
Und wenn ihr genug vernommen
Seiner Fragen, seiner Kunden,
Morgen wiederum entlaßt.

Gottes Wort soll bei euch wohnen,
Wie bei euch ein Vater weilt,
Der euch täglich zieht und leitet,
Der euch richtet, wenn ihr streitet,
Der, wenn ihr gefehlt, euch strafet,
Eurem Wohlthun Lohn ertheilt.

Gottes Wort soll bei euch wohnen,
Wie im Haus das liebste Kind,
Das ihr möget allerwegen
Schirmen, schützen, hegen, pflegen,
Deß ihr wie des eignen Auges
Stäts zu hüten seid gesinnt.

Gottes Wort soll bei euch wohnen,
  Wie ein trautes Ehgemahl,
Schönste Krone jeder Würde,
Mitgefährtinn jeder Bürde,
Lust der Ruh und Zier der Feste,
  Trösterinn der Alltagsqual.

Gottes Wort soll bei euch wohnen,
  Wie bei euch Gott selber wohnt,
Der allweis', allgegenwärtig,
Nimmer ruhend, immer fertig,
In euch predigt als Gewissen,
  Ueber euch als Schöpfer thront.

Das Volk des Herrn.

Ein treues Volk, wohl hält es Wacht
Und nimmt in Acht bei Tag und Nacht
Die Stadt des Herrn und wandelt auf den Mauern:
Es ist so kühn, so stark, so fest,
Daß nimmer es sich grauen läßt
Vor Feinds Gewalt und vor der Stürme Schauern.

Nicht prangt, nicht rauschet es daher
Mit drohnder Wehr, mit Schwert und Speer:
Der Zorn, der Haß ist nimmer seines Theiles;
Gepanzert nur mit Liebe mild,
Trägt's vor der Brust des Glaubens Schild,
Und schirmt die Scheitel mit dem Helm des Heiles.

Sein Wachen ist ihm keine Müh:
Es wacht, und dennoch spät und früh
Ruht es in Gottes warmem Schooß geborgen;
Sein Schlafen ist die treuste Wacht:
Im Traum der Nacht wie strahlt und lacht
Ihm Christi Bild und seines Tages Morgen!

Der Baum des Todes.

Es fällt ein Blatt: da ſprießt ihm gleich
Ein andres nach am ſelben Ort;
Und ſieh' ſchon iſt auch dieſes bleich,
Und liegt im Staube da verdorrt.
Und fort und fort den gleichen Reigen
Geht's in des Baumes ſtolzen Zweigen.

So lebt er hin von Tod zu Tod;
Tief an der Wurzel nagt ein Wurm,
Und ob der Krone hängt und droht
Ein Wetter ihm mit zorn'gem Sturm.
Erſt, wenn er bricht, iſt neu erworben
Ein Leben ewig ungeſtorben.

Nachtgedanken.

I.

Weh, des Gerichts, des Zornes Tag!
Schon hier, ſchon jetzt, Zeit meines Lebens!
Wer iſt der ihm entrinnen mag?
Du nagſt der Hände Band vergebens.

Gedanken, die du je gehegt,
Sie klagen an und klagen wieder:
In Richters Hand welch Zeugniß legt,
Welch Zeugniß dein Gewiſſen nieder!

Und That an That in weitem Kreis,
Vergeſſen keine noch verloren!
Sie ſtehn und ſchrein und weinen heiß
Und fluchen dir, der ſie geboren.

II.

O trotzig und verzagtes Ding,
Herz in der Bruſt des Staubgebornen!
Hier ſtehn wir all in weitem Ring
Die Gottverlornen Gotterkornen.

Und Jeder ſchlürft mit gier'gem Mund
Des Taumelkelches tiefſte Süßen,
Und ſpricht: „Ich ſteh' auf gutem Grund,
Und feſt mit eignen beiden Füßen."

Und Jeder fühlt herauf vom Kern
Der Erd' ein drohend Beben ſtreifen,
Und zagt, und zaudert doch, des Herrn
Gebotne Rechte zu ergreifen.

III.

Der Brunnen rinnt bei Tag, bei Nacht:
So quillt, ein unerſchöpfter Bronnen,
So quillt aus einer Hand voll Macht
Ein Brunn, ein Strom, ein Meer der Wonnen.

Doch wir, wir haben keine Haſt
In reine Becken ſie zu faſſen:
Wir laſſens laufen ungefaßt
Und ſich verlaufen in den Gaſſen.

Die ſtumpfen Ohren achten's kaum,
Wie tauſend Gnaden niederrauſchen,
Und fliehen muß uns Schlaf und Traum,
Daß wir auch ihnen einmal lauſchen.

An den Waſſern zu Babel.

Durch Babel — ach, dahin entführet
War ich aus dir, mein Heimatland,
Mit ſchnödem Seil die Hand umſchnüret,
Den Fuß in ehern ſchwerem Band!
Durch Babels Gaſſen und Paläſte
Hat lang mein Saitenſpiel getönt,
Und gern dem Jubel ihrer Gäſte
Und ihrem Beifallsruf gefröhnt.

Nun aber ſchweigt es, aufgehangen
An einer Weide dürren Aſt:
Denn ſchmerzlich ſehnend ein Verlangen
Hat, Zion, mich nach dir erfaßt;
Ein Heimatwind hat mir die Stirne
Berührt: nun wehe jedem Lied,
Womit ich Babels frecher Dirne
Schamlos Jeruſalem verrieth!

An Zweigen einer Trauerweide
O Harfe, wann dem Herrn genehm,
Wann klingst du wieder frei von Leide
Lobpreisend in Jerusalem?
Wann vor des Tempels Hochaltären,
Zu Füßen seines heil'gen Throns?
Fließt hin, von sehnsuchtheißen Zähren
Geschwellt, ihr Wasser Babylons!

Hahnenruf.

Hell krähet Tag für Tag der Hahn
Den Morgen an;
Ernſt mahnend ruft er durch die Dämmerungen:
„Ihr aber tief im Schlaf und Traum
Gedenket kaum,
Wer nächtlich im Gebet für euch gerungen;
Für euch die grauſe Schmerzensnacht
Welch Sonnenauge hat durchwacht;
In ſchnöder Pracht
Welch Haupt für euch mit Dornen ward umſchlungen!

Ihr aber wißt's und ſchlaft und träumt;
Ihr wißt's, und ſäumt
Vor Knecht und Magd ihn fröhlich zu bekennen.
Ich mahn' und mahn' euch tauſendmal:
Euch ſelbſt zur Qual
Mögt aber ihr niemals den Namen nennen.
Still wendet Jeſus ſein Geſicht
Und ſchaut euch an: o fühlt ihr nicht
Das Strafgericht
Des ſtummen Blicks tief in der Seele brennen?"

Osternacht.

Du von hartem kaltem Erz,
Immer noch in Todesbanden
Haltst du, steinern taubes Herz,
Deinen Heiland unerstanden:
Ach! und auch für dich, für dich
Floß sein Leben minniglich
Ihm von Haupt und Handen.

Herz von Eisen, Herz von Stein,
Endlich mußt du dennoch spalten:
Sieh! der Morgen bricht herein;
Schon mit liebenden Gewalten
Nahmt es innen sanft und still:
„Meine Zeit ist da; ich will
Ostern bei dir halten.“

Das Schmerzenskind.

Im Krankenbettlein dort das Schmerzenskind,
Das athmend unter ſchweren Leiden liegt,
Um Troſt empor zur Mutter blickt, und lind
Die heiße Stirn an ihren Buſen ſchmiegt,
Der Sorge Kind, des Weinens, des Gebets,
Das iſt der Mutter doch das liebſte ſtäts.

Kein tönend Erz, es iſt die Lieb' ein Gold,
Und will geprüft und will geläutert ſein;
Ein Labewein: doch nur, wenn niederrollt
Im Lenz die Thräne, bringt der Herbſt den Wein;
Sie trägt und duldet ſtill, und nie geraubt
Wird ihr der Muth: denn Liebe hofft und glaubt.

Klag, armes Herz! doch nicht beklage mich,
Daß ob dir meine Seele ſitzt und weint,
Mein Schmerzenskind! ich heg' und pflege dich,
Froh, wenn mir dankend nur dein Auge ſcheint,
Und hoff' und glaub', und trag' und dulde gern,
Und preiſe, der mich lieben lehrt, den Herrn.

Gottes Goldgeſchmeide.

O Herz, das liebt und hofft und glaubt,
Verzage nicht, nun überm Haupt
Dir ſchlägt die Leidensglut zuſammen;
O glaubend hoffend liebend Herz,
Halt aus, und halte ſtill! dein Erz
Soll läutern ſich in dieſen Flammen.

Und wenn der Hammer niederfährt,
Verzage nicht! du ſtehſt bewehrt:
Gott ſchickt das Leid und hilft im Leide.
Einſt ruheſt du — Herz, halte Stand! —
In Gottes Schooß, in Gottes Hand
Ein wohlgebildet Goldgeſchmeide.

Weltende.

Himmel, ob der Erdenfeſte
Aufgeſchlagen ein Gezelt,
Gaſtlich hegſt du tauſend Gäſte,
Müde Pilger dieſer Welt;
Eine Leuchte mild entbronnen
Schwebend mitten inn,
Schaut der wache Blick der Sonnen
Auf die Träumer alle hin.

Sieh, es tagt: da löſcht die Flammen
Schnell des Herrn und Wirthes Hand,
Löst die Seile, rollt zuſammen
Leicht des Zeltes leicht Gewand,
Weckt aus ahnungsvollen Träumen
All die Schläfer auf,
Und ſie gürten ſonder Säumen
Sich zu neuem Pilgerlauf.

In des Morgens Duft und Friſche
Geht's hinaus und hell voran
Wehen Fahnen kriegeriſche,
Friedenspalmen ihrer Bahn;
Tief im Wüſtenſand vergangen
Liegen Welt und Zeit:
Sie mit Jubeln, ſie mit Prangen
Wallen durch die Ewigkeit.

Inhalt.

I.

Breslau und Berlin. 1826—1832.

	Seite
Laetare	3
Frühlingsfeldzug	5
Alle Jahre Krieg	6
Sturm und Stand	8
Frühlings-Kalligraphie	10
Des Maien Briefe	12
Der fröhliche Musikant	13
Spruch	14
Frühling	15
Veilchens Bitte	16
Schlummerlied	17
Wiegenlied	18
Am Bach	19
Ueberglücklich	20
Soldatenlied	21
Im Kriege	22
Reiterlied	23
Wiegenlied	24
Mägdleins Leid	25
Die Fischerinn	26
Ständchen	27
Die Perlenschnur	28

Seite

Tröst-Einſamkeit 29
Die Nachtigall 30
Das Veilchen 30
Das eine Lied 31
Wandrers Nachtlied 32
Ergebung 33
Ghaſelen. 1—8. 34
Triſtan und Iſolde. Bruchſtücke.
Das Goldhaar 41
Die Brautwerbung 43
Minnezauber 46
Triſtans und Iſoldens Tod. 1—4. 48
Des Knaben Wunderhorn 56
Kinderlieder 57
An Göthe. 28. Auguſt 1829. 58
Das Diſtichon 59

II.

Baſel. 1832—42.

Der Thau 63
Pandora 64
Du und ich 65
Jahreszeiten 66
Raum genug 66
Liebe ohne Dank 67
Daphne 67
Grüne Halme 68
Lied des Bettlers 69
Nimm mich hin 71
Getroſt 72
Frühlingsregen 72
Ein Lied von der Sonne 73
Am rechten Orte 74
Ins Meer 74
Halte Stand! 75
In Gras und Blumen lieg' ich gern 75
In freier Luft und Sonnenſchein 76
Bitte 77

Seite

Apollos Thränen 78
Apollo Pythius 79
Die Seele 80
Das Kindesauge 81
Du junges Reis! I. II. 82
Neugriechisches Wiegenlied 84
Am Morgen 85
Gottes Hilfe 86
Gottes Rose 87
Aus Mahmuds Rosenbeet der Geheimnisse 88
Heiliger Dienst 89
Beschränkt 90
Nach Redschati 90
Rebe und Rose 91
Geduld bringt Rosen 92
Lern es einmal doch 93
Die Lerche 94
Nur ein Leben 96
Die Poesie 97
Fall und Beifall 98
Epigramme.
Keine Rose ohne Dornen 99
Polemik 99
Epidemie 100
Der beste Recensent 100
Feuerprobe 100
Allgemeine Lese-Gesellschaft 101
Achillea millefolium L. 101
Des Kaisers Bart 102

III.

Weinbüchlein. 1829—1845.

Vorwort 107
Frühling im Wein 108
Der Herzbecher 110
Die Bäume und der Weinstock 112
Bardenlied 113
Ode 114

Seite

Der rechte Krieg 115
Naturlehre 117
Weinprobe 118
Rheingold 118
Reimsprüche 119
Sogar die Thiere 121
Der Ahornbaum 122
Junker Durst 124
'S iſt die Möglichkeit 128
Amare non amarum 129
Eine Kloſterbibliothek 130
Die Wiener Meerfahrt 133
Makame. Der Wein im Faſſe 140

IV.

Zeitgedichte. 1830—1843.

1830—1833.

An die deutſchen Dichter 145
Allzufrüher Frühling 147
Die Bäume 148
Frau Freiheit 150
An Friedrich Wilhelm 152
Rheinweinlied 153
Herbſtklage 155
Wiegenlied 158
Der Eichbaum 160
Schwert und Feder. Tenzone 161
Vor Sonnenaufgang 173

1840—1843.

Hamburg 1842.

Auf den Trümmern von Augusta Rauracorum . . . 174
Sonette. I—XVII. 181
Verzeiht 197
Die Redlichen. Zur Feier des Vertrags von Verdun . . . 199
Des Wunſches Schlaf 202

V.

Familie. 1837—1869.

1837—1848. Seite

Lieder aus dem Brautſtande. 1—25. 207
Der verreisten Hausfrau 229
Wurzeln und Wachſen 232

1849—1869.

Gott meint es gut 233
Morgen- und Abendſtern 234
Rückblick. Zu den Confeſſionen von Lamartine 235
Neujahr 237
Zum Geburtstage. I—V. 238
Am Hochzeittage 243
Hausgeſchenke.
Kalender 244
Schäfergedicht 245
Sonnenſchirm 247
Lampenſchleier 248
Schere 249
Vorhang 250
Familien-Album 251
Teppich 253
Lampe 254
Liebesſegen 255
Des Lebens Haus 255
Aus Nizza. Am Hochzeittage 256
Ins Geſangbuch 257
Auf Regen folget Sonnenſchein 258
Zum Weihnachtsbaum 259
Chriſtfeſt 261
Die Enkel am Neujahr 262
Der Mutter ſiebzigſter Geburtstag. Aus Nizza 265
Todtengrüße. I—III. 270
Einem Pathenkinde 272
Dem Brautpaar eine Schale 273
Zu ſilberner Hochzeit 274
Prolog zur Aufführung einiger Scenen aus Schillers Wilhelm Tell 275
Crösus und Solon. Feſtſpiel zu einem Brautfeſte 276

VI.

Festgedichte. 1840—1869.

	Seite
Buchdrucker-Jubiläum 1840.	
Das Buchdruckerwappen	285
Die Gründung der Buchdruckerpresse	287
Festgelübde der Buchdrucker und Buchhändler	290
Ein Dichterseufzer	293
Basler Jugendfest 1841. Abendlied	294
Zum Feste der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1852.	295
Bei der 41. Versammlung schweizerischer Naturforscher in Basel 1856.	299
Lied der Buchdrucker am Jubiläum der Universität 1860.	301
Trinkspruch in der Schlußversammlung aller Comitemitglieder des vierten Saecularfestes der Universität	306
Uhland. Trinkspruch bei der Caecilienfeier der Basler Liedertafel 1862.	312
Der Geiger von Gmünd. Caecilienfeier der Basler Liedertafel 1865.	316
Am Festessen der Basler naturforschenden Gesellschaft. Jubiläum von Peter Merian. 19. Juni 1869.	322

VII.

Vom Rigi zum Gotthard. 1873.	
1. Goldau	327
2. Rigikanzel	328
3. Muottathal	329
4. Vierwaldstätter See	330
5. Schöllenen und Andermatt	332
6. Gotthardstraße	334
Abendopfer	335
Frühling	336
Heimweh	338
Die vereinte Menschheit. Zum Buchdrucker-Feste	339
Laß dein Brot über das Wasser fahren	343
Spielmannslohn	350
Aus den Büchern der Weisheit. I—IX.	353

Seite

Noch immer jung 359
Aus dem Grajen Lucanus 361
Beim Christbaum 364
Neujahrsnacht 365
Zum neuen Jahr 366
Die heiligen drei Könige 367
Der Stern 368
Gottes Wort 370
Das Volk des Herrn 372
Der Baum des Todes 373
Nachtgedanken. I—III. 374
An den Wassern zu Babel 377
Hahnenruf 379
Osternacht 380
Das Schmerzenskind 381
Gottes Goldgeschmeide 382
Weltende 383

ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ.

JUBELSCHRIFT

ZUR VIERTEN SÄCULARFEIER DER UNIVERSITÄT BASEL

VI. SEPTEMBER MDCCCLX.

IM AUFTRAGE DER PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

VERFASST VON

PROF. DR. WILHELM WACKERNAGEL.

BASEL,
SCHWEIGHAUSER'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.
1860.

ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ.

EIN BEITRAG ZUR VERGLEICHENDEN MYTHOLOGIE

VON

WILHELM WACKERNAGEL

BASEL,
SCHWEIGHAUSER'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.
1860.

Es ist herkömmlich, in der häufigen Redensart der homerischen Gedichte *ἔπεα πτερόεντα* eine bildliche Beziehung auf die Schnelligkeit des Sprechens zu finden; die Uebersetzung *geflügelte Worte* beruht nur auf dieser Auffassung und hat dieselbe weiter befestigen helfen.

Ich glaube, *befiedert* wäre richtiger gewesen. Denn bei Homer ist *πτερόν* eher noch die Feder, die Schwungfeder; den Begriff Flügel bezeichnet ihm die weitere Ableitung *πτέρυξ*. Ganz ebenso verhalten sich die entsprechenden deutschen Gestaltungen derselben Wurzel, althochd. *fedara* und *fedarah*, jenes penna, dieses ala. Auch wenn *ἰός* und *ὀιστός* das Beiwort *πτερόεις* empfangen[1], sind damit keine Flügel, sondern ist die Befiederung des Pfeilschaftes gemeint.

Gleichviel jedoch, wie man übersetzen wolle, bloss eine schmückende Umschreibung der Schnelligkeit ist *πτερόεις* schwerlich. An den wenigsten Stellen, wo Homer den Ausdruck hat, handelt es sich um solche Beeilung von Anrede und Gegenrede, und ebenso wenig soll der *ἄπτερος μῦθος* der Odyssee[2], was in jenem Fall doch folgerecht wäre, ein langsam gesprochenes Wort sein.

Es ist ein Andres, wenn Pindar seinen vierten Isthmischen Hymnus *πτερόεντα* nennt[3], wenn ebenso um den dichterischen Schwung und Flug zu bezeichnen Gottfried im Tristan[4] einem Epiker seiner Zeit nachrühmt, »daz er buoch unt buochstabe vür vederen an gebunden habe: wan, wellet ir sin nemen war, sin wort diu sweiment als der ar«, oder wenn in demselben Gedichte[5] von der schnellen Fertigkeit, womit der junge Tristan in das Spiel auf dem Schachbrett die Kunstausdrücke des Spieles und Anecdoten davon zu mischen weiss, gesagt wird »der hövesche hovebære lie siniu hovemære unt vremediu zabelwörtelin under wilen vliegen in«. Hier überall liegt nur eine gelegentliche, eine nur einmalige Ausschmückung durch Bildlichkeit vor, dort bei Homer eine immer und immer sich wiederholende, eine stehende Redensart. Die stehenden Redensarten der Epik wären aber

[1] *ἰός* Il. II, 778. XX, 68; *ὀιστός* V. 171.
[2] XVII. 37. XIX. 39. XXI. 388. XXII. 396.
[3] *Z.* 63. Möglich sogar, dass hier im Sinne des Dichters gar nicht der fliegende Vogel, sondern der befiederte Pfeil liegt: Olymp. IX, 10 (vgl. 5) nennt er seinen Gesang *πτερόεντα γλυκεῖν ὀιστόν*.
[4] vdHagen 4717 *fgg.* = Massmann 119, 39 *fgg.*
[5] 2286 *fgg.* = 50, 8 *fgg.*

doppelt müssig, wenn sie nicht über die künstlerisch niedere Stufe des blossen Epitheton ornans hinausgiengen.

Fassen wir noch einen hier nahe liegenden Punkt ins Auge. Vogel und Wind, beide vereinigt die gemeinsame Eigenschaft der Schnelligkeit, und nicht allein Hesiodus stellt sie schicklich so zusammen[1], schon die Sprache hat von der gleichen Wurzel *ἄημι* auf der einen Seite *ἀήρ, aura, Αἴολος*, auf der andern *avis, ala, ἀετός*. Wenn aber im Lateinischen *aquilo* und *vulturnus* sichtlich abgeleitet sind von *aquila* und *vultur*, soll nun auch damit eine blosse Vergleichung ausgesprochen sein? Festus betrachtet es so, was das erstere Wort angeht[2], gewiss aber irrig. Nach einer weit verbreiteten mythischen Anschauung[3] ist es ein Aar, ein Adler, ein Falke, von dessen mit Macht geschwungenen Fittichen der Wind ausströmt, der den Winden ruft und ihnen gebietet: Belege dafür in der altnordischen, in der neugriechischen, in der mittelalterlich deutschen Dichtung[4]. Ja der Wind erscheint unmittelbar selber als ein Vogel, als Adler bei den Finnen[5], als Sperber mit ausgebreiteten Flügeln in der Sinnbildnerei der Aegypter[6]; mit den vogelgestaltigen Harpyien der Griechen[7] wie mit den Schwanjungfrauen des Nordens, von denen nachher ausführlicher, sind ebenfalls Winde gemeint, und schon das Alte Testament spricht mehr als einmal von den Fittichen des Windes[8]. Also Vogel und Wind nicht bloss verglichen, sondern wesentlich mit einander verbunden, nicht bloss stylistisch zusammengestellt, sondern mythisch in eins geschmolzen.

Ebensolche lebensvollere Verschmelzung, eine Verschmelzung der Begriffe Vogel und Wort, liegt denn auch der Redensart *ἔπεα πτερόεντα* zum Grunde. So dieselbe zu verstehn, darauf hätten schon zwei andre Wendungen gleichfalls der homerischen Sprache führen können, die gleichfalls das Wort als ein thierisch belebtes Wesen und ich meine auch als Vogel nehmen: einmal der öfters wiederkehrende Ausdruck *ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων*, wo nichts im Wege steht bei *ἕρκος* an ein Stellnetz für Vœgel, eine Wand, wie unsre Jægersprache sagt, zu denken[9]; sodann der *ἐπέων νομός* der Ilias und Hesiods[10], dem sich durch eigenen Zufall abermals eine Bildlichkeit in Gottfrieds Tristan[11] vergleicht: »swer nû des hasen geselle sî und ûf der wortheide hôhsprunge unt wîtweide mit bickelworten welle sîn.«

Es ist ein ganzer weit greifender Kreis religiœs bedeutsamer, dichterisch belebter Anschauungen, in den, so aufgefasst, die *ἔπεα πτερόεντα* sich einreihen, in dessen Mitte

---

[1] Theog. 268 *αἱ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖς ἅμ' ἕπονται ὠκείῃς πτερύγεσσι.*

[2] Epit. Pauli Diac. „Aquilo ventus a vehementissimo volatu ad instar aquilæ appellatur.“

[3] JGrimms Deutsche Mythol. S. 599 fgg.

[4] Vafthrûdhnis mâl Str 37. Snorra Edda (Reykjavik 1848) S. 13; Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne II, 236; Heinrich von Veldeken in vdHagens Minnesingern I, 139 a.

[5] Schrœters Finnische Runen S. 72.

[6] Horapollo II, 15.

[7] Otfr. Müllers Archæologie d. Kunst § 401.

[8] Sam. II, 22, 11. Ps. XVIII, 1. CIV, 3.

[9] In diesem Sinne hat das Wort die Odyssee selbst XXII, 469.

[10] Il. XX, 249. Hesiod. Op. 373.

[11] 4637 = 117, 39.

gleichsam sie als das kurz zusammenfassende Kernwort stehen. In diesen Kreis einzuführen und wenn auch keine erschöpfende Darstellung alles dessen, was er in sich schliesst, doch eine Uebersicht davon zu geben sollen die folgenden Blätter versuchen. Die Aufgabe schien nicht unpasslich für eine Schrift, welche die historisch-philologische Abtheilung der Philosophischen Facultät Basels an einem Tage vertreten darf, der mit der Verkündigung alten Ruhmes und neuer Gelübde wie ein vollbefiedertes Wort über uns emporschwebt.

Das Alterthum, wie es überhaupt die Thierwelt mit anderen Augen als wir, theils vertraulicher, theils voller von religiöser Scheu anblickte und deshalb von Indien herab bis in den Westen Europas neben die Götter- und Heldensagen noch Sagen und Fabeln stellen konnte, die von Thieren erzählen, schenkte solch eine Betrachtungsweise namentlich den Vœgeln. Sie erhebt schon über die anderen Thiere und selbst den Menschen, dass sie nicht mit schweren Füssen an die Erde gebunden sind, dass sie mit Windesschnelle überall hin zu wandern und himmelan zu den Sitzen der Götter sich zu schwingen vermœgen. Und wie vieles, das sie dem natürlicheren Sinne wunderbar und bedeutsam, ja als ein unerreichtes Vorbild selbst der menschlichsten Tugenden erscheinen liess, kam durch Wahrnehmung und Aberglauben zu jenem grossen allgemeinen Vorzuge noch hinzu und gewährte den Menschen Stoff und Anlass ihre Poesie mit Leben, ihr eigenes Leben mit Poesie zu füllen!

Lerche und Nachtigall und das ziehende Heer der anderen Singvœgel meldet uns und schmückt den Frühling. Die Minnelieder des Mittelalters sind voll davon, und zierlich sagt eine spanische Romanze[1] von dem Monat Mai »cuando canta la calandria y responde el ruisennor«. Insbesondre aber sind Schwalbe und Kuckuck Frühlingsboten und damit Boten eines neuen Jahres: denn der natürliche Jahresanfang ist das Frühjahr, weshalb wir es eben auch *Frühjahr*, die Franzosen *printemps* d. h. *primum tempus* nennen und unser *Jahr* Ein Wort ist mit dem griechischen *ἔαρ*, dem lateinischen *ver*; »geacas gear budon«, die Kuckucke verkündigten das Jahr, sagt ein angelsächsisches Gedicht[2]. Den Winter aber bezeichnet die heisre hungrige Kræhe, wie sie denn nach dem Heiligen, dessen Fest den vollen Beginn des Winters macht, im Mittelalter auch der S. Martins-Vogel hiess[3]. Und Kræhe und Schwalbe wurden schon bei den Griechen als Sinnbild, dass der Winter entflohen, der Sommer zurückgekehrt sei, unter Gesang umhergetragen und milde Steuern dabei eingesammelt; die beiden Lieder, das *χορώνισμα* und das *χελιδόνισμα*, hat uns Athenæus aufbewahrt[4]. Er versetzt dabei letzteres Fest in den Boedromion d. h. in den Herbst, für das erstere giebt er gar keine Zeitbestimmung: dass aber der Umzug mit der

[1] Wolf u. Hofmann, Primavera y Flor de Romances II, 18.
[2] Thorpe Codex Exoniensis 146, 27.
[3] JGrimms Reinhart Fuchs S. CXXVI. Mythol. 1085 fg.
[4] VIII, 50. 60; Koster de cantionis popularibus veterum Græcorum pg. 74 sqq.

Schwalbe in den Frühling müsse gefallen sein, zeigt der Wortlaut des alten Liedes selbst[1] und das Schwalbenlied der jetzigen Griechen, das ausdrücklich den März nennt[2]; Umzüge mit Krähen zur Sommerverkündigung hat noch jetzt, weit weg von Griechenland, das Landvolk in Holstein und im Meklenburgischen, dort am Sonntag Lætare, hier um Pfingsten[3]. An der Schwalbe hebt das Chelidonisma eigens hervor, dass sie am Bauche weiss, am Rücken schwarz sei: man mochte in diesem Gegensatze von Hell und Dunkel den von Sommer und Winter angedeutet finden; das Gefieder der Krähe zeigt den gleichen Farbengegensatz. Von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, die sich noch an die Schwalbe knüpfen, will ich nur zwei arzneiliche Vorschriften anführen, weil auch sie den Vogel deutlich als Neujahrsvogel kennzeichnen, die eine aus einer Krankheits- und Heilmittellehre des vierzehnten Jahrhunderts[4]: »Quum primo hirundinem videris, hoc dic ter: Rogo te, hirundo, ut hoc anno oculi mei non lippeant nec doleant«; die andre aus der Chemnitzer Rockenphilosophie[5]: »Wer Frühlings die erste Schwalbe sieht, stehe alsbald still und grabe unter seinem linken Fuss mit einem Messer in die Erde, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut für das kalte Fieber.« Dem ganz ähnlich machten es die alten Italier bei dem ersten Rufe des Kuckucks[6]: »quo quis loco primo audiat alitem illam, si dexter pes circumscribatur ac vestigium id effodiatur, non gigni pulices, ubicunque spargatur.« Dass ihn eben dieselben *ales temporarius* nannten[7], wird auf die Botschaft der neuen Jahrszeit gehen, die er bringt: bekannt ist, wie sein Ruf noch die Zahl der späteren Lebensjahre weissagt: ein Aberglaube, der sich bei Deutschen und Franzosen bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen und auch bei den Slaven nachweisen lässt[8]; in Schweden weissagt er ledigen Mädchen die Zahl der Jahre bis zur Hochzeit[9].

Tagesbote und Wecker aus dem Schlafe ist der Hahn; die nahe liegende Vergleichung mit Christo, der ebenso aus der Finsterniss zum Licht, aus dem Tode zum Leben ruft, hat in aller Ausführlichkeit schon Prudentius[10]. Es wird deshalb kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Hahnenbilder, die man den ältesten Christen auf den Grabstein meisselte[11] oder mit in ihre Gräber gab (auch bei Winterthur ist solch ein Bild wieder ausgegraben worden)[12], dass ebenso die auf den Spitzen der Kirchthürme Christum bedeuten sollen. Es klingt wie schon ganz auf die letzteren bezüglich, wenn Prudentius sagt

---

[1] *Πλὴ' ἐλθε χελιδὼν*
καλὴς ὥρας ἄγουσα
καὶ καλοὺς ἐνιαυτούς κ. τ. λ.

[2] Fauriel II, 256.

[3] Schützen Holst. Idioticon III, 165 fgg.; Jahrbücher des Vereins für Meklenb. Geschichte II, 123.

[4] Hoffmanns Fundgruben f. Geschichte deutscher Spr. u. Litt. I, 339.

[5] JGrimms Mythol. (1835) Anhang S. LXXVI, 217.

[6] Plinius Hist. natur. XXX, 25.

[7] Plin. HN. XVIII, 66, 2.

[8] JGrimms Mythol. S. 642 fg.

[9] Arndts Reise durch Schweden IV, 5.

[10] *Ἀνθημερινὸν* I.

[11] Münters Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen I, 56.

[12] Keller in den Mittheilungen d. Antiquar. Gesellschaft in Zürich III. 130.

»Vox ista, qua strepunt aves
Stantes sub ipso culmine
Paullo ante quam lux emicet,
Nostri figura est judicis. . . .

Sed vox ab alto culmine
Christi docentis præmonet
Adesse jam lucem prope,
Ne mens sopori serviat.«

Allerdings hatten zu seiner Zeit die Kirchen noch nirgend Thürme, und die erste Erwæhnung eines Kirchthurmhahnes fällt in das Jahr 925 und nach St. Gallen[1]: aber das Wort des vielgelesenen Dichters durfte wohl ein Fingerzeig sein, dem noch spætere Geschlechter folgten. Daneben blieb die Mœglichkeit und die Freiheit unbenommen diesen Schmuck, nachdem er schon zur alten Uebung geworden war, gelegentlich auch noch anders auszudeuten, z. B. auf die Wachsamkeit, die dem Christen gebühre, und auf das Wächter- und Heroldsamt der Priester[2]. Ist aber der Hahn eigentlich und ursprünglich ein Sinnbild Christi, so hat die neulich von Ullmann[3] angeregte Aufgabe einer Deutung des Portalbildwerkes an der Altstädter Kirche zu Pforzheim keine Schwierigkeit: der Hahn, der zuerst mit einem Lœwen kämpft, dann auf einem gefesselten Lœwen steht, ist Christus im siegreichen Kampf mit seinem Feinde, mit dem, der umhergeht wie ein brüllender Lœwe und suchet, welchen er verschlinge[4].

Aber nicht allein den Wechsel von Finsterniss und Licht, von Winter und Sommer, wie er alltæglich und alljæhrlich wiederkehrt, verkündigen uns die Vœgel: auch für Aussergewœhnliches in den menschlichen Dingen selbst haben sie ein Vorgefühl und weissagen es den Menschen. Attila, als er Aquileia lange schon vergeblich belagert hatte, erkannte an dem Fliehen der Störche, dass nun endlich die Stadt fallen solle[5]. Dem æhnlich die Scheu, welche die Schwalben fern hielt von den Häusern Thebens[6]: »Thebarum tecta subire negantur, quoniam urbs illa sæpius capta sit.«

Dem Schwane ahnt sein eigener Tod (man sagt deswegen auch für ahnen *schwanen*), und singend nimmt er, der gesangreiche Vogel[7], Abschied vom Leben[8]. Auch die Dichter

[1] Ekkehards IV Casus S. Galli in Pertz Monum. Germ. histor. II, 105. Die Ungern, welche S. Gallen damals heimsuchten, vermengten *gallus* und *Gallus* und hielten den Hahn für ein Bild der Ortsgottheit.

[2] Lateinisches Gedicht in Naumanns Serapeum I, 107—109 u. bei du Méril, Poésies populaires latines du moyen âge pg. 12—16; Hugo v. Trimberg im Renner 19707 fgg.; Augustis Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archæologie XII, 368.

[3] im Anzeiger d. German. Museums 1860, Sp. 87 fgg.

[4] Br. Petri I, 5, 8.

[5] Iornandes cp. 42.

[6] Plin. HN. X, 34.

[7] Aristoph. Av. 772 fgg. Aelian. de Natura anim. X, 36. XI, 1. In einem altnord. Liede sagt Niördh. „mer thötti illr vera ülfa thytr hiâ söngvi svana“: Snorra Edda S. 16.

[8] Aelian. II, 32. V, 34. Plin. HN. X, 32.

des Mittelalters sprechen oft von diesem Schwanengesang, in Minneliedern[1] wie mit geistlicher Anwendung auf den Todesruf des gekreuzigten Heilands[2].

Andere Vœgel verschont der Tod bis zu wunderbar hohem Alter. Hesiodus, in Versen, die uns Plutarch[3] und in lateinischer Uebersetzung Ausonius[4] aufbewahrt hat, schreibt der Kræhe neun Alter des Menschen, dem Hirsche vier Kræhenalter, dem Raben drei Hirschesalter zu; Plinius[5] nimmt an solchen Fabelhaftigkeiten Anstoss: das ablaufende Mittelalter jedoch hat auf der antiken Grundlage bald mit der, bald jener zufälligen oder bewussten Abänderung weiter gebaut: z. B.

Sepes de virgis per tres annos bene durat,
Et per tres annos stat tua vita, canis,
Per tres atque canes tua durat vita, caballe,
Perque caballos tres vivere posset homo,
Et per tres homines asinus bene vivere posset,
Sic per tres asinos vita fit, auca, tibi,
Et per tres aucas cornicis vitaque durat,
Per tres cornices vivere cervus habet.[6]

Oder auf Deutsch[7], mit derselben Durchführung der Dreizahl: »Ein zaun wert ungeferlich drey jar, drey zaun ein hundt, drey hundt ein pferdt, drey pferdt ein menschen, drey menschen ein schneganss, drey schnegenss ein hirschen.« Besonders bezeichnend für diese nordländischen Wandelungen des alten Spruches ist die graue, die wilde, die Schnergans: im Norwegischen des Mittelalters[8] und noch jetzt auf Island wird ein alter Mann eine *grá gas* geheissen, und ebenso nannte Kœnig Magnus der Gute (1035—1047) seine Aufzeichnung des Rechtes von Drontheim und nannten die Isländer seit dem siebzehnten Jahrhundert ihr altes Rechtsbuch von 1118.[9]

Der Adler, wenn er alt und altersschwach geworden, verjüngt sich wieder: davon weiss schon der Psalmist: »Er sättigt mit Gutem dein Alter, dass sich erneut gleich dem Adler deine Jugend«[10], was Notker nach Augustinus so erklært: »Imo geschichet fore alti.

[1] Meine Altfranzœs. Lieder u. Leiche S. 242 fg. Heinrich v. Veldeken Minnes. I. 39 b. Heinr. v. Morungen ebd. 127 b.

[2] Konrad v. Würzburg Minnes. II. 311 b und in der Goldenen Schmiede 976. 1974.

[3] de Defectu oraculor. cp. 11: Hesiodi etc. Fragmenta ed. Marckscheffel. pg. 376.

[4] Edyll. XVIII.

[5] Hist. nat. VII. 49.

[6] Nach einer Strassburger Handschrift (C 173 a, Bl. 67 a) des 14ten und einer Brüsseler des 15ten Jahrh. (Mones Anzeiger für Kunde d. teutschen Vorzeit V, 342); in letzterer lautet das beschliessende Distichon „Et per tres aucas corvus tibi vivere credas. Sic per tres corvos vivere cervus habet."

[7] Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterthum III. 28. Andre Fassungen, hoch- u. niederdeutsche und englische, vom 13ten bis herab ins 17te Jahrhundert, s. in JGrimms Reinhart S. IV, im Liederbuch d. Hätzlerinn S. LXIX b, in Haupts Zeitschr. V, 508, in Wolfs Deutschen Mærchen u. Sagen S. 420 u. bei Gedeke zu Pamph. Gengenbach S. 562—564.

[8] Saga Ibidhriks konungs af Bern Cp. 408.

[9] Dahlmanns Geschichte v. Dännemark II. 129. 181.

[10] Ps. CIII. 5.

chit man, daz sin obero snabel den nideren sô überwahset, daz er in ûf intuon ne mag sih ze geâzzenne. Dara nâh knitet er in an demo steine, unz er in sô ferniuzzet, daz er aber ezzen mag. Unde sô gewunnet er samo sô fone èrist jungliche chrefte[1]. Sô geschichet ouh demo, der an Christo, der petra (stein) ist, sina sunda flet ferslîzen. Wanda er bringet in widere ad innocentiam (ze unscadelî). Fone dero chumet er ad resurrectionem (ze urstende), dâr wirt er gejunget. Dara zuo siehet disiu reda.« Die Physiologen des Mittelalters berichten noch wunderbareres: »sô er alt wirdit, sô suârent ime die federen unt tunchelint diu ougin. Sô suochet er einen vil chochhin brunnen unte fliuget von deme brunnen ûf zuo deme sunnen. dâ brennet er sine federen unt vellet nider in den brunnen, den er irchôs. daz tuot er dristunt. sô wirt er gejunget unte geschente.«[2] Auch Walther von der Vogelweide, indem er davon spricht, wie er »jungen« und gesunden würde, wenn er in den Augensternen seiner Geliebten sich ersehen könnte[3], mag an den Adler denken, den der Blick in die Sonne verjüngt. Den Römern war *aquilæ senectus* die sprichwörtliche Bezeichnung eines jugendlich frischen Alters[4].

Was hier die Physiologen von dem Adler erzählen, sieht nur wie ein Wiederschein von den Fabeln über den Phœnix aus. Herodot[5] giebt diesem bloss 500 Jahre, Hesiodus in dem vorher angeführten Spruche neun Rabenalter, eine gewaltig grosse, aber immer doch noch eine Zahl: der späteren Naturgeschichte ward er, wie auch Ausonius den Worten Hesiods hinzufügt, ein »reparabilis aleae«: wenn er 500, wenn er Tausende von Jahren alt geworden, stirbt er oder er verbrennt sich selbst, und aus seiner Leiche, seiner Asche steigt ein neuer Phœnix empor: Lactantius Elegie de Phœnice[6] stellt die verschiedenen Sagen alle zusammen[7]. Wir kommen später noch einmal darauf zurück. Dem Christenthume bot sich in diesem Wundervogel ungezwungener als in manch anderen Fällen ein bedeutungsvolles Sinnbild dar[8], zuerst mit Anknüpfung an eine Stelle des Buches Hiob[9] ein Sinnbild der Unsterblichkeit und des Ueberganges aus den Mühsalen der Erde in ein ewiges seliges Leben[10]: so behandelt den Phœnix mit aller Fülle der angelsächsischen Poesie ein Gedicht der Handschrift von Exeter[11]; ein Sinnbild ferner des Todes und der Auferstehung Jesu Christi[12]; ein Sinnbild endlich der Menschwerdung, der Verjüngung

[1] Ebenso der Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I, 33, 27 fgg. u. in Karajans Sprach-Denkmalen d. zwölften Jahrh. 98, 18 fgg., der Renner 19450 fg. u. a.

[2] Hoffmanns Fundgr. I, 33, 14 fgg. = Karajan 98, 3 fgg. Vgl. den Welschen Gast 12873 fgg., die Predigt in Haupts Zeitschr. VII, 142 fg., den Renner 19444 fgg. u. Barths Adversaria XXXIII, 3.

[3] Lachmanns Anm. 54, 31 fgg.

[4] Terent. Heautontimor. III, 2, 10.

[5] II, 73 mit Berufung auf die Heliopoliten.

[6] Wernsdorfs Poetæ Latini minores II, 298 sqq.

[7] Die Stellen der Alten s. in Martinis Ausgabe S. 38.

[8] Pipers Mythol. u. Symbolik d. christl. Kunst I, 1, 458 fgg.

[9] XXIX, 18, wo freilich das Wort »Aas« bald Phœnix, bald Palme, bald auch Sand übersetzt wird.

[10] Münters Sinnbilder I, 96.

[11] Thorpes Cod. Exon. S. 197—242.

[12] Hoffmanns Fundgr. I, 36 fg. = Karajan S. 105 fg.; Frauenlobs Spr. 237, wo *Vellica* in *Venica*, eine geringere Verderbniss des Wortes *Phœnice*, zu bessern ist; Grœsses Beiträge zur Lit. u. Sage d. Mittelalters S. 74 fg.

gleichsam des alten Gottes im Leibe der Jungfrau, welche dann dem verzehrenden und neu gebærenden Feuer verglichen wird[1].

Gattenliebe und Treue lehrt die Taube[2], zumal die Turteltaube, die, wenn sie den Gesellen verloren hat, fortan allein und wehklagend auf dürrem Aste sitzt und bevor sie trinkt, sich selber das Wasser trübt[3]. Sinnbild der Verwandtentrauer überhaupt war die Taube in einem Gebrauche der Langobarden, den uns Paulus Diaconus berichtet[4]: »Si quis in aliquam partem aut in bello aut quomodocunque extinctus fuisset, consanguinei eius intra sepulchra sua perticam figebant, in cuius summitate columbam ex ligno factam ponebant, quæ illuc versa esset, ubi illorum dilectus obisset, scilicet ut sciri posset, in quam partem is, qui defunctus fuerat, quiesceret.«

Es ist vorher der Störche erwæhnt worden, die das bedrohte Aquileia räumten: Iornandes sagt »animadvertit (Attila) candidas aves i. e. ciconias, quæ in fastigio domorum nidificant, de civitate fœtus suos trahere atque contra morem per rura forinsecus comportare«: sie retteten also, dieselben Vœgel, die unser Volksglaube auch den Menschen ihre Kinder bringen læsst[5], nicht sowohl sich als ihre Jungen. Von dieser elterlichen Liebe der Vœgel, die so mit Anmuth Wolframs Vers bezeichnet[6] »al des meigen zît si wegeten mit gesange ir kint«, ist das ergreifendste Beispiel der Pelican, der mit dem eignen Blute seine Jungen neu belebt[7]: auch er im Mittelalter ein nahe gelegtes Sinnbild Christi[8]. Um der Jungen willen, die man in das verkeilte oder zugeklebte Nest oder in ein Glas verschlossen hat, holt der Specht[9], der Wiedehopf[10], der Auerhahn[11], der Strauss[12] das Zaubermittel, ein Kraut oder ein Würmchen, vor welchem der Keil und der Lehm herausfæhrt und das Glas zerbricht. Die Störche selber gelten sonst eher als ein Vorbild der Liebe von Seiten des

[1] Münter S. 96; Konr. v. Würzb. in der Goldnen Schmiede 864 fgg. Frauenlobs Leich I, 12, 16 fg.

[2] Plin. HN. X, 52.

[3] Altd. Wälder d. Br. Grimm III, 37 fgg. S. Alexius Leben v. Massmann S. 34 fg. Hoffmanns Deutsche Gesellschaftslieder S. 99 fg.

[4] de Gestis Langobard. V, 34.

[5] Auf das Kinderbringen des Storches bezieht sich schon dessen althochdeutscher u. altsächsischer Name *udebero*, *odebero*, *odeboro*, falls der erste Bestandtheil dieser Zusammensetzung ein mit dem lat. *uterus* u. *uber* und dem griech. οὖθαρ ablautendes Substantiv im Sinne von Kind ist: die altnordische, altsächs. u. angelsächsische Sprache haben das defective Participium *audhin*, *ôdan*, *eaden* s. v. a. geboren; *bero*, *boro* kæme von *beran* tragen. Das Wort muss aber schon frühzeitig dunkel geworden sein, da bereits mit dem Althochd. wechselnde Gestaltungen und Entstellungen ihren Anfang nehmen: es heisst da auch, in die Wurzel *varan* (gehen, wandern) hinübergezogen, *otivaro*, mittelhochdeutsch *odefar*, *otfar* (Speier v. Zeuss S. 23), mittelniederländ. *odevare* im jetzigen Niederländ. *oyevar*, im älteren und im jetzigen Niederdeutschen *edebere*, zusammengezogen *eber*, und *adebar*: letzteres würde nach Graffs Diutiska III, 453 auch mittelhochdeutsch sein, wenn hier nicht *adebarn* in *adelarn* zu bessern wære. Vgl. JGrimm Mythol. S. 638 u. über Diphthonge nach weggefallnen Consonanten S. 42.

[6] Lachmanns Ausg. S. 7, 20, wo das fehlerhafte *weget* der Handschrift nicht gut in *wegent* geändert ist.

[7] Münter S. 90.

[8] Fundgruben I, 33 fg. = Karajan S. 99 fg.; Konrad v. Würzb. Minnes. II, 312 a; der Marner ebd. 252 a; der Meissner ebd. III, 101 a.

[9] Plin. HN. X, 20. XXV, 5. Mones Anzeiger VIII, 614. Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 11 fg.

[10] Aelian. de Nat. anim. III, 26.

[11] Altd. Wälder II, 94.

[12] Altd. Wäld. II, 92. Renner 18756 fgg. Gesta Roman. v. Græsse II, 227.

Kindes gegen die Eltern[1]: ein uraltes Gesetz, scherzt Aristophanes[2], *ἐν τοῖς τῶν πελάργων γένεσιν* schreibe ihnen diese Tugend vor. Darum gaben die Rœmer dem Bilde der Pietas einen Storch bei[3], noch der Renner sagt[4] »dâ von stêt an der triuwen schilte ein storch gemâlt durch triuwe und milte«, und der Name *Storch* gehœrt zu einer Wurzel, die im Griechischen lieben und gerade das Lieben unter Eltern und Kindern bedeutet, zu *στέργειν*.

Aber auch die strenge Zucht und die Sorge des Vaters, dass sein Geschlecht nicht entarte, hat ihr Vorbild in dem Reich der Vœgel. Der Adler zwingt seine Jungen in die Sonne zu blicken: die es nicht vermœgen, wirft er als schlechte und unechte Brut hinab[5]. Ein Dichter des zwœlften Jahrhunderts[6] wendet das auf Christum an, der seine Menschen in den Sonnenschein des Gebots der Liebe schauen heisse; unserm Konrad von Würzburg[7] ist die Jungfrau Maria der Adler, und die Sonne, in deren Schein wir blicken sollen, Christus.

Alles das (und ich hätte die Reihe solcher Beispiele aus der alten Naturgeschichte und Naturfabel und Natursymbolik noch beträchtlich verlängern können), alles das bereits Dinge, in denen der Mensch an den Vœgeln etwas besseres als nur schlechte dumpfe Thierheit sah, und die er an ihnen sah, weil er ihnen etwas besseres beimass. Noch mehr über die Vierfüsser erhoben und noch næher fühlte er sich dieselben dadurch gestellt, dass sie im Stande sind seine Sprache zu erlernen. Plinius[8] zœhlt all die Vogelarten auf, an denen schon das Alterthum diese Befœhigung wahrnahm und benutzte; Anecdoten aus dem Leben des Augustus, die darauf sich beziehn, stellt Macrobius zusammen[9]; das Mittelalter kannte sprechende Papageien, Raben, Dohlen, Staaren, Elstern[10]. Naiv aber ists, wie einigemal von Vœgeln dieser Art erzœhlt wird, die nicht bloss gelehrt worden sind gewisse einzelne Worte sprechen, sondern die überhaupt sprechen gelernt haben, die reden können, wie der Papagei oder die Elster in einer Geschichte der 1001 Nacht und der sieben weisen Meister[11] und der Rabe eines Mœrchens der Slovenen[12].

Oder ist die Naivitœt hier nur scheinbar? sind diese Erzœhlungen eigentlich und ursprünglich so gemeint, dass dem Vogel in der That die Sprache der Menschen als eine hœhere Wundergabe verliehen worden? Von dem redenden Raben Kœnig Oswalds heisst

[1] Renner 18303 fgg. 19461 fgg.: Aelian III, 23 rühmt an den Störchen beides, die Kindes- und die Elternliebe.
[2] Av. 1353 sqq.
[3] OMüllers Archœol. § 406, 3.
[4] Z. 18309 fg.
[5] Aelian. II, 26; Plin. HN. X, 3. XXIX, 38; Wolframs Wilhelm 189; der Schulmeister v. Esslingen Minnes. II, 139 a; der Marner ebd. 252 a; Renner 19442 fg.
[6] Wernher vom Niederrhein S. 68 fgg.
[7] Goldene Schmiede 1052 fgg.
[8] Hist. nat. X, 58—60.
[9] Saturnal. II, 4.
[10] Ruodlieb III, 135 fg. 174. VIII, 1 fgg. IX, 76 fgg.; Lamprechts Alexander 3408; Christian v. Hamle Minnes. I, 112 a; Heinr. v. Morungen ebd. 122 b. vgl. 124 b. Im Renner 3887 fgg. „der sitich krœchisch wörter sprichet, diu aglaster ouch sich oft brichet nâch menschen sprâche: daz macht der hunger“; offenbar aus Persius Prolog Z. 8 fgg.
[11] 1001 Nacht 14; Romans des sept sages 3088 fgg. Altd. Gedichte v. Keller S. 84 fgg. Diocletianus Leben von Hans v. Bühel 2454 fgg.; vgl. Keller vor den Sept sages S. CXXXIV fgg.
[12] JGrimms Mythol. S. 637.

es[1] »der himelische trehtin tet dâ sin genâde schin und gap dem raben in der selben stunde, daz er alle spräche wol reden kunde«, die goldgeflügelte Gans, durch welche Damajanti zuerst von der Schœnheit Nals vernimmt[2], ist von den Göttern gesendet, und es ist eine Stimme göttlicher Warnung, was in einer altdeutschen Ballade die Taube des einsamen Waldes zu der schœnen Entführten spricht[3]. Erst auf dergleichen Anlässe hin ist es in der alten Dichtung, zumal der Liebesdichtung, ein oft wiederkehrender Zug geworden, dass Vœgel ohne Weiteres, redebegabt wie der Mensch, dem Menschen Rath ertheilen oder sonstwie zu ihm sprechen[4], dass sie ausplaudern, was er thut[5], oder es auch getreu verschweigen[6], dass sie um Botendienst von ihm begrüsst werden[7] und Botschaft bringen[8]. Besonders erscheint hier die tonreiche Nachtigall, die Sängerinn der Liebe, aber neben ihr auch Lerche und Drossel[9], statt ihrer auch die Amsel[10] und im serbischen Lied[11] der Falke. Ausserhalb der Liebesdichtung wird allgemeiner gesprochen: in Ecken Ausfahrt[12] sagt Dieterich bloss »hie hœrt uns anders niemant den got und die waltvogellein«, ein altgriechisches Lied, wie es scheint, begann *Οὐδεὶς οἶδεν τὸν θησαυρὸν τὸν ἐμὸν πλὴν εἴ τις ἂν ὄρνις*[13], und auch in den Liedern der Neugriechen, die gern mit Reden eines oder dreier Vœgel den Eingang machen, sind es eben nur *πουλάκια*, die reden[14]; uns bezeichnet der Ausdruck »Das hat mir ein Vœgelein gesungen« eine Kunde, die man Anderen unerwartet empfangen hat[15].

Ueberhaupt sind die Vœgel theilnahmsvoll für alles, was den Menschen da unten geschieht und was sie thun: »die wilden vogele betrüebet unser klage« sagt einmal Walther von der Vogelweide[16]. Darum auch, wenn ein grœsserer Frevel begangen wird als jener, den Walthers getreue Nachtigall verschweigt[17], dann schweigen die Vœgel, die allein ausser Gott ihn wissen, nicht: denn die ganze Natur muss der erzürnten Gottheit dienen, dass die Rache den sicheren Verbrecher doch noch treffe, und sogar nur thœrichte Handlungen des Menschen und seine unbedachten Worte werden von dem, was leblos ihn umgiebt, belauscht und verrathen. Dem griechischen Alterthum ist es noch der alles sehende, alles auch hœrende Sonnengott[18], der eine Unthat an den Tag bringt[19]: Schwur und Gelübde werden deshalb mit seinem Namen bekräftigt[20]; uns das Gestirn der Sonne, im Sprichwort

[1] Z. 389 fgg. der Ausgabe Ettmüllers.
[2] Indische Sagen v. Holtzmann III, 4. vgl. 8. VIII fg.
[3] Alte hoch- u. niederd. Volkslieder v. Uhland I, 142.
[4] Uhland in Pfeiffers Germania III, 129 fgg. Volkslieder d. Serben v. Talvj I, 6.
[5] Niederländisches Volkslied in den Altd. Wäldern II, 46.
[6] Walther 39, 19. 40, 18; vgl. Konrads Engelhard 3165.
[7] Hoffmanns Horæ Belgicæ II, 106. 109.
[8] Talvj I, 53.
[9] Wolf u. Hofmann, Primavera II, 17.
[10] Gœrres Bragur II, 222.
[11] Talvj I, 53.
[12] Caspar v. d. Roen Str. 30.
[13] Aristoph. Av. 601.
[14] Fauriel I, 4. 70. 126. 194. 284. 288. 300. II, 4. 324. 344. 408.
[15] JGrimms Mythol. S. 1082; vgl. Altd. Leseb. 974. 32.
[16] 124, 30.
[17] 39, 19. 40, 18.
[18] Il. III, 277. Od. XI, 109; vgl. Plin. HN. II, 4.
[19] Od. VIII, 270. 302.
[20] Il. III, 277. XIX, 259.

wie in jener auch von Chamisso gedichteten Erzählung[1]. Neben der Sonne wird dort im griechischen Schwur auch die Erde genannt; ebendiese verräth durch plauderndes Schilfrohr das Geheimniss von der Missgestalt des Königs Midas, das ihr von dem unbezwingbaren Sprechbedürfniss des Scherers anvertraut worden[2]. Daran schliesst sich die lebensvollere Fassung, die das Mittelalter unserem Sprichwort »Wände haben Ohren« giebt: »Walt hât ôren, velt hât gesiht«[3] oder »Velt hât ougen, walt hât ôren«[4], lateinisch »Campus habet lumen et habet nemus auris acumen«[5]; näher der jetzt üblichen Form sagt aber schon Helbling[6] »dâ von rât ich, sô ie nâher zûn, daz man dâ ie stiller rûn« und warnt man in Baiern mit dem Sprichwort »Es sind Schindeln auf dem Dache«[7]. Wenn sodann deutsche Mærchen erzæhlen, wie ein Knöchlein eines unschuldig ermordeten, das ein Hirtenknabe sich zur Flœte schnitzt, alsobald beginnt von der Mordthat zu singen[8], und Mærchen anderer Völker Aehnliches[9], so bildet das endlich den Uebergang zu solchen Sprüchen und Sagen des Alterthumes, wo die beredten Bewohner der Luft ein böses Geheimniss ausbringen, einen Mord verkündigen, den Mörder sich selbst verrathen lassen. Salomo lehrt »Fluch dem Kœnige nicht in deinem Herzen, und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer: denn die Vœgel des Himmels führen die Stimme, und die Fittig haben, sagens nach«[10]. Der Pæonier Bessus hatte seinen Vater gemordet, und lange wusste er die Schuld zu verbergen, bis er einst in einem gastfreundlichen Hause ein Nest voll Schwalben mit dem Speere herabstach und auf das Erstaunen der Andern erwiderte »Zeugen sie denn nicht schon längst verläumderisch gegen mich und klagen mich an, ich hätte meinen Vater gemordet?« Das kam vor den Kœnig, und alsobald traf Bessus die verdiente Strafe[11]. Soll ich der durch Schillers Gedicht nun allbekannten Sage vom Morde des Ibycus[12] noch eigens erwæhnen? Beinahe wörtlich mit ihr überein stimmt die Legende vom heil. Meinrad, dem ersten Gründer des Klosters Einsiedeln, wie z. B. Martin Crusius in seiner Schwæbischen Chronik[13] sie erzæhlt, nur dass es hier Raben sind, die der Heilige

[1] Kinder- u. Hausmærchen d. Brüder Grimm 115; vgl. Göttingers Deutsche Dichter I, 340 fg. Das andre hieher treffende Sprichwort hat bereits die Oestreich. Chronik Ottocars S. 663 a: »nu wirt niht so klein gespunnen, ez enkom doch an die sunnen«; und alterthümlicher durch die epische Form Boners: XLIX, 55: „nie wart nô klein gespunnen, ez kæm etswenn ze sunnen".

[2] Ovid. Metam. XI, 182 sqq. Pers. Sat. I, 119 sqq.

[3] Reinmar v. Zweter Minnes. II, 202 b: „Dan auch die Weld jhr Ohren hand Vnd das veld sein gesicht verstand Wie dan die alten haben gesagt" Holtzwarts Emblem. XVIII.

[4] Reinm. Minnes. II, 210 b.

[5] Fiedler zu Chaucers Canterbury-Erzählungen I, 223. Chaucer, der den Spruch englisch hat, ist mir auf Englisch nicht zur Hand.

[6] IV, 599 fg. in Haupts Zeitschr. IV, 112, wo jedoch die Fehler der Handschrift, *nehn* statt *nâher* und *stille* statt *stiller*, ohne Besserung geblieben sind.

[7] Schmellers Bayerisches Wörterb. III, 371.

[8] Br. Grimm 28.

[9] Br. Grimm III, 55 fg.; vgl. JGrimms Mythol. S. 860.

[10] Pred. X, 20. Darnach Sebastian Brant im Narrenschiff XIX, 71 fgg. „Wer herren übel redet dt, Das blibt verschwygen nit lang zit, Oh es joch ver geschech von im: Die vogel tragen uß din stym."

[11] Plutarch. de sera numinis vindicta cp. 8.

[12] Die älteste griechische Nachricht bei Antipater aus Sidon, Epigr. 78; Anthol. Gr. VII, 745; spætere bei Plutarch. de Garrulitate cp. 14 u. a.

[13] Annales Suevici II, 2, 11.

als Zeugen und Kläger anruft, und die nachher in Zürich einer der Mörder mit einem lachenden Sieh da! begrüsst: »En Meinradi, exclamat ridens, corvi!«[1] Unabhängiger von dem griechischen Vorbild erscheinen die deutschen Gedichte von dem Juden und dem Schenken[1], von dem Juden und dem Trüchsessen[2], in deren ersterem Rebhühner, im zweiten Krammetsvœgel die Zeugen des Ermordeten sind; bei Bonerius[3] und in einer Prosaerzæhlung des fünfzehnten Jahrhunderts[4] ruft bœhnisch der Schenke selbst die Rebhühner zu Zeugen; in Bonerius lateinischer Quelle[5] thun es beide, der Jude wie der Schenke.

Aber kehren wir zurück zu den sprechenden Vœgeln. Eines der vorher angeführten neugriechischen Lieder[6] hat die von all den übrigen abgehende Eigenheit, dass es die Menschensprache, die der Vogel redet, der sonstigen Sprache der Vœgel entgegensetzt:

Δὶν ἐλαλοῦσι σὰν πουλί, σὰν ὅλα τὰ πουλάκια,
Μὸν ἐλαλοῦσι χ' ἔλεγεν, ἀνθρωπινὰ μιλοῦσι.

Eine Vogelsprache also: und allerdings nimmt die alterthümliche Anschauung auch da, wo weder eine göttliche Fügung noch Unterricht der Menschen einen Vogel sprechen gelehrt hat, schon das natürliche Singen oder Zwitschern oder Krächzen desselben dennoch für eine Sprache; die Vœgel sprechen so gut als die Menschen, wie die Menschen so gut als die Vœgel singen: es ist somit gleichsam nur ein Namentausch, wenn Theocrit[7] die Dichter scherzweis Vœgel der Musen und Gottfried von Strassburg[8] die Minnesinger Nachtigallen nennt. In dieser ihrer Sprache unterreden sich die Vœgel mit einander, unterreden sich da auch über menschliche Dinge, wie in einem serbischen Liede[9] Schwalbe und Kuckuck, im Beowulf[10] Rabe und Adler auf der Wahlstatt, in einem Mœrchen[11] die Krœhen am Galgen: versteht sie der Mensch nicht, so liegt die Schuld an diesem, so ist er der Ungelehrte und die Sprache der Vœgel für ihn, was Latein für den Laien und eine Barbarensprache für den Griechen ist[12]: das Mittelalter hat wirklich den Ausdruck Latein der Vœgel[13], und Aristophanes nennt die Vœgel *βάρβαροι*[14] wie umgekehrt die Sprache eines Barbaren Schwalbengezwitscher[15]. Menschlicher Witz überträgt wohl einen einzelnen und den jedesmal bezeichnenden Vogelruf in ein ungefæhr gleichlautendes Wort der Menschen-

[1] Lassbergs Liedersaal II, 601 fg.
[2] Burkard Waldis Esop IV, 20.
[3] Edelstein LXI.
[4] Haupts u. Hoffmanns Altd. Blätter I, 118.
[5] dem Anonymus Neveleti LIX.
[6] das Bruchstück bei Fauriel I, 70.
[7] Idyll. VII, 47.
[8] Tristan 4749 fgg. = 120, 31 fgg.
[9] Talvj I, 63.
[10] Z. 6041 fgg.
[11] Br. Grimm 107.
[12] „quorum verba non discerni a nobis nihil mirum fit, cum barbarorum etiam multorum sermonem minime discernamus neque tam loqui quam indistincte vociferari putemus“ Marsilius Ficinus aus Porphyr. de Abstinentia animalium III.
[13] Provenzalisch: s. Fierabras v. Bekker S. 177 a; französisch: Altd. Blätter I, 1; italienisch: „E cantin ne gli angelli Ciascuno in suo latino Da sera e da mattino Sur li verdi arbuscelli“ Canzone Dantes, Vita nuova II; mittelhochd. Gottfrieds Tristan 17365 = 436, 7; mittelniederländ. Elegast 770. 781.
[14] Av. 199.
[15] ebd. 1681.

sprache, meist zum Scherz, zuweilen auch mit ernster Bedeutsamkeit [1]: Beispiele der Ruf der Schwalbe [2] »du diep, du diep!« und das sinnvolle Schwalbenlied [3]

»Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh, sind Kisten und Kasten voll;
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm, ist Alles verzehret«,

dem wir auch eines der schœnsten Lieder Rückerts verdanken; die altfranzœsischen Nachtigallenschlæge [4] »fier, fier! occi, occi!«; das lateinische »cras cras« des Raben [5]; »ih spreche iemer same der rabe Cras cras, daz quît Morgen morgen sô wil ih besorgen, daz ih gote miner sundin wandel getû«. Aber auch so ist es nur ein Spiel, nicht das rechte, nicht das eigentliche Verständniss: dafür muss das Menschenohr erst eigens geöffnet werden. Es geschieht das bald durch unmittelbare göttliche Gnadenschenkung, bald durch Zaubermittel.

Salomo, den Gott der hœchsten Weisheit gewürdigt, ist damit auch »vogelsprachekund«; den halben Raum seines Hoflagers, 50 Quadratmeilen, nehmen Thiere und Vœgel ein: unter diesen wird ihm der Wiedehopf besonders vertraut und trægt ihm Botschaft zu der Kœnigiinn von Saba [6]. Tiresias, der Athenen nackt geschaut, wird zur Strafe dafür blind: doch zu milder Entschædigung reinigt die Göttinn ihm die Ohren, so dass er alle Stimme der Vœgel versteht [7]; Callimachus schwächt die Sage dahin ab, dass Tiresias nur kundig der Vogelzeichen wird [8]. Der junge Graf aus der Schweiz, der da weiss, was die Hunde bellen, die Vœgel sprechen und die Frösche quaken, hat (so stellt das Mærchen [9] es dar) diese drei Sprachen nach einander bei drei Meistern erlernt: wie er jedoch durch solche Weisheit bis auf den pæbstlichen Stuhl gelangt, erscheint dieselbe auch hier als eine hœhere Begabung. Melampus aber versteht die Vogelsprache, weil ihm züngelnde Schlangen die Ohren gereinigt haben [10]; mit gleicher Wirksamkeit kommt dieses zauberische Thier wiederholendlich noch sonst vor. In deutschen Sagen und Mærchen verleiht eine weisse Schlange dem, der von ihr gegessen, die Wundergabe [11]; die Einwohner der indischen Stadt Paraca oder Pacura oder Palura verzehren um sie zu erlangen Herz oder Leber eines Drachen [12]; Sigurd erhält sie, da ihm nur etwas von dem Herzblut des getœdteten Drachen die Zunge netzt: alsobald versteht er das Gespræch, das über ihm in den Zweigen sieben Adlerweibchen führen, und læsst sich das Warnung und Rath sein [13]; auch Gudhrun soll

[1] vgl. das Geistliche Vogelgesang in Grieshabers Vaterländischem S. 335 fgg.
[2] der Meissner Minnes. III, 109 b.
[3] Altd. Wälder II, 88.
[4] Uhland in Pfeiffers Germania III, 136. 146.
[5] Litanei 486.
[6] 1001 Nacht, *N.* 868 fgg.
[7] Apollodor. Biblioth. III, 6, 7.
[8] Lavacr. Palladis 128 sq.
[9] Br. Grimm 33.
[10] Apollod. I, 9, 11.
[11] Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 201 fgg. Mærchen 17.
[12] Philostratus in der Vita Apollon. Tyan. III, 9.
[13] Fafnis mál 32 fgg. Völsunga Saga Cp. 28. Mærchenhafte jüngere Umgestaltungen der Sage fassen nur die mit der Tœdtung des Drachen verbundene Erwerbung seines Schatzes auf und setzen an die Stelle des Drachen selbst einen Vogel, dessen Herz und Leber dem Essenden einen stets nachstrœmenden Reichthum verleiht: Br. Grimm 60. 172. Man kann damit noch den Goldvogel

von Fafnis Herzen gegessen und seitdem die Sprache der Vœgel verstanden haben[1]. Das griechische Alterthum machte diesen Schlangenzauber noch zauberischer: Democrit gab an, wie die Schlange erst aus dem Blut gewisser Vœgel müsste erzeugt werden[2]. Anderswo noch andre Vermittelungen: in einem alten niederländischen Gedichte[3] ist es ein Kraut, das man nur in den Mund zu thun braucht, im Volksglauben der Bretagne[4] das goldene Kraut, aour géoten: wer zufällig darauf tritt, verfällt alsobald in Schlaf und empfängt darin die Gabe. Zuweilen auch erzæhlt die Sage von so begabten Menschen, erzæhlt aber nicht, wie dieselben dazu gelangt seien: so die altnordische Helga kvidha Hiörvardhs sonar von Atli, dem Sohne Graf Idhmunds; die Ynglinga-Saga[5] von dem schwedischen Kœnige Dag: dieser hat einen Sperling, der ihm Nachrichten aus aller Welt zutrægt; Procop[6] von Hermegisklos, einem Kœnige der Varner, der sich den Tag seines Todes vorhersagen hœrt. Kon, der junge Edle im Rigs mál, hat neben dieser Sprachkenntniss auch sonst viel wunderbare Kunst und Weisheit inne[7], und er ist Enkel eines Gottes, jenes Heimdall, der bei Tag und bei Nacht hundert Meilen weit sieht und das Gras wachsen hœrt und die Wolle auf den Schafen[8]. Ebenso schliesst es sich der mannigfachen Geheimkunde, die Apollonius von Tyana besass, wie ganz natürlich an, dass er auch die Sprache der Vœgel soll verstanden haben[9].

All diese auszeichnenden Eigenschaften, die der Mensch an dem Geschlechte der Vœgel theils in Wirklichkeit wahrnahm, theils in Glauben und Aberglauben ihm nur beilegte, schlossen dasselbe allerdings von der Verwebung in die Thiersage aus: erst deren allmæliche und jüngere Ueberfüllung hat auch Vœgel hineingebracht, immer jedoch nur mit Nebenrollen und in sehr passiver Stellung. Ursprünglich sind ihr wie die Hausthiere, die ihr dienstbares Verhältniss und ihre gar zu nahe Vertraulichkeit mit dem Menschen solcher dichterischen Erhebung unfæhig machte, so auch die Vœgel fremd gewesen, diese, weil sie dafür zu viel Unnahbares und Haltloses hatten, weil sie dafür auch zu heilig schienen. Aber gleich den Namen des Bæren und des Wolfes gehn auch die des Adlers und des Raben, streit- und beutesüchtiger Vœgel, die zusammt dem Wolfe mit den Kriegsheeren der Menschen ziehn[10], auf Menschen über: Beispiele aus dem Althochdeutschen *Aro*, *Heriarn*, *Aruhild*

den 57sten, die goldene Gans des 64sten Mærchens vergleichen und die Gans, die goldene Eier legt, bei Avianus XXXIII = Bonerius LXXXVIII.

[1] Gúdhrúnar kvidha I Eingang. Nach der Völsúnga Saga Cp. 35 ward Gudhrun durch den von ihr verzehrten Antheil grimmiger und weiser: mit gleicher Allgemeinheit bezeichnet das mittelhochd. Gedicht von Gudrun Z. 403 fg. (vgl. 421) die Wirkung, die das getrunkene Blut des Lindwurmes auf den jungen Hagene übt.

[2] Plin. HN. X, 70; vgl. Gell. Noct. Att. X, 12.

[3] Elegast 763.

[4] Barzaz-Breiz par Villemarqué I, 62.

[5] Cap. 21.

[6] de Bello Gotth. IV, 20.

[7] Str. 40 fgg.

[8] Snorra Edda S. 16.

[9] Marsilius Ficinus aus Porphyrius de Abstinentia III: „cum audiret hirundinem alite auntiare asinum prope urbem onustum tritico occidisse triticumque humi diffusum."

[10] Andreas u. Elene v. JGrimm S. XXV fgg. Mittelhochdeutsche Gedichte gesellen dem Wolf und dem Raben statt des Adlers den Geier bei: Stellen ebd. S. XXVII fg.; vgl. Renner 19466 Swâ grôze herren (l. grôziu her)

Hraban, *Sigihram*, *Rabangêr*, und zusammengesetzt mit Wolf *Arnulf*, *Wolfarn*, *Rapanolf*, *Wolfhraban*[1]; aus dem Griechischen kenne ich als Personennamen wohl *Κόραξ* und *Λύκος* und Zusammensetzungen mit letzterem wie *Τιμόλυκος* und *Λυκομήδης*, *ἀετός* aber und Zusammensetzungen mit *κόραξ* nicht. Noch einen hœheren Rang wies den Vœgeln der Mythus zu: sie zumal und vor allen Vierfüssern sind Lieblinge und die vertrauten Diener und Boten der Götter.

Zeus dem Götterkœnige zu Füssen, ja ihm im Schoss, auf der Hand, auf dem Haupte[2] sitzt der Kœnig der Vœgel[3], der Adler[4], der, als die Götter unter sich die Vœgel theilten, ihm zugefallen[5], der ihm von allen Vœgeln der liebste[6], der sein Bote[6] und sein Waffentræger ist[7]; eben ein solcher schmückt den Herrscherstab des Gottes[8] und nach seinem Vorbild auch das Zepter der Götter auf Erden, der irdischen Kœnige, derer im Alterthum[9] wie noch im Mittelalter[10], schmückt den Giebel von Tempeln, der darum selbst *ἀετός* oder *ἀέτωμα* heisst[11], und spæter von Kirchen (wie weit in das Land hinaus blickt der Giebeladler von S. Miniato bei Florenz!)[12] und wieder auch von kœniglichen Palästen: so Karls des Grossen zu Achen und der Frau Sælde[13]; den Adler dort, der ursprünglich gegen Westen, nach Frankreich geschaut, kehrten die Franzosen bei einem Einfall im Jahr 978 südostwärts, gegen Deutschland[14]. Der Götterkœniginn aber ist der Pfau geheiligt[15], Athenen die Eule[16], Aphroditen die Taube[17], dem italischen Mars der Specht[18], deshalb auch *picus Martius* genannt[19]: ein Specht trug den ausgesetzten Zwillingssœhnen des Gottes Speise zu[20]. Apollo hat der Vœgel mehrere, zunæchst den gesangreichen Schwan[21], dann noch den Falken[22] und den Raben: letzterer kommt als sein Diener und Bote z. B. in der Sage von Coronis, der Mutter Aesculaps[23], und in jenem artigen Mærchen vor, das den

varnt über lant, den volgent lie gîre nâch sâ sebant, wan si sich âges dâ versehent."

[1] Altd. Namenbuch v. Förstemann I, 114 fgg. 705 fgg.

[2] Aristoph. Av. 515.

[3] Pindar. Olymp. XIII, 21. Pyth. I, 7. Isthm. V, 50; Aesch. Agam. 115; Aelian. de Nat. anim. IX, 2; Plin. HN. X, 95; *τελειόεστον πετεηνῶν* Il. VIII, 247. XXIV, 315.

[4] OMüllers Archæol. § 350.

[5] Eratosth. Catasterism. ep. 30.

[6] Il. XXIV, 310.

[7] Plin. HN. II, 56. X, 4.

[8] Pindar. Pyth. I, 5. OMüller § 350, 6.

[9] Aristoph. Av. 510.

[10] z. B. Kaiser Heinrichs II: s. das Bamberger Handschriftbild in Försters Denkmalen Deutscher Baukunst, Bildnerei u. Malerei B. II.

[11] Pind. Olymp. XIII, 21 mit Bœckhs Anm.; Aristoph. Av. 1109 fg.

[12] Die Glockenthürme am Tempel des heil. Grales tragen auf ihren Rubinknöpfen Kreuze von Krystall und auf diesen goldene Adler: Titurel Str. 407.

[13] Heinrichs v. d. Türlin Krone 15734.

[14] Richeri Historiar. III, 71; vgl. Dietmar v. Merseburg III, 6.

[15] OMüllers Archæol. § 353, 2.

[16] OMüller § 371, 9.

[17] OMüller § 374, 3.

[18] Strabo V, 4, 2.

[19] Plin. HN. X, 20. Serv. zu Virg. Aen. VII, 190; „Martia avis" Ovid. Fast. III, 37.

[20] Ovid. Fast. III, 54.

[21] Aristoph. Av. 772. 870; Aelian. de Nat. anim. II, 32. XIV, 13; bei den Hyperboreern: ebd. XI, 1.

[22] Aristoph. Av. 516.

[23] Schol. zu Apollon. Rhod. Argonaut. I, 1049. Ovid. Metamorph. II, 534 sqq.

Durst des Vogels und die Nichtstillung seines Durstes gerade zur heissesten Sommerszeit erklären soll[1]; Aristeas wollte dem Gotte, da derselbe zu den Metapontinern kam, als Rabe gefolgt sein[2]. Und so eng erschienen die Vœgel ihren Göttern zugehœrig, dass man nach Sitte der Urzeit, wenn zu schwœren war, nicht bei einem Gotte selber schwor, sondern bei dessen Vogel[3].

Dem germanischen Mythus sind diese geflügelten Diener einzelner bestimmter Gottheiten nicht so geläufig: ich kenne nur ein Beispiel, die Raben Hugin und Munin (*hug* ist Gedanke, *mun* Gemüth), die Odhin sich auf die Schultern setzend ihm tœglich von allem, was sie auf Erden gehœrt und gesehen, Nachricht bringen[4]; die Menschen heissen ihn auch deshalb Rabengott, *hrafnagudh*[5]. Wie aber dem Mars der Italier neben dem Specht auch der Wolf dient[6], so dem nordischen Gotte neben dem Rabenpaar noch ein Paar von Wölfen[7]: wir haben schon vorher Raben und Wolf zusammengestellt, ja zusammengesetzt kennen lernen.

Auch die Perser gaben nur einem Vogel solch nœheren Bezug auf die Gottheit, dem Wendehals, der Iynx. Zu Babylon, berichtet Philostrat[8], in dem richterlichen Gemache des Kœnigs hiengen von der Decke herab vier goldene Iynxbilder, die denselben an Adrastea erinnerten und vor Hoffahrt warnten; die Magier nannten diese Vœgel *θεῶν γλώσσας*. Nicht unwahrscheinlich, dass hier der Ursprung jener arabischen Erzæhlung von den Vœgeln liegt, die über dem Throne Salomos mit ausgebreiteten Flügeln um ihn zu beschatten schwebten[9]; das Abendland erzæhlte eben dergleichen von dem Hofe Karls des Grossen[9], an dem die Herrlichkeit Salomos neu ward[10].

In mehrfacher Weise nun spricht die Gottheit durch diese ihre Zungen zu den Menschen, braucht sie ihre Vertrauten, die Vœgel, die auf und ab zwischen Himmel und Erde fliegen, als Boten um hier einen hœheren Willen kund zu thun, um in der Himmlischen Namen bald zu rathen, bald zu warnen, bald ein unabœnderlich zukünftiges Geschick voraus zu zeigen.

Einzelnen Wandrern wie wandernden ganzen Völkern oder Heeren wird von dem Gott ein Vogel gesendet, der ihnen den Weg und das Ziel weist. Apollos Rabe führte Battus und die Therœer, da sie nach Libyen kamen[11], die Picentiner der Specht, die Hirpiner der Wolf (der *irpus*, wie die Samniten sagten[12]) des Mars[13]; ich habe schon

[1] Aelian. N. 47. Ovid. Fast. II, 247 sqq.
[2] Herod. IV, 15.
[3] Aristoph. Av. 520.
[4] Simrock Mythol. S. 154.
[5] Snorra Edda S. 24.
[6] Ovid. Fast. III, 38 sqq. Liv. I, 4. Dionys. Halic. I, 79; „Martius lupus“ Liv. X, 27; „Martialis lupus“ Horat. Od. I, 17, 9.
[7] Vita Apollonii I, 25.
[8] 1001 Nacht N. 868 fg.
[9] „si sähen, daz die adelaren ouch dar nâ gewenit wären, daz si scate bæren“ Ruolandes liet 21, 22.
[10] Ebd. 22, 6.
[11] Callimach. Hymn. in Apoll. 66.
[12] Festus, Epit. Pauli Diaconi.
[13] Niebuhrs Rom. Geschichte I, 103.

anderswo[1] die Vermuthung ausgesprochen, dass sich aus dem Namen der Opiker, denen ein Stier vorangieng, als die ursprüngliche Bedeutung von *ops* der Begriff Rind und somit Verwandtschaft dieses lateinischen Wortes und des deutschen *Ochs* ergebe. In Stammsagen der Niederlande kommen auf die Art Schwæne vor[2]; französische Kreuzfahrer im Jahre 1096, um selbst die Leitung ihres Zugs in hœhere Hand zu legen, stellten an dessen Spitze eine Gans und eine Ziege.[3] Etwas andres, obgleich Jacob Grimm es ebenfalls hieherzieht[4], war die Sitte der nordischen Islandfahrer Raben als Wegweiser von dem Schiff aus fliegen zu lassen: denn der landsuchende Rabe vertrat ihnen nur den mangelnden Compass[5]: ein Zweck, um dessentwillen auch die Schiffer von Taprobane Vœgel mit sich führten[6] und auch Noah den Raben und die Taube fliegen liess.[7] Wohl aber schliessen sich hier noch die sagenhaften Erzæhlungen an, wie ein Rabe, ein Adler, ein Birkhuhn die Stätte für einen beabsichtigten Kirchen- oder Burgbau zeigt: Rabenkirchen in Angeln, Henneberg in Franken sollen davon ihre Namen haben.[8] Auch das singende Vœglein, das in Holstein einen Bauern zu einem Schatz hinführte[9], der Habicht Sigurds, der diesem auf einen Thurm entflog und so den Nachsteigenden mit Brynhild zusammenbrachte[10], der Wendehals, den die Griechen zu zauberischer Anziehung und Herbeiziehung des Geliebten brauchten[11], die Schwalbe, die aus Irland nach Cornwallis eins von den blonden Haaren der schœnen Isot trug und so die Liebe des Kœnigs auf das unbekannte Weib hinlenkte (ein Zug, den Gottfried von Strassburg[12] mehr verständig als dichterisch verwirft): auch diese alle wurden damit Wegweiserinnen. Ein Ueberrest aber des alten Glaubens an solche Berathung durch Vœgel ist der neuere Brauch des Federaufblasens: zum Thore hinausgekommen, bläst der Wanderer drei Federn in die Hœhe, und die geradaus fliegt, deren Richtung verfolgt er[13], oder es sind ihrer drei, die wandern, und jeder von ihnen geht seiner Feder nach[14]: Abkürzung der einstigen Fülle des Vorgangs in eine blosse pars pro toto.

Indess werden von der Gottheit doch nicht bloss Vœgel als Wegweiser gesendet: wie wir zum Theil bereits gesehen haben, brauchen sie zu solcher Dienstleistung ebenso oft, ja vielleicht noch öfter andere Thiere, und besonders häufig kommt das Rind so vor, ich denke, weil diess der Erde geheiligte, die Erde bezeichnende Thier vor allen andern da

[1] Hæupts Zeitschr. II, 559. IX, 549.
[2] Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 280 fg. Niederländ. Sagen v. Wolf S. 34.
[3] Wilkens Gesch. d. Kreuzzüge I, 98.
[4] Mythol. S. 1093.
[5] Leo in Raumers Histor. Taschenbuch 1835 S. 388 fgg.
[6] Plin. HN. VI, 24.
[7] Mose I, 8, 7–12.
[8] Sagen, Mærchen u. Lieder d. Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg v. Müllenhoff S. 118. JGrimms Mythol. S. 1094.
[9] Müllenhoff S. 344.
[10] Völsunga Saga Cp. 32.
[11] Pindar. Pyth. IV, 214 fgg.: Theocrit. Idyll. II; Tzetzes zu Lycophr. Cassandra 310. Den Italiern war der Iynx-Zauber fremd: sonst würde Virgil die Erwæhnung desselben mit aus jener Idylle Theocrits in seine achte Ecloge herübergenommen haben.
[12] Tristan 8005 fgg. = 217, 17 fgg.
[13] Altd. Wälder I, 91.
[14] Mærchen 63; vgl. III, 113.

am Platze ist, wo es sich darum handelt, wandernden und suchenden Menschen irgendwo auf dem festen Grund der Erde ihr Ziel zu zeigen: ich erinnere beispielsweise an die schon genannten Opiker, an Cadmus, wie er nach Theben kommt [1], an die Fahrt der germanischen Nerthus [2], an die Philister, die dem Volk Israel wiederum die Bundeslade schicken [3]. Anders verhält es sich da, wo den Menschen durch ein Vorzeichen Zukünftiges vorausgesagt und ihnen Kunde soll gegeben werden, welcher Ausgang eines von ihnen beabsichtigten, von ihnen schon begonnenen Unternehmens in dem Rathschluss der Götter liege, wo ihnen das Zeichen rathen und anbefehlen oder aber sie warnen und ihnen verbieten soll etwas zu thun, anders also bei den Augurien und Auspicien.

Die abergläubische Beachtung und Befragung solcher geht durch alle Zeitalter und sagenhaft auf göttliche und bis in urweltliche Anfänge zurück: nach griechischer Erzählung haben die Menschen von Prometheus [4], nach etruskischer von Tages, dem ausgeackerten Enkel Jupiters [5], diese und sonst alle Kunst der Weissagung empfangen; und geht über den ganzen Erdkreis hin: wir finden sie bei den Ureinwohnern Americas [6] wie bei den Israeliten und diesen schon durch das levitische Gesetz untersagt [7], im Alterthum Europas bei den Griechen, mehr noch bei den Völkern des germanischen Stammes [8], zumeist aber bei den Etruskern und deren Erben und Stellvertretern in all dergleichen Dingen, den Römern. Schliessen wir uns diesen auch in der Namengebung an.

Die ursprünglich einzige Benennung scheint *augurium* gewesen zu sein: deshalb war diess noch später der mehr umfassende, die Auspicien mit in sich schliessende Ausdruck [9]; *auspicium* kam nur hinzu um den Begriff des etymologisch verdunkelten älteren Wortes mit neuer Verständlichkeit zu bezeichnen: man war sich des Zusammenhanges nicht mehr bewusst, den *gur* mit *gustare* und dem griechischen *γεύειν, γεύστον* hat. [10] Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verschwimmen auch die beiden Namen ziemlich unterschiedlos: bei strengerer Unterscheidung jedoch, wie freilich der Wortlaut selbst sie nicht begründet, ist *augurium* ein gesuchtes, abgewartetes, von der Gottheit erflehtes Zeichen, *auspicium* dagegen ein solches, auf das der Mensch ohne Suchen und Verlangen, ja wider sein Erwarten stösst [11]. Auspicien werden zumal dann beachtet, wenn sie beim Aufbruch zu einem bestimmten

[1] Pausan. IX, 12, 1. 19, 4; Apollodor. III, 4, 1.

[2] „prosequitur" sagt Tac. Germ. cp. 40 von deren Priester.

[3] Sam. I, 6.

[4] Aeschyl. Prom. 484 fgg.

[5] Cic. de Divinat. II, 23. Ovid. Metamorph. XV, 553 sqq. Isidor. Origg. VIII, 9. Festus u. a.

[6] JGMüllers Geschichte d. Amerikan. Urreligionen S. 278.

[7] Mose III. 19, 26.

[8] „Auspicia sortesque ut qui maxime observant" Tac. Germ. 10.

[9] „auspicium — quod ipsum tamen speciem augurii est" Serv. zu Virg. Aen. I, 398; vgl. Anm. 11.

[10] Auf Deutsch dieselbe Wurzel in den Zeitwörtern *kiesen* und *kosten*, und *kiesen* ist in der älteren Sprache sowohl sehen als schmecken, abstracter prüfen, wählen, wahrnehmen. Servius zu Virg. Aen. V, 523, der Festus des Paulus Diac. u. Isidor. Origg. VIII, 9, ja noch Hartung in der Religion der Römer I, 99 erklären *augur* und *augurium* für zusammengesetzt mit *gerere*. Die offenbar nur abgeschliffene Form *auger*, die Priscian I, 6, 36 anführt, kann nicht zur Unterstützung dienen.

[11] Serv. zu Virg. Aen. I, 398. Zu VI, 190 nennt er beides wieder nur *auguria*: „Auguria aut oblativa sunt, quæ non poscuntur, aut impetrativa, quæ optata veniunt."

Geschäfte oder auf dem Weg entgegentreten[1]: an Zeichen dieser Art hat besonders das deutsche Mittelalter einen reichen und mannigfaltigen Glauben entwickelt: schon Hnikar d. h. Odhin in dem zweiten der altnordischen Sigurdhslieder macht dem Helden deren eine ganze Reihe namhaft; das Mittelhochdeutsche zeigt uns dafür auch einen eigenen Ausdruck, *anegane*[2]: die Griechen sagten *σύμβολον* und *σύμβολος*.[3] Augurien nun geschehen eigentlich bloss durch Vœgel; die Vierfüsser sind davon ausgeschlossen und namentlich, ebenwie von der Thiersage, die vierfüssigen Thiere des Hauses: die germanische Beobachtung der weissen Pferde widerspricht dem nicht: diese waren »nullo mortali opere contacti«.[4] Bei den Auspicien aber, die als ungesuchte Zeichen in das weitere Gebiet der *omina* hinüberfliessen[5], kommen zu den Vœgeln mit nicht geringerer Vorbedeutsamkeit auch andre Thiere, wie besonders der Wolf[6] und der Hase[7], unwillkürliche Handlungen der Menschen, wie Niesen[8] und Straucheln[9], und gewisse Menschen selbst[10]: »auspicia omnium rerum sunt«.[11] Allen jedoch voran durch ältres und allgemeineres Ansehn stehen auch hier die Vœgel, und es wird deshalb *auspicium*, es wird ebenso *augurium*, obschon beide mit *avis* zusammengesetzt sind, es wird das einfache *avis* selbst auch da gebraucht, wo nicht einmal ein Vogel mitwirkt; bei *augustus* und dem franzœsischen *bonheur*, *malheur*, d. h. *bonum augurium*, *malum augurium*[12], ist der eigentliche Begriff gar in die Ferne zurückgetreten. Nicht anders im Griechischen: weil unter den Vorzeichen der Vogel herrscht, beherrscht hier auch sein Name Alles und überall gilt *οἰωνός* oder *ὄρνις*:

ὄρνιν τε νομίζετε πάνθ' ὅσαπερ περὶ μαντείας διακρίνει·
φήμη δ' ὑμῖν ὄρνις ἐστί, πτερμόν τ' ὄρνιθα καλεῖτε,
ξύμβολον ὄρνιν, φωνὴν ὄρνιν, θεράποντ' ὄρνιν, ὄνον ὄρνιν.[13]

Aber nicht alle Vœgel sind fæhig und würdig eine göttliche Vorhersagung auszurichten, nicht die zahmen im Hause, die gleich den Vierfüssern desselben nicht Unabhängigkeit genug von der Einwirkung des Menschen, zu wenige Verbindung mehr mit den Ueberirdischen haben: bloss bei den Rœmern kommen zeichengebende Hühner vor, und das Zeichen ist ihr Fressen.[14] Indess auch diese wieder bilden kaum eine Ausnahme: denn sie wurden eigens und bloss für den heiligen Zweck gehalten, waren kein Hausgeflügel. Die Hæhne aber von Lebadia, deren Kræhen einmal den Bœotiern prophetisch

[1] „Auspicia sunt, quæ iter facientes observant" Isidor. Origg. VIII, 9.
[2] JGrimms Mythol. S. 1072 fg.
[3] *ἐνοδίους συμβόλους* Aesch. Prometh. 487.
[4] Tac. Germ. 10.
[5] Servius zu Virg. Aen. IV, 340.
[6] Plin. HN. VIII, 34. Hor. Odd. III, 27, 3. Sigurdhar kvidha II, 22. Mythol. S. 1075. 1079 fg.
[7] Mythol. S. 1079 fgg.
[8] Geschichte der Formel: Gott helf dir! beym Niesen, Lindau 1787; Mythol. S. 1070 fg. Niesen einer Katze ein bœses Vorzeichen: Helbling I, 1393; vgl. Berthold S. 303.
[9] Cic. Divin. II, 40. Valer. Max. I, 4, 2; Sigurdhar kvidha II, 24; vgl. Volkslieder d. Serben v. Talvj I, 240.
[10] Mythol. S. 1074 fgg.
[11] Serv. zu Virg. Aen. III, 20.
[12] Altfranzœs. Lieder u. Leiche S. 130.
[13] Aristoph. Av. 716 sqq.
[14] Cic. Div. I, 15. 35. II, 34 sq. Plin. HN. X, 24 u. a.

gewesen[1], stehen damit ganz vereinzelt. Sonst haben immer nur die wilden Vœgel eine Vorbedeutung. Denn mochte man das Zeichen als einen Verrath, den der Vogel an der Gottheit übe[2], mochte man es, was jedesfalls das echtere und ursprüngliche ist, als eine Botschaft betrachten, mit der ein Gott[3] und vor allen der hœchste der Götter[4] den Vogel beauftrage, als eine aus göttlichen Gnaden kommende Lenkung des Vogelflugs und Rufes[5]: für das eine wie für das andre voll geeignet konnten nur »die Fittige des Himmels« scheinen, die in Freiheit hinauf an den Sitz der Götter schweben und je næher demselben, desto gewissere Kunde von da herniederbringen[6]; nur solch ein Vogel, eher ein solcher als das fressende Huhn, durfte für eine »internuntius«, einen »interpres et satelles Jovis«[7] gelten. So war es denn auch in allem Uebrigen bei den Rœmern selbst, so bei den Griechen, und ebenso war und ist es noch bei den Germanischen Völkern.

Aber auch nicht sämmtliche Vœgel des Himmels bringen Zeichen:

ὄρνιθες δέ τε πολλοὶ ἐπ' αὐγὰς Ἠελίοιο
φοιτῶσ', οὐδέ τε πάντες ἐναίσιμοι[8]

auf bestimmte einzelne unter ihnen wird vorzugsweise gewartet und geachtet und ihnen die grœssere Bedeutsamkeit beigemessen.[9] Wie natürlich, sind das solche, die entweder in besonderem Bezug zu irgend einer Gottheit stehen, wie der Adler zu Zeus, der Specht zu Mars, der Rabe zu Odhin und Apollo, oder sonst in irgendwelcher Art der Auszeichnung und Heiligung geniessen, wie die Kræhe und der Kuckuck; bei einigen kann erst daraus, dass sie Zeichenvœgel sind, ein Schluss auf noch sonstiges hœheres Ansehn gezogen werden. Schon dieser Zusammenhang der Augurien und Auspicien mit dem anderweitigen Glauben macht es erklærlich, wie im Verlauf der Jahre die Zahl der beachteten Vogelarten sich ändern kann (bei den Etruskern war sie grœsser als bei den Rœmern und bei den älteren Rœmern grœsser als in der spætern Zeit[10]) und wie das eine Volk deren nur wenige, das andre desto mehr[11] und selbst verwandte Völker keineswegs immer die gleichen beachten. Den Griechen obenan steht der Adler[12], und gemein mit diesen haben ihn die Rœmer und Germanen[13]; Rœmern und Germanen gemein sind der Specht[14], der Rabe[15], die

[1] Cic. Div. I, 34. II. 26. Plin. a. a. O.

[2] Ovid. Fast. I, 445 sq.

[3] „eam alitem ea regione cœli et eius dei nuntiam venisse“ Liv. I, 34; Athene Il. X. 274; Apollo Odyss. XV, 526.

[4] Il. VIII, 247 fgg. XXIV, 310 fgg. Od. II. 147 fgg.

[5] Xenoph. Memorab. I, 1, 3. Amm. Marcell. XXI, 1; dagegen Seneca Quæstion. natur. II, 32.

[6] Ovid. Fast. I, 447 sq.

[7] Cic. Div. II, 34. 35.

[8] Odyss. II, 182.

[9] Seneca a. a. O.

[10] Plin. HN. X, 8. 17.

[11] „Externa enim auguria — videamus. Omnibus fere avibus utuntur, nos admodum paucis“ Cic. Div. II, 36.

[12] Il. VIII, 247 fgg. XII, 201. XXIV, 315 fgg. Od. II, 148 fgg. Aesch. Pers. 205.

[13] Virg. Aen. I, 394. Liv. I, 34. Cic. Div. I, 47 (vgl. 15 u. II, 8). Valer. Max. I, 4, 6. Sueton. Octav. 94. 96. 97. Seneca a. a. O.; Procop. de Bello Vandal. I, 4. JGrimms Mytholog. S. 1083. 1086.

[14] „principales Latio sunt in auguriis“ Plin. X, 30; Mythol. S. 1084.

[15] Val. Max. I, 4, 2 u. 4. Hor. Od. III, 27, 11. Plin. HN. X, 15. Seneca a. a. O.; Saga Olafs Tryggvasonar Cp. 28. Mythol. S. 1074. Diez Leben und Werke der Troubadours S. 23.

Kræhe[1]; den Rœmern besonders eigen scheint der Geier[2], den Germanen die Elster[3] und der Kuckuck. Die Letten aber haben sich fast den kleinsten unter allen Vœgeln, die Meise ausersehn, einen Vogel, der einst auch den Deutschen vorzugsweis heilig gewesen: das alte Recht setzt auf ihren Fang in Bannforsten eine auffallend hohe, ja zuweilen die hœchste Busse.[4] Und wie die Alten zuletzt jegliches Vorzeichen *auspicium* und *ὄρνις* nennen, so die Letten, denen die Meise *sihle* heisst, alles und jedes Wahrsagen *sihleht*, alle Wahrsager und Zeichendeuter *sihlnecki* und *sihlehmi*.[5]

Zweierlei Dinge nun werden an den Vœgeln des Himmels als vorbedeutsam in Acht genommen, die Stimme und der Flug, »voces volatusque«[6], jedoch nur an wenigen sowohl das eine als das andre: solche sind den Rœmern der picus Martius, der feronius, die parra[7], den germanischen Völkern der Rabe[8], die Kræhe[8] und, wie wir sehen werden, auch der Kuckuck; gewœhnlich gilt nur das eine der beiden: die meisten Vœgel sind, wie die Rœmer es benannten, nur *oscines* oder nur *alites*, geben nur mit ihrer Stimme[9] oder nur mit ihrem Flug ein Zeichen: als oscines aves werden von Festus aufgezæhlt »corvos, cornix, noctua«, als alites »buteo, sanqualis, aquila, immissulus, vulturius.«

Das Zeichen aber, das sie mit Flug und Stimme geben, ist entweder ein gutes oder ein bœses, verkündet Glück oder Unglück, ermuntert und befiehlt oder warnt und verbietet. Und zwar sind einige stæts nur Glücks-, einige stæts nur Unglücksvœgel; schon Prometheus lehrte seine Menschen zwischen den einen und den andern unterscheiden.[10] Ein Unterschied, der zunæchst wohl auf die wahrgenommene Eigenart der Vœgel sich begründet, vielleicht aber auch auf die Art des Gottes, dem man sie besonders zugehœrig glaubte. Den Letten ist ihre Meise[11], den Deutschen der Mäusefalke[12] und der Schwan[13] ein gutes, die Nachteule aber Deutschen und Rœmern und Letten ein bœses Vorzeichen.[14] Und der Kuckuck. Der Kuckuck als Frühlingsbote, sein Ruf als die Botschaft des Frühlings ist den Deutschen hoch willkommen: aber das hindert nicht neben dem gleichzeitigen Gesange der Nachtigall den Kuckucksruf doch übellautend und thœricht anmasslich zu finden[15]; man weiss auch,

---

[1] Plaut. Asin. II, 1, 12. Cic. Divin. I, 7. 39. Hor. Odd. III, 27. 16. Plin. X, 14; Mythol. S. 1073 fgg. 1083 fg. Diez a. a. O.

[2] Liv. I, 7. Plut. Romul. 9. Dionys. Halicarn. I, 86. IV, 63.

[3] Arndts Reise durch Schweden I, 49. Mythol. S. 1085. Andre Belege weiterhin.

[4] „Wer ein sterzmeise fahet, der ist umb leib und guet und in unsers herren ungnad“ JGrimms Weisthümer II, 153; vgl. Mythol. S. 647.

[5] Stenders Lett. Grammat. S. 269.

[6] Tac. Germ. 10.

[7] Festus v. Oscines aves.

[8] Vgl. die S. 24, 15 u. oben Anm. 1 angeführten Stellen.

[9] „ir vogel in vil wol sanc“ Liefländ. Reimchronik 7240; im Althochd. wird *augurium* mit *fogalvarta* ausgedrückt (Graffs Sprachschatz II, 535 fg.): *razda* aber ist goth. die Uebersetzung von *λαλιά*.

[10] Aesch. Prom. 489 fg.

[11] Stender a. a. O. S. 270.

[12] Mythol. S. 1075. 1083.

[13] Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 287 fg. Mythol. 1074.

[14] Mythol. S. 1075. 1088; Virg. Aen. IV, 462. Ovid. Metam. V, 550. VI, 432. Plin. HN. X, 16; Stender a. a. O.

[15] Walther v. Metz in vdHagens Minnesingern I, 310 b. Konrads von Würzburg Gold. Schmiede 131 fgg. Die Deutschen Gesellschaftslieder von Hoffmann S. 266 fg. Rollenhagens Froschmeuseler I, 1, 10. Vgl. Uhlands Volkslieder S. 45.

wie er seine Eier in fremde Nester legt, man betrachtet ihn ausserdem als gierig und geizig[1], und wie um all dessen willen sein altdeutscher Name *gouch* ganz gewöhnlich s. v. a. Thor bedeutet[2], und wie Ehebrecher[3], Bastarde[4] und sogar die, an denen die Ehe gebrochen wird, die Hahnreie[5], gleichfalls Gäuche heissen, wie im Fluchen *Kuckuck* selbst ein ausweichendes Wort für Teufel ist[6], so gilt sein Herzufliegen[7] und unter Umständen auch sein Ruf[8] als ein böses Vorzeichen. Nur den Schweden ist letzterer, wenn er von gewisser Seite her ertönt (wir kommen später darauf zurück), eine Glücksverheissung.[9]

Gewöhnlich indess verkündigen die Vœgel an und für sich selbst und lediglich durch ihren Flug oder Ruf weder bloss Glück der eine noch der andre bloss Unglück, sondern ein und derselbe Vogel kann bald Glücks-, bald Unglücksbote sein: der alles je nach der grœssern oder geringeren Anzahl, in der er geflogen kommt, wie in der rœmischen Sage die zwölf Geier, mit denen es Romulus über die sechse des Bruders gewinnt[10], oder nach der sinnbildlichen Bedeutsamkeit der Handlung, in der er sich plötzlich den Augen der Menschen zeigt, wie dort in der Ilias[11] der mit der Schlange kämpfende und sie besiegende Adler; der oscen je nach dem Klang seiner Stimme, ob der Rabe z. B. hell und laut[12] oder wie ein Gewürgter schreit[13]; namentlich aber, je nachdem alles und oscen zur rechten oder zur linken Seite fliegt und ruft.

Es sieht das wie eine ganz willkürliche, nach Zufall und Laune so bestimmende Satzung aus, um so mehr als von der gleichen Seite dem einen Volke die guten, dem andern die bœsen Vorzeichen kommen. Wirklich äussert auch Cicero[14] in seiner bloss verständigen Betrachtungsweise solch ein Urtheil. Jedoch nur für die Auspicien etwa, für den Aneganc kann man in der Entgegensetzung von Links und Rechts eine Art von Willkür finden, für die Augurien nicht. Denn hier ist diese Unterscheidung immer zugleich eine Unterscheidung gewisser festbestimmter Himmelsgegenden und damit in einer Wirklichkeit des Glaubens und der Religionsgebräuche begründet. Bei den Auspicien freilich mangelt

[1] Vrldankes Bescheidenheit v. Wilh. Grimm S. LXXXVII fg. Schon Plinius HN. X, 11 „avidus ex natura".

[2] Ein Priamel des 15ten Jahrh. (Hoffmanns Verzeichniss d. altd. Handschriften zu Wien S. 160) „Aff, esel und gauch — Ich wæn, das kein tor sei, Er hab die namen alle drei."

[3] JGrimm vor Merkels Lex Salica S. XXXV.

[4] Nib. 810, 1. Haupts Zeitschr. VII, 379. Altd. Wälder I, 46.

[5] Gesichte Philanders v. Sittewald (Strassb. 1650) I, 24. 448. II, 335. Simplicissimus I, 5, 11. Trutz Simplex Cp. 14. In altfranzœsischer Umformung *cous*, mittelhochdeutsch *cûz* geschrieben: vgl. JGrimms Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 54.

[6] Mythol. S. 646. 949. Schon bei Heibling II, 484 und IV, 800 *kukuk* im fluchenden Ausruf.

[7] Paul. Diac. de Gestis Langobard. VI, 55.

[8] „hiure mûezens beide esel und den gouch gehœren. è si enbiaren sîn" Walth. 73, 31, wo Lachmann das sinnlose „der gouch" zweier Handschriften nicht hätte festhalten sollen. In Schweden glaubt man, wer Kuckuck oder Krehe oder Specht nüchtern hœre, werde dadurch bethœrt: Arndts Reise IV, 7.

[9] Christian Gryphius hat eine „Lob-Schrifft des Guckgucks" verfasst: Poet. Wälder I (1707), 767 fgg.

[10] Liv. I, 7. Plut. Rom. 9. Dionys. Halic. I, 86 fg.

[11] XII, 200 fgg.; nachgeahmt von Cicero in seinem Marius: s. de Divin. I, 47.

[12] Saga Olafs Tryggvasonar Cp. 28.

[13] Plin. HN. X, 15.

[14] de Divinat. II, 36 sqq.

solch ein Bezug, und es ist da gleichgültig, nach welcher Seite des Himmels die rechte oder die linke Seite des Menschen liege. Daraus folgt aber nur, dass der ganze Unterschied erst von den Augurien auf die Auspicien übertragen und dass jene Art der Vogelschau die ältere echtere und ursprünglich ebenso die einzige gewesen sei, wie auch ihr Name der ältere und ursprünglich alleinige ist.

Das Rechts und Links der Augurien ist wesentlich eins mit den beiden Gegensätzen des Sonnenlaufes Osten und Westen; religiöser Anschauung nach stehn aber die Vorbedeutungen überhaupt und namentlich die zeichenbringenden Thiere in mehrfachem Zusammenhang mit der Alles sehenden, Alles wissenden Sonne.

Träume, die man des Morgens oder gegen Morgen hat, sind vor allen wahrsagend[1]: ich denke, nicht aus dem Grunde, den Porphyrio angiebt[2], »quia tunc jam mens et cibo et potu purior est«, sondern deshalb, weil da schon die Sonne heraufleuchtet und etwas ihres Lichts auch in den Träumenden ergiesst. Ebenso hat der Archipoeta ein Gesicht, das ihn bis in den Himmel verzückt, zu Ende der Nacht: »ortus erat lucifer, stella matutina«.[3] Die Perser opferten der Sonne, der sie dienten, Pferde[4], und öfters wird bei ihnen heiliger weisser Rosse, von Curtius eines grossen Sonnenrosses gedacht[5]; wohl von ihnen aus war auch zu den Juden[6] dieser Sonnendienst mit Ross und Wagen gelangt: Darius aber ward Kœnig der Perser, indem sein Pferd zuerst bei Sonnenaufgang wieherte und damit das entscheidende Zeichen gab.[7] So werden denn auch die heiligen weissen Rosse vor dem heiligen Wagen, aus deren Wiehern und Knirschen die Germanen Weissagungen schöpften[8], Rosse der Sonne gewesen sein. Besonders nah jedoch ist der Bezug der Vœgel auf die Sonne. Bei Homer heisst es *Ὄρνιθες—πολλοὶ ὑπ' αὐγὰς Ἠελίοιο φοιτῶσι*[9]: es ist, als sollte damit die wahrsagende Kraft der Vœgel aus dem Sonnenlichte hergeleitet werden; nach Ennius[10] kamen die zwölf Geier, denen Romulus das Kœnigthum verdankte, zugleich mit dem Aufgang der Sonne; beide, die Sonne und die Vœgel, offenbaren verborgene Unthat, und wenn Wolfram[11] von dem Tage sagt »Sine klâwen durh die wolken sint geslagen« und ebenso Ulrich von Thürheim[12] »daz diu wolken wären grâ und der tac sine clâ hete geslagen durch die naht«, so ist der Tag, ist die Sonne selbst als ein sich durchzreissender Vogel aufgefasst. Von dem Adler, wie er im Licht und Feuer der Sonne sich verjüngt und den Adel seiner Brut durch den Blick in die Sonne prüft, haben wir

[1] Plato Crit. 2. Moschus Idyll. II Anf.; Hor. Satir. I. 10, 33. Ovid. Heroid. XIX. 195 sq.; Ecbasis 227. Eracl. 3728. „Somnia, quæ nobis in mane accidunt, magis videntur significare quam ea, quæ ant in principio aut in medio noctis accidunt" Theophilus in Breviario divers. artium: Lumen Animæ I. 72.

[2] zu Hor. Sat. I. 10, 33.

[3] Gedichte d. Mittelalters auf K. Friedrich I v. JGrimm S. 58.

[4] Xenoph. Cyrop. 8. Justin. I. 10.

[5] Herod. I. 189. VII. 55; Curt. III. 3.

[6] Kœn. II. 23. 11.

[7] Herod. III. 84—86. Justin. I. 10.

[8] Tac. Germ. 10.

[9] Odyss. II. 181.

[10] bei Cic. de Divin. I. 48.

[11] Lieder, Lachm. 4, 8 fg.

[12] JGrimms Rechtsalterthümer S. 36.

schon oben gelesen. Auch der Phœnix war der Sonne heilig[1], und wenn sein Vater gestorben, trug er dessen Leiche[2] oder das Nest[3] nach Heliopolis in Aegypten und bestattete sie dort im Sonnentempel, oder aber der Vater starb erst hier bei Sonnenaufgang und die Priester bestatteten ihn.[4] Ursprünglich jedoch ist kein wirklicher Vogel damit gemeint gewesen, der Phœnix sollte nur ein chronologisches Sinnbild, wahrscheinlich der Hundssternperiode von 1461 Jahren sein[5]: also auch hier wie dort bei den altdeutschen Dichtern der Vogel eine Verbildlichung der Sonne selbst; Horapollo[6] bezeichnet den Phœnix lediglich als eine solche.

Auf dem Grunde nun dieses Zusammentreffens beruht der Gebrauch, dass, wer die Augurien beobachtet, dabei auf die Himmelsgegenden d. h. auf den Gang und Stand der Sonne Rücksicht nimmt. So die Schweden: Rufen des Kuckucks von Norden her bedeutet für das beginnende Jahr Trauer, von Osten und Westen Glück, von Süden Fruchtbarkeit:

Ostergök är tröstegök,
Westergök är bästa gök,
Norrgök är sorggök,
Sörgök är smörgök.[7]

Während hier jedoch allen vier Seiten ihre Bedeutung und die schlimme Bedeutung dem Norden gegeben wird, kommen sonst als gut oder böse nur Osten und Westen in Betracht, und die zwei andern Himmelsgegenden bestimmen bloss die Richtung, nach welcher hin der Schauende sich wendet.

Die Griechen kehrten bei der Vogelschau das Antlitz nach Norden, der Seite des Himmels, die allen Völkern des grossen Indogermanischen Stammes besonders heilig war: dort lag für sie der Berg, der ihnen als Wohnsitz der Götter und Mittelpunkt der Welt erschien[8], den Indern der Meru[9], den Persern der Albordsch d. i. der Caucasus, eben dieser den Babyloniern[10], den Griechen der thessalische Olymp: hieraus erklärt sich, weshalb *ἄρκτος* zugleich s. v. a. nordwärts bedeutet. Auch die Italier dachten sich, wennschon eines Berges dabei nicht erwähnt wird, die Götter im Norden wohnend.[11] Vorzüglich aber und in der mannigfachsten Weise belegt finden wir diese Heiligung des Nordens bei den germanischen Völkern. Nordwärts schauten die Heiden, wie die Christen ostwärts, beim Gebet[12], nordwärts beim Gesang eines Zauberliedes[13], nordwärts bei Eid und Opfer[14], und

[1] Plin. HN. X, 2. Tac. Ann. VI, 28.
[2] Herod. II, 73.
[3] Plin. u. Tac. a. a. O.
[4] Horapollo II, 57.
[5] Idelers Handbuch d. Chronologie I, 183—186. Vgl. Plin. a. a. O. und Solinus cp. 36.
[6] I, 34. 35.
[7] Ostgauch ist Trostgauch, Westgauch ist bester Gauch, Nordgauch ist Sorgengauch, Südgauch ist Buttergauch: Arndts Reise IV, 6.
[8] Gesenius Jesaia III, 316—326: Von d. Götterberge im Norden, nach d. Mythen d. asiatischen Völker.
[9] Bohlen, das alte Indien II, 210; Georgii, Alte Geographie I, 326 fg.
[10] Jes. XIV, 13; vgl. Hesek. I, 4. XXVIII, 14.
[11] Varro bei Festus v. Sinistra aves; Servius zu Virg. Aen. II, 693. Vgl. OMüllers Etrusker II, 126 fg.
[12] JGrimms Mythol. S. 30.
[13] Vegtams kvidha Str. 9.
[14] JGrimms Rechtsalterth. S. 808.

wie jede Hinrichtung eigentlich nur als Sühnopfer gemeint war, so bestimmen auch die Rechtsbücher der alten Friesen als Galgen einen nordwärts stehenden Baum[1] und bei den Scandinaviern hatte der angeklagte Verbrecher seinen Platz vor Gericht auf der Nordseite.[2] Dort wohnten eben auch ihnen ihre Götter: neben Island und Grœnland ward von noch einer hoch im Norden gelegenen Insel des Namens Hálagland d. i. heiliges Land erzählt[3], das Nordlicht oder auch der lange nachtlose Tag jener Weltgegend war den Germanen eine Göttererscheinung voll Glanzes und Klanges[4], und die Lex Baiwariorum[5] schreibt den Axtwurf, der die Grenzen eines Gehœftes bezeichnen soll, ausdrücklich nur für den Osten und Westen und Süden vor: nordwärts wære er gleichsam ein Wurf nach der Gottheit gewesen. Dahin also, betend und der Gnade des Gottes wartend, hielten die Griechen bei der Vogelschau das Antlitz gewendet: so war Osten, der Aufgang der Sonne, ihnen zur rechten, der Westen, wo das Licht uns verlæsst, zur linken Seite, und je nachdem die Vœgel ihren Flug von dort oder von hier aus nahmen,

εἴτ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε,
εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα,[6]

nach dem unterschied sich die Bedeutung: die rechten Zeichen waren gute, im Augurium und dann auch im Auspicium[7], die linken, rechtshin gehenden bœse.[8] In Folge hievon sind *δεξιός* und *εὐώνυμος* und *ἀριστερός* überhaupt s. v. a. Glück oder Unglück verheissend[9], die letzteren Ausdrücke beide euphemistisch: denn *ἀριστερός* kann doch nur eine neue Steigerung von *ἄριστος* sein. Auch *ἑτέρα* als Benennung der linken Hand ist vielleicht ein Euphemismus, einer von der Art, wo nur dem eigentlichen Namen ausgewichen wird, oder es soll einfach die rechte als die erste, die vorzüglichere bezeichnen. Denn in den mannigfachsten Verhältnissen des thætigen Lebens selbst und des Alltagslebens hat nun die rechte Hand, die rechte Seite den Vorzug vor der linken: Passows Wörterbuch unter *δεξιός* giebt davon genügende Beispiele.

Denselben Unterschied zwischen Rechts und Links als die Griechen und aus demselben Grund und Anlass[10] machen die Germanen und die halbgermanischen Völker des Mittelalters und der neueren Zeit, den Unterschied zwischen rechten und linken Vogelzeichen[11]

[1] Richthofens Fries. Rechtsquellen S. 955 b.
[2] Rechtsalterthümer s. a. O.
[3] Adam v. Bremen IV, 37.
[4] Tac. Germ. 45.
[5] XI, 6, 2.
[6] Il. XII, 239 fg.
[7] Il. X, 275. XXIV, 312. 320; Od. XV, 160. 164. 523.
[8] Il. XII, 201; Od. II, 154. XX, 242.
[9] z. B. Aeschyl. Prometh. 489 fg.
[10] In eigenthümlicher Weise zeigt den Bezug noch der Auspicien auf den Sonnenlauf ein von JGrimm (Mythol. 1835, Anhang S. LXXIII, 138) angeführter Aberglaube: „Schreit eine Elster Vormittags auf dem Krankenhause sitzend und man sieht sie von vornen, so ist die Bedeutung gut: schreit sie Nachmittags und man sieht sie von hinten, schlimm.“ Also Auf- und Niedergang der Sonne, und nimmt man die beiden auch hier als rechts und links gelegen, so erscheint die entgegenschauende Elster wie vom Norden her, von den Göttern ausgesendet.
[11] JGrimms Mythol. S. 1083 u. Gesch. d. Deutschen Sprache II, 983. Im alten Epos vom Cid Z. 11 fg. „A la exida de Vivar ovieron la corneja diestra. E entrando á Burgos ovieron la siniestra.“ Eine hier einschlagende Erzehlung,

und den des Rechten und des Linken überhaupt als des Guten und des Bœsen, des Bessern und des Geringeren[1]: in letzterm Bezug ward die eigne alte Ueberlieferung noch verstärkt durch die übereinstimmende Gewæhrschaft der heiligen Schrift, die den gleichen Gegensatz kennt.[2] Und wie die griechische giebt nun auch die deutsche Sprache der Linken gern eine euphemistische Benennung: das althochd. *winistar*, mittelhochd. *winster*, das auch sonst der vorwiegende Ausdruck der älteren Mundarten ist, kann doch nur, wieder als eine gehäufte Steigerungsform, zu der Wurzel von *wini*, das den Geliebten, den Freund bezeichnet, gehœren, derselben Wurzel, die im lat. *venia*, in *veneror*, vielleicht auch in *Venus* und dem bloss einmal gesteigerten *venustus* vorliegt. Der eigentlich altdeutsche Name der Rechten ist Ein Wort mit dem griechischen *δεξιός*, dem lat. *dexter*: im Gothischen *taihsvo*, im Althochd. *zesawa*, im Mittelhochd. *zesewe*, von *teiha* zeige an, griech *δείκνυμι*, lat. *dico*; erst seit dem Jahre 1200 etwa kommt allmælich auch *reht* oder *gereht* auf: es ward also die Bezeichnung des sittlich guten auf die Hand übertragen, der zur Seite das gute Vorzeichen steht. Die Ausdrücke *bezzer hant* und *vordere hant*[3] mœgen im gleichen Sinne auf den Vorrang der Rechten vor der Linken zielen. Alles das übereinstimmend mit dem Brauch der Griechen: darin jedoch weicht unser Alterthum von dem griechischen ab, dass, wenn der Vogel vorüberfliegt, nicht die Seite, von der er kommt, sondern diejenige entscheidend ist, nach welcher hin er den Weg nimmt.[4] Auffallend, da es eigentlich in geradem Widerspruch zu der ganzen gläubigen und auch zu jener abergläubischen Beachtung des Sonnenlaufes steht, die z. B. den ausfahrenden Shetländischen Schiffer stæts sein Boot von Osten nach Westen und nur, wenn er Unglück stiften will, in entgegengesetzter Richtung wenden læsst.[5]

die 32ste der Cento novelle antiche, erlaube man mir in vollständiger Uebersetzung mitzutheilen. „Herr Imberal von Baiso, ein gewaltiger Castellan in der Provence, hatte nach spanischer Weise immer gross Acht auf die Vogelzeichen, wie es denn auch ein spanischer Philosoph Namens Pythagoras gewesen ist, der ein Buch über Astronomie schrieb, worin nach den zwölf himmlischen Zeichen viele Vorbedeutungen der Thiere standen, wenn die Vœgel sich beissen, wenn man auf dem Weg eine Wiesel trifft, wenn das Feuer knistert, und von den Hehern und von den Elstern und von den Kræhen, und so von vielen Thieren viele Vorbedeutungen nach dem Wechsel des Mondes. Herr Imberal also ritt eines Tages mit seinem Gefolge aus und gab immer auf jene Vœgel Acht, weil er fürchtete auf ein Vorzeichen zu stossen. Da fand er ein Weib auf der Strasse und fragte sie und sprach „Sage mir, Frau, hast du diesen Morgen jenseits Vœgel getroffen oder gesehen wie Raben oder Kræhen oder Elstern?“ Das Weib antwortete „Herr, ich habe eine Krahe auf einem Weidenstumpf sitzen sehen.“ „Nun sage mir, Frau, nach welcher Seite hielt sie den Schwanz gewendet?“ Das Weib antwortete „Herr, sie hielt ihn gegen den Steiss gewendet.“ Da fürchtete Herr Imberal das Vorzeichen und sprach zu seinem Gefolge „Behüte Gott! nach diesem Vorzeichen darf ich weder heut noch morgen reiten.“ Nachmals ward diese Geschichte in der Provence viel erzehlt wegen der ganz neuen Antwort, die das Weib gegeben hatte ohne sich dabei etwas zu denken.“

[1] Beispiele aus dem deutschen Mittelalter Notker zu Ps. CXXXVI, 5 „dextera dar ist æterna vita, alsô ouh sinistra ist præsens vita“; Hartmanns Erec 7905 (wo anstatt „zuo der vinstern want“ zu lesen ist „zuo der winstern hant“); Walther 83, 32 u. 123, 22 (wo wiederum „vinstern“ in „winstern“ zu bessern); Heinrichs Krone 19110; Reinbots Georg 2769 („vinster“ l. „winstern“); Renner 8194 und 12431 fgg.

[2] Mose I, 48, 13 fgg. Pred. Sal. X, 2. Matth. XXV, 33 fgg.

[3] Geschichte d. Deutschen Spr. II, 987.

[4] Vgl. die Stellen in der Mythol. S. 1074. 1083 und der Gesch. d. Deutschen Spr. II, 984 fg.

[5] Arndts Nebenstunden S. 380—391. 455—457.

So Griechen und Deutsche und schon zur Rœmerzeit noch andre Barbaren.[1] Die Rœmer selbst dagegen kehrten bei der Vogelschau das Angesicht gen Süden [2], den Rücken nordwärts: dort war ihnen die *antica*, hier die *postica* [3], ganz wie die Bairische, hie und da auch die Schweizer Mundart *hinter* und *hinten* von der nördlichen, *vorn* von der Südseite braucht.[4] Diese Stellung nahmen aber die Rœmer nicht sowohl deshalb ein, weil der Süden die sonnige warme Seite der Welt, als wiederum weil der Norden der Sitz der Götter ist: sie wollten die Dinge gleichsam auch von dem Standpunkte der Götter aus betrachten und die Richtung und Ordnung der Zeichen, welche sie von denselben erflehten, nicht menschlich verkehren. Und nun, wie Varro sagt [5], »A deorum sede cum in meridiem spectes, ad sinistram sunt partes mundi exorientes, ad dexteram occidentes«: daher, wie er fortfährt, »factum arbitror, ut sinistra meliora auspicia quam dextera esse existimentur«: den Rœmern verhiessen die linken Vorzeichen Glück [6], die rechten also Unglück: die linken, d. h. wie dort im Mittelalter nicht solche, die von der Linken, von Osten aus, sondern die hin nach Osten, nach der Linken sich bewegten, »obitu a solis nitidos ad ortus« [7]. Unzweifelhaft jedoch hat bei den Rœmern ausser der südlichen Richtung des Schauenden ebenfalls die nördliche gegolten, die den Untergang der Sonne und damit die bœsen Zeichen links, die guten rechtshin brachte [8]: der Unterschied beider mag ein nationaler, jene Richtung die von den Etruskern angenommene, diese die ursprünglich pelasgische gewesen sein. Derselbe Festus, nach welchem [9] das linke ein »lætum et prosperum auspicium«, sagt uns [9] »Dextra auspicia prospera«: bei einigen Vœgeln wenigstens ward es immer so gehalten [10], wie namentlich dem Raben und der parra.[11] Auch haben bei weiter ausgedehnter Anwendung *laevus* und *sinister* [12] nicht bloss den Sinn von gut und günstig [13], sondern

[1] „Graiis et barbaris dextra meliora" Cic. de Divin. II, 39. Welche Barbaren Cicero zunächst im Sinne habe, ergiebt sich aus der wiederholten Bezugnahme seiner Schrift auf den Kœnig Deiotarus und aus der namentlichen Anführung I, 15: „Cilicibus, Pamphyliis, Pisidis, Lyciis."

[2] Liv. I, 18. Plut. Numa 7; Cic. Div. I, 17.

[3] Varro de Ling. Lat. VII, 7.

[4] Schmellers Bayerisches Wörterb. I, 218 fg. 704; Staldersche Landessprachen d. Schweiz S. 234. Aber den gleichen Bairn ist der vordere Wind der Ost, der hintere der Westwind (Schmeller I, 219. IV, 109); ebenso in der Odyssee XIII, 241 *πρόσθεν ποτὶ ζόφον*: in andrer Form wieder die natürliche Bevorzugung des Sonnenaufgangs.

[5] bei Festus v. Sinistræ aves; derselbe de Ling. Lat. VII, 7 „sinistra ab oriente, dextra ab occasu." Plin. HN. II, 55 „lœva pars mundi ortus est."

[6] Festus v. Sinistrum; Servius zu Virg. Aen. II, 693. „Lœva avis" Ennius bei Cic. de Div. I, 48; „sinistra cornix" Virg. Eclog. IX, 15.

[7] Cic. Div. I, 47; Plut. Numa 7.

[8] Serv. zu Virg. Aen. II, 54. 693. IX, 631.

[9] Epit. Pauli Diac.

[10] „alibi a lœva, alibi a dextra datum est avibus, ut ratum auspicium facere possint" Cic. Div. II, 38.

[11] „cornicem a lœva, corvum a dextra" Cic. Div. I, 7. 39; „picus et cornix ab lœva, corvos, parra ab dextera consuadent" Plaut. Asin. II, 1, 12. Dass mit der rechten hier ursprünglich auch die Ostseite gemeint gewesen, zeigt Horat. Od. III, 27, 12 „Oscinem corvum prece suscitabo solis ab ortu."

[12] *Sinister* eine gehäuft steigernde, in der Schlussylbe comparativische Bildung wie *dexter*, wie *δεξιτερός* und *ἀριστερός* und althochd. *winistar*; vgl. neben dem hochd. *recht* das mittelniederländ. *rechter*; JGrimms Gesch. d. Deutschen Spr. II, 988. Das von Festus v. Sinistræ aves angeführte *sinistimus* hat etwas Ungrammatisches: der Ausgang dieser Form ist superlativisch, und doch handelt es sich hier überall nur um die Vergleichung zweier.

[13] Virg. Georg. IV, 7; Cic. Div. II, 39.

ebenso wohl, ja noch viel gewœhnlicher den gerade entgegengesetzten [1], denselben Sinn des Ungünstigen und Bœsen, den euphemistisch wie *ἑτέρα* auch das Wort *alter* bezeichnet [2]; *dexter* aber wird immer nur in gutem Sinne gebraucht, und die rechte Hand ist den Rœmern nicht weniger als den Griechen und den Deutschen eine Bürginn der Treue.

Augurien und Auspicien sind jedoch nicht der einzige Weg, auf welchem der Wille der Gottheit, ihr Befehl oder ihre Warnung, den Menschen durch Vœgel kundgethan wird. Dort in Aeschylus Tragœdie, wo der gefesselte Prometheus all das Gute, das er seine Menschen gelehrt, und darunter auch die mannigfaltigen Arten der Weissagekunst aufzæhlt, nennt er als erste derselben und noch vor der Deutung der Vogelzeichen die Traumdeutung. [3] Und in der That gehœren beide auch insofern allernæchst zusammen, als in den Träumen, die gleich den meisten der Vorzeichen von dem hœchsten der Götter selbst, von Zeus gesendet werden [4], es ebenwie bei den Vorzeichen vor allen andern Erscheinungen Vœgel sind, die der Gottheit als Boten ihrer Vorherverkündigung dienen. Zuvorderst kommt auch hier der Adler vor, er allein [5] oder in bedeutsamer Verbindung mit anderen Vœgeln, mit Gänsen [6] oder mit Falken [7]; næchst dem Adler der ihm verwandte Falke oder Sperber oder Habicht [8]; einmal ein Habicht, der ein Paar von Tauben aus einander jagt [9], und auch anderswo, aber in friedlicherer Weise, Tauben. [10] Kœniginn Ute träumt überhaupt nur [11], »wie allez daz gefügele in disme lande wære tôt.«

[1] Es bedarf noch der Untersuchung, inwiefern etwa bei dieser Wandelung der Begriffe der Einfluss des griech. Sprachgebrauches mitgewirkt habe. Offenbar folgt letzterm z. B. Horaz, wenn er Odd. III, 27, 15 sagt „Teque nec lævus vetet ire picus nec vaga cornix“; denn nach rœmischer Anschauung ist der Specht zur Linken ein rathendes, nicht ein abrathendes Auspicium: s. S. 31, 11.

[2] Festus, epit. Pauli Diac.

[3] Z. 485 fg.

[4] Il. I, 63. II, 6.

[5] Atla mâl 19.

[6] Odyss. XIX, 536 fgg.

[7] Nib. 13; Wolfs und Hofmanns Primavera y Flor de Romances II, 315. Der Falke ist neben dem Adler der geringere, der ihm unterliegende Vogel: Dietrichs Kämpfe Str. 559. Krieg v. Wartburg Minnes. II, 5 b. Konrad v. Würzb. ebd. S. 334 fg. Neidhart S. XXVI („joch ist iuwer trût under valken niht ein ar“: vgl. *ἐν ὄρνιξιν αἰετός* Pind. Pyth. V, 105. „dû bist ir aller are“ Genesis, Fundgr. II, 77, 29). Darum auch ist das von Atossa (Aesch. Pers. 205 fgg.) gesehene Vorzeichen, ein Adler, den ein Falke zerrauft, so erschreckend. Wenn gleichwohl dort in den Nibelungen und in der altspanischen Romanze der von Adlern erwürgte Falke gerade die hœchsten aller Helden bedeutet, Siegfried und Roland, so sind das eben Traumgesichte von Jungfrauen und die Helden deren Geliebte; Jungfrauen aber pflegten sich zur Lust gezæhmte Falken oder Sperber zu halten (vdHagens Gesammtabenteuer II, 26), und solch ein „spilvogel“ als Sinnbild des Geliebten kommt auch sonst in der Dichtung öfters vor: Kürenberg Minnes. I, 97 b. Heinr. v. Müglin Lied VI. Hätzlerinn S. 47 b. Auch in dem Traume Gudhruns Völs. Saga Cp. 33 erscheint Sigurdh als Falke: nur fehlen hier die ermordenden Adler; die goldfarbigen Federn desselben erinnern an Kürenbergs „dô — ich im sîn gevidere mit golde wol bewant“ und die Worte des Falken in der Fabel Altd. Wäld. III, 236 „unt wære von golde mir mîn gevidere durchslagen“: ebenso der Rabe K. Oswalds Z. 437 „heiz mir beslahen daz gevidere mîn — allez mit guotem rôtem golt“ (vgl. Haupts Zeitschr. II, 95). In dem Volksliede bei Uhland S. 52 geschieht das Gleiche einer Nachtigall, in einem Meistergesange, der weiter unten mitzutheilen ist, zahllosen Vœgeln überhaupt: denn auch der beidemal hier gebrauchte Ausdruck *beschneiden* ist s. v. a. mit Geschmeide beschlagen, entstellt aus *beschmeiden*.

[8] Gûdhrûnar kvidha II, 40. Völsûnga Saga Cp. 33. Morolt 2879. Ruother 3847. Guiraut v. Borneil bei Raynouard, Troubad. III, 310.

[9] Konrads Flore 1089 fgg.

[10] Gregor. Turon. III, 15.

[11] Nib. 1449, 4.

In solcher Art, mit all solchem Wirken, Wirken bis in das Dämmerlicht des Traumes hinein, sind die Vœgel die vertrauten Mitwisser der Götter, und ihre schnelle plötzliche Gegenwärtigkeit in deren Dienst und mit deren Botschaft vertritt und veranschaulicht dem Menschen die noch vollkommnere Allgegenwart und Allwissenheit der Götter selbst. Dieser enge Zusammenhang der beiden hat es der dichtenden und noch mehr der bildenden Kunst des Alterthums nahe gelegt, die besonderen Merkmale eines Gottes auch auf den ihm dienenden Vogel, namentlich aber das bezeichnende Eigenthum der Vœgel, den Flügelschmuck, auf die Götter zu übertragen. Ein Beispiel des Erstern (man mag damit den altmexicanischen Gebrauch vergleichen, wonach der Priester die Kleidung und selbst den Namen seiner Gottheit trug[1]) ist die Eule mit dem Helm und dem Schild, ja mit dem Kopfe der Minerva[2], ein Beispiel des Letztern vielleicht Hermes mit seinen Flügelschuhen; vielleicht: wir werden diesen Gegenstand gleich nachher noch anders zu fassen suchen. Sonst pflegt die antike Kunst bloss unteren Gottheiten Flügel zu geben, solchen, die gleich den Vœgeln nur Diener und Boten der hœheren und eigentlich herrschenden sind, wie der Nike und mit ihr auch der Athene Nike[3] und vielen anderen jener Wesen, die wir gewohnt sind in den Namen der Genien zusammenzufassen. An die geflügelten Genien des griechisch-rœmischen Alterthumes schliessen sich im Mittelalter die geflügelten Personificierungen abstracter Begriffe, wie des Rechtes[4], der Ehe[4], der Untreue[5], zumal aber, aller Kunst und aller Welt geläufig, die geflügelten Engel[6], an diese wiederum der Teufel mit Flügeln.[7] Ausserdem mag noch an ein geschmackloseres Gegenstück jener Eule mit dem Minervenkopfe, das hier öfters verkommt, erinnert werden, die Hinüberziehung der vier Evangelisten in die Gestalt ihrer Zeichen und Begleiter, so dass z. B. Johannes mit dem Kopf eines Adlers erscheint.[8] Aus Aegypten braucht das nicht gekommen zu sein: wie ganz gewœhnlich auch solche Mischung von Menschen- und Thiergestalt in der Kunst der Aegypter ist (Phtha z. B. trægt auf menschlichem Leibe den Kopf eines Sperbers, Thoth einen Ibiskopf[9]), es ist eben nur an beiden Orten aus dem gleichen Anlass die gleiche Wirkung hervorgegangen.

Aber das Alterthum verleiht seinen Göttern nicht allein den Schmuck der Flügel und das nur als Sinnbild und in Bildwerken: genug Sagen lassen auch Götter und halbgöttliche Wesen vorübergehend die vollkommene Vogelgestalt annehmen, ein griechischer Mythus z. B. den Zeus, da er um Heren warb[10], ein polnischer den Zywie, „supremum hunc

[1] Geschichte d. Amerikanischen Urreligionen v. JGMüller S. 616. 649.
[2] OMüllers Handbuch d. Archæologie § 371, 9.
[3] OMüller § 334, 2. 370, 7.
[4] Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterthum VII, 144.
[5] Renner 4493 fgg.
[6] Mein Programm über die goldene Altartafel von Basel S. 14 fg.
[7] Beispiel eine Miniatur des 10ten Jahrhund. bei Didron, Histoire de Dieu pg. 163.
[8] Münters Sinnbilder I, 45; Denkmæler der Malerei von Seroux d'Agincourt, Ausg. v. Quast, Taf. XLVII, 2 u. CXXXIII, 3 u. a.
[9] Gemælde v. Aegypten nach Champollion-Figeac S. 422 fg.
[10] Pausan. II, 17, 4.

mundi moderatorem», damit er den Lenz verkünde[1], die eines Kuckucks; ebenso verwandelt sich Zeus um den schœnen Ganymed zu entführen in einen Adler[2] (nach andrer Erzæhlung[3] war es sein Diener der Adler, den er dazu aussandte), Here und Athene vor Troja sich in Tauben[4], Athene in eine Schwalbe[5], Leucothea in ein Wasserhuhn[6], und Hypnos sitzt als Nachthabicht auf einer Tanne des Ida.[7] Der Vogel, der im Eingange der Helga kvidha Hiörvardhs sonar dem jungen Atli guten Rath zusingt, ist auch ein Gott, nur in Vogelsgestalt: denn er verlangt für seinen Rath Tempel und Opfer; und öfters kommen in Erzæhlungen des deutschen Mittelalters Vœgel vor, die eigentlich Engel, Engel als Boten Gottes sind.[8] In den englischen Gestis Romanorum singt einmal[9] ein Unheil verkündender Dæmon lieblich als Vogel, und wenn in Baiern die Nachteule auch Wichtlein oder Holzweiblein oder Nachtweiblein heisst[10], so ist damit gleichfalls eine Verwandlung dieser dæmonischen Wesen in den Vogel ausgedrückt.

Gemæss dem schon anderswo[11] von mir besprochenen Zusammenhange, der in Mythus und Sprache zwischen den Begriffen Leib und Kleid besteht, wird der Uebergang in die Vogelgestalt gern auf naiv anschauliche Weise als Anlegen eines Federkleides, gleichsam als Umkleidung in den Vogel dargestellt. Öfters so in den Sagen des Nordens. Odhin, nachdem er den Meth der Dichtkunst getrunken, fæhrt in ein Adlerkleid (*arnar ham*) und fliegt davon und ebenso ihm nach der Riese Suttung.[12] Frigg[13] und Freyja[14] haben Falkenkleider (*vals ham*): Loki borgt ihnen dieselben wiederholendlich ab; das einemal verfolgt ihn Thiassi der Riese in seinem *arnar ham*.[15] Die Tochter aber des Riesen Hrimni, die als Odhins Botinn dem Kœnige Reri einen Apfel bringen soll, schwingt um zu fliegen ein Kræhenkleid (*kråku ham*) an sich.[16] Und so mœgen die Flügelschuhe, die in den homerischen Gedichten Hermes, wenn es der Eile bedarf[17], und die ebenso Athene erst eigens anzieht[18], es mœgen auch die Flügelschuhe des Perseus[19] ursprünglich die volle Verwandlung in den Vogel bedeutet haben: die Rücksicht jedoch auf die Darstellbarkeit im Bildwerk, die unbewusst schon der frühesten Dichtung der Griechen innewohnt, liess das untergeordnete Gewandstück, die Andeutung des Ganzen bloss durch einen Theil vorziehen, und zuletzt unterscheidet der nicht mehr am Boden haftende, sondern frei in die

[1] JGrimms Mythol. S. 643.
[2] Ovid. Metamorph. X. 157 sqq.
[3] Apollod. Biblioth. III, 12, 3. Eratosth. Catasterism. 30.
[4] Il. V, 778.
[5] Odyss. XXII, 239.
[6] Od. V, 337.
[7] Il. XIV, 290.
[8] Gudrun 4666 fgg.: Lohengrin Str. 67; Leben der heil. Elisabeth in Graffs Diutiska I, 468; Legende v. Bruder Felix in den Altd. Wældern II, 72—74, in Joh. Pauli Schimpf u. Ernst Cp. 488, Frankf. 1538, u. a.
[9] Gesta Rom. v. Græsse II, 239.
[10] Schmeller IV, 18; vgl. JGrimms Mythol. S. 1038.
[11] Haupts Zeitschr. VI, 298 fg.
[12] Snorra Edda S. 49.
[13] Snorra Edda S. 60. 63.
[14] Thryms kvidha Str. 3 fgg. Snorra Edda S. 46.
[15] Snorra Edda S. 46; vgl. oben S. 33, Anm. 7 über Adler und Falken.
[16] Völsunga Saga Cp. 4.
[17] Il. XXIV, 340 fgg. Od. V, 44 fgg.
[18] Od. I, 96 fgg.
[19] Hesiod. Scut. Here. 220. Apollod. II, 4, 2.

Luft gehobene Fuss den Vogel ebenso wohl und vielleicht noch mehr von dem Menschen, als ihn die Flügel statt der Arme unterscheiden. In der That wird Hermes, schon um vieles vogelhafter, auch abgebildet mit grossen Schulterflügeln[1], und selbst von dem Gotte des Nordens, den wir vorher im Falkenkleid haben fliegen sehen, heisst es ein andermal[2] »Loki hatte Schuhe, womit er auf Luft und Wasser lief«, grade wie bei Homer von den Flügelschuhen Athenes und des Hermes: *τὰ μὲν ῥέον ἠμὲν ἐφ' ὑγρὴν ἠδ' ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν ἅμα πνοιῇς ἀνέμοιο.*

Besonders häufig aber (denn es galt wieder die zwei zusammenhangenden Begriffe Wind und Vogel) haben Scandinavier und Deutsche den Wind- und Wetterjungfrauen[3] den Valkyrjen und ebenso den halbgöttlichen Bewohnerinnen des Wassers, die mit denselben in nächster verschmelzender Berührung stehn, solch eine Vertauschung der menschlichen Gestalt gegen die eines Vogels und zwar hier des Schwanes zugeschrieben, der von Natur beiden Elementen, der Luft und dem Wasser, angehört. Am Ufer eines Sees treffen Völund und seine Brüder drei Valkyrjen und bei ihnen liegend ihre Schwanenkleider (*álptar hamir*); indem sie letztere, so muss man die unvollständige Darstellung ergänzen, an sich nehmen, zwingen sie die Jungfrauen ihnen als Weiber zu folgen.[4] Eine viel jüngere deutsche Umgestaltung der Sage, die in dem Gedichte Friedrich von Schwaben vor uns liegt[5], macht Wieland zu dem bloss angenommenen Namen dieses Helden, und die drei Jungfrauen kommen als Tauben zu einer Quelle geflogen. Im Nibelungenlied[6] die weisen Weiber, die Hagene in einem Brunnen nahe der Donau badend überrascht, und die ihm Rede stehn müssen, da er ihnen ihr »wunderlich gewant« genommen, werden ausdrücklich *merewip*, in der entsprechenden Stelle der nordischen Dietrichssage[7] *siokonor* genannt; auch in Weibergestalt schweben sie doch »sam die vogele vor im ûf der fluot.« Und noch heut erzählt ein Eichsfeldisches Mærchen[8], wie eine verzauberte Jungfrau in den Bann eines Jünglings kommt, der unwissend, während sie in einem See badete, ihr das Hemde fortgetragen. Der Schwanengestalt geschieht so wenig hier als dort im Nibelungenliede noch Erwæhnung, auch nicht in dem Fabliau Guerins von einem Ritter, dem die drei badenden Feen die Rückgabe des Gewandes mit Reichthum und Gunst bei den Menschen und schmutzigen Wundergaben lohnen.[9] In ænlicher Weise lückenhaft, so jedoch, dass sie einander ergänzen, sind in den altdeutschen Gedichten über Wolfdietrich die parallel laufenden Sagen von der rauhen Else, die aus dem Bad im Jungbrunnen als die schœnste über alle Lande hervorgeht (»dâ hete si die rûhen hût in dem brunnen gelân«), und von der Kœniginn des Meeres und der Meerwunder, die zuerst in einer Schuppenhaut und

[1] OMüller § 379. 3.
[2] Snorra Edda S. 71.
[3] vgl. die Walkyrien von Frauer S. 16 fgg. und Haupts Zeitschr. VI, 201.
[4] Eingang der Völundar kvidha.
[5] WGrimms Deutsche Heldensage S. 401 fg.
[6] Str. 1475 fgg.
[7] Saga Dhidhriks konungs af Bern Cp. 364.
[8] Br. Grimm 193.
[9] Fabliaux et Contes par Barbazan et Méon III, 417 fgg.

haaricht und vermoost und schleimbedeckt erscheint, dann aber die Schuppen auszieht und nieder aufs Gras wirft: »si lûhte ûz allen wîhen als diu sunne lîht, aller meide schœne was gên ir gar enwiht.«[1] Endlich noch, ohne dass auf Meer oder Brunnen hingedeutet würde, Sagen des Nordens von Valkyrjen im Schwanenkleid oder in Gestalt von Schwænen.[2]

Auch in einer Geschichte der 1001 Nacht[3] kommen zehn Jungfrauen von übermenschlicher Art zu einem See geflogen, legen ihre Federkleider ab und baden, und eine von ihnen, die schœnste und vornehmste, muss Weib des Mannes werden, der ihr Kleid entwendet hat; nach einiger Zeit aber bringt sie dasselbe wieder an sich und entflieht zusammt den Kindern, die sie geboren.[4] Die ganze Erzæhlung trægt jedoch so viel Merkmale des nordischen Ursprungs, dass sie durchaus nicht beweist, auch in Arabien seien dergleichen Sagen zu Hause gewesen: sie vermehrt nur von Arabien her die Zahl der scandinavisch-deutschen Belege.

Oft in den Mærchen wird Menschen die Vogelgestalt angezaubert, aber so, dass der Zauber lœsbar ist: in solcher Art wird Jorinde zur Nachtigall[5], der schon in einen Lœwen verzauberte Kœnigssohn zu einer Taube[6], wird eine Kœnigstochter und werden sieben Brüder durch unbedachte Verwünschung der Eltern zu Raben[7], wird eine von der Seite ihres Gemahls verdrængte Kœniginn zur Ente.[8] Aeltre edlere Erzæhlung mag hier anstatt der Ente den Schwan gehabt haben: wenn in dem einen dieser Mærchen die Ente allnæchtlich herzuschwimmt und wieder in Gestalt der Kœniginn ihr Kindchen sæugt und besorgt, so ist das ganz wie in der Geschichte Melusinens, die auch, nachdem sie schon den Gemahl hat verlassen müssen, jedes Nachts zu ihren Kindern zurückkehrt[9]: Melusina aber gehœrt mit in den Bereich der Schwanenjungfrauen. Und wirklich kommt auch anderswo die Verzauberung in Schwæne vor, wieder in einem Mærchen der Deutschen[10], in der niederlændischen Sage vom Schwanenritter[11] und in einer damit meist zusammenfallenden deutschen Prosaerzæhlung des fünfzehnten Jahrhunderts.[12] In dem Mærchen wird es sechs Brüdern durch Ueberwerfung von Zauberhemden angethan: Hemden von Sternblumen geben ihnen die Menschengestalt zurück: aber da an dem einen noch der linke Ermel fehlt, bleibt dem, der es anzieht, Zeit Lebens statt des linken Armes ein Schwanenflügel: es vergleicht sich damit von selbst die griechische Erzæhlung von Pelops Elfenbeinschulter.[13] In der Sage vom Schwanenritter sind es silberne Halsketten, durch deren Weg-

[1] vdHagens Heldenbuch I, 208 u. 136.
[2] JGrimms Mythol. S. 398 fg.
[3] der Geschichte Hassans aus Bassora und der Insel Wak-Wak, N. 389—430.
[4] Vgl. im Eingange der Vôlundar kvidha „Thau bioggu sian vetr: thâ flugu thær at vitja viga ok kvâmu eigi aptr.“
[5] Br. Grimm 69.
[6] Ebd. 88.
[7] Ebd. 93 u. 25.
[8] Ebd. 13 u. 125.
[9] Simrocks Deutsche Volksbücher VI, 80.
[10] Br. Grimm 49.
[11] Deutsche Sagen d. Br. Grimm II, 291 fgg.
[12] Haupts u. Hoffmanns Altd. Blätter I, 128 fgg.
[13] Schol. zu Pind. Olymp. I, 26. Servius zu Virg. Georg. III, 7 „humeroque Pelops insignis eburno“ u. a. Aehnliches weiter unten.

nahme die sieben Kinder Kœnig Oriants zu Schwænen, durch deren Rückerstattung sie wieder Menschen werden; die altdeutsche Prosaerzæhlung, worin die Mutter ein »wünschelwybe ist[1], das ein Edelmann badend angetroffen und durch Wegnahme einer goldnen Kette in seine Gewalt gebracht, hat bei den Kindern goldene Halsringe. Und Ringe, wie sie überhaupt mehr der allgemeinen Art der Sage entsprechen, müssen auch in solchen Schwanensagen das übliche Mittel für den Wechsel der Gestalt gewesen sein[2]: nur so erklært sich die Verbindung von Schwan und Ring, die uns in Genealogie und Heraldik mehrfach entgegentritt: die Herren zu Plesse haben ursprünglich die Schwanringe geheissen, einer derselben hatte den Beinamen Schwanenflügel, und in ihrem Wappen führten sie Schwanenflügel und Ring[3]; der Helmschmuck aber der Grafen von Rapperswil waren zwei Schwæne mit Ringen in den Schnæbeln.[4]

Selbst und freiwillig in Vogelgestalt können sich Menschen wiederum nur durch Zauber, den sie brauchen, wandeln: es müssen das Zaubrer und Zauberinnen sein, Menschen, die in unheimlicher Weise übermenschlich wirken. So in einer altnordischen Sage der Iarl Frânmar, der sich in einen Adlersleib gekleidet hatte (»hafdi hamazk i arnar líki«) um Wache zu halten, den aber, da er eingeschlafen war, Atli zu Tode schoss[5]; im Gedicht von Wolfdieterich die Heidenjungfrau, die dem Helden vom Pferde weg sich als Elster auf die Zinne des Schlosses schwingt[6]: die schwedischen Hexen fliegen in der Walpurgisnacht als Elstern nach Blâkulle[7]; in dem Mærchen von Jorinde und Joringel[8] eine Hexe, die sich in einen Uhu verwandelt, und ebensolche schon bei Ovid[9], bei Lucian[10] und

[1] Zu vergleichen *álvaz* Wunschmædchen, im Altnordischen ein andrer Name der Valkyrjen, worüber Frauer a. a. O. S. 1.

[2] Treffend vermuthet WGrimm (Deutsche Heldensage S. 388), dass in der Völsunga Saga Cp. 12 die Goldringe Sigmunds und Sinfiötlis Bezug auf deren Verwandlungen in die Wolfsgestalt haben. Auch der Ring am Schluss des Mærchens (35) von den sieben Raben kann ursprünglich kein blosser Erkennungsring gewesen sein: denn sowie er zum Vorschein kommt, werden die Raben entzaubert; und ebenso, denke ich, steht der Ring, der sammt dem darauf gelegten Fluche von Andvarí an Fafni, von Fafni an Sigurdh kommt, in Zusammenhang damit, dass Andvari die Gestalt eines Fisches, Fafni die eines Drachen (Sigurdhar kvidha II u. Fafnis mál), Sigurdh die Kœnig Gunnars annehmen kann (Sigurdhar kv. I, 37 fgg. Völs. Saga Cp. 36). Solch ein Dahingeben der eignen Gestalt ist, anders aufgefasst, ein Unsichtbarwerden: im Nibelungenliede hilft auch Siegfried seinem Freunde nur, indem er sich unsichtbar macht; als Mittel dazu dient hier aber nicht sein Ring, sondern seine *tarnkappe* (Str. 410 fgg. 902 fgg.), die *tarnhût* (Str. 387). Und diese bedeutet doch eigentlich nichts andres als die an- und abgestreifte Gestalt des Freundes: so hangen in der Völs. Saga Cp. 12, sobald die Werwölfe wieder Menschen sind, ihre Wolfshâlge über ihnen, und im 144sten Mærchen kann der Kœnigssohn, der ein Esel ist, über Nacht die Eselshaut von sich thun und sein Schwæher sie verbrennen (vgl. III, 228). Die Dhidhrika Saga Cp. 229 lasst Gunnar und Sigurdh nur die Kleider wechseln: ein Rationalismus wie jener Herodots, wenn bei ihm (I, 9 fg.) Gyges nicht unsichtbar vermittelst seines Zauberringes (Plato de Republ. II, 3. Cic. Offic. III, 10), sondern hinter die Thüre versteckt die nackte Kœnigina belauscht.

[3] Deutsche Sagen II, 316.

[4] vdHagens Minnesinger IV, 92. Titelbild zu Graf Wernher v. Homberg (von Georg v. Wyss), Zürich 1860.

[5] Helga kvidha Hiörvardhs sonar Str. 5—6.

[6] vdHagens Heldenbuch I, 244.

[7] Arndts Reise III, 49.

[8] Br. Grimm 69.

[9] Amor. I, 8, 12 sqq.

[10] Asin. cp. 12.

Appuleius[1]: *strix* oder *striga*, der lateinische Name dieses Nachtvogels, ist zugleich s. v. a. Hexe.[2]

Wohl hievon zu unterscheiden sind diejenigen Fälle, wo sich kunstreiche Menschen durch Geschick und Arbeit ihrer Hände Flügel schaffen, bei den Griechen Dædalus[3], im Norden Völund[4]: aber ganz wie dort, wo die Götter und Göttinnen sich in Vœgel verwandeln, ist auch in letzterer Sage von einem Federkleid (*fiadhrhamr*) die Rede, gleich dem abgestreiften Balg eines Greifen oder Geiers oder Straussen.

Die bisher besprochnen Uebertragungen der Vogelgestalt auf übermenschliche, heilige, göttliche Wesen haben etwas im Sinne aller Menschen liegendes und kehren deshalb in allem Heidenthum und Aberglauben wieder: die Kunst des Mittelalters, die bildende und mit ihr die dichtende, fügt denselben auf biblischen Anlass noch einige neue, ihr besonders eigene hinzu. Bei der Taufe Christi hat sich der heilige Geist als Taube sehen lassen[5]: die Kunst nun versinnlicht die aus einer Prophetenstelle[6] entnommenen sieben Gaben des heiligen Geistes[7] als ebenso viele Tauben[8], und die dichterische Naturbetrachtung findet schon an dem Vogel selbst eine Siebenzahl auszeichnender Eigenschaften.[9] Von verschiednen Heiligen, unter andern schon im achten Jahrhundert von dem heil. Gregorius, erzählt die Legende, wie sich der Geist als Taube ihnen auf Haupt oder Schulter gesetzt und Worte der Weisheit zugeflüstert habe[10]: die Taube auf der Schulter ist nun auch in der bildlichen Darstellung die stætige Beigabe und das Merkmal jenes heiligen Pabstes.[11] Und die Legende hat noch weiter gewirkt: die Mærchendichtung[12] weiss von einem Grafen, den die Cardinæle zum Pabst erwæhlen, weil ihm beim Eintritt in die Kirche zwei Tauben auf die Schultern fliegen, und dem diese Alles in die Ohren sagen, als er Messe lesen muss ohne doch ein Wort davon zu verstehn; die altsächsische Evangelienharmonie des neunten Jahrhunderts[13] aber lœsst die Taube auch Christo auf der Achsel sitzen. Darin liegt nicht sowohl eine Abweichung von den Worten der Evangelien als eine vielleicht sogar zulæssige Erklærung derselben: an die Raben auf den Achseln Odhins[14] hat der Dichter schwerlich gedacht, es müsste denn auch z. B. Gregorius von Nyssa, der von einer Taube auf der rechten Achsel Basilius des Grossen erzæhlt[15], daran haben denken und davon wissen können.

[1] Metamorph. III, pg. 138 Elmenh.
[2] Festus v. Strigas: „quod maleficis mulieribus nomen inditum est, quas volaticas etiam vocant.“
[3] Ovid. Ars am. II, 31 sqq. u. a.
[4] Völundar kvidha 27 fgg. Dhidhriks Saga Cp. 77.
[5] Matth. III, 16. Luc. III, 22. Joh. I, 32.
[6] Jes. XI, 2 fg.
[7] vgl. Deutsche Gedichte des XI u. XII Jahrh. v. Diemer S. 70, 22 fgg. u. S. 335—337, den Kanzler in vdHagens Minnes. II, 389 a, Uhlands Volksl. S. 874 und die Erklærer von Dantes Purgat. XXIX, 50.
[8] Fenstergemælde zu S. Kunibert in Köln: Miniaturen des 13 u. 14 Jahrh. bei Didron, Histoire de Dieu pg. 123. 483.
[9] Haupts Zeitschr. I, 155. Renner 19589.
[10] Münters Sinnbilder I, 107. JGrimms Mythol. S. 135.
[11] Münter S. 108 fg. Christl. Kunstsymbolik (v. Helmsdörfer) S. 182.
[12] Br. Grimm 33.
[13] Heliand v. Schmeller 30, 1.
[14] Oben S. 20; vgl. Mythol. S. 135.
[15] Münter I, 107.

In der Geschichte der Sündflut[1] sind Taube und Rabe einander entgegengesetzt wie Gut und Bœse: entgegengesetzt der Taube des heiligen Geistes, erscheint nun auch in der älteren christlichen Kunst der bœse Geist, der Teufel, als ein Rabe[2] und sitzt so den heidnischen Dichtern des Alterthums[3] oder Zaubrern[4] auf der Schulter und raunt ihnen in das Ohr. Ueberhaupt denkt sich das Mittelalter den Teufel gern in dieser Gestalt und benennt ihn so[5]; in der Kaiserchronik[6] heisst es »die tiufele kômen dar mit einir michiln scar in swarzer vogele bilide«, und in Reinbots heiligem Georg[7] ist von dem schwarzen Gefieder des Teufels die Rede. Vielleicht aber soll er damit in früher besprochener Weise nur als schwarzgeflügelt bezeichnet werden: *gevidere* hat auch diesen Sinn.

Der heilige Geist den Christen eine Taube, der bœse ein Rabe: auf dem gleichen Weg liegt die allgemeiner verbreitete Anschauung, nach welcher auch das Geistige im Menschen, das Stück von Göttlichkeit, das er in sich trægt, und diese oder jene hinaus und hinauf sich erschwingende Regung seines Dæmoniums als ein Vogel gefasst wird. Dem altnordischen Hâva mâl ist die Trunkenheit ein Vogel (der Dichter nennt den übel angesehenen Reiher[8]), der über dem Gelage rauschend schwebt und die Besinnung raubt und Vergessenheit bringt, spæteren deutschen Dichtern ein im Kopfe selbst lärmender oder singender Vogel[9]: am Ende kommt auch unser Ausdruck *Rausch* nur von jenem Rauschen seines Gefieders her. Anderswo ist die Freude ein Vogel, der frœhlich in seinem Nest dem Herzen mit den Flügeln schlægt[10], oder der Vogel entfliegt, die Freude schwindet.[11] Das griechische ἴυγξ scheint zuweilen den Sinn von ἐπιθυμία anzunehmen[12]; Gottfried sagt von dem Streben und Sehnen des Gemüthes[13] »hie wahsent uns die vederen van, von den der muot in vlücke wirt« und Steimar[14] »daz ir tugentlicher lîp hœhet mînen senden muot, als ein edelen valken wilde sîn gevider in lüften tuot.« Besonders aber wird von der ganzen Seele so gesprochen.

»Du arme seel, duck dich! du muest schwimmen« oder »Duck dich, mein Seel! es kommt ein Platzregen« ist eine Redensart, die seit alten Zeiten einen festen Trunk zu begleiten pflegt[15]: schon bei Helbling[16] heisst es »vrou sêle, sît ir dinne? — ich rât iu, sô ich beste kan (wand ich bin iuwer sippe): tretet ûf ein rippe, welt ir niht ertrinken.«

---

[1] Mose I, 8, 7—12.
[2] Münter I, 98.
[3] Engelhardts Herrad v. Landsperg Taf. VIII.
[4] Didron, Histoire de Dieu pg. 477.
[5] Mythol. S. 949.
[6] Massmanns Ausg. Z. 4314.
[7] Z. 3394.
[8] Str. 12. Der Reiher ein unsauberer Vogel: s. Kellers Erzæhlungen aus altd. Handschriften S. 564 u. 673, 22. Schmeller III, 524. Logaus Sinngedichte I, 8, 53.
[9] ein Wiedehopf: Renner 9474. Schmeller IV, 201; Nachtigallen, Eulen, Kuckucke, Finken: Renner 9874; vgl. Altd. Lesebuch 738, 8 fgg.
[10] Burkard v. Hohenfels in vdHagens Minnes. I, 208 a.
[11] Konrads v. Würzb. Engelhard 1800. Hartmanns Armer Heinrich 149 nach der Heidelberger und der Koloczaer Handschrift.
[12] Schol. zu Pind. Nem. IV, 35 ἴυγγι ἔλκομαι ἦτορ.
[13] Tristan 16964 = 426, 6.
[14] Minnes. II, 154 b.
[15] Schmeller I, 357. III, 226.
[16] I, 350 fgg.

Dass hier die Seele als Vogel gedacht sei, scheint aus einem Ausdrucke Steimars[1] zu erhellen: »min sêle ûf eime rippe stât, wâfen! diu von dem wine drûf gehüppet hât.« Ernster, edler, bedeutsamer ist es, wenn Predigten des Mittelalters die Liebe Gottes und des Nächsten in allegorischer Weise die zwei Flügel der Seele nennen[2]; wenn das Rathselgespræch zwischen Kœnig Tirol von Schotten und seinem Sohn Friedebrand[3] die Christenheit einem Walde aus grünen und dürren Bäumen vergleicht, auf deren Ästen Vœgel sitzen, die einen frœhlich singend, die andern in Trauer, und es selbst diese Vœgel auf die Seelen der Christen ausdeutet; wenn ein chaldæisches Orakel[4] auf den geistigen Theil, den der Mensch vom Vater her d. h. vom hœchsten Gott empfange, wiederum den Namen der Iynx übertrægt, jenes Vogels, der mit Liebe Wesen zu Wesen zieht; wenn endlich eine angelsächsische Dichtung von den Seelen der Gerechten, die nach dem Tod in den Himmel entschweben, als lauter Phœnixen spricht.[5] Namentlich wird eben die Seele, die von dem sterbenden Leibe scheidet, gern als ein Vogel, der davon fliegt, dargestellt[6], und zwar, wo die Art des Vogels næher bestimmt wird, die Seele, die von dem heiligen Geist erfüllt, die ohne Falsch[7], ohne Galle[8] gewesen und gereinigt dahingeschieden ist, die heilige gerechte gerechtfertigte Seele als weisse Taube[9]; ob die verdammte, dem Teufel verfallene gleich diesem als ein Rabe? Belege dafür sind mir nicht bekannt. Ein christliches Gedicht des alten Nordens[10] læsst da, wo es die Hölle schildert, die Seelen noch in dieser als Vœgel umherfliegen, als verbrannte Vœgel, versengt næmlich an den Flammen des ewigen Feuers: eine weitre Bezeichnung der Vœgel gewæhrt es nicht. Und auch wenn Seelen aus dem Jenseits wieder auf Erden erscheinen, thun sie das wohl in Vogelgestalt: so nach Holsteinischer Sage[11] zwei Hexen, deren eine mit Verzweifelung an Gottes Gnade, die andre mit aufrichtiger Reue gestorben: diese zeigt sich nachher einmal als weisse Taube, jene dagegen als Kræhe wieder: mit der Kræhe mag doch eigentlich ein Rabe gemeint sein.

Hier überall verlæsst die Seele als Vogel den sterbenden Leib um fortan nicht mehr auf Erden, um nur jenseits vielleicht noch ferner in Vogelgestalt zu weilen, vielleicht nur gelegentlich so von da zurück zu kehren. Darin beruht der Unterschied von den zahl-

[1] Minnes. II, 154 b.
[2] Haupts Zeitschr. VII, 144.
[3] Minnes. I, 8.
[4] gegen Ende der unter Zoroasters Namen gehenden Orakelsprüche.
[5] Cod. Exon. S. 237 fg. Vgl. oben S. 11.
[6] Servatus Lupus in der Vita S. Wigberti cp. 11. Deutsche Mærchen u. Sagen v. Wolf S. 174.
[7] Matth. X, 16.
[8] Schon Tertullianus de Baptismo cp. 8 „quod etiam corporaliter ipso felle careat columba". Mittelalterliche Stellen von der Gallenlosigkeit der Taube in WGrimms Freidank S. LXXXVI.
[9] Von der heil. Eulalia Prudent. περὶ στεφάνων III, 161 sqq. u. das Gedicht in den Altroman. Sprachdenkmalen von Diez S. 21, Z. 25. Vgl. JGrimms Mythol. S. 788. Die das Kreuz umgebenden oder auf dem Kreuze sitzenden zwölf Tauben altchristlicher Bilder (Münters Sinnbilder I, 107 fg.) meinen auch die Apostel nur, insofern dieselben bereits zur Seligkeit eingegangen sind.
[10] das Sólar liodh Str. 53.
[11] bei Müllenhoff S. 211. 227.

reichen, sonst allerdings sich hier anschliessenden Fällen, wo ein Gestorbener mit Leib und Seele zusammen zum Vogel wird und so auf der alten Erde fortlebt, wo sogar über einen Lebenden ihm zur Strafe solch eine Verwandlung verhängt und damit vielleicht ein ganzes neues vorher nicht dagewesenes Vogelgeschlecht erschaffen wird. Von Erzählungen dieser Art ist das Alterthum und ist das Mittelalter und noch die neuere Zeit und ist die Sagendichtung aller Völker voll. Zwar der Schwan, in welchen Orpheus, die Nachtigall, in welche Thamyris übergegangen[1], gehören nicht hieher: denn dieser Uebergang ist auf dem Wege der Seelenwanderung, tausend Jahr nach dem Tode beider und in Folge ihrer eigenen Wahl geschehen; wohl aber die Weissagung Horazens, dass er dereinst als Schwan empor und dahinschweben werde[2], und mehr noch als dieses Dichterwort die Sagen von Picus, dem Kœnig Ausoniens, den Circe im Zorn verschmæhter Liebe zum Spechte macht[3]; von Coronis, die Pallas durch Umgestaltung in die Kræhe vor den Nachstellungen Poseidons rettet[4]; von Iynx, einer Tochter der Peitho, die, weil sie Zeus durch Liebeszauber zu ihrer Gebieterinn Io oder auch zu sich selber hingezogen, von Hera in den Zaubervogel, der nun Iynx heisst, verwandelt wird[5]; von den neun Töchtern des Pieros von Emathia, deren übermüthiges Wagniss eines Wettgesanges die Musen mit der Verwandlung in Vœgel strafen, die *κολυμβάς* (Taucher), die *ἴυγξ* (Wendehals), die *κεγχρίς*, die *κίσσα* (Hæher), die *χλωρίς*, die *ἀκαλανθίς* (Distelfink), die *νῆσσα* (Ente), die *πικό* (Baumhacker) und die *δρακοντίς*[6]; von Aëdon, die statt des beneideten Erstgeborenen der Niobiden irrthümlich den eigenen Sohn Itylus ermordet und immer seitdem als Nachtigall dessen Tod beklagt[7]; dieser æhnlich und auf Anlass einiger zusammenklingenden Namen auch damit sich vermischend[8], die Sage von Philomele, Procne, Tereus, Itys[9]: Procne und Philomele, die Töchter Pandions von Athen, schlachten zur Rache dafür, dass der Gemahl der ersteren, der Thracierkœnig Tereus, Philomelen geschändet, seinen und Procnes eigenen Sohn Itys und bereiten ihn zu einer Speise für den Vater selbst: da werden alle vier zu Vœgeln, Philomele zur Nachtigall, Procne zur Schwalbe, Tereus zum Wiedehopf[10], Itys zum Fasan[11]: eine Geschichte, die des heimathlichen Bezuges wegen von den Tragikern Athens wiederholendlich ist

[1] Plato de Republ. X, 16.

[2] Od. II, 20.

[3] Virg. Aen. VII, 189 sqq. Ovid. Metamorph. XIV, 320 sqq.

[4] Ovid. Metam. II, 569 sqq.: wahrscheinlich eine nicht ganz echte Ueberlieferung, da sonst die Götter zur Strafe, nicht zur Rettung so verwandeln.

[5] Schol. zu Pind. Nem. IV, 35 u. zu Theocr. Idyll. II, 17; Tzetzes zu Lycophr. Cassandra 340; Nicephorus Gregoras zu Synesius de Insomniis pg. 360. Vgl. oben S. 21, 11.

[6] Antonini Liberalis Transformatt. cp. 9.

[7] Odyss. XIX, 518 fgg. Pherecydis Fragm. ed. Sturz pg. 137 sq.

[8] Antoninus a. a. O. Cp. 11.

[9] Siehe Voss zu Virgils Eclogen VI, 78; Welcker, die Aeschylische Trilogie Prometheus S. 502 fgg. und die Griech. Tragœdien mit Rücksicht auf d. epischen Cyclus S. 374 fgg.

[10] Abweichend Hygin. Fab. 45 „Tereum autem accipitrem factum dicunt".

[11] Servius Erzæhlung zu Virgil. Eclog. VI, 78 hat einen Schluss, der an die übliche Auslegung der *ἐπὶ πτερόεντα* erinnert: „Quidam tamen eos navibus effugisse periculum et ob celeritatem fugæ aves appellatos volunt."

bearbeitet worden[1] und auch aus den Vœgeln des Aristophanes, in denen ja der Wiedehopf eine Hauptrolle spielt, beständig wiederklingt.

Nicht minder zahlreich sind die neueren Beispiele, und wiederum kommen hier der Specht oder Baumhacker und die Nachtigall vor: in jenen hat nach norwegischer Erzæhlung der Heiland ein Weib Namens Gertrud, die gegen ihn und seinen Apostel Petrus unmilde gewesen, verwünscht, und die Norweger nennen deshalb diese Vogelart noch Gertrudsvogel[2]; als Nachtigall liess sich eine verdammte Seele zur Zeit der Kirchenversammlung in einem Wald bei Basel hœren, und sie sollte da wohnen bis zum jüngsten Gericht.[3] Die Mœwe: bei Schleswig auf einer Insel der Schlei nisten unablæssig zahllose Mœwen, obwohl ihnen alljæhrlich die dritte Brut genommen wird: es ist die Nachkommenschaft der Leute Kœnig Abels von Dännemark, die demselben seinen Bruder Erich ermorden halfen: zuerst diese sind an den Ort ihrer Schandthat als Mœwen festgebannt worden.[4] Ferner der Kuckuck: den Deutschen ist er ursprünglich ein Bæcker- oder Müllerknecht gewesen, der die Leute betrog[5], den Serben eine Jungfrau, über die ihr langes Klagen um den Tod des Bruders zuletzt diese Verwandlung gebracht hat: aber die Klage hœrte damit nicht auf: denn die Serben und sonst die Slaven verstehen den Ruf des Kuckucks als einen Klageruf.[6] In Polen giebt es ein Geschlecht, aus dem jedes Glied nach seinem Tode ein Adler, ein andres, dessen neugeborene Töchter, wenn sie als Jungfrauen sterben, zu Tauben, wenn aber verheirathet, zu Eulen werden.[7]

Wohl aber das schœnste, durch Fülle und Bedeutsamkeit und den Reiz der Darstellung anziehendste Beispiel, das anziehendste nicht bloss unter denen der neueren Zeit, ist das Mærchen vom Wacholderbaum, das in ganz Deutschland verbreitet und ebenso in Schottland und im südlichen Frankreich bekannt ist[8]; es wird ihm zur Empfehlung dienen, dass es sich auch in Gœthes Dichtergemüthe mannigfach bewegt hat. Der Inhalt ist nach der niederdeutschen Form seiner Ueberlieferung in trockener Kürze folgender.

Eine Frau steht Winters unter dem Wacholderbaum im Hofe und schælt sich einen Apfel; indem sie dabei sich in den Finger schneidet, tropft das Blut in den Schnee, und seufzend spricht die Kinderlose »Hätte ich doch ein Kind so roth wie Blut und so weiss wie Schnee!« Gott erfüllt ihre Bitte: es wird ihr ein so schœnes Kind, ein Sohn; aber sie stirbt an der Geburt, und der Mann begræbt sie unter dem Wacholderbaum. Nicht lange, so hat der Knabe eine Stiefmutter und bald auch eine Schwester. Einst lockt die neue Mutter ihn vor die Apfelruhe und heisst ihn sich einen Apfel herausnehmen: da

[1] Sophocles Pandionis hat Welcker a. a. O. mit Gelehrsamkeit und Dichtersinn wieder aufzubauen versucht: den Tereus des Philocles verspottet Aristoph. Av. 281 fgg.
[2] JGrimms Mythol. S. 639.
[3] Wolfs Deutsche Mærchen u. Sagen S. 176.
[4] Müllenhoff a. a. O. S. 137.
[5] Mythol. S. 641.
[6] Volkslieder d. Serben v. Talvj I. 274 fg. 65. 164; vgl. JGrimms Mythol. S. 646 fg. 1088 und, wenn man sich noch darauf berufen darf, die Kœniginhofer Handschrift v. Hanka u. Swoboda S. 174.
[7] Mythol. S. 789.
[8] Br. Grimm 47; vgl. III. 77 fgg.

schlægt sie den schweren Deckel zu, dass es ihm den Kopf abschneidet.[1] Um die That zu verheimlichen, bereitet sie aus dem Kind eine Speise und setzt dieselbe ihrem Manne vor, und er isst mit Begier, aber doch unter beständigem wehmuthsvollem Fragen nach dem Sohne.[2] Marleenken aber, die Schwester[3], die in tiefer Betrübniss weiss, was mit dem Kind geschehen, sammelt all die Knöchlein, die der Vater unter den Tisch geworfen, windet sie in ihr schœnstes seidenes Tuch und legt sie darin unter den Wacholderbaum. Da geht durch den Baum ein Nebel und ein Feuer, und aus dem Feuer fliegt ein schœner herrlich singender Vogel auf: das Tuch aber mit den Knöchlein ist verschwunden. Der Vogel fliegt sofort auf das Haus eines Goldschmiedes und singt[4]:

»Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich ass;

[1] Eben dergleichen scheint in der Völundar kvidha Str. 29 gemeint, wo der Schmied die Söhne des Königs in seine offne Geschmeidetruhe blicken lässt und unmittelbar darauf gesagt wird „sneidh af höfudh kúna theirra.“ Eine Legende vom heil. Franciscus, die Abraham a S. Clara erzählt (Abrahamisches Beschreib-Essen S. 513 fg.), verbindet nicht die Tœdtung eines lebenden, sondern die Wiederbelebung eines getœdteten Kindes mit Äpfeln in einer Truhe: „Ein Vornehmer von Adel ladete Franciscum zu der Tafel: Franciscus sagte ihm zu, doch vorhero woll er predigen. Der Edelmann erfreute sich dessen sehr, schafft der Köchin, sie solle nach Möglichkait die Kuchl versehen; der Herr samt der Frau gehen in die Kirche zur Predigt. Die Köchin dachte „Die ganze Welt lauft gleichsam zu des Franciscus Predigt: ich mag auch nicht allein zu Haus bleiben“, setzt einen grossen Kessel Wasser über das Feuer, und lauft das Mensch auch in die Kirche, lässt das Knabl zu Haus. Wie sie wieder nach Haus kommt, sucht sie das Kind und findts nicht, geht unterdessen in die Kuchl und, o des grossen Unglücks! findet das Kind in dem siedheissen Kessel, und indem sie es wollte herausziehen, war es ganz versotten, kein Glied war an dem andern. Das Mensch voller Schrecken nimmt das Kind in das Fürtuch, tregt und legt es in eine Truhe hinein, klagts dem Vater und der Mutter. Was da für Schmerzen und Leid sich in beider Herren ereignet haben, lasse ich ein mütterliches Herz erachten: nichts desto weniger, wie Franciscus kommt, setzen sie sich zu der Tafel ganz traurig. Unter währendem Essen begehrt Franciscus von dem Edelmann einige Äpfel: der entschuldiget sich, dass er dermalen keine hätte, aber alsobald wollte er um solche schicken. „Nein, ich will nicht“ sagt Franciscus: „dort in der Truhe“ und zeigt darauf, wo die gesottenen Glieder des Kindes lagen, „dort werdet ihr Äpfel finden.“ Der Edelmann voller Glauben geht hin, macht die Truhe auf und siehet, o wunderthætige Macht Francisci! das kleine und versottene Kind liegt frisch und gesund in der Truhe, lacht den Vater an und hält zwei rothe Äpfel in den Händen.“ Eine nicht bedeutungslose Abweichung: auch der Apfel im Beginn unsers Mærchens und der den nachher anzuführenden Mærchens der Waisches ist Sinnbild der Befruchtung und Belebung; in der Völsunga Saga Cp. 4 schickt Odhin einem kinderlosen Königspaareeinen befruchtenden Apfel zu, und die Götter selbst werden durch den Genuss der Äpfel, welche Idhunn besitzt, immer aufs neue verjüngt und so fort bis zur Götterdämmerung: Snorra Edda S. 17.

[2] Gœthes Iphigenie

„Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hœren glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füsse der Erschlagnen hin.“

[3] Marleenken niederdeutsch aus Maria Magdalena.

[4] Gretchen in Gœthes Faust

„Meine Mutter, die Hur, die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm, der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort:
Da ward ich ein schœnes Waldvœgelein.
Fliege fort, fliege fort!“

Das Lied des Mærchens zwingt sich unschœn und sprachwidrig in eine Art von Hochdeutsch hinüber.

Mein Schwester der Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelbaum.
Kiwitt, kiwitt!
Wat vör'n schœn Vagel bün ik!«

Und wie er hier zum Lohne für den Gesang eine goldene Kette erhält, so ersingt er sich noch bei einem Schuster ein Paar rother Schuhe und bei einer Mühle einen Mühlstein. Mit all dem kehrt er auf das Dach des Vaterhauses zurück und singt auch da sein Lied. Nach längerem Zaudern, da die im Hause theils Angst, theils neu erwachte Wehmuth zurückhält, tritt der Vater vor die Thüre und schaut nach dem Vogel hinauf: der lässt ihm die goldene Kette um den Hals fallen. Als der Vater zurückgekommen, geht Marleenken: sie erhält die rothen Schuhe. Endlich nach den beiden auch die Mutter, und auf sie wirft der Vogel den Mühlstein, dass sie zerschlagen daliegt. Und als Vater und Schwester wieder hinaustreten, da geht abermals in dem Baume Dampf und Feuer auf, und da es verweht ist, steht vor ihnen neu belebt der Knabe.

Die Umgestaltung des geschlachteten und gekochten Kindes in einen Vogel hat auch die vorher angeführte griechische Sage von Procne und Itys, das Sammeln und Wiederbeleben der Knöchlein die von Tantalus und Pelops[1], die Legende vom ertrunkenen Kind in Wilhelm Meisters Lehrjahren[2], das Mærchen vom Fitchersvogel[3] und ein nordischer Mythus vom Gotte Thor, wo es aber dessen geschlachtete und verspeiste Böcke sind, die wieder Leben empfangen.[4] Unser Mærchen verbindet stufenweis beides: das Gebein wird zuerst in einen Vogel, der Vogel zurück in das Kind verwandelt. Wirksame Kraft aber bei dieser zweimaligen Wiedergeburt (Wiedergeburt auch insofern, als sie gleichsam aus dem Grabe der Mutter heraus geschieht) üben der Wacholderbaum und das Feuer. Der mythische Bezug der Bäume auf die Menschenschöpfung ist uralt und weitverbreitet[5]; in einem Walachischen Mærchen[6] wachsen an der Stelle des Hofes, wo eine eifersüchtige Magd die ermordeten Zwillinge ihrer Herrinn vergraben hat, zwei Apfelbäume, und auch nachdem diese umgehauen, auch nachdem die aus ihnen gezimmerten Bettstellen verbrannt sind, gehn doch aus einem ihrer goldenen Äpfel durch mehrfache Wandelung zuletzt die Kinder neu belebt hervor. Insbesondre aber bezeichnen den Wacholder schon die verschiedenen Namen, die er trægt, als einen mythisch bedeutsamen Baum des Lebens und

[1] oben S. 36, Anm. 13.

[2] VIII, 9. Die nach und nach zusammengelesenen Knochen werden hier ebenfalls in ein Tuch gehüllt; nur ein Fingerknöchelchen hat sich nicht wiedergefunden und fehlt nun auch dem wiederbelebten Kinde.

[3] Br. Grimm 46.

[4] Snorra Edda S. 28. Einen Schenkelknochen hatte ein mitspeisender Bauernsohn des Markes wegen mit dem Messer zerhauen: davon hinkte nun der eine Bock.

[5] Vgl. meine Abhandlung über die Anthropogonie der Germanen in Haupts Zeitschr. VI, 15 fgg.

[6] Walachische Mærchen v. Schott S. 121 fgg.

der Verjüngung: angelsächsisch *cricbeam* und mittelhochd. *queckolter*, beide gehörend zu *queck* d. h. lebendig. *Wacholder*, entstellt *Wachandel* und *Machandel*, das zu *wach*, lateinisch *juniperus*, das zu *juvenis*, *junior*, *jung* und *pario* gehört.[1] Das Feuer sodann. Möglich, dass jenem, in dessen Seele zuerst das Märchen entstand, nur der feurige Busch Moses[2] vorgeschwebt: aber auch vielfach sonst und allgemein wird das gottentstammte Lebenselement im Leibe des Menschen als ein Feuer aufgefasst.[3] Oder soll man mit Jac. Grimm[4] in dem Baum und dem Feuer lediglich eine märchenhafte Umgestaltung des germanischen Leichenbrands erkennen, weil berichtet oder vielmehr nur behauptet wird, der alte Norden habe sich zum Verbrennen der Leichen des Wacholders bedient? Allerdings fliegt auch die Seele der heiligen Eulalia aus dem Brande des Scheiterhaufens als Taube empor[5]: ich fürchte aber, dem Märchen würde mit solcher Auslegung ein schöner Theil seines tieferen Gehalts entzogen.

Der Vogel, in den das ermordete Kind zunächst übergeht, ist aber nicht allein die Umkleidung von dessen Seele: er ist zugleich durch das Lied, das er von Haus zu Hause trägt, in noch vollerer Weise als dort die Kraniche des Ibycus der anklagende und rächende Verkündiger des Mordes und gleichsam die Verkörperung der Klage und der Rache. So fliegt auch in einem westfälischen Märchen[6] jedesmal, wo die neidischen Schwestern einer Königinn ein neugeborenes Kind derselben ins Wasser werfen, ein singender Vogel in die Höhe, und zuletzt singt wiederum ein Vogel, und wieder wohl der gleiche, dem Könige von der Unthat der Schwestern; die Seelen der drei Kinder, die ohnedies nicht ertrinken, sondern gerettet werden, sind mit dem einen Vogel natürlich nicht gemeint.

Halten wir inne und blicken rückwärts. So viel Beispiele von mythischer und sagenhafter Verwendung der Vögel wir haben kennen lernen, fast ebenso vielmal hätten wir auch den Namen *befiederte Worte* brauchen dürfen: die Vögel, die Mitwisser und Boten so der Menschen wie der Götter sind, die dem wachen wie dem träumenden Auge Vorzeichen geben, die Wandrern den Weg und die Ruhestätte weisen, die eine Unthat bezeugen, die einer Unthat anklagen, die selber erst zu beständig warnender Strafe solch eine Gestalt empfangen haben, sie alle sind nur Worte in Vogelgestalt, befiederte Worte. Mitten aus

[1] Das *—ter* in *queckolter* und *weckalter*, wie der Wacholder gewöhnlich im Altdeutschen heisst, ist auf bekannte Weise aus dem goth. *triu* d. h. Baum entstanden. Ein Adj. *queckol*, althochd. etwa *quechal*, ergiebt sich aus dem Subst. *quichilunga* oder *queculunga*, womit im Althochd. die lat. Worte *fomentum* und *fomes* übersetzt werden (Graffs Sprachschatz IV, 636). Dem *quechal* ist dann *wechal* nachgebildet; Nachbildung von noch einem dritten Stamme, dem Zeitw. *recken*, zeigt *reckal* in der schwäbischen Benennung *Reckholder*, altdeutsch *rekalter*, *rekolter* (Schmellers Bair. Wörterb. III, 42).

[2] Mose II. 3, 2.

[3] Mein Aufsatz über das Lebenslicht in Haupts Zeitschr. VI, 280 fgg.

[4] Ueber das Verbrennen der Leichen S. 54.

[5] Die Stellen oben S. 40, Anm. 9.

[6] „De drei Vögelkens“ Br. Grimm 86.

dieser zusammengeschlossenen Reihe der mannigfaltigsten Anschauungen ist denn auch als ihr einheitlicher Inbegriff, als der kürzeste Ausdruck für die mythische Wechselbeziehung der Begriffe Wort und Vogel jenes homerische *Ἔπεα πτερόεντα* erwachsen: es sind die Worte, die, sobald sie aus der Seele hervor auf die Zunge treten und der Wand der Zähne entfliehn, zu Vœgeln werden, zu Vœgeln wie jene, die Götter und Menschen als Boten senden, zu Vœgeln, die nun davon geflogen sind, die man nicht zurückrufen, nicht wieder einfangen kann, die vielleicht fliegen, wohin sie nicht sollten, und wohin sie sollten, dahin nicht gelangen: »Wie ein Vogel dahin fæhret und eine Schwalbe fleuget, also ein unverdienter Fluch trifft nicht.«[1] An Schnelligkeit wird dabei weiter nicht gedacht, so wenig als Sophocles an deren Gegentheil denkt, wenn er von dem Hemmen der Fittiche scharftœnender Klagen spricht.[2] *Ἄπτερος* aber ist ein *μῦθος*, den der Angeredete nicht unbeachtet an sich vorbeirauschen und zu den übrigen Worten auf die grosse Weide fliegen læsst, den er vielmehr fest hält, dass er bei ihm bleibt und nistet.

Das Wort ist befiedert: so auch wird Fama, die personificierte Rede der Menschen, nicht bloss gleich andern Personen solcher Art mit einem Flügelpaare, sie wird von Virgil[3], so scheint es wenigstens, als ganz bedeckt mit Federn, im *fadhrham*, wie ein Nordländer gesagt hätte, dargestellt; so viel sie aber Federn hat, so viel auch Augen und Ohren und Zungen. Eine Darstellung so ganz im Sinn auch der unclassischen Kunst, dass Hans Sachs für zwei seiner Gedichte, Fama und Nachred, sie mit Begier ergriffen und durch beigefügte Holzschnittbilder noch sinnlicher hat veranschaulichen lassen[4]: Fama ist da ein ganz befiedertes, die Nachred ein nur geflügeltes Weib. Und Abraham a S. Clara giebt dem Geschrei, dem verlästernden Gerüchte, sechs Flügel.[5] Ovid in seiner Schilderung der Fama und ihres luftigen Schlosses[6] gewæhrt von der Art nichts: aber unser Konrad von Würzburg in einer auf Ovid beruhenden Stelle seines Buchs von Troja[7] zieht sogleich die Befiederung und die Vogelgestalt mit herein. Hier überall, das ist der Sache oder doch den Umständen gemæss, unter denen hier Fama und der »Liumet« auftreten, kommt denn auch die Schnelligkeit in Betracht, und die Federn und die Flügel zielen wesentlich mit auf diese.

Die Auslegung, die der Redensart *Ἔπεα πτερόεντα* über die bloss stylistische Bedeutung hinaus eine mythologische zu geben sucht, wird noch besonders bestætigt durch die zahlreichen Fälle, in denen das deutsche Mittelalter ebenso von fliegenden Worten, noch hæufiger aber, auf Grund einer Anschauung gleich jener rœmischen der Fama, von einem Fliegen des Mæres, von dem Mære als einem Vogel spricht, und zwar mit solch einem Wechsel der mannigfaltigsten Wendungen, bei aller Kürze des Ausdruckes mit so lebendiger Sinn-

[1] Sprichw. Salom. XXVI. 2.
[2] Electra 234.
[3] Aen. IV, 173 sqq.
[4] Hans Sachs im Gewande seiner Zeit (v. Becker) Taf. XVII u. XVIII.
[5] Judas d. Erzschelm I, 155.
[6] Metamorph. XII. 39 sqq.
[7] Z. 24062 fgg.

lichkeit und beinah durchgehends so ganz ohne Bezug auf die vogelæhnliche Schnelle, mit Bezug nur auf die weite Verbreitung des Wortes und des Mæres, dass hier der mythische Anstoss vollends unzweifelhaft, die bloss stylistische Auffassung aber gar unmœglich wird. Es sind der Stellen so überaus viele[1], dass ich mich gern auf eine Auswahl beschränke, welche theils durch Zufall, theils mit Absicht ist getroffen worden. Der älteste Beleg gehœrt bereits dem neunten Jahrhundert an; die Reihe der übrigen nimmt ihren Anfang da, wo überhaupt erst unsere Litteratur voller zu strœmen anfängt, im zwölften Jahrhundert.

»Man sol gedenken an ein *wort*, daz was wîlent *vlücke*: durch liep sô sol man leit bewarn« (ein Sprichwort) Frauenlobs Spruch 58, Z. 11. »In dem lande *vlouc* zehant niht wan daz eine *klagewort*«[2] Gottfrieds v. Strassburg Tristan vdHag. 5486 = Massm. 139, 8.

»Von *vlochworden*« von Flugworten, von Hœrensagen, in einer westfælischen Urkunde des 15 Jahrh.: Haltaus Glossarium Sp. 466.

»Ut — *fama*, malum, quo non velocius ullum[3], de minima *meisa* super *aquilarum* magnitudinem excresceret, ut nequaquam jam celari potuisset« Monachi Sangallensis Gesta Karoli I. 25.

»Daz *mære* dô *vedere gewan* von der frouen wol getân; wîten fuor ez ze gazzen« Wernhers Maria in Hoffmanns Fundgruben II, 187, 32.

»Vil schiere *vlouc* daz *mære*, daz dâ bî wære ein rîchez hûs, dâ gienge michil rouch ûz« Kaiserchronik 957. »Daz mære schiere vlouc ubir al heidensc volc« ebd. 8415. »Daz mære flouch dô wîten, daz der hêrre chomen solte« Wernh. Maria 159, 12. »Dô daz mære chom geflogen, daz Herôdes was betrogen von den kunigen drîen, vor leide began er schrîen« ebd. 207, 40. »Harde snel unde balt flouc ze Rôme dat mêre, wi deme dinge wêre« Pilatus 399. »Dô flouc daz mêre uber mere harte wîten in die lant« Herborts Liet von Troye 13704. »Dô flugen disiu mære von lande ze lant« Nibelungen 1362, 2. »Dô flugen disiu mære von schare baz ze schare« ebd. 1530, 1. »Schier vlouc ein mære, erschollen von einem garzûne, daz ein turnei vor[4] Jaschûne über drî tage solde sîn« Heinrichs von dem Türlîn Crône 3208. »Diu mære vlugen drâte von kneht ze ritter über al« ebd. 10357.[5] »Schiere vlugen diu mære, wie« u. s. w. ebd. 10898. »Dur sîner (des Liumetes, der Fama) wende vensterlîn vil manic mære fliuget« Konrads v. Würzburg Trojan. Krieg 24707. »Wâ der arzt dâ wêre, von dem sô wîte mêre vlugen in dem lande« Passional 86, 9 Hahn. »Diu lęidigiu mær flugen in dem hûs umb« Ottocars Oesterreichische Chronik 41 b. »Ze hove kom daz mær geflogen, daz« u. s. w. ebd. 121 b. In Vrîdankes Bescheidenheit 136, 3 das Sprichwort »Sô daz mære ie verrer vliuget, sô man ie mêr geliuget«; weiter ausgeführt im Renner Hugos von Trimberg 4471 »Sô fremdiu mære ie verrer fliegent, sô die liute ie mêr geliegent: wan daz ein mensche nie

[1] Eine Anzahl derselben schon in JGrimms Mythol. S. 850 fg.

[2] Vgl. die πτέρυγας ὀξυτόνων γόων bei Soph. Electra 234.

[3] aus Virg. Aen. IV, 174.

[4] Die Handschriften haben von.

[5] vgl. „Ditz vlouc vom ritter zuo dem kneht" ebd. 2826.

gesach, und daz vil lihte ouch nie geschach, daz *vidert* ez und macheiz niuwe« und 18208 »Manc mære machet oft herzen swære, daz doch sô gar niht freislich wære, der ez ze ôren bringen wolte mit der wârheit, als er solte, der ez[1] mit slehten worten widerte und ez mit lügen etswâ niht viderte: wan sô diu mære ie verrer fliegent, sô die liute ie mêr geliegent. Ein bœse mære wirt gar schier *flücke*: ê dann man[2] hin und her gezücke daz guot, sô wirt ez *vedern bar*, sô[3] daz sîn nieman wirt gewar.« Dazu ein lateinischer Spruch des 13 Jahrhunderts in Mones Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit VII, 506: »Fama boni lente volat invidia prohibente; fama plena malis volat pernicibus aliis«.[4]

»Owî laidiu *nümære*, di nu *fliegent* in die lant« Ruolandes liet 258, 33. »Dit hadden si sô langhe ghedaen ende der minnen sô langhe gheploghen, dattie niemâre was ghevloghen ende ment seide openbâre« Diderics van Assenede Floris 358.

flugkmêre s. v. a. Gerücht in einer Sächsischen Staatsschrift des 15 Jahrh.: Haltaus Glossarium Sp. 466. Auch in Schmellers Bayerischem Wörterbuch II, 606 wird *daz flugmær* angeführt.

Für mære das gleichbedeutende Wort *schal*. »Diser jæmrielicher schal kom geflogen in die stat« Ottocars Oestr. Chronik 71 b.[5]

Gegenstände des Mæres als Subjecte des Fliegens. »Ir *ahte flouc* in die lant« Kaiserchronik 6479. »Dô breitte sich des kunigis *ahtesal*, sie vlouc ubir al« ebd. 6405. »Jâ vlôc des hâbeses *ban* allenthalben in die kristenheit« ebd. 16868. »Dô was von Rôme ein stare *gehut ûz* gegangen und geflogen« Konrads v. Würzburg Silvester 857. »Iuwer *lop* ist *flücke* ûf erden alsô sêre, daz man siht iuwer *êre* alumbe und umbe *sweimen*« dessen Engelhard 693. »Des vlouc *ein* lop über velt« Erzehlung Volrats in Haupts Zeitschrift VI, 497. »Doch sô vlôg sîn *lâmant* unde sîn *pris* ôbir alle furstin in dûtschin landin« Leben des heil. Ludwig von Friedrich Kurdz 15, 15. »Sîn *name* an êren wîte vlouc« Passional 157, 20 Köpke. »Sîn name flouc ûz verre« Legen der heil. Elisabeth in Graffs Diutiska I, 346. »*Spot — slichet* umbe und umbe entwer von dem *ze* dem alsam ein *swal*« Winsbecke 27, 6. »Alsus vlouc Morgânes *tôt* mit maneger hande klage nôt, als obe er *vlücke* wære; *er* seite leidiu *mære* ûf die bürge und in daz lant« Gottfrieds Tristan 5481 = 139, 3. »Der tôt des herzogen ôber al daz[6] lant kam geflogen« Ottocar 590 a.

Als letzter Beleg mögen noch einige Strophen aus einem Meistergesange dienen, der von Martin Schleich »wol in dess Speten Thon« gedichtet und im Jahr 1605 hier zu Basel ist gedruckt worden[7]: ein Beleg nicht ohne Werth, weil er uns das Fliegen des Mæres auf allersinnlichste und eigentlichste Art bewerkstelligt zeigt. Es muss dieses an den Namen

[1] Die Bamberger Ausgabe hat *ez* hinter *worten*.
[2] Bamb. Ausg. *man ez*.
[3] Bamb. Ausg. *ez gar*.
[4] „pernicibus aliis“ aus Virg. Aen. IV, 180.
[5] Verschieden davon im Rolandsliede 215, 7 „der *scal* flouc in die lant“: denn hier ist der Schall eines Hornes gemeint.
[6] Bei Pez zwischen *al* und *daz* noch *in*.
[7] Offener Bogen von Joh. Schrœter unter dem Titel „Die Falsche Königin. Wie sie neun schöner Jüngling mit ihrer falschen Buleschafft, vmb jhr Leben gebracht hat, etc.“

des Albertus Magnus geknüpfte Abenteuer auch in England bekannt gewesen sein: Shakspeare in seinem Hamlet spielt einmal sichtlich darauf an.[1] Bereits neun Jünglinge, so erzählt das Lied, hat eine verbuhlte Kœniginn missbraucht und dann sie tœdten lassen; das zehnte Opfer soll Albertus sein: aber er entgeht ihr.

»Er blickt sie an und thet mit worten sprechen, fraw königin nün jüngling will ich thun rechen, also lass ich mein red gehn euch bleiben, behüt euch Gott ich fahr dahin, in einen waldt staht mir mein sinn, darinn ich euwer vogler bin, als viel ich fach die will ich euch zuschicken.[2]

Der student schwang sich bald hindan, ihm sahen nach vil weib und mann, er satzt sich inn dess waldes plan, darinn fieng er viel vögel merckend eben.

Er satzt sich in dess waldes band, viel vögel flogen ihm zu hand, sie bleiben all ohn netz und bandt, als viel er fieng die liess er all bey leben.

Mit ihn schwang er sich hoch in die lüfften, mit seiner kunst thet er gross wunder stifften, auff einem thurn hoch liess er sich nieder, mit ihm die vögel manigfalt, die er da hat gefangen in dem waldt, sie bleiben all inn seinem gewalt, er band sie da und beschnit in ir gefieder.

Der student was von herzen fro, ieglichem vogel schreib er da, ein briefflein klein das sagt also, item die kœnigin ist ein mörderinne.

Die vögel blieben unzertrant, ieglichem in sein schnabel bant, ein briefflin klein gar unverwandt, er schuff sie hin wol von des thurnes zinne.

Wol für die königin theten sie sich neigen, auff die vögel ward man mit fingern zeigen, man hub ir etwan mengen auff bey der erde, man lass die zetel all zu hand, auff gieng ein offenbliche schand, keiner dörffts thun zum ersten bekandt, man wolts nicht lassen kommen für die werde.

Man scheuchet hin die vogelschar, dess nam der student eben war, erst liess er andere fliegen dar, der königin gut gar eben für die augen.

Da was einer in sonderheit, balieret für die andere gemeyt, die königin het ab im ein frewd, sie greiff nach im er thet sich zu ihr nahen.[3]

Er flog ihr auff die hend mit klugem liste, den zedel felt er zwischen ihre brüste, sie greiff nach ihm der vogel was geschwinde, er flog gar schnelliglichen hin, zu seim meister stund ihm sein sinn, dann sie zerriss mit irem kinn, den zedel gut als wir nuhn klerlich finden.«

Und hiemit endlich wollen wir der langen Abhandlung ein Ende machen, jedoch nur indem wir den ganzen Chor der Vœgel noch vernehmen, den Chor der Vœgel des

[1] III. 4 „unpeg the basket on the house's top, let the birds fly."

[2] Lies *zuschreiben*.

[3] Lies *langen*.

Aristophanes, wie auch dieser sich zum Schluss bereitet. Lassen wir aber, damit sein Wort boni ominis sei, die Art des Mannes, den der hochzeitliche Jubelgesang begrüsst, ganz ausser Acht und halten uns als Grammatiker bloss an den gastlich-collegialischen Wortlaut seines Namens Pisthetairos. Wohlan denn!

Μεγάλαι, μεγάλαι κατέχουσι τύχαι
γένος ὀρνίθων
διὰ τόνδε τὸν ἄνδρ'. ἀλλ' ὑμεναίοις
καὶ νυμφιδίοισι δέχεσθ' ᾠδαῖς
αὐτὸν καὶ τὴν Βασίλειαν.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS